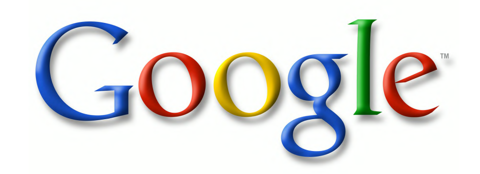
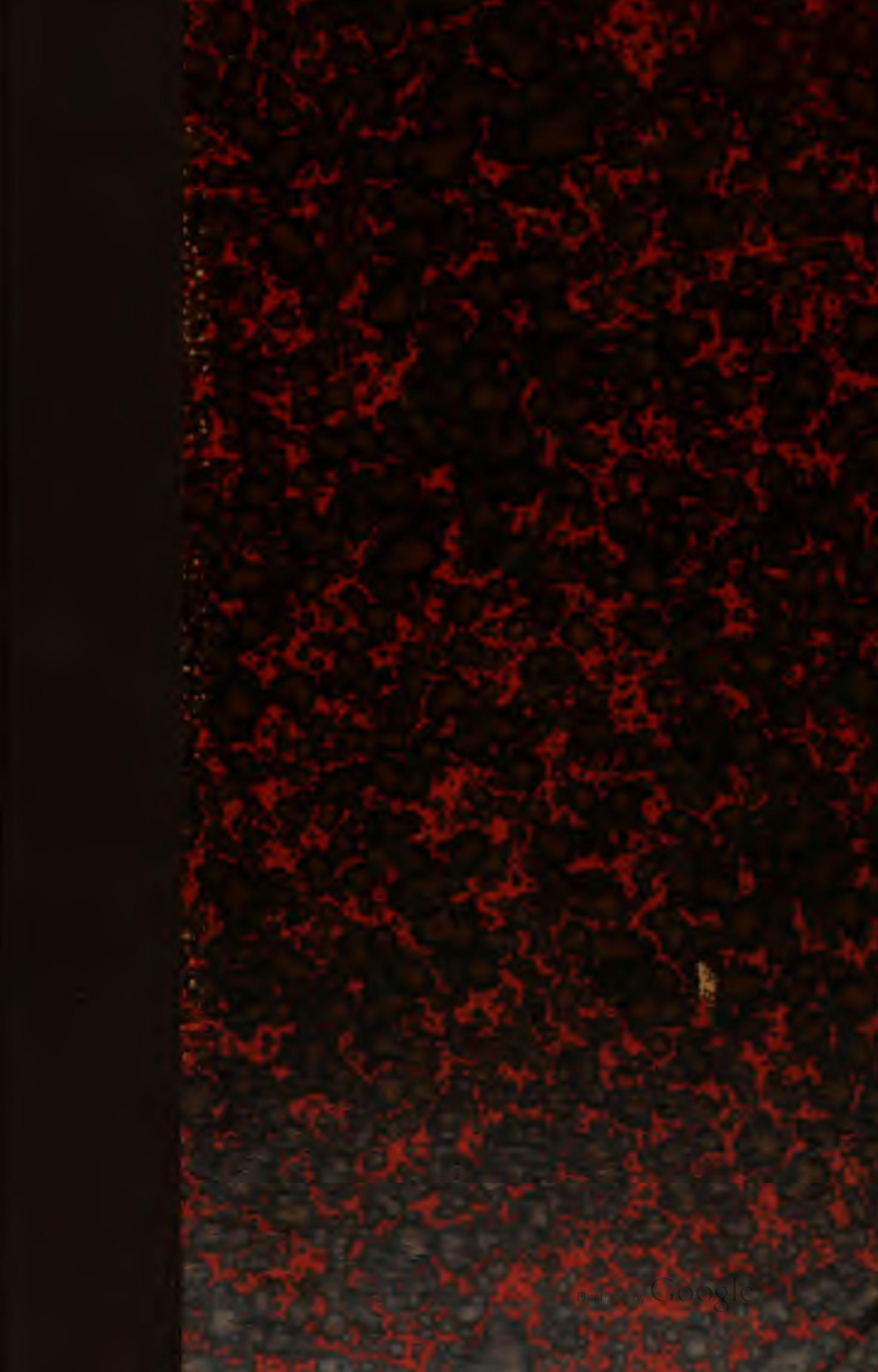
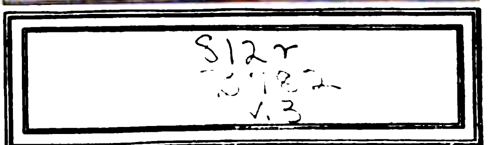
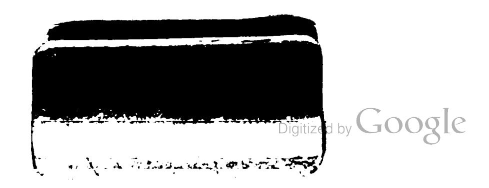





SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


S12r
v.3





Jean Jacques Rousseau.

Sein Leben und seine Werke.

Von

F. Brockerhoff.

Dritter Band.

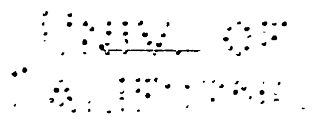
Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1874.

Jean Jacques Rousseau.

Sein Leben und seine Werke.

Von

F. Brockerhoff. X



Dritter Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1874.

Burdach

Inhalt der drei Bände.

Erster Band.

Erster Abschnitt: Genf—Paris. 1712—41.

Zweiter Abschnitt: Paris. 1741—56.

Zweiter Band.

Dritter Abschnitt: La Chevrette. 1756—57.

Vierter Abschnitt: Montmorency. 1757—62.

Dritter Band.

Vierter Abschnitt: Montmorency 1757—62 (Schluß).

Fünfter Abschnitt: Schweiz — England. 1762—67.

Sechster Abschnitt: Frankreich — in der Provinz. — Paris — Ermenonville. 1767—78.

Rousseau's
Leben und Werke.

Vierter Abschnitt.
(Schluß.)

IX.

Es ist ohne Zweifel ein hoher und schöner Beruf, welcher die Frau als Gattin und Mutter erwartet. Sie wird ihn aber nur in befriedigender Weise zu erfüllen vermögen, wenn sie von früher Jugend auf zu ihm herangebildet wird. Leider ist die weibliche Erziehung, wie sie in der Regel betrieben wird, wenig geeignet, ihr diese Bildung zu vermitteln. Wo sie nicht, was doch oft genug der Fall, ganz planlos verfährt, erstrebt sie entweder nur eine rein äußerliche Dressur oder sie faßt Zielpunkte in's Auge, die an sich von sehr zweifelhaftem Werthe, außerhalb der natürlichen Bestimmung des Weibes liegen. Man leitet die Mädchen an, sich im gesellschaftlichen Verkehre möglichst vortheilhaft zu produziren; man bemüht sich auch, sie mit mannigfachen Kenntnissen und Fertigkeiten auszustatten, aber man vergißt, daß sie berufen sind, dereinst an der Seite des Mannes und in innigster Gemeinschaft mit ihm durch das Leben zu gehen. Gewiß war es recht sehr am Orte, daß Rousseau diese Wahrheit, die auch in unsern Tagen noch keineswegs die ihr gebührende Beachtung findet, seinen Zeitgenossen eindringlich an's Herz legte. Vielleicht hat er sie zu stark betont, den *einen* Gesichtspunkt da, wo er die weibliche Erziehung speziell behandelt, zu ausschließlich hervorgehoben. Doch wurde es ihm grade deshalb möglich, ihn consequent zu verfolgen und allseitig zur Geltung zu bringen. Wir haben den betreffenden Abschnitt seines Werkes an der Stelle, an welcher der Verfasser ihn einfügt[1]), übergangen, um den Zusammenhang unserer Darstellung nicht zu unterbrechen. Sehen wir ihn uns etwas näher an.

Im Eingange bemerkt Rousseau, daß die Erziehung des Weibes eine andere sein müsse wie die des Mannes, weil die weibliche Natur und Bestimmung sich von der männlichen durchgreifend unterscheide. Allerdings, fährt er dann fort, geht diese Verschieden-

heit nicht so weit und so tief, daß die Einheit ihres Wesens durch sie aufgehoben würde. Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der menschlichen Gattung sind beiden Geschlechtern gemeinsam und in Allem, was nicht dem Geschlechte angehört, stimmt die Frau mit dem Manne überein. „Sie hat dieselben Organe, Fähigkeiten und Bedürfnisse. Der Körper ist auf dieselbe Weise gebaut und hat die gleichen Bestandtheile. Auch Gestalt und Gesicht sind ähnlich. Kurz, sieht man vom Geschlechte ab, so läuft der Unterschied von Mann und Weib lediglich auf ein Mehr oder Weniger hinaus." Dagegen ist er überall da, wo die sexuelle Bestimmtheit hervortritt, von der größten Bedeutung. Vermöge ihres Geschlechtes stehen Mann und Weib zwar in durchgängiger Wechselbeziehung, zugleich aber in einem entschiedenen Gegensatze. „Verschieden in Allem, was den geschlechtlichen Charakter ausmacht, ist dieser auch die Quelle aller Verschiedenheit, die man unter ihnen wahrnimmt."

Ob das wirklich so zweifellos gewiß ist, wie Rousseau meint, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls hat er Recht, wenn er die Verschiedenheit der Geschlechter, die zunächst auf dem physischen Gebiete in die Augen fällt, auch im inneren Leben, in der Sphäre des Geistes und des Charakters wiederfindet, und ebendarum die Frage, ob sie einander gleichzustellen oder welchem von ihnen der Vorrang gebühre, für eitel und müßig erklärt. „Indem jedes von beiden gemäß seiner besonderen Bestimmung den Zwecken der Natur entspricht, ist es vollkommener, als wenn es dem anderen ähnlicher wäre. Gleich in Allem, was sie gemein haben, können sie in dem, worin sie verschieden sind, nicht miteinander verglichen werden. Zwischen der vollendeten Frau und dem vollendeten Manne darf die Aehnlichkeit des Geistes nicht größer sein als die des Gesichtes, und die Vollkommenheit ist keines Mehr oder Weniger fähig." Rousseau sieht also im Weibe weder mit den nüchternen Denkern des Alterthums ein Geschöpf niedrigeren Ranges, noch mit den Phantasten neuerer Zeit ein Wesen höherer Art. Es steht seiner Ansicht nach nicht über, aber auch nicht unter dem Manne, ist ihm vielmehr vollkommen coordinirt und durchaus ebenbürtig.

Principiell und im Allgemeinen wird nicht leicht Jemand dem weiblichen Geschlechte diesen gleichen Rang und Werth versagen. Faktisch indeß und im Besonderen geschieht es doch nicht selten. Der Grund liegt in der unwillkürlichen Neigung und Gewohnheit des Mannes, die Frau mit dem Maße des eigenen Wesens zu messen. Er glaubt sie geringschätzen zu dürfen, weil er die Eigenschaften, welche er an sich selbst achtet, bei ihr vergeblich sucht, ihre Vorzüge aber für Schwächen und Mängel hält, da er

sie, sofern sie ihm selbst eigen sind, als solche ansehen muß. Eine zutreffende Würdigung des Weibes und eine aufrichtige Anerkennung seiner Gleichberechtigung ist eben nur möglich, wenn das Wesen desselben als ein eigenthümliches, von dem des Mannes durchgreifend verschiedenes erkannt und beurtheilt wird. Wir fügen hinzu, daß auch seine Erziehung nur unter dieser Voraussetzung nach richtigen Grundsätzen zu einem gedeihlichen Ziele geführt werden kann.

Entbehrt sie der vollen und klaren Einsicht in die weibliche Eigenart, so gelangt diese nicht nur nicht zu ihrer normalen Entwickelung, sie wird überdies mehr oder weniger entstellt und corrumpirt, da man die Regeln und Grundsätze, welche für die männliche Erziehung maßgebend sind, bewußt oder unbewußt, auch auf die weibliche anwendet. Rousseau thut daher wohl daran, die Verschiedenheit der Geschlechter zum Ausgangspunkte seiner Erörterungen zu nehmen. Vielleicht ist die Pädagogik, sofern sie sich mit der schöneren Hälfte der Menschheit beschäftigt, zum Theil grade deshalb noch nicht über dürftige Anfänge hinausgekommen, weil sie es versäumt hat, auf dem von ihm eingeschlagenen Wege consequent fortzuschreiten. Doch sehen wir zu, wie er selbst ihn weiter verfolgt.

„Bei der Vereinigung der Geschlechter wirkt jedes zur Erreichung des gemeinsamen Zweckes in gleichem Maße, aber nicht auf dieselbe Weise mit. Aus diesem Unterschiede entspringt die erste Differenz, welche sich in den moralischen Beziehungen beider feststellen läßt. Das eine muß activ und stark, das andere passiv und schwach sein. Es ist unbedingt nothwendig, daß das eine will und kann; es genügt, wenn das andere geringen Widerstand leistet." Ist dieser Grundsatz richtig, so folgt, daß das Weib speciell dazu geschaffen ist, dem Manne zu gefallen. Zwar muß auch der Mann seinerseits dem Weibe gefallen, indeß liegt dazu doch keine so directe Nöthigung vor; sein Verdienst beruht auf seiner Kraft; er gefällt schon deshalb, weil er stark ist. „Freilich", fügt Rousseau hinzu, „ist dies nicht das Gesetz der Liebe, wohl aber das der Natur, die selbst der Liebe vorausgeht."

Ist es die Aufgabe der Frau, zu gefallen und „besiegt zu werden," so muß sie sich dem Manne angenehm machen, doch darf sie ihn nicht herausfordern. „Ihre Gewalt liegt in ihren Reizen; durch sie muß sie ihn zwingen, seine Kraft zu finden und zu gebrauchen. Um diese aber zu beleben, giebt es kein sichereres Mittel, als sie durch Widerstand nothwendig zu machen. Die Eigenliebe verbindet sich dann mit der Begierde und der Eine triumphirt über den Sieg, welchen die Andere ihn davontragen läßt. So kommt es zu Angriff und Vertheidigung; es

entwickelt sich die Kühnheit des einen Geschlechtes und die Schüchternheit des andern, endlich auch die Sittsamkeit und Scham, welche die Natur dem Schwachen als Waffe gab, um sich den Starken zu unterwerfen."

Uns mag es auffallend erscheinen, daß Rousseau es für nöthig hält, diese seine Ansicht näher zu begründen. Wir zweifeln schwerlich daran, daß „die Natur nicht beiden Geschlechtern dasselbe Entgegenkommen vorgeschrieben hat", und glauben ebenso wenig, daß „wer zuerst das Verlangen empfindet, es auch zuerst an den Tag legen müsse." Auch bedürfen wir keines Beweises dafür, daß „die Schamhaftigkeit eine natürliche und wesentliche Eigenschaft des Weibes ist", wenn wir es auch unentschieden lassen, ob sie ihm „zu dem Zwecke gegeben worden, seine unbegrenzten Begierden in Schranken zu halten." In der Zeit und Umgebung aber, in welcher Rousseau lebte, war dieser Nachweis keineswegs überflüssig, denn es fehlte damals nicht an sogenannten Philosophen, welche das Gefühl der Scham als das Produkt menschlicher Willkür für ein eitles Vorurtheil erklärten, und wenigstens in den höheren Kreisen der Gesellschaft nicht an jungen und alten Damen, welche diese Lehre praktisch zu bewähren suchten. Rousseau hatte daher allen Grund, sie zu bekämpfen, und er thut das, indem er nicht nur die Scheingründe widerlegt, welche man für sie anführte, sondern auch die wohlthätigen Folgen ins Licht stellt, die aus der naturgemäßen Zurückhaltung des Weibes für es selber entspringen. In's Besondere führt er genauer aus, wie eben der Widerstand, welchen die Frau innerhalb gewisser Grenzen dem Manne zu leisten genöthigt wird, ihn trotz seiner Stärke von ihr abhängig und sie trotz ihrer Schwäche zu seiner Herrin macht.

Uebrigens zeigt sich die Differenz von Mann und Weib auch darin, daß das Geschlecht für beide eine sehr verschiedene Bedeutung und Wichtigkeit hat. „Der Mann ist das nur in bestimmten Augenblicken; das Weib ist Weib sein ganzes Leben oder doch die ganze Zeit der Jugend hindurch." Unaufhörlich wird es an sein Geschlecht erinnert, und um die Pflichten, die dasselbe ihm auferlegt, gut zu erfüllen, bedarf es einer äußeren Lebenslage, wie einer Denk- und Gefühlsweise, welche der Lösung dieser Aufgabe unmittelbar dienen. Es bedarf der Schonung in der Schwangerschaft, der Ruhe im Wochenbette. Die Ernährung der Kinder bedingt eine weichliche sitzende Lebensweise; ihre Erziehung fordert Geduld und Milde, einen Eifer und eine Zuneigung, die nichts zurückschreckt. Die Frau ist auch das Band zwischen den Kindern und ihrem Vater; sie allein macht sie ihm lieb, denn sie giebt ihm die Gewißheit, daß es die seinigen sind. Ihr vor Allem liegt es

ob, durch stete zärtliche Fürsorge die Einheit in der Familie aufrecht zu erhalten. Sie würde aber diesen Anforderungen nicht genügen können, wäre sie nicht von Natur dazu disponirt; nicht das Nachdenken oder die Tugend, sondern die angeborene Neigung setzt sie in den Stand, ihnen gerecht zu werden.

Wie das Maß der Pflichten, welche das Geschlecht dem Einzelnen zuweis't, beim Weibe größer ist, als beim Manne, so auch die Strenge derselben. Beklagt sich die Frau über die Ungleichheit, welche in dieser Beziehung zwischen ihr und dem Manne besteht, so hat sie Unrecht. Denn dieselbe ist keineswegs eine menschliche Einrichtung, jedenfalls nicht das Werk der Vorurtheile, sondern das der Vernunft. „Zwar ist es Niemandem erlaubt, die gelobte Treue zu brechen, und der treulose Gatte begeht ohne Zweifel ein großes Unrecht. Aber die treulose Gattin thut mehr. Sie löst die Familie auf und zerreißt alle Bande der Natur. Indem sie den Mann wie die Kinder täuscht, gesellt sie zur Untreue den Verrath." Rousseau liebt es, das Unheil, welches die Frau durch den Bruch der ehelichen Treue anrichtet, in den schärfsten Zügen und mit den dunkelsten Farben zu schildern. Zu einer Zeit, wo das Spiel mit dieser heiligsten Pflicht fast zur Mode geworden, war solcher Mahn- und Weheruf wohl am Orte. Aber auch heute ist es, und selbst in bürgerlichen Kreisen rathsam, fort und fort daran zu erinnern, wie es von der größten Wichtigkeit ist, daß „die Frau nicht blos treu sei, sondern auch von Jedermann dafür gehalten werde, daß auch die Bewahrung des Scheines zu ihren Pflichten gehört, daß Ehre und guter Ruf für sie nicht weniger nothwendig sind als die Keuschheit." Es genügt nicht, daß sie selbst sich ihrer Tugend bewußt ist; sie muß auch vor aller Welt von ihr Zeugniß ablegen und eben darum mit der gewissenhaftesten Aufmerksamkeit über ihre Haltung und ihr Benehmen wachen.

Man sieht, Rousseau basirt die geschlechtliche Eigenheit des Weibes vorzugsweise auf die Rolle, welche es als Quelle und Trägerin der Familie zu spielen hat. Vielleicht ist diese Grundlage nicht breit genug; an Sicherheit dürfte es ihr aber ebensowenig fehlen, wie an allgemeiner Gültigkeit. Rousseau bemerkt mit Recht, daß, wenn auch nicht jede Frau Kinder hat, es doch die Bestimmung aller bleibt, deren zu haben. Mag es immerhin Ausnahmen geben, sie bestätigen nur die Regel, daß das Weib berufen ist, Gattin und Mutter zu sein. Steht das aber fest, so folgt, daß die weibliche Natur und Sitte diesem Berufe entsprechen muß und nicht durch die des Mannes ersetzt oder verdrängt werden darf. „Nur wer, wie Plato, das Recht und die Nothwendig-

keit der Familie in Abrede stellt und deshalb nicht weiß, was er mit den Frauen anfangen soll, kann auf den Gedanken kommen, sie zu Männern machen zu wollen." Auch läßt sich nicht verkennen, daß die moderne Emancipation der Frauen, sofern sie darauf ausgeht, den Unterschied der beiden Geschlechter zu verwischen, die fortschreitende Auflösung des Familienlebens zur Voraussetzung, wie zur Folge hat. Man muß daher die Schranke, welche die Natur zwischen Mann und Weib aufrichtet, statt sie zu beseitigen, möglichst zu befestigen suchen, wenn man anders den Fortbestand der Familie für nothwendig hält. Rousseau seinerseits ist überzeugt, daß diese die natürliche Grundlage aller staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung bildet. „Das künstliche Gefühl der Gemeinschaft, welches die weiteren socialen Kreise zusammenhält, entspringt aus den süßeren Empfindungen, die den Gliedern der Familie von Natur einwohnen. Die Zuneigung, welche man für seine nächste Umgebung hegt, ist die Quelle der Liebe, die man dem Staate schuldet. Nur vermittelst des kleinen Vaterlandes, welches die Familie ist, wendet sich das Herz dem großen zu; es giebt keinen guten Bürger, der nicht zuvor ein guter Sohn, Gatte und Vater gewesen."

Wird die eigenthümliche Lebensaufgabe des Weibes anerkannt, so versteht es sich von selbst, daß auch seine Erziehung ihre eigenen Wege zu gehen hat. Insofern freilich stellt Rousseau sie der männlichen gleich, als er ihr ebenso wie dieser, wiewohl aus anderen Gründen und gewiß mit größerem Rechte, den Charakter der Oeffentlichkeit abspricht. Die höheren Töchterschulen und weiblichen Akademien unserer Zeit würden in seinen Augen keine Gnade gefunden haben. Denn er hält dafür, daß die Erziehung der Mädchen und im Wesentlichen auch ihr Unterricht dem Hause, den Eltern, zunächst und vor Allem der Mutter obliegt. Fragen wir aber, wie und nach welchen Grundsätzen sie zu leiten ist, so gilt auch hier die höchste Norm aller Menschenbildung: Folge stets der Richtschnur, welche die N a t u r an die Hand giebt. Man achte und ehre als ihr Werk jede Eigenthümlichkeit des weiblichen Charakters, auch diejenigen, welche in der Regel als Mängel oder Schwächen angesehen werden. Es ist, wie Rousseau glaubt, nur der bornirte Hochmuth des Mannes, der da Fehler und Gebrechen sieht, wo es sich in Wahrheit um werthvolle und nothwendige Eigenschaften handelt. Man hüte sich, diese vermeintlichen Mängel auszurotten, begnüge sich vielmehr damit, ihre allerdings mögliche Ausartung zu verhindern. Beruht doch grade auf ihnen vorzugsweise die Macht,

durch welche das schöne Geschlecht sich das starke unterwirft. So würden die Frauen ohne die Gefallsucht und Coquetterie, die man ihnen vorzuwerfen pflegt, schwerlich im Stande sein, die Männer an sich zu fesseln. Nicht ohne Grund sind sie beständig bemüht, ihre äußere Erscheinung in das vortheilhafteste Licht zu stellen, und die kleinen Künste der Toilette, welche sie so beharrlich pflegen, haben ihre großen Wirkungen. Es ist ihre Schönheit, die zunächst den Mann zu ihnen hinzieht. Er liebt es, sie geschmackvoll gekleidet zu sehen; gern und willig läßt er sich durch die Reize bestricken, die ihr naiv coquettes Benehmen auf ihn ausübt.

Ebenso widersinnig wie das Bestreben, dem Weibe die Schwächen zu nehmen, in welchen seine Stärke besteht, sind die Versuche, ihm die Vorzüge des Mannes zu geben, die nur seine Ohnmacht documentiren würden. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß es einzelne Frauen giebt, die es den Männern in deren eigener Sphäre gleich oder gar zuvorthun können. Im Allgemeinen aber bleiben sie stets hinter ihnen zurück, wenn sie die Rechte derselben usurpiren wollen, während sie überall da den Vorrang behaupten, wo sie ihre eigenen Befugnisse zur Geltung bringen. Wer daher die Anlagen und Fähigkeiten, welche sie mit den Männern gemein haben, ausbildet, dagegen diejenigen, welche sie speziell als die ihrigen ansehen dürfen, vernachlässigt, wirkt offenbar zu ihrem Nachtheile. Auch wissen sie das, fügt Rousseau hinzu, selbst sehr wohl; zu schlau, um sich von ihren galanten Verehrern dupiren zu lassen, versuchen sie zwar, sich die Vorzüge des Mannes anzueignen, geben aber darum die ihrigen keineswegs auf. Indeß, wie klug dieses Verhalten auch sein mag, es hat doch die nachtheilige Folge, daß sie weder die einen, noch die anderen so recht geltend machen können. Ohne sich auf das Niveau des Mannes zu erheben, bleiben sie *unter* dem eigenen und verlieren so die Hälfte ihres Werthes. Besser demnach, sie verzichten darauf, etwas Anderes sein zu wollen als sie ihrer Natur nach sind.

Dieselbe Beschränkung ist den Erziehern der weiblichen Jugend zu empfehlen. Wollen sie ihre Aufgabe erfolgreich lösen, so dürfen sie keinen Augenblick vergessen, daß sie in ihren Zöglingen künftige *Frauen* heranzubilden haben. Freilich nicht Frauen im gewöhnlichen Philistersinne. Rousseau ist weit entfernt, die Ansicht derer zu theilen, welche das Mädchen hinlänglich gebildet glauben, wenn es die Geschäfte der Haushaltung versteht; die Gefährtin des Mannes darf nicht zu seiner Magd herabgesetzt und ein Wesen, bestimmt zu empfinden und zu erkennen, nicht zu einem Automaten degradirt werden. Nicht zwecklos hat die Natur den Frauen jenen anziehenden, feinen und aufgeweckten Geist gegeben, welcher sie aus-

zeichnet; sie will, daß sie ihn ebenso wie ihre körperliche Schönheit, pflegen und ausbilden, daß sie denken, urtheilen, lieben und erkennen. Sie bedürfen dieser geistigen Waffen, um die physische Kraft, welche ihnen fehlt, zu ersetzen; sie bedürfen ihrer nicht minder, um die Kräfte des Mannes zu lenken. Sie müssen daher viele Dinge lernen, aber nur solche, die sich für sie eignen.

Vor Allem ihre Pflichten und was zur Erfüllung derselben nothwendig oder dienlich ist. Die Pflichten aber, welche der Frau obliegen, beziehen sich vorzugsweise auf den Mann. Es ist ihre Aufgabe, ihn zu erziehen, wenn er jung, ihn zu pflegen, wenn er erwachsen ist; sie soll ihn berathen und trösten, ihm das Leben süß und angenehm machen, die Freude seiner Augen und seines Herzens, der Gegenstand seiner Achtung und Liebe sein. Die Gesundheit der Mutter bedingt die der Kinder; von den Frauen wird die erste Erziehung der Männer geleitet; sie entscheiden über ihre Sitten und Neigungen, ihren Geschmack und ihre Vergnügungen, über das Glück oder Unglück ihres Lebens. Rousseau fordert daher, daß die Erziehung des Weibes stets sein Verhältniß zum Manne im Auge behalte, von ihm ihre Richtung und ihre Zielpunkte entnehme. Es ist dies um so nothwendiger, da die Frau nicht blos durch ihren Beruf, sondern auch durch die Bedingungen, an welche für sie die Gewinnung einer angemessenen Lebensstellung geknüpft ist, auf den Mann hingewiesen wird. Erinnern wir uns, daß zwar jedes der beiden Geschlechter für das andere geschaffen, ihre gegenseitige Abhängigkeit aber nicht dieselbe ist. Denn die Männer hängen von den Frauen durch ihre Begierden, diese von jenen auch noch durch ihre Bedürfnisse ab. Wir können eher ohne sie, als sie ohne uns existiren. Damit sie haben, was sie brauchen, und die Stellung einnehmen, welche Natur und Neigung ihnen anweisen, müssen wir sie ihnen geben und geben *wollen*. Ebendarum hängen sie von unserer Ansicht und Gesinnung, von dem Werthe, den wir ihrem Verdienste, von der Bedeutung ab, die wir ihren Reizen und Tugenden beilegen. „Das Naturgesetz selbst will es, daß sie sowohl in ihrem, wie im Interesse ihrer Kinder, dem Urtheile der Männer unbedingt unterworfen sind. Es genügt nicht, daß sie Achtung verdienen, sie müssen geachtet *werden*; es reicht für sie nicht aus, schön zu sein, sie müssen *gefallen*; wie verständig und sittlich sie auch sein mögen, es nützt ihnen wenig, wenn sie nicht auch dafür *gelten*.“ Der Mann, wenn er recht thut, ruht lediglich auf sich selbst und kann dem öffentlichen Urtheile Trotz bieten. Die Frau aber, welche recht handelt, hat ihre Aufgabe erst zur Hälfte erfüllt; für sie ist, was man von ihr *denkt*, ebenso wichtig, wie das, was sie *ist*. „Die öffentliche

Meinung, welche für den Mann das Grab der Tugend, ist für die Frau ihr Thron."

Ihre Bedürfnisse nicht minder, wie ihre Pflichten verlangen, daß die Frau speciell für den Mann erzogen wird. Ihre natürlichen Neigungen fordern dasselbe. Es läßt sich nicht verkennen, daß jede Frau wünscht und bestrebt ist, sich die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen der Männer zu sichern. Freilich, fügt Rousseau hinzu, ist es ein großer Unterschied, ob sie dem Manne von Verdienst, dem wahrhaft achtungswerthen Manne zu gefallen wünscht, oder aber den faden Schwätzern und weibischen Schwächlingen, die ihr eigenes Geschlecht ebenso entehren, wie das, welchem sie nacheifern. Weder die Natur, noch die Vernunft kann die Frau bestimmen, an den Männern das zu lieben, was ihr ähnlich ist. Auch darf sie ihre Zuneigung nicht dadurch gewinnen wollen, daß sie sich ihnen in Haltung und Benehmen accommodirt. In dem Augenblicke, wo sie die bescheidene Zurückhaltung ihres Geschlechtes aufgiebt, um in den leichtfertigen Ton ihrer sogenannten Anbeter einzugehen, entsagt sie ihrem Berufe, statt ihm zu folgen, nimmt sie sich selbst die Rechte, welche sie an sich zu reißen denkt. Zwar hört man sie nicht selten versichern: wären wir anders, so würden die Männer sich gleichgültig gegen uns verhalten. Doch ist dies eine, oft genug bewußte Täuschung. „Um an Narren Gefallen zu finden, muß man selbst eine Närrin sein, und der Wunsch, Leute dieser Art an sich zu fesseln, verräth den schlechten Geschmack derjenigen, welche ihn hegt." Die Frau, welche die wahren Männer liebt und ihnen zu gefallen wünscht, weiß auch die Mittel zu finden, die ihrer Absicht entsprechen. Sie wird dabei die Eigenthümlichkeit ihres Geschlechtes nicht verläugnen; die Coquetterie gehört eben zu ihrem Wesen. Aber diese wechselt Form und Gegenstand je nach den Zwecken und Gesichtspunkten, zu und aus welchen sie entfaltet wird.

Nicht also für den Mann schlechthin, sondern für den Mann, wie er sein soll, hat die weibliche Erziehung ihren Zögling heranzubilden. Ohne Zweifel ist diese Beschränkung ihrer Aufgabe wohl berechtigt. Ob aber Rousseau die Aufgabe selbst richtig bestimmt hat, dünkt uns doch zweifelhaft. Zwar wer möchte leugnen, daß die Frau berufen ist, die Gefährtin des Mannes und die Trägerin des Familienlebens zu sein? Aber diese ihre nächste Bestimmung ist nicht die einzige. Wie sehr sie auch in Leben und Entwickelung vom Manne äußerlich abhängt und innerlich bedingt ist, der Schwerpunkt ihres Daseins liegt nicht in ihm, sondern in ihr selbst. Sie ist, wenn auch auf den Mann angewiesen, kein Appendix desselben, und die bessere Hälfte, als welche sie ohne ihn nicht zu

existiren vermag, doch zugleich ein Ganzes für sich. Rousseau hat das, man kann nicht sagen übersehen, wohl aber zu wenig berücksichtigt. Indem er dem Weibe mit Recht die Selbständigkeit des Mannes abspricht, nimmt er ihm auch die, auf welche es begründeten Anspruch hat, und weil er es nicht ohne Grund für verderblich hält, ihm männliche Eigenschaften octroyiren zu wollen, macht er es unmöglich, seinen menschlichen Gehalt rein und ganz zur Geltung zu bringen. Freilich faßt er die Beziehung zum Manne in einem so weiten Sinne, daß sie der Entwickelung aller wesentlichen Kräfte und Anlagen Raum läßt. Indeß kann diese Entwickelung, weil sie Ziel und Richtung von einem bestimmten Verhältnisse entnimmt, doch immer nur eine einseitige sein. Dies zeigt sich auch darin, daß Rousseau, allerdings ganz folgerecht, die Wirksamkeit der Frau auf Haus und Familie beschränkt. Geht ihr Wesen in die Beziehung zum männlichen Geschlechte auf, so wird sie nur ausnahmsweise aus dieser Sphäre heraustreten dürfen. Doch wie wahr es ist, daß die weibliche Thätigkeit im häuslichen Leben den geeigneten, von der Natur selbst bereiteten Raum zu ihrer Entfaltung findet, sie erschöpft sich nicht in ihm, sondern greift in die weiteren gesellschaftlichen Kreise über. Rousseau ist weit entfernt, diese sociale Bedeutung der Frau zu verkennen, er hebt sie unseres Erachtens nur nicht genügend hervor. Auch ist er in seinen Principien keineswegs so befangen, daß er nicht, wenn er in das Detail der weiblichen Erziehung eintritt, mehrfach über sie hinausginge.

Wie beim Knaben, so muß auch beim Mädchen die Pflege des Körpers der Bildung des Geistes vorausgehen. Das Ziel aber, welches dieselbe anzustreben hat, ist für beide Geschlechter verschieden; bei dem einen gilt es die Entwickelung der Kraft, bei dem anderen die der Anmuth. Doch meint Rousseau nicht, daß bei jedem von ihnen die ihm angemessene Eigenschaft ausschließlich zu kultiviren sei. Der Mann bedarf einer gewissen Gewandtheit, um was er unternimmt, mit Leichtigkeit auszuführen, die Frau eines gewissen Maßes von Kraft, um was sie thut, mit Grazie zu thun. Sie bedarf dieser Kraft auch deshalb, weil die Stärke der Kinder von der ihrigen abhängt und ihre Verweichlichung die der Männer nothwendig nach sich zieht. Rousseau fordert daher mit Recht, daß die Erziehung es sich angelegen sein lasse, ihre physischen Kräfte in geeigneter Weise zu entwickeln. Zu dem Ende empfiehlt er, der weiblichen Jugend eine

größere Freiheit der Bewegung zu gestatten, als ihr namentlich in den höheren Kreisen der Gesellschaft eingeräumt zu werden pflegt. Er findet es widersinnig, daß „das Mädchen beständig unter den Augen seiner Mutter im wohlverschlossenen Zimmer dasitzt, nicht wagt, sich nach Belieben zu erheben, umherzugehen oder auch nur den Mund zu öffnen, daß es kaum einen freien Augenblick hat, um zu spielen, zu laufen, zu springen, kurz, sich der seinem Alter natürlichen Ungebundenheit zu überlassen". Diese stete Einengung wirkt um so nachtheiliger, da ihr in der Regel eine maßlose Verzärtelung zur Seite geht. Besser doch, man giebt dem Kinde eine etwas gröbere Nahrung, gewöhnt es an ein härteres Lager, schützt es weniger sorgfältig vor jedem rauhen Luftzuge. Darf es sich zugleich nach Herzenslust im Freien herumtummeln, so wird es sich die strengere Lebensweise gern gefallen lassen, denn sie sichert ihm ein geistiges und leibliches Wohlbefinden, wie es bei dem gegenwärtig herrschenden Regime nur noch ausnahmsweise angetroffen wird.

Wollen wir lernen, wie die weibliche Jugend natur- und vernunftgemäß zu erziehen ist, so müssen wir, meint Rousseau, bei den alten Griechen in die Schule gehen. Zwar hält er es nicht grade für nothwendig, daß die Mädchen nach Art der Spartanerinnen zu militärischen Exercitien herangezogen werden. Wohl aber scheint es ihm eine nachahmungswerthe Sitte, sie bei religiösen und anderen Festen, zu größeren Schaaren vereinigt, öffentlich auftreten zu lassen. „Mit Blumen bekränzt, boten sie, Hymnen singend und Tanzchöre bildend, ein reizendes Schauspiel, während die angenehmen, mäßigen und heilsamen Uebungen, welche diese Aufzüge mit sich brachten, zu ihrer Kräftigung dienten, und der lebhafte Wunsch, den Zuschauern zu gefallen, die Bildung des Geschmackes beförderte, ohne die Sittlichkeit irgendwie zu gefährden." Rousseau ist geneigt, die unvergleichliche Anmuth der griechischen Frauen vorzugsweise dem in Rede stehenden Gebrauche zuzuschreiben. Er glaubt nicht minder, daß die leichte, bequeme Kleidung, deren sich die Griechen bedienten, sehr viel zu dem schönen Ebenmaß beitrug, welches wir noch jetzt an den antiken Statuen bewundern. Alle die barbarischen Bande und Fesseln, welche bei uns den Körper in der Presse halten und das freie Spiel seiner Glieder beständig hemmen, waren ihnen fremd. Auch „kannten ihre Frauen jene Schnürleiber nicht, durch welche die unsrigen ihre Taille mehr entstellen als hervorheben." Rousseau will nicht näher untersuchen, wie es kommt, daß die moderne Damenwelt sich einen solchen Küraß anzulegen liebt. Jedenfalls ist er ebenso unvereinbar mit dem guten Geschmack, wie mit der Gesundheit. Denn Alles, was

die Natur hemmt und beengt, ist unschön, mag es nun zum Schmucke des Körpers oder des Geistes dienen. „Stets müssen Leben, Gesundheit, Vernunft und Wohlbefinden den Vorrang haben. Es giebt keine Grazie ohne Leichtigkeit; Schwäche und Zartheit sind nicht dasselbe, und wer gefallen will, darf nicht kränklich sein. Man erregt eben Mitleid, wenn man leidet; Freude und Verlangen suchen die gesunde Frische."

Man könnte nicht sagen, daß es überflüssig geworden, diese Wahrheiten der Beherzigung zu empfehlen. Die vielen bleichen Gesichter und hinfälligen Gestalten, welche uns unter den Mädchen und Frauen der höheren und mittleren Stände begegnen, ihr stetes Kränkeln vor und in der Ehe, ihre Unfähigkeit, die nächsten und einfachsten Mutterpflichten zu erfüllen, beweisen zur Genüge, daß die Mahnungen Rousseau's noch immer am Orte sind. Zwar ist der geschmacklose Küraß, welcher die Frau wie eine Wespe in zwei Hälften zerschnitt, so ziemlich verschwunden, die unfreie weibliche Lebensweise aber, wenn auch in etwa reformirt, im Wesentlichen dieselbe geblieben. Auch läßt sich nicht leugnen, daß Kleidung und Schmuck des schönen Geschlechts den Gesetzen der wahren Schönheit vielfach noch ebenso widersprechen, wie vor hundert Jahren. Der Grund dieser Thatsache liegt in der Herrschaft der Mode, die in ihrem beständigen Wechsel mit dem guten Geschmack unverträglich ist. Denn „die Gesichter ändern sich nicht mit ihr, und da die Gestalt dieselbe bleibt, so steht ihr, was ihr einmal gut steht, immer gut." Will man daher der herrschenden Geschmacklosigkeit steuern, so trage man Sorge, daß die Mädchen bei Zeiten die Mode und ihre Launen verachten lernen. Sie müssen wissen, daß „der wahre Triumph der Schönheit darin besteht, durch sich selbst zu glänzen und aller äußere Schmuck nur eine Ergänzung der persönlichen Reize sein darf." Sind sie davon überzeugt, begreifen sie, daß die Person um so weniger beachtet wird, je mehr ihre Umhüllung in die Augen fällt, und daß ein reicher, kostbarer Putz im Grunde nur dazu gut ist, persönliche Mängel und Gebrechen zu verdecken, so werden sie von selbst der einfachsten Toilette den Vorzug geben und es überflüssig finden, sich tagtäglich stundenlang mit ihr zu beschäftigen.

Daß sie aber so denken, ist weit wichtiger, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Es liegt nicht blos in ihrem persönlichen, noch auch allein im Interesse des guten Geschmacks. Die sklavische Abhängigkeit von der Mode nöthigt gar oft zu Ausgaben, die sich ohne Gefährdung des häuslichen Wohlstandes nicht bestreiten lassen. Schlimmer noch ist, daß eine Frau, die beständig an ihre Toilette denkt, sich wenig um Gatten und Kinder kümmert.

Auch muß da, wo der Sinn vorwiegend auf äußere Dinge gerichtet ist, die Entwickelung des inneren Lebens nothwendig zurückbleiben. Es kann daher nicht weiter auffallen, daß wahre Geistes- und Herzensbildung bei putzsüchtigen Modedamen selten oder nie zu finden ist. Wie verderblich aber die Neigung zum Schmuck für die Frauen und ihre Umgebung werden kann, sie ist an sich gut und berechtigt. Die Natur selbst hat sie dem weiblichen Herzen eingepflanzt; auch tritt sie schon in den frühesten Lebensjahren in den Spielen der Kindheit hervor. Während der Knabe Lärm und Bewegung sucht; wendet sich das Mädchen mit Vorliebe den Gegenständen zu, welche in die Augen fallen und zur Zierde gereichen, vor Allem seiner Puppe, die es unablässig stets von Neuem und schöner zu schmücken bestrebt ist. Die Erziehung darf diesen natürlichen Hang nicht ignoriren oder gar unterdrücken wollen, muß ihn vielmehr zu leiten und für ihre höheren Zwecke zu verwerthen suchen. Nichts liegt z. B. näher, als das Interesse des Kindes an seiner Puppe zu einem wirksamen Motiv seines Thätigkeitstriebes zu benutzen. Statt ihm die Dinge, deren es zu ihrer Ausschmückung bedarf, darzubieten, gebe man ihm Anleitung, sie soviel wie möglich selbst anzufertigen. Es wird bald genug merken, daß es viel bequemer ist, vom eigenen Fleiße, als von fremdem Wohlwollen abzuhängen, und sich mit Freuden einer Arbeit widmen, die auf sein Vergnügen abzielt.

Rousseau meint, daß dieser Weg, einmal betreten, leicht weiter verfolgt werden kann. Die kleinen Mädchen pflegen sich vor der Zeit für erwachsen zu halten, und bilden gern die Talente aus, von welchen sie glauben, daß sie ihnen später dienen werden, sich zu schmücken. Sie verstehen sich nur mit Widerstreben dazu, lesen und schreiben zu lernen, lieben es dagegen, sich mit der Nadel zu beschäftigen. Man wird sie deshalb ohne Mühe dahin bringen können, sich im Sticken, Nähen und anderen Arbeiten dieser Art willig und mit Erfolg zu üben. Auch würde es nicht schwer sein, ihnen Interesse am Zeichnen einzuflößen, denn „diese Kunst steht zu der, sich geschmackvoll zu kleiden, in naher Beziehung.“ Es kommt eben nur darauf an, daß sie ihnen unter diesem Gesichtspunkte nahe gebracht wird. Man behellige sie nicht mit Landschaften oder gar mit Figuren, sondern beschränke sich auf Blumen, Früchte, Blattwerk, Draperien, kurz auf Gegenstände, die geeignet sind, ihren Sinn für schöne Umrisse und elegante Conturen auszubilden. Sie eignen sich so an, wovon sie später Gebrauch machen können. Und daran liegt sehr viel; es ist für die Frauen noch viel wichtiger als für die Männer, daß sie sich „lediglich um die Erwerbung von nützlichen, anwendbaren Kenntnissen bemühen.“

Denn „wird auch ihr Leben weniger von mühevollen Arbeiten in Anspruch genommen, es verläuft doch in beständiger Thätigkeit und gestattet ihnen nicht, sich aus persönlicher Liebhaberei der Pflege irgend eines Talentes auf Kosten ihrer Pflichten hinzugeben.“

Man lehre also die Mädchen nur das, was für sie von Nutzen ist, sorge aber zugleich dafür, daß ihnen dieser Nutzen einleuchte. „Die Kunst der Mutter besteht grade darin, daß sie bei Allem, was sie vorschreibt, Zweck und Anwendung deutlich zu machen weiß.“ Da die Intelligenz der Mädchen sich frühzeitig entwickelt, früher als die der Knaben, so wird es an dem erforderlichen Verständniß nicht fehlen, vorausgesetzt daß „man ihnen nur solche Dinge zumuthet, deren Nutzen sie selbst erfahren oder doch voraussehen können.“ Dahin aber dürften, wie Rousseau glaubt, Lesen und Schreiben zunächst nicht gehören. Die Mädchen sind in jungen Jahren außer Stande, zu begreifen, wozu diese Kenntniß dient. Auch gehören die Gründe, mit welchen man ihre Aneignung zu motiviren pflegt, nicht ihrem, sondern dem Gesichtskreise der Erwachsenen an. Daß sie wirkungslos bleiben, versteht sich von selbst; die Mädchen lernen nur, weil sie müssen, ein Zwang, der um so überflüssiger ist, da sie die erlangte Fertigkeit doch meist mißbrauchen und neugierig genug sind, um sie sich später, wenn sie Muße und Gelegenheit dazu haben, schnell und leicht zu erwerben. Will man sie einmal unterrichten, so ist es rathsamer, mit dem Rechnen zu beginnen. Denn dieses bietet Vortheile dar, die zu jeder Zeit in die Augen springen; auch erfordert es eine lange Uebung, weil es dem Irrthum einen weiten Spielraum gestattet.

„Man rechtfertige stets die Arbeiten, die man den Mädchen auflegt; vor Allem aber trage man Sorge, daß sie nie einer passenden Arbeit entbehren.“ Rousseau bemerkt mit Recht, daß Müßiggang und Unfügsamkeit ihre schlimmsten Fehler, und sie vor ihnen um so sorgfältiger zu behüten sind, da sie dieselben, wenn sie sich einmal festgesetzt haben, kaum noch ablegen können. Mädchen müssen immer regsam und thätig sein. Doch das ist nicht Alles; sie müssen auch bei Zeiten an Zwang und Gêne gewöhnt werden. Sind sie doch ihr ganzes Leben hindurch genöthigt, sich dem Willen Anderer und den strengen Geboten der Sitte zu fügen. Man übe sie daher von früh an in der Selbstüberwindung, damit ihnen diese später in jedem Augenblick leicht werde, leite sie an, ihre Wünsche und Neigungen so zu beherrschen, daß sie dieselben ohne Widerstreben zum Opfer bringen. Wollten sie immerfort arbeiten, man müßte sie zuweilen zwingen, nichts zu thun. Jedenfalls ist es rathsam ihre Thätigkeit einem beständigen Wechsel zu unter-

werfen, zumal dies noch den weitern Vortheil hat, daß das Interesse an ihr rege und die Langeweile fern gehalten wird. Die gewöhnliche Erziehung verfehlt eben darum meist ihren Zweck, weil sie Arbeit und Genuß nicht zu verbinden weiß, vielmehr stets die eine dem anderen entgegensetzt und so die jungen Leute veranlaßt, sich für den Ueberdruß an der Arbeit durch ein Uebermaß des Vergnügens zu entschädigen. Rousseau ist überzeugt, daß, wenn nur die nöthige Abwechselung stattfindet, den Mädchen ihre Beschäftigungen nie lästig sein werden. Vorausgesetzt freilich, daß ihnen die Personen, unter deren Leitung sie stehen, nicht mißfallen. Wo dies der Fall ist, werden sie alles, was sie zu thun haben, mit Widerwillen thun. Ein Mädchen aber, das seine Mutter oder Amme gerne hat, wird den ganzen Tag an ihrer Seite arbeiten, ohne jemals Ueberdruß oder Langeweile zu empfinden. Auch ist es nicht schwer, sich diese seine Zuneigung zu sichern; „die Liebe der Tochter ist der Mutter gewiß, wenn sie nur nichts thut, was sie ihr verhaßt machen könnte.“ Selbst die Gêne, welche sie ihr auflegt, ist, richtig geleitet, weit entfernt, ihre Anhänglichkeit zu schwächen; sie trägt im Gegentheil zu ihrer Befestigung bei. Denn „da die Abhängigkeit ein dem Weibe natürlicher Zustand ist, so fühlen sich die Mädchen zum Gehorsam geschaffen“.

Das geringe Maß der Freiheit aber, welches ihnen zu Gebote steht oder doch stehen sollte, macht sie zu einem maßlosen Gebrauche derselben geneigt. „Extrem in Allem, geben sie sich auch ihren Spielen mit einem Eifer hin, der selbst den Knaben fremd ist.“ Dieses leidenschaftliche Wesen bedarf der Zügelung, denn es ist die Quelle mancher den Frauen eigenthümlichen Gebrechen, besonders jener launenhaften Leichtfertigkeit, mit welcher sie heute über einen Gegenstand in Extase gerathen, den sie morgen kaum noch eines Blickes werth halten. Mit der schrankenlosen Macht ihrer Neigungen geht die Unbeständigkeit derselben Hand in Hand, und die eine ist für sie ebenso verderblich, wie die andere. Rousseau verlangt daher, daß man die Mädchen hindere, ihre Freuden und Genüsse bis zur Sättigung auszukosten. Man gestatte ihnen, sich ihrer natürlichen Munterkeit zu überlassen, man raube ihnen ihre heiteren Scherze und selbst ihre lärmenden Vergnügungen nicht, aber man gewöhne sie, sich mitten in ihren Spielen unterbrochen und zu anderer Beschäftigung zurückgeführt zu sehen. Schwer wird das eben nicht sein, weil auch in diesem Falle die Natur der Erziehung auf halbem Wege entgegenkommt.

Vielleicht geht Rousseau zu weit, wenn er meint, daß „die Mädchen sich nie in voller Freiheit bewegen, in keinem Augenblicke des Zügels entbehren dürfen.“ Doch läßt sich nicht leugnen,

daß der habituelle Zwang, dem er sie unterwerfen möchte, sehr geeignet ist, ihnen den Weg durch das Leben zu ebnen. Aus ihm entspringt jene Fügsamkeit, deren die Frauen stets bedürfen, weil sie niemals aufhören, von einem Manne oder von dem Urtheile der Männer abzuhängen. Sanftmuth ist ihre erste und wichtigste Eigenschaft. „Berufen, einem so unvollkommenen Wesen, wie der Mann es ist, zu gehorchen, müssen sie bei Zeiten lernen, selbst das Unrecht hinzunehmen, ohne sich zu beklagen. Zorn, Erbitterung, Hartnäckigkeit würden in solchem Falle nur zur Vermehrung ihrer Leiden dienen; die Männer fühlen eben, daß das nicht die Waffen sind, mit welchen die Frauen über sie siegen dürfen.“ In der That vergessen sich diese, so oft sie böse werden; sie mögen nicht selten ein Recht haben, sich zu beschweren, aber sie haben immer Unrecht, wenn sie grollen oder schelten. Die Gabe der einschmeichelnden Ueberredung wurde ihnen nicht verliehen, um zu keifen; die Natur schuf sie nicht so schwach, um gebieterisch zu sein; sie gab ihnen ihre sanfte Stimme nicht, um Grobheiten oder Beleidigungen auszustoßen; sie machte auch ihre Züge nicht so fein und zart, um sie durch den Zorn zu entstellen. Nie wird daher der Mann, er sei denn ein schwachmüthiger Tropf, ihren Vorwürfen und Impertinenzen weichen, während ihre Sanftmuth, falls er kein Barbar ist, stets früher oder später über ihn triumphirt.

Uebrigens genügt es, wenn die Mädchen sich ihrer Abhängigkeit bewußt bleiben, sie darf ihnen nicht penibel oder schmerzlich werden. Man muß sie fügsam, nicht aber unglücklich machen, muß sie an Bescheidenheit gewöhnen, ohne sie deßhalb zu verdummen. Im Gegentheil hält Rousseau es für geboten, der „listigen Klugheit“, welche ihnen von Natur eigen ist, zu ihrer Entwickelung Raum und Gelegenheit zu geben. Ohne sie würde die Frau nicht die Gefährtin des Mannes, sondern seine Sklavin sein; sie allein macht es ihr möglich, sich ihm ebenbürtig zur Seite zu stellen, und ihn zu leiten, indem sie ihm gehorcht. Vergessen wir nicht, daß sie dem Manne gegenüber entschieden im Nachtheile ist. Sie hat Alles gegen sich, seine Mängel und Gebrechen wie ihre eigene Schwäche und Schüchternheit; sie hat für sich nur ihre schöne Erscheinung und die gewandte Schlauheit des Geistes. Die Schönheit aber ist ein zufälliger und vergänglicher Besitz; sie schwindet mit den Jahren und die Gewohnheit hebt ihre Wirkung auf. Der Geist allein ist das wahre Rüstzeug, die sichere Zuflucht des Weibes. Freilich nicht jener alberne Esprit, dem die Welt so großen Werth beilegt und der doch nichts zum Glücke des Lebens beiträgt, sondern der Geist ihres Standes und

Geschlechtes, die Kunst, aus dem Wesen und der Lebenslage des Mannes Nutzen zu ziehen und selbst seine Vorzüge im eigenen Interesse auszubeuten. Mit Recht erinnert Rousseau daran, wie nützlich diese geistige Gewandtheit der Frauen auch für die Männer ist, wie sie dazu dient, dem Verkehre der beiden Geschlechter stets neuen Reiz zu geben, den Uebermuth der Kinder wie die Rohheit des Mannes in Schranken und ein geordnetes Hauswesen da aufrecht zu erhalten, wo es ohne sie durch Zwietracht zerrüttet werden würde. Zwar weiß er wohl, daß es „verschlagene und intrigante Weiber“ giebt, die ihre Begabung zum Nachtheile Anderer mißbrauchen. Doch ist der mögliche Mißbrauch kein Grund, einer an sich werthvollen Anlage die nothwendige Ausbildung zu versagen.

„Seid klug wie die Schlangen und sanftmüthig wie die Tauben“, ruft Rousseau den Frauen zu und ermahnt ihre Erzieher, dahin zu wirken, daß sie es werden. Zugleich empfiehlt er ihnen dringend, sie in allen Künsten und Fertigkeiten auszubilden, die zur Verschönerung des Lebens dienen. Die Neigung dazu kommt ihnen früh genug entgegen. Wachsen die Mädchen heran, so bemerken sie sehr bald, daß weder ihre etwaige Schönheit, noch Kleidung und äußerer Schmuck für sie ausreichen, es vielmehr vorzugsweise auf Haltung und Benehmen, auf Anmuth der Bewegungen, graziöse Stellungen und einen schmeichelnden Wohlklang der Stimme ankommt. Der Wunsch, sich diese kleinen und doch so wichtigen Vorzüge anzueignen, liegt nahe und es ist in der Ordnung, daß man ihn zu erfüllen sucht. Rousseau kann die finstere Strenge nicht billigen, welche den jungen Mädchen keine andere Unterhaltung gönnen will als Arbeit und Gebet, und deßhalb Musik, Gesang und Tanz von ihrem Unterrichte ausschließt. Er findet es seltsam, daß „sie leben sollen wie ihre Großmütter,“ und fordert mit Recht, daß man ihnen gestatte, sich den unschuldigen Vergnügungen ihres Alters mit der ihrem Geschlechte eigenen munteren Lebhaftigkeit hinzugeben. Nur zu bald kommt die Zeit, wo sie ein gesetzteres Wesen annehmen und eine strengere Haltung beobachten müssen. Ob diese Aenderung freilich so nothwendig ist, wie sie der herrschenden Ansicht und Sitte zu sein scheint, steht dahin. Rousseau glaubt, daß man dadurch, daß man den achtbaren Frauen nur „triste Pflichten“ auflegte, aus der Ehe Alles verbannt hat, was sie für die Männer anziehend machen konnte. Wie sollten sich diese versucht fühlen, in einen Stand zu treten, der ihnen nur Mißbehagen in Aussicht stellt? Wie sich, falls es doch geschieht, in ihrem häuslichen Kreise gefallen, wenn ihnen dort beständig dumpfes Schweigen, düsterer Ernst und

traurige Langeweile begegnet. Hält man die Frauen von allen Vergnügungen fern, hindert man sie, die Talente zu pflegen, deren Ausübung sie in den Stand setzt, heiteren Frohsinn und schuldlose Freude in sich zu nähren und um sich zu verbreiten, so darf man sich nicht wundern, wenn sie mürrisch, zänkisch und ebendarum unerträglich werden.

Ohne Zweifel ist dem so; es liegt sehr viel daran, daß die Frau es versteht, dem Manne das Leben in Haus und Familie angenehm zu machen, und die Erziehung muß sie in den Stand setzen, auch in dieser Rücksicht ihre Aufgabe zu erfüllen. Nicht ebenso möchten wir Rousseau beistimmen, wenn er den oft begegnenden Mangel dieser Fähigkeit dem Christenthum zur Last legt, „welches seine strengen Pflichtgebote unausführbar macht, weil es sie übertreibt". Jedenfalls kann das nur von dem rigorosen, katholischen oder protestantischen Puritanismus gelten, dem „profane Musik und weltlicher Gesang Verbrechen und der Tanz eine Erfindung des Teufels ist". Noch ist diese Denkweise, wenn auch in milderer Form, vielfach verbreitet, und die Kreise, in welchen sie vorherrscht, mögen sich die Mahnung Rousseau's immerhin zu Herzen nehmen. Im Allgemeinen aber scheint dieselbe heutzutage ziemlich überflüssig zu sein. Man darf sogar behaupten, daß gegenwärtig in der hier in Rede stehenden Richtung des Guten eher zu viel als zu wenig geschieht. Giebt es doch kaum eine Familie, in welcher die Mädchen nicht von früh auf angeleitet werden, sich mit der Ausbildung ihrer ästhetischen Anlagen zu beschäftigen. Leider ist man sich des Zweckes, welchem sie dienen sollen, weniger bewußt; man pflegt sie in der Regel nur, weil Mode, guter Ton und gesellschaftliches Leben es so fordern. Ebendarum kommt sie meist nicht dem Hause, sondern lediglich der Gesellschaft zu gute. Das junge Mädchen spielt und singt, nicht um sich und den Seinigen Freude zu machen, sondern um seine Fertigkeit von Fremden bewundern zu lassen. Fehlt dazu später Reiz und Gelegenheit, sieht sie sich durch die Ehe mehr auf ihre nächste Umgebung beschränkt, so hat sie weder Neigung noch Interesse, die erworbene Fähigkeit zu üben und weiterzubilden. Wußte sie vordem im eigenen oder fremden Salon Leben und Heiterkeit zu verbreiten, so herrscht nun in ihrem Familienzimmer die dumpfe Schwüle einer traurigen Langeweile.

Freilich trägt sie nicht allein die Schuld. Ist der Mann ein Philister, so darf er sich nicht wundern, wenn die Frau den Kopf hängen läßt. Und er ist es nur zu oft; im Dienste der Arbeit, seinen Geschäften und materiellen Interessen einseitig hingegeben, verliert er leicht jede Empfänglichkeit für die reineren Genüsse,

die ihm die Frau zu bieten vermag und gerne bietet, wenn sie Anregung und Theilnahme findet. Merkt sie aber, daß sie sich vergeblich bemüht, so giebt sie bald auf, was man nicht zu würdigen weiß, und glaubt am Ende selbst, daß es keinen Werth hat. Ueberdies ist auch der Unterricht, welcher den Mädchen in den schönen Künsten ertheilt wird, nicht selten geeignet, ihnen das Interesse an seinem Gegenstande gründlich zu verleiden. Rousseau bemerkt sehr richtig, daß man ihn zu systematisch betreibt, mit pedantischer Strenge Gesetz und Regel walten läßt, und so den jungen Leuten langweilig macht, was für sie nur Unterhaltung und heiteres Spiel sein sollte. Ihm kommt so ein alter Musik- oder Tanzmeister, der seinen lachlustigen Schülerinnen mit gewichtiger Miene und im würdigen Magistertone seine frivole Wissenschaft zu octroyiren sucht, höchst komisch vor. Auch fragt er nicht ohne Grund, wie man hoffen dürfe, mit einer Methode, die überall auf dieselbe Weise angewandt werde, irgendwo zu erheblichen Resultaten zu gelangen. „Nicht jede Sangesart paßt für alle Stimmen, und einer lebhaften, piquanten Brünette ziemen andere Bewegungen und Attitüden, andere Pas und Tänze, wie einer schlanken Blondine mit schmachtenden Augen". Die Frage aber, ob für Mädchen männliche oder weibliche Lehrer den Vorzug verdienen, mag unentschieden bleiben. Besser ist es jedenfalls, wenn sie der einen wie der andern entrathen können. Und warum sollten sie das nicht? Bei ihnen „kann Jeder das Amt des Lehrers übernehmen: Eltern, Geschwister, Freundinnen, ihr Spiegel, vor Allem ihr eigener Geschmack". Wir zweifeln doch, daß sie unter solcher Leitung genügende Fortschritte machen werden. Wahr aber ist, daß der Verkehr mit den „lockeren Kunstjüngern, die man beständig durch die Straßen laufen sieht", ihnen oft mehr schadet als dem Unterrichte nutzt. Vielleicht sind die „interessanten" Lehrer noch mehr zu fürchten als die langweiligen, und ist ohne Frage die Familie glücklich zu preisen, in welcher die Bildung der Mutter diese wie jene überflüssig macht.

„In und mit den eben erwähnten Anlagen und Talenten entwickelt sich der Geschmack, welcher seinerseits den Geist unmerklich zunächst den Vorstellungen des Schönen in jeder Gattung, dann auch den sittlichen Begriffen erschließt, die zu ihnen in Beziehung stehen." Diese Wahrheit läßt unseres Erachtens eine viel weitere Anwendung zu, als Rousseau ihr giebt. Zwar glauben wir nicht, daß die ästhetische Bildung mit der sittlichen zusammenfällt oder auch nur eine ausreichende Grundlage für sie darbietet. Sofern aber der Weg zum Guten durch die Gefilde des Schönen führen kann, eignet er sich ohne Zweifel vorzugsweise für das

weibliche Geschlecht. Die Frauen lieben den sittlich reinen Inhalt, weil und wenn er ihnen in schöner Form entgegentritt; sie wenden sich ab von dem, was niedrig und gemein, sobald sie es in seiner häßlichen Gestalt erblicken. Rousseau sagt mit Recht, daß der Sinn für das Schickliche und Anständige bei den Mädchen schon sehr frühe hervortritt. Derselbe verräth sich nicht nur in ihrem Thun, sondern auch in dem, was sie, und mehr noch in der Weise, wie sie es sagen. Die Erziehung darf diese Thatsache nicht unbeachtet lassen; sie weist darauf hin, wie auch die weibliche Eigenschaft, welche mehr als irgend eine andere dem Tadel oder Spotte ausgesetzt ist, höheren Zwecken dient und für sie benutzt werden mag.

Bekanntlich haben die Frauen eine biegsame Zunge; sie sprechen früher, leichter und anmuthiger als die Männer. Auch macht man es ihnen zum Vorwurf, daß sie mehr sprechen als diese. Doch mit Unrecht; ihre Redefertigkeit verdient eher Lob als Tadel; sie ist bei ihnen kein Mangel, sondern ein Vorzug und jedenfalls eine Gabe, welche die Natur ihnen zu ihrem Besten verliehen hat. Denn die Fähigkeit, gut und schön zu sprechen, ist für die Kunst, zu gefallen, von der größten Bedeutung. Sie allein macht es möglich, die Reize, welche durch die Gewohnheit ihre Kraft verlieren, durch neue Zauber zu ersetzen. Freilich, die bloßen Worte thun's nicht. Der Geist ist es, welcher den Körper nicht nur belebt, sondern auch gewissermaßen beständig erneuert, der durch die stete Folge von Gedanken und Empfindungen dem Gesichte einen immer neuen lebendigen Ausdruck giebt. Er ist es nicht minder, der durch die von ihm inspirirte Rede die Aufmerksamkeit wach erhält und das Interesse geraume Zeit an demselben Gegenstande haften läßt. Die Frauen wissen oder fühlen das, lange bevor sie im Stande sind, es zu begreifen; schon als junge Mädchen geben sie dem, was sie sagen, Ton und Farbe der Empfindung, und erreichen damit, daß selbst der ernste Mann ihrem unbedeutenden Geplauder mit Vergnügen zuhört.

„Der Mann sagt, was er weiß, die Frau, was gefällt; der eine bedarf, um zu sprechen, der Kenntnisse, die andere des guten Geschmacks; jener hat vorzugsweise das Nützliche im Auge, diese das Angenehme.“ Die Erziehung muß sich dieses Unterschiedes stets bewußt bleiben, darf nie vergessen, daß es beim Mädchen nicht, wie beim Knaben, auf Zweck und Gehalt, sondern auf Form und Wirkung der Rede ankommt. Wird dem müssigen Geschwätze des Knaben am besten durch ein Wozu dient das? begegnet, so empfiehlt sich dem Redefluß der Mädchen gegenüber die Frage: Welchen Eindruck wird das machen? Sie müssen es sich, nament-

lich solange sie, noch unfähig, das Gute vom Bösen zu unterscheiden, Niemandes Richter sein können, zum Gesetze manche, den Personen, mit welchen sie sprechen, immer nur Angenehmes zu sagen. Dabei dürfen sie freilich nie außer Acht lassen, daß es unter allen Umständen geboten ist, der Wahrheit treu zu bleiben. Doch wird die Befolgung dieser Vorschrift wenigstens in jüngeren Jahren unschwer zu erreichen sein. Von Natur zur Aufrichtigkeit geneigt, kostet es sie keine besondere Ueberwindung, wahr zu sein. Die Erziehung hat nur dafür zu sorgen, daß sie es sind, ohne deshalb verletzend oder grob zu werden. Und davor wird sie ihre Zöglinge um so leichter bewahren können, da sie gegen jede Roh- oder Plumpheit einen natürlichen Widerwillen empfinden. Die Höflichkeit ist eine Tugend, welche die Frau, zumal dem Manne gegenüber, bereitwillig ausübt und darum auch das Mädchen sich gern und mühelos aneignet.

Weniger leicht dürfte es sein, die weibliche Neugierde in Schranken zu halten. Und doch ist das unbedingt nothwendig. Darf man schon dem Knaben keine indiskreten Fragen gestatten, so muß man sie bei jungen Mädchen noch weit entschiedener abweisen, denn ihre Wißbegier, mag sie nun befriedigt oder ungeschickt eludirt werden, zieht bei dem Scharfsinn und der Gewandtheit, womit sie die Mysterien, welche man ihnen zu verhüllen sucht, ahnen und entdecken, weit schlimmere Folgen nach sich. Dagegen hält es Rousseau für sehr zweckmäßig, sie selbst durch angemessene Fragen zum Denken und Sprechen anzuregen, ihnen mit der Zunge zugleich den Geist zu lösen und sie so in den Stand zu setzen, sich mit Leichtigkeit auszudrücken, auch schnell und treffend zu antworten. Er zweifelt nicht, daß solche Gespräche, wenn sie einen heiteren, zwanglosen Character bewahren und zur rechten Zeit herbeigeführt, gut geleitet werden, für sie eine höchst anziehende Unterhaltung abgeben werden. Wichtiger noch ist, daß sie Gelegenheit bieten, ihnen nützliche Lehren und Wahrheiten nahe zu bringen, indem sie gestatten, ihnen auf eine angenehme, ihrer Eitelkeit schmeichelnde Weise zu zeigen, welchen Eigenschaften die Männer wahre Hochachtung zollen und worin die Würde, wie der Ruhm der Frauen besteht.

Ueberhaupt ist — man wird Rousseau darin zustimmen müssen — die freie, leicht und behaglich verlaufende Unterhaltung das beste Mittel, die Mädchen zu lehren, was ihnen zu wissen noththut. Methodische Raisonnements sind bei ihnen ebensowenig am Orte, wie prinzipielle Erörterungen. Der Verstand der Frauen ist ein praktischer Verstand; er befähigt sie sehr wohl, die Wege zu ermitteln, welche zu einem bekannten Ziele führen; das

Ziel selbst aber finden sie nicht. Außer Stande, zu den allgemeinen Prinzipien aufzusteigen, besitzen sie dagegen den Geist des Details; sie bedürfen des Mannes, um zu erkennen, worauf sie den Blick zu richten haben, während er seinerseits von ihnen erfahren muß, was er zu thun hat. Ohne diese gegenseitige Abhängigkeit, vermöge welcher Mann und Weib auf einander hingewiesen sind und eine einzige geistige Persönlichkeit bilden, würde die einträchtige Gemeinschaft der beiden Geschlechter nicht bestehen können. Natürlich muß der Unterricht der Mädchen dieser geistigen Eigenthümlichkeit nach Form und Inhalt angepaßt werden. Ebendarum sind ihnen die Gegenstände des Wissens nicht in strengem Zusammenhange, sondern in einer freien, das Einzelne als solches, soweit es von Wichtigkeit oder Interesse ist, betonenden Darstellung vorzuführen. Man sage ihnen deutlich und bestimmt, was sie denken oder glauben sollen, ohne sie mit dem Warum zu behelligen; der logische Beweis bleibt ihnen unverständlich und die prinzipielle Begründung liegt jenseits ihres Gesichtskreises. Der Knabe muß bei Zeiten angeleitet werden, sich sein geistiges Eigenthum selbst zu erwerben; ihm gegenüber empfiehlt sich daher die analytische Methode, die den Lernenden finden lehrt, was er bedarf. Für die Mädchen aber eignet sich die Synthesis, die ihnen fertig darbietet, was der eigenen Kraft unerreichbar bleiben würde. Unfähig, den Weg der selbständigen Forschung und Prüfung einzuschlagen, müssen sie dem Pfade folgen, welchen ihnen die Autorität vorzeichnet.

Vor Allem in religiösen Dingen. Jedes Mädchen, behauptet Rousseau, muß die Religion seiner Mutter, jede Frau die ihres Mannes haben. „Selbst wenn sie falsch wäre, würde die Fügsamkeit, womit sich Mutter und Tochter der natürlichen Ordnung unterwerfen, vor Gott die Sünde des Irrthums tilgen.“ Außer Stande, die Regel ihres Glaubens aus sich selbst zu schöpfen, vermögen die Frauen auch nicht, ihm scharf bestimmte vernünftige Grenzen zu ziehen. Indem sie sich durch mannigfache fremde Antriebe fortreißen lassen, gehen sie beständig über die Wahrheit hinaus oder bleiben hinter ihr zurück. „Stets zu Extremen geneigt, sind sie entweder ungläubige Freigeister oder frömmelnde Betschwestern; selten oder nie findet man eine, die Verstand mit Frömmigkeit zu verbinden weiß.“ Man darf sie daher, was ihren religiösen Glauben angeht, nicht sich selbst überlassen, muß ihm vielmehr möglichst bald eine feste und sichere Norm zu geben suchen. Dabei kommt es nicht sowohl darauf an, ihnen die Gründe zu erklären, aus welchen, als einfach und präcis auseinanderzusetzen, was man glaubt. „Die unklaren religiösen Vorstellungen

sind die Quelle des Fanatismus und der Glaube, den man für absurde Dinge fordert, führt zum Wahnsinn oder zum Unglauben." Auch trage man Sorge, daß die Religion den Mädchen nie als eine Last oder triste Pflicht erscheine. Rousseau will nicht, daß sie irgend etwas auswendig lernen, was sich auf sie bezieht, selbst nicht die üblichen Gebete. Es genügt, wenn die Eltern, ohne sie zur Theilnahme zu nöthigen, die ihrigen stets mit der erforderlichen Sammlung und Ehrfurcht verrichten.

Vielleicht behauptet Rousseau damit doch zu viel. Wahr aber ist, daß namentlich auf dem religiösen Gebiete die Macht des Beispiels sich wirksamer erweist, als die der Lehre und Vorschrift. Legt man dem Kinde zahllose Uebungen und Pflichten auf, von deren Erfüllung man sich selbst dispensirt, so darf man sich nicht wundern, wenn es sie eben nur für das kindliche Alter passend findet und vernachlässigt, sobald es heranwächst. Schlimmer noch ist, daß ihm durch die lästigen Anforderungen, die man in ihrem Namen erhebt, die Religion selbst gründlich verleidet wird. Und doch liegt, wie überhaupt, so ganz besonders bei den Frauen ungemein viel daran, daß sie dieselbe nicht nur kennen, sondern auch liebgewinnen. Es ist daher rathsam, sie den jungen Mädchen in gefälliger Form und anziehendem Gewande vorzuführen, dagegen sorgsam fern zu halten, was ihnen Abneigung oder Widerwillen gegen sie einflößen könnte. Auch mit dem Katechismus, wenigstens wie er gegenwärtig beschaffen ist, will Rousseau sie verschont wissen. Will man ihnen die Artikel des Glaubens erklären, so bediene man sich der direkten Unterweisung, nicht der Fragen und Antworten. Jedenfalls darf man dem Kinde nur solche Antworten zumuthen, die es, ohne sie zu lernen, aus sich selbst zu geben vermag. Die der gewöhnlichen Katechismen sind nicht der Art; „an sich widersinnig, weil in ihnen der Schüler den Lehrer unterrichtet, sprechen sie überdies, den Kindern in den Mund gelegt, Unwahrheiten aus, weil sie sagen, was die Kleinen nicht verstehen und zu glauben außer Stande sind".

Man sieht, es ist neben der Form und mehr noch als sie, der Inhalt, welcher das übliche religiöse Lehrmittel in den Augen Rousseau's unbrauchbar erscheinen läßt. Er will nicht, daß die jungen Mädchen mit den „geheimnißvollen Dogmen" bekannt gemacht werden, die für uns „nur leere gedankenlose Worte sind", und ermahnt dringend, sie nicht mit jenen „wunderlichen Lehren" zu behelligen, deren „eitles Studium denjenigen, welche sich ihm hingeben, die Tugend ersetzt und mehr dazu dient, sie verrückt, als gut zu machen". Nur die Dogmen, welche zur Moral in unmittelbarer Beziehung stehen, haben für sie Werth und Bedeu-

tung; die himmlischen Dinge dürfen ihnen nur in soweit erschlossen werden, als sie geeignet sind, der menschlichen Weisheit und dem irdischen Glücke zu dienen. Man gewöhne sie daher, sich stets unter den Augen Gottes zu fühlen, ihn zum Zeugen ihrer Gedanken und Handlungen, ihrer Arbeiten und Vergnügungen zu haben; man lehre sie das Gute zu thun, weil er es liebt, das Leid zu ertragen, weil er sie dafür entschädigen wird, kurz jeden Tag ihres Lebens so zu verbringen, wie es sie freuen wird, ihn verbracht zu haben, wenn sie vor ihm erscheinen müssen. Rousseau zweifelt nicht, daß diese Religion die wahre und die einzige ist, die weder Mißbrauch, noch Gottlosigkeit und Fanatismus zuläßt. Möglich, daß Mancher sie nicht „sublim und gelehrt" genug findet; er seinerseits wird nie eine andere anerkennen.

Uebrigens vergesse man nicht, daß bis zu dem Alter, in welchem das Licht der eigenen Vernunft sie erleuchtet und das erwachende Gefühl die Stimme des Gewissens weckt, den Mädchen das als gut oder schlecht gelten muß, was ihre Umgebung dafür erklärt. Ebendarum erfordert die Wahl der Personen, welche mit ihnen verkehren und irgend welche Autorität über sie ausüben, die größte Vorsicht. Wie geeignet die Führer ihrer Kindheit und Jugend aber auch sein mögen, es kommt die Zeit, wo ihre Leitung ein Ende nehmen und ihre Zöglinge selbst urtheilen, sich nach eigener Einsicht entscheiden müssen. Rousseau billigt die Ansicht derer nicht, welche das weibliche Geschlecht in beständiger Vormundschaft halten, es unbedingt und für immer unter die Curatel der herrschenden Maximen und Vorurtheile stellen wollen. Zwar ist die öffentliche Meinung eine Autorität, welche die Frauen nie außer Acht lassen dürfen. Doch können ihre Aussprüche nur dann für sie maßgebend sein, wenn sie mit jenem höheren Gesetze, das sich, allen Menschen vernehmbar, im inneren Gefühle und persönlichen Gewissen kund giebt, übereinstimmen. Können sie der fremden Anerkennung nicht entrathen, so bedürfen sie doch auch der eigenen Zustimmung, und ihre Erziehung bleibt mangelhaft, wenn sie die eine oder andere dieser Normen nicht zur vollen Geltung bringt. „Das persönliche Gefühl allein kann ihnen nicht den Zartsinn der Seele geben, welcher die guten Sitten mit der ehrenvollen Achtung der Welt schmückt. Folgen sie dagegen ausschließlich der öffentlichen Meinung, so werden sie den Schein des Anstandes an die Stelle der Tugend setzen und so der Unwahrheit und Sittenlosigkeit verfallen".

Damit sie sich aber diesen beiden Führern gefahrlos anvertrauen können, bedarf es der Ausbildung einer Fähigkeit, die in zweifelhaften Fällen das Amt des Schiedsrichters übernimmt, die das Gewissen vor Irrungen bewahrt und die des Vorurtheils berichtigt. Diese Kraft ist die Vernunft oder urtheilsfähige Einsicht. Nun halten zwar Manche dafür, daß das Weib einer solchen nicht fähig oder doch die Pflege derselben für seine eigenthümliche Wirksamkeit nutzlos und mit der ihm geziemenden Einfachheit unvereinbar sei. Rousseau indeß ist anderer Meinung; er zeigt sehr gut, daß und wie die geistigen Anlagen der Frauen eine angemessene Entwicklung zulassen und fordern. Es kommt eben nur darauf an, daß sie nach Art und Maß richtig gewürdigt und zu ihrer Ausbildung die passenden Mittel und Wege gewählt werden. Zunächst ist für die Frau nichts wichtiger und zugleich leichter zugänglich, als die Einsicht in ihre Pflichten. Die Treue und der Gehorsam, welche sie ihrem Manne, die zärtliche Fürsorge, die sie ihren Kindern schuldig ist, sind so natürliche und so einleuchtende Consequenzen ihrer Lebenslage, daß sie ihnen ihre Anerkennung unmöglich versagen kann. Aber unschwer zu erkennen, wird die Erfüllung dieser Pflichten doch kaum möglich sein, wenn sich zur Erkenntniß nicht die Liebe gesellt. Die Frau muß nicht nur wissen, was sie zu thun hat, sondern es vor Allem gerne thun. Das aber steht nur da zu erwarten, wo man sie bei Zeiten mit den Vortheilen vertraut macht, die ein pflichtgemäßes Verhalten, wie überhaupt, so auch für sie selbst mit sich bringt. Rousseau empfiehlt deshalb, sie von Jugend auf zu einer ernsten, eingehenden Erwägung ihrer Lebensaufgabe anzuleiten. Dieser Gegenstand werde ihrem Nachdenken einen reichen und fruchtbaren Stoff darbieten, der unter Umständen jeden anderen entbehrlich mache. Wären unsere öffentlichen Sitten noch einfach und gut und die Frauen in der Lage, ein ganz zurückgezogenes Leben zu führen, so möchte es vielleicht rathsam sein, ihre Kenntnisse und Gedanken auf den engen Kreis der ihnen zunächst obliegenden Pflichten zu beschränken. Doch genöthigt, wie sie es heutzutage sind, sich inmitten einer verderbten Welt zu bewegen, bedürfen sie eines weiteren Blicks und einer umfassenderen Einsicht. Die Gefahr, irre geführt zu werden, bedroht sie auf Schritt und Tritt; wollen sie ihr nicht unterliegen, so müssen sie zum Voraus wissen, was man ihnen sagen kann und sie davon zu denken haben.

Es kommt hinzu, daß die Frau, dem Urtheile der Menschen unterworfen, verpflichtet ist, sich die Achtung derselben zu erwerben. Die Frau muß die Wahl, welche ihr Gatte getroffen hat, in den Augen der Welt rechtfertigen, und durch die Ehre, die ihr erwiesen

wird, die seinige erhöhen. Dazu aber ist sie außer Stande, wenn ihr die gesellschaftlichen Gebräuche und Einrichtungen fremd bleiben, sie die Quelle der Ansichten und Leidenschaften nicht kennt, durch welche diese Institutionen bedingt werden. Auch sagten wir schon, daß sie nicht blos auf die Meinungen Anderer, sondern zugleich auf die Aussprüche des eigenen Gewissens zu achten, und wo die einen mit den anderen in Widerspruch stehen, ihre Ausgleichung zu versuchen oder das Maß ihrer Geltung zu ermitteln hat. Sie selbst entscheidet in letzter Instanz über die Urtheile ihrer Richter, und sie darf dieselben ohne vorgängige Prüfung weder annehmen, noch zurückweisen. Daß diese Urtheile nicht selten nur Vorurtheile sind, berechtigt sie nicht, sich über sie hinweg zu setzen. Im Gegentheil liegt es ihr ob, unter allen Umständen auf sie die aufmerksamste Rücksicht zu nehmen. denn ihr eigenes Interesse fordert, daß sie stets zu ihren Gunsten ausfallen, daß kein Tadel sie trifft, den die Pflicht zu vermeiden gestattet.

Man sieht aber leicht, daß sie diesen Ansprüchen ihrer Stellung nicht genügen kann, wenn ihr die nöthige Verstandes- und Geistesbildung fehlt. Zugleich ergiebt sich, worauf Geist und Sinn zu richten sind, damit diese Bildung den angemessenen Inhalt gewinne. Nach der Kenntniß ihrer Pflichten ist für die Frau nichts so wichtig, wie die des Menschen. Sie muß den Geist desselben aus dem Grunde studiren, nicht den des Menschen im Allgemeinen, zu welchem man nur auf dem Wege der Abstraktion gelangt, sondern den der einzelnen Individuen, von welchen sie umgeben und abhängig ist. Sie muß es verstehen, die Gedanken und Empfindungen derselben aus ihren Reden und Handlungen, ihren Blicken und Bewegungen zu errathen. Sie muß nicht minder die Gefühle und Gesinnungen, welchen sie bei ihnen zu begegnen wünscht, durch das, was sie sagt und thut, durch die Sprache ihrer Augen und Mienen anzuregen wissen, ohne daß sie daran auch nur zu denken scheint. Man glaube nicht, daß ihr die Uebung dieser Kunst, wenn sie die geeignete Anleitung findet, besondere Schwierigkeiten machen wird. Geistesgegenwart, durchdringender Scharfsinn, die Gabe der feinen und richtigen Beobachtung sind den Frauen von Natur eigen und setzen sie in den Stand, in jedem Augenblicke zu sehen, was in den Herzen der Menschen vorgeht, so wie auch jede geheime Bewegung, welche sie wahrnehmen, zu hemmen oder zu fördern.

„Die Frau beobachtet, der Mann aber denkt und urtheilt. Hat sie mehr Geist als er, so ist er ihr an Genie überlegen.“ Daher liegt die Erforschung der abstrakten und speculativen Wahrheiten, die Beschäftigung mit den wissenschaftlichen Principien,

überhaupt Alles, was darauf abzielt, Vorstellungen und Begriffe zu verallgemeinern, außerhalb der Sphäre des weiblichen Geistes. Nicht die Theorie, sondern die Praxis ist das Gebiet, auf welchem er sich thätig erweisen muß; die Frau hat die Aufgabe, die Prinzipien, welche der Mann gefunden hat, in Anwendung zu bringen, während sie ihn zugleich durch die Beobachtungen, welche sie macht, zur Auffindung derselben hinleitet. Doch darf sie den Blick nicht über den Kreis des Menschlichen und Sittlichen hinausschweifen lassen. Ihr fehlt die scharfe Genauigkeit und die ausdauernde Spannung, ohne welche das Studium der exakten Wissenschaften unfruchtbar bleibt. Auch ist es die Sache des Mannes, der thätiger und beweglicher, die Welt der Erscheinungen in größerem Umfange kennen lernt, über die physischen Dinge und ihre Beziehungen zu den allgemeinen Naturgesetzen zu urtheilen. Ebensowenig gehören, wie Rousseau meint, die Werke des schöpferischen Genies zur Competenz der Frauen; sie müssen sich auf die leichten und anziehenden Kenntnisse beschränken, welche in das Gebiet und vor das Forum des guten Geschmacks gehören.

Fragen wir aber, wie sich nach diesen Grundsätzen der weibliche Unterricht, sofern er das Wissen oder die geistige Bildung zum Zwecke hat, gestaltet, so ist klar, daß er das Meiste von dem ausschließt, was man gegenwärtig die jungen Mädchen zu lehren pflegt. Zunächst kann selbstverständlich von Mathematik und Naturwissenschaften, wenigstens sofern sie auf eine zusammenhängende Erkenntniß ihres Gegenstandes ausgehen, nicht die Rede sein. Weniger noch von philosophischen und anderen Disciplinen, die einen abstrakten Stoff in systematischer Form behandeln. Dagegen dürfte der Erlernung der einen oder anderen fremden Sprache nichts im Wege stehen, vorausgesetzt freilich, daß sie nicht zu grammatischen oder linguistischen Studien mißbraucht wird. Was die Geschichte angeht, so kommt sie nur insoweit in Betracht, als die Ereignisse, Charactere und Sitten, welche sie vorführt, geeignet sind, eine sittlich fördernde Wirkung zu üben. Das historische Wissen ist nutzlos, wenn es nicht zur Erhebung und Vertiefung des ethischen Sinnes beiträgt. Ebendarum kann die neuere Geschichte füglich bei Seite gelassen werden; nur selten begegnen in ihr jene erhabenen Vorbilder einfacher Größe und strenger Tugend, die im Leben der alten Völker unsere Bewunderung und Ehrfurcht erwecken. Auf diese aber ist der Blick auch der weiblichen Jugend fort und fort zu richten; „in ihrer Betrachtung erhebt sich die Seele, erwärmt sich das Herz; man kann nicht beständig mit ihnen verkehren, ohne daß der Wunsch rege wird, es ihnen gleichzuthun“.

Ohne Zweifel ist die stete Anschauung des Guten und Schönen das beste Mittel, den Sinn für das Edle zu wecken und jede gemeine oder triviale Regung im Keime zu ersticken. Rousseau dringt mit Recht darauf, daß man dieser Wahrheit auch bei der Wahl der Bücher, die man den jungen Mädchen in die Hände giebt, eingedenk bleibe. Freilich würde er es für besser halten, wenn sie der Lectüre ganz entbehren könnten. Doch da das einmal nicht angeht, so muß sie wenigstens dem Umfange nach beschränkt und einem gediegenen, wahrhaft bildenden Inhalt zugewandt werden. Nichts ist verderblicher als die sinnlose Lesewuth, die beständig vom Einen zum Andern fortstürmt, ohne irgendwo länger zu verweilen. Man trage daher Sorge, daß die Mädchen nur wenig lesen, aber über das Gelesene viel nachdenken und zugleich Gelegenheit haben, die Gedanken und Empfindungen, welche durch die Lectüre in ihnen angeregt wurden, in zwangloser Unterhaltung auszutauschen. Es wurde schon früher bemerkt, daß belehrende und interessante Gespräche für den weiblichen Geist das angemessenste Bildungsmittel abgeben. Natürlich setzen sie werth- und inhaltvolle Stoffe voraus, und kommt es eben darauf an, daß die Lectüre solche darbietet. Zu dem Ende muß sie sich auf die Meisterwerke der großen Schriftsteller beschränken, dagegen allen literarischen Kleinkram, wie er in Journalen, Zeitschriften, Feuilletons u. s. w. feilgeboten wird, zur Seite lassen. Er schadet schon deshalb, weil er nichts nützt. Positiv nachtheilig aber sind jene zahllosen poetischen oder prosaischen Schriften, die mit sentimentalem Pathos oder frivoler Lüsternheit das Thema von der Liebe endlos variiren. Die Frauen müssen sich um so mehr vor ihnen hüten, da sie grade ihnen von Autoren und Anbetern aufgedrängt werden.

Uebrigens vergesse man nicht, daß die Literatur mit ihren Schriftwerken für sie nur eine untergeordnete Bedeutung hat. „Die Welt ist das Buch der Frauen, und sie lesen es leicht und mit richtigem Verständniß, wenn die Leidenschaft sie nicht verblendet.“ Doch ist deshalb die wahre Familienmutter keine Weltdame; sie lebt vielmehr in ihrem Hause ebenso zurückgezogen, wie die Nonne in ihrem Kloster. Freilich wird sie dazu nur dann im Stande sein, wenn sie in jungen Jahren gelernt hat, die weltlichen Freuden und Vergnügungen richtig zu würdigen. Sind sie ihr unbekannt geblieben oder in einem falschen Lichte gezeigt worden, so steht zu befürchten, daß die unbestimmte oder unwahre

Vorstellung, welche sie von ihnen hegt, ihr Herz irre führt und den beglückenden Frieden des häuslichen Stilllebens stört. Rousseau kann daher die, namentlich in Frankreich herrschende Sitte nicht billigen, welche die Mädchen in klösterlicher Abgeschiedenheit hält, während sie den Frauen eine fast unbeschränkte Freiheit gestattet. Er hält es im Gegentheil für rathsam, die Mädchen bei Zeiten in das Leben und Treiben der Welt einzuführen und räth den Müttern, falls sie selbst ihm nicht entsagen können oder wollen, sich immerhin von ihren Töchtern begleiten zu lassen. Haben sich diese nur ihren geraden Sinn und ihr reines Herz bewahrt, so braucht man ihnen nichts zu verbergen, was einem keuschen Blicke begegnen darf. Bälle, Feste, Spiele, selbst das Theater, überhaupt Alles, was schlecht gesehen, die unverständige Jugend mit zauberischem Reize anlockt, kann gesunden Augen unbedenklich vorgeführt werden. Je genauer sie diese rauschenden Vergnügungen kennen lernen, um so schneller werden sie ihrer überdrüssig.

Die Erfahrung scheint dem allerdings zu widersprechen. Man bemerkt nicht selten, wie der Wirbelwind der weltlichen Lust die jungen Mädchen mit sich fortreißt und sie durchaus nicht geneigt sind, den einmal betretenen Schauplatz des Vergnügens wieder zu verlassen. Doch ist das, wie Rousseau meint, nicht ihre Schuld, sondern die ihrer Erzieher. Sie haben es, bevor sie das trügerische Gemälde vor ihren Blicken entrollten, versäumt, ihre Zöglinge für den Anblick desselben in geeigneter Weise vorzubereiten, es unterlassen, sie mit dem nöthigen Gleichmuthe zu waffnen, ihnen die Dinge, nicht wie sie dem ungeübten Auge erscheinen, sondern wie sie wirklich sind, im Voraus zu zeigen, sie vor den Illusionen der eigenen Eitelkeit zu bewahren und in ihren jungen Herzen den Sinn für die wahren Freuden des Lebens, welche im geräuschvollen Treiben der Welt nimmer zu finden sind, mit sorgsamer Hand zu pflegen. Man darf sich nicht wundern, wenn sie liebgewinnen, was ihre Umgebung sie vor und mehr noch während der Zeit des Genusses lieben lehrt. Haben sie doch bei ihrem Eintritte in die Welt in der Regel keine anderen Führer, als die Mutter, die oft noch thörichter ist, wie sie selbst, und deren Beispiel sie in ihren eigenen Augen rechtfertigt. Ueberdies, wie sollen sie dem stillen Leben des Hauses Geschmack abgewinnen, da sie ihm von frühauf entfremdet werden? Um es zu lieben, muß man es kennen, schon in den Tagen der Kindheit seine reinen und süßen Freuden gekostet haben. Dies aber ist wenigstens in den größeren Städten kaum noch möglich. Das gesellschaftliche Leben nimmt hier einen so breiten Raum ein, daß keine einsame Stelle mehr übrig bleibt, wohin man sich zurückziehen könnte.

Auch zu Hause ist man wie auf der Straße, man lebt mit aller Welt und hat eben darum keine Freunde mehr; kaum kennt man noch seine Verwandten; man sieht und behandelt sie wie Fremde, und die Einfachheit der häuslichen Sitten schwindet mit der traulichen Gemeinschaft, die ihren Reiz ausmachte. Wo es aber, wie in kleineren Land- und Provinzialstädtchen, noch ein wirkliches Familienleben giebt oder doch geben könnte, werden die jungen Mädchen dem heilsamen Einflusse desselben mehr und mehr entzogen. Man kann sie, scheint es, nicht früh genug in Ton und Sitte der großen Welt einführen und bemüht sich, falls die Mittel es nur eben erlauben, ihren einfach natürlichen Sinn im Interesse einer vermeintlich höheren Bildung durch ein künstlich verschrobenes Wesen zu ersetzen. Rousseau nennt die Klöster, in welchen zu jener Zeit, wie auch noch jetzt, in Frankreich die weibliche Jugend der höheren Stände erzogen zu werden pflegte, die „eigentlichen Pflanzstätten jener falschen Coquetterie, aus welcher alle Irrungen und Thorheiten der Frauen entspringen". Vielleicht würde er über unsere Institute und Pensionen nicht günstiger geurtheilt haben. Sie schaden nur insofern weniger, als der Aufenthalt in ihnen meist von kurzer Dauer ist und das spätere Leben den aufgetragenen Firniß bald wieder abschleißt. Schlimm aber bleibt es, daß die Mädchen bei ihrer Rückkehr in das elterliche Haus die Vorstellung eines anderen, glanz- und genußreicheren Daseins mit heimbringen, die im besten Falle eine unbefriedigte Sehnsucht wach erhält, während sie unter günstigen Verhältnissen eine beständig wachsende Neigung zu leerem Prunk und gehaltlosen Vergnügungen zur Folge hat. Es hilft eben wenig, daß sie angewiesen werden, eine gewisse äußere Zurückhaltung zu beobachten. Der erzwungene Anstand, die affectirte Bescheidenheit verbirgt die zügellosen Begierden nur schlecht, von welchen sie verzehrt werden.

Glücklicherweise wirken die Zauber des Weltlebens nicht überall mit gleicher Stärke. Wo ihnen ein gesunder Sinn und Geschmack, die natürliche Neigung zum Guten und Ehrbaren begegnet, verlieren sie ihre Kraft. Rousseau zweifelt nicht, daß es trotz der allgemeinen Corruption manche Frauen und Mädchen giebt, die sich mit sicherem Takt und Urtheil von dem glänzenden Scheinwesen abwenden, wenn sie dasselbe eine Weile aus der Nähe betrachtet haben. Ihre Zahl würde freilich weit größer sein, käme man der natürlichen Neigung durch passende Unterweisungen zu Hülfe oder wenigstens nicht durch eine verkehrte Leitung in die Quere. Wird ihr nur gestattet, sich stets ungehindert geltend zu machen, erhält man sie in ihrer ursprünglichen Reinheit und führt sie da, wo sie etwa abirrt, unvermerkt auf den richtigen Weg zurück, so

darf man sich aller weiteren Vorkehrungen entschlagen. Es bedarf dann namentlich nicht jener trockenen Mahn- und Strafreden, womit man die jungen Leute zu langweilen pflegt. Diese tristen Moralpredigten sind der Tod jeder guten Erziehung; sie dienen dazu, die, welche sie halten, verhaßt zu machen und gegen das, was sie sagen, Widerwillen zu erregen. Mit Recht dringt Rousseau darauf, daß man sich ihrer enthalte, überhaupt sich hüte, die Gebote der Pflicht in einem düstern, abschreckenden Gewande vorzuführen und damit den Glauben zu erregen, daß ihre Erfüllung nothwendig eine verdrießliche Miene und mürrische Stimmung voraussetze. Besser doch, man sagt den Mädchen mit heiterem Ton und Antlitz, aber deutlich und bestimmt, was sie zu thun und zu lassen haben. „Ihr moralischer Katechismus sei ebenso kurz und klar wie der religiöse; doch darf er nicht ebenso ernst sein.“ Sollen ihnen ihre Pflichten lieb und werth, ihre Ausübung leicht werden, so müssen sie in ihnen die Quelle ihres Glücks und die Grundlage ihrer Rechte erkennen. Es ist nicht gerade schwer zu lieben, damit man wiedergeliebt werde; auch wird man es nicht zu mühsam finden, sich liebenswürdig und achtungswerth zu machen, wenn man weiß, daß davon die Zuneigung und Hochschätzung Anderer und so das Lebensglück abhängt.

Diese Einsicht aber kann den Frauen auch schon in jungen Jahren nahe gelegt werden. Verstehen sie es nur, die Macht, auf welche sie berechtigten Anspruch haben, zur Geltung zu bringen, so brauchen sie keineswegs ein höheres Alter abzuwarten, um in den Genuß derselben zu gelangen. „Ihre Herrschaft beginnt mit ihren Tugenden; kaum entwickeln sich ihre Reize, und schon gebieten sie durch die Milde ihres Wesens, die imponirende Bescheidenheit ihrer Haltung.“ Kein Mann ist so roh und gefühllos, daß er nicht seinen Stolz mäßigte und sich eines rücksichtsvollen Benehmens befleißigte, wenn er einem Mädchen von etwa 16 Jahren gegenübersteht, das verständig und liebenswürdig, wenig spricht, aufmerksam zuhört, sittsam in seinem Auftreten und züchtig in seinen Reden ist, das über seiner Schönheit weder sein Geschlecht, noch seine Jugend vergessen macht, und es versteht, ihn durch seine Schüchternheit zu interessiren und sich die Hochachtung zu gewinnen, welche es selbst gegen Jedermann hegt. Auch glaube man nicht, daß diese Zeichen der Werthschätzung ohne tiefere Bedeutung sind. Sie beruhen keineswegs nur auf sinnlichem Reize, sondern entspringen aus dem allen Männern gemeinsamen Bewußtsein, daß die Frauen von Natur berufen sind, über ihr Verdienst und ihren Werth zu urtheilen. Schlimm genug, wenn sie außer Stande sind, diesem Berufe zu entsprechen. Rousseau beklagt das Volk,

bei welchem ihr Urtheil für die Männer gleichgültig geworden; es hat seiner Ansicht nach schon die tiefste Stufe des Verfalls erreicht.

Freilich können die Frauen die ihnen gebührende hohe Stellung nur da einnehmen und behaupten, wo sie sich derselben durch den Besitz aller weiblichen Tugenden und die Erfüllung aller weiblichen Pflichten würdig erweisen. Man sage ihnen das bei Zeiten und lasse sie von frühauf erfahren, daß ihre Ansprüche auf Achtung nur dann anerkannt werden, wenn sie sind, wie sie sein sollen. Zugleich mögen sie einsehen lernen, daß die Tugend der Liebe nicht weniger förderlich ist, als den übrigen Rechten der Natur, und die Autorität der Geliebten durch sie ebensoviel gewinnt, wie die der Gattin und Mutter. „Es giebt keine wahre Liebe ohne Begeisterung, und diese setzt einen Gegenstand voraus, der vollkommen ist oder doch dafür gilt.“ Wer an solche Vollkommenheit nicht glaubt oder keinen Sinn für sie hat, vielmehr in dem Gegenstande seiner Liebe nur ein Objekt des sinnlichen Vergnügens erblickt, dessen Herz bleibt kalt und seine Seele ist unfähig zu jenem erhabenen Aufschwunge, welcher das Entzücken der Liebenden und den zauberischen Reiz ihrer Leidenschaft ausmacht. Mag man immerhin behaupten, daß in der Liebe Alles nur Täuschung ist, die Freude an der wahren Schönheit, mit welcher sie erfüllt, die hohen und reinen Empfindungen, die sie anregt, sind darum nicht weniger wirklich. Ob die Geliebte alle die Vorzüge, welche der schwärmerische Sinn ihres Anbeters wahrzunehmen glaubt, in der That besitzt, ist ziemlich gleichgültig. So lange er sie eben liebt, gilt sie ihm als das ideale Vorbild, dem er freudig nacheifert und jede Regung niedriger Selbstsucht, ja sogar das Leben bereitwillig zum Opfer bringt.

Leider, fügt Rousseau hinzu, ist in unseren Tagen mit der wahren Liebe auch diese ihre läuternde Kraft verschwunden. „Wenn wir uns über die Paladine der Vorzeit lustig machen, so geschieht es, weil sie die Liebe kannten und wir nur noch die Ausschweifungen kennen. Als ihre romantischen Vorstellungen anfingen, lächerlich zu werden, war diese Aenderung weniger das Werk der Vernunft, als die Wirkung der schlechten Sitten.“ Wie auch die Zeiten und Vorurtheile wechseln, die Natur der sittlichen Verhältnisse bleibt stets dieselbe. Es wird immer groß und schön sein, sich selbst zu beherrschen, auch wenn der Antrieb dazu in phantastischen Einbildungen gelegen ist, und die Motive der wahren Ehre werden nie aufhören, das Herz der einsichtigen Frau für sich zu gewinnen. Ohne Zweifel ist die Keuschheit eine köstliche Tugend für eine schöne Frau, deren Seele einer gewissen Erhebung fähig ist. Während sie alle Welt zu ihren Füßen sieht, triumphirt sie über ihre Umgebung wie über sich selbst. Sie

errichtet sich in ihrem eigenen Herzen einen Thron, dem Jedermann seine Huldigung darbringt; die zärtlichen Gefühle, welche sie einflößt, die Verehrung, die ihr zu Theil wird, die Freude an der eigenen Hochachtung bieten ihr unaufhörlich einen ruhmvollen Preis für die Kämpfe weniger Augenblicke. Die Entbehrungen gehen schnell vorüber, aber ihr Lohn dauert unverändert fort. Einer tugendhaften Frau wird es auch dann an Ruhm und Freude nicht fehlen, wenn ihre Schönheit verblüht ist, denn sie wird sich den Genuß der Vergangenheit zu bewahren wissen.

Man sieht, Rousseau setzt auch hier den Hebel einer, allerdings höheren und edleren Selbstsucht in Bewegung, um die sittlichen Kräfte und Anlagen zur Entwickelung zu bringen. Wir glauben nicht, daß die Tugend an dem Egoismus, selbst wenn er in der veredelten Gestalt auftritt, die Rousseau ihm giebt, eine feste Basis und sichere Stütze haben kann. Aber wie unzureichend das in Rede stehende Motiv ist, seine relative Berechtigung läßt sich nicht bestreiten. Jedenfalls ist es wirksamer, als das „frömmelnde Gerede", mit welchem man beständig die jungen Leute verfolgt, ohne sie doch zu überzeugen. Diese Sprache liegt ihrem Vorstellungskreise zu ferne, als daß sie ihr mehr, denn eine äußere, nur scheinbare Aufmerksamkeit schenken könnten. Die Folge aber ist, daß sie aus Mangel an Gründen, ihren Neigungen Widerstand zu leisten, ihnen unbedenklich nachgeben. Gewiß hat ein verständig und fromm erzogenes Mädchen starke Waffen gegen die Versuchung, aber ebenso gewiß wird es eine Beute des ersten besten Verführers, wenn man sein Herz oder vielmehr seine Ohren lediglich mit einem ihm unverständlichen „mystischen Jargon" erfüllt hat. „Wer jung und schön ist, wird nie seinen Körper gering schätzen, wird sich nie im Ernste über die große Sünde betrüben, die seine Schönheit begehen läßt, es nie aufrichtig beweinen, ein Gegenstand des Verlangens zu sein, auch niemals glauben können, daß das süßeste Gefühl des Herzens eine Erfindung des Satans ist." Phrasen dieser Art verfehlen um so sicherer ihren Zweck, da sie in der Regel von anderen begleitet sind, die ihnen gradezu widersprechen. „Hat man die jungen Mädchen gedemüthigt, indem man sie ihre körperlichen Reize als den Schmutz der Sünde ansehen lehrte, so wird derselbe Leib, den man ihnen eben erst so verächtlich gemacht, als ein Tempel des heiligen Geistes ihrer Hochachtung empfohlen." Doch die zu hohen und die zu niedrigen Vorstellungen lassen sich nicht vereinigen; auch bleiben die einen ebenso wirkungslos, wie die anderen. Nur die vernünftige Einsicht, welche dem Alter und dem Geschlechte zugänglich ist, führt zum Ziele.

Es nützt wenig, den Mädchen beständig zuzurufen: Seid verständig! man sorge vielmehr dafür, daß sie ein größeres Interesse daran haben, es zu sein. Dieses Interesse darf nicht in der fernen Zukunft gesucht, es muß ihnen in der unmittelbaren Gegenwart, in den Verhältnissen ihres Alters und im Charakter ihrer Verehrer nachgewiesen werden. „Man schildere ihnen den rechtschaffenen Mann, den Mann von Ehre und Verdienst, lehre sie, ihn zu erkennen, zu achten, um ihrer selbst willen zu lieben, zeige ihnen daß, mögen sie nun seine Freundinnen, Frauen oder Geliebten sein, nur ein solcher Mann sie glücklich machen kann." Sie müssen wissen, „daß die Macht ihres Geschlechtes und alle seine Vorzüge nicht blos von ihrem eigenen Verhalten abhangen, sondern zugleich durch das der Männer bedingt sind, daß sie auf gemeine und niedrige Seelen nur geringen Einfluß haben und man der Geliebten nur in soweit dient, als man der Tugend zu dienen weiß." Rousseau zweifelt nicht, daß sie von diesen Wahrheiten überzeugt, sich mit entschiedenem Widerwillen von den Männern gewöhnlichen Schlages und ihrem trivialen, sittenlosen Treiben abwenden, ihre Grundsätze und Gesinnungen verachten und ihre faden Galanterien geringschätzig zurückweisen werden; das kindische Gebahren der zierlichen Modeaffen und die zudringliche Gemeinheit des lüsternen Roué verfehlen da ihre Wirkung, wo der edlere Ehrgeiz, über große und starke Seelen zu herrschen, geweckt und genährt wurde.

X.

Ob dieser hochstrebende Sinn aber auch die Kraft hat, gegen *jede* Versuchung sicher zu stellen? Rousseau selbst gibt uns Anlaß, daran zu zweifeln. Die Fortsetzung des Emil, welche er in der Absicht unternahm, den Werth und die Wirksamkeit seiner Erziehungsgrundsätze an dem späteren Leben seiner Zöglinge zu bewahren, beweist, daß dieselben, wenigstens was den weiblichen Theil angeht, *nicht* ausreichen. Freilich hat es ihm an Muße und auch wohl an der Neigung gefehlt, die interessante Arbeit zu vollenden. Es liegt uns, abgesehen von dem Programm des Schlusses, nur der Anfang vor, einige wenige Briefe, in welchen die verhängnißvolle Wendung, die das Schicksal der jungen Eheleute genommen hat, mit ihren nächsten Folgen geschildert wird[1]). Wir erfahren hier, daß Emil, nachdem er sich mehrere Jahre in ländlicher Zurückgezogenheit seines stillen häuslichen Glückes erfreut hat, auf den Gedanken kommt, seine Frau einen Blick in das

Leben und Treiben der Hauptstadt werfen zu lassen. Ihrer, wie seiner selbst, vollkommen sicher, vergißt er den alten Spruch, daß wer sich in Gefahr begiebt, darin umkommt. Zwar stehen sie beide zu fest auf ihren Füßen, als daß der Wirbel, der sie umbraust, sie mit sich fortreißen könnte. Die Theilnahme aber, welche die bewegte Umgebung unausgesetzt fordert, lockert doch allmählich die innige Gemeinschaft, in welcher sie bis dahin, stets auf einander angewiesen, verbunden waren. Emil namentlich wird durch die mannigfachen Erscheinungen, die ihm entgegentreten, durch die interessanten Bekanntschaften, die er macht, durch Besuche, Ausflüge u. s. w. so sehr in Anspruch genommen, daß er darüber seine Frau zwar nicht vergißt oder vernachlässigt, sie aber doch vielfach sich selbst überläßt. Hätte sie sich über seine Entfremdung irgendwie beschwert, so würde er ohne Zweifel sofort zu ihr zurückgekehrt sein. Indeß der Umstand, daß ihr ein anderweitiger Verkehr zu Gebote steht, macht ihr den Mangel des seinigen weniger fühlbar.

Die Beiden sind eben nicht allein nach Paris gekommen; ein befreundetes Ehepaar, das schon seit längerer Zeit bei ihnen aus- und einging, hat sie begleitet. Es sind Menschen von leichtem Sinn und laxen Grundsätzen, die nur äußerlich verbunden, doch im besten Einvernehmen stehen, und, ohne Anstand und Sitte zu verletzen, denken und leben, wie es Ton und Art der großen Welt mit sich bringt. Diese Bekanntschaft übt auf die jungen Leute, besonders auf Sophie, einen höchst nachtheiligen Einfluß. Der Umgang mit der leichtfertigen Frau vermag zwar ihren ernsten Sinn nicht wesentlich zu ändern, doch hat er zur Folge, daß sie sich allmälig an die frivole Denkweise gewöhnt und mehr oder weniger auf sie eingeht. Der Mann aber, persönlich liebenswürdig und ein angenehmer Gesellschafter, ist wohl geeignet, ihr den oft fehlenden Gatten zu ersetzen. Vielleicht denkt er Anfangs nicht daran, die Stellung zu mißbrauchen, welche das Vertrauen des Freundes ihm unbedenklich einräumt. Indeß die Gelegenheit macht Diebe; je öfter und länger er in der traulichen Nähe der reizenden Frau verweilt, um so weniger sind seine leichten Grundsätze im Stande, den erregbaren Sinn in Schranken zu halten. Die Begierde erwacht und mit ihr das Bestreben, sich ihres Gegenstandes um jeden Preis zu bemächtigen. Arglos wie sie ist, merkt die Freundin die Schlinge nicht, welche der Verführer ihr zu stellen weiß. Auch kommt ihr Verlangen, dem der Gatte nicht mehr die nothwendige Befriedigung gewährt, seinem heißen Drange entgegen. Es ist daher nicht gerade zu verwundern, daß sie sich ihm, zumal er die natürliche Erregung durch Anwendung künstlicher

Mittel zu steigern bemüht ist, in einem unbewachten Augenblicke rückhaltlos hingiebt.

Sind aber auch die Umstände, welche ihren Fall herbeiführen, der Art, daß ihre vereinte Wirksamkeit ihn wohl motiviren mag, man kann doch nicht läugnen, daß eine Erziehung, die sich ihnen gegenüber ohnmächtig erweist, die Probe schlecht besteht. Allerdings verfährt Rousseau ganz consequent, wenn er die Treue der Gattin von der steten Gemeinschaft mit dem Gatten abhängig macht; da sie in ihm den Mittelpunkt ihres äußeren und inneren Daseins sieht, so verliert sie allen Halt, sobald er sich ihr entzieht. Indeß spricht eben diese Folgerichtigkeit entschieden gegen die unbedingte Geltung des Prinzips, auf welches er die weibliche Erziehung ausschließlich basiren möchte. Es zeigt sich hier recht deutlich, daß die Frau, wenn sie lediglich mit Rücksicht auf den Mann erzogen wird, keine genügende Bürgschaft für die Bewahrung ihrer sittlichen Integrität, noch auch für die Erfüllung des Berufes bietet, zu welchem sie speziell herangebildet wurde.

Uebrigens ist der Treubruch Sophiens für Rousseau nur das, wie uns scheint, nicht grade gutgewählte Mittel, Emil in eine Lage zu versetzen, in welcher die ihm zu Theil gewordene Erziehung ihre ganze Kraft entfalten kann. Natürlich bringt der jähe Fall die irregeleitete Frau alsbald zur Besinnung. Von schmerzlicher Reue ergriffen, gesteht sie dem Gatten den kaum begangenen Fehltritt. Die Wirkung des Bekenntnisses ist furchtbar; Emil auf das Tiefste empört und erschüttert, ist nahe daran, zu verzweifeln. Der Verrath des Freundes stachelt ihn zu wilder Wuth; die Untreue der Gattin erfüllt ihn mit rasendem Schmerze. Sie hat das Glück seines Lebens für immer zerstört; dahin sind die heiteren Tage reiner, schuldloser Freude; tiefdunkle Nacht breitet sich vor ihm aus, von keinem Strahl der Hoffnung erhellt. Wohl schreckt sie ihn und einen Augenblick taucht der Gedanke in ihm auf, seinem fortan elenden Dasein ein vorzeitiges Ziel zu setzen.

Doch bald erinnert er sich, daß es dem Menschen nicht ziemt, den Kampfplatz des Lebens feige zu verlassen. Man hat ihn bei Zeiten gewöhnt, sich in das Unabwendbare zu fügen, die Leiden und Unfälle, welche das Schicksal verhängt, mit ruhiger Ergebung hinzunehmen. Er weiß aus eigener Erfahrung, daß der Mensch zum Dulden berufen ist und beständig in Gefahr schwebt, eine Beute feindlicher Mächte zu werden. Sie hat ihn aber zugleich gelehrt, daß ihm die Kraft einwohnt, sich über jedes Mißgeschick zu erheben, daß er, wenn alle äußeren Stützen zusammenbrechen, lediglich auf sich selbst zu ruhen vermag. Dieses starke Selbst-

gefühl, schon in früher Jugend geweckt und in späteren Jahren planmäßig gekräftigt, übt jetzt seinen wohlthätigen Einfluß. Ihm vor Allem verdankt er es, daß er dem harten Schlage, der ihn getroffen, nicht erliegt. Hat ihm das Schicksal auch Alles geraubt, was seinem Herzen theuer war, was dem Leben Reiz und Werth verlieh, sich selbst hat er doch nicht verloren. Die stürmische Aufregung, die ihn eine Weile mit sich fortriß, weicht einer ruhigeren Stimmung. Langsam erwacht er aus der dumpfen Betäubung, in die ihn der grenzenlose Schmerz versenkte. Nicht lange und er wirft einen klaren, festen Blick auf seine traurige Lage, und bald ist der Entschluß gefaßt, den die Umstände erfordern. Es wird ihm nicht schwer, der Geliebten zu verzeihen, was sie an ihm verbrochen hat; weiß er doch, daß er selbst einen Theil der Schuld trägt, die sie nun so schwer empfindet und fortan mit dem Verluste ihres Lebensglückes wird büßen müssen. Aber wie tief er sie auch beklagt, und wie sehr es ihn schmerzt, sich von ihr losreißen zu müssen, er kann nicht länger in ihrer Nähe weilen. Es wäre zu hart, ihr das Kind zu nehmen, welches künftig ihr einziger Trost sein wird. Er überläßt es ihr und sorgt auch dafür, daß sie im ruhigen Besitze seines gesammten Vermögens bleibt. Schnell sind die nöthigen Anordnungen getroffen; noch ein rascher heimlicher Blick auf die Stätte, an der er bis dahin so glücklich gewesen, und er wandert hinaus in die fremde, öde Welt, einsam, ohne Hoffnung, unnennbares Weh im Herzen.

Wir geben gerne zu, daß der junge Mann, nach dem was geschehen ist, nicht füglich umhin kann, sich von seiner Gattin zu trennen. Dagegen sehen wir nicht ab, wodurch er gezwungen wäre, so ganz und gar auf die materiellen Hülfsquellen zu verzichten, die sein Reichthum ihm darbietet. Freilich Rousseau möchte ihm Gelegenheit geben, zu beweisen, daß er sein Handwerk nicht umsonst gelernt hat. Er würde indeß diese Absicht besser erreicht haben, wenn er die Ausübung desselben nicht, wie das doch jetzt im Grunde der Fall ist, als eine Sache der freien Wahl, sondern als ein Gebot der Nothwendigkeit hingestellt hätte. Doch sei dem wie ihm wolle, Emil giebt Stand und Vermögen unbedingt auf, um fortan als einfacher Tischler von der Arbeit seiner Hände zu leben. Da er sein Geschäft gründlich versteht, so öffnet sich ihm bereitwillig jede Werkstatt, an welche er anklopft. Der geschickte, fleißige Arbeiter ist überall willkommen; Niemand kann dem anspruchlosen Menschen, der still und unverdrossen seiner Arbeit obliegt, seine Achtung versagen, und Mancher würde, ergriffen von dem tiefen Ernste, der auf seinem Wesen ruht, von der düsteren Trauer, die seine Züge umschattet, sich ihm mit herzlicher Theil-

nahme nähern, hielte ihn nicht sein zwar freundliches, aber jede Vertraulichkeit ablehnendes Benehmen in gemessener Entfernung. Inzwischen ist er selbst vergeblich bemüht, sich mit seinem Schicksale auszusöhnen. Die anstrengende Arbeit des Tages verfehlt zwar ihre heilsame Wirkung nicht. Sie zerstreut und ermüdet ihn; wie mechanisch sie ist, sie erfordert doch eine stete Aufmerksamkeit, und sind die Kräfte des Körpers erschöpft, muß auch das Herz seine Thätigkeit einstellen. Doch ist die Ruhe, die er findet, von kurzer Dauer. Wohl tritt die Erinnerung auf Augenblicke zurück, aber sie erstirbt nicht; stets von Neuem lebt sie auf mit ihrer Lust und ihrer Qual. Möglich doch, daß ihr Stachel sich abstumpft, wenn die Orte, an welchen sie haftet, in weiterer Ferne liegen. Von seinem inneren Drange getrieben, beschließt er, jenseits des Meeres den Frieden zu suchen, den er in der Heimath nicht finden kann.

Schon nähert man sich dem Ziele der Fahrt, als das Schiff von Corsaren erstiegen und die Mannschaft trotz der tapfersten Gegenwehr gefangen genommen wird. Auch Emil muß sich den wilden Feinden ergeben und wie seine Leidensgenossen das schwere Joch der Knechtschaft auf sich nehmen. Stark und geduldig trägt er es leichter, als mancher Andere; er ist der Mühen und Entbehrungen zu sehr gewohnt, als daß er sie sonderlich empfinden sollte. Auch fällt es ihm nicht ein, seine Lage dadurch zu verschlimmern, daß er sich gegen sie auflehnt; er nimmt sie wie sie ist und fügt sich, wo jeder Widerstand nutzlos wäre. Ohne Murren gehorcht er dem fremden Willen, der nun einmal über ihn zu gebieten hat. Doch ist er deshalb nicht gemeint, sich launische Willkür oder zwecklose Tyrannei gefallen zu lassen. Wie unbeschränkt die Dienstbarkeit des Sklaven auch ist, sie hat doch ihre natürlichen Grenzen; trotz seiner rechtlosen Stellung stehen ihm gewisse Rechte zu, die sein Herr nicht ungestraft verletzen darf. Thut er seine Pflicht, so muß man zufrieden sein; verlangt man mehr, zwingt man ihn etwa zu Arbeiten, die das Maß seiner Kräfte übersteigen, so ist er befugt, sich gegen solche Zumuthungen aufzulehnen. Auch trägt Emil, als er und seine Gefährten in diesen Fall kommen, kein Bedenken, sie zu offenem Widerstande zu ermuthigen. Natürlich bringt sie die gemeinsame Weigerung, die Arbeit fortzusetzen, in eine schlimme Lage. Indeß bei der muthigen Entschlossenheit und der besonnenen Umsicht, womit Emil die Sache zu leiten und dem Herrn gegenüber zu vertreten weiß, nimmt sie schließlich einen günstigen Ausgang. Der Aufseher, dessen brutale Behandlung die Empörung veranlaßt, muß weichen und Emil tritt an seine Stelle. Nicht lange aber und die Kunde von dem,

was er gethan, dringt auch nach Algier. Der Dey selbst wünscht ihn zu sehen, findet Gefallen an ihm und sieht es gerne, daß ihm der bisherige Eigenthümer seine Rechte abtritt. So ist er denn im Dienste des Fürsten, und bald auf dem besten Wege, Ansehen und Einfluß zu gewinnen. Die Gunst, deren er sich bereits erfreut, wird ihn voraussichtlich zu einer Stellung erheben, die ihm Gelegenheit bietet, seine Kenntnisse und Einsichten auf einem weiten, fruchtbaren Felde der Thätigkeit zu verwerthen. Doch hier bricht die Erzählung plötzlich ab; wir können nur noch hinzufügen, wie Rousseau sie zu schließen gedachte.

„Eine Reihe von Begebenheiten führt Emil auf eine wüste Insel. Er findet am Ufer einen Tempel mit Blumen und köstlichen Früchten geschmückt. Täglich besucht er ihn und täglich findet er ihn schöner. Sophie ist die Priesterin dieses Tempels. Emil weiß das nicht. Welche Ereignisse haben sie an diesen Ort bringen können? Die Folgen ihrer Schuld und der Handlungen, welche sie sühnen. Sophie giebt sich endlich zu erkennen. Emil erfährt das Gewebe von Trug und Gewalt, welchem sie erlegen ist. Aber fortan unwürdig, seine Gattin zu sein, will sie seine Sklavin werden und ihrer Nebenbuhlerin dienen. Diese ist ein junges Mädchen, welches durch anderweitige Ereignisse in das Schicksal der beiden Gatten verflochten wird. Emil heirathet sie und Sophie wohnt der Hochzeit bei. Endlich nach einigen Tagen voll bitterer Reue und eines stets sich erneuernden Schmerzes, der um so tiefer geht, da Sophie es sich zur Pflicht macht, ihn zu verbergen, gesteht Emil, daß die Ehe mit der Rivalin nur eine Finte ist. Diese hatte einen anderen Mann, der nun Sophien vorgestellt wird, und Sophie findet den ihrigen wieder, der ihr nicht nur einen unfreiwilligen Fehltritt verzeiht, welcher durch die schwersten Leiden gebüßt worden, sondern auch in ihr die Tugenden ehrt, von welchen er nur eine schwache Vorstellung gehabt, bevor sie Gelegenheit fanden, sich in ihrem ganzen Umfange zu entfalten.“ [2])

Es ist unseres Erachtens nicht grade sehr zu beklagen, daß dieser romantische Entwurf unausgeführt blieb. Rousseau selbst war freilich anderer Meinung. Er bedauerte in späteren Jahren, daß er die begonnene Arbeit nicht habe vollenden können und suchte wohl den einen oder anderen seiner Bekannten zu bestimmen, sie in die Hand zu nehmen. Zu ihnen gehörte auch Bernardin de St. Pierre, der sich bei dieser Gelegenheit die Bemerkung

erlaubte, daß durch den Fehltritt Sophiens der Werth ihrer Erziehung doch ernstlich in Frage gestellt werde. Rousseau erwiederte nur: „Der Gegenstand ist von Nutzen; es genügt nicht, zur Tugend anzuleiten, man muß sich auch vor dem Laster sicherstellen. Die Frauen haben allen Grund, den Frauen noch mehr als den Männern zu mißtrauen." Er mochte nicht Unrecht haben; der Einwand aber war damit keineswegs entkräftet.[3])

Mehr als die fehlende Fortsetzung des Emil möchten wir den Verlust der Ergänzungen bedauern, welche Rousseau diesem Werke hinzuzufügen dachte. Als er mit der Abfassung derselben beschäftigt war, strömten ihm die Gedanken in so reicher Fülle zu, daß er sie nicht alle verwerthen konnte. Er schrieb deshalb, was sich für den Augenblick nicht benutzen ließ, auf besondere Zettel, um davon später den geeigneten Gebrauch zu machen. Diese kürzeren Notizen wurden dann im Laufe der Zeit zum Theil weiter ausgeführt. Namentlich lag eine eingehende Parallele der öffentlichen und der Privaterziehung, welche das Werk in seiner gegenwärtigen Gestalt vermissen läßt, bereits fertig vor. Die hastige Eile indeß, mit welcher er einige Jahre später das ihm in England eröffnete Asyl verlassen zu müssen glaubte, bestimmte ihn, vor der Abreise alle minder wichtigen Papiere zu vernichten. Mit ihnen wurden auch die in Rede stehenden Zusätze geopfert, gewiß zum Nachtheile für das Werk, wenn auch kaum anzunehmen ist, daß sie dessen Werth wesentlich erhöht haben würden.

Derselbe beruht eben nicht blos auf dem ohnehin schon sehr reichhaltigen Detail, sondern vor Allem auf der durchgreifenden Wirkung, die es als Ganzes ausübte. Zur Zeit als es veröffentlicht wurde, war das Interesse an der Erziehung gering und wenig verbreitet. Wer sie nicht als seinen speciellen Beruf, oder, was wohl öfter zutraf, als ein gewinnbringendes Geschäft betrieb, nahm keine Notiz von ihr. Namentlich pflegten sich diejenigen, welchen sie zumeist hätte am Herzen liegen sollen, die Eltern, am wenigsten um sie zu kümmern. Ihren Geschäften, Intriguen und Vergnügungen hingegeben, hatten sie weder Muße, noch auch Neigung und Geschick, sich selbst mit der Sorge für ihre Kinder zu befassen. Man überließ sie Ammen und Gouvernanten und waren sie herangewachsen, die Knaben dem Hofmeister, die Mädchen dem Kloster. Die Sitte brachte es so mit sich und man hielt um so mehr an ihr fest, da es kaum Gelegenheit gab, sich eines Besseren zu belehren. Die Erziehung gehörte nicht zu den Gegenständen, welche die tonangebenden Schriftsteller zu behandeln liebten; die Literatur über sie war sehr dürftig und bot kaum irgend eine Schrift, die für das größere Publikum zugänglich oder genießbar gewesen

wäre. Kein Wunder, wenn es sich gegen eine Sache gleichgültig verhielt, die ihm so wenig nahe gebracht wurde. Daß ihm nicht die Fähigkeit fehlte, sich für sie zu interessiren, dafür zeugte die allgemeine lebendige Theilnahme, welche es bei dem Erscheinen des Emil an den Tag legte.

Darf man dem Berichte eines gleichzeitigen Gegners von Rousseau Glauben schenken, so wurde das Werk von der Lesewelt förmlich verschlungen. „Dieses Buch," sagt er,[4]) „obgleich voll tödtlichen Giftes, wird mit dem größten Eifer gesucht. Jedermann will es bei sich haben, in der Nacht, wie am Tage, auf dem Spaziergange, wie in seinem Cabinet, auf dem Lande, wie in der Stadt; es giebt keine besuchtere Schule, als die des Philosophen von Genf, und es gereicht gewissermaßen zur Schande, sich nicht als seinen Zögling zu bekennen." Ohne Zweifel verdankte die Schrift diesen beispiellosen Erfolg zunächst weniger ihrem Inhalte, als der anziehenden Form, in welcher sie ihn vorführte. Freilich setzte sie die Literarhistoriker durch die eigenthümliche Behandlung ihres Gegenstandes in einige Verlegenheit; sie wußten nicht recht, in welche der hergebrachten Rubriken sie einzuordnen sei. Laharpe z. B. bringt sie im Kapitel „von den Romanen" zur Sprache, wiewohl er mit Recht bemerkt,[5]) daß sie „streng genommen, nicht dahin gehöre." Sie war allerdings kein Roman; das romantische Gewand aber, in welchem sie auftrat, verlieh ihr den Reiz und auch die Wirkung eines solchen. Rousseau hat es meisterhaft verstanden, die graue Theorie in die lichten Farben des Lebens zu kleiden; er weiß den spröden Stoff in lebendigen Fluß zu bringen, die ernste Mahnung, wie die strenge Lehre mit heiterem Schmuck zu umgeben. Er sagt nicht, was zu thun ist, sondern was er thut; er erzählt mehr, als er erörtert; statt zu lehren, ordnet er an; er ergeht sich nicht in Allgemeinheiten, er schildert. Eine Darstellung dieser Art mochte den Anforderungen der strengen Wissenschaft vielleicht nicht entsprechen; hin und wieder breit und verworren, ließ sie nicht selten scharfe Präcision und einen festen, geschlossenen Zusammenhang vermissen. Wie viel aber auch die Gelehrten an ihr auszusetzen fanden, sie bot den Gebildeten eine fesselnde Lektüre, welche Niemand aus der Hand legte, ohne einen mehr oder minder nachhaltigen Eindruck mit hinwegzunehmen.

Denn die leichte, gefällige Form hinderte Rousseau nicht, den ernsten Inhalt in seiner ganzen Bedeutung zur Geltung zu bringen. Nie zuvor ist die Nothwendigkeit der Erziehung so überzeugend nachgewiesen, nie die Pflicht der Eltern, sie als ihre nächste und vornehmste Aufgabe zu betrachten, so eindringlich

gepredigt worden. Man konnte sich nicht länger der Einsicht verschließen, daß die Wohlfahrt des Einzelnen, wie die der Gesammtheit durch sie bedingt ist. Man konnte sich ebensowenig dem Bewußtsein der großen Verantwortlichkeit entziehen, welche die Erkenntniß ihrer folgenschweren Bedeutung auflegt. Rousseau hatte an sich selbst erfahren, wie schwer sie auf dem Menschen lastet. Das Gefühl des Unrechtes, welches er durch die Preisgebung seiner Kinder begangen, verließ ihn nicht; was auch der raisonnirende Verstand zu seiner Rechtfertigung anführen mochte, er sagte sich doch, daß er eine unsühnbare Schuld auf sich geladen habe. War er aber außer Stande, sich persönlich von den Vorwürfen des Gewissens zu befreien, er konnte immerhin dazu beitragen, daß sie Anderen erspart blieben. Er hatte die eigenen Kinder leichtfertig ihrem Schicksale überlassen; indem er sich der fremden annahm, machte er vielleicht in etwa wieder gut, was er an ihnen verbrochen.[6]) In der That bot er die ganze Macht seiner hinreißenden Beredtsamkeit auf, um sie dem Schutz und der Fürsorge der Eltern zu empfehlen. Er wandte sich nicht blos an die vernünftige Einsicht, er appellirte vor Allem an das Herz. Ernst und nachdrücklich sprach er den Lesern ins Gewissen, aber mehr noch bemühte er sich, ihr natürliches Gefühl zu wecken und zu beleben. Und wenn er sie in strengen Worten aufforderte, ihrer heiligsten Pflicht Genüge zu leisten, so vergaß er doch auch nicht, ihnen in verlockenden Farben den reinen und hohen Genuß zu schildern, welchen die Erfüllung derselben mit sich bringt.

Wo so mannigfache Hebel mit so viel Kraft und Geschick angesetzt wurden, konnte es an einer bedeutenden Wirkung nicht wohl fehlen. Sie war indeß größer und, was mehr sagen will, nachhaltiger, als selbst die kühnste Erwartung voraussetzen ließ. Die Erziehung, bis dahin nur von Wenigen gekannt und geübt, wurde mit einem Male ein Gegenstand des allgemeinsten Interesses; an die Stelle der sorglosen Gleichgültigkeit, welche man bisher den Kindern gegenüber an den Tag gelegt, trat plötzlich die liebevollste Theilnahme. Die Frauen namentlich widmeten sich den süßen Pflichten ihres neu entdeckten Berufes mit begeisterter Hingebung. Rousseau durfte sich mit allem Rechte rühmen, daß er dem Kinde die Mutter zurückgegeben und damit das Glück seiner ersten Lebensjahre begründet habe. „Wenn," sagt einer seiner heftigsten Gegner,[7]) „die Kindheit sich gegenwärtig jener milden Freiheit erfreut, die ihr gestattet, ihre ganze Naivetät, Munterkeit und Anmuth zu entfalten, wenn sie sich nicht mehr durch Hemmungen und Fesseln jeder Art eingeschüchtert und beengt fühlt, so verdankt sie das dem Verfasser des Emil." Doch würde

man sehr irren, wollte man, was freilich oft genug geschieht, den heilsamen Einfluß dieses Werkes auf die früheste Lebensperiode des Menschen beschränkt glauben. In Wahrheit bietet es für jede Altersstufe eine Menge trefflicher Rathschläge und Anweisungen, die freilich in den Zeiten, welche seiner Veröffentlichung unmittelbar folgten, vielfach zu treu befolgt wurden. Wie gewöhnlich, hielt sich die Bornirtheit an den Buchstaben, ohne von dem Geiste, der ihn beseelte, auch nur eine Ahnung zu haben. Sie zweifelte nicht, daß man Rousseau auf seinem Wege nur Schritt für Schritt zu folgen brauche, um zu demselben Ziele zu gelangen. Natürlich sah sie sich bald enttäuscht; die Copie des Emil glich in der Regel dem Original nicht mehr, wie die Karikatur der Wirklichkeit.

Rousseau selbst protestirte entschieden dagegen, daß seine Schrift ohne Weiteres als Handbuch der praktischen Erziehung angesehen und benutzt werde. Als sich ihm während seiner Anwesenheit in Straßburg ein gewisser Herr Hubard mit der Bemerkung vorstellte: „Sie sehen hier einen Mann, der seinen Sohn nach den Grundsätzen erzogen hat, die er so glücklich war aus Ihrem Emil schöpfen zu dürfen," fixirte er ihn scharf und erwiederte dann:[8]) „Um so schlimmer, mein Herr, um so schlimmer für Sie und Ihren Sohn." Einem jungen Pädagogen aber, der ihn von seiner Absicht, sich den Emil zur Richtschnur zu nehmen, in Kenntniß setzt, antwortet er: „Wenn es wahr ist, daß Sie den Plan adoptirt haben, welchen ich zu entwerfen versuchte, so bewundere ich Ihren Muth. Denn Sie sind zu einsichtig, um nicht zu begreifen, daß es sich bei einem solchen System um Alles oder Nichts handelt. Sage ich aber Alles, so meine ich nicht, daß man sich durch meine Ideen blindlings leiten lasse — sie werden vielmehr oft der Berichtigung bedürfen — sondern daß man an den Prinzipien festhalte und ihre Consequenzen genau verfolge, natürlich mit steter Rücksicht auf die Modifikationen, welche ihre Anwendung auf den besonderen Fall nothwendig fordert." Zugleich erinnert er den angehenden Erzieher an die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe, die er zu übernehmen im Begriffe sei. „Sie werden sich wenigstens zehn Jahre lang, ohne jemals an sich selbst denken zu dürfen, ganz und durchaus mit allen Ihren Kräften Ihrem Zöglinge widmen müssen. Wachsamkeit, Geduld, Festigkeit, das sind drei Eigenschaften, die Sie keinen Augenblick werden entbehren können, wenn Sie nicht Gefahr laufen wollen, Alles, ja Alles auf's Spiel zu setzen."

Man sieht, Rousseau ist weit entfernt, seine Methode unbedingt zur Nachahmung zu empfehlen. Auch kann er für die Irrungen und Thorheiten nicht verantwortlich gemacht werden,

welche die ungeschickte und oberflächliche Handhabung derselben in Frankreich, wie im Auslande[9]), vielfach zur Folge hatte. Es war eben nicht seine Schuld, wenn der im Grunde sehr positive Character seiner negativen Erziehung verkannt und diese dahin verstanden wurde, daß der Zögling ganz sich selbst zu überlassen und jeder bestimmende Einfluß des Erziehers überflüssig oder gar vom Uebel sei. Solche Mißverständnisse konnten bei dem maßlosen Eifer, mit welchem sich plötzlich alle Welt einem fast unbekannten Gegenstande zuwandte, nicht ausbleiben. Es bedurfte einer gewissen Zeit, bevor sich eine ruhigere und richtigere Auffassung Bahn brach; man mußte, um zu einer unbefangenen Würdigung zu gelangen, den ersten mächtigen Eindruck des Werkes in etwa überwunden haben. Allmählig drang die Einsicht durch, daß nicht sein ganzer Inhalt sofort und unmittelbar verwirklicht werden könne; man begann zu unterscheiden, das Zweifelhafte vom Gewissen, das Brauchbare vom Unpraktischen zu sondern. Es gab Manche, die über diese Prüfung und Auswahl der Details nicht hinauskamen, doch fanden sich auch Andere, die von den einzelnen Lehren, Ansichten und Rathschlägen zu den allgemeinen Prinzipien fortgingen, auf welchen sie beruhten. Die genauere Untersuchung derselben stellte heraus, daß sie wenigstens theilweise unanfechtbar und wohl geeignet sind, die Grundlagen eines, der weiteren Entwickelung zwar bedürftigen, aber auch fähigen Systems der Erziehung abzugeben.

Es ist ein wesentliches Verdienst des Emil, daß durch ihn die Erziehung gewissermaßen auf die Tagesordnung der ganzen gebildeten Welt gesetzt wurde. Er hat sie aber auch insofern erheblich gefördert, als er ihr eine feste Basis gab, auf welcher ihre Fortbildung mit Erfolg versucht werden konnte. Heutzutage weiß so ziemlich Jeder, daß eine Pädagogik, der es an einer sicheren psychologischen Grundlage fehlt, in der Luft schwebt. Vor hundert Jahren war diese Wahrheit im Allgemeinen noch unbekannt, und Rousseau der Erste, der sie, ohne sie als solche ausdrücklich zu betonen, thatsächlich zur Anerkennung brachte. Indem er von dem sehr richtigen Grundsatze ausging, daß die Erziehung alle dem Menschen einwohnenden Kräfte und Anlagen naturgemäß zu entwickeln habe, ließ er es sich angelegen sein, diese Vermögen und Fähigkeiten nach Art und Richtung genau zu bestimmen, die Formen und Zielpunkte ihrer Wirksamkeit, die Grade und Stufen ihrer Ausbildung, ihr Verhältniß zu den einzelnen Lebensaltern, sowie ihre gegenseitigen Beziehungen festzustellen. Niemand wird behaupten wollen, daß er überall das Richtige getroffen hat. Doch darauf kommt am Ende wenig an; die Hauptsache ist, daß er

den Weg zeigte und bahnte, der, consequent weiter verfolgt, die Pädagogik einer befriedigenden Lösung ihrer Aufgabe wesentlich näher bringen mußte. Fügen wir hinzu, daß er auch diese Aufgabe selbst in einer Weise fixirte, gegen die sich nichts Stichhaltiges einwenden läßt. Es ist eben wahr, daß die Erziehung ihren Zweck nur dann erreicht, wenn sie den Zögling zum Menschen und für das Leben heranbildet. Freilich kann man nicht läugnen, daß Rousseau das Wesen des einen und den Umfang des andern zu enge faßt. Indeß, war das Ziel im Allgemeinen richtig bestimmt, so mochte es sich bei näherer Erwägung leicht genauer und vollständiger feststellen lassen.

Auch hat es im Laufe der Zeit nicht an Pädagogen gefehlt, welche in dieser, wie in mancher anderen Rücksicht, die Gedanken Rousseau's weiter auszuführen und, wo es nöthig war, zu berichtigen unternahmen. In Frankreich selbst sind allerdings nennenswerthe Versuche dieser Art kaum gemacht worden. Ebensowenig in England, wiewohl der Emil auch dort gleich Anfangs großen Beifall und weite Verbreitung fand. Rousseau durfte schon bald nach dem Erscheinen des Werkes seinem Freunde Moultou melden[10]: „Sie werden mit Vergnügen erfahren, daß Emil in England den größten Anklang findet. Man arbeitet bereits an der zweiten englischen Ausgabe; ein so rapider Erfolg eines ausländischen Werkes ist in London ohne Beispiel." Dagegen erfuhr er wenig von der begeisterten Aufnahme, die seiner Lehre auf deutschem Boden zu Theil wurde, und wohl nichts von dem Eifer, mit welchem ihre zahlreichen Freunde sie hier theoretisch ausbildeten und praktisch zur Anwendung brachten. Wir wollen auf diese Bestrebungen, die selbst in unseren Tagen noch nachwirken, nicht näher eingehen. Es genügt daran zu erinnern, daß die geräuschvolle, aber auch erfolgreiche Thätigkeit der Philanthropinisten vorzugsweise durch den Emil angeregt wurde, daß nicht minder Pestalozzi und seine weit verzweigte Schule von ihm ausgegangen ist. Freilich traten neben den enthusiastischen Verehrern auch entschiedene Gegner auf, welche das Rousseau'sche System von verschiedenen Standpunkten aus mit Geschick und zum Theil nicht ohne Erfolg bekämpften. Sie haben indeß nicht hindern können, daß die leitenden Principien desselben, wenn auch unter mannigfachen Einschränkungen, zu allgemeiner Anerkennung gelangt, und die einzelnen Regeln und Anweisungen, welche es enthält, meist zum Gemeingute der pädagogischen Praxis geworden sind. Wir dürfen in Betreff dieser Details auf unsere Analyse verweisen, in welcher nicht nur die in Betracht kommenden Ansichten und Vorschläge, sondern gelegentlich auch die mehr oder minder maßgebende

Geltung hervorgehoben wird, die sie später mit Recht oder Unrecht erlangt haben. Ob und inwiefern sie aber für neu und eigenthümlich zu halten sind, ist eine andere Frage, die schon bald nach der Veröffentlichung des Emil in sehr verschiedenem Sinne beantwortet wurde.

Während die Einen behaupteten, daß das Werk nur eine Reihe von kühnen Neuerungen enthalte, versicherten Andere, es finde sich gar nichts Neues darin, vielmehr habe der Verfasser seine Ansichten und Vorschläge durchgängig aus älteren, mehr oder weniger bekannten Schriften entlehnt. Ein Benedictiner, Dom Joseph Cajot, gab sogar bald nach dem Erscheinen des Emil ein besonderes Buch heraus, in welchem er es sich zur Aufgabe machte, die Plagiate Rousseau's und deren Quellen nachzuweisen.[11]) Der gute Mönch hatte nicht nur die französische Literatur, sondern auch die der Nachbarvölker durchstöbert und eine ganz stattliche Anzahl von kleineren und größeren Werken entdeckt, die zwar meist kaum Jemanden bekannt waren, aber grade deshalb um so besser geeignet schienen, von einem Schriftsteller, der sich mit fremden Federn zu schmücken wünschte, benutzt zu werden. Leider „vergaß er," wie Grimm sarkastisch bemerkt, „anzugeben, wem denn Rousseau seinen Styl, seine Beredtsamkeit, sein Colorit gestohlen habe." Viel mehr freilich, als ein formelles Verdienst, mochte auch dieser ehemalige Freund nicht einräumen; wenigstens sprach er sich, wiewohl mit einiger Vorsicht, dahin aus, daß das Wahre im Emil nicht neu, das Neue aber von zweifelhaftem Werthe sei. Ohne Frage ließen er, wie diejenigen, welche seinem Urtheile zustimmten, sich durch persönlichen Groll oder kleinliche Eifersucht weiter fortreißen, als sie bei unbefangener Würdigung gegangen sein würden. „Man muß," bemerkt Sayous sehr richtig, „anerkennen, daß Rousseau nicht der erste Entdecker der meisten — wir würden doch lieber sagen, mancher — theoretischen Ansichten ist, die er in seinem Werke vorträgt. Er hat sie ebensowenig erfunden, wie Lafontaine den Stoff zu seinen Fabeln oder Bossuet so viele herrliche Ergüsse der Beredtsamkeit, deren ursprüngliche Quelle in den Schriften der Kirchenväter gelegen ist. Daß er den Abschnitt über die Erziehung in den Essais von Montaigne, die Werke Locke's und auch manche andere nicht ungestraft gelesen, daß seine Landsleute, der Arzt Belexert und der Doctor Tronchin, gleich ihm den Müttern gerathen haben, ihre Kinder selbst zu nähren, daß Bonnet schon acht Jahre vor dem Erscheinen des Emil sich gegen die Sitte erhob, mit den Kindern von Gott zu reden, daß endlich die Bücher der Fräulein Huber dem savoyischen Vicar mehr als einen Gedanken und mehr als ein Argument geliefert haben, es würde schwer und

überflüssig sein, das zu leugnen. Wenn er aber bei Andern entlehnte, so geschah es stets in dem Sinne, in welchem er einst Madame de Crequi ersuchte, ihm gelegentlich ihre Gedanken über Erziehung mitzutheilen. Er fügte damals seiner Bitte die Worte hinzu: „Wohl verstanden indeß, daß ich mir nur aneignen werde, was Sie mich haben denken lassen, keineswegs was Sie selbst gedacht haben."

Auch legt sein Werk selbst an zahlreichen Stellen Zeugniß für die Selbständigkeit ab, welche er den Arbeiten seiner Vorgänger gegenüber zu behaupten wußte. Wenn er ihre Ideen und Meinungen zuweilen adoptirt und zwar in der Regel nicht, ohne ihnen eine Wendung und Ausführung zu geben, an welche ihre früheren Vertreter nicht von ferne gedacht hatten, so weis't er sie doch ebenso oft zurück. Was namentlich Montaigne und Locke angeht, die hier vorzugsweise in Betracht kommen, so zeigt unsere Analyse, daß er sie in wesentlichen Punkten bekämpfte. Dennoch geben wir gerne zu, daß er ihnen manche fruchtbare Anregung verdankte. Andere bot das Studium der Alten, die Erinnerung an die Sitte und Denkweise der Heimath, dann auch die allgemeine Geistesrichtung der Zeit, sofern sie theils auf das gleiche Ziel gerichtet, hier und da zu verwandten Ueberzeugungen führte, theils grade durch den Gegensatz, in welchem sie zu seiner Denkweise stand, die tiefere Begründung und umfassendere Entwickelung seiner Ansichten förderte. Aber wieviel er auch von Außen aufnahm, das Meiste, alles Wesentliche zumal schöpfte er aus sich selbst, gewann er durch eigne mühevolle Arbeit. Es sind keine leeren Worte, wenn er in Bezug auf den Emil ausruft: „Wie viele Nachtwachen, welche Anstrengungen hat mir dieses Werk gekostet. Während ich dasselbe schrieb, habe ich so recht erfahren, wie groß die Macht eines festen und beharrlichen Willens ist. Wohl hundertmal ließ ich es liegen und ebenso oft nahm ich es mit neuem Eifer wieder auf" [12]). Emil ist in der That die langsam gereifte Frucht eines mühsam fortschreitenden, aber selbständigen Denkens. Nichts kann daher ungerechter sein, als ihn seinem Verfasser irgendwie absprechen zu wollen. Er gehört Rousseau nicht blos durch Form und Sprache, sondern ebenso durch seinen Inhalt. Namentlich ist der Grundgedanke des Buches und nicht minder die consequente Durchführung desselben sein eigenstes Werk.

Auffallender Weise hat die Kritik von diesem leitenden Gedanken nur selten und dann meist ganz beiläufig Notiz genommen. Indem sie sich darauf beschränkte, Einzelnes lobend und tadelnd hervorzuheben, ließ sie den rothen Faden, der das Ganze durchzieht und zusammenhält, außer Acht. Und doch ist Rousseau bemüht gewesen, ihn so deutlich hervortreten zu lassen, daß er sofort

in die Augen fällt und dem aufmerksamen Blicke beständig sichtbar bleibt. Gleich im Eingange der Schrift klingt ihr eigentliches Thema laut und vernehmlich an: der Mensch ist von Natur gut, die Menschen aber, wie sie uns im Leben begegnen, sind böse; es gilt einerseits die Ursachen dieses Widerspruches zu ermitteln, andererseits zu untersuchen, ob und wie sein unheilvoller Einfluß beseitigt werden kann. Die Voraussetzung, von welcher das so gefaßte Problem ausgeht, wurde von Rousseau an dieser Stelle keineswegs zum ersten Male geltend gemacht. Der Glaube an die natürliche Güte des Menschen war bei ihm längst zur festen Ueberzeugung geworden, und er hatte keinen Anstand genommen, ihn, wo immer sich dazu Gelegenheit fand, offen zu bekennen. Ob derselbe hinlänglich begründet war, mag dahingestellt bleiben. Die Anhänger des dogmatischen Christenthums leugnen es, von ihrem Standpunkte aus gewiß mit Recht, denn er hob zwei Kardinalpunkte ihres Glaubens, die Wirklichkeit der Erbsünde und die Nothwendigkeit der Gnade, gradezu auf. Weniger berechtigt scheint uns ihre Annahme, daß er lediglich aus maßlosem Hochmuthe entsprungen sei. Wir können nur zugeben, daß Rousseau sich zu ihm bekannte, weil er seine Wahrheit an sich persönlich zu erfahren meinte. Möglich, daß er sich irrte. Doch darf man, will man anders nicht vorschnell urtheilen, nicht übersehen, daß er den Begriff des Guten in einem vorwiegend negativen Sinne auffaßte. Der Mensch ist von Natur gut, hieß für ihn im Grunde nur, er hat keine bestimmt ausgesprochene Neigung, Böses zu thun. Freilich wird auch das bestritten, wiewohl sich nicht leicht Jemand finden dürfte, der im gesunden Zustande geneigt wäre, es für sich selbst in Abrede zu stellen. Rousseau war naiv genug, laut auszusprechen, was alle Welt im Stillen denkt und unseres Erachtens Jeder, auch wenn er auf christlichem Boden steht, wenigstens nach dem Empfange der Taufe zu denken berechtigt ist. Er glaubte aber ferner zu bemerken, wie die Tendenz zum Bösen, welche er nicht in sich zu entdecken vermochte, so lange er lediglich die eigene Person, isolirt von der umgebenden Menschenwelt, in's Auge faßte, in dem Augenblicke erwache, wo er in Beziehung zu seines Gleichen trete. Gewohnt und geneigt, das eigene Denken, Empfinden und Thun zum Gegenstande grübelnder Betrachtung zu machen, fand er, daß seine schlimmen Neigungen, wie seine tadelnswerthen Handlungen, stets durch irgend eine Rücksicht auf Andere oder auch durch Einwirkungen, die er seinerseits von ihnen erfuhr, veranlaßt wurden. Vielleicht ging er zu weit, wenn er sie sofort und einzig und allein auf diese nächsten Ursachen zurückführte, doch war er jedenfalls zu der Annahme berechtigt, daß sie

ohne dieselben nicht eingetreten sein würden. Auch lag der Schluß nahe, daß, was für ihn persönlich gelte, ebenso für die Menschen überhaupt zutreffen werde.

Rousseau hat diese Consequenz schon früher, besonders in der Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit, gezogen. Er wies hier nach, wie die sittliche Verderbniß der Menschen mit der Ausbildung ihrer gesellschaftlichen Beziehungen gleichen Schritt hält, die eine in demselben Maße wächst, in welchem die anderen an Umfang und Mannigfaltigkeit zunehmen. Er zeigte das, indem er die Entwickelung der socialen Verbände von ihren ersten Ursprüngen an Schritt für Schritt begleitete und zugleich den corrumpirenden Einfluß in's Licht stellte, welchen ihre Theilnehmer auf jeder Entwickelungsstufe von ihnen erfahren. Er hatte dabei lediglich die bereits erwachsenen activen Mitglieder der Gesellschaft im Auge, beschränkte sich auch darauf, die in Rede stehende Verderbniß von ihrer objectiven Seite, das heißt die allgemeinen Verhältnisse hervorzuheben, welche sie herbeiführen. Wollte er seine Aufgabe vollständig lösen, so mußte er sie auch aus dem subjectiven Standpunkte behandeln, mußte nachweisen, daß und wie das Zusammenleben mit seines Gleichen dem Herzen des Einzelnen die Keime zum Bösen einpflanzt oder, sofern sie schon vorhanden, weckt und zur Reife bringt. Eine solche Arbeit wurde, da die sociale Gemeinschaft und ihre Einwirkung auf den Menschen mit seiner Geburt beginnt, nothwendig zu einer umfassenden Kritik der gesammten Erziehung, wie sie eben im Emil vorliegt. Rousseau selbst hat auf den innigen Zusammenhang, in welchem dieses Werk mit seinen früheren Schriften steht, mehrfach hingewiesen [13]). Er betont nicht minder den vorwiegend kritischen oder negativen Charakter desselben. „Emil," sagt er in seiner Weise, „ist ein ziemlich philosophisch gehaltenes Werk über den anderwärts vom Verfasser aufgestellten Grundsatz, daß der Mensch von Natur gut ist. Um dieses Prinzip mit der ebenso unbestreitbaren Wahrheit, daß die Menschen böse sind, in Uebereinstimmung zu bringen, war es nöthig, in der Geschichte des menschlichen Herzens den durch die sociale Gemeinschaft vermittelten Ursprung aller Laster nachzuweisen. Das ist es, was ich in diesem Buche oft mit richtigem Blick, zuweilen mit wirklichem Scharfsinn gethan habe. In diesem Meere von Leidenschaften, die uns mit sich fortreißen, mußte man, bevor ihr Strom gehemmt werden konnte, damit beginnen, seinen Lauf aufzufinden. Es galt, im Einzelnen zu zeigen, wie die erziehende Umgebung den Menschen von frühe auf irre führt, um so vielleicht das Unheil abzuwenden, welches sie anrichtet." Allerdings ist Rousseau nicht bei der bloßen Abwehr stehen geblieben;

das Falsche oder Verkehrte läßt sich in diesem Falle nicht wohl als solches nachweisen, ohne daß zugleich das Richtige an seine Stelle gesetzt wird. —

Wie der Ursprung des Emil, so steht auch das Ergebniß desselben zur Person des Verfassers in engster Beziehung. Wir machten schon anderswo darauf aufmerksam, daß der Zögling Rousseau's im Grunde nur ein Doppelgänger seines Erziehers ist, der in ihm das eigene Wesen, freilich in einer reineren und vollkommeneren Gestalt, reproducirt. Er stattet ihn aus mit allen Vorzügen, die er selbst zu besitzen glaubt, und hält ihn frei von den Fehlern und Schwächen, womit er sich persönlich behaftet glaubt. Er setzt ihn in den Stand, die Irrungen des eigenen Lebens zu vermeiden und den Schwierigkeiten zu begegnen, die er selbst im Kampfe mit der Welt nicht hat überwinden können. Er erzieht ihn nicht für irgend einen besonderen Stand oder Beruf, denn er weiß aus Erfahrung, wie nothwendig und wie schwer es ist, sich in den verschiedenen Lebenslagen zurecht zu finden. Er ist bemüht, ihm einen gesunden, kräftigen Körper zu geben, weil er tagtäglich die Hemmungen empfindet, welche die Kränklichkeit mit sich bringt. Ihm selbst hat es nie recht gelingen wollen, die Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens mit ruhigem Gleichmuth hinzunehmen. Eben darum muß sich sein Zögling bei Zeiten an sie gewöhnen, muß er von früh auf lernen, daß das Schicksal den Menschen vorzugsweise zum Dulden berufen hat. Auf Alles gefaßt, wird ihn dann nichts mehr überraschen; auch wird er, gewohnt und geübt, das wirkliche Mißgeschick zu ertragen, sich nicht, wie das seinem Erzieher so oft begegnete, durch das Schreckbild eines möglichen Unheils in dem Genusse der Gegenwart stören lassen. Ist er doch überhaupt geneigt und befähigt, auch die wahren Freuden des Lebens nach Verdienst zu würdigen; sein geistiger Vater hat die Sehnsucht nach Glück zu tief und ihre Nichterfüllung zu schmerzlich empfunden, als daß er nicht bestrebt sein sollte, es seinem Zöglinge möglichst zu sichern.

Man würde die Zahl der Gesichtspunkte, welche Rousseau bei der Abfassung des Emil dem eigenen Wesen und Lebensgange, zum Theil unwillkührlich, entnommen hat, leicht vermehren können. Wir heben hier nur noch einen hervor, weil er uns eine größere Bedeutung zu haben scheint. Goethe hat irgendwo den Emil „das Evangelium der Natur“ genannt. Vielleicht dürfte sich das Werk mit gleichem Rechte als das Evangelium der Freiheit bezeichnen lassen, wenigstens sofern der Begriff derselben mit dem der persönlichen Unabhängigkeit zusammenfällt. Diese fest zu begründen und gegen jede Anfechtung sicher zu stellen, ist eine der vornehmsten

Aufgaben, deren Lösung der Verfasser unternommen und, man kann das nicht leugnen, auch erreicht hat. Die Erziehung Emils verbürgt ihm nach allen Seiten hin eine Selbständigkeit, wie sie innerhalb der Schranken, welche dem Menschen nun einmal gestellt sind, nicht wohl größer sein kann. Ihn bindet keine Autorität als die der Einsicht und des Gewissens; kein äußerer Glanz blendet ihn, die irdische Größe imponirt ihm nicht; die Meinungen und Vorurtheile seiner Umgebung haben ebensowenig Macht über ihn wie die Gebräuche und Institutionen, welche die verschiedenen Lebenskreise beherrschen; er fügt sich ihnen, wenn es nicht anders sein kann, aber sie legen ihm keine Fesseln an. Auch den Menschen selbst steht er, wie nahe auch immer, doch stets unabhängig gegenüber. Er schließt sich an sie an, aber er kann sie entbehren; ihre Arglist täuscht ihn nicht und ihre Schwäche ist ihm zu bekannt, als daß er sich auf sie verlassen sollte. Sich selbst genug, bedarf er ihres Beistandes nicht; seine Bedürfnisse gehen nicht über das Maß seiner Kräfte hinaus; er hegt keine Wünsche, deren Erfüllung nicht allein von ihm abhängt; was er will und erstrebt, er kann es erreichen, ohne Anderen zu dienen oder sie sich dienstbar zu machen. So in jeder Beziehung frei von den Menschen, ist er es nicht minder von den höheren Gewalten, die das Leben derselben lenken. Ihre Herrschaft drückt und beengt ihn nicht, weil er sie rückhaltlos anerkennt; man empfindet ihren Druck nur da, wo man sich gegen sie auflehnt, und daran denkt er nicht. Der menschlichen Schwäche sich bewußt, liegt es ihm ferne, mit des Geschickes Mächten einen nutzlosen Kampf führen zu wollen. Was sie auch über ihn verhängen mögen, er nimmt es ruhig und ohne Murren hin. Geduldig trägt er das harte Joch der eisernen Nothwendigkeit, denn er weiß, daß ihr Gebot nicht der Laune oder dem Zufalle entstammt, sondern ein Ausfluß jener weisen Gesetze ist, nach welchen die ewige Gerechtigkeit das gesammte Weltleben regiert. Wohl kann sie ihm schwere Opfer auflegen, ihn zwingen, seinen liebsten Wünschen und Neigungen zu entsagen, ihm rauben, was seinem Herzen das Theuerste ist. Wie viel sie aber auch nimmt und vernichtet, Eines muß sie unangetastet lassen; Alles, was er sein eigen nennt, fällt früher oder später ihrer Gewalt anheim; nur er selbst, das eigene Ich entzieht sich derselben. Erhaben über Zeit und Schicksal, bleibt es unberührt von dem Wechsel der einen, wie von den Schlägen des andern. Es trotzt den Stürmen des Lebens und triumphirt über den Tod, der seine irdische Hülle nur zerstört, damit es sich freier entfalten kann.

Die äußere Unabhängigkeit aber setzt die innere Freiheit voraus; Emil ist nur deshalb keiner fremden Macht dienstbar, weil

er stets Herr seiner selbst ist. Die körperlichen und geistigen Kräfte, welche die Natur ihm verliehen hat, stehen ihm in jedem Augenblicke zur Verfügung; er kennt ihr Maß, wie ihren Gebrauch, und weiß sie, wo er ihrer bedarf, in entsprechender Weise zu verwenden. Nicht gewohnt, von Anderen zu erwarten, was er selbst zu leisten vermag, ist er weit entfernt, sie in träger Ruhe unbenutzt verkümmern zu lassen. Doch ihres beschränkten Werthes sich bewußt, liegt es ihm ebensoferne, sie leichtfertig in nutzloser Geschäftigkeit zu vergeuden. Was er thut und unternimmt, hat immer einen bestimmten Zweck; er setzt sich nicht in Bewegung, ohne zuvor Ziel und Richtung derselben genau festgestellt zu haben. Er denkt, bevor er handelt, und weiß daher stets, was er will und zu erwarten hat. Wohin er sich wendet, die ruhige Ueberlegung begleitet ihn; der Geist ist sein Führer auf allen Wegen. Ebendarum folgt er persönlichen Antrieben nur, wenn die vernünftige Einsicht es gestattet. Es fällt ihm nicht ein, sie unterdrücken zu wollen, aber er ist unablässig bestrebt, sich die Herrschaft über sie zu sichern. Er hält die Sinnlichkeit in festen Schranken und legt der Phantasie einen starken Zügel an, der ihre Ausschreitungen unmöglich macht. Keine böse Leidenschaft vermag ihn mit sich fortzureißen; selbst die berechtigten Erregungen des Gemüthes haben nicht mehr Gewalt über ihn, als er für gut hält, ihnen einzuräumen. Das Herz steht beständig unter der Controle des Kopfes; das Gefühl muß sich dem Urtheil, die Neigung dem Willen unterordnen. — Man ist doch sehr im Irrthum, wenn man noch immer meint, Rousseau habe seinen Zögling wie ein reines Naturprodukt aufwachsen lassen. Allerdings sorgt er dafür, daß die Naturseite an ihm zur vollen Entwickelung gelangt. Aber er verschafft ihr diese Ausbildung nicht um ihrer selbst willen, sondern damit sie dem Geiste ein gefügiges und stets bereites Werkzeug darbiete. Emil hat an ihr nur den Stoff und das Medium seines Denkens, wie seiner sittlichen Thätigkeit. Weit entfernt, ihr dienstbar zu sein, verfügt er über sie nach freiem Ermessen. Auch ist er so wenig durch sie bedingt, daß er von ihr abstrahiren kann, ohne sich aufzugeben. Wesentlich sich selbst bestimmender Geist, gilt ihm die Natur, wie sie in ihm lebt und wirkt, als etwas Zufälliges, dessen prekärer Besitz für seine Existenz keineswegs nothwendig ist. Mag sie immerhin zu Grunde gehn, er bleibt doch, was er ist; die freie Persönlichkeit, als welche er sich erkennt, ruht in letzter Instanz lediglich auf sich selbst.

Fügen wir hinzu, daß ihn auch die Bande nicht fesseln, in welche jene andere Natur, die Gewohnheit, den Menschen zu schlagen pflegt, und er ferner weder seinen geistigen Besitzthümern, noch

den äußeren Gütern, die ihm etwa angehören, irgend welche Macht über sich einräumt, so wird man zugeben müssen, daß er in jeder Rücksicht und nach allen Seiten hin unabhängig da steht. Rousseau selbst hat sich Zeit seines Lebens vergeblich bemüht, eine solche Stellung zu gewinnen. Es gelang ihm selten oder nie, zu seinen Mitmenschen in ein freies, unbefangenes Verhältniß zu treten; er gab sich ihnen entweder rückhaltslos hin oder er wies sie schroff zurück. Er vermochte es ebensowenig, sich in die gegebenen Verhältnisse zu fügen und die Wendungen seines Geschicks mit ruhiger Fassung aufzunehmen; der stoische Gleichmuth, den er ihnen gegenüber zu bewahren suchte, war in der Regel mehr eine Forderung, als eine Thatsache. Auch wußte er die dämonischen Gewalten, welche das eigene Innere barg, trotz aller Anstrengung nicht völlig zu bändigen; stets von Neuem durchbrach die Leidenschaft die künstlichen Dämme, welche die vernünftige Ueberlegung mühsam aufgerichtet. So blieb die Freiheit, nach der sein Herz sich sehnte, weil sie ihm als das Höchste, ja als das einzig wahre Gut des Menschen erschien, für ihn ein unerreichbares Ideal, dessen Verwirklichung darum nicht besser gelang, weil er die Hindernisse sehr wohl kannte, welche sich ihr entgegenstellten. Die Folgen der früheren Erziehung und die Wirkungen des späteren Lebens ließen sich eben nicht mehr beseitigen. Was er aber an sich selbst nicht realisiren konnte, mochte sich doch in einer freien Schöpfung zum Wohle Anderer, wie zur eigenen Befriedigung, ausführen lassen. Mirabeau hatte nicht so Unrecht, als er den Emil ein „prächtiges Gedicht" nannte. Rousseau hat in ihm in der That das Ideal seines Lebens verkörpert.

Ob er damit, wie er selbst glaubte, den wahren Inhalt des menschlichen Wesens zur Darstellung brachte, ist freilich die Frage. Zwar kann Niemand den hohen Werth der persönlichen Freiheit, zu welcher er seinen Zögling heranbildete, in Abrede stellen. Es ist groß und schön und des Menschen würdig, sich, gestützt auf die unzerstörbare Kraft seines Geistes, über Welt und Leben, Natur und Schicksal zu erheben. Aber er läuft dabei eine große Gefahr, der auch Emil nicht zu entgehen vermag. Wer sich von seinen Mitmenschen unabhängig macht, trennt sich von ihnen; je weniger er ihrer bedarf, desto loser wird die Gemeinschaft, welche sie mit ihm verbindet; mehr und mehr tritt er aus ihrem Kreise heraus, um am Ende in eine vollständige Isolirung zu gerathen. Fährt er auch fort, in ihrer Mitte zu leben, er steht ihnen innerlich doch fremd gegenüber; die äußeren Beziehungen, welche er eingeht, fesseln ihn nicht, sie können, selbst wenn sie einen gewissen Grad von Innigkeit erlangen, in jedem Augenblicke wegfallen. Ein Mensch,

der, wie Emil, kein Bewußtsein von der Einheit mit seinen Nächsten hat, dem das Gefühl und das Bedürfniß der Zusammengehörigkeit mit ihnen fehlt, geht trotz aller Verbindungen einsam seinen Weg. Auch kommt er, ohne oder gegen seinen Willen, leicht dahin, Andern die Theilnahme zu versagen, die er für sich nicht in Anspruch nimmt. Jedenfalls wird sein Interesse für sie nur einen allgemeinen Charakter tragen, der dem Verstande vielleicht genügt, das Herz aber weder bewegt, noch befriedigt. Wo keine wirkliche Gemeinschaft, giebt es auch keine wahre Hingebung, und wenn diese fehlt, tritt eine mehr oder minder ausgesprochene Selbstsucht an ihre Stelle. Emil macht denn auch kein Hehl daraus, daß er unter allen Umständen sich selbst der Nächste ist; sein Egoismus unterscheidet sich von dem gewöhnlichen nur dadurch, daß er die Wohlfahrt Anderer dem eigenen Interesse zwar unterordnet, aber nicht gradezu opfert.

Rousseau betrachtete es als einen wesentlichen Vorzug seiner Erziehungsweise, daß sie den Menschen befähige, jede beliebige Lebensstellung auszufüllen. Man hat dieses Resultat vielfach geleugnet und umgekehrt behauptet, daß Emil, weit entfernt, Allem zu genügen, zu Nichts tauglich sei. Wir glauben indeß, daß man ihm Unrecht thut; die Entwickelung seiner körperlichen und geistigen Anlagen setzt ihn allerdings in den Stand, jedem Berufe gerecht zu werden, natürlich vorausgesetzt, daß er Zeit und Gelegenheit hat, sich in denselben einzuleben. Er besitzt die Einsicht, deren es zu einer richtigen Beurtheilung der grade vorliegenden Aufgaben bedarf, und nicht minder die physischen und geistigen Kräfte, welche ihre Lösung erfordert. Ist er aber wohlgeeignet, überall eine ersprießliche Thätigkeit zu entfalten, so zweifeln wir doch, daß er irgendwo etwas Erhebliches leisten wird. Er hat kein Interesse, welches ihn bestimmen könnte, sich mehr zu bemühen, als seine geringen persönlichen Bedürfnisse es nöthig machen. Sind sie befriedigt, so legt er am liebsten die Hände in den Schooß und wartet ruhig der Dinge, die da kommen werden. Ihn treibt nicht der Ehrgeiz, es Andern zuvor zu thun, sich durch hervorragende Leistungen Ruhm und Ansehen zu erwerben. Die Urtheile der Menschen sind ihm ebenso gleichgültig, wie die mannigfachen Bestrebungen, welchen sie obliegen. Zwar schließt er sich von ihren gesellschaftlichen Verbänden nicht gradezu aus; er erfüllt auch die Pflichten, die ihm als Mitglied der bürgerlichen oder kirchlichen Gemeinde zufallen. Aber er thut in dieser Rücksicht nicht mehr, als unbedingt nothwendig ist. Sein Verhalten hat einen wesentlich passiven Charakter; er fügt sich in die gegebenen Zustände und Einrichtungen, da so die eigene Ruhe am besten gewahrt bleibt

und es überdies bedenklich ist, ihren Bestand durch eine etwaige Opposition in Frage zu stellen. Ihre Verbesserung in's Auge zu fassen oder sich activ an ihrer weiteren Ausbildung zu betheiligen, daran denkt er schon deshalb nicht, weil er den socialen Fortschritt für eine Illusion und nur eine Entwickelung zum Schlimmern für möglich hält. Nimmt man hinzu, daß auch die Gebiete der Kunst und Wissenschaft seiner Thätigkeit keinen Spielraum darbieten, daß er ferner die Fügungen des Geschicks ohne Kampf und Widerstand über sich ergehen läßt, so sieht man wohl, wie er kaum umhin kann, einem bequemen und tadellosen Quietismus zu verfallen.

Rousseau's Ansicht vom Leben ist im Grunde eine recht trübe, es erscheint ihm vorzugsweise von seiner dunkeln Seite, als eine nur selten und vorübergehend unterbrochene Reihenfolge von Leiden und Widerwärtigkeiten. Kein Wunder daher, daß er es sich besonders angelegen sein läßt, seinen Zögling auf das seiner wartende Mißgeschick vorzubereiten. Auch ist dagegen an sich um so weniger einzuwenden, da er ihn lediglich mit den unvermeidlichen Uebeln vertraut macht, diejenigen aber, welche die Willkür der Erzieher oder die eigene Einbildung hervorzurufen pflegt, mit Absicht und Erfolg ferne hält. Besteht doch ein großes Verdienst seiner Methode grade darin, daß sie den Menschen in den Jahren der Kindheit und Jugend von einer Menge überflüssiger Hemmungen und zweckloser Quälereien befreit, und ihm so die Möglichkeit giebt, des Lebens froh zu werden. Indeß kann auch die Rücksicht auf die nothwendigen Gebrechen des menschlichen Daseins zu weit gehen. Rousseau betont sie unseres Erachtens stärker, als für einen jungen Mann, der eben in das Alter der Reife tritt, gut ist. Emil ist mit der Noth des Lebens zu vertraut, um noch eine rechte Freude an ihm haben zu können; er kennt die Vergänglichkeit der irdischen Dinge zu genau, als daß er sich sonderlich für sie interessiren sollte. Er weiß, daß ihn jeden Augenblick ein Unfall treffen, irgend eine Macht seine Plane vereiteln, seinen Bestrebungen ein Ziel setzen mag. Die Zukunft ist so ungewiß, sie birgt so viele und so unberechenbare Gefahren, daß er es für rathsam halten muß, ihr beständig zu mißtrauen. Zwar er fürchtet sie nicht, er sieht ihr ohne Zagen, aber auch ohne Zuversicht entgegen. Die Erwartung möglichen Unheils lähmt seine Thatkraft; es fehlt ihm der freudige ungebrochene Muth, ohne welchen der Mensch nichts unternimmt, was über die unmittelbare Gegenwart hinausreicht. Besser doch, es wäre ihm weniger bekannt, wie schwankend der Boden ist, auf welchem er sich bewegt; er würde dann ohne Zweifel fester stehn und kühneren Blickes um sich schauen.

Auch könnte es nicht schaden, wenn er die künftigen Schickungen nicht so bestimmt voraussähe, und falls sie wirklich eintreten, sie mit einiger Ungeduld aufnähme. Wer die Höhe des Lebens hinter sich und seine Täuschungen erfahren hat, mag sich immerhin von ihm abwenden, um in stiller Ergebung und weiser Zurückhaltung den Rest seiner Tage friedlich zu verbringen. Dem jungen kräftigen Manne aber, der erst am Anfange seiner Laufbahn steht, ziemt es nicht, sich in den Mantel der Stoa zu hüllen und mitten in der Welt die Rolle des Einsiedlers zu spielen.

Emil, man kann das nicht leugnen, ist vor der Zeit alt geworden; seine Denkweise, seine Stimmung und Gemüthsverfassung gehören einer Lebensperiode an, die der seinigen weit vorausliegt. Rousseau hat es wohl verstanden, sich auf den Standpunkt des Kindes und des Jünglings zu stellen; er giebt dem einen wie dem andern, was ihm auf dieser Altersstufe gebührt. Es ist ihm nicht ebenso gelungen, den Anforderungen zu genügen, welche der künftige Mann an seinen Erzieher zu erheben hat. Er übersah, scheint es, daß sein Zögling mit 25 Jahren nicht ebenso denken darf, wie er selbst mit fünfzig. Er vergaß nicht minder, daß die sorgfältige Ausbildung der Kräfte wenig nützt, falls nicht zugleich der Trieb zu ihrer Bethätigung geweckt wird. Wozu dient die Einsicht, wenn sie den frischen, tapferen Mannesmuth gefangen hält? Es ist freilich wahr: Emil kann handeln, wo es Noth thut, er ist in solchem Falle rasch entschlossen und die That folgt dem Willen auf dem Fuße. Aber es bedarf eben auch des zwingenden Anlasses, um ihn in Bewegung zu bringen; fehlt derselbe, so verharrt er in seiner passiven Ruhe. Diese ist recht eigentlich sein normaler Zustand und ohne Zweifel ein Erbtheil seines geistigen Vaters. Wir wissen ja, wie werth Rousseau die „natürliche Trägheit" des Menschen hält. Er selbst wurde zum Glück durch die Inspirationen seines Geistes und die Aufwallungen seines Gemüthes gar oft aus ihr herausgerissen. Emil dagegen darf sich ihrer um so ungestörter erfreuen, da er auch seiner inneren Bewegungen vollkommen Herr ist. Leider haben mit ihnen auch die starken und fruchtbaren Impulse, welche aus der Tiefe des unmittelbaren Geistes- und Gemüthslebens entspringen, ihre Macht über ihn verloren.

Man sieht, das Ergebniß der Rousseau'schen Erziehung läßt Manches zu wünschen übrig. Die Freiheit, welche sie dem Menschen vermittelt, wird um einen theuern Preis erkauft. Er erlangt sie nur dadurch, daß er sich von seiner natürlichen Basis, wie von seiner socialen Umgebung ablöst. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß diese Abstraktion ihren Werth, ja als nothwendiges

Moment der persönlichen Entwickelung ihre volle Berechtigung hat. Der menschliche Geist muß sich seiner Selbständigkeit und Autonomie bewußt werden, und das gelingt ihm nur in dem Maße, in welchem er sich von Allem, was nicht er selber ist, unabhängig macht. Aber er darf bei dieser Emancipation nicht stehen bleiben; die Trennung von der Außenwelt soll ihn nur befähigen, sich um so inniger mit ihr zu verbinden. Er erhebt sich nicht darum über seine Umgebung, um aus stolzer Höhe gleichgültig auf sie herabzusehen. Der erhabene Standpunkt soll ihm nur dazu dienen, sie mit weitem, unbeschränktem Blick allseitig zu umfassen. Der Mensch ist nur scheinbar frei, wenn er sich selbst genügt; um sich die wahre Freiheit zu sichern, muß er den vollen Inhalt des Weltlebens denkend und handelnd in sich aufnehmen. Die wirkliche Aneignung desselben setzt aber die volle Hingebung an ihn voraus, und diese ist ihrerseits nur da möglich, wo das Bewußtsein der Einheit mit ihrem Gegenstande zu Grunde liegt. Die Erziehung hat die Aufgabe, in dem Einzelnen das Gefühl der Gemeinschaft mit dem ihn umgebenden Sein und Leben zu entwickeln. Sie ist dazu im Stande, weil er dieses Gefühl von Hause aus in sich trägt. Der Mensch tritt nicht nur als Glied seiner Gattung, sondern auch als ein integrirender Bestandtheil des Weltganzen in's Leben. Auch ist er von Natur so wenig geneigt, sich nach Außen abzuschließen, daß er sich im Gegentheil nur gar zu leicht an Fremdes verliert, und muß eben deshalb neben der Anlage zur Entäußerung zugleich die zur Selbständigkeit in ihm ausgebildet werden.

Die Bestrebungen Rousseau's sind insofern wohl berechtigt. Doch geht er zu weit, wenn er allen Nachdruck auf die eine Seite der Sache legt und darüber die andere unberücksichtigt läßt. Wir haben die persönlichen Motive, aus welchen diese beschränkte Ansicht und Richtung hervorging, bereits angedeutet. Fügen wir hinzu, daß sie auch durch die allgemeinen Zeitverhältnisse nahe gelegt wurde und fast geboten erschien. Selten war die Zerfahrenheit der Menschen, besonders in den höheren Kreisen der Gesellschaft, so groß, wie damals. Während die Einen, lediglich dem äußeren Leben zugewandt, ihren trivialen Interessen und frivolen Neigungen nachgingen, überließen sich die Andern dem Strome neuer Meinungen und Ideen, welchen die rast- und ziellose Bewegung der Geister in beständigem Flusse erhielt. Wen nicht der Strudel der Genüsse und Vergnügungen mit sich fortriß, den führte der Flug des abstrakten Gedankens in die Ferne. Man beutete das Leben nach allen Seiten hin aus; es gab nichts in der Welt, worüber man nicht reflectirt und raisonnirt hätte. Auch war man so ziemlich überall, nur nicht bei sich selbst zu Hause; man wußte Manches

und glaubte noch mehr zu wissen, aber das eigene Innere blieb ein unbekanntes Land, in welchem man sich weder umsah, noch heimisch fühlte. Es war daher wohl an der Zeit, die Menschen aus ihrer Zerstreuung zu sich zurückzurufen und nachdrücklich daran zu erinnern, daß der Schwerpunkt ihres Daseins nicht in der Außenwelt, sondern im persönlichen Selbstbewußtsein zu suchen und zu finden ist. Freilich schloß die Concentration, welche damit dem Einzelnen zugemuthet wurde, an sich die sociale Gemeinschaft keineswegs aus. Die auf sie gerichtete Forderung trat im Grunde nur deshalb so entschieden hervor, weil es galt, einen ebenso entschiedenen Gegensatz zu überwinden. Ueberdies darf man nicht vergessen, daß die verschiedenen Formen, in welchen das Gesammtleben der Menschen sich bewegt, Familie, Staat, Kirche u. s. w. des realen, sie wahrhaft erfüllenden Inhaltes entbehrten. Hohl und leer wie sie waren, ließ sich voraussehen, daß sie in Bälde ganz zusammenbrechen würden. Um so rathsamer mußte es erscheinen, das Individuum so auf sich selbst und die eigene Kraft zu stellen, daß es die Zukunft ruhig erwarten mochte.

Rousseau hat diesen Gesichtspunkt wiederholt in den Vordergrund gerückt; er kommt stets von Neuem darauf zurück, daß die haltlosen, verrotteten Zustände der Gegenwart einem baldigen Untergange verfallen und deshalb nicht geeignet sind, der Erziehung als Grundlage zu dienen. Natürlich konnte er, bestrebt, seine Auffassung der bestehenden Verhältnisse zu motiviren, nicht umhin, dieselben in ihrer ganzen Blöße und Nichtigkeit vorzuführen. In der That ist die Schilderung, die er von ihnen entwirft, ebenso scharf wie umfassend. Rücksichtslos deckt er die zahlreichen Gebrechen des öffentlichen, wie des Privatlebens auf; seine unerbittliche Kritik richtet sich gleichmäßig gegen Alle, die den höhern Kreisen der Gesellschaft angehören. Sie verschont keinen Stand, keinen Beruf, sie trifft den Adel, wie den Clerus, die weltlichen Machthaber, wie die geistlichen Würdenträger; Beamte und Schriftsteller, Aerzte und Lehrer erfahren ihre Schärfe; selbst das schöne Geschlecht muß sich ihre keineswegs schmeichelhaften Aeußerungen gefallen lassen. Kein Wunder, daß sie vielfach Aergerniß erregte und ihrem Urheber manche offene oder geheime Feindschaft zuzog. Hütete er sich auch, irgend wen direkt anzugreifen, so fühlten sich doch nicht Wenige persönlich getroffen, denn der Sündenspiegel, welchen er ganzen Klassen oder Abtheilungen der Gesellschaft vorhielt, warf eben auch das Bild der einzelnen Mitglieder zurück. Ohne Zweifel trugen diese persönlichen Kränkungen dazu bei, ihn in weiten Kreisen mißliebig zu machen und die Theilnahme an dem traurigen Schicksal, von welchem er betroffen wurde, abzu-

schwächen. Doch sagten wir schon, daß er im Irrthume war, als er später die Verfolgung, welche sich gegen ihn und sein Werk erhob, lediglich aus ihnen ableitete.

XI.

Der wahre Stein des Anstoßes lag in den philosophischen und religiösen Ueberzeugungen, die er an verschiedenen Stellen seines Werkes ausgesprochen und namentlich in dem „Glaubensbekenntnisse des savoyischen Vicars" in geschlossenem Zusammenhange vorgetragen hatte[1]). Bestimmt, die Gegensätze, welche sich damals auf diesem Gebiete bekämpften, in einer vermittelnden Ansicht auszugleichen, erregte dieses Manifest der Versöhnung doch nur den erbitterten Haß der Parteien, von welchen sie vertreten wurden. Zu verwundern ist das grade nicht; davon abgesehen, daß da, wo sich feindliche Richtungen auf Tod und Leben bekämpfen, der Grundsatz gilt: wer nicht für mich, ist wider mich, konnte auch die Anerkennung und Schonung, welche Rousseau den Gegnern zu Theil werden ließ, die eindringende Schärfe, womit er ihre Prinzipien und Behauptungen kritisirte oder zurückwies, nicht vergessen machen. In der That ist das Kredo des Vicars ein zweischneidiges Schwert, das mit gleicher Kraft nach den beiden Seiten hin geschwungen wird, von welchen aus sein positiver Inhalt in Frage gestellt werden konnte. Indem es sich mit aller Entschiedenheit zu den Lehren der Natur- und Vernunftreligion des reinen Deismus bekennt, erhebt es sich mit derselben Energie gegen die herrschende atheistische Philosophie, wie gegen die offenbarungsgläubige Theologie der christlichen Kirchen.

Uebrigens begnügt sich der Vicar nicht damit, zu sagen, was er glaubt, er gibt zugleich den Weg an, auf welchem er seine Ueberzeugungen gewonnen hat. Es ist derselbe, den nach dem Vorgange von Cartesius die meisten Denker der Neuzeit eingeschlagen haben. Auch er hat, um zur Wahrheit zu gelangen, vom Zweifel ausgehen, hat an allem überlieferten Wissen und Glauben irre werden müssen, um sich eine sichere, selbständige Erkenntniß zu erwerben. Indeß unterscheidet sich die Skepsis, welche für ihn die Voraussetzung und das treibende Ferment des eigenen Denkens abgab, doch wesentlich von der anderer Forscher. Sie hat ihre Quelle nicht eigentlich im denkenden Geiste, welcher durch den Inhalt oder die Form der traditionellen Wahrheit nicht mehr befriedigt, sie aus einem rein theoretischen Interesse in Zweifel zieht. Sie entspringt vielmehr zunächst aus dem Gemüthe,

das durch den Conflict natürlicher Antriebe mit der gegebenen religiös-sittlichen Ordnung in einen unlösbaren Zwiespalt gerathen, die Grundlagen derselben aus einem vorwiegend praktischen Bedürfnisse in Frage stellt. Es ist dem Vicar ergangen, wie es manchem jungen Manne seiner Confession ergeht, der ohne persönlichen Beruf, in Folge äußerer Einwirkungen in den geistlichen Stand eintritt. Er hat sehr bald bemerkt, daß er, als er sich verpflichtete, auf seine Mannheit zu verzichten, mehr versprochen, als er halten konnte. Zwar ist er lange bemüht gewesen, dem Drange der Natur Widerstand zu leisten. Doch ihre Macht ist stärker als die willkürlichen Satzungen der Menschen, und man kann sich ihren Geboten nicht entziehen, ohne den mehr oder minder lauten Vorwürfen des Gewissens zu begegnen. Auch der Vicar hat sich, um nicht mit sich selber in Widerspruch zu gerathen, genöthigt gesehen, ihren Mahnungen nachzugeben. Und zwar ist er ihnen nicht, wie das in solcher Lage gar oft geschieht, auf eine unnatürliche oder verbrecherische Weise, sondern auf dem graden Wege der naturgemäßen Befriedigung gerecht geworden.

Er hatte sich eben, weil er stets ein einfaches gleichförmiges Leben geführt, trotz seiner eifrigen Studien die ursprüngliche Klarheit des Geistes bewahrt. Die Maximen der großen Welt waren ihm fremd und die Versuchungen ferne geblieben, welche dem Laster seine beschönigenden Sophismen einzugeben pflegen. Von Jugend auf gewohnt, die Ehe als die erste und heiligste Institution hoch zu achten faßte er den festen Vorsatz, sie nicht zu entweihen. Dieser Entschluß aber gereichte ihm zum Verderben; indem er das heimliche Verbrechen mied, wurde sein Vergehen offenbar, und er mußte für das Aergerniß büßen, welches er in Folge seiner gewissenhaften Zurückhaltung gegeben. Verhaftet, suspendirt, aus Amt und Würde vertrieben, hatte er Gelegenheit, aus den Vorwürfen, von welchen seine Ungnade begleitet war, zu erkennen, daß „man oft seine Schuld nur zu vergrößern braucht, um der Strafe zu entgehen". Diese Erfahrung aber blieb bei seinem schlichten Sinne und nachdenklichen Geiste nicht ohne tiefgreifende Wirkungen. Sie widersprach seinen bisherigen Begriffen von dem, was recht, gut und die Pflicht des Menschen sei, zu sehr, als daß er an ihnen nicht hätte irre werden sollen. Er sah sich genöthigt, die überlieferten Ansichten, an welchen er bis dahin in naivem Glauben festgehalten, eine nach der anderen aufzugeben. Jedenfalls reichten die, welche ihm etwa noch übrig blieben, nicht aus, um ein Ganzes zu bilden, das sich durch sich selbst behaupten konnte. Sehr begreiflich daher, daß auch die Evidenz der Principien sich allmälig in seinem Geiste verdunkelte, und er

schließlich nicht mehr wußte, was er überhaupt denken sollte. Es kam dahin um so eher, da er einer Kirche angehörte, in welcher, weil sie Alles endgültig entscheidet und durchaus keinen Zweifel gestattet, die Verwerfung eines Punktes die aller anderen nach sich zieht.

Der Zustand des Zweifels aber ist nicht geeignet, anzudauern; lästig und beunruhigend, kann nur das dabei interessirte Laster oder die Trägheit der Seele in ihm verharren. „Die Ungewißheit in Betreff der Dinge, die zu wissen für uns von Wichtigkeit ist, versetzt den menschlichen Geist in eine zu gewaltsame Lage; außer Stande, sie lange zu ertragen, muß er sich irgendwie entscheiden, will er selbst, falls ihm keine andere Wahl bleibt, sich lieber täuschen, als nichts glauben". Auch der Vicar hat nie begriffen, wie man allen Ernstes einem systematischen Skeptizismus huldigen mag. Es ist ihm unmöglich gewesen, den Mangel jeder positiven Wahrheit ruhig hinzunehmen und er hat nicht umhin gekonnt, sich nach irgend einem Lichte umzusehen, welches das Dunkel seines Geistes erhellen konnte. Zu dem Ende hat er die Philosophen zu Rathe gezogen, ihre Schriften durchblättert, ihre Ansichten geprüft. Leider fand er bei ihnen nicht, was er suchte. „Stolz, absprechend, Dogmatiker selbst in ihrer vorgeblichen Skepsis, behaupten sie Alles, ohne irgend etwas zu beweisen. Siegreich, wenn sie angreifen, sind sie kraftlos, wenn sie sich vertheidigen. Prüft man ihre Gründe, so haben sie deren nur, um zu verneinen; zählt man die Stimmen, so ist Jeder auf die seinige beschränkt. Nur wenn es gilt, zu streiten, stimmen sie überein; im Uebrigen spottet Einer des Andern, und das dürfte am Ende der einzige Punkt sein, in welchem sie alle Recht haben".

Daß sie unter diesen Umständen nicht als Führer aus dem Labyrinthe der Zweifel dienen können, versteht sich von selbst. Im Gegentheil sind sie bei ihren verschiedenen, einander gradezu widersprechenden Ansichten nur geeignet, noch tiefer in dasselbe hineinzuleiten. Man darf von ihnen keine objectiven, allgemein gültigen Wahrheiten erwarten, sie kommen über das Gebiet der schwankenden persönlichen Meinungen nicht hinaus. Auch ist es sehr natürlich, daß sie nicht mehr zu leisten vermögen. Der menschliche Geist ist eben unfähig, die Dinge zu erkennen, mit welchen sie sich vorzugsweise zu beschäftigen pflegen. „Es fehlt uns an einem Maßstabe, den wir an das unendliche Weltgebäude anlegen könnten, und wir sind außer Stande, die Verhältnisse zu berechnen, welche diesen Bau im Ganzen, wie in seinen einzelnen Theilen bestimmen. Seine Grundgesetze sind uns ebenso unbekannt, wie seine Endursachen. Ja, wir kennen uns selbst nicht, kennen weder

unsere Natur, noch das active Prinzip unseres Lebens. Von allen Seiten umgeben uns undurchdringliche Geheimnisse, die jenseits der sinnlich wahrnehmbaren Welt und über unsere Fassungskraft hinausliegen. Zwar glauben wir, die zu ihrer Erkenntniß nöthige Einsicht zu besitzen, doch was wir begreifen, sind nicht sie selbst, sondern nur die Phantasien und Einbildungen, welche wir an ihre Stelle setzen." Diese aber sind ebenso mannigfach, wie die Köpfe, in welchen sie entstehen. „Jeder bahnt sich durch das Reich des Unbekannten seinen besonderen Weg, den er für den richtigen hält, ohne zu wissen, ob er zum Ziele führt." Ohne Zweifel wäre es besser, wenn der Mensch darauf verzichtete, erforschen zu wollen, was ihm verborgen bleiben muß. Indeß sein Stolz gestattet das nicht. „Wir wollen Alles erkennen, in Alles eindringen und glauben lieber, was nicht ist, als daß wir eingestehen, nicht sehen zu können, was ist. Unserem Dünkel erscheint nichts unerreichbar; wir begreifen und verstehen Alles, nur das Eine nicht, nicht zu wissen, was wir zu wissen außer Stande sind." Kein Wunder daher, daß „wir, obgleich nur ein kleiner Theil eines großen Ganzen, dessen Grenzen sich unserer Wahrnehmung entziehen, doch eitel genug sind, die Natur dieses Ganzen und unser Verhältniß zu ihm bestimmen zu wollen".

Man sieht, der Vicar mißtraut nicht blos dieser oder jener Richtung der Philosophie, er greift sie allgemein in ihrer Wurzel an, indem er die Möglichkeit jeder objektiven Erkenntniß, sofern sie auf das Wesen der Dinge gerichtet ist, in Abrede stellt. Die Philosophen können die Wahrheit nicht geben, weil sie unfähig sind, sie zu finden. „Wären sie aber auch im Stande, dieselbe zu entdecken, wer von ihnen würde ein Interesse an ihr nehmen? Jeder weiß sehr wohl, daß sein System nicht besser begründet ist, als die übrigen, aber er hält an ihm fest, weil es eben das seinige ist. Es giebt keinen, der nicht, wenn er in die Lage käme, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, die Lüge, die er selbst gefunden, der von einem Anderen entdeckten Wahrheit vorzöge. Alle verfolgen nur das eine Ziel, sich auszuzeichnen; gelingt es, sich über den großen Haufen zu erheben und den Ruhm der Concurrenten in den Schatten zu stellen, so ist der geheime Wunsch des Herzens erfüllt. Es ist daher sehr gleichgültig, was man denkt; die Hauptsache ist, daß man anders denkt, als die Uebrigen." Allerdings eine starke und in der Allgemeinheit, in welcher sie hier ausgesprochen wird, auch ungerechte Behauptung. Man darf sie indeß dem Vicar nicht gar zu sehr verargen; der Philosophie und den Philosophen seiner Zeit gegenüber war sie doch nicht so ganz grundlos. Wie rühmlich auch der Eifer war, mit welchem

man damals die Geheimnisse des Seins und Lebens zu ergründen strebte, er täuschte nicht selten über das Maß der zu Gebote stehenden Kraft und schoß gar oft über das erreichbare Ziel hinaus. Weit entfernt, sich auf dem Wege besonnener Forschung allmälig dem Wesen der Dinge anzunähern, glaubte man dasselbe durch einen kühnen Gedanken oder auch durch einen barocken Einfall, wie im Sprunge erreichen zu können. Nichts schien leichter, als das; es bedurfte nur irgend einer verständigen Reflektion, einer neuen, wenn auch einseitigen Wahrnehmung, eines geistreichen Aperçus, um mit Hülfe der Phantasie ein umfassendes System der Welterkenntniß aufzubauen. Natürlich mußte bei diesen Versuchen die Originalität ersetzen, was ihnen an Gehalt und Bedeutung abging. Je zahlreicher sie auftraten, um so wunderlicher wurden die Ansichten und Hypothesen, von welchen sie ausgingen. Wohl mochte es einem ernsten, unbefangenen Denker als frivoles Spiel und lächerliche Anmaßung erscheinen, wenn solche Stegreifphilosophen ihre Phantasien und Einfälle mit stolzem Selbstbewußtsein für zweifellose Wahrheiten ausgaben. In ihrem Auftreten Marktschreiern nicht unähnlich, glichen sie diesen nicht selten auch insofern, als sie selbst den Werth oder die Werthlosigkeit der Waare, welche sie dem Publikum unbedingt anpriesen, recht wohl zu würdigen wußten. Der Vicar, oder sagen wir lieber Rousseau hatte mit ihnen lange genug verkehrt, um über das Maß des guten Glaubens, womit sie ihre Behauptungen vortrugen, im Klaren zu sein. Vielleicht war es ein Mißbrauch des Vertrauens, das sie in ihn gesetzt; wenn er aber ihrer Eitelkeit oder anderen persönlichen Motiven einen so großen Einfluß auf ihr Denken oder doch auf ihre Schriften beimaß, so sprach er nur öffentlich aus, was für den Kreis der Eingeweihten ohnehin kein Geheimniß war.

Freilich hätte er auf diese persönliche Seite kein so großes Gewicht legen sollen. Wie unlauter die Quellen zuweilen sein mochten, aus welchen die Bestrebungen der Philosophen hervorgingen, und wie weit sie hinter dem Ziele zurückblieben, auf das sie gerichtet waren, sie hatten doch einen nicht geringen relativen Werth. Davon abgesehen, daß sich in ihnen der allgemeine Drang des Zeitgeistes nach einer tieferen und umfassenderen Erkenntniß des Weltganzen offenbarte, trugen sie dadurch, daß sie neue Gesichtspunkte aufstellten, bis dahin übersehene Momente hervorhoben oder zu weiteren Untersuchungen anregten, mehr oder weniger zur Förderung dieser Erkenntniß bei. Rousseau verkannte diese ihre heilsame Wirkung, weil ihm der Sinn, wie für die historische Entwickelung überhaupt, so auch für die der Philosophie fehlte. Daß die einzelnen philosophischen Systeme eben nur Stufen der

Leiter sind, auf welcher der menschliche Geist langsam zur Höhe der Erkenntniß hinansteigt, und daß sie lediglich als solche betrachtet und geschätzt werden müssen, diese Einsicht war ihm verschlossen. Er forderte von ihnen, nicht anders wie seine philosophirenden Zeitgenossen, daß sie den Menschen mit einem Schlage in den vollen Besitz der absoluten Wahrheit setzen sollten. Das philosophische Denken sollte leisten, was der religiöse Glaube vordem geleistet hatte, und es wurde für unfruchtbar erklärt, weil es diesem Verlangen nicht zu entsprechen vermochte. Bei Rousseau war es damit allerdings nicht so ernstlich gemeint; er gab ihm nur den Abschied, um es auf einem Seitenwege wieder zuzulassen. Lauschen wir den weiteren Bekenntnissen seines geistlichen Zwillingsbruders; wir werden hören, wie der abgesagte Feind der Philosophen doch selbst recht con amore philosophirt, und die geringe Meinung, welche er von der Competenz der menschlichen Denkkraft hegt, ihn nicht hindert, mit ihrer Hülfe zu einer Menge von wichtigen Wahrheiten zu gelangen.

Mit ihrer Hülfe, aber nicht durch sie allein; die philosophische Methode des Vicars unterscheidet sich doch wesentlich von der der Philosophen pur sang. Auch macht er nicht, wie diese, Anspruch darauf, das ganze weite Gebiet des Daseins begreifend umfassen zu wollen. Er kennt die Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes und weiß, daß der maßlose Wissensdrang nur die Folge und das Zeichen seiner überreizten Schwäche ist. Er will sich daher nur mit den Dingen beschäftigen, deren Kenntniß für ihn persönlich von Wichtigkeit ist, seine Forschungen auf das beschränken, was ihn unmittelbar interessirt, in allem Uebrigen aber sich bei seiner Unwissenheit beruhigen. Wie enge man aber auch das Gebiet des Wissens umgrenzen mag, es bedarf eines Führers, an dessen Hand man sich sicher und gefahrlos auf ihm bewegen kann. Der Vicar glaubt einen solchen in dem unmittelbaren Selbstbewußtsein gefunden zu haben; wenigstens ist er überzeugt, daß dieses „innere Licht" ihn nicht so leicht in die Irre führen wird, wie die blendenden Fackeln fremder Meinungen, und falls es ihn dennoch täuschen sollte, die „eigenen unfreiwilligen Illusionen ihn weniger depraviren werden, als die absichtlichen Lügen Anderer". Indem er die verschiedenen Ansichten, welchen er seit seiner frühesten Jugend huldigte, der Reihe nach an seinem Geiste vorübergehen ließ, hat er bemerkt, daß, obgleich keine von ihnen evident genug war, um sofort eine volle Ueberzeugung von ihrer Wahrheit zu ermöglichen, sie doch einen größeren oder geringeren Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hatten und die innere Zustimmung ihnen in verschiedenem Maße verweigert oder zu Theil wurde. Er be-

schließt nun, die Gesammtheit der Erkenntnisse, welche für ihn ein direktes Interesse haben, nochmals an diesem einfachen und bequemen Maßstabe zu prüfen. Er wird alle diejenigen für gewiß halten, welchen er, absehend von jedem Vorurtheil, in der Einfalt des Herzens seine Beistimmung nicht versagen kann; er wird ferner diejenigen als wahr anerkennen, welche ihm mit jenen ersteren in einer nothwendigen Verbindung zu stehen scheinen, alle übrigen aber dahingestellt sein lassen, ohne sie zu verwerfen oder anzunehmen, und ohne sich um ihre Aufhellung zu bemühen, wenn sie für das praktische Leben gleichgültig sind.

Ohne Zweifel macht er sich so die Sache ziemlich leicht. Er verzichtet auf jede weitere Forschung; der gegebene Denkinhalt genügt ihm. Es erscheint ihm sogar überflüssig, denselben in seiner objektiven Begründung und nach seinem sachlichen Werthe genauer zu untersuchen. Es fragt sich für ihn lediglich, ob er, wie er eben ist, vor dem eigenen Bewußtsein Gnade findet oder nicht. Auch muß man zugeben, daß jede Beweisführung entbehrlich wird, wenn das Ja oder Nein des unmittelbaren Gefühls entscheidet. Freilich kommt es darauf an, daß man geneigt und im Stande ist, die Aussprüche des inneren Richters zu vernehmen und als leitend anzuerkennen. Sie werden nur da maßgebend sein können, wo ihnen weder vorgefaßte Meinungen, noch persönliche Interessen entgegenwirken. Die Erkenntniß der Wahrheit setzt einen unbefangenen und zugleich reinen Sinn voraus; ohne ihn — der Vicar hebt das wiederholt nachdrücklich hervor — verliert das von ihm empfohlene Kriterium seine Kraft und Geltung.

Diese Geltung aber, worauf beruht sie? Mit welchem Rechte nimmt das menschliche Ich die Befugniß in Anspruch, über die Welt der Erscheinungen zu urtheilen, und was es über sie denkt, für ihren wirklichen Inhalt auszugeben? Diese Frage mußte sich dem Vicar um so mehr aufdrängen, da er das subjektive Urtheil, man darf wohl sagen, in seiner reinsten oder abstraktesten Form als allein gültiges Maß der objektiven Wahrheit und damit eine Ansicht aufstellte, die zu der damals vorherrschenden Denkweise im entschiedensten Gegensatze stand. Während er das Ich gleichsam zum Herrn und Meister über die umgebenden Dinge erhob, ihr Sein und Leben von seiner Entscheidung abhängig machte, behauptete die Mehrzahl der Philosophen grade umgekehrt, daß dasselbe seinem geistigen, wie seinem leiblichen Wesen nach, lediglich ein Produkt der Außenwelt sei und darum auch in seinen Urtheilen durch die von ihr ausgehenden Eindrücke bestimmt werde. Natürlich konnte er nicht umhin, dieser Ansicht gegenüber, welche die Freiheit und Unabhängigkeit des Geistes in Abrede stellte, seine

Ueberzeugung von der Selbständigkeit desselben genauer zu begründen. Bevor er daher zur Feststellung der Wahrheiten übergeht, deren Erkenntniß möglich und nothwendig ist, wirft er zunächst einen prüfenden Blick auf das Ich. Es gilt „das Werkzeug kennen zu lernen, dessen er sich zu diesen Erkenntnissen bedienen will, und zu ermitteln, in wie weit er sich auf seinen Gebrauch verlassen darf“.

Man könnte nicht sagen, daß er damit einen neuen und eigenthümlichen Weg einschlägt. Im Gegentheil betritt er dieselbe Bahn, welche die gesammte neuere Philosophie zu verfolgen liebt. Ueberall geht der Frage nach dem Inhalt der menschlichen Erkenntnisse die nach ihrer Entstehung voraus; ihre Wahrheit scheint zweifelhaft, so lange nicht feststeht, wie sie zu Stande kommen, und nur die Metaphysik nicht in der Luft zu schweben, welche auf einer sicheren psychologischen Grundlage ruht. Bekanntlich fehlt es heutzutage nicht an Denkern, welche diese allerdings nothwendige Basis für das Gebäude selbst halten und die Philosophie schlechtweg in die Psychologie aufgehen lassen. Vor hundert Jahren war das ganz ebenso; auch damals wandte sich das vornehmste Interesse nicht den Gegenständen, sondern den Formen des Wissens zu; auch damals gab es manche Philosophen, die durch die Erörterung des Wie auch die Frage nach dem Was der Erkenntniß beantwortet zu haben glaubten. Zu diesen gehört der Vicar allerdings nicht; die psychologischen Bemerkungen, welche er der Darstellung seiner Ansichten vom Sein und Wesen der Dinge vorausschickt, leiten dieselbe in der That nur ein und führen bald, ja vielleicht schneller zu ihr hinüber, als es im Interesse der Gründlichkeit hätte geschehen sollen.

„Ich existire und habe Sinne, durch welche ich affizirt werde. Dies ist die erste Wahrheit, der ich begegne und meine Anerkennung nicht versagen kann. Ob ich aber eine eigenthümliche Empfindung meines Daseins habe oder desselben lediglich durch meine sinnlichen Affektionen inne werde, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Da ich von diesen Affektionen fortwährend, entweder unmittelbar oder in der Erinnerung, betroffen werde, so kann ich nicht wissen, ob das Bewußtsein des Ich auch unabhängig von ihnen vorhanden ist. Jedenfalls aber finden sie, weil sie mir das Gefühl meines Daseins geben, in mir selber statt. Dagegen ist mir ihre Ursache fremd, denn sie treffen mich ohne und selbst wider meinen Willen, und es hängt nicht von mir ab, sie hervorzurufen oder fern zu halten. Ich sehe also klar,

daß meine Empfindung, welche zu meinem Ich gehört, und ihre Ursache oder ihr Gegenstand, der außerhalb desselben gelegen ist, nicht ein und dasselbe sind. Es steht somit fest, daß neben mir noch andere Wesen existiren, die Objekte meiner Empfindungen. Sollten diese Objekte auch nur Vorstellungen sein, es bleibt doch wahr, daß sie mit meinem Ich nicht zusammenfallen."

„Alles nun, was ich außer mir empfinde und was auf meine Sinne einwirkt, nenne ich Materie und alle Theile der Materie, welche ich zu individuellen Wesen verbunden sehe, Körper." Was diese Körper an sich, d. h. abgesehen von ihrer Beziehung zu dem sie empfindenden Subjekte, ob sie, wie die Materialisten behaupten, reale Existenzen, oder wie die Idealisten versichern, nur gedachte Scheinwesen sind, ist dem Vicar ziemlich gleichgültig. Er hält diese Streitfrage, welche damals in der philosophischen Welt mit besonderem Eifer discutirt wurde, für müßig und zwecklos. Es genügt ihm, daß er des Daseins der Welt ganz ebenso gewiß ist, wie des eigenen. Indem er dann aber über die Gegenstände seiner Empfindungen reflektirt, findet er in sich die Fähigkeit, sie mit einander zu vergleichen, sich also im Besitze einer thätigen Kraft, die ihm bis dahin verborgen geblieben war und seiner Ansicht nach von dem wesentlich passiven Empfindungs- oder Wahrnehmungsvermögen unterschieden werden muß. „In der Empfindung treten mir die Dinge getrennt, isolirt, so wie sie in der Natur existiren, entgegen; bei der Vergleichung rücke ich sie von der Stelle, bewege sie hier und dort hin, lege ich sie gleichsam auf einander, um über ihre Verschiedenheit oder Aehnlichkeit und im Allgemeinen über alle ihre Beziehungen ein Urtheil abzugeben." Mögen die Sensualisten immerhin behaupten, daß der Mensch ein lediglich empfindendes Wesen sei, der Vicar ist außer Stande, die geistige Kraft, welche vergleicht und urtheilt, mit der Natur eines solchen in Uebereinstimmung zu bringen. Er wird in seiner Passivität jedes Objekt für sich empfinden, vielleicht auch den Totaleindruck eines aus mehreren Objekten gebildeten Ganzen erfahren; weil ihm aber die Fähigkeit fehlt, sie auf einander zu legen, wird er sie weder vergleichen, noch über sie ein Urtheil fällen können. „Wer zwei Dinge zugleich wahrnimmt, sieht darum noch nicht ihre Beziehungen, und eine Mehrheit von Gegenständen außer und neben einander bemerken, heißt noch nicht sie zählen. Zahlbegriffe sind ebenso wenig Empfindungen, wie die Vorstellungen räumlicher Verhältnisse, wenn auch der Geist sie bei Gelegenheit solcher Affektionen erzeugt." Man wird gegen diese scharfsinnige Unterscheidung, welche an Kant erinnert, nicht viel einwenden können. Ebenso richtig ist die weitere Bemerkung, daß, wenn das

Urtheil über die Beziehungen der Dinge eine Empfindung wäre und seine Quelle allein in den Objekten hätte, es nie täuschen könnte, „weil es nie falsch ist, daß ich empfinde, was ich empfinde.“ Auch würde, falls sich der Mensch beim Gebrauche der Sinne nur passiv verhielte, keine Verbindung unter ihnen stattfinden, noch auch die Identität der auf mehrere von ihnen einwirkenden Objekte erkannt werden können. Vielmehr würden wir entweder nie irgend etwas außer uns empfinden oder aber fünf verschiedene sinnfällige Substanzen wahrnehmen, deren Einheit uns stets verborgen bleiben müßte.

Uebrigens liegt dem Vicar wenig daran, wie man diese geistige Kraft, welche die sinnlichen Affektionen einander näher bringt und vergleicht, nennen mag. Die Hauptsache ist, daß sie vorhanden und nicht in den Dingen liegt, sondern dem Ich angehört und von diesem allein hervorgebracht wird. Hängt es auch nicht vom Belieben des Menschen ab, ob er empfinden will oder nicht, es steht ihm doch völlig frei, den Inhalt seiner Empfindung mehr oder weniger genau zu untersuchen. Er ist daher nicht blos ein passives, sinnlich affizirbares, sondern auch ein aktives, intelligentes Wesen. „Was auch die Philosophie dazu sagen mag, er darf auf die Ehre des Denkens Anspruch machen.“ Indeß vergesse er nicht, daß die Wahrheit in den Dingen, nicht in dem über sie urtheilenden Geiste liegt, und man ihr eben deshalb um so näher kommt, je weniger man in die zu fällenden Urtheile von dem seinigen einfließen läßt.

Nachdem der Vicar sich so gleichsam seiner selbst versichert hat, beginnt er um sich zu schauen, und er sieht sich mit einem gewissen Schauder hineingeworfen in dieses „weite Weltall, wie verloren in der unendlichen Menge von Wesen, ohne etwas von dem zu wissen, was sie an sich oder in ihrer Beziehung zu ihm sein mögen.“ Er betrachtet, beobachtet, studirt sie, und der erste Gegenstand, welcher sich ihm zur Vergleichung darbietet, ist das eigene Ich. Kein Wunder, daß er außer sich wiederfindet, was er in sich wahrgenommen hat, daß ihm die constitutiven Elemente des Menschen auch in der umgebenden Welt entgegen treten. Auch in ihr waltet seines Erachtens derselbe Gegensatz von passiver Bestimmbarkeit und aktiver Selbstbestimmung, den er in der Sphäre des menschlichen Geistes entdeckt zu haben glaubt. Galt es aber hier einer Philosophie gegenüber, welche den Menschen zu einer rein passiven Rolle verurtheilte, das thätige Moment seines Geistes hervorzu-

heben, so kommt es nun darauf an, die aktive Energie, welche dieselbe Philosophie dem Substrate der Außenwelt oder der Materie als ein wesentliches Attribut zuweist, durch die Betonung ihres leidenden Verhaltens auf ein beschränktes Maß zurückzuführen. Der Vicar kann sich nicht davon überzeugen, daß die Bewegung eine der Materie nothwendige, von ihr unabtrennbare Eigenschaft sei. Er sieht, wie sie bald in Bewegung, bald in Ruhe ist und schließt daraus, daß weder die eine, noch die andere zu ihrem Wesen gehört. „Die Bewegung ist als eine Thätigkeit die Wirkung einer Ursache, deren Abwesenheit eben die Ruhe ist. Wenn also nichts auf die Materie einwirkt, so bewegt sie sich nicht, und grade weil sie sich gegen Bewegung und Ruhe gleichgültig verhält, ist die Ruhe ihr natürlicher Zustand."

Vielleicht schießt diese Folgerung in etwa über das Ziel hinaus. Wahr aber ist, daß „wäre die Bewegung der Materie wesentlich, diese nicht in Ruhe gedacht werden könnte. Da wir indeß in der Bewegung ein Mehr oder Weniger wahrnehmen, sind wir sehr wohl im Stande, uns ihren Gegensatz, die Ruhe zu denken, und sogar geneigt, diese Ruhe für eine absolute zu halten, obgleich sie in der That nur eine relative Bedeutung hat." Auch würde die Bewegung, wenn sie wirklich das Wesen der Materie ausmachte, „nicht nur von ihr untrennbar, sondern auch stets in gleichem Grade in ihr vorhanden, dieselbe in jedem ihrer Theile, weder mittheilbar, noch der Vermehrung oder Verminderung fähig sein." Sagt man aber, die Bewegung sei der Materie zwar nicht grade wesentlich, aber doch n o t h w e n d i g, so ist das eine leere Wortklauberei, die keiner ernsten Widerlegung bedarf. Denn „entweder stammt die Bewegung der Materie aus ihr selbst und dann gehört sie zu ihrem Wesen, oder sie hat ihren Grund in einer ihr fremden Ursache und in diesem Falle ist sie für die Materie nur in soweit nothwendig, als die bewegende Ursache auf sie einwirkt."

Ueberhaupt, meint der Vicar, spielen in der Philosophie die hochtönenden und nichtssagenden Worte eine große Rolle. Da spricht man von einer „universellen Kraft", einer „nothwendigen Bewegung" und glaubt damit Wunder was gesagt zu haben. Sieht man sich aber diese vagen Ausdrücke genauer an, so stellt sich bald heraus, daß sie weit entfernt sind, dem Geiste eine klare und bestimmte Vorstellung zu vermitteln. „Was ist z. B. damit gewonnen, daß man der Materie in abstrakter Weise Bewegung zuschreibt? Es giebt keine Bewegung, die nicht eine bestimmte Richtung hätte, denn ein individuelles Wesen kann sich nicht nach allen Richtungen zugleich bewegen. In welchem Sinne bewegt sich

nun die Materie? Hat sie als Ganzes ein und dieselbe gemeinsame, oder hat jedes ihrer Atome eine besondere, eigenthümliche Bewegung? In dem ersteren Falle würde das ganze Weltall eine feste, untheilbare Masse, in dem andern ein loses, incohärentes Fluidum bilden, in welchem sich niemals zwei Atome verbinden könnten. Lassen wir aber die gemeinsame Bewegung gelten, so fragt sich, welche Richtung sie nehmen wird. Ist sie eine gradlinige oder eine kreisförmige, geht sie nach oben oder unten, nach rechts oder links? Hat dagegen jedes Molekul seine besondere Richtung, so dürfte es schwer sein, die Ursachen aller dieser Bewegungen anzugeben. Ohne Zweifel ist es am einfachsten, wenn man sie sämmtlich sich um ihren eigenen Mittelpunkt drehen läßt. Doch wird dann nie irgend etwas von der Stelle rücken, auch keine übertragene Bewegung möglich sein." Man sieht, die Fragen und Schwierigkeiten häufen sich, je länger und schärfer man über die in Rede stehende Annahme nachdenkt. Der Vicar zieht es daher vor, diesen schlüpfrigen Boden der Abstraktionen zu verlassen und sich auf den der erfahrungsmäßigen Thatsachen zurückzuziehen.

Diese aber lassen keinen Zweifel darüber, daß es in der Körperwelt zwei Arten von Bewegung gibt: eine mitgetheilte oder übertragene, und eine spontane oder freiwillige. Bei der ersteren ist die bewegende Ursache dem bewegten Körper fremd, bei der anderen liegt sie in ihm selbst. Die spontane Bewegung eignet nur den belebten oder beseelten Wesen. Ob freilich die Thiere auf sie Anspruch haben, will der Vicar nicht entscheiden; die Analogie scheint ihm dafür zu sprechen. Um so sicherer weiß er, daß der Mensch sich ihrer rühmen darf, und kommt es ihm seltsam vor, wenn gewisse Philosophen in dieser Beziehung Zweifel hegen. Braucht er doch nur zu wollen und der Arm bewegt sich, ohne daß diese Bewegung irgend eine andere Ursache hat, als eben den Willensakt, welcher sie hervorrief. Andrerseits ist es ebenso gewiß, daß der Materie als solcher, dem leblosen Stoffe die willkürliche Bewegung fehlt. Sie hat an sich so wenig die Kraft, nach Außen zu wirken, daß wer einen Körper in Bewegung sieht, ihn sofort für belebt oder aber diese Bewegung für eine mitgetheilte hält. Nun wird zwar behauptet, die Materie sei kein todter, zerstreuter Stoff, sondern ein lebendiger, einheitlicher Organismus. Doch ist der Vicar vergeblich bemüht gewesen, sich den Begriff eines „lebendigen Atomes" klar zu machen. Die Vorstellung einer Materie, „die, ohne Sinne zu haben, sinnliche Eindrücke in sich aufnimmt", ist ihm ein unbegreiflicher Widerspruch. Er bleibt dabei: das sichtbare Weltall ist ein lebloser

Stoff, der als **Ganzes** nichts von der Einheit des Organismus, von dem Gemeingefühl der Theile eines belebten Körpers an sich hat. Denn es ist gewiß, daß wir, obgleich wir Theile dieses Ganzen sind, uns keineswegs in ihm beschlossen fühlen. Ueberdies zeigt sich in den geordneten, von constanten Gesetzen abhängigen Bewegungen des Universums keine Spur jener Freiheit, welche wir in den spontanen Bewegungen des Menschen und der Thiere wahrnehmen. Die Welt ist also kein „großes Thier", das sich aus und durch sich selbst bewegt; es muß vielmehr für ihre Bewegungen eine Ursache angenommen werden, die ihr fremd ist. .

Diese Annahme ist auch da nicht überflüssig, wo man zur Erklärung des Weltalls und seiner Bewegung auf die allgemeinen Gesetze Bezug nimmt, welche den Gang derselben regeln. Davon abgesehen, daß sich die **wesentlichen** Beziehungen, in welchen diese Gesetze zur Materie stehen sollen, unserer Wahrnehmung entziehen, sind sie jedenfalls keine realen Wesen oder Substanzen, und haben daher nothwendig irgend eine andere unbekannte Basis. Auch bestimmen sie lediglich die Wirkungen, ohne über die Ursachen Aufschluß zu geben. Möge uns Cartesius sagen, welches physikalische Gesetz die Wirbel in Bewegung setzt, mit deren Hülfe er seinen Würfeln den ersten Anstoß gibt und die ihnen einwohnende Centrifugalkraft wirken läßt; und wenn Newton, um der einseitigen Wirksamkeit der Attraktion zu begegnen und den Himmelskörpern ihre Curvenbewegung zu sichern, ihr eine Wurfkraft voraussetzt, so vergißt er doch, uns die Hand zu zeigen, welche die Planeten auf die Tangenten ihrer Bahnen hinausgeschleudert hat. Halten wir also daran fest: die ersten Ursachen der Bewegung liegen nicht in der Materie selbst; sie empfängt dieselbe und theilt sie mit, aber sie bringt sie nicht hervor. Je länger und genauer man das Spiel der sich gegenseitig bedingenden Naturkräfte betrachtet, um so mehr überzeugt man sich, daß innerhalb ihres Bereiches immer nur ein Fortgang von einer Wirkung zur anderen möglich ist. Dabei kann man sich indeß nicht beruhigen; ein Progreß von Ursachen, der ins Unendliche hin verläuft, ist eben gar keiner. Wie weit er auch fortgeführt wird, er muß irgendwo einen Abschluß finden, der nicht in ihm selber liegen kann. Vielmehr ist diese letzte oder Endursache nur in einem **Willen** zu suchen, denn jede Bewegung, welche nicht die Wirkung einer anderen ist, kann nur aus einem **spontanen Willensakte** entspringen.

Somit ist der Vicar überzeugt, daß „ein Wille die Natur belebt und das Weltall in Bewegung setzt". **Wie** das freilich

zugeht, wie der Wille eine physische oder körperliche Thätigkeit erzeugen kann, weiß er nicht. Wohl aber erfährt er an sich selbst, daß er sie hervorruft. „Ich will handeln und ich handle wirklich; ich will einen Körper bewegen und er bewegt sich in der That." Dagegen ist es unbegreiflich und ohne Beispiel, daß ein lebloser, in Ruhe befindlicher Körper durch sich selbst in Bewegung geräth. Mag auch die Natur des Willens unbekannt sein, man kennt ihn doch aus seinen Handlungen; Niemand kann bezweifeln, daß er eine bewegende Ursache ist. Wer aber die Materie zum Range einer solchen erhebt, nimmt damit eine Wirkung an, der die Ursache fehlt. Uebrigens, fügt der Vicar hinzu, ist die Einwirkung des Willens auf die Körperwelt nicht unbegreiflicher, als die Affektion der Seele durch die sinnlichen Empfindungen. Er sieht nicht ab, warum das eine dieser beiden Geheimnisse leichter erklärlich sein soll, als das andere. Ihm erscheint, ob er sich nun aktiv oder passiv verhält, die Weise, wie die beiden Substanzen sich vereinigen, gleich sehr und zwar absolut unfaßbar. Auch kann er es nur sonderbar finden, daß man von dieser Unbegreiflichkeit ausgeht, um die beiden Substanzen mit einander zu vermengen. Als ob Erscheinungen von so verschiedener Natur sich besser an einem Träger, als an zweien erklären ließen.

Ohne Frage ist dieses Befremden da gerechtfertigt, wo die Ansicht feststeht, daß Mensch und Natur, Materie und Geist durch eine unausfüllbare Kluft geschieden sind. Wird aber, was sich nicht wohl umgehen läßt, die prinzipielle Einheit dieser Gegensätze anerkannt, so ist es natürlich, daß man sie auch thatsächlich durchzuführen sucht. Freilich werden solche Versuche immer darauf hinauslaufen, daß das eine Moment auf Kosten des anderen in den Vordergrund tritt und dieses mehr oder weniger absorbirt. Es ist daher in der Ordnung, wenn der so gewonnenen scheinbaren Einheit gegenüber an den Unterschied erinnert und gezeigt wird, wie der Gegensatz nicht in eines seiner Glieder aufgehen kann. Der Vicar hat, das läßt sich nicht leugnen, den Materialisten seiner wie auch der späteren Zeit evident nachgewiesen, daß die einseitige Betonung der Materie die Selbständigkeit des Geistes nicht aufhebt und die Einsicht in das Wesen beider mehr erschwert, als erleichtert. Er zeigt sehr gut, wie ihre Hypothese von dem sich selbst bewegenden Stoffe zu unlösbaren Schwierigkeiten führt, und weil sie Alles erklären soll, im Grunde wenig oder nichts erklärt. Dieser Nachweis ist, wenn auch zunächst nur negativer Art, doch schon an sich von erheblichem Werthe. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß die Allmacht der Materie nicht mit Erfolg bestritten werden kann, ohne daß zugleich die Macht des Geistes in

ein helleres Licht tritt. Wir sehen daher, wie diese vom Vicar überall nachdrücklich hervorgehoben und jede ihrer charakteristischen Aeußerungen scharf fixirt wird. Das Verdienst dieser Erörterungen ist deshalb nicht geringer, weil in ihnen das eigenthümliche Leben der Materie weniger zu seinem Rechte kommt und über das Wesen des Geistes, außer vielleicht nach einer Seite hin keine neuen Aufschlüsse gegeben werden. Läßt sich eine Frage nicht befriedigend lösen, so ist es immer schon ein großer Gewinn, eine ungenügende Lösung als solche zurückgewiesen und die Frage selbst in ihrer ursprünglichen Form hergestellt zu haben.

Der Vicar weiß sehr wohl, daß seine Erklärung des Welträthsels keineswegs vollkommen klar, vielmehr ziemlich dunkel ist. Er meint indeß, daß sie „wenigstens einen bestimmten Sinn darbietet und nichts enthält, was der Vernunft oder der Erfahrung widerspricht." Wenn aber nach seinem Dafürhalten die bewegte Materie auf einen Willen hinweist, so läßt die Thatsache, daß diese Bewegung nach bestimmten Gesetzen erfolgt, auf eine Intelligenz schließen. Grund und Zweck der Welt sind freilich unbekannt, doch die durchgreifende Ordnung und Harmonie, welche sie als Ganzes wie in allen ihren Theilen erfüllt, springt Jedem in die Augen, der sie mit unbefangenem Sinn betrachtet. Sie zeigt sich namentlich darin, daß jedes Einzelwesen nicht nur Selbstzweck, sondern zugleich Mittel zur Erhaltung aller übrigen, daß das eine die Stütze und Voraussetzung des anderen, und wie überall der Theil dem Ganzen, so auch umgekehrt das Ganze jedem seiner Theile dienstbar ist. Diese wunderbare Ordnung kann nur das Werk einer höchsten Intelligenz sein, und nichts ist abgeschmackter, als die Ansicht der Materialisten, welche sie als das schließliche Resultat einer Reihe von zufälligen Combinationen, in welchen sich die von blinden Kräften bewegte Materie auf gut Glück versucht habe, begreifen zu können meinen. Mit Recht fragt der Vicar, warum sich denn die Natur im Laufe der Zeit an Gesetze gebunden, denen sie nicht gleich Anfangs unterworfen gewesen, und wie es doch komme, daß von all den vergeblichen Versuchen, die sie habe machen müssen, bevor es ihr gelang, die gegenwärtig existirenden organischen Formen zu schaffen, nichts mehr wahrzunehmen sei? Er will sich nicht wundern, daß etwas wirklich geschieht, wenn es überhaupt möglich ist, und zugeben, daß die große Menge der Experimente die Schwierigkeit des Gelingens in etwa ausgleicht. Indeß würde er es doch, falls ihm Jemand sagte, daß zufällig hingeworfene Buchstaben eine vollständige Aeneide gebildet, für überflüssig halten, zur Verifizirung einer solchen Behauptung auch nur einen Schritt zu thun. Es

hilft wenig, daß man sich auf die Zahl der Würfe beruft. Wie viele würden ihrer denn anzunehmen sein, um eine derartige Combination wahrscheinlich zu machen? Der Vicar, welcher nur einen einzigen zu sehen glaubt, wettet Alles gegen Nichts, daß derselbe nicht das Werk des Zufalls ist.

Ueberdies versteht es sich von selbst, daß Combinationen gegebener Elemente immer nur Produkte derselben Art ergeben können. Es ist daher völlig undenkbar, daß aus einer Verbindung von leblosen Atomen belebte organische Körper hervorgehen, daß die passive, fühllose Materie empfindende und thätige Wesen erzeugt, daß ein blindes Verhängniß die Quelle der Intelligenz und in dem, was nicht denkt, der Ursprung des denkenden Geistes zu suchen sei [2]). „Nur der Geist vermag, Geistiges zu schaffen.“ Die harmonische Einheit des Universums aber setzt eine Einheit der Absicht voraus, welche sie ins Leben gerufen hat und in ihrem Bestande erhält. Kein Zweifel also, daß die Welt von einem mächtigen und weisen Willen regiert wird. Ob sie deshalb für ewig zu halten oder geschaffen worden, der Vicar weiß es nicht, und es kümmert ihn wenig. Er gesteht nur, daß die Idee der Schöpfung aus Nichts seine Fassungskraft übersteigt und deshalb dahingestellt bleiben muß. Ebenso wenig will er entscheiden, ob es nur ein einziges Prinzip der Dinge oder deren zwei, vielleicht auch mehrere giebt. „Mag die Materie ewig oder geschaffen, mag ein rein passives Prinzip vorhanden sein oder nicht, es bleibt unter allen Umständen wahr, daß das Ganze Eines ist und auf eine einzige Intelligenz hinweist.“

Dieses Wesen nun, welches kann und will, das thätig aus und durch sich selbst, das Universum bewegt und alle Dinge ordnet, wir nennen es **Gott**. Freilich ist mit diesem Namen nicht viel gewonnen; der unbekannte Träger desselben wird durch ihn nicht bekannter. „Er entzieht sich unseren Sinnen, wie unserem Verstande; wir wissen zwar, daß er existirt und unser Dasein, wie das aller übrigen Wesen, dem seinigen unbedingt untergeordnet ist; wir nehmen ihn überall in seinen Werken wahr, fühlen seine Gegenwart in und außer uns. Sobald wir ihn aber an sich erkennen, erforschen wollen, was und wo er ist, entschlüpft er uns, geräth unser Geist in Verwirrung und wir sehen am Ende gar nichts mehr.“ Nie wird daher der Vicar, von seiner Schwäche durchdrungen, wie er es ist, das Wesen der Gottheit zum Gegenstande seiner Erörterungen machen, falls er sich nicht durch das Gefühl ihrer Beziehungen zu ihm dazu gezwungen sieht. „Betrachtungen dieser Art sind stets verwegen; der Weise darf sich ihnen nur zitternd und mit dem Bewußtsein hingeben,

daß er außer Stande ist, in die Tiefe ihres Inhaltes einzudringen." Besser daher, er enthält sich ihrer und begnügt sich damit, Gott in seinen Werken zu studieren und diejenigen seiner Attribute kennen zu lernen, deren Kenntniß für ihn von Wichtigkeit ist. Wir sahen schon, daß Macht, Intelligenz und Wille dem göttlichen Wesen nothwendig eignen; sind es doch eben diese Eigenschaften, in welchen sein Dasein sich uns zunächst offenbart. Eine Folge seiner Macht aber ist die Güte Gottes. „Wer Alles kann, kann nur wollen, was gut ist. Hervorbringen und Erhalten sind seine beständige Thätigkeit; sie richtet sich nicht auf das, was nicht ist. Gott ist kein Gott der Todten; er kann nicht böse sein, nicht zerstörend wirken, ohne sich selbst zu schaden." Auch würde er sich widersprechen, wenn er, die höchste Güte, nicht zugleich die höchste Gerechtigkeit wäre. Denn diese beiden Eigenschaften sind nicht wesentlich von einander verschieden; „die Liebe zur Ordnung, welche sie hervorbringt, heißt Güte; sie heißt Gerechtigkeit, sofern sie dieselbe erhält." Zwar behauptet man, daß die Güte Gottes mit der Existenz des Uebels in der Welt unvereinbar sei. Doch das ist ein Irrthum; wenigstens hält der Vicar dafür, daß das Böse, soweit es wirklich vorhanden, seine Quelle nicht in Gott, sondern lediglich im Menschen hat. Es gibt seiner Ansicht nach kein Uebel, welches eine allgemeine Geltung hätte; es könnte nur in der Unordnung bestehen und er sieht im Weltsysteme eine durchgreifende Ordnung, die sich nie und nirgend verleugnet. Das besondere Uebel aber existirt nur in der Empfindung dessen, der leidet, und dieses Gefühl hat der Mensch nicht von der Natur erhalten, sondern sich selbst gegeben. „Die physischen Leiden würden wenig oder nichts bedeuten ohne die Irrthümer und Laster, welche sie uns fühlbar machen, und das moralische Uebel ist unser eigenes Werk. Es entspringt aus dem Mißbrauche unserer Freiheit und kann deshalb durch einen vernünftigen Gebrauch derselben beseitigt oder fern gehalten werden."

Wir haben diese Argumente des Vicars schon an einer anderen Stelle von Rousseau selbst in seinem eigenen Namen vortragen hören [3]) und wollen darum hier nicht näher auf sie eingehen. Daß sie zur Erklärung der in Rede stehenden Thatsachen ausreichen, darf man billig bezweifeln. Auch wird sich weiter unten zeigen, daß der Vicar nicht umhin kann, zu ihrer Ergänzung eine Hypothese von eigenthümlicher Art zu Hülfe zu nehmen. Hier kommt es ihm nur darauf an, das Attribut der Güte, welches er der Gottheit vindizirt, gegen einen oft erhobenen Einwand sicher zu stellen. Diese göttliche Güte aber ist von der des Men-

Leiter sind, auf welcher der menschliche Geist langsam zur Höhe der Erkenntniß hinansteigt, und daß sie lediglich als solche betrachtet und geschätzt werden müssen, diese Einsicht war ihm verschlossen. Er forderte von ihnen, nicht anders wie seine philosophirenden Zeitgenossen, daß sie den Menschen mit einem Schlage in den vollen Besitz der absoluten Wahrheit setzen sollten. Das philosophische Denken sollte leisten, was der religiöse Glaube vordem geleistet hatte, und es wurde für unfruchtbar erklärt, weil es diesem Verlangen nicht zu entsprechen vermochte. Bei Rousseau war es damit allerdings nicht so ernstlich gemeint; er gab ihm nur den Abschied, um es auf einem Seitenwege wieder zuzulassen. Lauschen wir den weiteren Bekenntnissen seines geistlichen Zwillingsbruders; wir werden hören, wie der abgesagte Feind der Philosophen doch selbst recht con amore philosophirt, und die geringe Meinung, welche er von der Competenz der menschlichen Denkkraft hegt, ihn nicht hindert, mit ihrer Hülfe zu einer Menge von wichtigen Wahrheiten zu gelangen.

Mit ihrer Hülfe, aber nicht durch sie allein; die philosophische Methode des Vicars unterscheidet sich doch wesentlich von der der Philosophen pur sang. Auch macht er nicht, wie diese, Anspruch darauf, das ganze weite Gebiet des Daseins begreifend umfassen zu wollen. Er kennt die Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes und weiß, daß der maßlose Wissensdrang nur die Folge und das Zeichen seiner überreizten Schwäche ist. Er will sich daher nur mit den Dingen beschäftigen, deren Kenntniß für ihn persönlich von Wichtigkeit ist, seine Forschungen auf das beschränken, was ihn unmittelbar interessirt, in allem Uebrigen aber sich bei seiner Unwissenheit beruhigen. Wie enge man aber auch das Gebiet des Wissens umgrenzen mag, es bedarf eines Führers, an dessen Hand man sich sicher und gefahrlos auf ihm bewegen kann. Der Vicar glaubt einen solchen in dem unmittelbaren Selbstbewußtsein gefunden zu haben; wenigstens ist er überzeugt, daß dieses „innere Licht“ ihn nicht so leicht in die Irre führen wird, wie die blendenden Fackeln fremder Meinungen, und falls es ihn dennoch täuschen sollte, die „eigenen unfreiwilligen Illusionen ihn weniger depraviren werden, als die absichtlichen Lügen Anderer“. Indem er die verschiedenen Ansichten, welchen er seit seiner frühesten Jugend huldigte, der Reihe nach an seinem Geiste vorübergehen ließ, hat er bemerkt, daß, obgleich keine von ihnen evident genug war, um sofort eine volle Ueberzeugung von ihrer Wahrheit zu ermöglichen, sie doch einen größeren oder geringeren Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hatten und die innere Zustimmung ihnen in verschiedenem Maße verweigert oder zu Theil wurde. Er be-

schließt nun, die Gesammtheit der Erkenntnisse, welche für ihn ein direktes Interesse haben, nochmals an diesem einfachen und bequemen Maßstabe zu prüfen. Er wird alle diejenigen für gewiß halten, welchen er, absehend von jedem Vorurtheil, in der Einfalt des Herzens seine Beistimmung nicht versagen kann; er wird ferner diejenigen als wahr anerkennen, welche ihm mit jenen ersteren in einer nothwendigen Verbindung zu stehen scheinen, alle übrigen aber dahingestellt sein lassen, ohne sie zu verwerfen oder anzunehmen, und ohne sich um ihre Aufhellung zu bemühen, wenn sie für das praktische Leben gleichgültig sind.

Ohne Zweifel macht er sich so die Sache ziemlich leicht. Er verzichtet auf jede weitere Forschung; der gegebene Denkinhalt genügt ihm. Es erscheint ihm sogar überflüssig, denselben in seiner objektiven Begründung und nach seinem sachlichen Werthe genauer zu untersuchen. Es fragt sich für ihn lediglich, ob er, wie er eben ist, vor dem eigenen Bewußtsein Gnade findet oder nicht. Auch muß man zugeben, daß jede Beweisführung entbehrlich wird, wenn das Ja oder Nein des unmittelbaren Gefühls entscheidet. Freilich kommt es darauf an, daß man geneigt und im Stande ist, die Aussprüche des inneren Richters zu vernehmen und als leitend anzuerkennen. Sie werden nur da maßgebend sein können, wo ihnen weder vorgefaßte Meinungen, noch persönliche Interessen entgegenwirken. Die Erkenntniß der Wahrheit setzt einen unbefangenen und zugleich reinen Sinn voraus; ohne ihn — der Vicar hebt das wiederholt nachdrücklich hervor — verliert das von ihm empfohlene Kriterium seine Kraft und Geltung.

Diese Geltung aber, worauf beruht sie? Mit welchem Rechte nimmt das menschliche Ich die Befugniß in Anspruch, über die Welt der Erscheinungen zu urtheilen, und was es über sie denkt, für ihren wirklichen Inhalt auszugeben? Diese Frage mußte sich dem Vicar um so mehr aufdrängen, da er das subjektive Urtheil, man darf wohl sagen, in seiner reinsten oder abstraktesten Form als allein gültiges Maß der objektiven Wahrheit und damit eine Ansicht aufstellte, die zu der damals vorherrschenden Denkweise im entschiedensten Gegensatze stand. Während er das Ich gleichsam zum Herrn und Meister über die umgebenden Dinge erhob, ihr Sein und Leben von seiner Entscheidung abhängig machte, behauptete die Mehrzahl der Philosophen grade umgekehrt, daß dasselbe seinem geistigen, wie seinem leiblichen Wesen nach, lediglich ein Produkt der Außenwelt sei und darum auch in seinen Urtheilen durch die von ihr ausgehenden Eindrücke bestimmt werde. Natürlich konnte er nicht umhin, dieser Ansicht gegenüber, welche die Freiheit und Unabhängigkeit des Geistes in Abrede stellte, seine

Ueberzeugung von der Selbständigkeit desselben genauer zu begründen. Bevor er daher zur Feststellung der Wahrheiten übergeht, deren Erkenntniß möglich und nothwendig ist, wirft er zunächst einen prüfenden Blick auf das Ich. Es gilt „das Werkzeug kennen zu lernen, dessen er sich zu diesen Erkenntnissen bedienen will, und zu ermitteln, in wie weit er sich auf seinen Gebrauch verlassen darf".

Man könnte nicht sagen, daß er damit einen neuen und eigenthümlichen Weg einschlägt. Im Gegentheil betritt er dieselbe Bahn, welche die gesammte neuere Philosophie zu verfolgen liebt. Ueberall geht der Frage nach dem Inhalt der menschlichen Erkenntnisse die nach ihrer Entstehung voraus; ihre Wahrheit scheint zweifelhaft, so lange nicht feststeht, wie sie zu Stande kommen, und nur die Metaphysik nicht in der Luft zu schweben, welche auf einer sicheren psychologischen Grundlage ruht. Bekanntlich fehlt es heutzutage nicht an Denkern, welche diese allerdings nothwendige Basis für das Gebäude selbst halten und die Philosophie schlechtweg in die Psychologie aufgehen lassen. Vor hundert Jahren war das ganz ebenso; auch damals wandte sich das vornehmste Interesse nicht den Gegenständen, sondern den Formen des Wissens zu; auch damals gab es manche Philosophen, die durch die Erörterung des Wie auch die Frage nach dem Was der Erkenntniß beantwortet zu haben glaubten. Zu diesen gehört der Vicar allerdings nicht; die psychologischen Bemerkungen, welche er der Darstellung seiner Ansichten vom Sein und Wesen der Dinge vorausschickt, leiten dieselbe in der That nur ein und führen bald, ja vielleicht schneller zu ihr hinüber, als es im Interesse der Gründlichkeit hätte geschehen sollen.

„Ich existire und habe Sinne, durch welche ich affizirt werde. Dies ist die erste Wahrheit, der ich begegne und meine Anerkennung nicht versagen kann. Ob ich aber eine eigenthümliche Empfindung meines Daseins habe oder desselben lediglich durch meine sinnlichen Affektionen inne werde, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Da ich von diesen Affektionen fortwährend, entweder unmittelbar oder in der Erinnerung, betroffen werde, so kann ich nicht wissen, ob das Bewußtsein des Ich auch unabhängig von ihnen vorhanden ist. Jedenfalls aber finden sie, weil sie mir das Gefühl meines Daseins geben, in mir selber statt. Dagegen ist mir ihre Ursache fremd, denn sie treffen mich ohne und selbst wider meinen Willen, und es hängt nicht von mir ab, sie hervorzurufen oder fern zu halten. Ich sehe also klar,

daß meine Empfindung, welche zu meinem Ich gehört, und ihre Ursache oder ihr Gegenstand, der außerhalb desselben gelegen ist, nicht ein und dasselbe sind. Es steht somit fest, daß neben mir noch andere Wesen existiren, die Objekte meiner Empfindungen. Sollten diese Objekte auch nur Vorstellungen sein, es bleibt doch wahr, daß sie mit meinem Ich nicht zusammenfallen."

„Alles nun, was ich außer mir empfinde und was auf meine Sinne einwirkt, nenne ich Materie und alle Theile der Materie, welche ich zu individuellen Wesen verbunden sehe, Körper." Was diese Körper an sich, d. h. abgesehen von ihrer Beziehung zu dem sie empfindenden Subjekte, ob sie, wie die Materialisten behaupten, reale Existenzen, oder wie die Idealisten versichern, nur gedachte Scheinwesen sind, ist dem Vicar ziemlich gleichgültig. Er hält diese Streitfrage, welche damals in der philosophischen Welt mit besonderem Eifer discutirt wurde, für müßig und zwecklos. Es genügt ihm, daß er des Daseins der Welt ganz ebenso gewiß ist, wie des eigenen. Indem er dann aber über die Gegenstände seiner Empfindungen reflektirt, findet er in sich die Fähigkeit, sie mit einander zu vergleichen, sich also im Besitze einer thätigen Kraft, die ihm bis dahin verborgen geblieben war und seiner Ansicht nach von dem wesentlich passiven Empfindungs- oder Wahrnehmungsvermögen unterschieden werden muß. „In der Empfindung treten mir die Dinge getrennt, isolirt, so wie sie in der Natur existiren, entgegen; bei der Vergleichung rücke ich sie von der Stelle, bewege sie hier und dort hin, lege ich sie gleichsam auf einander, um über ihre Verschiedenheit oder Aehnlichkeit und im Allgemeinen über alle ihre Beziehungen ein Urtheil abzugeben." Mögen die Sensualisten immerhin behaupten, daß der Mensch ein lediglich empfindendes Wesen sei, der Vicar ist außer Stande, die geistige Kraft, welche vergleicht und urtheilt, mit der Natur eines solchen in Uebereinstimmung zu bringen. Er wird in seiner Passivität jedes Objekt für sich empfinden, vielleicht auch den Totaleindruck eines aus mehreren Objekten gebildeten Ganzen erfahren; weil ihm aber die Fähigkeit fehlt, sie auf einander zu legen, wird er sie weder vergleichen, noch über sie ein Urtheil fällen können. „Wer zwei Dinge zugleich wahrnimmt, sieht darum noch nicht ihre Beziehungen, und eine Mehrheit von Gegenständen außer und neben einander bemerken, heißt noch nicht sie zählen. Zahlbegriffe sind ebenso wenig Empfindungen, wie die Vorstellungen räumlicher Verhältnisse, wenn auch der Geist sie bei Gelegenheit solcher Affektionen erzeugt." Man wird gegen diese scharfsinnige Unterscheidung, welche an Kant erinnert, nicht viel einwenden können. Ebenso richtig ist die weitere Bemerkung, daß, wenn das

Urtheil über die Beziehungen der Dinge eine Empfindung wäre und seine Quelle allein in den Objekten hätte, es nie täuschen könnte, „weil es nie falsch ist, daß ich empfinde, was ich empfinde.“ Auch würde, falls sich der Mensch beim Gebrauche der Sinne nur passiv verhielte, keine Verbindung unter ihnen stattfinden, noch auch die Identität der auf mehrere von ihnen einwirkenden Objekte erkannt werden können. Vielmehr würden wir entweder nie irgend etwas außer uns empfinden oder aber fünf verschiedene sinnfällige Substanzen wahrnehmen, deren Einheit uns stets verborgen bleiben müßte.

Uebrigens liegt dem Vicar wenig daran, wie man diese geistige Kraft, welche die sinnlichen Affektionen einander näher bringt und vergleicht, nennen mag. Die Hauptsache ist, daß sie vorhanden und nicht in den Dingen liegt, sondern dem Ich angehört und von diesem allein hervorgebracht wird. Hängt es auch nicht vom Belieben des Menschen ab, ob er empfinden will oder nicht, es steht ihm doch völlig frei, den Inhalt seiner Empfindung mehr oder weniger genau zu untersuchen. Er ist daher nicht blos ein passives, sinnlich affizirbares, sondern auch ein aktives, intelligentes Wesen. „Was auch die Philosophie dazu sagen mag, er darf auf die Ehre des Denkens Anspruch machen.“ Indeß vergesse er nicht, daß die Wahrheit in den Dingen, nicht in dem über sie urtheilenden Geiste liegt, und man ihr eben deshalb um so näher kommt, je weniger man in die zu fällenden Urtheile von dem seinigen einfließen läßt.

Nachdem der Vicar sich so gleichsam seiner selbst versichert hat, beginnt er um sich zu schauen, und er sieht sich mit einem gewissen Schauder hineingeworfen in dieses „weite Weltall, wie verloren in der unendlichen Menge von Wesen, ohne etwas von dem zu wissen, was sie an sich oder in ihrer Beziehung zu ihm sein mögen.“ Er betrachtet, beobachtet, studirt sie, und der erste Gegenstand, welcher sich ihm zur Vergleichung darbietet, ist das eigene Ich. Kein Wunder, daß er außer sich wiederfindet, was er in sich wahrgenommen hat, daß ihm die constitutiven Elemente des Menschen auch in der umgebenden Welt entgegen treten. Auch in ihr waltet seines Erachtens derselbe Gegensatz von passiver Bestimmbarkeit und aktiver Selbstbestimmung, den er in der Sphäre des menschlichen Geistes entdeckt zu haben glaubt. Galt es aber hier einer Philosophie gegenüber, welche den Menschen zu einer rein passiven Rolle verurtheilte, das thätige Moment seines Geistes hervorzu-

heben, so kommt es nun darauf an, die aktive Energie, welche dieselbe Philosophie dem Substrate der Außenwelt oder der Materie als ein wesentliches Attribut zuweist, durch die Betonung ihres leidenden Verhaltens auf ein beschränktes Maß zurückzuführen. Der Vicar kann sich nicht davon überzeugen, daß die Bewegung eine der Materie nothwendige, von ihr unabtrennbare Eigenschaft sei. Er sieht, wie sie bald in Bewegung, bald in Ruhe ist und schließt daraus, daß weder die eine, noch die andere zu ihrem Wesen gehört. „Die Bewegung ist als eine Thätigkeit die Wirkung einer Ursache, deren Abwesenheit eben die Ruhe ist. Wenn also nichts auf die Materie einwirkt, so bewegt sie sich nicht, und grade weil sie sich gegen Bewegung und Ruhe gleichgültig verhält, ist die Ruhe ihr natürlicher Zustand."

Vielleicht schießt diese Folgerung in etwa über das Ziel hinaus. Wahr aber ist, daß „wäre die Bewegung der Materie wesentlich, diese nicht in Ruhe gedacht werden könnte. Da wir indeß in der Bewegung ein Mehr oder Weniger wahrnehmen, sind wir sehr wohl im Stande, uns ihren Gegensatz, die Ruhe zu denken, und sogar geneigt, diese Ruhe für eine absolute zu halten, obgleich sie in der That nur eine relative Bedeutung hat." Auch würde die Bewegung, wenn sie wirklich das Wesen der Materie ausmachte, „nicht nur von ihr untrennbar, sondern auch stets in gleichem Grade in ihr vorhanden, dieselbe in jedem ihrer Theile, weder mittheilbar, noch der Vermehrung oder Verminderung fähig sein." Sagt man aber, die Bewegung sei der Materie zwar nicht grade wesentlich, aber doch n o t h w e n d i g, so ist das eine leere Wortklauberei, die keiner ernsten Widerlegung bedarf. Denn „entweder stammt die Bewegung der Materie aus ihr selbst und dann gehört sie zu ihrem Wesen, oder sie hat ihren Grund in einer ihr fremden Ursache und in diesem Falle ist sie für die Materie nur in soweit nothwendig, als die bewegende Ursache auf sie einwirkt."

Ueberhaupt, meint der Vicar, spielen in der Philosophie die hochtönenden und nichtssagenden Worte eine große Rolle. Da spricht man von einer „universellen Kraft", einer „nothwendigen Bewegung" und glaubt damit Wunder was gesagt zu haben. Sieht man sich aber diese vagen Ausdrücke genauer an, so stellt sich bald heraus, daß sie weit entfernt sind, dem Geiste eine klare und bestimmte Vorstellung zu vermitteln. „Was ist z. B. damit gewonnen, daß man der Materie in abstrakter Weise Bewegung zuschreibt? Es giebt keine Bewegung, die nicht eine bestimmte Richtung hätte, denn ein individuelles Wesen kann sich nicht nach allen Richtungen zugleich bewegen. In welchem Sinne bewegt sich

nun die Materie? Hat sie als Ganzes ein und dieselbe gemeinsame, oder hat jedes ihrer Atome eine besondere, eigenthümliche Bewegung? In dem ersteren Falle würde das ganze Weltall eine feste, untheilbare Masse, in dem andern ein loses, incohärentes Fluidum bilden, in welchem sich niemals zwei Atome verbinden könnten. Lassen wir aber die gemeinsame Bewegung gelten, so fragt sich, welche Richtung sie nehmen wird. Ist sie eine gradlinige oder eine kreisförmige, geht sie nach oben oder unten, nach rechts oder links? Hat dagegen jedes Molekul seine besondere Richtung, so dürfte es schwer sein, die Ursachen aller dieser Bewegungen anzugeben. Ohne Zweifel ist es am einfachsten, wenn man sie sämmtlich sich um ihren eigenen Mittelpunkt drehen läßt. Doch wird dann nie irgend etwas von der Stelle rücken, auch keine übertragene Bewegung möglich sein." Man sieht, die Fragen und Schwierigkeiten häufen sich, je länger und schärfer man über die in Rede stehende Annahme nachdenkt. Der Vicar zieht es daher vor, diesen schlüpfrigen Boden der Abstraktionen zu verlassen und sich auf den der erfahrungsmäßigen Thatsachen zurückzuziehen.

Diese aber lassen keinen Zweifel darüber, daß es in der Körperwelt zwei Arten von Bewegung gibt: eine mitgetheilte oder übertragene, und eine spontane oder freiwillige. Bei der ersteren ist die bewegende Ursache dem bewegten Körper fremd, bei der anderen liegt sie in ihm selbst. Die spontane Bewegung eignet nur den belebten oder beseelten Wesen. Ob freilich die Thiere auf sie Anspruch haben, will der Vicar nicht entscheiden; die Analogie scheint ihm dafür zu sprechen. Um so sicherer weiß er, daß der Mensch sich ihrer rühmen darf, und kommt es ihm seltsam vor, wenn gewisse Philosophen in dieser Beziehung Zweifel hegen. Braucht er doch nur zu wollen und der Arm bewegt sich, ohne daß diese Bewegung irgend eine andere Ursache hat, als eben den Willensakt, welcher sie hervorrief. Andrerseits ist es ebenso gewiß, daß der Materie als solcher, dem leblosen Stoffe die willkürliche Bewegung fehlt. Sie hat an sich so wenig die Kraft, nach Außen zu wirken, daß wer einen Körper in Bewegung sieht, ihn sofort für belebt oder aber diese Bewegung für eine mitgetheilte hält. Nun wird zwar behauptet, die Materie sei kein todter, zerstreuter Stoff, sondern ein lebendiger, einheitlicher Organismus. Doch ist der Vicar vergeblich bemüht gewesen, sich den Begriff eines „lebendigen Atomes" klar zu machen. Die Vorstellung einer Materie, „die, ohne Sinne zu haben, sinnliche Eindrücke in sich aufnimmt", ist ihm ein unbegreiflicher Widerspruch. Er bleibt dabei: das sichtbare Weltall ist ein lebloser

Stoff, der als **Ganzes** nichts von der Einheit des Organismus, von dem Gemeingefühl der Theile eines belebten Körpers an sich hat. Denn es ist gewiß, daß wir, obgleich wir Theile dieses Ganzen sind, uns keineswegs in ihm beschlossen fühlen. Ueberdies zeigt sich in den geordneten, von constanten Gesetzen abhängigen Bewegungen des Universums keine Spur jener Freiheit, welche wir in den spontanen Bewegungen des Menschen und der Thiere wahrnehmen. Die Welt ist also kein „großes Thier", das sich aus und durch sich selbst bewegt; es muß vielmehr für ihre Bewegungen eine Ursache angenommen werden, die ihr fremd ist. .

Diese Annahme ist auch da nicht überflüssig, wo man zur Erklärung des Weltalls und seiner Bewegung auf die allgemeinen Gesetze Bezug nimmt, welche den Gang derselben regeln. Davon abgesehen, daß sich die **wesentlichen** Beziehungen, in welchen diese Gesetze zur Materie stehen sollen, unserer Wahrnehmung entziehen, sind sie jedenfalls keine realen Wesen oder Substanzen, und haben daher nothwendig irgend eine andere unbekannte Basis. Auch bestimmen sie lediglich die Wirkungen, ohne über die Ursachen Aufschluß zu geben. Möge uns Cartesius sagen, welches physikalische Gesetz die Wirbel in Bewegung setzt, mit deren Hülfe er seinen Würfeln den ersten Anstoß gibt und die ihnen einwohnende Centrifugalkraft wirken läßt; und wenn Newton, um der einseitigen Wirksamkeit der Attraktion zu begegnen und den Himmelskörpern ihre Curvenbewegung zu sichern, ihr eine Wurfkraft voraussetzt, so vergißt er doch, uns die Hand zu zeigen, welche die Planeten auf die Tangenten ihrer Bahnen hinausgeschleudert hat. Halten wir also daran fest: die ersten Ursachen der Bewegung liegen nicht in der Materie selbst; sie empfängt dieselbe und theilt sie mit, aber sie bringt sie nicht hervor. Je länger und genauer man das Spiel der sich gegenseitig bedingenden Naturkräfte betrachtet, um so mehr überzeugt man sich, daß innerhalb ihres Bereiches immer nur ein Fortgang von einer Wirkung zur anderen möglich ist. Dabei kann man sich indeß nicht beruhigen; ein Progreß von Ursachen, der ins Unendliche hin verläuft, ist eben gar keiner. Wie weit er auch fortgeführt wird, er muß irgendwo einen Abschluß finden, der nicht in ihm selber liegen kann. Vielmehr ist diese letzte oder Endursache nur in einem **Willen** zu suchen, denn jede Bewegung, welche nicht die Wirkung einer anderen ist, kann nur aus einem **spontanen Willensakte** entspringen.

Somit ist der Vicar überzeugt, daß „ein Wille die Natur belebt und das Weltall in Bewegung setzt". **Wie** das freilich

zugeht, wie der Wille eine physische oder körperliche Thätigkeit erzeugen kann, weiß er nicht. Wohl aber erfährt er an sich selbst, daß er sie hervorruft. „Ich will handeln und ich handle wirklich; ich will einen Körper bewegen und er bewegt sich in der That." Dagegen ist es unbegreiflich und ohne Beispiel, daß ein lebloser, in Ruhe befindlicher Körper durch sich selbst in Bewegung geräth. Mag auch die Natur des Willens unbekannt sein, man kennt ihn doch aus seinen Handlungen; Niemand kann bezweifeln, daß er eine bewegende Ursache ist. Wer aber die Materie zum Range einer solchen erhebt, nimmt damit eine Wirkung an, der die Ursache fehlt. Uebrigens, fügt der Vicar hinzu, ist die Einwirkung des Willens auf die Körperwelt nicht unbegreiflicher, als die Affektion der Seele durch die sinnlichen Empfindungen. Er sieht nicht ab, warum das eine dieser beiden Geheimnisse leichter erklärlich sein soll, als das andere. Ihm erscheint, ob er sich nun aktiv oder passiv verhält, die Weise, wie die beiden Substanzen sich vereinigen, gleich sehr und zwar absolut unfaßbar. Auch kann er es nur sonderbar finden, daß man von dieser Unbegreiflichkeit ausgeht, um die beiden Substanzen mit einander zu vermengen. Als ob Erscheinungen von so verschiedener Natur sich besser an einem Träger, als an zweien erklären ließen.

Ohne Frage ist dieses Befremden da gerechtfertigt, wo die Ansicht feststeht, daß Mensch und Natur, Materie und Geist durch eine unausfüllbare Kluft geschieden sind. Wird aber, was sich nicht wohl umgehen läßt, die prinzipielle Einheit dieser Gegensätze anerkannt, so ist es natürlich, daß man sie auch thatsächlich durchzuführen sucht. Freilich werden solche Versuche immer darauf hinauslaufen, daß das eine Moment auf Kosten des anderen in den Vordergrund tritt und dieses mehr oder weniger absorbirt. Es ist daher in der Ordnung, wenn der so gewonnenen scheinbaren Einheit gegenüber an den Unterschied erinnert und gezeigt wird, wie der Gegensatz nicht in eines seiner Glieder aufgehen kann. Der Vicar hat, das läßt sich nicht leugnen, den Materialisten seiner wie auch der späteren Zeit evident nachgewiesen, daß die einseitige Betonung der Materie die Selbständigkeit des Geistes nicht aufhebt und die Einsicht in das Wesen beider mehr erschwert, als erleichtert. Er zeigt sehr gut, wie ihre Hypothese von dem sich selbst bewegenden Stoffe zu unlösbaren Schwierigkeiten führt, und weil sie Alles erklären soll, im Grunde wenig oder nichts erklärt. Dieser Nachweis ist, wenn auch zunächst nur negativer Art, doch schon an sich von erheblichem Werthe. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß die Allmacht der Materie nicht mit Erfolg bestritten werden kann, ohne daß zugleich die Macht des Geistes in

ein helleres Licht tritt. Wir sehen daher, wie diese vom Vicar überall nachdrücklich hervorgehoben und jede ihrer charakteristischen Aeußerungen scharf fixirt wird. Das Verdienst dieser Erörterungen ist deshalb nicht geringer, weil in ihnen das eigenthümliche Leben der Materie weniger zu seinem Rechte kommt und über das Wesen des Geistes, außer vielleicht nach einer Seite hin keine neuen Aufschlüsse gegeben werden. Läßt sich eine Frage nicht befriedigend lösen, so ist es immer schon ein großer Gewinn, eine ungenügende Lösung als solche zurückgewiesen und die Frage selbst in ihrer ursprünglichen Form hergestellt zu haben.

Der Vicar weiß sehr wohl, daß seine Erklärung des Welträthsels keineswegs vollkommen klar, vielmehr ziemlich dunkel ist. Er meint indeß, daß sie „wenigstens einen bestimmten Sinn darbietet und nichts enthält, was der Vernunft oder der Erfahrung widerspricht.“ Wenn aber nach seinem Dafürhalten die bewegte Materie auf einen Willen hinweist, so läßt die Thatsache, daß diese Bewegung nach bestimmten Gesetzen erfolgt, auf eine Intelligenz schließen. Grund und Zweck der Welt sind freilich unbekannt, doch die durchgreifende Ordnung und Harmonie, welche sie als Ganzes wie in allen ihren Theilen erfüllt, springt Jedem in die Augen, der sie mit unbefangenem Sinn betrachtet. Sie zeigt sich namentlich darin, daß jedes Einzelwesen nicht nur Selbstzweck, sondern zugleich Mittel zur Erhaltung aller übrigen, daß das eine die Stütze und Voraussetzung des anderen, und wie überall der Theil dem Ganzen, so auch umgekehrt das Ganze jedem seiner Theile dienstbar ist. Diese wunderbare Ordnung kann nur das Werk einer höchsten Intelligenz sein, und nichts ist abgeschmackter, als die Ansicht der Materialisten, welche sie als das schließliche Resultat einer Reihe von zufälligen Combinationen, in welchen sich die von blinden Kräften bewegte Materie auf gut Glück versucht habe, begreifen zu können meinen. Mit Recht fragt der Vicar, warum sich denn die Natur im Laufe der Zeit an Gesetze gebunden, denen sie nicht gleich Anfangs unterworfen gewesen, und wie es doch komme, daß von all den vergeblichen Versuchen, die sie habe machen müssen, bevor es ihr gelang, die gegenwärtig existirenden organischen Formen zu schaffen, nichts mehr wahrzunehmen sei? Er will sich nicht wundern, daß etwas wirklich geschieht, wenn es überhaupt möglich ist, und zugeben, daß die große Menge der Experimente die Schwierigkeit des Gelingens in etwa ausgleicht. Indeß würde er es doch, falls ihm Jemand sagte, daß zufällig hingeworfene Buchstaben eine vollständige Aeneide gebildet, für überflüssig halten, zur Verifizirung einer solchen Behauptung auch nur einen Schritt zu thun. Es

hilft wenig, daß man sich auf die Zahl der Würfe beruft. Wie viele würden ihrer denn anzunehmen sein, um eine derartige Combination wahrscheinlich zu machen? Der Vicar, welcher nur einen einzigen zu sehen glaubt, wettet Alles gegen Nichts, daß derselbe nicht das Werk des Zufalls ist.

Ueberdies versteht es sich von selbst, daß Combinationen gegebener Elemente immer nur Produkte derselben Art ergeben können. Es ist daher völlig undenkbar, daß aus einer Verbindung von leblosen Atomen belebte organische Körper hervorgehen, daß die passive, fühllose Materie empfindende und thätige Wesen erzeugt, daß ein blindes Verhängniß die Quelle der Intelligenz und in dem, was nicht denkt, der Ursprung des denkenden Geistes zu suchen sei [2]). „Nur der Geist vermag, Geistiges zu schaffen." Die harmonische Einheit des Universums aber setzt eine Einheit der Absicht voraus, welche sie ins Leben gerufen hat und in ihrem Bestande erhält. Kein Zweifel also, daß die Welt von einem mächtigen und weisen Willen regiert wird. Ob sie deshalb für ewig zu halten oder geschaffen worden, der Vicar weiß es nicht, und es kümmert ihn wenig. Er gesteht nur, daß die Idee der Schöpfung aus Nichts seine Fassungskraft übersteigt und deshalb dahingestellt bleiben muß. Ebenso wenig will er entscheiden, ob es nur ein einziges Prinzip der Dinge oder deren zwei, vielleicht auch mehrere giebt. „Mag die Materie ewig oder geschaffen, mag ein rein passives Prinzip vorhanden sein oder nicht, es bleibt unter allen Umständen wahr, daß das Ganze Eines ist und auf eine einzige Intelligenz hinweist."

Dieses Wesen nun, welches kann und will, das thätig aus und durch sich selbst, das Universum bewegt und alle Dinge ordnet, wir nennen es **Gott**. Freilich ist mit diesem Namen nicht viel gewonnen; der unbekannte Träger desselben wird durch ihn nicht bekannter. „Er entzieht sich unseren Sinnen, wie unserem Verstande; wir wissen zwar, daß er existirt und unser Dasein, wie das aller übrigen Wesen, dem seinigen unbedingt untergeordnet ist; wir nehmen ihn überall in seinen Werken wahr, fühlen seine Gegenwart in und außer uns. Sobald wir ihn aber an sich erkennen, erforschen wollen, was und wo er ist, entschlüpft er uns, geräth unser Geist in Verwirrung und wir sehen am Ende gar nichts mehr." Nie wird daher der Vicar, von seiner Schwäche durchdrungen, wie er es ist, das Wesen der Gottheit zum Gegenstande seiner Erörterungen machen, falls er sich nicht durch das Gefühl ihrer Beziehungen zu ihm dazu gezwungen sieht. „Betrachtungen dieser Art sind stets verwegen; der Weise darf sich ihnen nur zitternd und mit dem Bewußtsein hingeben,

daß er außer Stande ist, in die Tiefe ihres Inhaltes einzudringen.“ Besser daher, er enthält sich ihrer und begnügt sich damit, Gott in seinen Werken zu studieren und diejenigen seiner Attribute kennen zu lernen, deren Kenntniß für ihn von Wichtigkeit ist. Wir sahen schon, daß Macht, Intelligenz und Wille dem göttlichen Wesen nothwendig eignen; sind es doch eben diese Eigenschaften, in welchen sein Dasein sich uns zunächst offenbart. Eine Folge seiner Macht aber ist die Güte Gottes. „Wer Alles kann, kann nur wollen, was gut ist. Hervorbringen und Erhalten sind seine beständige Thätigkeit; sie richtet sich nicht auf das, was nicht ist. Gott ist kein Gott der Todten; er kann nicht böse sein, nicht zerstörend wirken, ohne sich selbst zu schaden.“ Auch würde er sich widersprechen, wenn er, die höchste Güte, nicht zugleich die höchste Gerechtigkeit wäre. Denn diese beiden Eigenschaften sind nicht wesentlich von einander verschieden; „die Liebe zur Ordnung, welche sie hervorbringt, heißt Güte; sie heißt Gerechtigkeit, sofern sie dieselbe erhält.“ Zwar behauptet man, daß die Güte Gottes mit der Existenz des Uebels in der Welt unvereinbar sei. Doch das ist ein Irrthum; wenigstens hält der Vicar dafür, daß das Böse, soweit es wirklich vorhanden, seine Quelle nicht in Gott, sondern lediglich im Menschen hat. Es gibt seiner Ansicht nach kein Uebel, welches eine allgemeine Geltung hätte; es könnte nur in der Unordnung bestehen und er sieht im Weltsysteme eine durchgreifende Ordnung, die sich nie und nirgend verleugnet. Das besondere Uebel aber existirt nur in der Empfindung dessen, der leidet, und dieses Gefühl hat der Mensch nicht von der Natur erhalten, sondern sich selbst gegeben. „Die physischen Leiden würden wenig oder nichts bedeuten ohne die Irrthümer und Laster, welche sie uns fühlbar machen, und das moralische Uebel ist unser eigenes Werk. Es entspringt aus dem Mißbrauche unserer Freiheit und kann deshalb durch einen vernünftigen Gebrauch derselben beseitigt oder fern gehalten werden.“

Wir haben diese Argumente des Vicars schon an einer anderen Stelle von Rousseau selbst in seinem eigenen Namen vortragen hören [3]) und wollen darum hier nicht näher auf sie eingehen. Daß sie zur Erklärung der in Rede stehenden Thatsachen ausreichen, darf man billig bezweifeln. Auch wird sich weiter unten zeigen, daß der Vicar nicht umhin kann, zu ihrer Ergänzung eine Hypothese von eigenthümlicher Art zu Hülfe zu nehmen. Hier kommt es ihm nur darauf an, das Attribut der Güte, welches er der Gottheit vindizirt, gegen einen oft erhobenen Einwand sicher zu stellen. Diese göttliche Güte aber ist von der des Men-

schen wohl zu unterscheiden; „der Mensch ist gut, wenn er seinen Nächsten liebt; die Güte Gottes besteht dagegen in der Liebe zur Ordnung, denn durch diese erhält er Alles, was ist, in seinem Bestande.“ Ebenso hat auch der Begriff der Gerechtigkeit, auf die Gottheit angewandt, eine andere Bedeutung als in der menschlichen Sphäre. „Gott ist gerecht, sofern er von Jedem Rechenschaft fordert über das, was er ihm gegeben hat; die Gerechtigkeit des Menschen aber zeigt sich darin, daß er Jedem gibt, was ihm gebührt.“ Ueberhaupt darf das göttliche Wesen nicht mit der menschlichen Natur verwechselt oder als ein wie immer gedachtes Analogon derselben aufgefaßt werden. Wenn man sagt, daß unsere Seele geistiger Art und Gott ein Geist sei, so sieht der Vicar darin eine Herabwürdigung der Gottheit, weil sie, die doch das einzige absolute, wahrhaft aktive, durch sich selbst denkende und wollende Wesen sei, dem Menschen, der sein Denken und Fühlen, Wille und Freiheit ihr verdanke, an die Seite gestellt werde.

Ohne Zweifel ist Gott ein mit Intelligenz begabtes Wesen. Aber „diese höchste Intelligenz bethätigt sich nicht, wie die des Menschen, in den Formen des Urtheils oder des Schlusses; es gibt für sie weder Prämissen, noch Folgerungen; rein intuitiv, sieht sie auch gleicher Weise, was ist und was sein kann; ihr sind alle Wahrheiten ein einziger Gedanke, wie alle Orte ein einziger Punkt und alle Zeiten e i n Augenblick.“ Nicht minder ist die göttliche M a c h t von der Kraft des Menschen spezifisch verschieden. Diese „bedarf der Mittel, um sich zu äußern, jene wirkt unmittelbar; beim Menschen sind Wollen und Können geschieden, in Gott fallen sie zusammen; er kann, weil er will, sein Wille ist zugleich seine Macht“. Ob diese Macht deshalb als schrankenlose A l l macht aufzufassen ist, steht dahin. Der Vicar liebt die überschwenglichen Worte nicht, zumal wenn sich mit ihnen kein genau bestimmter Begriff verbinden läßt. Er ist aber, scheint es, nicht abgeneigt, eine gewisse Grenze des göttlichen Könnens anzunehmen. Ueberzeugt, daß Gott das Weltall gebildet und geordnet hat, weiß er nicht ebenso gewiß, ob dasselbe auch dem Stoffe nach von ihm geschaffen worden. Möglich doch, daß der Weltbildner die zu formende Materie bereits vorfand und sich bei seinem Werke an und durch sie gebunden sah. Allerdings ist das nur eine Hypothese, die nicht mehr Werth hat, als manche andere, sich aber doch denjenigen empfehlen möchte, welche sich die Existenz des Uebels nicht befriedigend zu erklären wissen. Mögen sie dieselbe näher prüfen; der Vicar wird sich hüten, was ihm denkbar erscheint, als ausgemacht hinzustellen.

Er kann ebensowenig für die Ewigkeit Gottes einstehen, obgleich er geneigt ist, an sie zu glauben. Auch dieser Begriff geht über seine Fassungskraft hinaus; er weiß eben nur, daß „Gott früher war, als die existirenden Dinge, daß er sein wird, so lange sie fortbestehen und auch dann noch sein würde, wenn Alles einst ein Ende nehmen sollte“. Uebrigens vergißt er nicht, daß er von keinem der Attribute, die er sich genöthigt gesehen hat dem göttlichen Wesen beizulegen, eine ganz entsprechende Vorstellung hat. Er nimmt sie an, ohne sie zu verstehen. Gott ist so, er fühlt es, er beweist es sich, doch begreift er darum nicht besser, wie Gott so sein kann. Je mehr er sich bemüht, in seine unendliche Wesenheit einzudringen, um so unbegreiflicher wird sie ihm. Je weniger er sie aber begreift, um so mehr betet er sie an und um so tiefer demüthigt er sich vor ihr. Seine Vernunft kann ihr gegenüber die ihr einwohnende Kraft nicht würdiger anwenden, als wenn sie auf den Gebrauch derselben verzichtet. Es ist das „Entzücken seines Geistes, der zauberische Reiz seiner Schwäche, sich von der Größe Gottes überwältigt zu fühlen.“

Wie tief aber auch der Mensch unter der allwaltenden Gottheit stehen mag, er nimmt in der Reihe der geschaffenen Wesen, die er beobachten und mit sich vergleichen kann, ohne Frage die erste Stelle ein. „Vermöge seines Willens und der Werkzeuge, die ihm zur Ausführung desselben zu Gebote stehen, hat er eine weit größere Fähigkeit, auf die umgebende Körperwelt einzuwirken und sich ihrer Einwirkung zu überlassen oder zu entziehen, als sie besitzt, um durch rein physische Antriebe auf ihn bestimmenden Einfluß zu üben. Er ist überdies vermöge seiner Intelligenz das einzige Wesen, dem eine Auf- und Uebersicht über das Ganze zusteht; es giebt kein zweites, welches ihre Bewegungen und Wirkungen zu messen, zu berechnen, vorherzusehen und so gleichsam das Bewußtsein der gemeinsamen Existenz mit dem seines individuellen Daseins zu verbinden weiß. Er ist der König der Erde, die er bewohnt; nicht nur zähmt er die Thiere, er verfügt nicht blos über die Elemente; er ist es auch allein, der solche Macht auf Erden ausübt, während er sich zugleich betrachtend die Gestirne aneignet, die ihm unnahbar sind.“ Ausgerüstet mit der Kraft, die Dinge und ihre mannigfachen Beziehungen zu erkennen, ist er auch im Stande, zu empfinden, „was Ordnung, Schönheit, Tugend ist.“ Er kann sich in die Betrachtung des Weltalls vertiefen und sich zu dem Geiste erheben, der es regiert; er kann

nicht minder „das Gute lieben und, was mehr bedeutet, dasselbe thun". Mit Recht fragt der Vicar, welches andere lebende Wesen das Feuer zu gebrauchen und die Sonne zu bewundern wisse? Er kann es nicht begreifen, wie die Philosophien seiner Zeit darauf ausgehen mögen, den Menschen zum Thiere zu degradiren. Auch ist er der Meinung, daß sie vergeblich bemüht sind, „sich selbst zu erniedrigen"; ihr Geist zeugt gegen ihre Grundsätze, ihr wohlwollendes Herz dementirt ihre Lehre, und selbst der Mißbrauch ihrer Fähigkeiten beweist den hohen Werth derselben.

Zum Glück ist dem auch heute noch so, wo man abermals und mit einem weit größeren Aufwande von Scharfsinn und Wissen, als vor hundert Jahren, bestrebt ist, den wesentlichen Unterschied von Mensch und Thier auf Kosten des ersteren möglichst zu verwischen. Immer aber thut es jetzt, wie damals, Noth, den Sophismen der einseitigen Naturalisten gegenüber wieder und wieder an die ausgezeichnete Stellung zu erinnern, welche der Mensch unter seinen Mitgeschöpfen einnimmt und die ihm der schlichte, unbefangene Sinn auch ohne Weiteres zugesteht. Entspricht sie vielleicht dem Ideale nicht, welches wir von unserer Bestimmung in uns tragen, so ist sie doch so hoch und bedeutsam, daß wir allen Grund haben, uns durch sie befriedigt zu fühlen. Jedenfalls hat der Vicar Recht, wenn er „nächst Gott, nichts Besseres sieht, als die eigene Gattung" und versichert, daß „er, stände es ihm frei, sich selbst unter den lebenden Wesen seinen Platz zu wählen, sich ohne Zögern für den des Menschen erklären würde." Das Bewußtsein seiner menschlichen Würde erfüllt ihn mit stolzer Freude, und er kann nicht umhin, sich zu der bevorzugten Stellung Glück zu wünschen, die ihm zu Theil geworden ist. Doch ist er weit davon entfernt, sich ihretwegen zu überheben. Er weiß, daß „sie nicht sein Werk ist und keineswegs dem Verdienste eines Wesens gebührte das noch nicht vorhanden war." Das freie Geschenk der göttlichen Macht, weckt sie in ihm ein Gefühl der Dankbarkeit für seinen Schöpfer. Er segnet dessen gütige Hand, seine Wohlthaten rühren ihn, er verehrt ihn, betet ihn an. „Es ist die erste Huldigung, die er der Gottheit darbringt, ein Cultus, den er nicht zu lernen braucht, weil die Natur selbst ihn vorschreibt."

Freilich sieht man ab von dem menschlichen Wesen und richtet man den Blick auf die Menschen, wie sie in Wirklichkeit sind, auf die gesellschaftlichen Verbände, in welchen sie zusammen leben, so könnte man, wie an der Vortrefflichkeit ihrer Gattung, so auch an der göttlichen Macht und Güte irre werden. Während uns in der Natur überall harmonisch geordnete Verhältnisse entgegen-

treten, finden wir auf dem Boden der Menschheit allerwärts Verwirrung und Unordnung. „Unter den Elementen herrscht Eintracht; die Menschen aber leben wie in einem Chaos; die Thiere sind glücklich, nur ihr Herr und Gebieter ist elend." Es läßt sich nicht leugnen: das Böse waltet auf Erden und der Mensch ist sein Opfer wie seine Quelle. Es entspringt aus dem inneren Zwiespalte, an welchem er seiner Natur nach leidet. Mag man noch so entschieden das Gegentheil behaupten, er ist keine einfache, ungetheilte Einheit. Vielmehr sind zwei verschiedene, ja einander gradezu entgegengesetzte Prinzipien in ihm thätig, von welchen das eine ihn emporhebt in das Gebiet der intellectuellen Welt zur Erkenntniß der ewigen Wahrheiten und zur Liebe des Guten und Schönen, das andere ihn tief herabzieht zu sich selbst und in den Dienst der Sinne und Leidenschaften stellt. So geschieht es, daß er, „fortgerissen durch diese beiden sich beständig kreuzenden und aufhebenden Mächte, will und nicht will, sich zugleich frei und gebunden fühlt, das Gute sieht, es liebt und doch das Böse thut. Aktiv, wenn er auf die Stimme der Vernunft hört, passiv, wenn die Leidenschaft ihn beherrscht, besteht, wenn er unterliegt, seine größte Qual in dem Bewußtsein, daß er habe widerstehen können".

Es ist einmal so: „Von Natur geneigt, sich selbst allem Anderen vorzuziehen, trägt doch der Mensch das ihm eingeborne Gefühl des Rechtes im Herzen, und er kann ihm nicht widerstreben, ohne daß es sich durch die Stimme des Gewissens mahnend und strafend zu erkennen gibt." Rücksichtsloser Egoist und doch zur Freiheit von sich berufen, vereinigt er in seinem Wesen zwei Elemente, die sich gegenseitig ausschließen und darum zwei verschiedene Träger oder Substanzen voraussetzen. In der That findet sich derselbe Gegensatz von Geist und Materie, den wir vorhin das Weltall beherrschen und selbst in die Natur der Gottheit eindringen sahen, im Menschen wieder. Für den Vicar wenigstens ist der Dualismus von Körper und Seele eine zweifellose Wahrheit. Der materielle Leib und die immaterielle Seele sind ihm trotz ihrer geheimnißvollen Verbindung zwei durchgreifend verschiedene Existenzen, die sich weder aus einander ableiten, noch auf eine höhere Einheit zurückführen lassen. Er protestirt entschieden gegen jede Vermischung beider, und erhebt sich namentlich gegen diejenigen, welche der menschlichen Seele dadurch ihre Selbständigkeit nehmen, daß sie dieselbe zu einer bloßen Function des Körpers herabsetzen. Was auch Locke und seine Nachbeter sagen mögen, er hält es für widersinnig, anzunehmen, daß das Stoffartige, ausgedehnt und theilbar wie es ist, des Denkens oder auch nur der Empfindung fähig sei. „Eine Maschine denkt eben nicht, und

es gibt keine Bewegung oder Gestalt, welche die Reflektion erzeugen könnte.“ Der Materialismus wird sich stets vergeblich bemühen, das Gegentheil nachzuweisen; seine subtilen Argumente vermögen nichts gegen die innere Stimme, welche Jedem, der sie hören will, vernehmlich zuruft, daß „sein Wesen nicht in seiner leiblichen Erscheinung beschlossen, daß der Raum und was er enthält, nicht sein Maß und das ganze Weltall für ihn nicht groß genug ist“. Niemand, dem die Sophismen der Zeit nicht alle Unbefangenheit geraubt haben, kann sich dem Bewußtsein entziehen, daß „ein Etwas in ihm lebt, welches die Bande zu zersprengen sucht, durch die es gefesselt wird, daß seine Empfindungen, seine Wünsche, seine Unruhe und selbst sein Stolz eine andere Quelle haben, als den engen Körper, an welchen er sich angekettet fühlt.“

Ueberdies „kein rein materielles Wesen ist thätig aus und durch sich selbst; der Mensch aber ist es“. Freilich wird auch diese Thatsache bestritten, doch der Vicar ist sich ihrer unmittelbar bewußt und sein Gefühl ist stärker als der Verstand, der es bekämpft. Zwar leugnet er nicht, daß er einen Körper hat, der auf die übrigen einwirkt, wie sie auf ihn. Aber es ist ihm ebenso gewiß, daß sein Wille von den Sinnen unabhängig ist, daß er ihren Anforderungen nachgibt oder widerstrebt, ihnen unterliegt oder den Sieg über sie davon trägt; auch fühlt er es sehr deutlich, wenn er thut, was er hat thun wollen, oder wenn er sich lediglich seinen Leidenschaften fügt. Er hat stets die Macht zu wollen, aber nicht immer die Kraft, das Gewollte auszuführen. Gibt er sich der Versuchung hin, so handelt er nach den Antrieben der äußeren Dinge; macht er sich diese Schwäche zum Vorwurf, so hört er nur auf seinen Willen. „Sklave durch seine Laster und frei in seinen Gewissensbissen, verliert er das Bewußtsein der Freiheit nur, wenn und so weit er sittlich entartet und die Stimme seiner Seele hindert, gegen das Gesetz des Leibes zu protestiren.“ Nun sagt man allerdings, daß der menschliche Wille, wenn auch an sich frei, doch da, wo er sich bethätige, durch eine ihm fremde Ursache bestimmt werde und darum seine Freiheit eine nur scheinbare sei. Dieser Einwurf kann den Vicar indeß in seiner Ansicht nicht irre machen. Ihm ist es klar, daß „der Bestimmungsgrund des Willens im Wesentlichen mit dem des Urtheils zusammenfällt“, daß „die Fähigkeit zu wollen dem Vermögen zu urtheilen ähnlich oder von ihm abgeleitet ist“. Der Mensch will das Gute, weil er das Wahre erkennt; urtheilt er falsch, so wählt er schlecht. Sein Wille hängt also von seinem Urtheile, das Urtheil aber von seiner Intelligenz, von der ihm eigenen Urtheilskraft ab. Die bestimmende Ursache liegt somit

in ihm selbst; selbstthätig in seinem Denken, ist er es ebenso in seinem Wollen.

Freilich, fügt der Vicar hinzu, steht es ihm nicht frei, sein eigenes Wohl nicht zu wollen, oder nach dem zu streben, was zu seinem Verderben gereichen würde. Aber daraus, daß es ihm nicht gestattet ist, ein Anderer zu sein, als er ist, folgt doch keineswegs, daß er nicht sein eigener Herr wäre. Seine Freiheit besteht grade darin, daß er nur das wollen kann, was ihm angemessen ist oder doch zu sein scheint. Er ist frei, weil er nur von sich selbst abhängt, sein Wille wie formell durch die eigene Einsicht, so auch materiell durch die Anforderungen des eigenen Wesens bestimmt wird. Aber frei und selbstthätig in seinen Handlungen, ist er auch für sie verantwortlich. Das Böse, welches der Mensch thut, fällt nur ihm zur Last; die göttliche Vorsehung hat keinen Theil daran. Sie will keineswegs, daß er die verliehene Freiheit mißbrauche; sie hat ihn frei geschaffen, damit er sich aus eigener Wahl nicht für das Böse, sondern für das Gute entscheide; sie hat ihn auch in den Stand gesetzt, diese Wahl zu jeder Zeit zu treffen, indem sie ihn mit den Fähigkeiten ausrüstete, deren er dazu bedarf. Wahr ist freilich, sie gestattet ihm, sich, wenn es ihm so gefällt, dem Bösen zuzuwenden und es liegt nahe zu fragen, warum sie ihn daran nicht hindert. Vielleicht, meint der Vicar, hat das Uebel, welches von einem so schwachen Wesen, wie der Mensch es ist, angerichtet wird, in ihren Augen eine zu geringe Bedeutung, als daß sie es für der Mühe werth halten sollte, ihm entgegen zu treten. Wir sehen wenigstens, wie das Böse auf seinen Urheber, den Menschen, zurückfällt, ohne die allgemeine Ordnung der Dinge irgendwie zu stören, und wie das menschliche Geschlecht selbst, obgleich es unausgesetzt auf seinen Untergang hinarbeitet, sich doch in seinem Bestande erhält. Vor Allem aber: der Besitz der Freiheit schließt nothwendig die Möglichkeit eines Mißbrauches derselben ein; um frei und selbstthätig das Gute zu thun, muß man in der Lage sein, auch das Böse thun zu können. Hätte Gott dem Menschen diese Fähigkeit vorenthalten, so würde er damit seinen Handlungen den sittlichen Charakter, welcher sie adelt, und ihm selbst den größten Vorzug seines Wesens, sein Anrecht auf die Tugend und jene innere Zufriedenheit, welche für ihn der höchste Genuß auf Erden ist, genommen haben. Er konnte ihm nicht füglich den Weg zum Bösen versperren, ohne ihn auf den bloßen Instinkt zu beschränken und so dem Thiere gleichzustellen.

Die freie Selbstbestimmung aber setzt, da sie dem rein Stoffartigen fehlt, einen immateriellen Träger voraus. Kein Zweifel daher, daß der Mensch eine Seele besitzt, die, selbst stofflos, von dem materiellen Leibe wesentlich verschieden ist. Ob sie deshalb für ewig oder unsterblich zu halten sei, will der Vicar nicht entscheiden; das Schrankenlose, Unendliche geht über seine beschränkte Einsicht hinaus. Er begreift zunächst nur, daß sie den Körper überleben kann, daß die Vernichtung des letzteren die ihrige nicht nothwendig nach sich zieht. Indeß ist er doch geneigt anzunehmen, daß sie überhaupt nicht zu Grunde gehen wird. Er findet es natürlich, wenn der Körper sich durch die fortschreitende Zersetzung seiner Theile abnutzt und aufreibt. Dagegen kann er sich nicht wohl vorstellen, daß ein an sich untheilbares Wesen, wie die Seele es ist, einer ähnlichen Zerstörung anheimfallen sollte. Er glaubt vielmehr, daß sie, die, so lange sie mit dem Körper vereinigt ist, sich an ein ihr fremdes Wesen gebunden und darum in ihrer freien Bewegung gehemmt sieht, erst wenn diese Verbindung sich löst, zu ihrem natürlichen Zustand und in den vollen Besitz ihrer Kräfte gelangt. Der Mensch lebt während seines Lebens nur halb; das Leben der Seele beginnt mit dem Tode des Körpers.

Wäre dem nicht so, bestände die Seele nach dem Tode des Leibes nicht fort, so würde man an der Güte, und mehr noch an der Gerechtigkeit Gottes zweifeln müssen. Hat er doch dem Herzen des Menschen mit dem Triebe und der Aufforderung zum Guten zugleich die Erwartung eingepflanzt, daß die gewissenhafte Ausübung desselben ihn glücklich machen werde. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß diese Hoffnung im Laufe des irdischen Lebens selten oder nie erfüllt wird. Vielmehr drängt sich überall die Wahrnehmung auf, daß die Bösen glücklich sind, während der Gerechte sich nur zu oft unterdrückt sieht. Nun sagt man zwar, daß Gott gegen seine Geschöpfe keine Verpflichtungen habe, ihn also auch kein Vorwurf treffe, wenn er ihren Ansprüchen nicht gerecht werde. Doch der Vicar hält dafür, daß „er ihnen allerdings schuldig ist, was er ihnen versprach, als er sie ins Leben rief," und daß „es ohne Zweifel ein Gut versprechen heißt, wenn man die Vorstellung und das Bedürfniß desselben weckt." Auch ist er überzeugt, daß die Gottheit dem Menschen den in Aussicht gestellten Lohn seiner Thaten nicht vorenthält; findet er ihn nicht im Leben, so liegt gerade darin die sicherste Gewähr dafür, daß er ihn nach dem Tode finden wird. Die Unterdrückung des Guten und der Triumph des Bösen, wie sie uns auf Erden entgegentreten, können unmöglich Bestand haben; sie bringen in die allge-

meine Harmonie der Dinge eine schreiende Dissonanz, die nothwendig der Auflösung bedarf. Kein Zweifel daher, daß die Existenz des Menschen über das Grab hinausreicht und seine Seele, sollte ihr auch eine unbeschränkte Fortdauer versagt sein, wenigstens so lange fortlebt, bis die gestörte Ordnung hergestellt ist.

Von welcher Art aber dieses Leben sein wird, muß dahin gestellt bleiben. Es versteht sich von selbst, daß ein sinnliches Wesen, wie der Mensch es auf Erden ist, sich von einem Dasein, an welchem die Sinne keinen Antheil haben, eine irgend entsprechende Vorstellung nicht bilden kann. Doch ist es gewiß, daß die Identität des Ich sich nur vermöge des Gedächtnisses erhält und man, um sich in der That als derselbe zu fühlen, der man war, sich seines früheren Daseins und darum auch der Empfindungen und Handlungen, die ihm angehörten, erinnern muß. Der Vicar zweifelt nicht, daß eben in dieser Erinnerung dereinst das Glück des Guten und die Qual des Bösen bestehen wird. Hier auf Erden kommt der Mensch nie recht zu sich selbst; die zahllosen Leidenschaften, von welchen er beständig beherrscht wird, absorbiren Sinn und Gefühl, und lassen ihm weder Zeit noch Ruhe, auf die inneren Mahnungen und Vorwürfe zu achten. „Wenn wir uns aber, befreit von den Illusionen, in welche uns Körper und Sinne verstricken, der Betrachtung des höchsten Wesens und der ewigen Wahrheiten, deren Quelle es ist, erfreuen, wenn die Schönheit und Harmonie des Universums die ganze Kraft unserer staunenden Seele in Anspruch nehmen und wir lediglich damit beschäftigt sein werden, was wir gethan, mit dem zu vergleichen, was wir hätten thun sollen, dann wird die Stimme des Gewissens ihre volle Gewalt und Herrschaft wiedererlangen, wird die hohe und reine Freude, welche aus der Zufriedenheit mit sich selbst entspringt, und der bittere Schmerz über die eigene Herabwürdigung das Schicksal bestimmen, welches sich Jeder bereitet hat."

Ob es im Jenseits noch andere Quellen der Freuden und Leiden geben wird, der Vicar weiß es nicht und es ist ihm im Grunde auch gleichgültig. Ein an sich vortreffliches Wesen kann seiner Ansicht nach nichts Besseres erwarten, als daß ihm gestattet wird, seiner Natur gemäß zu leben. Ebensowenig kann er Auskunft darüber geben, ob die Qualen der Bösen ewig dauern werden, und ob es sich mit der göttlichen Güte verträgt, sie zu endlosen Leiden zu verurtheilen. Doch gesteht er, daß es ihm schwer wird, an ein so hartes Loos zu glauben. Wenn die höchste Gerechtigkeit sich rächt, so geschieht es schon in dem gegenwärtigen Leben. Sie bedient sich der Leiden, welche die Menschen einander bereiten, zur

Bestrafung der Verbrechen, welche sie herbeigeführt haben. Man braucht die Hölle nicht erst in einem andern Leben zu suchen; sie wohnt schon jetzt im Herzen des Bösen. Auch müssen, scheint es, wenn unsere vergänglichen Bedürfnisse und maßlosen Begierden wegfallen, zugleich unsere Leidenschaften und Vergehen ein Ende nehmen. Wie könnten rein geistige Wesen zum Schlechten geneigt oder fähig sein? Sie haben keinen Grund, böse zu sein und können, von den groben Sinnen befreit, nur das Gute wollen. Hören sie aber auf, dem Bösen zu dienen, so ist nicht wohl denkbar, daß sie für immer unglücklich sind. Vielmehr möchte der Vicar glauben, daß mit ihren Gewissensbissen auch allmälig ihre Leiden schwinden werden und uns alle dereinst derselbe Friede erwartet.

Uebrigens ist diese Frage nicht so wichtig, daß ihre am Ende doch unmögliche Lösung alle die Mühen und Zänkereien rechtfertigte, zu welchen sie die Menschen veranlaßt. Es liegt wenig daran, wie das künftige Schicksal der Schlechten beschaffen sein wird, wenn man nur Sorge trägt, daß man nicht in den Fall kommt, es theilen zu müssen. Sehen wir daher näher zu, welche Verhaltungsregeln der Mensch aus den Wahrheiten, die im Obigen über seine Natur wie über sein Verhältniß zur Gottheit ermittelt wurden, abzuleiten, welche Grundsätze und Normen er zu befolgen hat, damit er seine irdische Bestimmung der Absicht seines Schöpfers gemäß erfülle. Es läßt sich erwarten, daß der Vicar diese Normen nicht „den Prinzipien einer sublimen Philosophie" entnimmt. Er findet sie „in der Tiefe des Herzens, wo die Natur sie in unauslöschlichen Zügen eingegraben hat." Will er wissen, was er thun oder lassen soll, so hat er nur sich selbst zu fragen; alles ist gut oder schlecht, was ihm vom unmittelbaren Gefühl als solches bezeichnet wird. Das Gewissen ist der beste aller Casuisten; auch nimmt man nur, wenn man mit ihm marktet, zu den Subtilitäten des Raisonnements seine Zuflucht. Der Verstand täuscht uns zu oft, als daß wir nicht das Recht haben sollten, seinem Urtheile zu mißtrauen. Das Gewissen dagegen trügt nie; es ist der wahre Führer des Menschen, ist für die Seele dasselbe, was der Instinkt für den Körper. Wer ihm folgt, gehorcht der Natur und braucht deshalb nicht zu fürchten, daß er in die Irre geht.

Allerdings ist die höhere sittliche Natur, welche durch das Gewissen zu uns spricht, eine andere als die physische, die sich an unsere Sinne und Leidenschaften wendet. Sie ist aber darum

nicht weniger ein integrirender Bestandtheil unseres Wesens. Freilich fehlt es nicht an Solchen, die das bestreiten, die leugnen, daß dem Menschen der Sinn für das Gute von Natur einwohne, und versichern, daß ihm die gangbaren moralischen Vorstellungen und Begriffe lediglich von Außen durch Erziehung und Gewöhnung zugeführt werden, während das einzige, wahrhaft ursprüngliche und naturgemäße Prinzip seines gesammten Thuns und Lassens in seinen persönlichen Interessen gelegen sei. Indeß zeigt der Vicar sehr gut, daß diese Ansicht schon deshalb unbegründet ist, weil sie den Thatsachen der Erfahrung, die Jeder an sich selbst beobachten kann, widerspricht. Ohne Zweifel ist die erste Sorge, welche sich dem Menschen aufdrängt, die für das eigene Ich. Doch ist sie keineswegs die einzige, welche ihm obliegt. Wäre sie es, so würde ihn, wenn er sich durch sie bestimmen läßt, unter allen Umständen das Bewußtsein begleiten, recht gethan zu haben. Es geschieht aber nicht selten, daß uns, während wir unser Wohl auf Kosten Anderer zu fördern suchen, eine innere Stimme unser Verhalten als ein ungerechtes zum Vorwurfe macht. Auch würde uns, falls uns nur unser persönliches Interesse am Herzen läge, alles Andere, namentlich die Beziehung zu unserem Nächsten, gleichgültig sein. Dem ist aber nicht so; im Gegentheil findet der Mensch, wenn er leidet, Trost in der innigen Gemeinschaft mit seines Gleichen, und selbst bei seinen Freuden würde er sich zu allein, zu unglücklich fühlen, wenn er Niemanden hätte, mit dem er sie theilen könnte.

Er ist also nicht der nackte Egoist, für den ihn die Philosophie des Tages ausgeben möchte. Er ist ebensowenig das von Natur böse Wesen, welches er sein müßte, wenn die rücksichtslose Selbstsucht das nothwendige Prinzip seines Lebens wäre. Fehlte ihm der Sinn für das Gute, stände es nicht mit seiner Natur im Einklange, so würde er es weder begreifen, noch sich zu ihm hingezogen fühlen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß er ihm selbst da seine geheimen Sympathien zuwendet, wo er es in seinen Handlungen offen verleugnet, während es, wenn sein persönliches Interesse außer Frage bleibt, immer und überall seinen lauten und vollen Beifall erhält. Wie groß die Zahl der schlechten Menschen auch sein mag, die jener „erstorbenen Seelen", welche für das, was gut und gerecht, kein Gefühl mehr haben, ist sehr klein. Das Unrecht gefällt nur, so lange man Nutzen aus ihm zieht; bringt es keinen Vortheil, so will man es beseitigt sehen. Der Anblick einer Gewaltthat erregt unsern Zorn und Unwillen; wir fühlen uns unwillkürlich gedrängt, ihrem Urheber entgegen zu treten und seinem Opfer zu Hülfe zu eilen. Hören wir dagegen

von einer Handlung der Milde und Großmuth, so können wir nicht umhin, ihr unsere freudige Theilnahme zuzuwenden. Jede heroische That reißt uns zur Bewunderung fort, und wir zollen den großen Seelen, wo immer sie uns begegnen, eine begeisterte Verehrung. Das persönliche Interesse hat an diesen Empfindungen keinen Antheil. Es ist für dasselbe gewiß sehr gleichgültig, ob Jemand, der vor einigen tausend Jahren lebte, gut oder schlecht gewesen. Dennoch machen die Großthaten, wie die Verbrechen der fernsten Vergangenheit auf uns denselben anziehenden oder abstoßenden Eindruck, als wenn sie der unmittelbaren Gegenwart angehörten. „Wir lieben die Guten und hassen die Bösen, nicht blos weil sie uns nützen oder schaden, sondern vor Allem, weil sie gut oder böse sind.“

Kommt freilich das persönliche Interesse ins Spiel, so ist die Sympathie für das Gute nur selten im Stande, den Menschen vom Schlechten zurückzuhalten. Sie ist aber stets mächtig genug, ihm da, wo er sie in seinen Handlungen verleugnet, den Genuß seines bösen Thuns durch herben Tadel und bitteren Vorwurf zu vergällen. In dieser zwar negativen, aber darum nicht minder wirksamen Bethätigung des sittlichen Bewußtseins liegt, wie der Vicar mit Recht hervorhebt, ein fernerer Beweis für die Existenz desselben. Entspräche das Böse der menschlichen Natur, stände es mit ihr nicht im Widerspruche, so würde seine Ausübung selbstverständlich oder doch gleichgültig sein. Dem ist indeß keineswegs so; wie sehr sich der Mensch des äußeren Gewinnes freut, den das begangene Unrecht ihm einträgt, er empfindet es doch schmerzlich, daß derselbe um den theuern Preis der inneren Ruhe und Zufriedenheit erkauft ist. Es hilft ihm wenig, daß er sich bemüht, dieses Gefühl zu ersticken; es quält und beengt ihn fort und fort. Er hat sich durch den Zwiespalt, welchen er in der eigenen Brust hervorgerufen, eine perennirende Quelle herben Leids geschaffen, die es zu keinem heiteren Genusse des Daseins kommen läßt. „Der Böse fürchtet und flieht sich selbst; es wird ihm nur wohl, wenn er aus sich heraustritt, sich für einen Augenblick vergißt; beständig läßt er die ruhelosen Augen umherschweifen, um irgend einen Gegenstand zu entdecken, der ihn unterhalten oder erheitern kann. Gäbe es keine bittere Satyre, keinen verletzenden Hohn, er würde stets traurig sein; das spöttische Lachen ist sein einziges Vergnügen.“ Fürwahr ein freud- und trostloser Zustand, der eben als solcher ein unzweideutiges Zeugniß dafür ablegt, wie naturwidrig die Denk- und Handlungsweise ist, welche ihn zur Folge hat.

Offenbarte sich der moralische Sinn nur hier und da, bei

einzelnen Personen oder auch Völkern, so würde man ihn als eine zufällige und darum bedeutungslose Erscheinung ansehen dürfen. Er ist aber ein Gemeingut der gesammten Menschheit. Wir finden ihn bei allen Nationen der Erde, mögen sie nun einer fernen Vergangenheit oder der Gegenwart angehören. Wie verschieden ihre Sitten und Charaktere auch sind, sie haben alle dieselben Ideen von Recht und Ehrbarkeit, dieselben moralischen Grundsätze, dieselben Begriffe von gut und böse. Auch verleugnen sie diese selbst da nicht, wo sie mit ihren religiösen Vorstellungen und Culten in schroffem Widerspruche stehen. Das antike Heidenthum brachte abscheuliche Götter hervor, die durch ihre Lebensweise den Gedanken nahe legten, daß das höchste Glück in der Befriedigung der Leidenschaften und in der Begehung von Schandthaten bestehe. Aber vergeblich stieg das Laster vom Himmel herab, der moralische Instinkt wehrte ihm den Zugang zum menschlichen Herzen. „Indem man die zügellosen Ausschweifungen des Jupiter festlich beging, bewunderte man die strenge Enthaltsamkeit eines Xenokrates; die keusche Lucretia verehrte die unzüchtige Venus; der unerschrockene Römer opferte der Furcht; die größten Männer dienten den verächtlichsten Gottheiten. Die heilige Stimme der Natur, mächtiger als die der Götter, wußte sich auf Erden Achtung zu verschaffen und schien das Verbrechen sammt den Schuldigen in den Himmel zu verbannen."

Die Thatsache aber, daß sämmtliche Völker der Erde in der Anerkennung des sittlichen Bewußtseins übereinstimmen, führt nothwendig zu dem Schlusse, daß dasselbe der Natur des Menschen inhärirt. Ebendarum versuchen die Gegner dieser Ansicht sie in Zweifel zu ziehen, bemühen sie sich, irgendwo in einem abgelegenen Winkel der Erde einen unbekannten Volksstamm ausfindig zu machen, in dessen Denk- und Lebensweise keine Spur von Moralität anzutreffen ist. Der Vicar weiß nicht, ob diese Bestrebungen bisher den gewünschten Erfolg gehabt haben; ihm scheinen die Berichte der Reisenden, die von absolut religions- oder sittenlosen Völkern zu erzählen wissen, keinen unbedingten Glauben zu verdienen. Es geschieht gar leicht, daß ein oberflächlicher Tourist, wenn er nicht grade die religiösen oder sittlichen Ideen seiner Heimath wiederfindet, die Abwesenheit aller derartigen Begriffe voraussetzt. Auch geben sich diese Leute selten die Mühe, die wunderlichen Sitten und Gebräuche, welche ihnen begegnen, genauer zu beobachten und auf ihre natürlichen Ursachen zurückzuführen. Im Grunde kommt wenig darauf an, ob ihre Angaben wahr oder falsch sind. Die Entartung irgend eines einzelnen Volkes beweist nichts gegen die sittliche Natur der Menschheit,

und der normale Charakter der Gattung wird dadurch nicht aufgehoben, daß sich unter ihren Angehörigen monströse Ausnahmen finden. Mag es nun solche geben oder nicht, der Vicar ist überzeugt, daß „es in keinem Lande der Erde für ein Verbrechen gilt, ein gegebenes Wort zu halten, nachsichtig, großmüthig, wohlthätig zu sein"; er glaubt ebensowenig, daß „irgendwo der rechtschaffene Mann verachtet und der Schurke geehrt wird."

Es gibt also „in der Tiefe der Seele ein eingeborenes Prinzip der Gerechtigkeit und Tugend, nach welchem wir, selbst im Widerspruche mit unseren Ansichten und Maximen, die eigenen wie die fremden Handlungen für gut oder schlecht erklären, und dieses Prinzip nennen wir Gewissen". Zwar behauptet die Philosophie unserer Tage, daß sich im menschlichen Geiste nichts vorfinde, was nicht von Außen, durch die Erfahrung in ihn gekommen, und wir deshalb immer nur nach erworbenen Begriffen urtheilen. Doch gibt der Vicar dies nur insoweit zu, als es sich von Vorstellungen oder Gedanken handelt. Die menschliche Intelligenz gewinnt allerdings auch nach seiner Ansicht ihren Inhalt lediglich aus der Außenwelt, deren Objekte ihr durch die sinnliche Wahrnehmung zugeführt werden. Aber die Intelligenz ist keineswegs die einzige, selbst nicht die erste primäre Thätigkeit des Geistes. „Wir empfinden, bevor wir erkennen, und wenn auch unsere Ideen und Begriffe von Außen stammen, die Gefühle, welche über den Werth oder Unwerth derselben entscheiden, liegen in uns." Die Natur hat sie uns im Interesse unserer Erhaltung bei der Geburt mit auf den Weg gegeben, als zuverlässige Maßstäbe, an welchen wir in jedem Augenblicke mit Sicherheit ermessen können, ob und inwieweit die umgebenden Dinge unserem Wesen entsprechen oder nicht. Zu ihnen gehören, was das Individuum als solches angeht, die Selbstliebe, die Furcht vor Schmerzen, der Widerwille gegen den Tod, der Wunsch, sich wohl zu befinden. Der Mensch lebt aber nicht für sich allein, sondern ist von Natur ein geselliges Wesen oder doch bestimmt, es zu werden. Er bedarf daher noch anderer ursprünglicher Gefühle, die sich auf seine Gattung beziehen. Diese sind moralischer Art und müssen es sein, denn die rein physischen Bedürfnisse würden die Menschen, statt sie einander näher zu bringen, ganz gewiß trennen. „Aus dem moralischen System nun, welches durch die doppelte Beziehung des Menschen zu sich selbst und zu seines Gleichen gebildet wird, entspringt der Antrieb des Gewissens."

Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Erklärung des Vicars an einer gewissen Unklarheit leidet. Doch ist er jedenfalls im Rechte, wenn er im Gegensatze zu denjenigen, welche das Gewissen

lediglich als ein Wissen, als ein Produkt der verständigen Reflektion auffaßten und damit seine Existenz in Frage stellten, die Gefühlsseite desselben betont und so sein gefährdetes Dasein zu sichern sucht. „Die Erkenntniß des Guten muß von der Liebe zu ihm wohl unterschieden werden. Sie ist dem Menschen keineswegs eingeboren; sobald ihn aber seine Vernunft das Gute kennen lehrt, treibt ihn das Gewissen, es zu lieben.“ Diese unwillkürliche Hinneigung zu dem, was dem Bewußtsein als gut erscheint, ist dem menschlichen Herzen von der Natur eingepflanzt. Sie findet sich überall und zu allen Zeiten; der Inhalt der sittlichen Vorstellungen und Begriffe ist nach Zeit und Ort verschieden; die beifällige Anerkennung, welche ihnen zu Theil wird, bleibt unter allen Umständen dieselbe.

Wenn aber das Gewissen eine Stimme ist, die zu allen Herzen spricht, wie kommt es denn, daß so wenige sie hören und verstehen? Der Vicar antwortet: „Das Gewissen ist schüchtern; es liebt den Frieden, die Stille; der Lärm der Welt erschreckt es; die Vorurtheile, aus welchen es entspringen soll, sind seine schlimmsten Feinde; es flieht und schweigt vor ihnen; ihre geräuschvolle Stimme erstickt die seinige; der Fanatismus aber wagt, sie nachzuahmen und fordert nicht selten in seinem Namen zum Verbrechen auf.“ Kein Wunder, daß es, lange zurückgedrängt, endlich den Platz räumt und, wenn es geraume Zeit mißachtet worden, seine Reaktivirung ebensoviele Mühe kostet, wie seine Beseitigung. Hat man den Sinn für das Gute einmal verloren, so ist es nicht leicht, ihn wieder zu gewinnen. Schwieriger noch ist es, ihn da zu wecken, wo er nie lebendig gewesen. Freilich glaubt der Vicar nicht, daß es „auf der ganzen Erde einen einzigen Menschen gibt, der entartet genug wäre, sein Herz stets der Versuchung, Gutes zu thun, verschlossen zu halten“. Diese Versuchung ist so natürlich und so süß, daß Niemand ihr immer widerstehen kann. Auch reicht die Erinnerung an die Freude, welche sie einmal hervorgerufen hat, aus, um sie beständig zu erneuern. „Nur im Anfange macht es Mühe, ihr nachzugeben. Man hat dann tausend Gründe, der Neigung des Herzens zu widerstreben; falsche Klugheit hält es in den engen Schranken des Ich gefangen, und es bedarf mancher muthigen Anstrengungen, bevor man es wagt, über diese Schranken wegzusteigen. Die Freude an der Ausübung des Guten ist der Preis dieser Uebung, der aber nur errungen wird, nachdem er verdient worden. Nichts ist liebenswürdiger als die Tugend; doch um sie so zu finden, muß man ihren Reiz schon an sich erfahren haben.“

Man sieht, die Moral des Vicars beruht auf sehr einfachen Grundlagen. Auch erblickt er grade darin einen wesentlichen Vorzug derselben. Er wünscht sich Glück dazu, daß sie „den erschreckenden Apparat der Philosophie überflüssig macht", daß sie ihm gestattet, „Mensch zu sein, ohne zuvor ein Gelehrter werden zu müssen," ihn der Nothwendigkeit enthebt, sein Leben in ethischen Studien hinzubringen. Hat er doch an seinem Gewissen einen Führer, der ihn um einen weit billigeren Preis durch das endlose Gewirre menschlicher Meinungen und Interessen sicher hindurchführt. Indeß weiß er sehr wohl, daß es nicht genügt, diesen Führer zu kennen, sondern vor Allem darauf ankommt, ihm zu folgen. Das aber steht kaum zu erwarten, wenn seine Autorität nicht durch die einer höheren Macht gestützt und verstärkt wird. Der Vicar ist überzeugt, daß die Tugend sich auf die menschliche Einsicht allein nicht gründen läßt, und die Moral, soll sie anders that- und lebenskräftig werden, einer religiösen Basis bedarf. Wo eine solche fehlt, geschieht es leicht, daß „der Mensch, beständig durch die sich bekämpfenden Antriebe der allgemeinen und der persönlichen Interessen hin- und hergezogen, sein ganzes Leben lang in diesem Schwanken befangen bleibt, das Böse thut, während er das Gute liebt, und so fortwährend mit sich selbst im Widerspruche steht." Man sage ihm immerhin, daß die Tugend die Liebe zur Ordnung sei; es gibt keinen klaren, ausreichenden Grund, der ihn bestimmen könnte und müßte, diese vorausgesetzte allgemeine Ordnung höher zu achten, als sein persönliches Wohlbefinden. Er darf sogar behaupten, daß „das seiner Beachtung empfohlene Princip im Grunde ein bloßes Wortspiel ist". Legt man dem Begriffe einen anderen Sinn unter, so kann auch das Laster als Liebe zur Ordnung gelten. Eine gewisse moralische Ordnung giebt es eben überall, wo sich Gefühl und Intelligenz vorfinden. Der Unterschied besteht nur darin, daß „der gute Mensch sich mit Rücksicht auf das Ganze einordnet, während der Böse das Ganze mit Rücksicht auf sich selbst ordnet. Der eine macht sich zum Mittelpunkte aller Dinge, der andere mißt seinen Radius und hält sich in der Peripherie. Indem er das thut, fügt er sich der wahren Ordnung in richtiger Weise ein, steht er wie zu dem gemeinsamen Centrum, welches die Gottheit ist, so auch zu allen concentrischen Kreisen, welche die Geschöpfe sind, in dem ihm angemessenen Verhältniß."

Gäbe es keinen Gott, fügt der Vicar hinzu, so würde nur der Böse vernünftig denken, der Gerechte aber ein Thor sein. Warum sollte er sich den Mühen und Entbehrungen unterziehen, welche die Uebung des Guten ihm auflegt? Die Menschen

verdienen es nicht, daß er ihnen das eigene Glück zum Opfer bringt und ihretwegen auf den möglichen Genuß des Daseins verzichtet. Weit entfernt, ihm zu danken, was er für sie thut, lohnen sie ihm nur mit Spott und Verfolgung. Auch kann der stete Anblick ihrer Ungerechtigkeit nicht verfehlen, ihm die Erfüllung der Pflichten, welche das Naturgesetz ihm vorschreibt, allmälig zu verleiden. Ja, er würde das Bewußtsein derselben am Ende ganz verlieren, wenn nicht der Gedanke, daß eine höhere Macht sie ihm auflegt und die ewige Gerechtigkeit von der gewissenhaften Beobachtung ihrer Vorschriften Akt nimmt, es wach erhielte. Wo dieser Glaube an Gott und an eine Vergeltung im Jenseits fehlt, da bietet die Sittlichkeit keine Gewähr ihres Bestandes, weil es dem Menschen ohne ihn an einem genügenden Grunde fehlt, seine egoistischen Triebe und Leidenschaften zu unterdrücken. Nur wer diesen Glauben lebendig in sich trägt, wird stets Neigung und Kraft finden, das Schlechte zu meiden, auch wenn es dem eigenen Interesse dient, und das Gute zu thun trotz der persönlichen Opfer, die es etwa fordert. Denn ein solcher fühlt, daß er lediglich wie das Werk, so auch das Werkzeug jenes erhabenen Wesens ist, welches das Gute will und vollbringt, und auch *sein* Wohl im Auge hat, wenn es die Uebereinstimmung seines Willens mit dem eigenen und den richtigen Gebrauch seiner Freiheit von ihm verlangt. Er beruhigt sich bei der Ordnung, die es begründet hat und aufrecht erhält, weil er gewiß ist, daß auch er sich ihrer einst erfreuen und in ihr sein Glück finden wird. Suchen ihn Schmerzen heim, er erträgt sie geduldig, indem er sich erinnert, daß sie vergänglich sind und von einem Körper stammen, der ihm im Grunde fremd ist. Verrichtet er unbemerkt eine gute That, er weiß, daß sie gesehen wird und sein Verhalten in diesem Leben ihm für das künftige zu Gute kommt. Weder die Unbilden, welche die Menschen ihm zufügen, noch die Leiden, die sein physisches Dasein begleiten, machen auf ihn sonderlichen Eindruck. Das Leben hat eine zu geringe Bedeutung für ihn, als daß er an den Vorgängen desselben ein tiefer gehendes Interesse nehmen sollte. Weiß er doch, daß mit dem Tode sein wahres Leben beginnt, daß er erst, wenn von den Fesseln des Körpers befreit, ohne Widerspruch und Theilung in Wahrheit er selbst sein und sein Glück lediglich von ihm abhangen wird.

Während er sich aber nach dem Augenblicke sehnt, wo dieser Zustand seliger Freiheit ihm zu Theil wird, ist er zugleich bemüht, sich ihm schon auf Erden möglichst anzunähern. Fern von dem Geräusche des Tages und dem wirren Treiben der Menschen, vertieft er sich in die erhabene Betrachtung der Har-

monie des Weltalls, nicht um sie durch eitle Systeme zu erklären, sondern um sie unaufhörlich zu bewundern und den weisen Schöpfer, der sich in ihr zu erkennen gibt, anzubeten. Mit ihm verkehrt er, mit seiner göttlichen Wesenheit sucht er Geist und Herz zu erfüllen; Rührung ergreift ihn, wenn er seiner Wohlthaten gedenkt; er segnet ihn für seine Gaben, aber er betet nicht zu ihm. Um was sollte er ihn auch bitten? Etwa, daß er den Lauf der Dinge ändere — und seinetwegen Wunder verrichte? Er liebt die Ordnung, welche durch seine Weisheit gegründet wurde und durch seine Vorsehung erhalten wird, zu sehr, als daß er sie zu seinem Besten zerstört sehen möchte. Ebensowenig bittet er ihn um die Kraft, das Gute zu thun. Warum ihn anflehen um das, was er bereits verliehen hat? Gab er ihm nicht das Gewissen, um das Gute zu lieben, die Vernunft, um es zu erkennen, die Freiheit, um es zu wählen? Wenn er das Böse thut, so hat er keine Entschuldigung; er thut es, weil er es will. Wollte er aber von der Gottheit verlangen, daß sie seinen Willen ändere, so würde er von ihr fordern, was sie von ihm erwartet, ihr die Arbeit auflegen, um selbst den Lohn davonzutragen. „Mit seiner Lage nicht zufrieden sein, heißt nicht mehr Mensch sein, heißt nicht wollen, was ist, und eben darum die Unordnung und das Böse wollen."

Es gibt nur eine Bitte, mit welcher der Mensch nach der Ansicht des Vicars die Gottheit behelligen und deren Erfüllung er von ihrer Gerechtigkeit erwarten darf. Wie aufrichtig er auch die Wahrheit suchen und wie fest er überzeugt sein mag, sie gefunden zu haben, er hat doch allen Grund, seiner Einsicht zu mißtrauen. Er ist eben nicht unfehlbar und seine Ansichten können, obgleich sie ihm als zweifellos wahr erscheinen, doch eitel Täuschung und Lüge sein. Möge er dessen stets eingedenk bleiben und nie aufhören, den Träger der ewigen Wahrheit anzuflehen, daß er seine etwaigen Irrthümer, falls sie ihm Gefahr bringen sollten, wieder gut mache.

Mit dieser Mahnung schließt der Vicar den ersten positiven Theil seines Glaubensbekenntnisses. Man sieht bald, daß dasselbe durch sie oder vielmehr durch ihre Motivirung einen skeptischen Charakter erhält. Kann sein Inhalt möglicherweise auch falsch sein, so ist er keineswegs über allen Zweifel erhaben. Jedenfalls hat er nur Anspruch auf eine subjektive Gewißheit, die für seine objektive Wahrheit durchaus keine Bürgschaft gibt. Bekanntlich ist es grade dieser Mangel, welcher dem Glauben an eine unmit-

telbare göttliche Offenbarung zur vornehmsten Stütze dient. Ist die Einsicht in das Wesen Gottes und sein Verhältniß zu ihm für den Menschen unumgänglich, seine natürliche Geisteskraft aber außer Stande, ihm zu mehr als einer im Grunde problematischen Erkenntniß zu verhelfen, so wird allerdings die Gottheit erleuchtend ins Mittel treten müssen. Der Vicar ist indeß, wiewohl er die Voraussetzung zugibt, weit entfernt, diese Folgerung anzuerkennen. Wie es scheint, bemerkt er den Widerspruch gar nicht, in welchen er dadurch verfällt, daß er die Wahrheit dessen, was ihm als gewiß gilt, doch zugleich in Frage stellt. Jedenfalls kommt es ihm nicht in den Sinn, die gewonnene subjektive Ueberzeugung darum für weniger ausreichend zu halten, weil ihr das Merkmal der unbedingten Allgemeingültigkeit abgeht. Im Gegentheil, sie genügt ihm vollkommen, und er sieht nicht ab, warum nicht auch die übrige Welt sich bei ihr beruhigen sollte.

Doch er weiß sehr wohl, daß dem nicht so ist, daß man die religiösen Ansichten und Grundsätze, die er bis dahin vorgetragen, zwar gelten läßt, aber der Bestätigung und Ergänzung bedürftig glaubt, und deshalb der Offenbarung Gottes in der Natur und im menschlichen Geiste, welche sie ihrem wesentlichen Inhalte nach wiedergeben, noch eine andere hinzufügt, die in den Lehren der positiven Religion verkündigt und fortgepflanzt wird. Ob und in wie weit man dazu berechtigt ist, will er dahin gestellt sein lassen. Er denkt nicht daran, die Wahrheit dieser eigentlich so genannten Offenbarung zu bestreiten; er möchte nur einige Zweifel und Bedenken äußern, und glaubt sich das um so eher gestatten zu dürfen, da sie Diejenigen, welche ihn hören oder lesen, in ihren ohnehin nicht mehr feststehenden Ueberzeugungen schwerlich stören oder wankend machen werden. Eine Voraussetzung, die damals im Allgemeinen ebenso begründet war, wie sie es heutzutage sein würde, und keineswegs nur zum Scheine geltend gemacht wird. Rousseau hätte ohne Zweifel Anstand genommen, den wirklich gläubigen Sinn durch seine Einwürfe zu verwirren. Der Welt gegenüber, die ihn umgab, durfte er sich solcher Scrupel entschlagen; sie mochte allerdings nur dabei gewinnen, wenn sie dachte wie er.

Er aber hält zunächst dafür, daß die positive Religion recht wohl entbehrt werden kann und die specielle Offenbarung, auf welche sie sich stützt, überflüssig ist. Alle ihre Glaubens- und Sittenlehren, welche „der Gottheit zur Ehre und dem Menschen zum Heile gereichen", finden sich ganz ebenso in der einfachen Natur- und Vernunftreligion. Die übernatürliche Quelle, aus welcher sie zu schöpfen behauptet, erschließt uns keine Erkenntniß

von Werth und Bedeutung, die uns nicht auch durch den bloßen Gebrauch unserer natürlichen Geisteskräfte erreichbar wäre. Die höchsten und reinsten Vorstellungen von der Gottheit entspringen aus der Vernunft allein, und das im Herzen des Menschen wohnende Naturgesetz schreibt alle Pflichten und Tugenden vor, die für das Wohl des Einzelnen wie für das der menschlichen Gesellschaft von Wichtigkeit sind. Man höre nur auf die innere Stimme und richte den Blick auf die umgebende Natur, es bedarf keiner weiteren Orakel. Gott hat unseren Augen und unserem Gewissen Alles gesagt, was uns zu wissen noththut; wir können daher jeder anderen Unterweisung entrathen.

Enthielten freilich die positiven Religionen nur das, worin sie mit der natürlichen übereinstimmen, und sprächen sie es in gleich reiner und klarer Form aus, so könnte man sie ohne Bedenken gelten lassen. Doch dem ist leider nicht so. Sie lehren vielmehr Manches, was nur ihnen eigen ist, und weil abgeschmackt oder verwerflich, dem gesunden Sinn und Urtheil mit Recht Anstoß gibt. Die Versicherung, daß sie die Ergebnisse der natürlichen Einsicht berichtigen und läutern, ist nach der Ansicht des Vicars durchaus unbegründet. Er findet im Gegentheil, daß die Offenbarungen, welche sie mittheilen, vielfach die Gottheit erniedrigen, indem sie ihr menschliche Leidenschaften zuschreiben, daß ihre Dogmen, weit entfernt, die Begriffe vom höchsten Wesen aufzuklären, sie nur verwirren, und den unbegreiflichen Geheimnissen, welche dasselbe umgeben, lächerliche Widersprüche hinzufügen. Er sieht ferner, daß sie die Menschen stolz, intolerant, grausam machen und statt unter ihnen den Frieden zu begründen, sie mit Feuer und Schwert heimsuchen. Sind das aber die Wirkungen des übernatürlichen Lichtes, ist es für die Menschen eine Quelle von Verbrechen und Elend, so dürfte sich allerdings die Frage, wozu es denn gut sei, kaum genügend beantworten lassen.

Nun sagt man zwar, daß es einer Offenbarung bedürfe, um die Menschen die Art und Weise zu lehren, in welcher Gott verehrt werden wolle. Beweise doch die große Menge von wunderlichen Culten, welche sie eingeführt, wie wenig sie im Stande seien, aus sich selbst zu einer würdigen Form des Gottesdienstes zu gelangen. Indeß wird dabei übersehen, daß es grade die Phantasie der Offenbarungen ist, welche diese bunte Mannigfaltigkeit von absurden Einrichtungen ins Leben ruft. „Fangen erst die Völker an, Gott sprechen zu lassen, so läßt ihn jedes nach seiner Weise reden und das sagen, was ihm gefällt“. Hätte man nur auf das gehört, was er dem Herzen des Menschen sagt, so würde es immer nur e i n e Religion auf Erden gegeben haben.

Uebrigens gibt der Vicar zu, daß ein gleichförmiger Cultus wünschenswerth ist. Doch scheint ihm die Einführung desselben nicht so wichtig, daß ihretwegen der ganze Apparat der göttlichen Macht in Bewegung gesetzt zu werden braucht. „Man verwechsele doch nicht das religiöse Ceremoniell mit der Religion selbst.“ Gott verlangt keinen anderen Cultus als den des Herzens, und dieser ist, wenn aufrichtig, stets ein und derselbe. Nur eine kindische Eitelkeit kann sich einbilden, daß die Gottheit an dem Gewande des Priesters, an seinen Worten und Bewegungen oder an ähnlichen Dingen ein besonderes Interesse nehme. Sie will, daß man sie im Geiste und in der Wahrheit anbete, und diese Pflicht ist allen Religionen, allen Ländern und Menschen gemeinsam. Was aber den äußeren Cultus betrifft, so kann, falls dessen Uebereinstimmung im Interesse der öffentlichen Ordnung liegt, ihre Herstellung füglich der bürgerlichen Obrigkeit überlassen werden.

Es bleibt also dabei, daß die Offenbarung keineswegs nothwendig ist. Wäre sie es aber doch, könnte wirklich, wie ihre Anhänger behaupten, der Mensch ohne sie nicht in den Besitz der nothwendigen Heilswahrheiten gelangen, so hätte Gott, um seinen Willen kund zu geben, einen Weg gewählt, der nicht nur höchst unzweckmäßig, sondern auch mit seiner Gerechtigkeit unvereinbar sein würde. Denn Niemand kann leugnen, daß diese Offenbarungen nur einem sehr geringen Bruchtheile der Menschheit bekannt werden, und selbst die weitaus größte Mehrzahl derer, welchen sie zugänglich sind, außer Stande ist, sich von ihrer Aechtheit zu überzeugen. Sind es doch eben immer Menschen, welche sie in die Welt einführen und auf deren Autorität hin sie angenommen und den späteren Geschlechtern überliefert werden. Nun wird zwar versichert, daß diese ihre Verkündiger im Namen und speciellen Auftrage der Gottheit gesprochen haben. Fragen wir aber nach den Beweisen ihrer Mission, so beruft man sich auf die Wunder, welche sie verrichtet haben sollen. Forschen wir dann weiter, wo denn diese Wunder zu finden sind und wer sie gesehen hat, so antwortet man, daß sie von gewissen Menschen bezeugt und in gewissen, von Menschen verfaßten Schriften oder auch in mündlichen, von Menschen fortgepflanzten Ueberlieferungen berichtet werden. Wir sehen uns somit auf Urkunden und Zeugnisse verwiesen, die ihrer Natur nach unzuverlässig sind, weil sie sowohl dem Irrthum wie der absichtlichen Täuschung Raum geben. Eben darum können sie die ihnen beigelegte Beweiskraft erst dann in Anspruch nehmen, wenn ihre Glaubwürdigkeit durch eine sorgfältige Prüfung festgestellt worden. Eine solche Prüfung aber setzt so große Fähigkeiten und so umfassende Studien voraus, daß sie

nur von Wenigen unternommen und vielleicht von Niemandem in befriedigender Weise ausgeführt werden kann.

Die Urkunden, auf welchen die Offenbarung und der Glaube an sie basirt, reichen meist in die frühesten Zeiten des Alterthums hinauf und sind über verschiedene, weit entlegene Länder zerstreut. Um über sie ins Klare zu kommen, müssen die Prophetien, auf welche sie Bezug nehmen, sodann sie selbst, nicht minder die begleitenden historischen Thatsachen und Vorgänge untersucht, erwogen, mit einander verglichen, nach Ort und Zeit näher bestimmt, auch ihre Urheber und Veranlassungen ermittelt werden. Es ist ferner erforderlich, daß man die ächten Dokumente von den untergeschobenen sondere, die Einwürfe mit den Erwiederungen, die Uebersetzungen mit den Originalen vergleiche. Man muß zu erforschen suchen, was von der Unpartheilichkeit der einzelnen Zeugen und Gewährsmänner, was von ihrem natürlichen Verstande, von ihrer geistigen Bildung und ihrem Charakter zu halten, ob in ihren Aussagen nichts unterdrückt oder hinzugefügt, nichts verändert, von der Stelle gerückt oder gefälscht worden ist. Auch dürfen ihre etwaigen Gegner nicht schon deshalb für widerlegt gelten, weil sie zu dem, was man gegen sie anführt, schweigen. Es kommt vielmehr darauf an, zu beurtheilen, welche Bedeutung diesem Schweigen beizulegen ist. Es muß untersucht werden, ob ihnen die gegen sie gerichteten Angriffe unbekannt blieben, oder ob sie es vielleicht nicht der Mühe werth hielten, auf sie zu antworten; ob die in Rede stehenden Schriften schon so allgemein verbreitet waren, daß sie ihnen zugänglich werden konnten; ob man gerecht und unbefangen genug gewesen ist, ihren Büchern freien Umlauf zu gestatten und ihre stärksten Einwendungen unverändert stehen zu lassen.

Es leuchtet ein, daß alle diese Fragen und Aufgaben nicht ohne einen großen Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit gelöst werden können. Ist aber die Aechtheit der Urkunden endlich festgestellt, so gilt es, die Beweise zu prüfen, welche sie für die Mission der angeblichen Gottesgesandten enthalten sollen. Auch diese Untersuchung setzt ein ungewöhnliches Maß von Einsicht und Kenntnissen voraus. Was die Prophetien angeht, auf deren wunderbare Erfüllung man sich zu berufen pflegt, so muß man mit dem Geiste einer Sprache sehr vertraut sein, um zu unterscheiden, was in ihr Weissagung und was nur eine oratorische Figur ist. Man muß nicht minder die Gesetze der historischen Entwickelung, den Spielraum des Zufalls, alle möglichen und wahrscheinlichen Eventualitäten sehr genau kennen, um zu bestimmen, ob eine Prophezeiung sich nicht auf dem natürlichen Wege erfüllen kann. —

Wenden wir uns zu den Wundern, so fragt sich, welche Thatsachen und Vorgänge liegen innerhalb der natürlichen Ordnung der Dinge und welche nicht? Bis zu welchem Grade kann ein gewandter Mensch die Augen der Einfältigen blenden und selbst kluge Leute in Erstaunen setzen? Wie muß ein Wunder beschaffen, wie bezeugt sein, damit es nicht nur geglaubt, sondern auch jeder Zweifel an ihm strafbar werde? Es ist ferner nothwendig, die Beweise für die wahren Wunder und die für die falschen zu vergleichen, sowie zuverlässige Merkmale aufzufinden, an welchen sich die einen von den andern unterscheiden lassen. Man muß endlich eine Erklärung dafür suchen, warum Gott, um sein Wort zu bezeugen, Mittel wählte, die selbst der Beglaubigung sosehr bedürfen. Scheint es doch fast, als ob er mit der Leichtgläubigkeit der Menschen sein Spiel treibe und absichtlich die wahren Wege zu ihrer Ueberzeugung vermeide. Jedenfalls ist es weder vernünftig, noch gerecht, daß wenn die göttliche Majestät sich so tief herabläßt, einen Menschen zum Organe ihres heiligen Willens zu machen, sie ihm keine anderen Creditive mitgibt, als einige Wunderzeichen, die vor wenigen obskuren Zuschauern verrichtet, der ganzen übrigen Welt nur vom Hörensagen bekannt werden.

Nehmen wir aber an, die Wirklichkeit der Wunder sei genügend constatirt, was ist damit gewonnen? Da auch die Dämonen solche wirken können, bleibt es stets zweifelhaft, ob sie vom Himmel oder aus der Hölle stammen. Will man sich daher nicht der Gefahr aussetzen, das Werk des Teufels für das Werk Gottes zu nehmen, so muß man, nachdem der göttliche Ursprung der Lehre durch die Wunder bewiesen worden, nun umgekehrt den der Wunder aus der Lehre nachweisen. Man dreht sich zwar so im Kreise herum, doch das ist nicht anders; nur der Inhalt der Offenbarung kann über ihre Wahrheit endgültig entscheiden. Eben darum bedarf es einer eingehenden Prüfung desselben; es gilt, sich zu vergewissern, ob er den geheiligten Charakter der Gottheit an sich trägt. Wie aber gibt sich dieser zu erkennen? Der Vicar antwortet: Stammt die Lehre von Gott, so wird sie nicht nur die unklaren Vorstellungen, welche die sich selbst überlassene Vernunft sich von ihm bildet, verdeutlichen, sondern auch einen Cultus und eine Moral vorschreiben, die den Attributen entsprechen, in welchen uns sein Wesen begreiflich wird. Die natürliche Religion ist, wenn überhaupt, nur deshalb unzureichend, weil ihre Wahrheiten in etwa dunkel bleiben. Es liegt daher der Offenbarung ob, diese so zu lehren, daß sie dem menschlichen Geiste einleuchten und er sie glaubt, weil er sie begreift. Der Glaube wird durch das Verständniß fest und sicher; die beste Religion ist

ohne Zweifel auch die klarste. Ist ein Cultus mit Mysterien und Widersprüchen überladen, so hat man allen Grund, ihm zu mißtrauen. „Der wahre Gott ist kein Gott der Finsterniß; er hat dem Menschen nicht den Verstand gegeben, um ihm den Gebrauch desselben zu untersagen; er tyrannisirt die Vernunft nicht, er erleuchtet sie.“ Deshalb ist eine Lehre, die absurde, unvernünftige Dinge enthält, verdächtig. Sie wird es noch mehr, wenn „sie dem Menschen Abneigung gegen seinen Nächsten und Schrecken vor sich selbst einflößt, oder Gott als ein zorniges, rach- und eifersüchtiges, parteiisches Wesen schildert, welches an Krieg und Kampf Gefallen findet, stets bereit ist, zu vernichten, beständig von Qualen und Züchtigungen spricht und sich rühmt, selbst die Unschuld zu bestrafen.“

Aus dem Gesagten ergibt sich, wie schwer es ist, über die Offenbarung ins Reine zu kommen, wenn man sie nicht einfach auf die trügerische Autorität der Menschen hin annehmen, sondern sich selbst von ihrer Wahrheit überzeugen will. Die Aufgabe ist um so größer und mühsamer, da es nicht blos *eine*, sondern mehrere Religionen gibt, die ihren Ursprung auf sie zurückführen und, weil *jede* von ihnen die übrigen ausschließt und verwirft, *alle* eine besondere und gleich gewissenhafte Prüfung erfordern. Diese Würdigung bedingt eine genaue und umfassende Kenntniß ihres Inhaltes, die nur aus ihnen selbst gewonnen werden kann. Man müßte wenigstens sehr einfältig sein, wollte man glauben, daß es genügt, die „Doktoren“ einer oder der eigenen Partei zu hören, um sich über die Gründe und Beweise der andern zu unterrichten. Sollen aber Bücher die nöthige Auskunft geben, welcher Gelehrsamkeit bedarf es dann, wie viele Sprachen müssen erlernt, wie viele Bibliotheken durchstöbert, wie viele Schriften gelesen werden! Und doch reicht alle diese Arbeit nicht einmal aus. Wer eine Religion richtig beurtheilen will, darf sie nicht blos in den Schriften ihrer Anhänger, er muß sie auch in ihrer Heimath, auf dem Boden ihrer praktischen Wirksamkeit studiren. Es „hat eben Jeder seine Ueberlieferungen, Gewohnheiten und Vorurtheile, die den Geist seines Glaubens ausmachen und zum Verständniß desselben nothwendig gekannt sein müssen“. Ueberdies fehlt es nicht an Völkern, die Bücher weder schreiben noch drucken, und kann bei solchen natürlich eine zuverlässige Kenntniß ihrer Religion nur dadurch erlangt werden, daß man sich zu ihnen begibt und längere Zeit in ihrer Mitte verweilt.

Es sind somit, um unter den vielen Religionen, welche sich eines göttlichen Ursprunges rühmen, die eine wahre zu ermitteln, nicht nur tiefe und umfangreiche Studien, sondern auch weite

und kostspielige Reisen erforderlich. Daß die große Mehrzahl der Menschen außer Stande ist, die einen wie die andern zu unternehmen, liegt auf der Hand. Dennoch würde Niemand sie ablehnen dürfen, vielmehr Jedermann gezwungen sein, ihnen alle seine Kräfte und seine ganze Lebenszeit zu widmen, wenn die Vertreter der Offenbarung mit Recht behaupten, daß die Anerkennung derselben eine nothwendige Bedingung des ewigen Heiles ist. Die Gottheit aber, gerecht wie sie ist, kann nicht das Unmögliche verlangen, kann den Menschen nicht zumuthen, was sie beim besten Willen nicht zu leisten vermögen. Der Vicar ist daher überzeugt, daß eine Pflicht, die Offenbarung anzunehmen, nicht besteht. Ueber ihre Wahrheit will er damit indeß keineswegs absprechen; möglich, daß sie ihm einleuchten würde, wenn er ein schärferer Denker oder besser unterrichtet wäre. Soweit jetzt seine Einsicht reicht, sieht er zwar Beweise, die er nicht bestreiten, aber auch Einwürfe, die er nicht widerlegen kann. Es gibt soviele solide Gründe für und gegen, daß er, ungewiß, wie er sich entscheiden soll, weder anerkennt, noch verwirft, sondern es vorzieht, in einem ehrfurchtsvollen Zweifel zu verharren. Sind Andere anderer Meinung, er hat nichts dagegen; es fällt ihm nicht ein, sich für unfehlbar zu halten.

Uebrigens gesteht er unverholen, daß die Heiligkeit des Evangeliums ein Argument ist, welches „zu seinem Herzen spricht", und das er nur ungern widerlegt sehen möchte. Es scheint ihm fast unmöglich, daß ein so erhabenes und zugleich so einfaches Buch das Werk von Menschen ist, kaum denkbar auch, daß der, von welchem es handelt, selber nur ein Mensch gewesen. „Das ist nicht der Ton eines Enthusiasten oder ehrgeizigen Sektirers! Welche Milde und Reinheit in seinen Sitten! Welche rührende Anmuth in seinen Unterweisungen! Welch' tiefe Weisheit in seinen Reden, welche Erhebung in seinen Grundsätzen! Wie fein und treffend seine Antworten, wie groß die Macht, mit welcher er über seine Leidenschaften gebietet! Wo ist der Mensch, der so ohne Schwäche und ohne Ostentation zu handeln, zu leiden und zu sterben weiß? Zwar hat man es mehrfach gewagt, den Sohn des Sophroniscus dem Sohne der Maria als ebenbürtig zur Seite zu stellen. Doch sehr mit Unrecht; es gehört eine große Verblendung dazu, vergleichen zu wollen, was so durchgreifend verschieden ist. Wenn Sokrates, wie man behauptet, die Moral begründete, so hatten Andere sie vor ihm praktisch geübt. Er sprach nur aus, was sie gethan, setzte nur ihre Beispiele in Lehren um; bevor er die Tugend definirte, war Griechenland reich an tugendhaften Menschen. Wo aber fand Jesus bei seinen Lands-

leuten; die hohe und reine Moral, welche er allein lehrte und übte? Aus dem Schooße des wüthendsten Fanatismus heraus ließ sich die Stimme der höchsten Weisheit vernehmen, und die Einfachheit heroischer Tugenden ehrte das gemeinste aller Völker. Vergleichen wir ferner den Ausgang Beider, so ist der Tod des Sokrates, der, frei von Schmerz und Schmach, ruhig mit seinen Freunden philosophirt, der süßeste, den man wünschen, der Tod Jesu, welcher, beschimpft, verhöhnt, von einem ganzen Volke verflucht, unter Qualen seinen Geist aushaucht, der schrecklichste, den man fürchten kann. Sokrates, wenn er den Giftbecher nimmt, segnet den, der ihn weinend darreicht. Jesus betet inmitten der furchtbarsten Leiden für seine erbitterten Henker. Ja, wenn das Leben und der Tod des Sokrates die eines Weisen, so sind das Leben und der Tod Jesu die eines Gottes."

Freilich glauben Manche die Wirklichkeit dieses Lebens leugnen zu dürfen, weil die biblischen Berichte ihrer Ansicht nach auf willkürlicher Erfindung beruhen. Indeß sind die Reden und Handlungen des Sokrates, an welchen doch Niemand zweifelt, weniger bezeugt, als die Jesu Christi. Auch wird durch solche Annahme die Schwierigkeit nicht gelöst, sondern nur zurückgeschoben. Daß eine Mehrheit von Personen absichtlich oder zufällig übereingekommen, das in Rede stehende Buch zu fabriciren, wäre weit unbegreiflicher, als daß eine einzige den Gegenstand desselben dargeboten hat. Es trägt so große, so frappante, so unnachahmliche Züge der Wahrheit an sich, daß seine Erfinder noch größeres Erstaunen erregen würden, als sein Held. Doch enthält andrerseits dieses selbe Evangelium eine Menge von unglaublichen Dingen, welche der Vernunft widerstreiten, und die ein verständiger Mensch weder begreifen, noch zugeben kann. Was nun inmitten dieser Widersprüche thun? Der Vicar antwortet: „Stets bescheiden und vorsichtig sein, schweigend achten, was man weder verwerfen noch verstehen kann, und sich vor dem großen Wesen demüthigen, welches allein die Wahrheit kennt." Uebrigens hat dieser „unfreiwillige Skeptizismus" für ihn nichts Peinliches, denn er erstreckt sich nicht auf die Punkte, welche für das praktische Leben von Wichtigkeit sind. Auch ist er ihm kein Hinderniß, die geistlichen Funktionen, die er später wieder hat aufnehmen dürfen, in ihrem ganzen Umfange auszuüben. Vermag er nicht Alles zu glauben, was seine Kirche zu glauben befiehlt, er braucht sich deshalb doch nicht von ihr zu trennen. Die verschiedenen positiven Religionen sind in seinen Augen ebenso viele „heilsame Einrichtungen", die in jedem Lande eine gemeinsame öffentliche Gottesverehrung vorschreiben und alle im Klima, in der Verfassung, im Geiste des

Volkes oder in andern localen Verhältnissen ihre ausreichende Begründung finden mögen. Er hält sie daher sämmtlich für gut, wenn man in ihnen Gott auf eine angemessene Weise dient. Der allein wahre und wesentliche Cultus ist der des Herzens, und seine Huldigung, wenn sie aufrichtig ist, weist die Gottheit nicht zurück, in welcher Form sie auch dargebracht wird. Der Vicar sieht daher nicht ab, warum er sie nicht auch in den Formen der Kirche, zu deren Dienst er nun einmal berufen ist, darbringen könnte und sollte. Im Gegentheil würde ihm sein Gewissen schwere Vorwürfe machen, wenn er es in der Erfüllung der Pflichten, welche sein Amt ihm auflegt, an irgend etwas wollte fehlen lassen. Freilich wird er nie an sich und der Wahrheit zum Lügner werden. Er wird stets den Menschen die Tugend lehren und sie ermahnen, Gutes zu thun; er wird sich bemühen, ihnen die Religion liebenswürdig zu machen und ihren Glauben an die wahrhaft nützlichen Dogmen zu befestigen. Er wird ihnen aber niemals Unduldsamkeit predigen, sie nie veranlassen, ihren Nächsten zu hassen und Andersgläubigen zuzurufen: „Ihr seid verdammt" oder „Außerhalb der Kirche kein Heil." Er wird vielmehr, falls es solche in der Gemeinde gibt, sie in Allem, was die christliche Liebe angeht, seinen Pfarrkindern vollkommen gleichstellen, und diese wie jene dahin zu bringen suchen, daß sie sich gegenseitig als Brüder ansehen, alle Religionen achten und Jeder in der seinigen friedlich fortlebt. Ueberhaupt aber „wird er sich weniger von dem Geiste seiner Kirche als von dem des Evangeliums leiten lassen, dessen Lehre einfach und dessen Moral erhaben ist, das nur wenige religiöse Uebungen, aber viele Werke der Liebe kennt."

Man darf doch zweifeln, ob ein katholischer Priester berechtigt ist, seine unkirchliche Ueberzeugung in dieser Weise mit seiner amtlichen Stellung zu vereinigen. Jedenfalls bedarf er, wenn der Widerspruch verborgen bleiben soll, einer großen, ja einer raffinirten Klugheit, die mit seinem graden Sinne und seiner angeblichen Herzenseinfalt kaum vereinbar ist. Rousseau hätte diesem Bedenken leicht vorbauen können; er brauchte nur die Ansichten, welche er dem Vicar in den Mund legt, in eigenem Namen vorzutragen. Sie selbst stellten dem kein Hinderniß entgegen. Steht es doch außer Frage, daß er sie vollständig theilte; auch hat er sie später stets in ihrem ganzen Umfange als die seinigen anerkannt und vertheidigt. Es ist daher einigermaßen auffallend, daß er ihnen

im Emil einen Vertreter gab, der füglich entbehrt werden konnte und sich überdies für die ihm zugewiesene Rolle wenig eignete. Der Umstand, daß er vor Jahren wirklich einer verwandten Denkweise bei katholischen Geistlichen begegnet war [14]), reicht natürlich zur Erklärung nicht aus. Glaubte er vielleicht, daß seine Erörterungen den Katholiken, welche immerhin den bei weitem größten Theil seiner Leser ausmachten, eher zusagen oder doch weniger anstößig sein würden, wenn er sie einem ihrer geistlichen Führer übertrug? Mit mehr Recht durfte er hoffen, sich so vorläufig der persönlichen Verantwortlichkeit für sie entziehen, insbesondere auch die Vorwürfe abwehren zu können, zu welchen seine protestantischen Glaubensgenossen sich möglicherweise veranlaßt sahen.

Freilich hatten sie seiner Meinung nach zu Tadel oder Angriff nicht den mindesten Grund. Es verstand sich für ihn von selbst, daß das Recht der freien Forschung, welches jedem Protestanten zusteht, auch jede Ueberzeugung schützt, die durch sie gewonnen wird. Indeß ließ sich unschwer voraussehen, daß man Ansichten, wie er sie hegte, wenigstens in orthodoxen Kreisen mit dem Bekenntnisse der Kirche unvereinbar finden und ihn deshalb, wenn er persönlich für sie eintrat, als einen Abtrünnigen betrachten werde. Wollte er dem zuvorkommen — und es lag ihm doch viel daran, die kirchliche Gemeinschaft mit seinen Landsleuten aufrecht zu erhalten — so empfahl es sich, was er zu sagen hatte, durch einen Anderen sagen zu lassen. Wie durchsichtig die Maske auch war, man mußte sie respectiren und konnte ihrem Träger direct nichts anhaben. Zugleich erlangten die zahlreichen Laien und Geistlichen, welche im Stillen dachten wie er, einen geeigneten Vorwand, sich ruhig zu verhalten. Diese Rechnung aber, so richtig sie zu sein schien, sollte sich bald als falsch erweisen. Die Entrüstung, welche der Vicar bei den Orthodoxen erregte, wandte sich zugleich gegen seinen Souffleur. Auch trat sie nicht blos im katholischen, sondern ebenso im protestantischen Heerlager hervor. Wohl sah man hier mit Behagen, wie die feindliche Kirche in ihren Lehren und Einrichtungen scharf und schonungslos angegriffen wurde. Aber man fühlte doch auch mit Schrecken, wie der gemeinsame Boden a l l e r Rechtgläubigkeit durch die heftige Erschütterung, die er erfuhr, in ein bedenkliches Schwanken gerieth.

Allerdings that der Vicar oder Rousseau, wenn er in der Offenbarung die Grundlage des positiven Kirchenthums in Frage stellte, nur, was Andere vor ihm gethan. Doch die Weise, in welcher er den Kampf gegen sie fortführte, war ebenso neu wie wirksam. Weit entfernt, in den geringschätzigen oder spöttischen

Ton einzustimmen, welchen ihre übrigen Gegner meist anzuschlagen pflegten, sprach er im Gegentheil mit der größten Achtung, ja mit Ehrfurcht von ihr. Es kam ihm nicht, wie manchen seiner Zeitgenossen, in den Sinn, sie für eitel Lug und Trug, ihre Quellen, die heiligen Schriften, für Machwerke von schlauen Schwindlern, und Christus selbst für einen Phantasten oder Taschenspieler zu erklären. Er leugnete weder die Wahrheitsliebe der Evangelisten, noch die historische Unterlage ihrer Erzählungen, und wenn er auch kein Hehl daraus machte, daß er die Wunder nicht für wirkliche Thatsachen halten könne, so sah er in ihnen doch weder absichtliche Gaukeleien, noch auch einfache natürliche Vorgänge, sondern unbewußte Schöpfungen einer tief und stark erregten religiösen Phantasie. Vor Allem aber, er pries den hohen unvergleichlichen Werth der evangelischen Ethik und zollte ihrem Verkündiger eine begeisterte Verehrung. Man hat die Aufrichtigkeit der Aeußerungen, in welchen er die Person Christi feiert, wohl in Zweifel gezogen, aber mit Unrecht. Schon die geringe Meinung, die er von den Menschen, von ihrem sittlichen Wollen und Können hegte, mußte ihn bestimmen, dieselbe für eine, wenn nicht geradezu göttliche, so doch über das menschliche Niveau hinausreichende Erscheinung zu halten.

Die lebhafte Anerkennung aber, welche er der Offenbarung und ihrem Träger zu Theil werden ließ, war sehr geeignet, den Zweifeln und Bedenken, die er gegen sie geltend machte, bei den Lesern leichteren Eingang zu verschaffen. Wurde der wesentliche Inhalt der heiligen Schrift nicht nur nicht angetastet, sondern selbst nachdrücklich gewahrt, so mochte ihr göttlicher Ursprung und was zu dessen Begründung dient, immerhin in Frage gestellt werden. Eben dies hatte sich Rousseau zur Aufgabe gemacht. Nach seiner nicht unbegründeten Ansicht ist die Ueberzeugung, daß ihr Glaube unmittelbar vom Himmel stamme, die eigentliche Quelle des Hochmuthes und der Unduldsamkeit, welche die verschiedenen Kirchen und Konfessionen gegen einander an den Tag legen. Da sie alle im Besitze der absoluten, weil von Gott selbst offenbarten Wahrheit zu sein meinen, hält sich jede von ihnen für berechtigt, auf die übrigen mit Geringschätzung herabzusehen und deren Angehörige mit allen zu Gebote stehenden Mitteln, nöthigenfalls auch mit Gewalt an sich zu ziehen. Diese mit einem friedlichen Zusammenleben der Menschen unvereinbare Folge kann natürlich nur wegfallen, wenn ihr Grund beseitigt wird. Rousseau glaubte daher ein gutes Werk zu thun, wenn er nachwies, wie schwierig, ja daß es geradezu unmöglich sei, die Thatsache einer göttlichen Offenbarung mit Sicherheit zu constatiren. Gelang ihm das, so verloren die reli-

giösen Doktrinen mit dem Rechte, sich auf die Autorität der Gottheit zu berufen, auch jeden Anspruch auf Unfehlbarkeit; sie konnten fortan nur noch wie andere menschliche Erkenntnisse als relativ wahr gelten, und mußten eben darum der toleranten Anerkennung abweichender Lehren Raum geben.

Es war ohne Frage ein sehr löblicher Zweck, den Rousseau im Auge hatte. Denn was könnte für den Frieden und die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes erwünschter sein, als die Beseitigung des religiösen Haders und Hasses? Der Weg aber, auf welchem er das Ziel zu erreichen hoffte, ist nur für Wenige gangbar; die große Masse der Gläubigen und ihrer geistlichen Führer wird an dem übernatürlichen Ursprunge der Religion schon darum festhalten, weil dieselbe ohne ihn für sie keine mehr ist. Eher noch möchte den Verständigen unter ihnen die Bemerkung Rousseau's einleuchten, daß sie, in den Hauptpunkten einverstanden, nur von den streitigen Nebendingen abzusehen brauchen, um mit einander in Eintracht zu leben. Freilich wäre es im Interesse des praktischen Erfolges vielleicht besser gewesen, wenn er die Zahl der Glaubensartikel, in Bezug auf welche Uebereinstimmung herrscht, vermehrt, und die der Religionen, welche sie gleichmäßig anerkennen, beschränkt hätte. Die gemeinsamen Lehren, wie er sie fixirt, sind zu allgemeiner Art, und die übrig bleibenden Differenzen zu groß und tiefgreifend, als daß diese vor jenen im Bewußtsein der Menschen zurücktreten könnten. Ist aber seine Anwendung ungeeignet, der Gedanke selbst darf doch für praktisch gelten. Unter den christlichen Confessionen wenigstens würde sich, wenn man ihn ernstlich beherzigen wollte, eine die friedliche Gemeinschaft sichernde Einigung herstellen lassen.

Rousseau war freilich außer Stande, dieselbe anzubahnen. Er ließ auch diejenigen specifisch christlichen Glaubenslehren nicht gelten, in welchen die verschiedenen Bekenntnisse zusammentreffen. Der eigenthümliche religiöse Gehalt des Christenthums blieb ihm fremd; er vermochte ihn weder naiv gläubig hinzunehmen, noch sich geistig, etwa auf dem Wege des speculativen Denkens anzueignen. Wenn er sich trotzdem berechtigt glaubte, den Namen eines Christen zu führen, so wollen wir ihm denselben nicht streitig machen. Er verdiente ihn aber nur insofern, als er einerseits die christliche Ethik, wenigstens in den Hauptpunkten, anerkannte und andererseits sein deistisches Bekenntniß auch einen wesentlichen Bestandtheil des Christenglaubens bildet. Zwar hat man vielfach behauptet, es sei ihm selbst mit der Zustimmung, die er den Lehren des Deismus gegeben, nicht Ernst gewesen. Doch unseres Erachtens sehr mit Unrecht. Die hypothetische Form, in welcher er seine

Anerkennung ausspricht, darf die Aufrichtigkeit derselben nicht in Frage stellen. Davon abgesehen, daß sie durch das Bewußtsein der Zweifel und Bedenken, zu welchen die, wenn auch noch so feste persönliche Ueberzeugung Anlaß gab, bedingt war, entsprach sie auch dem Zwecke, den er im Auge hatte. Wollte er die absolute Gewißheit, deren sich die Orthodoxie, wie die Philosophen, zu rühmen pflegten, erschüttern, so konnte er sie nicht füglich für sich selbst in Anspruch nehmen. Ihr Mangel that indeß der inneren Wahrheit seines Bekenntnisses keinen Eintrag. Mochte es den skeptischen Verstand nicht ganz befriedigen, das Herz gab ihm seine volle Zustimmung. Er hielt trotz aller Bedenken, die sich in späterer Zeit aufdrängten, unverbrüchlich an dem Glauben fest, welchen er in jungen Jahren in sich aufgenommen hatte. Eben weil aber der Deismus für Rousseau nicht sowohl ein Ergebniß des Denkens, als eine persönliche Herzenssache war, vermochte er ihn mit der warmen Begeisterung und dem hinreißenden Schwunge vorzutragen, die uns in dem Bekenntnisse des Vicars begegnen, und ihm auch da zahlreiche Anhänger gewannen, wo man ihm bis dahin wenig hold gewesen.

Ob diese Wirkung in der That so verderblich war, wie sie von manchen Seiten dargestellt worden, dünkt uns doch sehr zweifelhaft; wir möchten sie eher für wohlthätig halten. Zwar ist es vielfach üblich, wenn der Deismus zur Sprache kommt, geringschätzig die Achseln zu zucken. Die Denker finden ihn oberflächlich und inconsequent, den Gläubigen ist er zu kühl und nüchtern. Auch läßt sich nicht leugnen, daß er weder die Räthsel des Daseins löst, noch die Ansprüche der Phantasie und des Gemüthes befriedigt. Dennoch wäre es im Interesse der menschlichen Gesellschaft vielleicht sehr zu wünschen, daß diese Religion der Vernunft und Humanität unter ihren Mitgliedern allgemeine Anerkennung fände. Wer die religiösen Zustände unbefangen in's Auge faßt, das unfruchtbare Gezänk und engherzige Formen- und Scheinwesen auf der einen Seite, die schale Indifferenz und den geistlosen Materialismus auf der anderen, wird zugeben müssen, daß das individuelle, wie das Gesammtleben der Menschen nur dabei gewinnen könnte, wenn die einfachen Lehren des Deismus in Aller Herzen lebendig würden. Freilich ist das nicht zu erwarten; wohl aber dürften sie, wenn in geeigneter Weise verkündigt, bei Vielen einer bereitwilligen Aufnahme sicher sein. Indem sie dem geistig sittlichen Wesen des Menschen entsprechen und der natürlichen Einsicht ebenso angemessen wie zugänglich sind, empfehlen sie sich allen denen, welche sich dem positiven Kirchenthum, seinen Dogmen und Mysterien entfremdet, aber ein mehr

oder minder lebhaftes religiöses Bedürfniß bewahrt haben. Die Zahl dieser relativ Ungläubigen ist in unseren Tagen groß, weit größer als vor hundert Jahren, wo die mittleren Volksschichten von dem skeptischen Geiste, welcher in den höheren Gesellschaftskreisen umging, noch wenig berührt wurden.

Sie war indeß auch damals nicht gering, und ist es deshalb wohl begreiflich, wenn das Bekenntniß des Vicars weithin freudigen Anklang fand. Es bot Manchem eine innere Befriedigung, die er anderswo vergeblich suchte, und gab nicht Wenigen einen festen Halt, der ihnen auf dem mehr und mehr schwankenden Boden des überlieferten Denkens und Glaubens sehr zu statten kam. Es war doch zu einer Zeit, wo dem Zufall oder der blinden Nothwendigkeit die Regierung der Welt zugesprochen, wo der Mensch zur Maschine degradirt, ihm Geist und Gewissen bestritten und der nackte Egoismus als das einzig wahre Prinzip seiner Handlungen proklamirt wurde, eine erhebende und trostreiche Lehre, die den Glauben an Gott und Vorsehung, an die Unsterblichkeit und eine künftige Vergeltung, an die geistige und sittliche Natur des Menschen aufrecht hielt.

Auch ist sie bekanntlich in den Stürmen der Revolution gleichsam das schützende Boot gewesen, in welchem sich das religiöse Leben aus dem Schiffbruch, den es erlitten, vor völligem Untergange rettete. Freilich hat der Umstand, daß es die Vorkämpfer des Terrorismus waren, welche sie in jenen Tagen zur offiziellen Geltung zu bringen suchten, ein sehr ungünstiges Licht auf sie geworfen. Es kann indeß weder ihren eigenen Werth, noch die Größe des Verdienstes beeinträchtigen, welches sie sich damals, wie früher und später, um die ungläubige und doch des Glaubens bedürftige Menschheit erworben hat. Daß sie aber diese wohlthätige Wirkung in weiten Kreisen zu üben vermochte, verdankte sie größtentheils der begeisterten Rede ihres Apostels, die ihr auch jenseits der französischen Grenzen zahlreiche Freunde gewann.

Leider war der Beifall, welcher der Lehre gezollt wurde, für ihren Verkündiger ziemlich werthlos. Die meist stille Zustimmung der Anhänger konnte den lauten Widerspruch der Gegner nicht dämpfen, ihre geringe Macht und Geltung der Verfolgung nicht wehren, zu welcher sich Orthodoxe und Philosophen erhoben. Von gleichem Hasse gegen ihn erfüllt, vergaßen diese Todfeinde für eine Weile den eigenen Zwist, um den gemeinsamen Widersacher zu bekämpfen. Ihr Erfolg mußte um so größer und sicherer sein, da sich ihnen die weltliche Gewalt als Dritte im Bunde zugesellte. Auch sie war von Rousseau gereizt und zu einem feind-

lichen Auftreten provozirt worden. Er hatte neben dem religiös-philosophischen gleichzeitig ein politisches Glaubensbekenntniß veröffentlicht, dessen Inhalt sehr geeignet war, ihren Trägern starken Anstoß zu geben. Wir sagten schon früher, was ihn zur Abfassung desselben veranlaßte, gedachten auch der Schrift, in welcher er es niederlegte, und der Umstände, die ihr Erscheinen begleiteten[5]). Es bleibt noch übrig, die Ansichten und Grundsätze, welche er in ihr — dem berühmten Contrat social — entwickelt, etwas genauer darzulegen.

XII.

„Ich will,“ beginnt der Verfasser, „untersuchen, ob es innerhalb der bürgerlichen Ordnung irgendwelche Norm einer legitimen und gesicherten Verfassung gibt, wenn man die Menschen nimmt, wie sie sind, und die Gesetze, wie sie sein können.“ Die Menschen aber werden immer und überall durch ihr Interesse bestimmt. Was ihnen keinen Vortheil bringt, nicht auf den Nutzen abzielt, hat keinen Anspruch auf ihre Theilnahme und keine Aussicht auf dauernden Bestand. Auch die politischen Institutionen können nur da auf einen solchen rechnen, wo sie dem Interesse derjenigen dienen, für welche sie bestimmt sind. Es gilt daher, in den nachfolgenden Erörterungen „was das Recht gestattet, stets mit den Anforderungen des Interesses zu vereinigen, damit die Gerechtigkeit und der Nutzen sich nie von einander getrennt finden.“

Die Wichtigkeit dieser Untersuchungen glaubt Verfasser nicht erst nachweisen zu dürfen. Frage man ihn aber, wie er dazu komme, über Politik zu schreiben, da er doch weder Fürst noch Gesetzgeber sei, so antworte er: Gerade deshalb; wäre er, was er eben nicht sei, so würde er handeln und nicht schreiben. Auch lege ihm, dem Bürger eines freien Staates, an dessen souverainer Gewalt er Theil habe, das Recht, in öffentlichen Angelegenheiten seine Stimme abzugeben, zugleich die Pflicht auf, sich über sie zu unterrichten. Und freue er sich, daß, so oft er über die verschiedenen Verfassungsformen nachdenke, er stets neue Gründe finde, die seines Vaterlandes zu lieben. Es kann in unseren Tagen, wo sich Jedermann zum Politiker berufen glaubt, auffallend scheinen, daß es Rousseau für nöthig hält, sein Unternehmen gewissermaßen zu entschuldigen. Man vergesse indeß nicht, daß es zur Zeit, als der Contrat social geschrieben wurde, für einen Privatmann, der außerhalb der politischen oder juristischen Kreise

stand, zwar nicht grade unerhört, aber doch ungewöhnlich war, sich über staatliche Dinge in einer umfassenden und prinzipiellen Darstellung auszusprechen. Ueberdies — und das war am Ende die Hauptsache — lag ihm daran, sich bei dem Anstoße, welchen seine politische Theorie den Machthabern in Frankreich voraussichtlich erregen mußte, von vorn herein durch Berufung auf sein Genfer Heimaths- und Bürgerrecht vor einer etwaigen Verfolgung sicher zu stellen.

Wenden wir uns von dem Eingange des Werkes zu diesem selbst. Es zerfällt in vier Bücher, von welchen das erste den Ursprung des Staates und die Entwickelung seiner Grundverhältnisse zum Gegenstande hat. Rousseau sucht hier nachzuweisen, daß der Staat keine Schöpfung der Natur, sondern das Werk menschlicher Uebereinkunft ist. Er zeigt ferner, wie diese Uebereinkunft zu Stande kommt und der Staat durch sie eine rechtliche Basis erhält, welche geeignet ist, ihm einen legitimen Bestand zu sichern. Er führt endlich aus, daß nur sie ihm eine solche Grundlage geben kann, sofern sie allein es möglich macht, die Aufhebung oder Beschränkung der natürlichen Freiheit, welche die Theilnahme an der staatlichen Gemeinschaft zur Folge hat, vor der Vernunft zu rechtfertigen und damit den Widerspruch zu beseitigen, welcher zwischen der natürlichen und der bürgerlichen Ordnung besteht und die Existenz der ersteren beständig gefährdet, weil er ihre Berechtigung fortwährend in Frage stellt.

Wir haben schon öfter hervorgehoben, daß die persönliche Freiheit einer der vornehmsten Ausgangs- und Zielpunkte des Rousseau'schen Denkens ist. Auf dem Interesse an ihr beruht auch größtentheils seine politische Doctrin; entsprungen aus dem lebendigen Bewußtsein der Gefahren, welche die Freiheit im staatlichen Leben bedrohen, hat sie vor Allem den Zweck, dieselbe gegen jede Beeinträchtigung zu schützen. Rousseau ist überzeugt, daß der Mensch von Natur unbedingt frei, d. h. von Niemandem abhängig, und unbeschränkter Herr seiner Person wie seiner Habe ist. Sieht er sich aber in der wirklichen Welt näher um, so kann er sich der Wahrnehmung nicht entziehen, daß derselbe überall in Fesseln liegt und, mag er nun Herr oder Diener, Fürst oder Unterthan sein, durch die sociale Gemeinschaft mit seines Gleichen bedingt und eingeschränkt wird. Wie es zu dieser durchgreifenden Umwandlung der ursprünglichen Lage gekommen, er weiß es nicht; die Entstehung des staatlichen Verbandes ist für ihn ein ebenso großes Geheimniß, wie der Sündenfall für den Christen" [1]). Doch wie immer entstanden, er ist einmal da; man mag ihn für einen naturwidrigen Zustand halten, aber man darf, wie die Dinge

gegenwärtig liegen, weder seine Existenz, noch deren Nothwendigkeit in Frage stellen. Wer ihn antasten wollte, würde die Grundlage aller Rechtsverhältnisse erschüttern und die wohlgefügte bürgerliche Ordnung in ein wüstes Chaos verkehren. Es kommt vielmehr darauf an, seine Berechtigung so fest und sicher zu begründen, daß sie sich gegen jeden Angriff zu behaupten vermag. Die Frage ist, nicht ob es überhaupt einen Staat geben soll oder darf, sondern wie er eine haltbare Basis gewinnen kann oder mit andern Worten, wie er constituirt sein muß, damit sein Bestand gerechtfertigt erscheine.

Diese Frage zu beantworten ist, wie Rousseau glaubt, nicht grade schwer. Das Unrecht, welches dem Staate seiner Natur nach einwohnt, liegt in der Beschränkung, welche die persönliche Freiheit durch ihn erfährt. Soll er daher einen rechtlichen Charakter erhalten, so muß diese Beschränkung wegfallen. Sie fällt aber fort, wenn sie zur Selbstbeschränkung wird. Keine Macht auf Erden ist befugt, der Willensfreiheit des Menschen irgend welche Grenzen zu setzen. Dagegen steht es Jedem zu, falls eine vernünftige Erwägung seiner Interessen ihm das rathsam erscheinen läßt, ihr selbst freiwillig Schranken zu stellen. Nicht als ob er berechtigt wäre, sie aufzugeben, etwa zu Gunsten eines Anderen auf sie zu verzichten. Wohl aber kann er, sofern der eigene Wille mit dem Willen Anderer übereinstimmt, diesen gemeinsamen Willen, eben weil er auch der seinige ist, als eine ihn bindende Norm anerkennen. Geschieht das, tritt er mit seines Gleichen in eine Verbindung der Art, daß jeder einzelne Theilnehmer in dem gemeinschaftlichen Willen Aller seinen persönlichen Eigenwillen wiederfindet, so hat ein solcher Verband, da er das Recht der freien Selbstbestimmung auf keine Weise beeinträchtigt, einen durchaus legitimen Charakter.

Auch die staatliche Gemeinschaft ist berechtigt, wenn und soweit sie die eben aufgestellte Bedingung erfüllt. Sie kann ihr aber nur da genügen, wo sie durch den freien Willen ihrer Angehörigen zu Stande kommt und sich erhält. Der Staat, d. h. im Sinne Rousseau's stets der legitime, rechtlich begründete Staat, geht aus der freien Uebereinkunft derer hervor, die ihn in's Leben rufen. Was freilich die Menschen veranlaßt, aus der Vereinzelung, in welcher sie im Naturzustande leben, herauszutreten, muß, wie schon vorhin bemerkt wurde, unentschieden bleiben. Rousseau erinnert wiederholt daran, daß sich gegenwärtig keine Völker mehr bilden, man also über die Weise, in welcher sie sich gebildet haben, keine zweifellos gewisse Ansicht, sondern nur mehr oder weniger plausible Vermuthungen hegen könne. Vielleicht, meint er, tritt

im Leben der Naturmenschen irgend wann der Zeitpunkt ein, wo die Kraft des Einzelnen nicht mehr ausreicht, um die zu seiner Erhaltung nothwendigen Mittel zu beschaffen, und es deshalb einer Vereinigung der individuellen Kräfte zur Erreichung des für Alle gleich wichtigen Zweckes bedarf. Ein solches Zusammenwirken aber setzt einen einheitlichen Willen voraus, der Ziel und Richtung desselben bestimmt. Diese Willenseinheit kann nicht dadurch erreicht werden, daß sich der Einzelne in den Willen des Andern fügt oder diesen dahinbringt, sich dem seinigen zu accommodiren. Da Niemand das Recht hat, sich seiner Freiheit zu entäußern oder sie einem Andern zu nehmen, so ist beides gleich unstatthaft. Sie wird vielmehr nur dadurch möglich, daß der persönliche Wille jedes Einzelnen mit dem gemeinsamen Willen Aller zusammenfällt. Wo dies zutrifft, steht der Bildung eines staatlichen Vereines nichts im Wege; weil jedes Mitglied in dem allgemeinen Willen, von welchem es beherrscht wird, den seinigen erkennt, kann es sich ihm unbedingt unterordnen und mit Allem, was es ist und besitzt, in die Gemeinschaft eingehen. Indem es sich Allen hingibt, gibt es sich doch Niemandem hin, und da es auf jeden Theilnehmer der Verbindung dasselbe Recht erhält, welches es ihm über sich selbst einräumt, so gewinnt es ganz ebensoviel wie es verliert, zugleich aber eine größere Kraft, zu behaupten, was es hat.

Rousseau zweifelt nicht, daß ein Pakt des angegebenen Inhaltes jedem staatlichen Verbande zu Grunde liegt. Wie verschieden die Formen auch sind, in welchen der Staat auftritt, er beruht seiner Ansicht nach in letzter Instanz immer und überall auf einem Vertrage, durch welchen seine Angehörigen auf ihren Eigenwillen verzichten, sich dem Gemeinwillen unterwerfen und die ihnen als Individuen zustehenden Rechte unter der Bedingung preisgeben, daß sie dieselben als gleichberechtigte Glieder eines größeren Ganzen zurückerhalten. Doch ist es keineswegs nöthig, daß diejenigen, welche einen solchen Vertrag schließen, sich seines Inhaltes klar und deutlich bewußt sind. Rousseau zweifelt sogar, daß seine wesentlichen Bestimmungen jemals genau formulirt und ausgesprochen wurden. Es würde ihn daher in seiner Meinung auch nicht irre machen können, wenn man gegen sie einwenden wollte, daß nachweislich sich nie ein Staat auf dem Wege des Vertrages gebildet habe. Die historische Genesis bildet keine Instanz gegen die prinzipielle Begründung, und das Wesen oder die Idee einer Sache darf nicht mit ihrer zeitlichen Erscheinung verwechselt werden. Wo immer es einen Staat gibt, muß er die nothwendigen Merkmale seines Begriffes an sich tragen. Fehlen sie ihm, so ist er nicht, was er sein soll; er führt dann einen

Namen, der ihm nicht gebührt. Uebrigens kennt Rousseau die mannigfachen faktischen Vorgänge sehr wohl, welchen die existirenden Staaten ihren Ursprung verdanken. Er findet es aber ebenso bequem, wie ungehörig, wenn die politische Theorie in ihnen zugleich die wahren Quellen des Staatslebens erblickt und so die zufälligen Thatsachen zu rechtlichen Motiven stempelt.

Sehen wir näher zu, wie man in der Regel Ursprung und Wesen des Staates zu erklären versucht, so ist es zunächst sehr üblich, ihn auf die Familie zurückzuführen. Gewiß insofern mit vollem Recht, als die Familie unleugbar die zeitliche Voraussetzung des Staates und die lebendige Quelle ist, aus welcher er nicht blos entspringt, sondern auch die zu seinem Fortbestande nöthige Nahrung schöpft. Aber ebenso gewiß mit entschiedenem Unrecht, wenn diese Ableitung dahin verstanden wird, daß der Staat nur eine Fortsetzung der Familie und die charakteristische Eigenthümlichkeit der letzteren auch die seinige sei. Der Familienverband beruht wesentlich auf der Unterordnung aller seiner Glieder unter ihr gemeinsames Oberhaupt; die Pflicht, welche diesem obliegt, für ihre Erhaltung Sorge zu tragen, bedingt den Gehorsam, welchen sie ihm schulden. Dieses Verhältniß ist aber nur so lange berechtigt, als das natürliche Bedürfniß fortbesteht, aus welchem es hervorgeht. Sind die Kinder im Stande, sich selbst zu erhalten, können sie der Fürsorge des Vaters entbehren, so fällt wie für ihn das Recht zur Herrschaft, so für sie die Pflicht des Gehorsams hinweg. Sie treten ihm dann frei und selbständig zur Seite; Einer ist dem Andern gleich und Alle sind von einander unabhängig. Allerdings kann die Gemeinschaft, in welcher die Familienglieder bis dahin lebten, fortdauern, doch basirt sie fortan lediglich auf dem freien Willen derer, welche sie bilden. Die Familie, ursprünglich aus einem zwingenden Bedürfniß der Natur hervorgegangen, erhält sich nur durch eine gewollte Uebereinkunft, die indeß nicht formell abgeschlossen zu werden braucht.

Auch kann sie nur da, wo sie diese freiere Gestaltung angenommen hat, als ein Bild oder als das Vorbild des Staates gelten. Das Verhältniß des Vaters zu den Kindern entspricht dann der Beziehung des Volkes zu seinem Oberhaupte. In dem einen, wie in dem anderen Verbande besteht unter den Mitgliedern eine vollständige Gleichheit; alle sind gleich frei, und wenn sie sich entschließen, einen Theil ihrer Freiheit hinzugeben, so geschieht es nur, weil ihr Interesse dieses Opfer zu fordern scheint. Hat man bei der Ableitung des Staates aus der Familie diese Uebereinstimmung beider im Auge, so ist gegen dieselbe nichts

einzuwenden. Meint man aber, daß die unbeschränkte väterliche Gewalt, welche dem Haupte der Familie naturgemäß gebührt, auch dem Haupte des Staates zustehe, und das Volk seinem Fürsten zu demselben unbedingten Gehorsam verpflichtet sei, welchen die Kinder dem Vater zu leisten haben, so muß eine solche Vermengung zweier grundverschiedenen Verhältnisse entschieden zurückgewiesen werden. Der Fürst ist eben nicht der Vater seines Volkes und darf keine Macht in Anspruch nehmen, die sich nur auf eine ihm fehlende Eigenschaft stützen läßt[2]). Ueberhaupt giebt es keinen Rechtstitel, unter welchem sich ein einzelner Volksgenosse oder auch eine Mehrheit von solchen die Herrschaft über alle übrigen vindiziren könnte. Auch die größere Begabung, durch welche sich der Eine vor dem Andern auszeichnet, berechtigt Niemanden, sich den Schwächeren dienstbar zu machen. Wie verschieden die Menschen im Uebrigen auch sind, sie sind doch alle Menschen, sittliche Wesen, und haben als solche den frei sich selbst bestimmenden Willen mit einander gemein. Die in dieser Beziehung unter ihnen bestehende Gleichheit ist ebenso unzerstörbar wie allgemein. Denn es versteht sich von selbst, daß sich Niemand freiwillig oder gezwungen einer Eigenschaft oder eines Rechtes begeben kann, ohne welches er aufhören würde, Mensch in der wahren Bedeutung des Wortes zu sein. Geschieht das thatsächlich doch, so begründet das Faktum noch kein Recht; was auch einzelne Staatsrechtslehrer, wie Grotius und Hobbes, sagen mögen, die bestehende Sklaverei kann nun und nimmer zum Beweise dafür dienen, daß ein Theil der Menschheit zur Knechtschaft bestimmt sei.

Das Recht der Sklaverei ist ganz ebenso widersinnig, wie das Recht des Stärkeren, von welchem diejenigen zu sprechen lieben, die den Staat auf die Gewalt gründen möchten. Als ob die physische Kraft, der jede sittliche Bedeutung abgeht, jemals ein Recht begründen könnte. In der That hat eine Herrschaft, die auf Gewalt beruht, nicht den mindesten Anspruch auf rechtliche Geltung. Man fügt sich ihr, weil und solange sie besteht. Wie lange sie aber auch bestehen mag, sie wird deshalb nicht legitimer; die Zeit kann nicht rechtfertigen, was von Hause aus ein Unrecht ist. Es hilft ihr ebensowenig, wenn sie sich durch die göttliche Autorität zu stützen sucht. Die Behauptung der theologischen Politiker oder politischen Theologen, daß alle Obrigkeit von Gott stamme, ist ohne Zweifel insofern begründet, als ohne den Willen oder die Zulassung Gottes überhaupt nichts ist oder geschieht. Nur folgt daraus keineswegs, daß alles Vorhandene gut und berechtigt ist, oder das Schlechte und Widerrechtliche nicht beseitigt werden dürfte. Wenigstens hat man noch

nie gehört, daß es sündhaft oder gottlos sei, den Arzt zu requiriren, wenn man von einer Krankheit befallen wird.

Fraglich aber ist, ob nicht das Recht zur Herrschaft durch die freie Zustimmung derer, über welche sie geübt wird, erworben werden kann. Grotius z. B. hält dafür, daß, weil der einzelne Mensch sich zum Sklaven machen dürfe, sich auch ein ganzes Volk, wenn es ihm so beliebe, in ein Unterthanenverhältniß begeben könne. Rousseau indeß bestreitet, wie sich das nach dem vorhin Bemerkten erwarten läßt, sowohl die Prämisse, wie den auf ihr basirenden Schluß. Seiner Ansicht nach wäre der Vertrag, durch welchen ein Volk sich zu Gunsten eines oder mehrerer Herrscher seiner Freiheit entäußern wollte, widersinnig und darum null und nichtig. Denn das Volk würde in diesem Falle ein wesentliches Recht preisgeben, ohne dafür ein gleichwerthiges Aequivalent zu erhalten; es würde ferner nicht nur für sich selbst eine unstatthafte Verpflichtung eingehen, sondern auch, wozu es unter keinen Umständen befugt ist, den künftigen Geschlechtern eine solche aufladen; es würde endlich, und das ist die Hauptsache, seinen Handlungen den sittlichen Charakter nehmen und sich damit der menschlichen Würde entkleiden. — Nicht weniger unhaltbar ist eine andere Ansicht, die derselbe Grotius geltend macht. Er behauptet nämlich, der Sieger habe ein Recht auf das Leben des Besiegten und könne ihm dasselbe unter der Bedingung lassen, daß er auf seine Freiheit verzichte. Doch wie weit das Kriegsrecht ausgedehnt werden mag, es erstreckt sich nicht auf die Personen und das Leben der Ueberwundenen. Der Krieg ist lediglich ein Verhältniß von Staat zu Staat, wobei die Privatpersonen nur accidentell, sofern sie sich kämpfend gegenüberstehen, nicht als Menschen, selbst nicht als Bürger zu einander in feindliche Beziehung treten. Ueberdies läuft das Recht des Siegers oder Eroberers im Grunde auf das des Stärkeren hinaus, und wir sagten schon, was von diesem zu halten sei.

Gesetzt aber auch, daß die Gewalt und ihre Wirkungen jemals rechtliche Gültigkeit erlangen könnten, so würde sie doch außer Stande sein, einen Staat ins Leben zu rufen. Wo sie waltet, bildet sich immer nur ein loses Aggregat äußerlich verbundener Menschen, kein durch gemeinsame Interessen und Rechte innerlich zusammengehaltener sozialer Verband. Unfähig, einen sittlichen Organismus zu schaffen, dessen gleichberechtigte Glieder in lebendiger Gemeinschaft zur Erreichung des für alle gleichen Zweckes thätig sind, begründet sie lediglich das rein mechanische Verhältniß des Herrn zu der recht- und unterschiedslosen Masse seiner Sklaven oder Unterthanen. Es ist daher unmöglich, die

Entstehung des Staates dadurch zu begreifen, daß man ihn als ein Produkt der Gewalt auffaßt. Andrerseits wird er da, wo man die bestehende Herrschaft auf die freie Zustimmung der Beherrschten zurückführt, bereits vorausgesetzt. Denn es leuchtet ein, daß ein Volk, welches sich entschließt, auf seine Freiheit zu verzichten, schon als politische Körperschaft vorhanden sein muß, um einen solchen Entschluß fassen zu können. Es bleibt also dabei: der Staat, welcher seinem Begriffe entspricht und in Wahrheit das ist, was er sein will und soll, beruht auf einem Vertrage, durch welchen das einzelne Individuum sich mit allen seinen Rechten der ganzen Gemeinschaft unbedingt hingibt. Indem jedes Mitglied dieselbe Verpflichtung eingeht, befinden sich alle in der gleichen Lage, ist keines den anderen gegenüber im Vor- oder Nachtheile; da sie ihre sämmtlichen Rechte ohne Ausnahme und ohne irgend welchen Vorbehalt übertragen, so ist innerhalb des Verbandes jede privilegirte Sonderstellung ausgeschlossen; weil sie endlich ihre Rechte nur an die Gesammtheit abtreten, treten sie dieselben im Grunde Niemandem ab, erhält vielmehr jeder Einzelne von Allen zurück, was er selber gegeben hat. So einander vollkommen gleich, unabhängig und doch gebunden, durchaus selbständig und doch Theile eines größeren Ganzen, bilden sie in ihrer frei gewollten Vereinigung einen lebendigen sittlichen Organismus oder, wie Rousseau ihn nennt, einen „moralischen Collectivkörper", welcher aus ebensovielen Gliedern besteht, als die Versammlung, die ihn ins Leben ruft, Stimmen zählt, und durch den Akt der Vergesellschaftung „seine Einheit, sein Ich, sein Leben und seinen Willen" erhält. Diese „öffentliche Person, die aus der Vereinigung aller anderen hervorgeht", heißt gegenwärtig Gemeinwesen oder politische Körperschaft. Sie wird von ihren Gliedern, wenn sie sich passiv verhält, Staat, tritt sie activ auf, Souverain genannt. Die Mitglieder selbst heißen in ihrer Gesammtheit Volk, einzeln Bürger, sofern sie an der souverainen Staatsgewalt Theil haben, Unterthanen, sofern sie den Gesetzen des Staates unterworfen sind. Fassen wir nun diese constitutiven Elemente des Staates und ihre gegenseitigen Beziehungen etwas schärfer ins Auge.

Zunächst ist klar, daß sich für den Einzelnen durch die Theilnahme am Gesellschaftsvertrage ein doppeltes Verhältniß ergibt. Während er einerseits als Theilhaber an der Souverainetät den übrigen Participanten, steht er andrerseits als Glied der Gemein-

schaft dem Souverain gegenüber. Auch sieht man leicht, daß jede dieser Beziehungen für ihn bestimmte Rechte und Pflichten zur Folge hat, die wohl unterschieden werden müssen. In seiner Eigenschaft als einzelner Bürger ist er verbunden, sich dem Souverain unbedingt unterzuordnen. Sofern er aber diesem selbst angehört, giebt es keine Gewalt oder Autorität, die nicht von ihm abhängig wäre. Es liegt eben im Begriff des Souverains, daß er keine gleichberechtigte oder höhere Macht neben oder über sich anerkennt. Auch die eigenen Beschlüsse sind für ihn ohne bindende Kraft; er kann sie, wenn es ihm so gefällt, jeden Augenblick widerrufen. Es steht ihm sogar frei, den Grundvertrag und mit ihm die Basis seiner eigenen Existenz aufzuheben. Dagegen ist er nicht befugt, Anordnungen zu treffen oder Verpflichtungen zu übernehmen, durch welche diesem Vertrage irgendwie Eintrag geschieht. So würde er namentlich über die Grenzen seiner Competenz hinausgehen, wenn er auf die ihm zustehende Macht, etwa zu Gunsten eines Fürsten, ganz oder theilweise verzichten wollte. Ebensowenig darf er dem einzelnen Bürger, welcher in seinen Rechten gekränkt wird, den erforderlichen Schutz und Beistand versagen. Denn wie jeder Angriff, der auf die Verbindung als Ganzes gerichtet ist, ihre sämmtlichen Angehörigen persönlich mittrifft, so wird auch jede Unbill, die dem Einzelnen widerfährt, der Gesammtheit zugefügt. Der Grundsatz Einer für Alle und Alle für Einen muß daher, wenn irgendwo, grade hier seine vollste Anwendung finden. Uebrigens bringt es schon der Begriff und Ursprung des Souverains mit sich, daß sein Wille und Interesse stets mit dem der einzelnen Bürger zusammenfällt. Dagegen können diese, sofern sie als Menschen auftreten, allerdings einen Willen haben, welcher dem allgemeinen Willen, der ihnen als Bürgern eignet, entgegengesetzt ist, oder doch mehr oder weniger von ihm abweicht. Ist dies der Fall, so hat der Souverain das Recht und die Pflicht, die fehlende Uebereinstimmung herzustellen. „Da er den Einzelnen vor persönlicher Abhängigkeit schützt, so kann er ihn auch zwingen, sich die persönliche Freiheit zu bewahren.“

Liegt doch in der Sicherstellung dieser Freiheit einer der wesentlichen Vortheile, welche die soziale Gemeinschaft dem Menschen darbietet. Freilich wäre es vielleicht besser, wenn er sie in der unbeschränkten Form, welche ihr im Naturzustande eigen ist, behaupten könnte. Doch da das einmal nicht angeht, ist die Garantie, welche für die bürgerliche Freiheit durch den sozialen Verband geleistet wird, um den Preis der Beschränkungen, welche die natürliche Freiheit sich gefallen lassen muß, keineswegs zu

theuer erkauft. Man vergesse nicht, daß die Freiheit nur auf dem Boden des gesellschaftlichen Lebens sittlichen Werth und Charakter gewinnen kann. So lange der Mensch blos für sich existirt, ist sein Thun und Lassen in moralischer Beziehung indifferent. Erst durch den Eintritt in die soziale Gemeinschaft wird er zu einem sittlichen Wesen, findet er Antrieb und Gelegenheit, die bis dahin ruhenden ethischen Kräfte in Thätigkeit zu setzen. Zugleich erwacht auch der Geist aus dem Schlummer, der ihn im Naturzustande gefangen hielt. Die Intelligenz regt und entfaltet sich; der Mensch beginnt zu denken und hört damit auf, jenes stupide, bornirte Wesen zu sein, als welches er sich vom Thiere kaum unterschied. Fügen wir hinzu, daß er als Mitglied des sozialen Verbandes die Ungleichheit der physischen und geistigen Kräfte nicht mehr zu fürchten hat, die ihm in seiner Isolirung leicht verderblich werden kann. Der Gesellschaftsvertrag hebt zwar die natürliche Gleichheit auf, aber nur um sie durch die bürgerliche zu ersetzen, welche ihrerseits der natürlichen Ungleichheit ein Ende macht. Allerdings schließt die Gleichheit der Rechte Aller das unbeschränkte Recht des Einzelnen aus. Er kann nun nicht mehr auf Alles Anspruch machen, was gerade seine Begierde reizt. Dafür aber wird ihm, was bis dahin nur in seinem Besitze war, von der Gesammtheit als sein rechtliches Eigenthum garantirt.

Denn erst mit dem sozialen Verbande und zwar als eine Schöpfung desselben, tritt auch das Eigenthum im strengen Sinne des Wortes ins Leben. Seinem Wesen nach eine soziale Institution, bedarf es zu seiner Geltung eines positiven Rechtstitels, den ihm nur die bestehende Rechtsgemeinschaft verleihen kann. Solange eine solche fehlt, gilt, wenigstens in Bezug auf unbewegliche Güter, lediglich ein gewisses Besitzrecht dessen, der sie zuerst occupirt. Dieses nur uneigentlich so zu nennende „Recht des ersten Besitzers“ ist an drei Bedingungen geknüpft. Es kann sich auf kein schon bewohntes Terrain erstrecken, darf nicht mehr Raum in Anspruch nehmen, als zur Selbsterhaltung erforderlich ist, und muß durch Bearbeitung des occupirten Bodens faktisch ausgeübt werden. Uebrigens geht es, da der Einzelne sich mit seiner ganzen Kraft, also auch mit seinem Vermögen, ins Besondere mit seinem Grundbesitz, der politischen Verbindung anschließt, bei der Bildung derselben an diese über. Der Staat ist der Herr aller Güter seiner Angehörigen; sein Gebiet, welches durch die Gesammtheit ihrer Besitzungen gebildet wird, steht ganz ebenso unter seiner souverainen Macht, wie die Personen, die auf ihm leben. Natürlich bewegt sich sein Recht innerhalb derselben Grenzen,

in welchen es seinen früheren Inhabern zustand. Er ist Fremden gegenüber nicht der Eigenthümer, sondern nur der Besitzer seines Territoriums. Den eigenen Mitgliedern aber gibt er die Güter, welche sie ihm als prekäres Besitzthum übertrugen, als ein von der Gesammtheit verbürgtes rechtliches Eigenthum zurück.

Freilich bleibt das Eigenthumsrecht des Einzelnen dem stärkeren Rechte des Staates stets untergeordnet. Der letztere kann daher, wenn sein Interesse es erfordert, Verfügungen treffen, durch welche das Vermögen der Bürger mehr oder weniger in Anspruch genommen wird. Doch sind, scheint es, Anordnungen dieser Art nur insoweit zulässig, als sie einen allgemeinen Charakter tragen und, wie sie von der Gesammtheit ausgehen, auch das Eigenthum Aller zum Gegenstande haben. Ohne Zweifel hat hier Rousseau die Befugniß des Staates, Abgaben zu erheben, im Auge. Indem er dieselbe in ihrem ganzen Umfange anerkennt, weist er zugleich jede anderweitige Beschränkung des Privateigenthums entschieden zurück. Allerdings kann es im Interesse des Gemeinwesens geboten sein, daß einzelne Bürger auf ihren Besitz ganz oder theilweise verzichten. Auch hat es in diesem Falle das Recht, sie, wenn das nöthig werden sollte, auf Grund eines Gesetzes dazu zu zwingen. Doch liegt ihm dann die Verpflichtung ob, sie für ihren Verlust vollständig zu entschädigen. Uebrigens dürfte es rathsam sein, sich solcher Eingriffe möglichst zu enthalten. Denn der Staat bietet nur da eine genügende Bürgschaft für seinen Fortbestand, wo das Eigenthumsrecht für heilig und unverletzlich gilt. Jede Beeinträchtigung, die es erfährt, erschüttert mehr oder weniger die Basis des Gemeinwesens; wie das Eigenthum in und mit dem Staate ins Dasein tritt, so würde auch die Aufhebung des einen die Auflösung des anderen unmittelbar nach sich ziehen.

Wir wollen hier nicht untersuchen, ob Rousseau diese enge Verbindung beider ausreichend bewiesen hat. Uns will es scheinen, als ob er sie eben nur behaupte, denn er weist nirgendwo in überzeugender Weise nach, daß und warum die Constituirung des staatlichen Verbandes die Entstehung des Privateigenthums nothwendig zur Folge haben muß. Vielmehr ist es recht wohl denkbar, daß sich aus dem ihm übertragenen Einzelbesitz ein Gesammteigenthum des Staates bildet, an welchem dann natürlich seine Angehörigen sämmtlich gleichen Antheil haben. Wenn Rousseau diese, wie uns dünkt, naheliegende Consequenz seines Grundprinzips nicht zieht, so unterläßt er es wohl, weil nach seiner Ansicht der soziale Verband lediglich seiner Mitglieder wegen, zur Sicherung ihrer persönlichen und dinglichen Rechte geschaffen wird.

Und insofern hat er Recht, wenn er die Existenz des Staates von der des Privateigenthums abhängig macht. Stehen aber beide wirklich in einem so innigen Zusammenhange, so ist auch die weitere Bemerkung richtig, daß eine staatliche Gemeinschaft nur bestehen kann, wenn jeder ihrer Theilnehmer etwas hat, das er sein Eigen nennen darf. Die besitzlosen Proletarier stehen im Grunde außerhalb des Staates und haben an seiner Erhaltung nicht das mindeste Interesse. Im Gegentheil werden sie, da die Gesetze nur den Besitzenden Nutzen bringen, denjenigen aber, welche nichts haben, nachtheilig und hinderlich sind, auf seine Beseitigung hinarbeiten. Ist es aber gut und selbst nothwendig, daß kein Bürger des Eigenthums entbehre, so darf die Größe desselben doch ein gewisses Maß nicht überschreiten. Das Zuviel wäre hier grade ebenso vom Uebel, wie das Zuwenig.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Vortheile, welche dem Einzelnen aus der sozialen Gemeinschaft mit seines Gleichen erwachsen, kaum bestimmter hervorgehoben und nachdrücklicher betont werden können, als es von Rousseau geschieht. Dennoch hält er an der Ueberzeugung fest, daß es für die Menschen besser gewesen wäre, wenn sie in ihrer ursprünglichen Isolirung hätten fortleben wollen. Könnten sie sich freilich der mannigfachen Güter, welche das Zusammenleben ihnen darbietet, rein und ungestört erfreuen, so würde dasselbe ohne Zweifel für sie ein unschätzbares Glück und ein wahrer Segen sein. Leider aber birgt es so viele und so große Gefahren in sich, ist es mit so zahlreichen und so unvermeidlichen Mißbräuchen behaftet, daß eine unbefangene Abwägung des Für und Wider nicht wohl umhin kann, dem vorausgehenden Naturzustande den Vorzug zu geben. Indeß der Schritt, welcher aus diesem hinausführte, kann nicht wieder zurückgethan werden. Es hilft wenig, ihn zu beklagen, ist aber vielleicht von Nutzen, die Frage, wie die neuen Verhältnisse, die er zur Folge gehabt, am besten zu ordnen sein möchten, etwas eingehender zu erörtern. Stellen wir zunächst die Consequenzen fest, die sich aus den im Obigen entwickelten Prinzipien ergeben. Das zweite Buch unseres Werkes gibt über sie den nöthigen Aufschluß.

Die Ursache des Staates, der äußere Anlaß zu seiner Entstehung liegt in dem Widerstreite der Sonderinteressen; der innere Grund, aus welchem er ins Leben tritt, ist die Einheit des gemeinsamen Interesses. Was aber der Grund einer Institution, ist auch ihr Zweck; der Staat kann daher kein

anderes Ziel im Auge haben, als das gemeinsame Wohl derer, die ihn bilden. Um dieses Ziel zu erreichen, ist es unbedingt nothwendig, daß er einzig und allein durch den allgemeinen Willen geleitet werde, denn nur dieser übereinstimmende Wille Aller will stets das gemeine Beste, weil er seiner Natur nach nichts Anderes wollen kann. Doch braucht die entscheidende Stimme, welche ihm in allen staatlichen Angelegenheiten gebührt, nicht grade immer vernehmbar zu werden; er mag unter Umständen seine Zustimmung auch schweigend zu erkennen geben. Wohl aber muß er stets in der Lage sein, sich aussprechen zu können. Ebendarum darf er unter keiner Bedingung zu Gunsten irgend eines Einzelwillens resigniren oder sich durch ihn vertreten und ersetzen lassen. Möglich zwar, daß ein solcher momentan oder zeitweilig mit ihm zusammentrifft. Gewiß aber ist, daß diese Uebereinstimmung nicht von Dauer sein wird, denn der Wille des Einzelnen strebt nach Bevorzugung, während der Wille Aller auf Gleichheit abzielt. Was aber von dem allgemeinen Willen, gilt ebenso von der Souverainetät, in welcher er sich bethätigt. Auch sie kann weder aufgegeben, noch übertragen werden; sie ist vielmehr schlechthin unveräußerlich. Wollte ein Volk auch nur für einen Augenblick auf sie verzichten, so würde es aufhören ein Volk zu sein, und nur noch einen Haufen von unterwürfigen Sklaven bilden.

Ein ferneres Requisit der Souverainetät ist ihre Untheilbarkeit. Es beruht darauf, daß der allgemeine Wille, dessen Ausdruck sie ist, seiner Natur nach keine Spaltung zuläßt. Wesentlich einer, schließt er nothwendig jeden anderen Willen, der sich ihm gleichberechtigt zur Seite stellen könnte, aus. Er allein ist die Quelle der souverainen Staatsgewalt wie der allgemein verbindlichen Gesetze. Jedenfalls kann, sofern neben ihm noch ein Sonderwille zur Geltung kommt, derselbe sich nur in Edikten oder Verordnungen der exekutiven Behörde bethätigen. Rousseau glaubt diesen Unterschied scharf betonen zu müssen, weil die Einheit der Souverainetät und damit die des Staates selbst von manchen Politikern, wenn auch nicht prinzipiell, so doch thatsächlich in Frage gestellt wird. Indem sie die gesetzgebende Gewalt von der ausführenden trennen, von einem besonderen Rechte des Kriegs, der Steuererhebung u. s. w. sprechen, lösen sie den einheitlichen Organismus des Staates in eine Menge von Gliedern auf, die sie dann vergeblich auf irgend eine künstliche Weise wieder zu verbinden suchen. Sie sehen eben nicht, daß alle jene Einzelrechte keineswegs gesonderte Theile, sondern lediglich Ausflüsse der einen souverainen Staatsgewalt und dieser gleichmäßig unter-

geordnet sind. Ihr Irrthum aber verdient um so mehr berichtigt zu werden, da er in Bezug auf die Feststellung der Befugnisse von Fürst und Volk zu den bedenklichsten und folgenreichsten Widersprüchen geführt hat.

Uebrigens ist die alleinige Herrschaft des allgemeinen Willens schon deshalb nöthig, weil nur unter ihr das Wohl des Staates gesichert erscheint. Jedes Volk hat, nicht anders wie der einzelne Mensch, das eigene Beste im Auge; sein Wille richtet sich stets auf das, was für die Gesammtheit gut und heilsam ist. Freilich entspricht der spezielle Inhalt seines Wollens nicht immer dem allgemeinen Ziel desselben. Es geschieht gar oft, daß man das Gute, wonach man strebt, nicht sieht, oder doch nicht deutlich genug erkennt. Auch das Volk ist keineswegs unfehlbar; es kann sich in seinen gemeinsamen Berathungen täuschen und sein Wille zwar nicht corrumpirt, wohl aber irre geleitet werden. Die Gefahr solcher Ablenkung ist um so geringer, je reiner und bestimmter das eigentliche Ziel seines Wollens heraustritt. Indeß ist es nicht so leicht, dasselbe stets genau zu erkennen und scharf zu fixiren. Um den wahren Inhalt des allgemeinen Willens zu ermitteln, muß er nicht nur von jedem Einzelwillen unterschieden, er darf auch nicht mit ihrer Summe, dem Willen Aller, verwechselt werden. Denn er ist nicht, wie dieser letztere, ein bloßes Aggregat von individuellen Willensbestimmungen, sondern das, was dem mannigfach nüancirten Willen der Einzelnen als Gemeinsames inhärirt. Fällt er aber auch mit dem Willen Aller nicht zusammen, so kann und muß er doch aus ihm abgeleitet werden. Zu dem Ende „ziehe man von der Gesammtheit aller einzelnen Willensäußerungen diejenigen ab, welche ein Mehr oder Weniger wollen und sich deshalb gegenseitig aufheben; die Summe der sich ergebenden Differenzen macht dann den Inhalt des allgemeinen Willens aus."

Mit Recht fügt Rousseau hinzu, daß diese Rechnung nur da ein befriedigendes Resultat liefern kann, wo sämmtliche Staatsbürger in der Lage sind, ihre Willensmeinung zu äußern. Nicht als ob der allgemeine Wille nothwendig auch ein einstimmiger zu sein brauchte. Wohl aber müssen, um ihn zu constatiren, alle Stimmen gezählt werden; wollte man auch nur eine einzige formell ausschließen, so würde ihm damit der Charakter der Allgemeinheit genommen werden. Ebenso zutreffend ist die fernere Bemerkung, daß die wahre Meinung des Volkes um so leichter erkannt wird, je selbständiger die Ansichten sind, welche die Angehörigen desselben geltend machen. Denn mit der wachsenden Anzahl derer, die ein eigenes, unabhängiges Urtheil abgeben,

vermindert sich der Umfang und die Bedeutung der Differenzen, welche unter ihnen obwalten, während zugleich, was sie mit einander gemein haben, deutlicher und bestimmter zu Tage tritt. In einem wohlorganisirten Gemeinwesen ist deshalb vor Allem dahin zu wirken, daß jedes Mitglied befähigt werde, unabhängig von allen übrigen, eine eigene Ansicht zu gewinnen. Dagegen muß die Bildung geschlossener Parteien, die den Willen ihrer Mitglieder von vorn herein gefangen nehmen, möglichst verhindert werden. Kann man sie nicht ganz fern halten, so suche man sie wenigstens zu vervielfachen. Je kleiner ihre Zahl und je größer die ihrer Mitglieder ist, um so drohender wird die Gefahr, welche sie für den Staat mit sich bringen, weil sie dann um so mehr geneigt und im Stande sind, ihn ihrem Eigenwillen und Sonderinteresse dienstbar zu machen.

Ohne Frage steht es um das Gemeinwohl sehr mißlich, wenn die souveraine Staatsgewalt zum Spielball der Parteien wird oder sich mit ihnen identifizirt. Will sie aber die ihr angemessene Stellung über allen Sonderbestrebungen behaupten, so muß sie nicht nur ihre höchste Autorität zu wahren, sondern auch in den Schranken zu halten wissen, welche ihr durch den Grundvertrag gestellt sind. Zwar hat der Staat über seine Angehörigen absolute Gewalt; er kann sie ganz ebenso, wie der einzelne Mensch die Glieder seines Körpers, für seine Zwecke beliebig verwenden. Aber er darf dies doch nur, sofern sie seine Glieder, d. h. Bürger sind. Die Rechte, welche ihnen als Menschen zustehen, ihr Leben z. B. oder ihre Freiheit, müssen auch ihm für unantastbar gelten. Es wäre ein Irrthum zu meinen, daß das Individuum, wenn es dem sozialen Verbande beitritt, sich ihm mit seinem ganzen Wesen hingebe. Vielmehr entäußert es sich nur dessen, was für das Gemeinwesen und seinen Bestand von Wichtigkeit ist. Was dahin gehört, hat freilich der Staat festzustellen; doch indem er es fixirt, verzichtet er auf die Befugniß, seine Anforderungen noch weiter auszudehnen.

Sein Recht, diese so beschränkten Ansprüche geltend zu machen, beruht darauf, daß die Dinge, welche für ihn nothwendig oder von Nutzen, es gleicherweise für jeden seiner Angehörigen sind. Der Einzelne, welcher im Dienste des Staates irgendwie thätig ist, dient nicht blos diesem, sondern auch sich selber; das Interesse der Gemeinschaft ist auch das seinige. Allerdings trifft dies nur da zu, wo dieses Interesse das gemeinsame Interesse aller Einzelnen ist. Ebendarum darf sich der Souverain nur mit Gegenständen befassen, die einen allgemeinen Charakter haben und die Gesammtheit der Bürger betreffen. Wie der allge-

meine Wille von Allen ausgeht, so muß er sich auch in seinen Aeußerungen auf Alle beziehen. Er hat sich daher jedes Urtheils und jeder Bestimmung über einzelne Personen und Thatsachen zu enthalten. Er kann über sie nicht verfügen, weil das gemeinsame Interesse fehlt, welches den Entscheidungen des Souverains stets zu Grunde liegen muß. Erlaubt er es sich dennoch, so ruft er jedes Mal zwischen dem Staate und der betheiligten Partei einen Rechtsstreit hervor, der um so bedenklicher ist, da es weder Gesetze, noch Richter gibt, die ihn zum Austrage bringen könnten.

Wohin es führt, wenn die souveraine Staatsgewalt aus ihrer eigenthümlichen Sphäre heraustritt und in die der privaten oder individuellen Beziehungen übergreift, zeigt die Geschichte mancher Republiken, die — Rousseau erinnert namentlich an Athen — in Folge dessen endlosen inneren Kämpfen und schließlich dem Untergange anheimgefallen sind. Will sich der Staat einen ungestörten Fortbestand sichern, so darf er keinen Augenblick die seiner Macht gesteckten Grenzen außer Acht lassen, noch auch irgendwie den Einzelnen an der freien Verfügung über das hindern, was ihm nach seinem Eintritte in den sozialen Verband von seiner Person und Freiheit übrig geblieben ist. Von dieser Beschränkung abgesehen, hat er, wie schon gesagt wurde, über seine Angehörigen volle Gewalt, die sich selbst auf Leben und Tod erstreckt. „Denn er hat ihre Erhaltung zum Zweck, und Jeder das Recht, sein Leben zu wagen, um es zu behaupten." Wie er aber das Leben der Bürger auf das Spiel setzen darf, wenn seine und ihre Existenz in Frage steht, so kann er es ihnen auch nehmen, wenn sie durch ihr Verhalten den Bestand des Gemeinwesens gefährden. „Der Verbrecher ist ein Feind des Staates und mag als solcher selbst auf den Tod verfolgt werden." Es ist dagegen um so weniger einzuwenden, da der Staat in diesem Falle nur thut, was ohne sein Eingreifen die Privatrache thun würde. „Um nicht das Opfer eines Mörders zu werden, willigt man in seinen Tod, falls man selbst ein solcher geworden ist." Uebrigens darf nur der getödtet werden, dessen Leben nicht ohne Gefahr erhalten werden kann. „Es gibt aber wohl kaum einen Bösewicht, der nicht noch zu irgend etwas gut wäre." — Der Befugniß, zu strafen, geht die der Begnadigung zur Seite. Die Ausübung derselben ist zwar in gewissen Fällen unvermeidlich, muß aber möglichst beschränkt werden. Wird von ihr zu oft Gebrauch gemacht, so schadet sie dem Ansehen der Gesetze und ist ein Beweis dafür, daß diejenigen, welchen ihre Handhabung obliegt, nicht geneigt oder unfähig sind, sie zur Geltung zu bringen.

Das wichtigste Recht des Souverains aber ist ohne Frage

das der Gesetzgebung. Denn die Gesetze sind eine wesentliche und nothwendige Ergänzung des Grundvertrags. Dieser gibt dem Staate das Leben, jene erhalten es. Dem einen verdankt er sein Dasein, vermittelst der andern bewegt und entwickelt er sich. Was nun den Begriff des Gesetzes angeht, so darf derselbe nicht aus allgemeinen metaphysischen Bestimmungen abgeleitet, noch aus dem Naturrechte erklärt werden. Vielmehr muß, wer ihn richtig definiren will, ihn lediglich in Bezug auf die Sphäre feststellen, welcher er zunächst angehört. Es ergibt sich dann, daß das Gesetz nichts ist als „der Ausspruch des allgemeinen Willens über einen allgemeinen Gegenstand". Aus dieser Erklärung folgt, daß es sich nicht auf einzelne Personen oder deren Thun und Lassen beziehen kann, sondern stets die Bürger in ihrer Gesammtheit betreffen und die menschlichen Handlungen in ihrer abstrakten Allgemeinheit auffassen muß. Erfüllt es diese Bedingung, so ist im Uebrigen sein Inhalt völlig unbeschränkt; es gibt keine Anordnung, die es nicht treffen, kein staatliches Verhältniß, für das es nicht endgültige Normen feststellen könnte. So liegt es zwar außerhalb seiner Competenz, einzelnen Bürgern bestimmte Vorrechte zu verleihen, dagegen steht es ihm frei, privilegirte Stellungen zu schaffen, die Jedem unter gewissen Bedingungen zugänglich sind. Ebenso ist es durchaus nicht befugt, einen Fürsten zu ernennen, während ihm die Begründung eines, selbst erblichen Fürstenthums zu jeder Zeit gestattet ist. Womit es sich aber auch beschäftigen mag, es muß stets von dem zu seinem Erlaß allein berechtigten Souverain ausgehen und für alle Bürger gleich verbindlich sein. Niemand im Staate darf außer oder über ihm stehen, auch nicht der Fürst oder Monarch, falls etwa ein solcher an seine Spitze gestellt wird.

Nur wo die Gesetze sich dieser allgemeinen Anerkennung und unbeschränkten Herrschaft erfreuen, kann von einem Gemeinwesen im wahren Sinne des Wortes die Rede sein. Andrerseits hat jeder Staat, in welchem das Gesetz die ihm gebührende Geltung behauptet, auf diesen Namen berechtigten Anspruch. Die Form der Regierung kommt dabei durchaus nicht in Betracht; steht sie im Dienste des Souverains, so ist der Name Republik auch auf die Monarchie anwendbar. Wäre übrigens der Sinn für Recht und Gerechtigkeit, welcher der Natur und Vernunft einwohnt, auch im sozialen Verkehre der Menschen lebendig wirksam, so würden die Gesetze entbehrt werden können. Doch da dem leider nicht so ist, so sind sie unbedingt nothwendig. Zu ihrer Abfassung aber bedarf es eines besonderen Gesetzgebers. „Das Volk in seiner Gesammtheit will zwar das Gute, erkennt es aber nicht,

während umgekehrt der Einzelne dasselbe zwar sieht, es aber von sich zu weisen pflegt.“ Es muß sich daher, wenn anders das Werk der Gesetzgebung gelingen soll, der vernünftige Wille des einen der richtigen Einsicht des andern zugesellen. Indeß versteht es sich von selbst, daß das Volk, falls es Jemanden mit der Feststellung der Gesetze beauftragt, nicht auf die gesetzgebende Gewalt verzichtet. Es kann, was nur ihm angehört, weder verlieren, noch irgendwem übertragen. Sein Mandatar hat die Gesetze lediglich zu redigiren; ihre verbindliche Kraft erhalten sie erst dadurch, daß es selbst ihnen durch seine Genehmigung die erforderliche Sanktion ertheilt.

Es kann auffallend erscheinen, daß Rousseau diese Bestätigung nicht für ausreichend hält, sondern die menschliche Autorität durch die göttliche verstärkt sehen will. Nach seiner Ansicht muß in diesem Falle die Religion in den Dienst der Politik treten, um durch ihre Weihe dem Werke der Gesetzgebung das Siegel aufzudrücken. Die enge Verbindung von Kirche und Staat, welche in seiner Heimath bestand, mochte ihn zu solcher Forderung veranlassen. Mehr noch wirkte vielleicht das Beispiel der großen Republiken des Alterthums, in welchen er auch die Vorbilder zu der Schilderung fand, die er von der Würde und dem Berufe des Gesetzgebers entwirft. Mit Recht erscheint ihm die Aufgabe und die Stellung desselben groß und bedeutsam. Ungewöhnlich, wie sie selber es sind, setzen sie auch eine ungewöhnliche Persönlichkeit voraus, die nicht blos durch den Reichthum ihrer Kenntnisse und die Weite ihres Blickes, sondern auch durch Adel der Gesinnung und Größe der Seele über das gewöhnliche Niveau menschlicher Anlage und Begabung weit hinausragt. Der Gesetzgeber ist gewissermaßen die personificirte Vernunft des Volks, die selbst willenlose Intelligenz, welche den klar erkannten Inhalt des allgemeinen Willens zur Geltung bringt. Es begreift sich, daß nur selten ein Mensch sich zu dieser Höhe hinaufschwingt, und darum einem Volke nur ausnahmsweise das Glück einer guten Gesetzgebung zu Theil wird. Freilich hängt die Möglichkeit derselben nicht blos von den Personen ab, welche sie ins Leben zu rufen haben; sie ist außerdem noch an andere Bedingungen geknüpft, deren Erfüllung durch das Zusammentreffen mancher günstigen Umstände bedingt wird.

Nicht jedes Volk erträgt gute Gesetze und nicht zu jeder Zeit. Meist sind sie nur in ihrem Jugendalter, in der Periode der eben eingetretenen Reife, geeignet, solche aus sich zu erzeugen. Doch finden sich allerdings auch einige, bei welchen sie selbst in einer späteren Epoche nach gewaltsamen Krisen, die ihr bisheriges

Dasein von Grund aus erschüttern, möglich werden. Dagegen geschieht es selten oder nie, daß ein Volk zum zweiten Male in die Lage kommt, sich wahrhaft gute und seiner würdige Gesetze zu geben. „Es kann sich frei machen, so lange es sich im Zustande der Barbarei befindet; es vermag dies nicht mehr, wenn die ihm einwohnende politische Triebkraft einmal verbraucht ist." Die inneren Unruhen, welche dann einzutreten pflegen, werden es allmälig zu Grunde richten, ohne daß die Revolutionen, in welchen sie verlaufen, im Stande sind, ihm seine frühere Lebenskraft zurückzugeben. „Sobald es seine Fesseln gebrochen hat, fällt es in seine Theile auseinander und hört auf, zu existiren. Es bedarf fortan nicht des Befreiers, sondern eines Herrn."

Eine gute Gesetzgebung setzt aber nicht nur einen geeigneten Zeitpunkt, sondern auch eine angemessene Begrenzung des Gebietes voraus, auf welchem sie gelten soll. Sie wird unmöglich, wenn der Umfang des Staates ein gewisses Maß überschreitet, oder hinter demselben zurückbleibt. Ist das Territorium zu klein, so fehlt es den gesetzlichen Bestimmungen an einem ausreichenden allgemeinen Inhalte und nicht minder an dem nothwendigen weiteren Wirkungskreise. Ist es dagegen zu groß, so fordert es bei den mannigfach abweichenden Ansprüchen und Bedürfnissen seiner einzelnen Theile so viele und so verschiedenartige Gesetze, daß ihre Fassung von Unklarheit und Widersprüchen kaum frei zu erhalten, ihre genaue und vollständige Kenntniß aber nur Wenigen erreichbar ist, während zugleich der ausgedehnte Raum eine genügende Controle über ihre Handhabung unthunlich macht. Große Staaten sind überhaupt wenig geeignet, die Zwecke der sozialen Gemeinschaft zu fördern. Sie bedingen eine komplicirte und kostspielige Verwaltung, die doch unwirksam bleibt und bleiben muß, weil die Bürger in ihrer großen Mehrzahl wie einander, so auch der Regierung ferne stehn, und darum für sie keine persönliche Anhänglichkeit und Theilnahme haben können. Nur auf einem beschränkten Raume bildet sich zwischen dem Volke und seinen Leitern jene lebendige Wechselbeziehung aus, welche allein den gedeihlichen Fortbestand eines Gemeinwesens verbürgt.

Fragt man aber, wie denn das für den Staat angemessene Maß des Umfangs genauer zu bestimmen ist, so antwortet Rousseau: Sein Gebiet hat da die richtige Größe, wo es zur Erhaltung seiner Angehörigen ausreicht. Er fügt hinzu, daß er auch umgekehrt grade soviele Bewohner zählen muß, als der Boden, auf welchem sie leben, zu ernähren vermag. Eine zu geringe Bevölkerung setzt ihn beständig den Angriffen der mächtigeren Nachbarn aus; wird sie zu stark, so kann er nicht umhin, selbst

eine Erweiterung seiner Grenzen anzustreben. In dem einen wie in dem anderen Falle erhält er einen kriegerischen Charakter. Staaten aber, für die der Krieg ein Bedürfniß ist, sind ebenso schwach und abhängig, wie diejenigen, deren Existenz auf Handel und Industrie beruht. Auch liegt es auf der Hand, daß ein Volk, dessen Sinn vorzugsweise auf kriegerische Unternehmungen gerichtet ist, selten oder nie die ruhige Stimmung finden wird, deren es zu einer gesetzgeberischen Thätigkeit bedarf. In Zeiten der Aufregung, mag diese nun durch äußere Gefahren oder durch innere Unruhen veranlaßt werden, kann das Werk der Gesetzgebung nicht gedeihen; die besonnene Ueberlegung und allseitige Erwägung, welche sie erfordert, setzt eine im Innern friedliche und nach Außen gesicherte Lage des Staates voraus.

Treffen die Voraussetzungen zu, von welchen die Möglichkeit einer guten Gesetzgebung abhängt, so kann sie auch den Zweck erreichen, den sie anstreben muß. Dieser ist kein anderer als „die Begründung einer möglichst großen Wohlfahrt Aller“, die ihrerseits zunächst und vorzugsweise auf der Sicherstellung der allgemeinen Freiheit und Gleichheit basirt. Jede Abhängigkeit der Bürger von einander raubt dem Staate einen Theil seiner Kraft; die Gleichheit aber ist schon deshalb nöthig, weil ohne sie die Freiheit nicht bestehen kann. Nun ist es zwar weder möglich, noch auch erforderlich, daß jeder Einzelne ein gleiches Maß von Macht und Vermögen besitze. Wohl aber kann und muß die Gesetzgebung dahin wirken, daß Niemand im Staate mächtig genug ist, um Gewalt üben oder sich der Herrschaft der Gesetze entziehen zu können. Sie hat nicht minder dafür zu sorgen, daß die Bürger weder durch zu großen Reichthum befähigt werden, Andere zu erkaufen, noch durch Mangel und Dürftigkeit genöthigt werden, sich erkaufen zu lassen. Der Reichthum seiner Angehörigen ist für den Staat ebenso gefährlich, wie ihre Armuth; man muß daher diese Extreme einander so viel wie möglich zu nähern suchen. Freilich wäre es noch besser, wenn man sie ganz fern halten könnte. Doch ist das nicht thunlich; die Entwickelung des sozialen Lebens hat immer und überall die Tendenz, die Gleichheit des Vermögens und der Macht aufzuheben. Läßt sich aber dieser nothwendige Gang der Dinge nicht ändern, so kann er doch durch zweckmäßige Vorkehrungen gehemmt werden. Jedenfalls liegt, grade weil die Macht der Verhältnisse die Gleichheit beständig zu vernichten droht, der Gesetzgebung die Pflicht ob, dieselbe mit allen zu Gebote stehenden Mitteln aufrecht zu erhalten. Sie darf sich dieser Aufgabe um so weniger entziehen, da eine zu weit gehende Ungleichheit in Rang und Besitz

die der bürgerlichen und politischen Rechte zur nothwendigen Folge hat.

Uebrigens gilt, wenn irgendwo, so hier der Grundsatz: Eines schickt sich nicht für Alle. Jedes Volk bedarf eines besonderen Systems politischer Institutionen, welches ebensosehr durch die Natur des Landes, wie durch den Charakter und die Lebensweise seiner Bewohner bedingt wird. Rousseau bemerkt sehr mit Recht, daß die Verfassung eines Staates um so fester begründet ist, je enger sich die Gesetze an die natürlichen Verhältnisse anschließen, und je mehr sie sich darauf beschränken, diese zu sichern, zu begleiten und zu berichtigen. Gilt das zunächst von den gewöhnlichen Civil- und Criminalgesetzen, so findet es doch auch auf die politischen oder Verfassungsgesetze Anwendung. Der nächstfolgende Abschnitt unseres Werkes, welcher sich speziell mit der Regierung und Verwaltung des Staates beschäftigt, bietet wiederholt Gelegenheit, sich davon zu überzeugen.

Rousseau leitet die Erörterungen dieses dritten Buches mit der Bemerkung ein, daß über Wesen und Zweck der Regierungsgewalt im Allgemeinen sehr unklare Vorstellungen herrschen. Er hält es daher für nöthig, vor Allem den Begriff derselben genau zu bestimmen. Ihm ist die Regierung eine Mittelbehörde, die, zwischen den Souverain und die Unterthanen gestellt, um den gegenseitigen Verkehr dieser beiden Faktoren des Staatslebens zu ermöglichen, den Beruf hat, die Gesetze auszuführen und die öffentliche Freiheit aufrecht zu erhalten. Ihre Nothwendigkeit ergibt sich daraus, daß der Souverain als solcher nicht befugt ist, die von ihm gefaßten Beschlüsse selbst in Wirksamkeit zu setzen. Wie schon früher hervorgehoben wurde, müssen alle von ihm ausgehenden Akte einen allgemeinen Charakter tragen. Berufen, die Gesetze zu geben, darf er sich grade deshalb nicht mit den einzelnen Handlungen befassen, welche die Anwendung derselben auf concrete Fälle erfordert. Vielmehr bedarf er zur Ausführung seines Willens einer besonderen Exekutivbehörde, die allerdings, was die Personen angeht, aus welchen sie besteht, mit den Trägern der gesetzgebenden Gewalt zusammenfallen mag, nach ihrer Natur und Bestimmung aber von dieser wesentlich verschieden ist. Rousseau nennt sie als Ganzes den Fürsten, ihre einzelnen Mitglieder dagegen Magistrate, und weist nachdrücklich darauf hin, daß sie nicht aus eigener Macht existirt, sondern Dasein und Autorität lediglich einem Auftrage des Souverains verdankt. Doch ist sie darum

keineswegs ein passives Werkzeug oder eine willenlose Maschine. Im Gegentheil hat auch sie einen eigenthümlichen Willen und ein besonderes Ich, welches sich zu erhalten und in seiner Sphäre mit Recht geltend zu machen sucht. Es versteht sich aber von selbst, daß ihr Wille sich dem durch den Souverain vertretenen allgemeinen Willen, welchem unter allen Umständen die alleinige Herrschaft im Staate gebührt, unterordnen muß.

Ueber ihre Einrichtung läßt sich keine allgemein gültige Vorschrift geben. Rousseau glaubt nicht, daß irgend eine Regierungsform als die absolut beste bezeichnet werden kann. Andrerseits gibt es seiner Ansicht nach für jeden Staat nur e i n e, die gut zu nennen ist, und diese wird vorzugsweise durch die Größe des Landes und seiner Bevölkerung bedingt. Zunächst aber unterscheiden sich die Regierungen nach dem Grade ihrer Stärke. Dieselbe wächst und vermindert sich mit der ab- und zunehmenden Anzahl ihrer Mitglieder. Die stärkste Regierung ist die eines Einzelnen, weil in diesem Falle der Wille, welcher der exekutiven Gewalt als solcher einwohnt, und der individuelle Wille ihres Trägers mit einander verbunden sind. Diese Verbindung wird um so lockerer, und die aus ihr entspringende Kraft um so geringer, je mehr Personen an der Regierung Theil haben. Dieselbe ist deshalb da am schwächsten, wo die ausführende und die gesetzgebende Macht in denselben Händen liegen, d. h. wo die Funktionen der Exekutive von der Gesammtheit der Bürger ausgeübt werden. Man muß sich indeß hüten, die Stärke oder Schwäche einer Regierung als einen richtigen Maßstab für ihren Werth oder Unwerth zu betrachten. Die beste Regierung ist ohne Zweifel die, deren Wille mit dem allgemeinen Willen zusammenfällt. Diese Uebereinstimmung aber wird um so inniger und vollständiger sein, je größer die Zahl der Regierenden ist. Liegt es also im Interesse ihrer Stärkung, die Regierungsgewalt zu koncentriren, so erfordert umgekehrt die Rücksicht auf die Wohlfahrt des Gemeinwesens, sie möglichst zu vertheilen. Die Gesetzgebung hat die Aufgabe, diese entgegengesetzten Ansprüche auszugleichen; es liegt ihr ob, die Kraft und den Willen der Regierung gemäß den Anforderungen der jedesmaligen Lage des Staates in das richtige Verhältniß zu setzen.

Man pflegt für die Regierung, je nachdem sie in der Hand sämmtlicher Bürger oder einer Mehrheit von solchen oder eines einzigen von ihnen liegt, drei Grundformen anzunehmen: die demokratische, aristokratische und monarchische. Dieselben treten indeß selten oder nie in ihrer vollen Reinheit auf, sondern gehen vielfach in einander über, erleiden mehr oder weniger eingreifende

Modifikationen und bilden so zahlreiche Mischformen. Welche von ihnen die beste sei, ist eine zwar oft ventilirte, aber im Grunde sehr müßige Frage. Es ist eben jede an ihrem Orte gut, und kommt es nur darauf an, die Bedingungen zu ermitteln, unter welchen sie vor den übrigen den Vorzug verdient. Im Allgemeinen kann gesagt werden, daß sich die Monarchie für große, die Aristokratie für mittlere, die Demokratie für kleine Staaten eignet, weil mit dem Umfange und der Bevölkerung eines Landes die Kraft der Regierung in gleichem Verhältnisse wachsen muß. Doch sehen wir uns die verschiedenen Staatsordnungen etwas genauer an; ihr eigenthümlicher Charakter und Werth wird so deutlicher ins Licht treten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die demokratische Form der Regierung den Prinzipien des Rousseau'schen Staates am meisten entspricht. Wenn die Gesammtheit der Bürger die Gesetze gibt, sollte sie auch befugt und geeignet sein, dieselben zur Anwendung zu bringen. Auch ist, scheint es, die Geltung des allgemeinen Willens da am besten gesichert, wo die Träger desselben zugleich auch mit seiner Ausführung betraut sind. Indeß Rousseau denkt nicht daran, diese Consequenz so unbedingt anzuerkennen. Zwar hält er die reine Demokratie für die höchste und vollendetste Staatsform. Aber sie gilt ihm grade deshalb als ein Ideal, dessen Verwirklichung auf Erden unmöglich ist. „Gäbe es ein Volk von Göttern, so würde es sich demokratisch regieren; unter Menschen hat es nie eine wahre Demokratie gegeben, noch wird es jemals eine solche geben.“ Könnte sie aber ins Leben treten und dauernden Bestand gewinnen, so würde damit die Regierung im Grunde wegfallen. Und dieser Verlust wäre leicht zu ertragen; ein Volk, welches sich selbst stets gut regiert, braucht eben nicht regiert zu werden. Doch lassen wir die Utopien bei Seite und halten wir uns an die Wirklichkeit. Sie lehrt uns, daß in den primitiven Staaten die aristokratische Regierungsweise vorherrscht. Die natürliche Ordnung der Dinge bringt es mit sich, daß die Leitung des Gemeinwesens den bejahrteren Familienhäuptern zufällt. Aus dieser natürlichen Aristokratie des Alters und der mit ihm verbundenen größeren Einsicht und Autorität entwickelt sich dann später theils die Wahlaristokratie der durch ihre Tüchtigkeit hervorragenden Bürger, theils die erbliche Aristokratie gewisser privilegirter Familien oder Volksklassen. Rousseau erklärt die letztere für die schlechteste, die erstere dagegen für die beste aller Regierungsformen. Er hält es für ebenso heilsam wie naturgemäß, wenn die Weisen über die Völker herrschen, vorausgesetzt, daß es zu deren Besten geschieht. Freilich läßt sich

in einer Aristokratie die Gleichheit aller Bürger nicht strenge durchführen; vielmehr werden bei der Wahl der Behörden die Wohlhabenden und Reichen vorzugsweise in Betracht kommen. Doch hat das wenig zu bedeuten, wenn man sie nur nicht immer und ausschließlich, auch nicht ihres Vermögens wegen, sondern lediglich deshalb bevorzugt, weil sie mehr Muße, vielleicht auch eine größere Befähigung haben.

Was die monarchische Regierung angeht, so muß zugegeben werden, daß sie von allen die stärkste und geeignet ist, das relativ größte Maß von Kraft zu entwickeln. Leider steht diesem großen Vorzuge ein noch größerer Mangel zur Seite; ihr Zweck ist nicht das öffentliche Wohl, sondern das persönliche Interesse des Fürsten. „Die Monarchen streben vor Allem nach einer möglichst unbeschränkten Gewalt; die Macht, welche ihnen die Liebe des Volkes verleiht, befriedigt sie nicht, weil sie an Bedingungen geknüpft ist; sie wollen Unterwerfung und schweigenden Gehorsam, und ziehen daher stets die Unterjochung des Landes seiner Blüthe vor.“ Ueberdies erfordert das monarchische System mannigfache Zwischenstufen des Ranges und der Macht, welche, wie der Adel in seinen verschiedenen Formen und Graden, mit der bürgerlichen Gleichheit unverträglich sind, weil sie dieselbe durch die ihnen zustehenden Vorrechte aufheben. Auch ist der Fürst selten oder nie in der Lage, die Regierung allein zu führen; er bedarf der Gehülfen, die sich dann seiner Autorität bedienen, um Land und Volk in ihrem eigenen Interesse auszubeuten. Wäre es möglich, den Umfang des Staates den Fähigkeiten des jedesmaligen Regenten genau anzupassen, so könnte ihm dessen Herrschaft vielleicht förderlich sein. Wie die Dinge aber einmal liegen, ist er in der Regel für ihn zu groß oder zu klein. Ein weiterer Uebelstand der Monarchie sind die Zwischenreiche, welche mit dem Tode des Fürsten einzutreten pflegen. Sie rufen mehr oder minder stürmische Bewegungen hervor, die oft auf längere Zeit die friedliche Entwickelung des Staates unterbrechen und selbst seine Existenz nicht selten in Frage stellen. Schlimmer noch ist die Corruption, welcher das Volk durch die Umtriebe der Thronkandidaten, durch den Kauf und Verkauf der Wahlstimmen anheimfällt. Führt man aber, um diese Gefahren abzuwehren, die Erblichkeit ein, so kommt man aus dem Regen in die Traufe. Die Jugend und Unfähigkeit der Fürsten, das Regiment der Günstlinge und Minister, der stete Wechsel des Regierungssystems, diese und andere unvermeidliche Uebel sind größer und dem Gemeinwesen verderblicher, als die, welche die Wahlmonarchie im Gefolge hat.

Uebrigens kann jede der bisher erörterten Regierungsformen

in einer zwiefachen Gestalt auftreten. Sie ist nämlich entweder einer einzigen Behörde oder einer Mehrheit von solchen anvertraut, und insofern einfach oder zusammengesetzt. Streng genommen ist freilich das Letztere immer der Fall, da die Ausübung der Regierungsgewalt überall eine Theilung derselben nothwendig macht. Indeß sind die Befugnisse, welche den verschiedenen Inhabern zustehen, in der Regel von ungleicher und abgeleiteter Art, so daß sie die Einheit der höchsten Exekutive, in deren Namen und Auftrag sie ausgeübt werden, keineswegs beeinträchtigen. Eine wirkliche Theilung der ausführenden Gewalt findet nur da statt, wo ihre Träger gleichen Antheil an ihr haben, sei es nun, daß sie, wie in England, gegenseitig von einander abhängen, oder, wie in Polen, zwar mit beschränkter Machtsphäre, aber unabhängig neben einander stehen. Mit Recht hebt Rousseau die Gefahren und Nachtheile hervor, welche die letztgedachte Einrichtung für den Staat nach sich zieht; eine so gespaltene Regierung ist nach seinem Dafürhalten die schlechteste von allen. Ueberhaupt aber gibt er den einfachen Regierungsformen vor den zusammengesetzten entschieden den Vorzug. Doch räumt er andrerseits ein, daß unter Umständen eine Theilung der Exekutive zum Behufe ihrer Schwächung, oder auch um sie zu stärken, nothwendig werden kann. Auch hält er es für rathsam, daß in gewissen Fällen eine besondere Magistratur geschaffen wird, um die legislative und die exekutive Gewalt im Gleichgewicht zu erhalten.

Im Allgemeinen aber wird die Zweckmäßigkeit einer Regierung in hohem Grade durch die Beschaffenheit des Landes bedingt, für welche sie bestimmt ist. Die Unterschiede der Lage und des Klimas sind in dieser Beziehung ebenso wichtig, wie der größere oder geringere Reichthum an Produkten. Kann ja doch ein sozialer Verein nur da bestehen, wo die Individuen mehr produziren oder besitzen, als sie zur Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse gebrauchen; immer und überall lebt der Staatskörper von dem Ueberflusse seiner einzelnen Glieder. Dieser Ueberschuß ist der Größe nach sehr verschieden und kommt es darauf an, daß er zur Consumtionsfähigkeit des Staates oder seiner Regierung in richtigem Verhältnisse steht. Die letztere, mit anderen Worten die Steuerlast, wird um so größer und drückender, nicht je höher die Abgaben sind, sondern je ferner die einzelnen Bürger der Regierung treten, je weniger daher die für diese verwandten Gelder zu ihnen zurückkehren. Ebendarum macht sie sich in der Demokratie am wenigsten, in Monarchien am meisten fühlbar, woraus folgt, daß jene sich für arme, diese für reiche Völker eignet, während die Aristokratie in Ländern am Orte ist, welche sich eines mittleren

Wohlstandes erfreuen. — Was den Einfluß der klimatischen Lage betrifft, so glaubt Rousseau, daß der Süden stets der monarchischen Regierung den Vorzug geben wird, wenn er sie auch zeitweilig durch eine andere ersetzt, daß ferner der hohe Norden die Begründung einer haltbaren politischen Ordnung kaum zuläßt, und nur die in der Mitte gelegenen Länder einen geeigneten Boden darbieten, auf welchem sich freie Verfassungen entwickeln und behaupten können.

Aus dem Gesagten ergibt sich, wie unmöglich es ist, irgend eine Regierungsform von vorn herein oder prinzipiell für die beste zu erklären. Dagegen läßt sich in jedem einzelnen Falle ihr Werth oder Unwerth mit Sicherheit feststellen. „Die Regierung eines Landes ist gut, wenn und solange die Zahl der Bewohner sich vermehrt.“ Denn diese Zunahme der Bevölkerung gibt einen untrüglichen Beweis dafür, daß wie das Volk im Ganzen, so auch die einzelnen Bürger sich erhalten und gedeihen. Sie ist aber auch das einzige Zeichen, an welchem man, ohne sich der Gefahr einer Täuschung auszusetzen, erkennen kann, daß die Regierung ihren Zweck wirklich erfüllt. Die Ruhe, deren sich ein Staat im Innern erfreut, bietet dafür ebensowenig eine zuverlässige Gewähr, wie der Glanz, welchen er nach Außen hin verbreitet, oder die Höhe der geistigen und künstlerischen Bildung, zu welcher seine Angehörigen sich etwa erhoben haben.

Wie vortrefflich eine Regierung aber auch sein mag, sie hat als solche stets die Tendenz, den Staat zu unterdrücken. Es ist dies ein unvermeidliches Gebrechen, welches jedem staatlichen Organismus von dem Augenblicke seiner Entstehung an einwohnt und nothwendig früher oder später seine Auflösung herbeiführt. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß der particulaire Wille, von welchem die Regierung beseelt und geleitet wird, sein Machtgebiet beständig zu erweitern sucht, um schließlich die alleinige Herrschaft an sich zu reißen. Auch wird er dieses Ziel im Laufe der Zeit um so gewisser erreichen, da ihm kein anderer Wille von gleicher Kraft zur Seite steht, der ihn daran verhindern könnte. Er kommt demselben aber um so näher, je mehr die Regierung sich verengert, d. h. von einer größeren Zahl derer, welche an ihr Theil haben, an eine kleinere übergeht. Die fortgesetzte Verminderung ihrer Mitglieder muß daher als ein Zeichen ihrer fortschreitenden Entartung betrachtet werden. Leider ist sie nicht zu verhindern; es liegt eben im Wesen jedes Sonderwillens, daß er sich immer mehr zu concentriren strebt. Dazu kommt, daß alle Veränderungen, von welchen die Regierung betroffen wird, aus ihrer jeweiligen Schwäche entspringen; dieser

aber läßt sich immer nur dadurch abhelfen, daß man die Gewalt der Exekutive durch eine größere Concentration verstärkt. Jedenfalls würde der Staat einem schnellen und sicheren Untergange zugeführt werden, wollte man jemals den umgekehrten Weg einschlagen und die sich ohnehin abnutzende Kraft der Regierung durch eine Vermehrung ihrer Mitglieder noch weiter schwächen. Es bleibt somit nichts übrig, als die Dinge ihren natürlichen Gang gehen zu lassen. Derselbe bietet wenigstens den Vortheil, daß er nur langsam und allmälig dem nothwendigen Ausgange zuführt. Uebrigens verläuft der in Rede stehende Prozeß schneller, wenn einzelne Mitglieder der Regierung die Macht aller usurpiren, indem sie ihre bisherigen Collegen entweder ausstoßen oder zu bloßen Figuranten herabdrücken. Hat aber einmal die Exekutive die erforderliche Stärke gewonnen, so wird sie auch bald die Souverainetät an sich zu bringen wissen. In dem Augenblicke, wo ihr das gelingt, ist die Auflösung des Staates vollzogen; fortan stehen die regierenden Machthaber den einfachen Bürgern nur noch als Herren und Tyrannen gegenüber, und die Bürger, welche dem Rechte nach in den Stand ihrer natürlichen Freiheit zurücktreten, gehorchen ihnen nicht mehr aus Pflicht, sondern lediglich aus Zwang.

Es ist nicht anders: jedes, auch das bestconstituirte Gemeinwesen muß zu Grunde gehen. Der politische Körper stirbt ganz ebenso, wie der Leib des einzelnen Menschen, von der Geburt an, und er kann dem Tode um so weniger entgehen, da er die Ursache seiner Zerstörung in sich selber trägt. Es ist daher unmöglich, ihm eine ewige Dauer zu geben. Wohl aber läßt sich sein Leben durch Anwendung geeigneter Mittel erheblich verlängern. Es kommt nur darauf an, daß die Quelle dieses Lebens genau erkannt und beständig in Fluß erhalten wird. Dieselbe liegt nicht, wie man wohl hat glauben machen wollen, in der Regierung, sondern in der souverainen, sich durch die Gesetzgebung bethätigenden Gewalt. Die Exekutive ist das Gehirn, die legislative Macht aber das Herz des Staates, und erst wenn das Herz stille steht, hat das Leben ein Ende. Die Existenz des Staates hängt daher keineswegs von der seiner Regierung ab. Sie beruht ebensowenig auf dem Fortbestande der vorhandenen Gesetze. Bleibt nur die Macht, welche sie ins Leben ruft, unangetastet, so können die Gesetze selbst jeden Augenblick ohne Gefahr für das Gemeinwesen geändert werden. Damit soll indeß nicht gesagt sein, daß solche Aenderungen gut und wünschenswerth sind. Rousseau ist im Gegentheil der Ansicht, daß sie möglichst vermieden werden müssen und nur im Nothfalle stattfinden dürfen. Die Autorität der Gesetze wächst mit der Dauer ihres Bestandes;

in einem wohlgeordneten Staate ist die Achtung, welche ihnen von Seiten der Bürger zu Theil wird, um so größer, je älter sie sind. Umgekehrt ist die Geringschätzung, welche die bestehenden Gesetze erfahren, schon deshalb ein Beweis für den Verfall des Gemeinwesens, weil sie nicht mehr bestehen würden, wenn der souveraine Wille in der Lage wäre, seine naturgemäßen Funktionen auszuüben.

Wie jede andere Kraft, so erhält sich auch die, welche dem Staate das Leben gibt, durch eine fortgesetzte Wirksamkeit. Der Souverain aber bethätigt sich in der Gesetzgebung und kann füglich nur handelnd auftreten, wenn das Volk versammelt ist. Es ist daher unbedingt nothwendig, daß solche Volksversammlungen zu bestimmten, durch das Gesetz festgestellten Zeiten regelmäßig wiederkehren. Wie oft sie einzuberufen sind, hängt von Umständen ab, jedenfalls um so öfter, je größer die Macht der Exekutive ist. Dabei dürfte es rathsam sein, falls das Gebiet des Staates einen beträchtlichen Umfang hat, ihren, wie den Sitz der Regierung, von Zeit zu Zeit wechseln zu lassen, damit sich keine das Land dominirende Hauptstadt bilden kann. Wichtiger ist, daß alle Bürger *persönlich* an ihnen Theil nehmen. Meint man, dies sei in großen Staaten mit zahlreicher Bevölkerung unmöglich, so beweisen, wie Rousseau glaubt, die Comitien der Römer und die Maifelder der alten Franken das Gegentheil. Freilich mag, was vor Zeiten recht wohl thunlich war, gegenwärtig in manchen Ländern, deren Umfang sich über alles vernünftige Maß hinaus erweitert hat, unthunlich sein. Doch darf man den Mißbrauch großer Staaten dem nicht entgegenstellen, der nur kleine für zulässig hält.

Sobald und solange aber das Volk zur Ausübung seiner Souverainetät versammelt ist, bleiben die Befugnisse der Exekutive suspendirt. Die Inhaber derselben treten für diese Zeit in die Reihe der einfachen Bürger zurück, die nun durch keine Unterschiede der politischen Stellung und Autorität mehr gesondert und alle gleich unverletzlich sind. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Regierungen sich immer und überall bemüht haben, die allgemeinen Volksversammlungen möglichst zu beschränken oder auch ganz zu beseitigen. Natürlich kann da, wo ihnen das gelungen, von bürgerlicher Freiheit keine Rede mehr sein. Dieselbe fehlt aber nach der Ansicht Rousseau's auch schon dann, wenn eine Nation die ihr zustehende Souverainetät nicht selbst und unmittelbar, sondern durch ihre dazu committirten Vertreter ausübt. In dem Augenblicke, in welchem sich das Volk Repräsentanten gibt, verliert es seine Freiheit, hört es im Grunde auf, zu existiren. Der Souverain kann eben durch Niemanden vertreten

werden, und jedes Gesetz, welches nicht von sämmtlichen Bürgern genehmigt worden, ist null und nichtig. Auch haben, fügt Rousseau hinzu, die freien Völker des Alterthums die Institution der Vertretung nicht gekannt. „Sie stammt vielmehr aus den finsteren Zeiten der ungerechten und widersinnigen Feudalherrschaft, in welcher die Natur des Menschen erniedrigt und sein Name entehrt wurde.“ Entsprungen aus dem Uebergewichte, welches die Privatinteressen über das öffentliche Wohl gewonnen haben, gleicht sie in Wesen und Wirkungen ganz jener andern modernen Einrichtung, die es den Bürgern gestattet, ihre dem Vaterlande schuldigen Dienste durch Bezahlung von Soldknechten abzukaufen.

Uebrigens leugnet Rousseau nicht, daß das System der Vertretung auch sein Gutes hat [3]). Doch ist er überzeugt, daß die Nachtheile, welche es mit sich bringt, entschieden überwiegen. Er betont namentlich die Käuflichkeit der Deputirten, wozu ihm allerdings der damalige Zustand der Volksvertretung in England, dem einzigen größeren Staate, in welchem sie zu jener Zeit in Wirksamkeit war, genügende Veranlassung bot. Vielleicht würde er heutzutage, wo die Beschuldigung, daß die Abgeordneten ihr Vaterland für schnödes Geld verkaufen, nur noch ausnahmsweise zutrifft, es ihnen zum Vorwurfe machen, daß sie nicht selten die Wohlfahrt Aller den Interessen ihres Standes oder ihrer Partei nachsetzen. Jedenfalls würde er, trotz der veränderten Lage der Dinge, an dem Grundsatze festhalten, daß, wenn denn einmal die Größe der Staaten nicht erlaube, die Gesammtheit der Bürger zu gemeinsamen Berathungen zu vereinigen, die Vertreter der Nation sich lediglich als deren abhängige Mandatare betrachten und darum nur *vorläufige* Beschlüsse fassen dürfen, die zu ihrer definitiven Gültigkeit der ausdrücklichen Sanktion des ganzen Volkes bedürfen. Besser freilich, wenn dieser Umweg vermieden werden kann. Rousseau kommt doch immer wieder darauf zurück, daß in unseren Zeiten, wo die Theilnahme am öffentlichen Leben bei der großen Mehrzahl der Bürger in der meist nothwendigen Sorge für ihre persönlichen Interessen erstirbt, der Souverain seine Rechte nur in sehr kleinen Staaten, die ihm eine unmittelbare Selbstthätigkeit nicht nur gestatten, sondern mehr oder weniger aufzwingen, zu behaupten vermag. Zwar weiß er sehr wohl, daß die Schwäche der kleineren Staaten ihre Existenz beständig gefährdet und deshalb mit Recht gegen sie geltend gemacht wird. Er glaubt indeß nachweisen zu können, „daß und wie sich die äußere Macht eines großen Volkes mit der bequemen und wohlgeordneten Verwaltung eines kleinen Staates vereinigen läßt.“ Leider hat er diesen Nachweis nicht geliefert; das Kapitel „über

die Conföderationen, ein ganz neuer Gegenstand, für welchen die Prinzipien noch erst aufzustellen sind", ist von ihm zwar in Aussicht genommen, aber nicht geschrieben worden. Es bleibt aber immer von Interesse, zu constatiren, daß er den fruchtbaren Gedanken, die Gegensätze von Klein- und Groß-Staat oder von Macht und Freiheit auf dem Wege des Bundesstaates mit einander zu versöhnen, klar und bestimmt erfaßt hatte, bevor derselbe wenige Jahrzehnte später jenseits des Oceans, wenn nicht zuerst, so doch in größerem Maßstabe und auf einem weiteren Gebiete verwirklicht wurde. Kann man auch nicht sagen, daß seine Andeutungen auf den Gang der Dinge in Amerika bestimmend eingewirkt haben, sie sind doch weder dort, noch anderwärts, wo die staatliche Entwickelung einen ähnlichen Verlauf genommen, ohne mehr oder minder wirksamen Einfluß geblieben.

Doch wir kehren zu unserem Ausgangspunkte zurück. Die Gewalt der Exekutive erlischt, wenn der Souverain als solcher selbstthätig auftritt. Nimmt der Auftraggeber seine Angelegenheiten persönlich in die Hand, so verliert die Vollmacht seines Mandatars ihre Geltung. Die Regierung übt aber ihre Funktionen nur kraft eines Auftrages aus, den ihr der Souverain gegeben hat und darum auch, sobald es ihm beliebt, wieder entziehen kann. Diese Consequenz wird freilich vielfach bestritten. Gibt man auch zu, daß die Regierungsgewalt ursprünglich durch Uebertragung begründet worden sei, so leugnet man doch, daß sie, einmal vorhanden, wieder aufgehoben werden könne, weil sie in Folge des Vertrages, der sie ins Leben gerufen, ein selbständiges, auf eigenem Rechte beruhendes Dasein gewonnen habe. Ein Vertrag aber, wie er hier vorausgesetzt wird, ist niemals, weder ausdrücklich noch stillschweigend, abgeschlossen worden, da das der Natur der Sache nach unmöglich war. Der Souverain kann seine Macht mit Niemandem theilen, ohne die Basis seiner eigenen Existenz zu zerstören; jede Uebereinkunft, durch welche er auf einen Theil seiner Befugnisse verzichtet, involvirt eine Verletzung des Grundvertrages, kraft dessen er besteht. Ist sie schon deshalb unstatthaft, so würde sie doch auch, selbst wenn sie thatsächlich bestände, rechtlich ungültig sein, da, wie früher bemerkt wurde, der Repräsentant des allgemeinen Willens nicht befugt ist, Akte von partikulärem Inhalte zu vollziehen. Gesetzt aber, daß ihrem Abschlusse nichts im Wege stände, wo ist die Macht, welche ihre Ausführung leitet und controlirt? Stehen Souverain und Regierung gleichberechtigt neben einander, so gibt es keine höhere Instanz, die ihre etwaigen Conflikte schlichten könnte.

In Wahrheit beruht die Autorität der Exekutive nicht auf

einem für immer gültigen Vertrage, sondern auf einem widerrufbaren Commissorium. Der Akt aber, durch welchen die Regierung constituirt wird, besteht aus zwei ganz verschiedenen Handlungen. Hat der Souverain in seiner Eigenschaft als Gesetzgeber den Beschluß gefaßt, daß und in welcher Form die Regierung ins Leben treten soll, so entkleidet er sich für eine Weile seines legislativen Charakters, um als höchster Magistrat die Ernennung ihrer Mitglieder vorzunehmen. Zu dieser Wahl bedarf es keines Gesetzes; sie ist lediglich die Ausführung eines solchen und kann daher nicht durch die legislative, sondern nur durch die exekutive Behörde vollzogen werden. Muß zu dem Ende, da die Träger beider Gewalten dieselben sind, sich die eine gewissermaßen in die andere umwandeln, so ist das nicht auffallender, als wenn etwa das englische Unterhaus den gewöhnlichen Gang der Verhandlungen unterbricht, um, wie man das nennt, ins Committee zu gehen. Uebrigens ergiebt sich aus dem Gesagten, daß die demokratische Regierungsform die ursprünglichste und naturgemäßeste ist. Jede andere setzt sie bereits voraus, weil keine eingeführt werden kann, ohne daß die Gesammtheit der Bürger das Regiment wenigstens für einen Augenblick in die Hand genommen hat.

Aus dem Rechte des Souverains, die Regierung einzusetzen, folgt das andere, sie wieder aufzuheben oder in ihrer Form, wie in ihren Trägern, beliebig umzugestalten. Er bewahrt und übt diese Befugniß in seinen periodischen Versammlungen, in welchen, bevor zu anderweiten Berathungen übergegangen wird, die doppelte Frage vorzulegen ist, ob er den Fortbestand der Regierung und die fernere Amtsthätigkeit der mit ihr betrauten Personen wolle oder nicht. Doch hebt Rousseau ausdrücklich hervor, daß nur das gesammte Volk, keineswegs irgend ein Bruchtheil desselben, die Antwort zu geben habe. Auch macht er darauf aufmerksam, wie es grade in diesem Falle ganz besonders auf eine strikte Beobachtung der gesetzlichen Formen ankomme. Es ist seines Erachtens stets gefährlich, die bestehende Regierung zu ändern, und nicht so leicht, mit Sicherheit zu ermitteln, ob das Volk eine solche Aenderung wünscht. Ebendarum kann sich jede Regierung ohne besondere Schwierigkeit, selbst gegen den Willen des Volkes, behaupten. Sie braucht nur im Interesse der gesetzlichen Ordnung zu verhindern, daß dieser Wille sich ausspricht, um dann das allgemeine Schweigen für eine Bestätigung der ihr übertragenen Gewalten auszugeben.

In den bisherigen Erörterungen war von den nothwendigen Grundlagen und den constitutiven Elementen des Staatslebens die Rede. Es bleibt noch übrig, einige Verhältnisse und Institutionen zur Sprache zu bringen, die theils für den weiteren Ausbau des politischen Gebäudes, theils für die Sicherung seines Bestandes von Wichtigkeit sind. Rousseau behandelt dieselben im vierten und letzten Buche seines Werkes.

Er spricht hier gleich im Eingange die tröstliche Ueberzeugung aus, daß das Prinzip des Staates, der allgemeine Wille, nie ganz unwirksam, und ebensowenig sein Zweck, das gemeinsame Wohl Aller, jemals völlig aus den Augen verloren wird. Beide kommen vielmehr selbst dann noch zu ihrem Rechte, wenn die einzelnen Bürger sich lediglich durch die Rücksicht auf ihre persönlichen Interessen leiten lassen. Zwar wird in diesem traurigen Falle Jeder unbedenklich das gemeine Beste dem eigenen Vortheile unterordnen, aber doch nur solange, als das eine mit dem andern collidirt. Steht sein Privatinteresse nicht in Frage, so will er das allgemeine Wohl schon deshalb, weil es auch das seinige ist. Es wäre daher ein Irrthum, zu glauben, daß es einem Volke jemals an einem gemeinsamen Wollen und Streben fehlen könne. Der allgemeine Wille ist unzerstörbar; er lebt und wirkt beständig fort, und kommt es nur darauf an, daß er stets befragt und dadurch veranlaßt wird, zu antworten. Diese Antworten brauchen, abgesehen von einem unten näher anzugebenden Falle, nicht grade einstimmig zu sein; der allgemeine Wille ist nicht immer der Wille Aller. Je mehr aber beide zusammenfallen, um so kräftiger und gesunder ist das staatliche Leben. Rousseau unterscheidet in dieser Beziehung drei verschiedene Stufen oder Grade.

Wo eine vollständige Uebereinstimmung stattfindet, da gelangt der Staat zu seiner höchsten Blüthe: „seine Glieder bewegen sich leicht und kräftig; die Regeln und Grundsätze seiner Verwaltung liegen klar und deutlich vor; was zum allgemeinen Wohle dient, ist ohne Mühe zu erkennen; es bedarf nur weniger einfacher Gesetze; man hat nicht nöthig, lange zu debattiren, und keine Veranlassung, zu Ränken und Intriguen seine Zuflucht zu nehmen." Anders ist es, wenn sich neben dem öffentlichen zugleich das Privatinteresse geltend macht und bestimmenden Einfluß gewinnt. Indem es die Einheit des Denkens und Wollens unter den Bürgern aufhebt, zersplittert und vermindert sich die Kraft des Gemeinwesens. „Mannigfache Strebungen, auf verschiedene Ziele gerichtet, hemmen und durchkreuzen einander; der Blick für das Gemeinwohl trübt sich; die Gesetze werden zahlreicher und complicirter; die öffentlichen Berathungen ziehen sich in die Länge;

Cabalen und Umtriebe aller Art finden einen weiten Spielraum.* Kommt es endlich dahin, daß die Sonderinteressen ein entschiedenes Uebergewicht erlangen, so hört der allgemeine Wille zwar nicht auf zu existiren, doch führt er fortan nur ein latentes Scheinleben. „Außer Stande, sich in wirksamer Weise geltend zu machen, verstummt er allmälig ganz. Mit ihm tritt die Sorge für das gemeine Beste völlig in den Hintergrund; Alles, was geschieht, dient lediglich zur Förderung von Privatzwecken. Von Vaterland und Gemeinwohl, von Freiheit und Gesetz ist keine Rede mehr; wenigstens führt man diese schönen, aber nunmehr leeren Worte nur noch im Munde, um durch ihren Klang die Ohren der blöden Menge zu betäuben."

Wie wünschenswerth aber die Einstimmigkeit sämmtlicher Bürger für den Staat zu jeder Zeit sein mag, unbedingt erforderlich ist sie nur bei der Gründung desselben. Hier bedarf es der ausdrücklichen Erklärung aller Betheiligten, daß sie dem zu schließenden Verbande beitreten. Niemand kann ohne oder gar wider seinen Willen den Mitgliedern zugezählt, andererseits freilich ebensowenig der Verein selbst durch den Widerspruch derer, die sich ausschließen, gehindert oder aufgehoben werden. Die Opponenten sind vielmehr als Fremde zu betrachten, die außerhalb der Verbindung stehen und weder an ihren Rechten, noch auch an ihren Pflichten Theil haben. Ist aber der Staat einmal constituirt, so braucht der Anschluß an ihn nicht mehr förmlich ausgesprochen zu werden. Es genügt dann schon, wenn man sich auf seinem Territorium bleibend niederläßt, vorausgesetzt, daß er im Besitze freier Institutionen und die Wahl des Domizils nicht die Folge eines Zwanges ist. Ebensowenig ist es in dieser späteren Zeit nöthig, daß die Entscheidungen des Volkes einstimmig gefaßt werden. Die Mehrheit der Stimmen reicht aus, um einen allgemein gültigen Beschluß herbeizuführen. Rousseau sieht in dieser Geltung der Majorität eine Consequenz des Grundvertrages selbst und glaubt nicht, daß durch sie das Recht und die Freiheit der Minorität irgendwie verletzt werde, da dieselbe sich nicht etwa einer fremden Ansicht oder Autorität unterwirft, sondern nur dem allgemeinen Willen, welchen das Votum der Mehrheit richtiger ausdrückt als ihr eigenes, unterordnet. Natürlich trifft dies nur da zu, wo die Ansicht der Majorität alle charakteristischen Merkmale des allgemeinen Willens an sich trägt, was nur dann zu erwarten steht, wenn sämmtliche Votanten das allgemeine Wohl im Auge haben und sich allein durch ihr eigenes, wohlerwogenes Urtheil leiten lassen. Uebrigens darf die Zahl der Mehrstimmen, welche zur Gültigkeit eines Beschlusses erforderlich sind, nicht immer

dieselbe sein. Sie ist vielmehr je nach den wechselnden Bedürfnissen der Staaten und Zeiten, wie auch mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der zu entscheidenden Gegenstände, verschieden zu normiren. Im Allgemeinen läßt sich nur sagen, daß sie bei Dingen, welche von Wichtigkeit sind und keine Eile haben, also in der Regel bei Gesetzen, größer sein muß, wie in Fällen, wo es sich um Fragen von geringerer Bedeutung handelt oder die Umstände eine schleunige Erledigung fordern.

Ebenso wichtig wie die Feststellung der Stimmenzahl, welche über die Gültigkeit der Volksbeschlüsse entscheidet, ist die Ernennung der Beamten, die sie auszuführen haben. Dieselbe erfolgt entweder durch Wahl oder durch das Loos. An sich ist die eine Weise ebenso gut und zweckmäßig, wie die andere. Jede hat eben ihre besonderen Vorzüge und Inconvenienzen, und hängt deshalb ihre Angemessenheit von mannigfachen Umständen, vor Allem von der Form der Regierung ab. Die Ernennung durch das Loos eignet sich vorzugsweise für die Demokratie, theils weil sie dem Einfluß der Regierung, welcher die Besetzung der Aemter zunächst obliegt, möglichst enge Grenzen steckt, dann auch, weil durch sie die Last, welche die Bekleidung eines öffentlichen Amtes in freien Staaten auflegt, insofern gleichmäßiger vertheilt wird, als sie dieselbe allen Bürgern in gleich nahe und ferne Aussicht stellt. Die Bedenken aber, zu welchen sie anderswo allerdings Anlaß giebt, fallen in Demokratien weg. Da die Einzelnen hier im Ganzen dasselbe Maß von Vermögen und Bildung besitzen oder doch besitzen sollen, ist kaum zu besorgen, daß sie Personen trifft, die zur Ausübung der ihnen übertragenen Funktionen ungeeignet sind. Weniger paßt sie für Staaten, die aristokratisch regiert werden; in diesen ist die Wahl der Beamten am Orte. Was endlich die Monarchie betrifft, so kann in ihr weder von einer eigentlichen Wahl, noch von der Anwendung des Looses die Rede sein. Die Natur dieser Staatsform bringt es mit sich, daß die Beamten lediglich nach dem Willen oder Belieben des Fürsten ernannt werden. Wo aber Wahl und Loos neben einander im Gebrauche sind, eignet sich die erstere für die Besetzung der Aemter, deren Verwaltung den Besitz besonderer Kenntnisse und Fähigkeiten voraussetzt.

Auf die Frage nach der Art und Weise, in welcher die Bürger zur Theilnahme an den öffentlichen Berathungen heranzuziehen sind und bei der Abstimmung ihre Vota abzugeben haben, antwortet Rousseau durch eine eingehende Besprechung der altrömischen Institutionen, die er, wie es scheint, wenigstens theilweise zur Nachahmung empfehlen möchte. Die Kenntniß der

römischen Verfassung, welche er bei dieser Gelegenheit an den Tag legt, ist zwar ungenau und mangelhaft. Doch sind seine Bemerkungen über einzelne Punkte derselben vielfach fein und treffend, und selbst da nicht ohne Interesse, wo es ihnen an einer ausreichenden Unterlage fehlt. Man sieht, der mächtige Bau dieses Staates imponirt ihm; sein festes und dauerhaftes Gefüge setzt ihn in Erstaunen. Er findet es mit Recht auffallend, daß sich bei einer so großen Zahl von aktiven Bürgern die demokratische Staatsform so lange erhalten konnte, zumal das Volk selbst an der Regierung vielfach unmittelbar theilnahm. Zur Erklärung dieser Thatsache aber hebt er zunächst die verschiedenen Abtheilungen oder Gruppen hervor, in welche die Bürgerschaft zum Behufe ihrer politischen Thätigkeit gesondert war. Sie nur machten es möglich, daß Jeder in angemessener Weise am staatlichen Leben sich betheiligen und seine Stimme zur Geltung bringen konnte. Sodann betont er die Einrichtungen, durch welche die Inhaber der Staatsgewalt verhindert wurden, die verliehene Macht zu mißbrauchen. Nicht minder rühmt er das große Geschick, womit die Römer die bestehenden Institutionen den Zeitumständen gemäß zu ergänzen und umzubilden wußten. Er ist überzeugt, daß die Republik grade dieser Fähigkeit ihren langen Bestand zu verdanken hat, andererseits auch ihr Fall dadurch beschleunigt wurde, daß man es später verlernte, von ihr rechtzeitig Gebrauch zu machen.

Gehen wir auf das Einzelne etwas näher ein, so sieht Rousseau in den Auspicien ein sehr wirksames Mittel, um ein unruhiges und zugleich stolzes Volk im Zaume zu halten; mochte es jeder menschlichen Mahnung sein Ohr verschließen, der Autorität des Himmels mußte es sich unterwerfen. Das Patronat der älteren Zeit hält er für „ein bewunderungswürdiges Meisterwerk der Staatskunst, wie der Humanität“. Auch glaubt er, daß sich die Patricier ohne dasselbe nicht so geraume Zeit in dem Besitze ihrer Macht hätten behaupten können. Ebenso preiswürdig erscheint ihm das höhere Ansehen und der größere Einfluß, dessen sich später die ackerbauenden ländlichen Tribus erfreuten. Weniger sagt ihm die auf dem Vermögen beruhende Centuriatverfassung zu, obgleich er Grund und Zweck derselben sehr wohl erkennt. Eine solche Institution, meint er, kann nur bei einem Volke von einfachen Sitten, welches nur einen mäßigen, gleichförmig vertheilten Besitz kennt und dem Handel wie der Industrie abhold ist, längere Zeit bestehen und gedeihlich wirken. Wollte man sie in unseren Tagen, wo das Vermögen der Einzelnen so große Unterschiede zeigt und beständig in andere Hände übergeht, einführen, so würde

sie unaufhörliche Umwälzungen zur Folge haben. Es ergibt sich aus dieser Bemerkung, daß der gegenwärtig herrschende Gebrauch, die politische Berechtigung der Bürger nach der Höhe ihres Census abzustufen, in den Augen Rousseau's eine verderbliche Unsitte ist. Eine fernere Aeußerung läßt den Schluß zu, daß er, wie die Dinge heutzutage liegen, die geheime Abstimmung der öffentlichen vorziehen würde. Er sagt nämlich, daß die letztere in Rom so lange am Orte war, als das Volk sich seine alten unverdorbenen Sitten bewahrte, später aber, als mit der wachsenden Corruption die Verkäuflichkeit der Stimmen mehr und mehr einriß, mit Recht durch die erstere ersetzt wurde.

Bestimmter empfiehlt er einige andere Institutionen, welche die politische Weisheit der Römer ins Leben rief, und die er, allerdings mehr oder weniger modificirt, in die von ihm skizzirte Staatsordnung aufnehmen möchte. Dahin gehört zunächst das Tribunat. Rousseau sieht in ihm ein sehr geeignetes Mittel, das normale Verhältniß der konstitutiven Staatsgewalten aufrecht und jede von ihnen in den Grenzen ihrer gesetzlichen Competenz zu erhalten. Um aber diese seine Aufgabe erfüllen zu können, darf es selbst weder an der Regierung, noch an der Gesetzgebung irgend welchen Antheil haben. Vielmehr muß sich seine Befugniß darauf beschränken, hemmend und hindernd einzuschreiten, wenn die staatlichen Behörden Uebergriffe versuchen und die Autorität der bestehenden Gesetze in Frage gestellt wird. Indem es durch sein Veto der Fassung von Beschlüssen und Ausführung von Maßregeln entgegen tritt, die in Form oder Inhalt mit Gesetz und Verfassung unverträglich sind, sichert es die Geltung des einen und den Bestand der andern. Indem es ferner die Träger der Staatsgewalt verhindert, die Schranken ihres Wirkungskreises zu überschreiten, schützt es sie zugleich in der Ausübung der ihnen zustehenden Funktionen. Freilich lehrt die Geschichte, daß die Wächter der öffentlichen Freiheit sich, wenn keine geeigneten Vorkehrungen getroffen werden, leicht in Tyrannen verwandeln. Die Volkstribunen des alten Rom, der Rath der Zehn in Venedig, die spartanischen Ephoren beweisen zur Genüge, wie die in Rede stehende Behörde allmälig entartet und dann zum Untergange des Staates führen kann, zu dessen Erhaltung sie bestimmt war. Sie kann auf die Dauer der Versuchung nicht widerstehen, ihre negative Gewalt in eine positive zu verkehren und die Exekutive, welche sie zu controliren hat, selbst an sich zu reißen. Natürlich tritt die Gefahr solcher Uebergriffe um so näher, je größer der Einfluß des Tribunats im Staate wird. Es ist daher nicht rathsam, seine Macht dadurch über das wünschenswerthe Maß hinaus

zu verstärken, daß man sie wenigen Personen anvertraut oder gar in eine Hand legt. Doch empfiehlt es sich ebensowenig, sie durch eine größere Zahl von Theilhabern in einem Grade zu schwächen, daß sie unwirksam wird. Das Beste dürfte sein, ihr zwar den Umfang und die Kraft zu geben, deren sie bedarf, sie aber nur periodisch, in bestimmten, durch das Gesetz genau festzustellenden Zwischenräumen in Wirksamkeit treten zu lassen.

In gewöhnlichen Zeitläuften mag das Tribunat, zweckmäßig angeordnet, zur Erhaltung des Gemeinwesens ausreichen. Anders ist es in jenen kritischen Augenblicken, in welchen der Staat durch innere Unruhen oder feindliche Angriffe in seiner Existenz bedroht wird; ungewöhnlich wie sie sind, erfordern sie auch außerordentliche Maßnahmen. Ist die Gefahr minder groß, so genügt es, die Befugnisse der Exekutive zu erweitern oder ihre Gewalt durch eine angemessene Conzentration zu verstärken. Im Nothfalle aber muß die bestehende Verfassung suspendirt und ein Diktator ernannt werden, der, über den Gesetzen stehend, die gesammte Staatsgewalt in seiner Hand vereinigt. Rousseau tadelt es, daß die Römer in der älteren Zeit auch bei geringfügigen Anlässen zu dieser exceptionellen Maßregel griffen, während sie dieselbe später auch dann immer seltener zur Anwendung brachten, wenn sie, wie etwa zur Zeit des Catilina, am Orte war. Dagegen billigt er durchaus die gesetzliche Bestimmung, durch welche die Amtsdauer des Diktators auf ein geringes Zeitmaß beschränkt wurde.

Uebrigens gibt es in jedem Staate neben dem Gesetze noch eine andere Macht, die ebenso wie jenes, eines besonderen Organes bedarf. Wenn es der Regierung obliegt, die Gesetze auszuführen, so hat die Censur die Aufgabe, die Urtheile der öffentlichen Meinung zur Geltung zu bringen. Nicht als ob eine solche Magistratur im Stande und berufen wäre, den Inhalt und die Richtung des allgemeinen Volksbewußtseins zu bestimmen. Sie ist vielmehr immer nur der Interpret desselben und kann der Natur der Sache nach nichts weiter sein. Rousseau hält auch hier an der Ansicht fest, die er anderswo näher ausführt[4]), daß die Denkweise eines Volkes besonders durch die Gesetze und öffentlichen Institutionen bedingt wird. Nicht minder hebt er den entscheidenden Einfluß hervor, welchen die Meinungen auf die Sitten ausüben. Was von einzelnen Menschen, gilt auch von ganzen Völkern: jedes strebt, sein Leben nach den Vorstellungen zu gestalten, die es von dem, was gut und schön, angenehm oder passend ist, gewonnen hat. Will man daher die öffentlichen Sitten verbessern, so suche man zunächst die herrschenden Ansichten zu berichtigen. Die Censur, weil sie nur der Dolmetscher der öffent-

lichen Meinung ist, kann eine solche Reform nicht bewirken. Wohl aber ist sie geeignet, die guten Sitten, wo sie noch vorhanden, zu erhalten, indem sie theils das sittliche Bewußtsein des Volkes dadurch stärkt und lebendig erhält, daß sie ihm in einzelnen concreten Fällen zu seinem Rechte verhilft, theils die Entstehung und Verbreitung von Ansichten, die ihm verderblich werden könnten, hindert, theils endlich die oft unsicheren und schwankenden Meinungen auf einen klaren und bestimmten Ausdruck bringt. In welcher Richtung sie aber auch thätig sein mag, ihre Wirksamkeit muß lediglich auf der höheren geistigen Autorität beruhen, welche ihr einwohnt; eine Zwangsgewalt irgend welcher Art darf ihr unter keinen Umständen beigelegt werden.

Ohne Zweifel ist die Moralität der Bürger eine der sichersten Stützen des Staates. Man kann aber, wie Rousseau glaubt, der sittlichen Haltung eines Menschen nur dann vertrauen, wenn sie auf einer religiösen Grundlage ruht. Es versteht sich daher für ihn von selbst, daß der Staat, was die Religion seiner Angehörigen betrifft, sich nicht gleichgültig verhalten darf. Fraglich ist nur, in wie weit und in welcher Weise er dieselbe in das Bereich seiner Thätigkeit zu ziehen hat. Rousseau schickt der Erörterung dieses Punktes einige historische Bemerkungen voraus, die zwar nicht grade tief eingehen, aber doch manches Richtige enthalten. Nach seiner Ansicht waren die ältesten Staaten, von welchen wir Kunde haben, mehr oder weniger strenge Theokratien. Niemals wurde ein Staat gegründet, dem die Religion nicht als Basis diente; die Menschen entschlossen sich eben nicht so bald, ihres Gleichen zu dienen. Jedes Volk hatte ursprünglich seinen besonderen Gott, dessen Machtgebiet grade so weit, aber auch nicht weiter reichte, als das der Nation, welchem er angehörte. Keine dieser Gottheiten machte Anspruch darauf, von fremden Völkern verehrt zu werden; indem sie unabhängig und gleichberechtigt neben einander bestanden, theilten sie sich friedlich in die Herrschaft der Welt. Freilich erfreuten sie sich dieser Unabhängigkeit nur so lange, als die sie verehrenden Völker die ihrige zu behaupten wußten. Mit dem Verluste der politischen Freiheit ging auch die selbständige Geltung des nationalen Kultus verloren; jedenfalls mußte sich der Gott des Besiegten dem Gotte des Siegers unterordnen. Die politischen Kämpfe der Völker hatten daher zugleich einen religiösen Charakter. Doch konnte von Religionskriegen in dem Sinne, welchen wir mit diesem Worte zu verbinden pflegen, keine Rede sein.

Wichtiger ist die große Kraft und Festigkeit, welche dem Gemeinwesen aus dieser engen Verbindung von Politik und Religion

erwuchs. Man kann es deshalb im Interesse des Staates nur bedauern, daß dieselbe im Fortgange der Zeit durch den Einfluß des Christenthums aufgelöst wurde. Die Idee eines überirdischen Gottesreiches, welche der christliche Glaube in den Vordergrund stellt, ist an sich gewiß ein großer und werthvoller Gedanke. Indeß läßt sich nicht leugnen, daß sie in den Herzen und Gewissen der Menschen einen unheilvollen Zwiespalt erregte, und in der bürgerlichen Gesellschaft zu einer endlosen Reihe von inneren Kämpfen führte. Sie war es, die den Widerstreit der geistlichen und der weltlichen Gewalt, und damit einen Gegensatz ins Leben rief, welchen die beständigen Versuche dieser feindlichen Mächte, sich einander dienstbar zu machen, bisher nicht haben ausgleichen können. Er besteht vielmehr vor wie nach fort, natürlich zum Nachtheile des Staates, welcher zu seiner gedeihlichen Entwickelung vor Allem der Einheit bedarf. Auch ist es ein Irrthum, mit Hobbes zu glauben, man könne ihn dadurch beseitigen, daß man die geistliche Gewalt der weltlichen unterordne und die Religion einfach als eine politische Institution behandle. Das Christenthum gestattet dies nicht; seine Priester und Kirchen, weit entfernt, sich eine so abhängige Stellung gefallen zu lassen, gehen im Gegentheil überall darauf aus, die, wie sie glauben, ihnen gebührende Herrschaft an sich zu reißen.

Dazu kommt, daß das christliche Leben, ist es anders wie es sein soll, mit den Zwecken und Aufgaben des Staates wenig gemein hat. Eine rein geistige Religion, die sich nur mit himmlischen Dingen beschäftigt, ist nicht geeignet, für die irdischen Interessen des bürgerlichen Gemeinwesens eine aufrichtige und thatkräftige Theilnahme einzuflößen. Wer nur sein ewiges Heil im Auge hat, wendet seinen Blick von den zeitlichen Bedürfnissen ab oder betrachtet sie doch nur obenhin, ohne ihnen eine ernste, eingehende Beachtung zu schenken. Auch ist nicht zu erwarten, daß was ihm im Grunde gleichgültig ist, ihn jemals zu einer kühnen That, zu einer bedeutenden Leistung begeistern werde. Zwar erfüllt der wahre Christ unter allen Umständen seine Pflicht, doch der Erfolg, die Wirkung seines Thuns kümmert ihn, wo es sich um weltliche Angelegenheiten handelt, wenig. Er gehorcht der Obrigkeit, ohne nach dem Rechte zu fragen, mit welchem sie gebietet; ihm fehlt der Sinn für die politische und bürgerliche Freiheit; ganz dazu gemacht, Sklave zu sein, läßt er sich jede Tyrannei gefallen. Wie sollte er auch daran denken, ihr Widerstand zu leisten? Predigt ihm doch sein Glaube beständig Unterwerfung und Knechtschaft. Auch kennt er den tapfern Mannesmuth nicht, der sich der Gewalt kühn entgegenstellt; er weiß zu sterben, aber

nicht zu siegen. Nicht gewohnt, die Verhältnisse und Menschen scharf zu beobachten, sieht er weder die Gefahren, welche ihm drohen, noch die Fallstricke, die ihm gelegt werden. Er liebt seinen Nächsten zu sehr, als daß er ihm eine schlimme Absicht zutrauen möchte; geneigt, stets das Beste zu denken, sich immer nachgiebig und fügsam zu erweisen, fällt er in die Schlingen jedes ehrgeizigen Heuchlers. Es ist daher kaum denkbar, daß ein Staat, dessen Angehörige von wahrhaft christlichem Geiste beseelt sind, im Besitze wahrer bürgerlicher Freiheit sein oder bleiben wird. Ebensowenig darf man hoffen, daß er seine Unabhängigkeit nach Außen behaupten werde. Es steht vielmehr zu befürchten, daß er sie nur so lange gut vertheidigen wird, als man ihn nicht ernstlich angreift [5]).

Ohne Frage ist das Christenthum für die menschliche Gesellschaft im Allgemeinen, die auf der Humanität, auf Liebe und Wohlthun beruht, gut und heilsam. Für die engeren sozialen Verbände aber, für die politischen und bürgerlichen Gemeinden, welche aus einem ganz anderen Prinzipe entspringen und ganz andere Zwecke verfolgen, eignet es sich schon deshalb nicht, weil der wahre Christ von den Gebrechen und Leidenschaften frei ist oder doch sein soll, durch welche diese Institutionen ins Leben gerufen und erhalten werden. Der Gerechte bedarf weder der Gesetze, noch der Beamten; nimmt man aber den Mitgliedern des bürgerlichen Vereines ihre natürlichen Leidenschaften, so verliert er damit seine ganze Lebenskraft. Wo das Sonderinteresse unwirksam ist, verfällt der Staat, dem es an einer andern ausreichenden Stütze fehlt, nothwendig in eine ihn allmählig auflösende Schwäche. Wenn ihn aber eine religiöse Denkweise, die ihm nicht nur fremd ist, sondern selbst von ihm abwendet, mit dem Untergange bedroht, so kann er doch andrerseits nicht ohne Religion bestehen, weil ihm nur diese eine Gewähr dafür gibt, daß die Bürger ihre Pflichten gewissenhaft erfüllen. Es fragt sich daher, wie er ihr die zu seiner Existenz nothwendige Geltung sichern kann.

Offenbar kann von einer nationalen Staatsreligion, wie sie im Alterthum bestand, keine Rede mehr sein; sie ist unmöglich, weil sie falsch sein würde. Ebensowenig empfiehlt sich die Religion des Priesters, wie sie im Buddhismus oder Katholicismus erscheint, denn ihre staatliche Anerkennung würde den Bürger einer zwiefachen Obrigkeit und einer doppelten Gesetzgebung unterwerfen, und ihm so Pflichten auflegen, die sich einander widersprechen. Was aber die innerliche, rein geistige Religion des Evangeliums betrifft, so wurde schon vorhin gezeigt, daß ihr die Interessen und Zwecke des Staates zu ferne liegen, als daß er sich auf sie stützen

könnte. Auch sie paßt für ihn nicht. Doch folgt daraus keineswegs, daß er ihre oder die Anhänger irgend einer andern Religionsform in ihrem Bekenntnisse stören oder an der Ausübung desselben hindern dürfte. Achtet er die bestehenden Gesetze, sagt und thut er nichts, was dem Gemeinwesen Gefahr bringen könnte, so mag Jeder glauben und denken, was er zu seinem ewigen Heile für nothwendig hält. Der Staat ist nicht befugt, die Herzen und Gewissen seiner Angehörigen zu kontroliren. Das Gebiet der religiösen Ansichten und Meinungen liegt außerhalb seiner Competenz. Anders ist es freilich, wenn die Einzelnen zu größeren religiösen Vereinen zusammentreten. Diese fallen allerdings, aber nur insofern in das Bereich seiner Thätigkeit, als er dafür zu sorgen hat, daß sie weder das Wohl der Gesammtheit gefährden, noch auch den öffentlichen Frieden stören. Von dieser Beschränkung abgesehen, muß er ihnen in der Lehre wie im Cultus volle Freiheit gestatten.

Natürlich darf kein Bürger gezwungen werden, sich einer der bestehenden Religionsgemeinschaften anzuschließen. Ebendarum muß jeder in der Lage sein, die Akte und Handlungen, welche, wie z. B. die Ehe, dem Gebiete des staatlichen oder sozialen Lebens angehören, auch ohne solchen Anschluß in gültiger Weise zu vollziehen. Dem Staate geschieht vollkommen Genüge, wenn sich seine Angehörigen zu den religiösen Grundlehren bekennen, welche zur Moral in einer unmittelbaren Beziehung stehen. Ihrer aber sind drei: das Dasein eines persönlichen Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und die Vergeltung im Jenseits. Fügen wir diesen Artikeln noch einen vierten von negativer Art, die Toleranz hinzu, so haben wir damit den Inhalt des Glaubensbekenntnisses, welches der Staat von sämmtlichen Bürgern zu fordern nicht blos berechtigt, sondern verpflichtet ist. Freilich steht es ihm nicht zu, sie als religiöse Dogmen im eigentlichen Sinne vorzuschreiben; wohl aber darf und muß er verlangen, daß sie von Jedem als „Prinzipien des gesellschaftlichen Lebens“ (comme sentimens de sociabilité) formell anerkannt werden. Wer sich daran in seinem Gewissen verhindert fühlt, muß dem staatlichen Verbande fern bleiben oder, wenn er ihm schon angehört, aus ihm heraustreten. Es kann eben Niemand einer Verbindung angehören, der außer Stande ist, ihre nothwendigen Lebensbedingungen zu erfüllen.

Wer den Contrat social zur Hand nimmt, nachdem er den Emil zu Ende gelesen, muß sich von der durchgreifenden Ver-

schiedenheit, welche in Form und Darstellung der beiden Schriften hervortritt, sehr überrascht fühlen. Es kann kaum einen größeren Contrast geben, als den zwischen diesem umfangreichen Werke, welches in lebendiger Schilderung eine reiche Fülle des interessantesten Details darbietet, und jener gedrängten Abhandlung, die in trockenem Docententon eine Reihe abstrakter Lehrsätze vorträgt. Wie wenig aber, was die äußere Erscheinung und nicht minder was den Inhalt betrifft, die eine dem andern gleichen mag, die bedeutende und nachhaltige Wirkung hat sie mit ihm gemein. Der Contrat social ist in der Sphäre der Politik ebenso einflußreich gewesen, wie der Emil auf dem Gebiete der Erziehung; wenn dieser im Laufe der Zeit zu einer gründlichen Reform des Privat- und Familienlebens führte, so hat jener eine nicht weniger tiefgreifende Umwandlung der staatlichen Verhältnisse zur Folge gehabt. Es wurde schon früher bemerkt, daß er zur Zeit seines Erscheinens im Ganzen wenig beachtet, bald nachher aber, besonders von der heranwachsenden jüngeren Generation, eifrig gelesen und allmählig in Fleisch und Blut aufgenommen wurde. Als dann im Fortgange der Revolution dieses jüngere Geschlecht auf den öffentlichen Schauplatz trat und den Neubau des Staates in die Hand nahm, ließ es sich fast unbedingt von den Grundsätzen leiten, die es in seinem bisherigen politischen Lehrbuche vorfand. Der Contrat wurde das Evangelium der reinen Demokratie; aus ihm schöpften die fanatischen Gründer und Förderer der Republik ihre begeisterten Eingebungen; er galt ihnen als ein unter allen Umständen zuverlässiges Orakel, dessen Aussprüchen sie unweigerlich zu folgen hätten. So kam es, daß man seinen Inhalt nach und nach vollständig in das Leben übertrug und der neue Staat ganz nach den Gedanken und Normen eingerichtet wurde, die er aufgestellt hatte. Wäre Rousseau damals noch unter den Lebenden gewesen, Robespierre und seine Gesinnungsgenossen hätten sich, ähnlich wie vordem der Straßburger Verehrer des Emil, bei ihm mit den Worten einführen mögen: „Sie sehen in uns Männer, die den Staat nach den Prinzipien eingerichtet haben, welche sie so glücklich waren, Ihrem Contrat entnehmen zu dürfen." Freilich steht zu vermuthen, daß er ihnen ebenso wie dem gar zu treuen Copisten des Emil geantwortet haben würde: „Um so schlimmer, meine Herren, um so schlimmer für Sie und den Staat."

Jedenfalls ist es durchaus ungerecht, ihn für die blutigen Greuel verantwortlich zu machen, unter welchen der Terrorismus seine politischen Ideen verwirklichte. Wie sehr er von ihrem Werthe und der Nothwendigkeit ihrer Anerkennung überzeugt war, er würde sich jedem Versuche, sie auf gewaltsamem Wege zur

Geltung zu bringen, auf das Entschiedenste widersetzt haben. Sein berühmter Ausspruch: „Auch die beste politische Umgestaltung wird mit dem Blute eines einzigen Menschen zu theuer erkauft," war in seinem Munde keine bloße Phrase. Er hat ihn durch die That bewährt, als er die Genfer Bürgerschaft, welche, zunächst in seinem Interesse, im Begriffe stand, sich gegen ihre Regierung mit gewaffneter Hand zu erheben, zur Nachgiebigkeit aufforderte und nicht ruhte, bis er den inneren Frieden in seiner Heimath hergestellt sah. Ueberdies war es nicht seine Schuld, wenn die fanatischen Apostel seiner Lehre die Voraussetzungen übersahen, an welche er die Verwirklichung seines staatlichen Ideals geknüpft hatte. Er hatte sie deutlich und bestimmt genug angegeben, hatte wiederholt und nachdrücklich hervorgehoben, daß eine Demokratie nur möglich sei in einem kleinen Staate, bei einem Volke von einfachen, unverdorbenen Sitten, unter schlichten, redlichen und arbeitsamen Menschen, die sich vorzugsweise mit dem Landbau beschäftigen und in Rücksicht auf Besitz und Bildung nicht erheblich von einander verschieden sind. Keine dieser Bedingungen traf in Frankreich zu; kein Zweifel daher, daß ihm der Gedanke, auf dem Boden desselben eine demokratische Republik zu gründen, wenn er ihn hätte ahnen können, als die monströse Ausgeburt eines frevelhaften Wahnsinns erschienen sein würde.

Vielleicht könnte man es ihm mit größerem Rechte zum Vorwurfe machen, daß er eine Staatsform als die beste hinstellte, die nach seiner eigenen Ueberzeugung selten oder nie anwendbar ist. Er hätte sich, scheint es, sagen sollen, daß es den Menschen zum Verderben gereicht, wenn man ihnen Anlaß gibt, solchen aussichtslosen Chimären nachzujagen. Wie er die Dinge ansah, boten die politischen Zustände Frankreichs, wie fast aller anderen Staaten Europas, nicht die mindeste Aussicht auf irgend welche Besserung. Er konnte sie daher füglich sich selbst überlassen und mußte das sogar, weil nach seiner Ansicht jeder Versuch, sie zu ändern, die Lage nur verschlimmern könne. Freilich macht er zu seiner Rechtfertigung geltend, daß er bei seinen Erörterungen vor Allem seine Vaterstadt Genf im Auge gehabt habe, es ihm darum zu thun gewesen sei, den Werth der dort bestehenden Verfassung ins Licht zu stellen und seinen Mitbürgern die Wege anzudeuten, auf welchen sie dem drohenden Verfalle derselben zuvorkommen könnten. Man darf aber wohl fragen, ob er, falls dies wirklich seine Absicht war, sie nicht leichter und besser erreicht haben würde, wenn er sich auf eine ausschließliche Besprechung der Genfer Verhältnisse beschränkt hätte.

Doch Inconsequenzen dieser Art begegnen wir bei Rousseau

nicht selten, und kommt auf sie am Ende ja wenig an. Wichtiger als die persönlichen Motive ihrer Mittheilung, sind die Ansichten selbst, wie er sie im Contrat entwickelt. Sie haben nicht blos von jungen Enthusiasten, sondern auch von kompetenten Beurtheilern manche Mißdeutung erfahren und vielfach nur ein ungenaues oder halbes Verständniß gefunden. Wie oft lies't man auch gegenwärtig noch, selbst in den Werken hervorragender politischer Schriftsteller, Rousseau habe den Staat, im Widerspruch mit aller geschichtlichen Erfahrung, auf eine freiwillige Uebereinkunft zurückgeführt. Und doch sagt er gradezu, daß vielleicht niemals ein Gemeinwesen auf dem Wege des Vertrages begründet worden, während er zugleich so ziemlich alle thatsächlichen Entstehungsweisen als solche anerkennt und zur Sprache bringt. Man übersieht, daß er bei seiner Ableitung nicht die faktisch vorhandenen, sondern den Staat, welcher nach seinem Dafürhalten allein diesen Namen verdient, den seinem Begriffe entsprechenden Rechtsstaat im Auge hat. Von diesem behauptet er allerdings, daß er nur durch die freiwillige Zustimmung seiner Angehörigen nicht sowohl zu Stande kommt oder gekommen ist, als entstehen soll, weil er nicht anders entstehen kann. Ob dem wirklich so ist, mag fraglich erscheinen. Doch, meinen wir, kann, wer mit Rousseau anerkennt, daß der Staat weder vom Himmel fällt, noch ein Naturprodukt, sondern eine von den Menschen geschaffene sittliche Institution ist, nicht wohl umhin, zuzugeben, daß er, wenn auch nicht grade auf einem Vertrage, so doch auf dem freien Willen seiner Mitglieder beruht.

Ein anderer Punkt, wegen dessen man mit dem Verfasser des Contrat ins Gericht zu gehen pflegt, ist seine Lehre von der Souverainetät des Volkes. Nicht ohne Grund ist dieses Dogma etwas anrüchig geworden. Indeß liegt das unseres Erachtens weniger an ihm selbst, als an dem Gebrauche, der von ihm gemacht, oder an der unbeschränkten Ausdehnung, welche dem Begriffe Volk gegeben wird. Daß die Souverainetät im Staate der Gesammtheit der Activbürger zusteht, läßt sich prinzipiell zwar bestreiten, doch dem modernen politischen Bewußtsein gegenüber schwerlich mit Erfolg widerlegen. Wie aber auch diese Frage von der Theorie beantwortet werden mag, für die Praxis kommt Alles darauf an, an welche Bedingungen der Besitz des vollen Bürgerrechtes oder die Ausübung der Souverainetät geknüpft wird. Ist, wie dies heutzutage vielfach angenommen wird, Jeder zu ihr berechtigt, der ein gewisses Alter erreicht hat und nicht grade Bettler oder Verbrecher ist, so läuft die Souverainetät des Volkes freilich Gefahr, mit der des Pöbels zusammenzufallen. Rousseau war weit ent-

fernt, sie dieser Eventualität auszusetzen. Er verlangt zwar, daß alle Bürger an ihr Theil haben, aber er fordert auch, daß wer auf die Würde und die Rechte des Bürgers Anspruch macht, in der Lage sei, am Staate ein lebendiges Interesse zu nehmen, und zugleich die nöthige Einsicht besitze, um sich über öffentliche Angelegenheiten ein selbständiges Urtheil zu bilden.

Die späteren Vorkämpfer der Demokratie haben sich um diese Klauseln wenig gekümmert. Ihr Bestreben war und ist vielmehr darauf gerichtet, das von Rousseau aufgestellte Prinzip in seiner abstrakten Fassung zu möglichst unbedingter Geltung zu bringen. Auch sind ihre Bemühungen keineswegs erfolglos geblieben; es läßt sich nicht verkennen, daß auch die extremsten demokratischen Grundsätze des Contrat in immer weiteren Kreisen Anerkennung finden und mehr und mehr in die Praxis des staatlichen Lebens übergehen. Wir erinnern an die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes, an die Plebiscite des französischen Empire, an die imperativen Mandate, an das Referendum und das Recht der Initiative, wie es in manchen Cantonen der Schweiz neuerlich sanctionirt worden ist. Ob diese und ähnliche Institutionen gut und zweckmäßig sind, steht dahin; man wird, um darüber ins Klare zu kommen, ihre Wirkungen abwarten müssen. Zweifelloser ist jedenfalls der Werth mancher großen und fruchtbaren Prinzipien, zu deren nachgrade allgemeiner und unbestrittener Herrschaft ihre nachdrückliche Vertretung im Contrat wesentlich beigetragen hat. Es ist zu einem nicht geringen Theile sein Verdienst, wenn es heutzutage fast als selbstverständlich gilt, daß der Staat lediglich seiner Angehörigen wegen existirt und die Förderung des Gemeinwohls zu seiner alleinigen Aufgabe hat, daß die höchste und einzig legitime Macht in ihm die des Gesetzes ist, daß alle Bürger vor dem Gesetze gleich, ihre Rechte und Pflichten dieselben, Exemptionen und Privilegien unstatthaft sind, daß wie der Einzelne für die Gesammtheit, so auch diese für jenen einstehen muß, daß der Staat Leben und Eigenthum seiner Mitglieder zu schützen hat und ihre persönliche Freiheit nicht mehr beschränken darf, als es im öffentlichen Interesse durchaus nothwendig ist.

Man könnte die Zahl dieser Wahrheiten leicht vermehren. Was Rousseau z. B. über das Verhältniß der Exekutive zur gesetzgebenden Gewalt, über die Stellung und die Befugnisse der Regierung, über die Vorzüge und Nachtheile ihrer verschiedenen Formen sagt, hat meist guten Grund. Auffallend aber ist, daß er die Religion der Competenz des Staates entzieht und doch jedem Bürger ein bestimmtes religiöses Bekenntniß auflegt. Die subtile Unterscheidung zwischen eigentlichen Dogmen und bloßen Prinzipien

der sozialen Gemeinschaft kann diesen Widerspruch nicht beseitigen. Die drei Artikel, deren Anerkennung verlangt wird, haben ohne Zweifel einen religiösen Inhalt, und wenn der Staat die Zustimmung zu ihnen fordert, so schreibt er damit vor, was geglaubt werden soll. Auf den Umfang dieses Credo kommt es nicht weiter an; wie beschränkt es auch ist, es genügt, um die grundsätzlich abgewiesene Staatsreligion faktisch wieder zur Geltung zu bringen. Wir sagten schon, wie Rousseau zu dieser Inconsequenz kam und wollen hier nicht untersuchen, in wie weit seine Ueberzeugung, daß der Staat als solcher einer religiösen Grundlage bedarf, begründet ist. Spricht Manches für sie, sie hat doch gegenwärtig wenig Aussicht, getheilt oder gar praktisch durchgeführt zu werden. Sieht man aber von diesem einen Punkte ab, so wird im Uebrigen seine Auffassung der Beziehungen des Staates zur Religion oder Kirche für die gesetzliche Regelung derselben mehr und mehr maßgebend. Die Trennung der politischen und der religiösen Sphäre, die persönliche Glaubens- und Gewissensfreiheit, die Berechtigung aller mit dem Gesetze vereinbaren Bekenntnisse und Culte, die Unabhängigkeit des bürgerlichen Rechtslebens von confessionellen oder kirchlichen Formen — das Alles sind Forderungen, in welchen die große Mehrzahl der modernen Staatsmänner mit Rousseau übereinstimmt.

Der Contrat ist gegenwärtig ein fast verschollenes Buch; man lies't ihn selten und kennt ihn meist nur vom Hörensagen. Es ist ihm ergangen, wie es Schriften seiner Art in der Regel ergeht: während ihr wesentlicher Inhalt allmählig zum Gemeingute wird, fallen sie selbst der Vergessenheit anheim. Auch hat die verhängnißvolle Rolle, die er in den Tagen der Revolution gespielt, nicht wenig dazu beigetragen, ihn in Mißkredit zu bringen. Wir sagten schon, daß dieselbe seinem Verfasser nicht zur Last gelegt werden darf. Rousseau wußte sehr wohl, daß allgemeine Ideen und Grundsätze nicht ohne Weiteres rein und unvermittelt verwirklicht werden können, und er verstand es trefflich, die als richtig erkannten Prinzipien fest im Auge zu behalten, ohne deshalb die Einschränkungen und Modifikationen, welche ihre Anwendung auf gegebene Verhältnisse erfordert, außer Acht zu lassen. Beweise für diese seine politische Umsicht und Mäßigung werden uns mehrfach begegnen, wenn wir ihm nunmehr auf seinem ferneren Lebenswege folgen.

Anmerkungen.

IX.

1) Emile, L. V.: Sophie ou la femme.

X.

1) Emile et Sophie ou les Solitaires (Lettres I und II, von Emil an seinen früheren Mentor gerichtet) in O. c. II p. 273—303. — Wir geben im Texte einen kurzen Bericht über die thatsächlichen Vorgänge, ohne auf das Detail der Motivirung einzugehen.

2) Vgl. Musset-Pathny II p. 403. Herr Prévôt von Genf hat „diesen Plan“ später unter den Papieren Rousseau's aufgefunden und in den Archives littéraires de l'Europe (1804) veröffentlicht.

3) S. Bernardin de St. Pierre bei Musset-P. I, p. 232. — Zum Folg. Corancez bei Demſ. I, p. 253, 264.

4) Bericht der Sorbonne bei Gaberel (Rousseau et les Génèvois) p. 38.

5) Im Cours de littérature (s. Musset-P. II, s. c. Laharpe).

6) Vgl. Dussaulx bei Gaberel p. 140.

7) Laharpe bei Musset-P. II, p. 394.

8) Aus dem Bülletin über seinen Aufenthalt in der genannten Stadt (September 1765). Vgl. Gaberel p. 143. — Zum Folg. Lettre à Msr. l'abbé M. (Corresp. No. 1027.)

9) Wir erinnern an Basedow und seine Jünger.

10) L. v. 25. November 1762. (Corresp. 411.)

11) Die Schrift erschien unter dem Titel: Les plagiats de M. J. J. Rousseau de Genève sur l'éducation par D. C. J. B. (Paris et La Haye 1765). — Zum Folg. Grimm Corr. litt. Déc. 1765, Sayons' Le XVIIIième siècle à l'Etranger I, p. 288 sqq.

12) Musset-Pathny II, p. 396 Anm.

13) Z. B. in der Réponse à Msr. de Beaumont. — Die im Texte folgende Stelle ist einem Briefe R.'s an Philibert Cramer entnommen.

XI.

1) Emile L. IV.: Profession de foi du Vicaire Savoyard (O. c. II, p. 56—106.)

2) Anderswo zeigt Rousseau, daß der denkende Geist oder die Seele weder aus kleinsten Atomen, noch aus belebten Molekülen, noch überhaupt aus irgend welchen Kombinationen der Materie hervorgehen kann. Vgl. Lettre à M. in O. c. vol. 23 p. 175 (éd. de Gen.) — Von Interesse für seine Stellung zu den Ansichten der herrschenden Philosophie sind die kritischen

Randglossen, mit welchen Rousseau die Schrift von Helvétius „über den Geist“ begleitete. Er hatte, als dieses Werk erschien, die Absicht, es öffentlich anzugreifen, stand aber davon ab, als er erfuhr, daß der Verfasser seinetwegen verfolgt wurde. Die Bemerkungen, die er damals zum Behufe der Kritik an den Rand seines Handexemplars schrieb, sind später abgedruckt worden. Man findet sie O. c. VI, p. 42 sqq. (éd. Hachette). S. auch Lettres de la Montagne I, 1 (ib. II, p. 391 Note).

3) S. den Brief an Voltaire über das Erdbeben von Lissabon, R.'s L. und W., II. Bd. S. 43 sqq.

4) Vgl. R.'s L. und W. I, S. 82. — Confessions I, 3 (O. c. V. p. 395 sqq.).

5) S. R.'s L. und W. II, S. 284, 340. — Die in Rede stehende Schrift Du Contrat social ou Prinzipes du Droit politique in O. c. II, p. 578 sqq.

XII.

1) Einen Versuch, das Räthsel zu lösen, enthält die Abhandlung über die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen. Vgl. R.'s L. und W. I, S. 407 ff.

2) Rousseau hatte schon früher, in dem Discours sur l'Economie politique, Staat und Familie in Parallele gestellt. S. R.'s L. u. W. I, S. 450.

3) Vgl. Considérations sur le Gouvernement de Pologne ch. 17.

4) In Lettre à d'Alembert sur les spectacles.

5) Vgl. Lettre à Msr. Usteri vom Juli 1763 (Corr. 471.).

Rousseau's

Leben und Werke.

Fünfter Abschnitt.

I.

Rousseau war hocherfreut, als er das Ziel seiner unfreiwilligen Reise erreicht hatte. „Endlich," schrieb er nach seiner Ankunft in Yverdun an den Marschall von Luxembourg, „endlich habe ich meinen Fuß auf diesen Boden der Freiheit und Gerechtigkeit gesetzt, den ich niemals hätte verlassen sollen.." [1]) Die Befriedigung, welche sich in diesen Worten ausspricht, sollte freilich bald genug gestört werden. Doch hatte er immerhin für den Augenblick eine Zufluchtsstätte gefunden, an welcher er sich von der Aufregung und den Mühen seiner hastigen Flucht erholen konnte. Der „gute Papa" Roguin [2]), sein „alter Beschützer und Wohlthäter", der ihn schon vor Jahren, als er noch unbekannt und hülflos auf dem theuern Pariser Pflaster umherschlenderte, mit seinem Rathe und seiner Börse unterstützte, nahm ihn auch jetzt mit der größten Herzlichkeit auf. Seine zahlreiche und angesehene Familie folgte dem Beispiele ihres würdigen Hauptes. Sein Neffe, der Oberst, kam dem werthen Gaste auf das Freundlichste entgegen; ein anderer Neffe, der Bannerträger Roguin, wich den ganzen Tag kaum von seiner Seite. Auch fehlte es nicht an einer anziehenden weiblichen Umgebung. Madame Boy de la Tour, eine Nichte des alten Roguin, welche Rousseau schon früher in Lyon, ihrem Wohnorte, kennen gelernt hatte, war grade mit ihren Töchtern bei dem Onkel zu Besuch. Sie trat dem alten Bekannten jetzt um so näher, da er auf ihre Bitte mit Erfolg seinen persönlichen Einfluß geltend machte, um die Verlobung ihrer fünfzehnjährigen Tochter mit dem weit älteren Obersten, welche, von der Familie beabsichtigt, ihr selbst ebensowenig wie dem Mädchen zusagte, zu hintertreiben. Der Dienst, welchen er ihr damit leistete, gewann ihm ihre ganze Zuneigung und führte zu einem freundschaftlichen Verhältnisse, welches bis zum Ende seines Lebens ungetrübt fort-

bestand und sich ihm später vielfach förderlich erwies. Für jetzt trug es wesentlich dazu bei, ihm den Aufenthalt in seinem Asyle noch angenehmer zu machen, als er es ohnehin schon war. Wir glauben ihm gerne, daß er sich, zumal nach den Erfahrungen der letzten Tage, wohlfühlte bei den „Freundlichkeiten und Liebkosungen“, mit welchen er von allen Seiten überhäuft wurde. „Wie lieb ist mir,“ schrieb er damals seinem Freunde Moultou, „wenn man mir wohl will und mich gerne sieht. Es scheint mir, daß ich nicht mehr unglücklich bin, wenn man mich lieb hat. Das Wohlwollen ist meinem Herzen so süß, es entschädigt mich für Alles.“[3])

Wie erwünscht ihm aber die herzliche Gastfreundschaft, die ihm so bereitwillig gewährt wurde, auch war, er glaubte sie doch nur vorübergehend in Anspruch nehmen zu dürfen. Es galt möglichst bald eine Stelle zu finden, an welcher er sich dauernd niederlassen konnte. Auch begann er sofort, sich in Stadt und Umgegend nach einer passenden Wohnung umzusehen. Eine definitive Wahl zu treffen, schien indeß aus mehr als einem Grunde vorläufig nicht rathsam. Zunächst wußte er noch nicht recht, ob er in der bisherigen Weise mit seiner Therese fortleben oder aber allein bleiben solle. War es doch seiner Ansicht nach keineswegs ausgemacht, daß sie geneigt und bereit sein werde, ihn auf seinem fortan dunkeln und unsicheren Lebenswege zu begleiten. Schon seit längerer Zeit hatte er sich der Wahrnehmung nicht entziehen können, daß ihre Liebe zu ihm erloschen sei, und die Anhänglichkeit, welche sie allerdings vor wie nach an den Tag legte, nur noch auf Achtung beruhe. Es fiel ihm nicht ein, ihr diese Aenderung zum Vorwurfe zu machen; er hielt sie für eine natürliche Folge des Umstandes, daß er theils aus Rücksicht auf seine Gesundheit, theils aus Besorgniß vor den möglichen Wirkungen, in den letzten Jahren den intimen Umgang mit ihr absichtlich gemieden hatte. Wie begreiflich ihre zunehmende Entfremdung aber sein mochte, sie schien zu beweisen, daß der persönliche Verkehr mit ihm für sie keinen besonderen Reiz mehr habe, und legte die Vermuthung nahe, daß es ihr nicht grade angenehm sein werde, in seiner Gesellschaft ruhelos in der weiten Welt umherzuwandern, oder sich an irgend einem abgelegenen Orte zu langweilen. Ueberdies stellte ihr der Aufenthalt in einem fremden Lande, unter Menschen von so verschiedener Denkart und Sitte, manche Unbequemlichkeit, vielleicht selbst, bei ihrem abweichenden religiösen Glauben, bedenkliche Störungen in Aussicht. Möglich doch, daß sie es, wenn sie sich diese Verhältnisse genauer vergegenwärtigte, vorzog, da zu bleiben, wo sie eben war.

Jedenfalls hielt Rousseau es für seine Pflicht, sie auf die

Lage der Dinge aufmerksam zu machen und so vor einem Schritte zu bewahren, den sie später vielleicht bereuen mochte. Ob ihn dabei lediglich die Rücksicht auf ihr Wohlergehen leitete, steht dahin. Wir zweifeln nicht, daß es ihm schwer geworden sein würde, sich von seiner vieljährigen Lebensgefährtin zu trennen. Stand sie ihm auch in geistiger Beziehung jetzt am Ende noch ferner, als vordem, das gemüthliche Band, welches ihn an sie fesselte, hatte doch im Laufe der Zeit zu große Festigkeit gewonnen, als daß es sich so leicht hätte lösen lassen. Dazu kam, daß er in seinem leidenden Zustande ihrer treuen Pflege nicht wohl entbehren konnte. Andrerseits freilich mußte er sich bei seiner ungewissen Lage durch ihre Gegenwart nicht wenig beengt fühlen. Es war sehr zweifelhaft, ob es ihm sobald gelingen werde, einen Ort zu finden, wo er seine Zelte mit der Aussicht aufschlagen konnte, sie nicht in nächster Zeit wieder abbrechen zu müssen. Blieb er allein, so hatte das wenig zu bedeuten; er mochte dann, wenn es nöthig wurde, ohne große Beschwerde den Wohnort wechseln. Nicht so leicht war es, eine wenn auch einfache häusliche Einrichtung anderswohin zu verlegen. Abgesehen von der Mühe und Unruhe, die ein solcher Umzug mit sich bringt, ist er doch auch mit großen Kosten verbunden, welche zu erschwingen Rousseau in seinen Verhältnissen kaum hoffen durfte. Schien es ihm doch selbst für den Fall, daß keine weiteren Störungen eintraten, ungewiß, ob seine Mittel für das theuere Leben in der Schweiz, auf die er sich zunächst angewiesen sah, ausreichen würden. Zu diesen ökonomischen Bedenken kam ein anderes, welches vermuthlich noch schwerer wog, als sie. Trat auch Therese offiziell als seine Haushälterin auf, die wahre Natur seines Verhältnisses zu ihr konnte den Landsleuten, wenn er in ihrer Mitte lebte, nicht lange verborgen bleiben. Wurde sie aber bekannt, so stand zu besorgen, daß sie ihnen bei ihrer streng moralischen Denkweise schweren Anstoß geben und ihm selbst manche Verlegenheit bereiten, vielleicht sogar sein Ansehen erschüttern, seine Stellung untergraben werde.

Es läßt sich daher wohl annehmen, daß er auch in seinem eigenen Interesse Therese, fürs Erste wenigstens, fernzuhalten wünschte. Gewiß aber ist, daß er ihr gegenüber diese persönliche Rücksicht keineswegs geltend machte. Sie hatte bei dem letzten Abschiede in Montmorency einen so tiefen und lebhaften Schmerz an den Tag gelegt, hatte ihn so dringend gebeten, sie möglichst bald nachkommen zu lassen, daß er es doch nicht über sich vermochte, seinem damals gegebenen Versprechen ohne ihre freie Zustimmung untreu zu werden. Auch sagte er in dem Briefe,

welchen er in dieser Sache an sie schrieb, nichts, was sie zu dem Glauben hätte veranlassen können, daß ihre Gegenwart ihm nicht lieb sein werde, falls sie selbst vor wie nach in seiner Nähe zu leben wünsche. Vielmehr hob er nur und zwar im herzlichsten Tone die Bedenken hervor, welche er ihretwegen hege. Möge sie dieselben sorgfältig erwägen und dann ihren Entschluß fassen, ohne sich durch die Rücksicht auf ihn irgendwie bestimmen zu lassen. Es verstehe sich von selbst, daß er, wenn sie es vorziehe, in ihrer Heimath zu wohnen, für ihre Bedürfnisse ganz ebenso sorgen werde, als wenn sie in seiner Nähe wäre. Wolle sie sich aber nicht von ihm trennen, so sei sie ihm, sobald er über den künftigen Wohnort eine Entscheidung getroffen, willkommen. Er werde dann auch alles aufbieten, was in seinen Kräften stehe, um die Schwierigkeiten, welche ihr etwa begegnen könnten, aus dem Wege zu räumen[4]).

Die Antwort auf die so gestellte Frage ließ sich unschwer voraussehen. Dennoch glaubte Rousseau sie, bevor er weitere Schritte that, abwarten zu müssen. Freilich hatte er noch einen anderen und vielleicht triftigeren Grund, die Entscheidung hinauszuschieben. Zwar sprach er seinen Freunden gegenüber die Ansicht aus, daß es einem verbannten Flüchtlinge, wie er es sei, nicht zieme, in seiner Vaterstadt eine Zufluchtsstätte zu suchen, daß er „seine Schande nicht in die Heimath tragen", diese nicht an „der Beschimpfung, welche ihm persönlich zugefügt worden, dürfe theilnehmen lassen" [5]). Wir zweifeln indeß, daß ihn diese Erwägung zurückgehalten hätte, wäre man ihm von Genf aus, etwa durch eine Einladung, entgegengekommen. Er hegte doch immer noch den geheimen Wunsch, dorthin überzusiedeln, und wenn er Bedenken trug, seiner Neigung zu folgen, so war es nur, weil er nicht wußte, ob er die freundliche und ehrenvolle Aufnahme finden werde, auf welche er Anspruch zu haben glaubte. Er hielt es, bevor er eine Entscheidung traf, für nöthig, sich des Eindruckes zu vergewissern, den seine jüngst erschienenen Schriften, sowie die Maßnahmen, zu welchen sie im Nachbarlande Veranlassung gegeben, auf seine Landsleute machen würden. Er selbst war überzeugt, daß, was ihm Schmach und Verfolgung bereitet, seiner Vaterstadt nur zur Ehre gereiche, und ebendarum die Behörde, wie die Bürgerschaft, wenn sie anders dem Gebote der Gerechtigkeit folgen wollten, sich entschieden auf seine Seite stellen müßten. Auch hielt er trotz mancher Zweifel, welche die genaue Kenntniß der Verhältnisse nahe legte, im Grunde an der Hoffnung fest, daß dies geschehen und ihm irgendwie, vielleicht selbst in officieller Form, eine seinen Wünschen entsprechende Einladung zugehen werde.

Indeß sollte er bald genug erfahren, daß er sich in dieser Erwartung gar sehr getäuscht hatte. Am 11. Juni (1762) war der Emil in Paris auf Befehl des Parlamentes verbrannt worden. Herr du Sellan, Geschäftsträger der Republik, setzte den Genfer Rath sofort davon in Kenntniß. Kaum ist die Nachricht eingetroffen, als die Mitglieder des letzteren sich in aller Eile versammeln, um auch ihrerseits über Rousseau und seine letzten Schriften in Berathung zu treten, oder vielmehr zu Gericht zu sitzen. Es hilft wenig, daß einige von ihnen an die gesetzlichen Formen erinnern und einen Aufschub verlangen. Die Majorität ist entschlossen, ohne Zögern vorzugehen und bringt nach einer lebhaften Debatte mit ihrer Ansicht durch. Der Generalprokurator Tronchin verfaßt sein Requisitorium, in welchem er, mit den Worten seines Collegen vom Pariser Parlament, den Emil und den Contrat social als „verwegene, ärgerliche, gottlose Schriften“ bezeichnet, die „auf die Vernichtung der christlichen Religion und aller Regierungen abzielen“. Der Rath beschließt, daß die also incriminirten Werke „öffentlich durch die Hand des Henkers verbrannt, und ihr Verfasser, falls er sich auf dem Gebiete der Republik betreten lasse, verhaftet und dem Syndikus vorgeführt werden solle“. Auch zögert man nicht, das Urtheil, soweit das möglich ist, zur Ausführung zu bringen. Schon am nächsten Tage — es war der 19. Juni — sah die im Rathhause versammelte Menge, wie der Henker die glühenden Kohlen anfachte und, nachdem die Sentenz mit lauter Stimme verlesen worden, die Blätter der beiden Schriften zerriß und in das Feuer warf [6]).

Als Rousseau von diesen Vorgängen Kunde erhielt, fand er sie Anfangs kaum glaublich. War es doch unerhört, daß die Behörde die Verhaftung eines Bürgers anordnete, ohne ihn zuvor citirt und gehört, ohne das Vergehen und seine Schuld auf streng gesetzlichem Wege festgestellt zu haben. Und wie konnte man sich erlauben, Schriften, deren Inhalt man, da sie in Genf noch nicht eingetroffen waren, nur obenhin vom Hörensagen kannte, lediglich auf Grund einer im Auslande verfaßten Anklageschrift zu verurtheilen? Indeß wie undenkbar ein so hastiges rechts- und regelwidriges Verfahren auch erscheinen mochte, an seiner Wirklichkeit ließ sich nicht füglich zweifeln. Fragen wir aber, wie dasselbe möglich geworden, so lassen sich manche Umstände anführen, aus deren Zusammenwirken es erklärlich wird. Dem Motive freilich, welches Sayous [7]) in den Vordergrund stellt, möchten wir keine so große Bedeutung beilegen. „Man wollte,“ meint er, „der Welt beweisen, daß die Religion Genfs nicht die Religion Rousseau's sei. Rousseau wurde, wie vormals Servet, der Ehre der Genfer Kirche

und dem guten Rufe der Republik geopfert. Diesmal verbrannte man nur das Buch, aber man glaubte, daß dieses kühne Brandopfer die Genfer Dogmatik wieder in einen guten Geruch bringen werde." Ohne Zweifel gab es manche orthodoxe Eiferer, welche sehnlich wünschten, daß ein recht leuchtendes Beispiel statuirt werde. Ihr Einfluß war aber schwerlich wirksam genug, um den bedächtigen Rath zu einem so raschen und immerhin bedenklichen Vorgehen zu bestimmen. Handelte es sich nur um den Schutz der Religion, so brauchte er sich nicht grade zu beeilen; er mochte ruhig den üblichen Antrag des geistlichen Consistoriums abwarten und sich inzwischen das Corpus delicti etwas genauer ansehen. Unseres Erachtens war für ihn in seiner Majorität die bedrohte Religion lediglich ein plausibler Vorwand, der den eigentlichen Beweggrund in den Augen der Bürgerschaft verdecken konnte.

Wir haben schon anderswo bemerkt, daß die souveraine Staatsgewalt in Genf zwar prinzipiell und gesetzlich der Gesammtheit der Bürger zustand, factisch aber durch eine beschränkte Anzahl von Familien ausgeübt wurde, welche die regierenden Räthe mit ihren Freunden und Angehörigen besetzten. Natürlich fehlte es nicht an Leuten, welche dieses aristokratische oder vielmehr oligarchische Regiment zu beseitigen, und den legitimen Einfluß der Gemeinde in seinem ganzen Umfange herzustellen wünschten. Sie waren nicht sonderlich zu fürchten gewesen, solange es unter ihnen keine hervorragenden Capacitäten gab, und das Gros der Bürgerschaft bei der klugen Mäßigung, mit welcher die Machthaber ihre Autorität ausübten, keine Neigung zeigte, sich ihnen anzuschließen. Sie konnten aber gefährlich werden, wenn sie einen Führer fanden, der ihre Sache mit Einsicht und Energie zu vertreten wußte. Nun war es recht wohl denkbar, daß Rousseau, wenn er sich dauernd in Genf niederließ, diese Leitung übernehmen werde. Schon jetzt wurde er von den Demokraten als ihr geistiger Mentor geehrt; man durfte erwarten, daß die Seele der Partei bald auch als ihr wirkliches Haupt auftreten werde. Seine Befähigung dazu ließ sich nicht in Abrede stellen, und daß es ihm auch an dem nöthigen Ehrgeize nicht fehle, schien keinem Zweifel zu unterliegen. Jedenfalls war es gerathen, es nicht erst auf eine Probe ankommen zu lassen; besser doch, der Mann blieb ferne, dessen Nähe das gewohnte politische Stillleben ernstlich stören mochte. Wollte man ihn aber zurückhalten, so durfte man mit den geeigneten Maßregeln nicht zögern. Offenbar war Gefahr im Verzuge; er befand sich bereits dicht an der Grenze und konnte jeden Augenblick den Entschluß fassen, sie zu überschreiten. So begreift sich die Eile, mit welcher der Prozeß

in Szene gesetzt und das Urtheil gesprochen wurde. Auch kann es nicht weiter auffallen, daß man nicht blos über die anstößigen Schriften den Stab brach, sondern zugleich dem Verfasser eine Verhaftung in Aussicht stellte. Man durfte mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß derselbe keine Veranlassung geben werde, die Drohung auszuführen.

Uebrigens war es wohl nicht allein das eigene Interesse, welches den Rath bestimmte, so schroff und rücksichtslos aufzutreten; es machten sich in diesem Falle doch noch andere Einflüsse geltend. Lag in der Anwesenheit Rousseau's eine Gefahr für die herrschende Aristokratie, so bedrohte sie nicht minder die Stellung Voltaire's, der zu manchen ihrer Mitglieder in intimen Beziehungen stand, und dessen Anhang sich vorzugsweise aus ihren Reihen rekrutirte. War auch sein Ansehen im Laufe der Zeit erheblich gewachsen, es stand doch keineswegs so fest, daß es nicht leicht hätte erschüttert werden können. Er hatte nicht wenige Freunde und Verehrer, aber auch zahlreiche Gegner; nicht blos der Klerus, sondern auch die große Mehrzahl der Bürger war und blieb seinen Bestrebungen abhold. Freilich mochte ihn die Opposition dieser „steifen Perücken" wenig kümmern, zumal sich dieselbe in der Regel ziemlich schweigsam verhielt. Sie konnte aber möglicherweise recht laut und unbequem werden, wenn sie in Rousseau einen ständigen und redefertigen Wortführer erhielt. Wie mächtig dessen Stimme, selbst wenn sie aus weiter Ferne herüberklang, in Genf wiederhallte, hatte Voltaire vor einigen Jahren erfahren, als ihr Warnruf nicht wenig dazu beitrug, daß man seinen Bemühungen um Gründung eines Theaters erfolgreichen Widerstand entgegensetzte. Wie sollte es erst werden, wenn sie sich fort und fort in unmittelbarer Nähe vernehmen ließ? In der That war allen Ernstes zu befürchten, daß es ihr gelingen werde, den Einfluß des ohnehin anstößigen Fremdlings völlig zu vernichten. Möglich selbst, daß er in seiner persönlichen Ruhe und Sicherheit bedroht, und genöthigt wurde, den bisherigen Schauplatz seiner Wirksamkeit zu verlassen. Kein Wunder daher, wenn der eitle Mann Alles aufbot, um eine so schimpfliche Niederlage von sich abzuwehren. Auch ist es nicht zweifelhaft, daß er und seine Freunde an dem Beschlusse des Rathes wesentlichen Antheil hatten [8]).

Sein Einfluß erwies sich um so wirksamer, da er von anderer, befreundeter Seite zwar nur indirect und unter der Hand, darum aber nicht weniger nachdrücklich unterstützt wurde. Rousseau vermuthete später, daß bei den vexatorischen Maßregeln, welche in Genf und anderswo gegen ihn ergriffen wurden, der Herzog von

Choiseul die Hand mit im Spiele gehabt habe. Er täuschte sich darin nicht; es steht wenigstens fest, daß der Genfer Rath, als er sein Verdikt über ihn aussprach, sich zum Theil, wenn nicht vorzugsweise, durch die Rücksicht auf den allmächtigen Minister des Nachbarlandes leiten ließ. Allerdings hatte er einigen Grund zu solcher Connivenz; das Haupt der französischen Regierung trug sich damals mit Plänen, deren Ausführung der Republik ernste Verlegenheiten bereiten mußte, durch ein gefügiges Verhalten aber vielleicht verhindert werden konnte. Es war davon die Rede, in nächster Nähe von Genf auf französischem Boden eine neue Stadt mit ausgedehnten Etablissements zu gründen, die Genfer Arbeiter allmählig dorthin zu ziehen, und so die Industrie und den Handel der Rivalin, und damit sie selbst zu ruiniren. Ob dieses Vorhaben ernstlich gemeint, ob eine Drohung beabsichtigt war, die vielleicht künftig zu einer Annexion führen mochte, oder ob es nur darauf ankam, den Zorn der eifrigen Katholiken über die Beseitigung der Jesuiten durch einen Scheinangriff auf die verhaßte Metropole des Protestantismus zu beschwichtigen, mag dahingestellt bleiben. Gewiß ist, daß das französische Kabinet der Genfer Regierung zu dieser Zeit Beweise einer nicht gerade wohlwollenden Gesinnung gab, und die letztere es deshalb für rathsam hielt, sich ihm bei passender Gelegenheit gefällig zu erweisen. Freilich würde ihr, hätten die vorhin erwähnten Motive nicht mitgewirkt, der vorliegende Anlaß wohl kaum geeignet erschienen sein. Es war doch stark, daß der Magistrat einer unabhängigen Republik sich zum Schleppträger eines fremden Gerichtshofes hergab, und mit unanständiger Eile an der Verfolgung eines Bürgers betheiligte, den er vor Allem zu beschützen verpflichtet war.

Inzwischen hatte er die Genugthuung, daß sein Diensteifer gebührend anerkannt wurde. Herr du Sellan konnte schon am 11. Juli melden, daß „er das Urtheil des hochweisen Rathes über die beiden Bücher Rousseau's Herrn von Choiseul mitgetheilt und Seine Excellenz ihm versichert habe, wie sie mit Vergnügen sehe, daß diese Schriften in Genf denselben Eindruck gemacht, wie in Paris, und man gegen sie in derselben Weise eingeschritten sei, wie das Parlament". Weniger befriedigt war man in Genf selbst. Wir sagten schon, daß das Vorgehen des Rathes in seiner eigenen Mitte auf ernsten Widerspruch gestoßen war; eine respectable Minorität, von angesehenen Männern geleitet, hatte energischen Protest erhoben. Sie fuhr auch, nachdem der Beschluß trotzdem zu Stande gekommen, fort, ihn entschieden zu mißbilligen. Wie derselbe von der Bürgerschaft aufgenommen wurde, das zeigte sich recht deutlich, als das Autodafe auf dem

Rathhause stattfand. „Von dem lauten Beifalle, mit welchem die versammelte Menge vor Kurzem erst die Voltaire'schen Schriften hatte in Rauch aufgehen sehen, war dies Mal nichts zu hören. Eine tiefe, unheimliche Stille herrschte unter den Anwesenden. Der Ausdruck ihrer Mienen verrieth die dumpfe Bestürzung, die sie ergriffen, die verhaltene Wuth, welche in ihrem Innern kochte." Natürlich waren es vor Allem die näheren Freunde Rousseau's, die der gegen ihn geführte Schlag mit Schmerz und Unwillen erfüllte. „Wir sind," schrieb ihm Moultou, „erschüttert, gebrochen. . . Sie sollten unser Mitleid erregen, denn man braucht nicht grade sehr gefühlvoll zu sein, um von einem solchen Schicksal gerührt zu werden. Doch ist dem nicht so; wir erröthen für die Menschheit und sind empört über Ihre Feinde." Aehnlich sprachen sich Andere aus, die ihm persönlich ferne standen. „Noch," hieß es in einer anonymen Zuschrift, „noch sind, mein lieber Rousseau, nicht alle Menschen verderbt. Es gibt unter Ihren Landsleuten noch tugendhafte Bürger, welche ihre Pflicht und Diejenigen lieben, welche sie unterrichten, die daher an Ihren Schriften Geschmack finden und Ihre Person werth halten, die sich laut über die Ungerechtigkeit beklagen, welche Sie unterdrückt, und Ihre Abwesenheit von einem Vaterlande bedauern, dessen Sie so würdig sind."

Was Einzelne unverhohlen sagten, dachten sehr Viele. Die Unzufriedenheit über das Geschehene war groß und allgemein. Sie steigerte sich noch, als die verurtheilten Schriften endlich eintrafen und ihr Inhalt genauer bekannt wurde. Wohl mochte dem Rathe die wachsende Aufregung bedenklich erscheinen. Sie wurde aber dadurch nicht beseitigt, daß er den Einen oder Anderen, der seine Mißbilligung gar zu laut werden ließ, hinter Schloß und Riegel zum Schweigen brachte. Ohne Zweifel würde sie eher gewichen sein, wenn er den übereilten Beschluß unter irgend einer Form zurückgenommen hätte. Dazu aber konnte er sich nicht entschließen; die Autorität der Behörde durfte durch das Geständniß eines Irrthums oder Unrechtes nicht compromittirt werden. Doch hatte er andrerseits auch wieder nicht den Muth, seinen Erlaß der Bürgerschaft gegenüber zu vertreten. Als die Verwandten Rousseau's um eine Abschrift des ergangenen Urtheils baten, wies er gegen alle Billigkeit und im Widerspruche mit dem Herkommen ihr Gesuch zurück. Auf die Beschwerde aber, welche in Folge dessen von einigen Bürgern eingereicht wurde, ließ er durch den ersten Syndikus erklären, daß das verlangte Dekret gar nicht existire. Gewiß eine seltsame Auskunft, die natürlich wenig geeignet war, die Beschwerdeführer zufrieden zu stellen und die herrschende Mißstimmung zu beschwichtigen[9]).

Wäre Rousseau in diesem Augenblicke nach Genf gekommen, so hätte seine Gegenwart leicht zu unruhigen Auftritten führen können. Zum Glück hielt er es für besser, vorläufig ferne zu bleiben. „Wäre ich," schreibt er seinen Freunden, „vorgeladen worden, so hätte ich gehorchen müssen. Da aber ein Haftdekret mir nichts befiehlt, kann ich ruhig bleiben, wo ich bin." Zwar hat er die Absicht, den Beschluß zu erledigen, und sich seiner Zeit ins Gefängniß zu begeben; er ist doch sehr begierig, zu hören, was man ihm zu sagen hat, denn er muß gestehen, daß er sich davon keine Vorstellung machen kann. Für jetzt indeß scheint es ihm angemessen, dem Rathe Zeit zu lassen, sich zu besinnen und was er gethan, näher zu erwägen. Ueberdies dürfte zu besorgen sein, daß manche Bürger die ihm in Aussicht gestellte Behandlung mit Murren sehen würden, und das könnte den alten Groll wieder anfachen, der für immer erloschen bleiben muß. Er ist eben nicht gewillt, eine Rolle zu spielen, sondern nur seine Pflicht zu erfüllen. — Gewiß wurde es ihm nicht leicht, diese maßvolle Haltung zu bewahren. Die persönliche Schmach, welche ihm zugefügt worden, verletzte ihn tief; auch war er empört über die Willkür, mit welcher die Machthaber Recht und Gesetz mit Füßen traten. Der Wunsch, sich zu rächen, lag nahe und mochte sich um so stärker regen, da ihn das Interesse an der Freiheit des Vaterlandes verdecken durfte. Doch wie groß die Versuchung hin und wieder war, sie wurde doch überwunden. Rousseau blieb bei seinem Entschlusse, sich durchaus ruhig zu verhalten. „Was könnte er auch sagen oder thun, ohne das Verbrechen Cham's zu erneuern? Er wird die staatlichen Behörden stets achten, auch wenn sie ungerecht sind; er wird alle seine Mitbürger stets lieben, selbst wenn sie sich undankbar erweisen. Mögen die Freunde seinem Beispiele folgen; auch sie sollen die Beschlüsse der Obrigkeit ehren und schweigend die Zukunft abwarten." Wiederholt fordert er sie auf, ihren Eifer zu mäßigen, wenig von ihm zu sprechen, ihn zwar nicht preiszugeben, denn das wäre Feigheit, aber ebensowenig auf seine Vertheidigung auszugehen. Ihre Bemühungen rühren und erfreuen ihn wohl, aber billigen kann er sie nicht, denn sie nützen für jetzt nichts und schaden für die Zukunft. „Man darf den Leidenschaften der Menschen nicht schroff entgegentreten, wenn man sie zur Vernunft zurückführen will. Die Zeit wird schon kommen, wo sie ihre Macht verlieren, und dann wird es am Orte sein, für das verletzte Recht einzutreten" [10]).

Man sieht, Rousseau war weit davon entfernt, zu Gewaltmitteln greifen oder rathen zu wollen. Machten sich auch zuweilen Zorn und Erbitterung in heftigen Ausbrüchen Luft, die herrschende

Grundstimmung war eine schmerzliche Resignation, die sich widerstrebend in das Unvermeidliche fügt. Auch gab er die Absicht, sich nach einiger Zeit doch noch in Genf zu stellen, bald auf. Er fand, daß diese Reise nicht mehr nothwendig sei, seitdem der Rath selbst seinen Beschluß desavouirt habe. „In meiner Lage," fügt er hinzu, „wäre es thöricht, sich neuen Unannehmlichkeiten auszusetzen, wenn die Pflicht es nicht fordert. Ich werde mein Vaterland immer lieben, doch der Aufenthalt in ihm kann mir keine Freude mehr machen." Kam aber Genf nicht weiter in Betracht, so mußte er sich anderswo nach einem passenden Wohnorte umsehen. Doch warum in der Ferne suchen, was sich in der Nähe mühelos darbot? Es gefiel ihm in Yverdun, wo er eben weilte, recht wohl; die freundliche Lage des Ortes, seine hübsche Umgebung luden ebenso zum Bleiben ein, wie die herzliche Theilnahme der Menschen, mit welchen er verkehrte. Der alte Roguin und seine Familie boten Alles auf, um ihn in ihrer Nähe festzuhalten. Herr de Moiry, Bailli der Stadt, ein höchst ehrenwerther und literarisch gebildeter Mann, ermunterte ihn durch die vielfachen Beweise seines Wohlwollens, sich auch fernerhin unter den Schutz seiner amtlichen Autorität zu stellen. Eine geeignete Wohnung fand sich bald, und die Freunde beeilten sich, sie mit Allem auszustatten, was zu der kleinen Haushaltung erforderlich schien. Schon war sie bereit und der Tag des Einzuges festgestellt, als plötzlich die Nachricht einlief, daß von Bern her ein Unwetter drohe. Der dortige Senat, hieß es, aufgehetzt, man wisse nicht von wem, scheine nicht geneigt, dem Flüchtlinge einen längeren Aufenthalt auf dem von ihm beherrschten Gebiete zu gestatten. Rousseau war im höchsten Grade überrascht; er hegte gerade von der Berner Regierung eine sehr vortheilhafte Meinung und mochte kaum glauben, daß sie, sonst so weise und gerecht, das in Aussicht gestellte Verbot wirklich erlassen werde.

Indeß schien es doch gerathen, das Mögliche zu thun, um den etwa drohenden Sturm zu beschwören. Der Bailli wandte sich an mehrere Mitglieder der Regierung, warf ihnen ihre „blinde Intoleranz" vor und erinnerte sie an die Schmach, welche sie treffen würde, wenn sie einem Manne von Verdienst verweigern wollten, was so vielen „Banditen" unbedenklich zugestanden werde. Rousseau selbst schrieb einem der Senatoren [11]): „Sie interessiren sich sehr für die Schriftsteller, ich weiß es; aber Sie achten auch das Unglück, und das genügt mir, um mich an Sie zu wenden. — Ist es denn wahr, daß Ihre Collegen auch entschlossen sind, mich zu verdammen, ohne mich gehört zu haben? Ist denn der Berner Senat eine Succursale des Pariser Parlaments? Wie!

Es gibt in der ganzen Schweiz kein einziges Exemplar meines Werkes; Niemand weiß, was es enthält, was es lobt oder tadelt, und man denkt daran, mich zu verurtheilen! Einst wird es zu Ihnen bringen, dieses so verschrieene Buch; die Flammen haben nicht Alles verzehrt; es sind noch Exemplare genug übrig, um meine Feinde nicht der Schande entgehen zu lassen, welche sie erwartet. Man wird staunen, daß ein Schriftsteller, der von Gott und dem Evangelium mit einer so tiefen Ueberzeugung gesprochen, wie ein Atheist, wie ein Ungläubiger behandelt wird; man wird sich fragen, in welchem Jahrhundert er gelebt hat, wenn Bern auch mit den Jansenisten stimmt... Es ist nicht möglich, ich kann es nicht glauben, daß der Senat eines so verständigen Cantons leichthin Beschlüsse adoptirt, deren Motive er nicht würdigen kann. Ich kann nicht glauben, daß er sich zum Mitschuldigen eines Libells (der Pariser Anklageschrift) machen wird, dessen Verfasser den geheiligten Charakter der Magistratur mißbraucht, um ein Metier zu betreiben, welches er zur Strafe ziehen sollte. Wenn indeß alle Welt vom Schwindel ergriffen wird, so werde ich mich entfernen; es bedarf weder eines Dekrets, noch der Verhaftung. Ich will nicht, daß Ihr Rath sich meinetwegen zum Gespötte aller rechtschaffenen Leute macht."

Vielleicht waren Apostrophen dieser Art der Erreichung des Zweckes, welchem sie dienen sollten, nicht grade förderlich. Jedenfalls hatten sie nicht den gewünschten Erfolg. Was aber die Herren von Bern eigentlich bestimmte, sich den Verfolgern Rousseau's anzuschließen, darüber lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Persönliche Feindschaft war schwerlich im Spiele; auch konnte die Befürchtung, daß seine Anwesenheit der öffentlichen Ruhe Gefahr drohe, nicht wohl Platz greifen. Eher schon mochte seine religiöse Denkweise Anstoß erregen. Zwar hatte man wirklich noch keine Gelegenheit gehabt, den Emil oder das in ihm enthaltene Glaubensbekenntniß zu lesen. Indeß wußte man aus seinen früheren Schriften, namentlich aus der Neuen Heloise, so ziemlich, wie es mit den religiösen Ansichten des Verfassers stehe, und trug eben deshalb wohl kein Bedenken, dem Anklageakte des Parlamentes, welchen die Berner Zeitung abgedruckt hatte, vollen Glauben beizumessen. Zu der Angst und dem Zelotismus der Frommen kam dann die Rücksicht auf den Genfer Rath, der es an dringenden Aufforderungen, seinem Beispiele zu folgen, nicht fehlen ließ. Daß auch Voltaire und seine Freunde, wie Rousseau versichert, ihren Einfluß geltend machten, glauben wir gerne. Uebrigens konnten sie und ihre Verbündeten doch nur dadurch zum Ziele gelangen, daß sie den Berner Senat gewissermaßen über-

raschten. Man berief ihn zu einer Zeit, wo er sich sonst nicht zu versammeln pflegte und deshalb die meisten Mitglieder abwesend waren. Der Beschluß aber, welcher in dieser Sitzung gefaßt wurde, ging dahin, daß Rousseau innerhalb vierzehn Tagen das Gebiet der Republik zu räumen habe[12]).

Als das Dekret in Yverdun eintraf, war der Bedrohte schon abgereis't. Der Bailli, von dem Erlasse desselben noch vor der Absendung benachrichtigt, hatte ihm sofort Mittheilung gemacht, und er es für besser gehalten, die amtliche Notifikation nicht erst abzuwarten. Freilich war es hart, auf das freundliche Asyl, welches sich ihm eben eröffnet hatte, wieder verzichten zu müssen. Noch angegriffen von der eiligen Flucht, aufgeregt und erschüttert durch die Vorgänge in der Heimath, bedurften Geist und Körper gleich sehr einer Ruhe, die nun fürs Erste kaum zu hoffen schien. War zu erwarten, daß man ihm anderswo gewähren würde, was ihm in Frankreich, in Genf und jetzt auch in dem sonst so duldsamen Bern verweigert worden? Er mußte im Gegentheile darauf gefaßt sein, dem ewigen Juden gleich, von Land zu Land zu wandern, ohne sich irgendwo bleibend niederlassen zu können. Indeß mochte er sich immerhin glücklich preisen, daß sich alsbald ein neuer Zufluchtsort fand, der in der Nähe gelegen und nicht ganz aussichtslos war. Ein Sohn der Madame Boy de la Tour besaß in Motiers, einem Dorfe oder Flecken im Val de Travers der Grafschaft Neufchatel, ein vollständig möblirtes Haus, welches nur von einer einzelnen, zur Familie gehörigen Dame bewohnt wurde. Die Freundin stellte ihm dasselbe zur Verfügung, und Rousseau zögerte um so weniger, von ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen, da er hoffen durfte, in den Staaten des freisinnigen Königs von Preußen vor weiteren, namentlich religiösen Verfolgungen gesichert zu sein.

Allerdings schien es fraglich, ob der König geneigt sein werde, ihm seinen Schutz angedeihen zu lassen. Die „angeborne Liebe zur Gerechtigkeit und eine geheime Vorliebe für Frankreich“ hatten ihm eine gewisse Abneigung gegen den Fürsten eingeflößt, der die französischen Waffen so erfolgreich bekämpfte, und seiner Ansicht nach durch seine Grundsätze und Handlungen jede Achtung vor dem Gesetze und allen menschlichen Pflichten verläugnete. Diese Geringschätzung, aus welcher er natürlich kein Hehl machte, war nicht unbekannt geblieben. Mancher von denjenigen, welche ihn in seinem Donjon zu Montmorency besuchten, hatte die nicht grade schmeichelhaften Verse gelesen, welche er über das Porträt Friedrich's gesetzt[13]); sie waren selbst von einigen abgeschrieben und verbreitet, also auch wahrscheinlich dem Könige bekannt ge-

worden. Vielleicht wußte dieser bereits ebenso, wen der Verfasser des Emil im Sinne gehabt, als er seinem Zöglinge andeutete, daß ein Adrastes, König der Daunier — man kennt ihn aus dem Fenelon'schen Telemach — auch heutzutage noch aufzufinden sei. Wenigstens täuschte sich Rousseau nicht, wenn er vermuthete, daß seine Feinde es sich angelegen sein lassen würden, auf die betreffende Stelle aufmerksam zu machen. Auch hatte er nicht so Unrecht, zu glauben, daß er dem Könige bei den Grundsätzen, welche er ihm zuschrieb, schon seiner Schriften wegen verhaßt sein müßte. Andrerseits sagte er sich, daß die starke Seele Friedrich's schwerlich niedrigen Leidenschaften zugänglich sei und er, weit entfernt, dem Gedanken an eine kleinliche Rache Raum zu geben, die Gelegenheit, sich großmüthig zu beweisen, wenn auch nur im Interesse seines Ruhmes, bereitwillig ergreifen werde. In dieser zuversichtlichen Erwartung entschloß er sich leicht, die Höhe zu überschreiten, welche die Waadt von dem Nachbarcantone scheidet.

Nach seiner Ankunft in Motiers richtete Rousseau an Milord Keith, den damaligen Gouverneur von Neufchatel, folgende Zuschrift[14]): „Ein armer Schriftsteller, aus Frankreich, aus seiner Vaterstadt, aus dem Canton Bern verbannt, weil er gesagt hat, was er für gut und nützlich hielt, sucht in den Staaten des Königs eine Zuflucht. Milord, bewilligen Sie mir dieselbe nicht, wenn ich schuldig bin, denn ich bitte keineswegs um Gnade und glaube ihrer durchaus nicht zu bedürfen. Bin ich aber nur unterdrückt, so ist es Ihrer und Sr. Majestät würdig, mir das Feuer und Wasser nicht zu verweigern, welches man mir überall nehmen will. Ich habe geglaubt, Ihnen meine Ankunft melden und meinen, durch die Widerwärtigkeiten, welche mich betroffen, nur zu bekannt gewordenen Namen nennen zu müssen. Verfügen Sie über mein Schicksal, ich unterwerfe mich Ihren Befehlen. Wenn aber auch Sie mir gebieten, in meinem gegenwärtigen Zustande abzureisen, so ist es mir unmöglich, zu gehorchen; ich wüßte dann nicht mehr, wohin ich fliehen sollte." — Milord war weit entfernt, ihn dieser Verlegenheit auszusetzen; er antwortete sofort, daß er ruhig bleiben könne, bis er die Befehle des Königs eingeholt habe. Zugleich lud er ihn freundlichst ein, ihn in seinem Schlosse Colombier zu besuchen. Rousseau beeilte sich, seiner Aufforderung Folge zu leisten. Was er bis dahin über Milord gehört, hatte ihn mit Achtung und Vertrauen zu dem Manne erfüllt, von welchem nun sein Schicksal zunächst abhing. Er war doch begierig, zu erfahren,

ob die persönliche Bekanntschaft mit ihm diese seine günstige Meinung bestätigen werde. Der Erfolg übertraf alle seine Erwartungen. „Das erste Gefühl," erzählt er, „welches sich beim Anblicke des ehrwürdigen Greises in mir regte, war das der Rührung über seinen hageren, fleischlosen Körper. Als ich dann aber die Augen zu seinem belebten, offenen und edlen Antlitze erhob, wurde ich von einer mit Zutrauen gemischten Ehrfurcht ergriffen, die jede andere Empfindung in den Hintergrund drängte." Auch hatte die schlichte, formlose Weise Milords etwas so Anziehendes, und sein durchdringendes Auge einen so gewinnenden Ausdruck, daß der Gast sich gleich Anfangs in seiner Nähe vollkommen behaglich fühlte, und bald mit ihm wie mit einem alten Bekannten verkehrte.

Rousseau durfte mit seiner Aufnahme zufrieden und über die nächste Zukunft ziemlich beruhigt sein. Milord versprach, sein Gesuch beim Könige zu befürworten, und es war mit Gewißheit zu erwarten, daß Friedrich die Bitte des Mannes, der ihm persönlich nahe stand und sich seiner besonderen Gunst erfreute, nicht zurückweisen werde. Wohl mochte er lächeln, als er in seinem schlesischen Feldlager die Zeilen las, mit welchen sich der Flüchtling bei ihm einführte; eine Bittschrift dieser Art war ihm vermuthlich noch nie zu Gesichte gekommen. „Ich habe," so lautete sie, „von Ew. Majestät viel Schlimmes gesagt und werde dessen vielleicht noch mehr sagen. Dennoch komme ich, aus Frankreich, Genf und Bern verjagt, um in Ihren Staaten ein Asyl zu suchen. Vielleicht war es ein Fehler von mir, daß ich es mit ihnen nicht zuerst versucht habe. Dieses Lob ist eines von denjenigen, deren Sie würdig sind. Sire, ich habe von Ihnen keine Gnade verdient, und ich verlange auch keine. Ich habe es aber für meine Pflicht gehalten, Ew. Majestät zu erklären, daß ich in Ihrer Gewalt bin und sein wollte; Sie können über mich verfügen, wie es Ihnen beliebt" [15]). — Diese freimüthige und zwar etwas selbstbewußte, aber zugleich achtungsvolle Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht. Der König schrieb sofort: „Kommen Sie, mein lieber Rousseau, ich biete Ihnen Haus, Jahrgeld, Freiheit" und an Milord: „Gewähren wir dem Unglücklichen das gewünschte Asyl. Dieser Jean-Jacques ist ein wunderlicher Kauz, so ein Cyniker, dessen ganzes Vermögen in seinem Bettelsacke besteht. Man muß ihn aber soviel wie möglich verhindern, zu schriftstellern, denn er behandelt verfängliche Dinge, die in den Neufchateller Köpfen zu lebhafte Bewegungen hervorrufen und von Seiten Ihrer Geistlichen, die ohnehin zum Zanken geneigt und voll fanatischen Eifers sind, ein gar zu lautes Geschrei veranlassen könnten."

Der König hatte guten Grund zu solcher Mahnung. Noch war die Aufregung nicht ganz gewichen, von welcher unlängst das Land und seine Bewohner ergriffen wurden, als er und sein Vertrauter sich des Pfarrers Petit-Pierre annahmen, den seine Amtsbrüder ausgestoßen, weil er „sie nicht ewig verdammt wissen wollte“. Natürlich setzte Milord seinen Schützling von dem Wunsche Friedrich's in Kenntniß. Rousseau glaubte ihn zwar erfüllen zu können, da er sich schon selbst gelobt hatte, fortan die Feder ruhen zu lassen; doch eine förmliche Verpflichtung Anderen gegenüber wollte er nicht eingehen. Er antwortete: „Was meine Absicht betrifft, nicht mehr zu schreiben, so hoffe ich nicht, daß dies eine Bedingung ist, an welche Seine Majestät das mir gewährte Asyl zu knüpfen gedenkt. Ich verpflichte mich nur, und zwar sehr gerne, in Schrift und Benehmen, wie ich es stets gethan, die Gesetze, den Fürsten, die redlichen Leute und alle Pflichten der Gastfreundschaft zu achten. Im Allgemeinen halte ich nur wenig von den Königen und ich liebe die monarchische Regierung nicht. Ich habe es aber immer gemacht, wie die Zigeuner, welche auf ihren Excursionen stets das Haus ehren, in dem sie wohnen. Solange ich in Frankreich lebte, hat Ludwig XV. keinen besseren Unterthanen gehabt, als mich, und gewiß werde ich einem Fürsten aus anderem Stoffe keine geringere Treue beweisen. Was aber meine Denkweise angeht, so gehört diese mir, dem freigebornen Republikaner. Solange ich sie in dem Staate, wo ich wohne, nicht verbreite, bin ich dem Souverain keine Rechenschaft schuldig, denn er ist kein kompetenter Richter über das, was außerhalb seines Gebietes von Jemanden geschieht, der nicht von Geburt sein Unterthan ist. Das sind, Milord, meine Ansichten und meine Verhaltungsregeln. Ich habe sie nie verläugnet und werde das auch künftig nicht. Und, wie ich schon sagte, ich habe mir das Versprechen gegeben und verspreche es auch jetzt, nicht mehr zu schreiben. Doch noch einmal: Ich habe es nur mir selber versprochen“ [16]).

Milord war verständig genug, sich bei dieser bündigen Erklärung zu beruhigen. Er benahm sich mit gleicher Zurückhaltung, als eine andere Frage zur Sprache kam, die leicht zu einer Störung des guten Einvernehmens führen konnte. Er hatte, scheint es, dem Könige angedeutet, daß die ökonomische Lage Rousseau's nicht die beste und es vielleicht am Orte sei, sie günstiger zu gestalten. Wenigstens schreibt ihm Friedrich [17]): „Ich denke, wie Sie, daß man einem armen Schelm unter die Arme greifen muß, der nur darin fehlt, daß er sonderbare Ansichten hat, die er für richtig hält. Ich werde Ihnen hundert Thaler zustellen lassen,

wovon Sie ihm gütigst geben wollen, was er für seine Bedürfnisse nöthig hat. Ich glaube, daß, wenn man ihm die Dinge in Natura giebt, er sie eher annehmen wird, als Geld. Hätten wir," fügt er hinzu, „nicht Krieg zu führen, wären wir nicht ruinirt, so würde ich ihm eine Einsiedelei sammt Garten einrichten lassen, worin er leben könnte, wie er glaubt, daß unsere Urahnen gelebt haben. Ich gestehe, daß meine Ideen von den seinigen ebenso verschieden sind, wie das Endliche vom Unendlichen. Ich glaube, daß unser Rousseau seinen Beruf verfehlt hat; er war ohne Zweifel dazu geschaffen, ein famoser Cenobit, ein Einsiedler der Wüste, berühmt durch seine Strenge und seine Kasteiungen, ein Säulensteher zu werden. Er würde Wunder gewirkt haben, ein Heiliger geworden sein u. s. w." Der König erzählt dann, wie Rousseau einst dem Herzoge von Orleans, als ihm dieser für eine Arbeit statt der verlangten fünf Louisd'ors deren fünfzig zugesandt, das überschüssige Geld mit dem Rathe zurückgeschickt habe, es „ärmeren und arbeitsscheueren Personen zu schenken", und schließt mit der Bemerkung: „Diese große Uneigennützigkeit ist ohne Widerrede die wesentliche Grundlage der Tugend; ich glaube daher, daß die Sitten unseres Wilden ebenso rein sind, wie sein Geist inconsequent ist."

Als der Marschall diese Weisung erhielt, gerieth er in nicht geringe Verlegenheit. Schon kannte er seinen Schützling hinlänglich, um zu wissen, daß er ihm gegenüber einen schweren Stand haben werde. Er wandte sich deshalb an dessen Freundin, Madame de Boufflers, und erbat sich ihren Rath in einer Angelegenheit, „die vielleicht mit größeren Schwierigkeiten verknüpft sei, als die Friedensverhandlungen zwischen England und Frankreich." Was die Dame antwortete, wissen wir nicht; daß sie auf Rousseau selbst einzuwirken suchte, sieht man aus der kühlen Abfertigung, welche er ihr zu Theil werden ließ. Uebrigens lief die Sache doch glimpflicher ab, als Milord befürchtet haben mochte. Das Anerbieten des Königs, ihm zu gelegener Zeit ein Haus bauen zu lassen, rührte Rousseau so tief, daß er darüber die beleidigende Zumuthung, ein überdies ziemlich kärgliches Almosen anzunehmen, nahezu vergaß. Auch wies er sie zwar sehr entschieden, aber doch in einer Weise zurück, die dem hochgesinnten Fürsten nur zusagen konnte. „Sie sind, Sire," schrieb er ihm, „mein Beschützer und Wohlthäter, und ich habe ein Herz, das zur Dankbarkeit geschaffen ist; ich komme, um mich, wenn es möglich ist, mit Ihnen auszugleichen. — Sie wollen mir Brod geben? Ist unter Ihren Unterthanen keiner, dem es fehlt? Entfernen Sie aus meinen Augen das Schwert, welches mich blendet und verwundet; es hat

nur zu sehr seine Schuldigkeit gethan, während das Scepter unbenutzt daliegt. Die Bahn ist weit für Könige Ihrer Art, und Sie sind noch fern vom Ziele. Inzwischen drängt die Zeit und Sie haben keinen Augenblick zu verlieren, wenn Sie es erreichen wollen. Möchte es mir vergönnt sein, zu sehen, wie Friedrich, der Gerechte und Gefürchtete, seine Staaten mit einem zahlreichen Volke erfüllt, dessen Vater er ist. Jean-Jacques Rousseau, der Feind der Könige, wird sich dann aufmachen, um am Fuße seines Thrones zu sterben."

Es ist doch auffallend, wie schnell und durchgreifend die Ansicht Rousseau's sich ändert; die Großmuth des Königs hat den heftigen Gegner mit einem Schlage in einen aufrichtigen Verehrer umgewandelt. „Ich brauche Ihnen," schreibt er gleichzeitig an Milord, „nicht zu sagen, wie sehr ich von der Güte des Königs gerührt bin. Damit Sie aber ihre Wirkung um so besser erkennen, muß ich Ihnen gestehen, daß ich ihn früher durchaus nicht liebte. Oder vielmehr, man hatte mich getäuscht; ich haßte einen Anderen unter seinem Namen. Sie haben mir ein ganz neues Herz gegeben, aber ein Herz, das die Probe bestehen und sich in Bezug auf ihn und Sie nicht mehr ändern wird." Von den Anerbietungen des Königs mag und kann er freilich, für jetzt wenigstens, keinen Gebrauch machen. „Ich habe für die nächsten zwei oder drei Jahre zu leben, und bin nie gewohnt gewesen, für eine längere Frist Vorsorge zu treffen. Wäre ich aber auch nahe daran, Hungers zu sterben, so würde ich doch in der gegenwärtigen Lage des Fürsten lieber Gras weiden und Wurzeln nagen, als von ihm ein Stück Brod annehmen. Hat er erst einen ruhmreichen Frieden geschlossen, seine Finanzen hergestellt, seine erschöpften Länder wieder zu Kräften gebracht, dann werden Sie, wenn ich noch lebe und er mir seine Theilnahme bewahrt, sehen, ob ich seine Wohlthaten fürchte" [18]).

Milord hütete sich wohl, noch ferner mit Anträgen lästig zu fallen, die so bestimmt abgelehnt wurden. Er sprach nicht weiter davon, und wenn er auch die Weigerung Rousseau's nicht ganz billigte, so zollte er doch seinen Motiven die gebührende Achtung. „Er ist zwar," äußert er sich gegen Madame Boufflers, „zu hartnäckig in kleinen Dingen, doch ist er es nicht minder in großen, in der Rechtschaffenheit, der Uneigennützigkeit, und das bietet einen mehr als ausreichenden Ersatz." Nicht weniger anerkennend sprach sich der König aus: „Ich habe, mein lieber Milord, Ihren Brief und den des Philosophen erhalten. Man kann die Uneigennützigkeit nicht weiter treiben, als er es thut; es ist ein großer Schritt zur Tugend, wenn es nicht die Tugend selbst ist. Er will," fährt

er launig fort, „daß ich Frieden schließe. Der gute Mann! er weiß nicht, wie schwer es ist, dahin zu gelangen. Kennte er die Staatsmänner, mit welchen ich zu thun habe, er würde finden, daß sie weit schwerer zur Raison zu bringen sind, als die Philosophen, mit welchen er sich entzweit hat."

Ohne Zweifel waren Charakter und Denkweise Beider zu verschieden, als daß sich zwischen dem selbstherrlichen Monarchen und dem stolzen Republikaner ein näheres Verhältniß hätte bilden können. Friedrich, dem dies wohl von allem Anfange an klar war, vermied es daher, zu seinem Gaste in eine direkte persönliche Beziehung zu treten. Rousseau aber fuhr fort, ihm eine aufrichtige Zuneigung zu widmen und die Schritte, die er auf seiner Ruhmesbahn weiter ging, mit lebhaftem Interesse zu verfolgen. Als im nächsten Jahre der Friede geschlossen wurde, welcher dem siebenjährigen Kriege ein Ende machte, ließ er seine Wohnung mit Kränzen schmücken und glänzend erleuchten. Als er dann aber bemerkte, daß der König nicht, wie er gehofft und für ganz unbedenklich hielt, sofort entwaffnete, um sich ausschließlich den Werken des Friedens hinzugeben, begann er zu fürchten, daß sein nunmehriger Liebling die günstige Lage nicht zu benutzen wisse und sich am Ende mit der gewonnenen „halben Größe" begnügen werde, und glaubte sich verpflichtet, ihm nochmals seine hohe Mission, wie er sie verstand, eindringlich ans Herz zu legen [19]). Indeß blieb auch diese Mahnung ohne Antwort. Ob sie aber, wie Rousseau später vermuthete, übel aufgenommen und „der freimüthige Eifer, welcher sie eingegeben, als die Ungeschliffenheit eines Pedanten" angesehen wurde, steht dahin. Die Aeußerung Friedrichs gegen Milord, er sei von seinem Schützlinge „tüchtig ausgezankt" worden, scheint uns nicht grade dafür zu sprechen. Eher könnte man in den Worten, die er seinem Freunde nach England schrieb, eine gewisse Gereiztheit finden. „Man sagt," so lauten sie, „daß Jean-Jacques Ihnen nicht folgen wird, sodaß Ihre guten Schotten den helvetischen Wilden nicht zu Gesicht bekommen werden. Nun, sie sind deshalb nicht sehr zu beklagen; Hume wird Sie für die Abwesenheit Jean-Jacques' hundertfach entschädigen." Im Grunde läßt freilich auch diese Bemerkung eine mildere Deutung zu, wenngleich sie ebenso, wie andere vorhin erwähnte Aeußerungen, beweis't, daß der König weit entfernt war, den Mann nach seinem vollen Werthe zu würdigen. Doch wie er auch über ihn dachte, es war nicht seine Schuld, wenn der Schutz, welchen er ihm fort und fort gewährte, sich auf die Dauer unzureichend erwies.

Vorläufig war er stark genug, dem gehetzten Flüchtling eine Zeit der Ruhe und Erholung zu sichern, die er ohne ihn schwerlich gefunden hätte. Zwar brach der Sturm, welcher sich in dem benachbarten Cantone erhoben, auch in Neufchatel los. Rousseau war kaum angekommen, als der in der Hauptstadt erscheinende Merkur durch die Veröffentlichung der Pariser Anklageschrift das Zeichen zum Angriff gab. Alsbald trat die Classe, d. h. das Collegium der dortigen Pfarrer, zusammen, um die anstößigen Schriften der Behörde zu denunciren. Der städtische Magistrat erließ sofort ein Verbot und gab deutlich zu verstehen, daß er den Verfasser innerhalb seines Gebietes nicht dulden werde. Der Staatsrath, schien es, dachte nicht anders, doch wagte er nicht, den Befehlen Milords und dem ausdrücklichen Willen des Königs zu trotzen. Man mußte sich den unwillkommenen Gast wohl oder übel gefallen lassen. Freilich hörte man deshalb fürs Erste nicht auf, sich in den Journalen, wie von den Kanzeln, in mehr oder minder heftigen Ausfällen zu ergehen. Auch rief diese beständige Agitation in der Bevölkerung eine gewisse Aufregung hervor. Sie hatte indeß keine weiteren Folgen und legte sich allmälig; die Wortführer sahen ein, daß ihre Bemühungen doch nicht zum Ziele führen würden, und hielten es für rathsam, einen Kampf aufzugeben, der für sie selbst möglicherweise einen schlimmen Ausgang nehmen konnte [20]).

Rousseau durfte sich ungestört in seiner neuen Wohnung einrichten und Niemand hinderte ihn, sich in ihrer näheren und weiteren Umgebung nach Belieben umzusehen. Was er fand, war wohl geeignet, ihn zu befriedigen. Das Val de Travers galt und gilt mit Recht für einen der schönsten und gesundesten Theile des Neuenburger Landes. Etwa zwei Stunden lang und eine halbe breit, zieht sich dieses Hochthal in weltöstlicher Richtung dahin. Mäßig hohe Bergketten, Zweige des Juragebirges, schließen es ein; ein kleiner Fluß, die Reuß, welcher an seinem nordwestlichen Eingange entspringt und es erst an seinem südöstlichen Ausgange wieder verläßt, strömt mitten hindurch. Klar und glänzend, wie Silber, sind seine Gewässer; die zahlreichen Forellen haben Mühe, sich in den Grasbüscheln zu verbergen. Zwar tritt er, wie das die Bergströme zu thun pflegen, nicht selten aus, und seine Ufer bilden deshalb eine Art von Sumpf [21]). Doch merkt man davon wenig oder nichts; die Luft des Thales ist keineswegs feucht und ungesund; ihre lebhafte Bewegung, die Folge der hohen Lage, läßt nicht zu, daß sie lange mit schweren Dünsten erfüllt bleibt. Auch die Nebel, die am Morgen ziemlich häufig aufsteigen, weichen im Laufe des Tages vor der wachsenden Kraft der Sonne zurück.

Sind sie verschwunden und wirft man nun, etwa von der Mitte aus, einen Blick auf das Thal und seine Umgebung, so bietet sich eine Ansicht, die mehr wild, als lachend, nicht schmeichelt, wohl aber frappirt. Von der heiteren Schönheit, welche die Werke der Kunst begleitet, ist hier nichts zu bemerken; dafür tritt dem Beschauer die Majestät der Natur imponirend entgegen. Freilich erscheint die Umgebung, wie groß und erhaben sie auch ist, zunächst etwas nackt und kahl. Man sieht nur sehr wenige Bäume, sie kommen schlecht fort und bringen fast keine Frucht. Die steil ansteigenden Berge lassen an manchen Stellen das Grau der Felsen durchblicken; die dunkle Farbe der Fichten gibt diesem Grau eine Schattirung, die das Auge nicht grade freundlich berührt, und die Fichten selbst, so hoch und schön, wenn man sich unter ihnen befindet, sehen sich aus der Ferne wie Stauden an und versprechen den Schatten nicht, welchen sie gewähren. Die Sohle des Thales erhebt sich kaum über das Niveau des Flusses und scheint an dessen Ufern nur einen unwegsamen Sumpf zu bieten. Die Strahlung der Felsen stellt in der baumlosen Umgebung keine erfrischende Promenade in Aussicht, so lange die Sonne leuchtend am Himmel steht. Geht sie aber unter, so läßt sie kaum eine Dämmerung zurück; die Höhe der Berge, die alles Licht auffangen, hat zur Folge, daß der Tag fast unmittelbar in die Nacht übergeht.

Ist so der Eindruck des Ganzen auf den ersten Blick nicht grade angenehm, er befriedigt doch immer mehr, wenn man sich das Einzelne genauer ansieht. Die Spaziergänge im Thale sind zwar etwas einförmig, aber zum Ersatze dafür auch äußerst bequem. Das Terrain zeigt überall ein vollkommen gleiches Niveau, und die Wege sind eben, wie in einem Garten. An beiden Ufern des Flusses breiten sich hier und da weite Rasenflächen vom schönsten Grün aus; man schlendert mit wahrer Lust diesem Gewässer entlang, das so ruhig und friedlich dahinfließt. Auch kann, wer die Wege und Zeiten richtig wählt, leicht das ganze Thal umwandern, ohne von der Sonne belästigt zu werden. Da die Richtung des Thales die Bahn der Sonne schneidet, so werfen die hohen Berge stets von irgend einer Seite her ihren Schatten auf die Ebene. Sie bewirken zugleich, daß die Sonne spät auf- und bei Zeiten untergeht, sodaß man nicht eben lange von ihren Strahlen versengt wird.

Verläßt man die Thalsohle, um sich auf den Abhängen zu ergehen, so sind die Wege hier freilich weniger bequem, doch wird man reichlich entschädigt durch die Mannigfaltigkeit der Ruhe- und Aussichtspunkte, durch die unerwarteten Entdeckungen, welche man beständig in seiner Umgebung macht, durch die anmuthigen Ver-

stecke, die sich in den Schluchten der Berge finden, wo der Lauf der Bergwasser, die in das Thal hinabeilen, die Buchen, welche sie beschatten, die Hügel, die sie umgeben, dicht belaubte, erfrischende Zufluchtsorte bieten, wenn man im Freien fast erstickt. Wie schön ist z. B. die Stelle, an welcher die Reuß plötzlich aus der Erde hervorbricht; nicht als kleine Quelle oder Bach, sondern schon groß, ein förmlicher Strom, braus't sie schäumend über die Felsen daher. Da ihre Quelle tief in das steile Geklüfte eingesenkt ist, so befindet man sich hier stets im Schatten, und die beständige Kühle, das Tosen der Wasserfälle, die klare, reine Fluth bilden ein so anziehendes Ganze, daß, wer einmal den Ort besucht, den heißen Weg durch die glühenden Felsen nicht scheut, um sich von Neuem an seiner belebenden Frische zu laben.

Auch fehlt es dem Thale nicht an interessanten Naturgebilden, die ihm, weil man sie nur nach und nach entdeckt, immer wieder den Reiz der Neuheit geben. Zahlreiche Grotten und Höhlen führen oft tief in das Innere der Erde, oder laufen in weiten, mannigfach gewundenen Gängen quer durch die Gebirge. Ihr Eingang ist zuweilen recht schmal und enge; man kann ihn nur gebückt oder liegend passiren. Drinnen aber öffnen sich umfangreiche Räume, von natürlichen Fenstern erhellt und in einem Style dekorirt, welcher die Meisterhand der Natur verräth, die auch in ihre scheinbar regellosen Werke Verhältniß und Symmetrie zu bringen weiß. Es sind gewaltige Felsblöcke, die theils vom Gewölbe abgelöst und zu Boden gestürzt, theils noch in fester, vielfach wechselnder Lage den Schmuck dieser prächtigen Hallen bilden. Fügen wir hinzu, daß der Schooß der Erde hier und da auch werthvolle Minerale birgt, welche die Menschen nicht ohne Gewinn ans Tageslicht fördern. So gibt es eine Asphaltmine, die fast unter dem ganzen Lande hinläuft. Die Bewohner schreiben ihrem Produkte die heitere Laune zu, deren sie sich rühmen und selbst ihre Hausthiere theilhaft glauben. Nicht so wohlthätig wirkt eine sehr verbreitete Pflanze, welche Nepal genannt und etwa drei Fuß hoch, mit blauen Blumen geschmückt ist. Schön wie sie sind, fühlt man sich unwillkürlich versucht, sie zu pflücken. Hat man sie aber eine Weile in der Hand, so wird man von Kopfweh, Schwindel, Ohnmacht befallen; man würde umkommen, wenn man sich des fatalen Bouquets nicht schnell entledigte. Uebrigens bietet die Flora für Jeden, der sie zu heben weiß, reiche Schätze dar. Mit stets sich erneuernder Lust sieht der Kundige die verschwenderische Fülle seltener Pflanzen, welche sich vor ihm ausbreitet.

Wenden wir uns von der Natur zu den Menschen, so ist auch an ihnen kein Mangel. Das Thal ist stark bevölkert und

wird es täglich mehr, seitdem die Fabrikation farbiger Zeuge eingeführt worden, und die der Uhren und Spitzen immer grösseren Umfang gewinnt. Schon zählt man auf seinem beschränkten Raum vier oder fünf Dörfer, die in geringer Entfernung von einander liegen. Außerdem zeigen sich am Fuße und auf den Abhängen der Berge vereinzelte Gebäude, die meist zur Aufnahme des Zuchtviehes bestimmt, doch auch vielfach von ihren Eigenthümern bewohnt werden. Von den Dörfern aber nimmt Motiers, wo Rousseau sich niederließ, die Mitte des Thales ein. Der Ort wurde beherrscht von einem alten, verlassenen Schlosse, das von Felsen und Gebüsch umgeben, durch seine einsame, wilde Lage den Fremdling um so öfter zum Besuche einlud, da er es von seiner Wohnung aus unbemerkt erreichen konnte. Ueberhaupt bot das Haus, in welches die Hand der Freundschaft ihn geleitet, wenn auch nicht grade an einem der schönsten Punkte gelegen, manche Annehmlichkeiten. Im Innern groß und bequem eingerichtet, hatte es an der Außenseite eine bedeckte Gallerie, die auch bei schlechtem Wetter die nöthige Bewegung gestattete. Dicht unter den Fenstern stand eine jener hübschen Fontainen, die uns in der Schweiz nicht selten begegnen und in Form von schlanken Säulen oder Obelisken ihr Wasser durch eiserne Röhren in große Bassins ergießen. Rousseau lauschte mit Vergnügen auf das sanfte, stetige Rauschen; er vernahm mit gleicher Freude das Brausen der prächtigen Cascade gegenüber, die, zumal wenn die Gewässer anschwollen, mit weithin schallendem Getöse von der Höhe des Gebirges über die steilen Felsen herniederstürzte.

Man sieht, es ließ sich an diesem, von der Natur begünstigten und von rührigen Menschen bewohnten Orte schon leben. Billig freilich lebte man hier nicht; vielmehr waren, da das Land nur wenig hervorbringt, die Nahrungsmittel bei der dichten Bevölkerung sehr theuer. Auch ist, was man für sein gutes Geld erhält, zum Theil nicht viel werth. Wer eßbares Brod genießen will, muß es sich selber backen; das Fleisch ist schlecht, denn die fetten Ochsen wandern in die nahe liegenden größeren Städte, während die mageren Kühe zurückbleiben. Dagegen liefert der Fluß ausgezeichnete Forellen; sie sind indeß so zart, daß man sie essen muß, wenn sie eben aus dem Wasser kommen. Der Wein, welcher von Neufchatel bezogen wird, ist sehr gut, besonders der rothe, wiewohl Rousseau den weißen vorzieht, weil er weniger stark, billiger und weit gesunder ist. Auch läßt die Milch und was aus ihr bereitet wird, nichts zu wünschen; sie ist ebenso vortrefflich, wie das reine, leichte Wasser, dessen er in Frankreich so lange zu seinem Schaden, hat entbehren müssen. Geflügel und Wildpret

gibt es leider kaum; an Obst aber fehlt es ganz; man muß sich an den duftigen Erdbeeren erholen, die in reicher Fülle zu Gebote stehen und geraume Zeit vorhalten.

Bei Weitem weniger als das Land, wollten Rousseau dessen Bewohner gefallen. Möglich, daß die üble Stimmung, in welche ihr unfreundlicher Empfang ihn versetzt hatte, auf sein Urtheil nicht ohne Einfluß blieb. Dasselbe lautet im Ganzen recht ungünstig und klingt stellenweise selbst etwas scharf. „Der Contrast zwischen der angeborenen Natur und der aufgetragenen fremden Tünche, dem man allerwärts in der Schweiz begegnet, fällt in Neufchatel ganz besonders auf, freilich mit dem Unterschiede, daß die Natur hier weniger Gehalt hat und der Firniß, abgesehen von der einen oder anderen kleinen Stelle, die ganze Unterlage verdeckt. Das Land ist, wenn man die Hauptstadt und die Ufer des Sees ausnimmt, ebenso rauh, wie die übrige Schweiz. Auch ist die Lebensweise ebenso ungeschlacht. Die Einwohner aber, gewohnt unter Fürsten zu leben, sind den vornehmen Manieren in noch höherem Grade zugethan, als ihre republikanischen Landsleute. Gezierte Redewendungen und ein anspruchsvolles Wesen findet man hier in allen Ständen; man stößt nicht selten auf Höflinge im Kittel und findet Schönredner noch in Leuten, die den Acker pflügen. Sie haben Geist, diese „Gascogner der Schweiz", und sie thun sich darauf etwas zu Gute. Auch lesen sie viel und nicht ohne Nutzen. Selbst die Bauern sind unterrichtet und haben fast alle eine kleine Sammlung gewählter Bücher, die sie ihre Bibliothek zu nennen pflegen." Rousseau fiel wie aus den Wolken, als er einst einer Frau zusah, die an der Wiege saß, und der heraustretende Mann, ein plumper Bauer, ihm sagte: „Sie sehen, daß man Ihre Vorschriften noch wenig befolgt, aber unsere Frauen hängen an ihren alten Vorurtheilen ebensosehr, wie an den neuen Moden." Nicht weniger charakteristisch ist die Aeußerung eines abgesetzten Maire: „Man sagt, daß dieser Rousseau ein Mann von Geist ist; führen Sie ihn mir doch zu, damit ich sehe, ob sich das wirklich so verhält."

Viel Geist und noch mehr Ansprüche, aber ohne irgend welchen Geschmack, das war es, was Rousseau an den Neufchatellern von allem Anfang an auffiel. „Sie sprechen sehr gut, sehr gewandt, aber sie schreiben sehr schlecht, besonders wenn sie leicht schreiben wollen, und das wollen sie eben immer. Da sie nicht einmal wissen, worin die Anmuth und Feinheit des leichten Styles besteht, so halten sie sich, wenn sie einige schwerfällige Phrasen an einander gereiht haben, für ebensoviele Voltaire oder Crebillons. Sie haben eine Art Journal, in welchem sie sich abmühen, gentil

und spaßig zu sein; auch lassen sie zuweilen selbstfabrizirte Verse einfließen. Doch ist dieser „Merkur" von einem Ende zum andern ein wahrer Logogryph, welcher zu seiner Lösung eines scharfsinnigeren Oedipus bedarf, als ich es bin. — Was ihren Charakter angeht, so ist es schwer, darüber zu urtheilen; er wird durch das affektirte Wesen zu sehr verdeckt. Sie halten sich für höflich, weil sie Umstände, und für munter, weil sie Lärm machen. Mit Ausnahme der Chinesen gibt es wohl kein Volk in der Welt, welches es ihnen an Complimenten zuvorthäte. Doch besteht ihre Höflichkeit nur darin, sich und Andere zu geniren; sie fragen nie, was dem Gaste frommt oder convenirt, sondern gehen lediglich darauf aus, ihr angebliches Savoir vivre zu bekunden. Ihre übertriebenen Anerbietungen verlocken nicht, sie klingen stets wie Redensarten und haben etwas so Gemachtes, daß man sich versucht fühlt, sie abzulehnen. Dennoch sind sie in der That gefällig, dienstfertig, gastfreundlich, besonders gegen Leute von Stande. Man darf einer guten Aufnahme sicher sein, wenn man sich für einen Grafen oder Marquis ausgibt. Ein schlichter, redlicher Mann, der tugendhaft, aber unglücklich wäre, hätte dazu weniger Aussicht; man darf hier wohl einen großen Namen ohne Verdienste, doch nicht umgekehrt große Verdienste ohne Namen haben. Uebrigens kann, wem sie einmal gedient, auch ferner auf ihre Dienste rechnen; sie sind ihren Versprechungen treu und lassen ihre Schützlinge nicht leicht im Stich. Möglich sogar, daß sie gefühl- und liebevoll sind, aber nichts gleicht dem Ausdruck der Empfindung weniger, als der Ton, welchen sie dabei anschlagen. Alles, was sie aus Humanität thun, scheint aus Prahlerei zu geschehen; die Eitelkeit verdeckt ihr gutes Herz."

„Diese Eitelkeit ist ihr vorherrschendes Gebrechen; sie bricht überall durch, und zwar um so leichter, je ungeschickter sie ist. Sie halten sich alle für Edelleute und lieben die Jagd, nicht weil sie Geschmack daran finden, sondern weil sie zu den nobeln Passionen gehört. Nie hat man Bürger gesehen, die so voll von ihrer Abkunft waren; sie rühmen dieselbe indeß nicht, aber man merkt, daß sie sich mit ihr beschäftigen; sie sind nicht stolz auf sie, sondern nur für sie eingenommen. Um den Mangel an adeligen Würden zu ersetzen, haben sie militärische und Amtstitel in solchem Ueberfluß, daß es mehr betitelte Personen gibt als solche, die es nicht sind. Da nun die Leute stets nur mit diesen ihren Titeln bezeichnet werden, so kommt man oft in Verlegenheit, wie man diejenigen anreden soll, welche nur ihren Namen haben." Schade doch, daß Rousseau nie Gelegenheit hatte, sich in einer deutschen Groß- oder Kleinstadt umzusehen; er würde es dann weniger komisch

gefunden haben, daß „die Neufchateller Damen die Titel ihrer Männer führen". Uebrigens weiß er auch in anderer Beziehung von dem schönen Geschlechte nicht viel Gutes zu sagen. „Es macht im Allgemeinen seinem Namen wenig Ehre. Die Mädchen haben viele Freiheit und benutzen dieselbe. Sie kommen oft in Gesellschaften zusammen, wo man spielt, plaudert, einen leichten Imbiß nimmt und, soviel man kann, die jungen Männer anlockt, an welchen leider Mangel ist. Die Frauen führen ein ziemlich sittsames Leben; es gibt im Lande wohlgeordnete Haushaltungen, und es würde deren nochmehr geben, wenn es zum guten Tone gehörte, mit dem Manne oft und traulich zu verkehren. Da die Frauen sich häufig auf dem Lande befinden und sich der Lectüre weniger, auch mit geringerem Nutzen, als die Männer hingeben, so ist es mit ihrer geistigen Bildung nicht weit her. Meist füllen sie ihre vielen müßigen Stunden damit aus, Stickereien anzufertigen, neugierig die Angelegenheiten Anderer zu erforschen, zu lästern und zu spielen. Einige von ihnen sind ohne Zweifel sehr liebenswürdig, doch hört man in ihrer Nähe nur selten jenen verführerischen Ton, der Seele und Gefühl verräth. Ihre Unterhaltung ist trocken oder spaßhaft; sie stockt, sobald man aufhört, zu scherzen. In der Kleidung möchten sie es den Französinnen gerne gleichthun; da sie indeß wenig reisen und die Mode nicht aus der ersten Hand haben, so outriren und entstellen sie dieselbe; überladen mit Bändern und Falbeln, sehen sie aus, als wären sie mit Lumpen geschmückt."

Auch diese kleinen Schwächen hätte Rousseau anderswo mindestens in gleichem Maße antreffen mögen. Bedenklicher ist, wiewohl auch nicht grade ungewöhnlich, was er am Schlusse seiner Charakteristik sagt: „Ein gutes Naturell läßt sich weder den Frauen, noch den Männern absprechen. Auch glaube ich nicht, daß dies Völkchen sittenlos ist. Wohl aber fehlt es ihm an Grundsätzen, und das Wort Tugend ist hier ebenso unbekannt oder lächerlich, wie in Italien. Ihre Religiösität, auf die sie sich nicht wenig zu Gute thun, dient mehr dazu, sie streitsüchtig, als gut zu machen. Von den Geistlichen geleitet, raisonniren sie viel über die Glaubenssätze; was aber die Moral angeht, so wissen sie nicht, was das ist. Denn obgleich sie die christliche Liebe oft genug im Munde führen, so ist doch die, welche sie üben, gewiß nicht die Liebe zum Nächsten, sondern lediglich eine affektirte Neigung, Almosen zu geben. Ein Christ ist in ihren Augen, wer alle Sonntage in die Predigt geht; was er in der Zwischenzeit treibt, kümmert sie nicht. Ihre Geistlichen, die sich großen Einfluß auf das Volk erworben haben, als seine Fürsten noch katholisch waren, möchten sich dieses

Ansehen gerne bewahren, indem sie sich in Alles einmischen, über Alles chikaniren und die Gerichtsbarkeit der Kirche auf Alles ausdehnen. Sie sehen freilich nicht, daß ihre Zeit vorüber ist, und die Aufregung, welche sie zuweilen noch zu erregen wissen, ihren Credit völlig zu Grunde richten wird."

Natürlich kommt es Rousseau nicht in den Sinn, für seine allgemeine Schilderung eine ausnahmslose Geltung in Anspruch zu nehmen. Er fand doch in dem männlichen, wie in dem weiblichen Theile der Bevölkerung Manche, die sich durch Geist und Herz über das Niveau der Menge erhoben und recht wohl zu einem näheren Umgange eigneten. Auch war von dem unduldsamen Eifer, der sich bei seiner Ankunft in der Hauptstadt des Cantons geregt, im Val de Travers nichts zu bemerken. Die Bewohner von Motiers kamen ihrem berühmten Gaste wohlwollend entgegen und behandelten ihn keineswegs wie einen Geächteten. Selbst der Pfarrer des Orts, Herr von Montmollin, machte in dieser Beziehung keine Ausnahme. Rousseau, dem er durch Madame de la Tour empfohlen worden, war kaum angekommen, als er ihn schon bei sich eintreten sah. Er wußte, daß der Pastor sich früher als einen fanatischen Vorkämpfer der kirchlichen Orthodoxie gerirt hatte, und erwartete deshalb, in ihm einem finsteren, intoleranten Zeloten zu begegnen. Um so angenehmer fühlte er sich überrascht, als er nun einen munteren, coulanten Mann vor sich sah, der sich äußerst freundlich erwies und zu jedem Dienste bereit zeigte. Nicht lange und er stand mit dem Pfarrer, der, nicht ohne Geist, leidlich zu predigen und ganz hübsche Geschichten zu erzählen wußte, auf dem besten Fuße. Montmollin trug kein Bedenken, mit dem verrufenen Ketzer spazieren zu fahren; ja, er stellte sogar seinen Wagen zur Verfügung, wenn Therese in einem benachbarten Dorfe die Messe hören wollte.

Ohne Zweifel trug sein freundliches Benehmen nicht wenig dazu bei, daß Rousseau zu einem Schritte überging, der, auffallend, wie er war, viel von sich reden machte. Er hatte sich, seitdem er vor sieben oder acht Jahren in Genf feierlich zur reformirten Kirche zurückgetreten war, stets laut als Protestanten bekannt, auch, solange er in Paris lebte, gelegentlich dem Gottesdienste in der Capelle der holländischen Gesandtschaft beigewohnt. Jetzt, wo er in einem reformirten Lande wohnte, glaubte er sich dem öffentlichen Bekenntnisse seines Glaubens

nicht entziehen zu können, ohne der zwiefachen Pflicht, die ihm als Mitglied der Kirche und als Bürger obliege, untreu zu werden. Er besuchte daher nicht nur die Predigt, sondern war auch geneigt, an der bevorstehenden Abendmahlsfeier Theil zu nehmen. Da er sich indeß einer immerhin sehr möglichen Zurückweisung nicht aussetzen wollte, hielt er es für rathsam, sich zu vergewissern, ob eine solche zu erwarten sei. Zu dem Ende richtete er an Montmollin eine Zuschrift, die den guten Pastor nicht wenig überraschen mochte. „Die Hochachtung," heißt es hier, „welche ich für Sie hege, und die Pflicht, die mir, Ihrem Pfarrkinde, obliegt, bestimmen mich, Ihnen, bevor ich dem Tische des Herrn nahe, in Betreff meiner religiösen Denkweise eine Erklärung zu geben, die durch das seltsame Vorurtheil, welches man auf Grund einer verläumderischen Anklageschrift gegen eines meiner Werke gefaßt hat, nothwendig geworden. Es ist zu bedauern, daß die Diener des Evangeliums sich bei dieser Gelegenheit zu Rächern der römischen Kirche aufgeworfen haben, deren intolerante Dogmen allein angegriffen und vernichtet wurden. Sie sind eben ohne weitere Prüfung einer verdächtigen Autorität gefolgt, weil sie mich nicht haben verstehen, vielleicht mich nicht einmal haben lesen wollen. Da Sie sich nicht in diesem Falle befinden, so erwarte ich von Ihnen eine gerechtere Beurtheilung. Doch wie es sich damit auch verhalten mag, das Werk trägt alle seine Erläuterungen in sich, ich würde es nur aus ihm selber erklären können, und ich überlasse es, so wie es ist, dem Lobe oder dem Tadel der Verständigen, ohne es weder vertheidigen, noch verläugnen zu wollen. Indem ich mich daher auf das beschränke, was meine Person angeht, so versichere ich, daß ich der wahren und heiligen reformirten Religion aufrichtig ergeben bin und bis zum letzten Athemzuge sein werde. Ich wünsche sehnlich, mit der Kirche, welcher ich mich im Herzen verbunden fühle, auch äußerlich vereinigt zu sein. Wie trostreich aber es für mich ist, an der Communion der Gläubigen Theil zu nehmen, ich wünsche sie ebenso sehr zu ihrer Erbauung und zur Ehre des Cultus, wie in meinem eigenen Interesse, denn es ist nicht gut, daß man glaube, ein redlicher Mann, der denkt und urtheilt, könne kein Glied Jesu Christi sein" [28]).

Rousseau zweifelte kaum daran, daß der Pfarrer sein Anliegen von der Hand weisen oder doch, bevor er auf dasselbe eingehe, weitere Erklärungen, vielleicht gar einen förmlichen Widerruf verlangen werde. Er hatte sich indeß geirrt; schon am folgenden Tage erschien Montmollin, um ihm zu versichern, daß er sein Vorhaben billige und ihn mit Zustimmung des gesammten

Consistoriums bitte, es zur Erbauung der Gemeinde auszuführen. Auch hütete er sich wohl, in den nun folgenden Unterredungen, in welchen Rousseau seine Ansichten unverhohlen aussprach, irgend welche unannehmbare Forderung zu stellen oder Punkte zu berühren, deren Erörterung das gute Einvernehmen hätte stören können. Er dachte vermuthlich, daß die Ehre und der Gewinn, die der Kirche überhaupt und seiner Gemeinde insbesondere aus dem Anschlusse eines solchen Mannes erwachsen würden, die Bedenken wohl aufwiege, zu welchen sein nicht ganz correctes Bekenntniß Anlaß biete. Ueberdies mochte er hoffen, daß die engere Gemeinschaft mit den Gläubigen im Laufe der Zeit die vorhandenen Differenzen ausgleichen werde, während, falls man ihm den Eintritt in dieselbe verweigere, zu besorgen stehe, daß der zweifelhafte Freund sich in einen rücksichtslosen Feind verwandeln möge. Es kam vielleicht hinzu, daß er sich durch den näheren Umgang mit dem berühmten Schriftsteller persönlich geschmeichelt fühlte, und seine Freundschaft für um so werthvoller hielt, da sie bei den intimen Beziehungen, welche sich zwischen ihm und dem Lordmarschall allmälig bildeten, nicht unfruchtbar zu werden versprach.

Rousseau aber war über das gefügige Benehmen seines Pastors nicht wenig erstaunt und in hohem Grade erfreut. „Stets isolirt auf Erden zu leben," schien ihm „ein trauriges Loos," besonders im Mißgeschick. Er fand inmitten der Verfolgungen, welche ihn betroffen, einen süßen Trost darin, sich sagen zu können: „Ich bin doch wenigstens unter meinen Brüdern." Ihre herzliche Gemeinschaft, so hoffte er, werde ihn für die erlittenen Verluste entschädigen, ihm die Freunde ersetzen, die er nicht mehr sein nennen könne, und es ihm leichter machen, seine Feinde zu vergessen. Tief bewegt und mit Thränen der Rührung nahm er an der feierlichen Handlung Theil, welche diesen neuen Bund weihen und besiegeln sollte. Wohl war er sich der weiten Kluft bewußt, die seine Ueberzeugungen von dem naiven Glauben der Gemeinde schied. Dennoch meinte er nicht, ein Unrecht zu begehen oder sich einer Unwahrheit schuldig zu machen, wenn er sich ihr anschloß. Mochte sie über manche Punkte, die ihm unerheblich schienen, anders denken wie er, in der Hauptsache stimmte er seiner Ansicht nach mit ihr überein. Auch er bekannte sich zu Christus, wenn er gleich die mystische oder transcendentale Auffassung seiner Persönlichkeit nicht theilen konnte; er bekannte sich nicht minder zum Evangelium, obwohl er die Wunder, welche es berichtet, nicht zu glauben, und manche Lehren, die in ihm enthalten sind oder sein sollen, sich nicht anzueignen vermochte.

Freilich war sein Bekenntniß nicht das orthodoxe, vielleicht aber „rechtgläubiger", als dieses. Jedenfalls ruhte es auf christlichem Grunde, und mehr bedurfte es nach seinem Dafürhalten nicht, um als Mitglied der protestantischen Kirche anerkannt zu werden. Bestehe ja doch das Wesen des Protestantismus grade darin, daß der Einzelne sich durchaus frei und selbständig seine religiöse Ansicht bilde, und auch die weitestgehende Verschiedenheit der Auffassungen die principielle Gemeinschaft nicht aufhebe.

Vielleicht hatte Rousseau von seinem Standpunkte aus nicht so Unrecht. Er vergaß nur, daß es nicht blos darauf ankam, wie er selbst die Sache ansah. Seine nunmehrigen Glaubensbrüder waren doch ohne Frage befugt, ihn auch in ihrem Sinne als einen der Ihrigen zu betrachten. Wer draußen stand, mochte nicht ohne Grund annehmen, daß er seinen bisherigen Ueberzeugungen untreu geworden, oder wenn ihnen diese Voraussetzung nicht plausibel erschien, seine Handlungsweise zweideutig oder heuchlerisch finden. Auch ließen die Vorwürfe und Anklagen nicht auf sich warten. Der „interessante Vorfall" wurde bald in weiterer Ferne bekannt, zumal der Pastor, um sich vor seinen Collegen zu rechtfertigen, den Brief Rousseau's in Umlauf setzte. Die Philosophen, erbost über den nun zweifellosen Verrath, und besorgt wegen der möglichen Folgen, ergossen sich, Voltaire an der Spitze, in den heftigsten Schmähungen. Aber auch die Freunde waren zum Theil der Ansicht, daß er seine Zeit schlecht gewählt und sich ohne Noth übler Nachrede ausgesetzt habe. Nur in Genf fand, was er gethan, vielfach eine freudige Zustimmung; seine dortigen Verehrer, die zwar seine Ansichten theilten, aber seine unkirchliche Stellung mißbilligten, glaubten jetzt den Stein des Anstoßes beseitigt, welchen er ihnen bis dahin in den Weg gelegt. Sie kamen in Menge herbei, um ihn unter Freudenthränen zu umarmen und Herrn von Montmollin als „ihren Wohlthäter und Vater" zu preisen. Dem guten Pastor war diese Anerkennung wohl zu gönnen; er hatte seinen Amtsbrüdern gegenüber doch einen ziemlich schweren Stand. Viele von ihnen waren mit seiner Fügsamkeit höchlich unzufrieden; sie konnten es nicht ertragen, daß einer aus ihrer Mitte das anstößige Glaubensbekenntniß des Vicars gewissermaßen gebilligt. Einige murrten; andere drohten, zur Feder zu greifen; wieder andere ergriffen sie wirklich; alle bestanden auf weiteren Erklärungen. Montmollin gerieth in große Verlegenheit; er wußte, daß von Rousseau keine ferneren Zugeständnisse zu erwarten waren, und konnte doch nicht füglich umhin, seinen mehr oder minder lauten Collegen auf irgend eine Weise den Mund zu schließen. Wie es scheint, gelang es

ihm, ihren Unmuth durch einen genaueren Bericht über die Unterredungen, welche er mit seinem neuen Pfarrkinde gepflogen, in etwa zu beschwichtigen. Auch kam ihm Rousseau selbst mit einem zweiten Briefe zu Hülfe, in welchem er die Versicherungen des ersten erneuerte, den Vorwurf der Heuchelei entschieden zurückwies, nochmals hervorhob, wie man auf protestantischer Seite keinen Grund habe, an dem Bekenntnisse des Vicars Anstoß zu nehmen, und seinen „festen, aufrichtigen Entschluß, in der Gemeinschaft der christlich reformirten Kirche zu leben und zu sterben", wiederholte.

Der Wunsch, sich der lang ersehnten Ruhe ungestört zu erfreuen, ließ ihn bereitwillig Alles thun, was zu ihrer Sicherung dienen konnte. Er fand sie endlich; wenigstens geschah in seiner unmittelbaren Umgebung Nichts, was ihn hätte abhalten mögen, sich ihr ohne Rückhalt hinzugeben. Sein mildes, leutseliges Wesen, die bescheidene Zurückhaltung, mit welcher er auftrat, die thätige Theilnahme, die er still und geräuschlos, trotz der eigenen Dürftigkeit, den Armen und Leidenden bewies, gewann ihm bald die volle Achtung und Liebe seiner neuen Nachbarn. Brequet, ein Freund der Madame de la Tour, sagte später wohl nicht zuviel, als er dieser versicherte, daß „Rousseau in ihrer Heimath fast angebetet werde, daß seine Tugenden, seine sittliche Haltung, sein Geist, vor Allem aber sein Herz Gegenstand der allgemeinsten Verehrung seien." „Man kann," schreibt ihm selbst ein Bekannter[23]), „in dem Lande, welches Sie bewohnen, zu keinem Ansehen gelangen, wenn man nicht für Sie Partei nimmt." War aber die Stimmung der Einwohner eine so günstige, so durfte er es schon wagen, sich ihnen in einem Anzuge zu präsentiren, der unter anderen Umständen vielleicht ein unbequemes Aufsehen erregt hätte. Das körperliche Gebrechen, an welchem er nun bereits seit manchen Jahren litt, brachte es mit sich, daß er nicht selten genöthigt war, eine Sonde zu tragen, die ihn dann wohl tagelang an das Zimmer fesselte. Er war deshalb schon in Montmorency auf den Gedanken gekommen, die gewöhnliche, eng anliegende Kleidung durch eine andere zu ersetzen, die ihm eine größere Freiheit der Bewegung gestattete. Auch hatte ihm ein armenischer Schneider, welcher öfter dorthin zu Besuch kam, Gelegenheit geboten, diesen Einfall zu verwirklichen. Nicht lange und die kleine orientalische Garderobe war fertig. Doch da eben der Sturm losbrach, den die Veröffentlichung des Emil herauf-

beschworen, hielt er es für rathsam, den Gebrauch derselben bis zum Eintritte ruhigerer Zeiten zu verschieben. Jetzt, wo diese gekommen schienen, trug er, zumal auch die alten Beschwerden wieder fühlbar wurden, nicht länger Bedenken, die zwar auffallende, aber höchst bequeme Tracht anzulegen.

In einfachem, langem Gewande, darüber den weiten Kaftan, der, im Winter mit Pelz besetzt, von einem breiten Gürtel umschlossen wurde, auf dem Kopfe die runde, ziemlich hohe und ebenfalls mit Pelz verbrämte Mütze — die Begegnenden mochten wohl lächeln, wenn sie ihn so daherwandern sahen[24]). Gewiß wunderten sie sich nicht weniger, wenn er, was nicht selten geschah, an der Thüre stand, eifrig mit einer Arbeit beschäftigt, der sonst nur weibliche Hände obzuliegen pflegen. Von jeher war ihm das müßige Geschwätz im Zimmer, wo „man einander mit gekreuzten Armen gegenübersitzt, um lediglich die Zunge zu bewegen“, unleidlich gewesen. Nun kam er aber gegenwärtig nicht selten in den Fall, längere Zeit in solcher Lage ausharren zu müssen; er konnte die Unterhaltungen nicht immer ablehnen, welche die Bekannten im Vorübergehen anknüpften. Auch gefiel es ihm in der Gesellschaft seiner, zum Theil recht liebenswürdigen und geistreichen Nachbarinnen zu wohl, als daß er den Umgang mit ihnen hätte meiden mögen. Er sann daher auf eine Thätigkeit, die geeignet wäre, ihm das inhaltlose Geplauder erträglich zu machen und einer etwaigen Langeweile vorzubeugen. Wie er gerade auf die Anfertigung von Schnürriemen verfiel, wissen wir nicht; genug, daß er diese Kunst schnell erlernte und zu Hause, wie bei gelegentlichen Besuchen fleißig übte. Damit aber die Produkte seiner Arbeit nicht werth- und nutzlos blieben, machte er sie seinen jungen Freundinnen bei ihrer Verheirathung unter der Bedingung zum Geschenk, daß sie künftig ihre Kinder selbst nähren würden. Natürlich fehlte es nicht an Solchen, die sich um die seltsame Hochzeitsgabe eifrig bewarben. Wie geringfügig sie war, der Name des Gebers und die reizenden Billets, mit welchen er sie darzubieten pflegte, verliehen ihr einen seltenen Werth.

Sich mit Arbeiten ernsterer Art zu befassen, war Rousseau für jetzt nicht geneigt. Es galt vor Allem, „die Gegenwart in süßem Nichtsthun behaglich zu genießen“. Die Frage, wie lange er dazu im Stande sein werde, beunruhigte ihn wenig, wenn er sich auch der Wahrnehmung nicht entziehen konnte, daß seine Fonds, durch die mannigfachen Ausgaben der letzten Zeit ohnehin erheblich vermindert, bei dem theueren Leben sichtlich zusammenschmolzen. War er doch überzeugt, daß die Machthaber, wie das Publikum, von ihrer wahnsinnigen Verblendung bald zurückkommen, und sich

ihm, wenn diese günstige Aenderung erst eingetreten, neue Hülfsquellen erschließen würden. Um indeß für die nächste Zukunft in etwa Vorsorge zu treffen, nahm er sein „musikalisches Wörterbuch" zur Hand, das nahezu vollendet, ohne sonderliche Mühe druckfertig gestellt werden konnte. Die Beschäftigung mit ihm empfahl sich um so mehr, da sie dem Gelöbnisse, die Feder fortan ruhen zu lassen, in dem Sinne, in welchem es abgelegt worden, keineswegs widersprach. Dasselbe ließ sich von den Memoiren sagen, deren Stoff er zu ordnen fortfuhr, da sie erst nach seinem Tode veröffentlicht werden sollten. Uebrigens beschäftigten ihn diese literarischen Arbeiten nur an den Tagen, an welchen das schlechte Wetter oder andere zufällige Hindernisse die Bewegung im Freien nicht zuließen. War diese möglich, so verfehlte er nicht, die Zeit zu kürzeren oder längeren Spaziergängen, hin und wieder auch zu weiteren Ausflügen zu benutzen. Namentlich sah man ihn oft auf dem Wege nach Colombier, dem schönen Schlosse am See, wo der Gouverneur Lord Keith im Sommer zu wohnen pflegte. Der günstige Eindruck, welchen die erste Begegnung mit dem trefflichen Manne hinterlassen, hatte zu ferneren Besuchen und diese zu einem Verhältnisse geführt, welches in Kurzem den Charakter intimer Freundschaft gewann. Abermals fühlte sich der schlichte und stolze Sohn des Volkes gedrängt, einem Mitgliede der höchsten Aristokratie die ganze Hingebung zu weihen, deren er fähig war. Freilich besaß Milord Keith in seltenem Grade jene Eigenschaften des Geistes und Charakters, die seinem freien, hochstrebenden Sinne zu imponiren und sein Herz zu fesseln vermochten.

Geboren im Jahre 1685[25]), hatte er zur Zeit, als Rousseau ihn kennen lernte, schon ein langes, vielbewegtes Leben hinter sich. Das altadelige Geschlecht, aus welchem er entsprossen, war im erblichen Besitze der Marschallswürde von Schottland, die er denn auch als Haupt der Familie mit dem Titel Lord von Kinkardine und Altrie bekleidete. Noch sehr jung trat er in Kriegsdienste und zeichnete sich in den Feldzügen, an welchen er unter Marlborough Theil nahm, so aus, daß er bereits 1712 zu dem Range eines ersten Brigadiers aufstieg. Nach dem Tode der Königin Anna erklärte er sich für den Prätendenten Jakob, den bekannten Ritter von St. Georg, versuchte, ihn in London zum Könige ausrufen zu lassen, und begab sich, als dieser Plan scheiterte, nach Schottland, um hier im Verein mit seinen Parteigenossen das Volk für die Sache der Stuarts in Bewegung zu bringen. Bald stand ein bedeutendes Heer kampfbereit unter den Waffen, und man erwartete sehnlich die Ankunft des legitimen Königs, der aber, furchtsam und unentschlossen, sein sicheres Asyl

nicht zu verlassen wagte. Erst als Keith ihm geschrieben, daß ein seiner Staaten beraubter Fürst verpflichtet sei, die Gefahren derjenigen zu theilen, welche ihr Leben daran setzten, sie ihm wieder zu verschaffen, erschien er im Januar 1716 auf schottischem Boden. Doch kaum vier Wochen später war er schon wieder auf dem Rückwege nach Frankreich. Seine verlassenen Truppen wurden geschlagen, die Führer des Aufstandes aber vom englischen Parlamente geächtet und zum Tode verurtheilt. Nur mit Mühe gelang es Keith, sich zu retten; sechs lange Monate hindurch irrte er unter beständigen Gefahren in den schottischen Hochgebirgen umher, bis er endlich ein Boot fand, welches ihn zu dem schützenden Festlande brachte. Hier bemühte er sich, trotz der schlimmen Erfahrungen, die er gemacht, der Sache treu, welche er als die des Rechtes erkannt, ihr, wo immer sich eine Gelegenheit darbot, mit dem Schwerte, wie mit der Feder zu dienen. Zunächst ging er nach Spanien, wo damals der Cardinal Alberoni seine weitaussehenden Pläne spann, die unter Anderem auch auf eine Restauration der Stuarts abzielten. Die beabsichtigte Expedition nach Schottland nahm freilich ein schnelles und trauriges Ende; doch konnte sich Keith in spanischen Diensten an dem Kriege betheiligen, welchen der kühne Minister gegen den Kaiser eröffnete.

Nach Beendigung desselben lebte er längere Zeit in Rom in der unmittelbaren Nähe des Prätendenten, für welchen er mannigfache diplomatische Verhandlungen pflog. Diese hatten indeß wenig oder gar keinen Erfolg. Sie erforderten eine Schlauheit, die er nicht besaß und sich ebensowenig aneignen mochte. Auch wurde es ihm allmälig klar, daß „ein König ohne Land und Macht von seinen Collegen nichts zu hoffen hat". Von der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen überzeugt, vielleicht auch durch den näheren Umgang mit dem schwachen und ausschweifenden Prinzen von seiner schwärmerischen Jugendliebe für das Haus Stuart geheilt, gab er seine bisherige Stellung auf und kehrte nach Spanien zurück, wo er hoffen durfte, manche gute Freunde und vor Allem „heiteren Sonnenschein" zu finden. Dort verweilte er, nur hin und wieder zu einer kürzeren Reise veranlaßt, im schönen Valencia eine Reihe von Jahren, bis es seinem jüngeren Bruder, dem berühmten Marschall und Freunde Friedrichs des Großen, gelang, ihn zur Uebersiedelung nach Berlin zu bestimmen. Der große König, der sich auf Menschen verstand, nahm ihn freundlich auf und würdigte ihn bald seines vollen Vertrauens, eine Ehre, welche ihm Milord durch seine aufrichtige Freundschaft und unbegrenzte Ergebenheit reichlich vergalt. Er wurde von Friedrich mit mehreren wichtigen Missionen nach Paris, Madrid 2c. betraut, später aber, als er,

schon alt geworden, der Ruhe zu bedürfen schien, als Gouverneur nach Neufchatel geschickt, um hier, wie Rousseau sagt, „den Rest seiner Lebenstage in der Beglückung des kleinen Volkes zu verbringen".

Die Neuenburger aber wußten den trefflichen Mann wenig zu würdigen. „Freunde des leeren Flitters und hohlen Klingklangs, gewohnt, den Geist nach der Länge der Phrasen zu schätzen, nahmen sie, als er ihnen in seiner kühlen, formlosen Weise entgegentrat, seine Einfachheit für Hochmuth, sein offenes, grades Wesen für Grobheit, seinen Lakonismus für Stumpfsinn." Weil er, gewillt zu nützen und nicht, den Hof zu machen, den Leuten, die er gering schätzte, nicht zu schmeicheln verstand, lehnten sie sich auch gegen seine besten Absichten und wohlmeinendsten Bestrebungen auf. Als er sich dann gar im Interesse des verfolgten Petit-Pierre der Anmaßung des Klerus widersetzte, erhob sich das ganze Land gegen ihn. Freilich hatte diese Empörung wenig zu bedeuten, doch dauerte die allgemeine Mißstimmung auch bei der Ankunft Rousseau's noch fort. Man fügte sich, weil man eben mußte, und blieb Milord vor wie nach abgeneigt. Grade die Eigenthümlichkeiten aber, welche ihn den Neufchatellern entfremdeten, waren ganz besonders geeignet, ihn einem Manne, wie Rousseau, zu empfehlen. Seine noble, hochherzige Denkweise, der freie, vorurtheilslose, allem Kleinlichen abgewandte Sinn, die ruhig vornehme, taktvolle Haltung fesselten diesen um so mehr, da sich ihnen der ernste Wille, das Gute in jeder Richtung zu fördern, und ein gereifter, welt- und menschenkundiger Geist, der ebenso tief zu denken, wie heiter zu scherzen wußte, zugesellte. Kein Wunder, daß Rousseau nicht müde wird, die achtungsvolle Zuneigung, welche Milord ihm einflößte, in immer neuen Wendungen auszusprechen. Die kleinen Eigenheiten, die dem Sohne der nebligen Insel anhafteten, beirrten ihn nicht. Wußte er doch, daß sie auf seine Gesinnungen keinen Einfluß hatten und ihn nicht hinderten, bei ernsten Anlässen den Ansprüchen der Freundschaft gerecht zu werden. Die einzige wirkliche Schwäche aber, die er an ihm entdeckte — Milord war leicht gegen Jemanden einzunehmen und dann schwer von seiner Antipathie abzubringen — ließ sich um so eher verzeihen, da er, fürs Erste wenigstens, unter ihr nicht zu leiden hatte.

Milord seinerseits war ohne Zweifel sehr erfreut, in seiner ziemlich einsamen Stellung einem Manne zu begegnen, der ihn und seine Weise verstand, und sich geneigt zeigte, ihm persönlich näher zu treten. Er zögerte nicht, die Hand zu ergreifen, welche Rousseau ihm entgegenstreckte, und erwiederte bald in vollstem

Maße die herzliche Zuneigung, die dieser gleich Anfangs an den Tag gelegt. Nicht lange und die Beiden hatten sich so lieb gewonnen, daß sie einander nicht mehr entbehren konnten. Dennoch mochte Rousseau auf den dringenden Wunsch des Freundes, seine Wohnung bei ihm im Schlosse zu nehmen, nicht eingehen. Die dort herrschende Unruhe, der lästige Troß von Dienern und Lakaien, die vielen Fremden, welche beständig aus- und eingingen, würden ihm, er sah das voraus, den Aufenthalt bald verleidet haben. Er zog es daher vor, zu bleiben, wo er war, und sich für die Entbehrungen eines dauernden Verkehrs durch oft wiederholte kurze Besuche zu entschädigen. Freilich der Weg nach Colombier war ziemlich weit; er „nahm etwa vier oder fünf Stunden in Anspruch. Doch legte er sie um so leichter zurück, da ihm, dem rüstigen Fußgänger, die Wanderung durch das Thal Vergnügen machte und die frohe Aussicht, einen Tag in der Nähe Milords zu verleben, seine Schritte beschleunigte. „Allerdings," sagt er selbst, „war die innere Bewegung, welche mich vor Zeiten auf meinen Promenaden von der Eremitage nach Eaubonne erfüllte, eine ganz andere, aber sie war nicht süßer, als die, mit welcher ich mich Colombier näherte. Wieviele Thränen der Rührung habe ich oft auf meinem Wege vergossen, wenn ich der väterlichen Güte, der liebenswürdigen Tugenden, der milden Philosophie dieses ehrwürdigen Greises gedachte, den ich Vater und der mich seinen Sohn zu nennen pflegte." In der That trug die Zuneigung, welche er dem soviel älteren Manne widmete, den Charakter einer fast kindlichen Liebe und Ehrfurcht. Bereitwillig ordnet er, der stolze, auf seine Unabhängigkeit eifersüchtige Mann, sich ihm unter; nie begegnen in den zahlreichen Briefen, die er an ihn richtet, jene scharfen, herben Wendungen, in welchen sich sonst so oft sein verletztes Selbstgefühl Luft macht. Sie bekunden stets dieselbe innige Theilnahme, dieselbe liebevolle Anhänglichkeit; man sieht, ihr Verfasser blickt zu dem Manne, mit welchem er spricht, fast wie zu einem Wesen höherer Art hinauf; er lauscht seinen Rathschlägen und hört auf seine Wünsche; um keinen Preis möchte er sein Mißfallen erregen. Milord mag thun, was ihm gut scheint, er ist mit Allem zufrieden; ihm gehört er an, er kann nach Belieben über ihn verfügen. Selbst seine Wohlthaten läßt er sich gefallen; er denkt nicht daran, die Gaben seiner Hand zurückzuweisen. Weiß er doch, daß er sie der Güte eines Vaters verdankt, dem die Ehre seines Sohnes ebenso sehr am Herzen liegt, wie die eigene.

Wir glauben kaum, daß der Marschall das eigenthümliche Verhältniß in demselben idealschwärmerischen Sinne nahm, in

welchem Rousseau es trotz seiner fünfzig Jahre auffaßte. Gewiß aber ist, daß er sich in dem traulichen Verkehre mit seinem geist- und gemüthvollen Freunde gefiel, und es verstand, mit sicherem Takt die Klippen zu vermeiden, an welchen die Bethätigung seiner zarten und aufrichtigen Theilnahme hätte scheitern können. Rousseau erfuhr auch jetzt wieder, was er schon öfter erfahren, daß „die Großen der Erde, wenn Geist und Charakter ihrer hohen Stellung entsprechen, sich für den persönlichen Umgang eines freien, selbstbewußten Mannes nicht selten besser eignen, als seine ihm ebenbürtigen Standesgenossen". Uebrigens fanden sich im Laufe der Zeit doch auch unter diesen manche, mit welchen eine nähere gesellschaftliche Verbindung angeknüpft werden konnte. Zu ihnen gehörten der Oberst Pürh und sein Freund du Peyrou, der später auch der Vertraute Rousseau's wurde, Guyenet, der Statthalter des Val de Travers und Andere, die theils ständig in Motiers wohnten, theils wenigstens den Sommer dort zubrachten. Der liebenswürdigen Frauen und Mädchen, die den immer noch warmherzigen Graubart zu fesseln wußten, gedachten wir schon früher. Eine von ihnen, Isabelle d'Ivernois, Tochter des General-Procurators von Neufchatel, verdient besonders erwähnt zu werden. Rousseau rühmt ihr anmuthiges, liebreiches Wesen, ihren ebenso feinen, wie richtig urtheilenden Geist, vor Allem ihr gutes Herz; er sieht in ihr eine „Frau von Verdienst, der die Tugend kein leeres Wort ist". Auch trat er zu ihr in eine wahrhaft freundschaftliche Beziehung, die selbst nach ihrer späteren Verheirathung fortdauerte, und wie dem „Papa" in seinen trüben Stunden manche Erheiterung, so „seiner lieben Tochter" bei wichtigen Anlässen werthvolle Rathschläge eintrug [26]).

Nehmen wir die zahlreichen Gäste hinzu, welche sich von nah und fern einfanden, so leuchtet ein, daß das Leben Rousseau's in dem abgelegenen Gebirgsdorfe doch nicht so ganz still und einförmig verlief. Freilich wurden ihm diese Gäste, wenn sie eben nur kamen, um den berühmten Schriftsteller zu begaffen, sehr unbequem, und er suchte sich ihrer möglichst schnell zu entledigen. Sind es aber Freunde, die ein persönlicher Antheil zu ihm führt, so dürfen sie eines herzlichen Empfanges und des aufmerksamsten Wirthes sicher sein. Er geht ihnen wohl, wenn ihm die Zeit ihrer Ankunft bekannt ist, eine weite Strecke entgegen, um sie auf ihrem Wege zu überraschen. Wird er ihrer ansichtig, so eilt er auf sie zu und schließt sie stürmisch in seine Arme. Sein ganzes Wesen ist freudig erregt, und die innere Bewegung findet in Wort und Blick einen treuen, lebendigen Ausdruck. Frei und zwanglos läßt er sich gehen, ohne deshalb einen Augenblick die

Rücksichten zu vergessen, welche er seinen Gästen schuldet. Er kennt und übt jene ausgesuchte Höflichkeit, die Fremden das Leben angenehm zu machen und zugleich das eigene Behagen zu sichern weiß. Auch ist er weit entfernt, seine Ueberlegenheit irgendwie hervortreten zu lassen oder durch unzeitigen Ernst imponiren zu wollen. Wer ihn nicht genauer kennt, fürchtet vielleicht, in ihm einem finstern Frondeur und tadelsüchtigen Censor zu begegnen. Doch tritt er ihm näher, so findet er einen heiteren Gesellschafter, dessen geist- und gemüthreiche Unterhaltung ihn unwiderstehlich fesselt. Wohl leuchtet zuweilen das feurige Auge in erhöhtem Glanze, wenn der Gegenstand des Gespräches ein tieferes Interesse erregt; der sonst so ruhig und sanft blickende Mann ist dann ganz Leben und Bewegung. In der Regel aber bleibt es bei einem munteren, unbefangenen Geplauder, wie es unter Menschen, die sich gerne haben, üblich ist. Heitere Scherze und fröhliches Gelächter würzen das einfache Mahl, an welchem die Freunde Theil nehmen müssen. Denn Rousseau, der selbst nie außer dem Hause speist, duldet nicht, daß sie die Gasthofsküche der seinigen vorziehen. Er mag sie, so lange sie in seiner Nähe weilen, keinen Augenblick entbehren, und weiß es schon so einzurichten, daß ihnen seine Gegenwart nicht unbequem oder langweilig wird. Fühlt man sich daheim zu beengt, so geht's hinaus ins Freie, unter die Felsen und in die Büsche. Rousseau kennt die sehenswerthen Punkte, wo die Natur sich in freundlicher Anmuth oder in ihrer wilden Größe zeigt; muthet er auch zuweilen den Freunden ungewohnte Anstrengungen zu, die heitere Laune verkürzt den Weg, und das Ziel lohnt die aufgewandte Mühe. Ist man von dem Ausfluge zurückgekehrt, so setzt man sich — auf der Höhe sind im October die Abende schon recht kühl — um das lustig flackernde Heerdfeuer und Jeder erzählt nach alter Sitte, wenn die Reihe an ihn kommt, den Bratspieß zu drehen, eine hübsche Anekdote oder eine kleine Geschichte dazu, wobei der joviale Wirth seinen Gästen natürlich mit gutem Beispiele vorangeht[27]).

Freilich, mit den heimkehrenden Freunden schwindet auch nicht selten die heitere Stimmung, welche ihre Anwesenheit in Rousseau hervorrief. Was ihm begegnet, hat ihn doch zu tief und zu schmerzlich ergriffen, als daß er es für längere Zeit vergessen könnte. Zwar „er wußte, daß man in diesem Jahrhundert und vielleicht auch in keinem anderen nicht ungestraft die Wahrheit sagen kann; er war darauf gefaßt, für seine Ueberzeugungen zu leiden, nicht aber auf die unerhörte Behandlung, die er erfahren hat. Von allen Leiden des menschlichen Lebens sind Schmach und Beschimpfung die einzigen, die der rechtschaffene Mensch nicht er-

warten darf. Diese maßlose Barbarei und Erbitterung hat ihn unvorbereitet getroffen. Oeffentlich verleumdet von Männern, die dazu berufen sind, die Unschuld zu schützen, wie ein Verbrecher behandelt in der eigenen Heimath, die er stets zu ehren bestrebt war, verfolgt, verjagt von einer Zufluchtsstätte zur anderen, erfüllt vom Gefühle des eigenen Leids und zugleich von dem Bewußtsein der Schmach, die das Vaterland sich aufgeladen, ist seine Seele verwirrt und erschüttert. Das schwere Mißgeschick hat ihn entmuthigt, hat ihm den Rest geistiger Kraft, der ihm noch geblieben, vollends genommen; fortan wird er nur noch vegetiren, wie eine ambulante Maschine durch das Leben gehen. Es war vielleicht von Wichtigkeit, daß unter so vielen lügenhaften und feigen Schriftstellern einer von anderem Schlage auftrat, der es wagte, den Menschen die Wahrheit zu sagen, welche sie glücklich machen würde, wenn sie dieselbe zu hören verständen. Aber es war keineswegs nothwendig, daß dieser Mann nicht verfolgt wurde; im Gegentheil würde man ihn vielleicht beschuldigen, sein Jahrhundert verleumdet zu haben, wenn die Geschichte seines Lebens nicht mehr von ihm erzählte, als seine Schriften. Ja, er ist seinen Zeitgenossen gewissermaßen zu Danke verpflichtet für die Mühe, welche sie sich geben, seine Geringschätzung zu rechtfertigen. Man wird nun seine Schriften mit größerem Vertrauen lesen; man wird sogar mit Bedauern sehen, daß er von den Menschen oft noch zu gut gedacht hat“ [28]).

Anderswo nimmt er die Dinge von einer weniger ernsten Seite. „Ich finde, daß die Dummheit des Publikums doch weit größer ist, als ich gedacht hatte. Denn was kann spaßhafter sein, als wenn man sieht, wie sich die Frommen zu Trabanten Voltaire's und der philosophischen Sekte machen, und die protestantischen Pfarrer sich bei meiner Verfolgung zu Bütteln der katholischen Priester hergeben? Die Bosheit überrascht mich nicht mehr, aber ich muß gestehen, daß die Beschränktheit, soweit getrieben, mich in Erstaunen setzt.“ Zuweilen, scheint es, hat er nicht üble Lust, den Herren ihren bornirten Standpunkt klar zu machen. Sie mögen sich vorsehen, diese offenen und geheimen Gegner. Noch fühlt er sich, trotz zeitweiliger Schwäche, stark genug, es mit den „schleichenden Intriguanten und brutalen Verleumdern“ aufzunehmen. Noch ist seine bewährte Waffe keineswegs stumpf geworden, und schon prikelt es ihm zuweilen in den Fingern, so daß er Mühe hat, sie nicht zu ergreifen. Doch nein, er ist krank, er liebt den Frieden und bedarf der Ruhe; er mag sich der Aufregung nicht aussetzen, welche der Kampf mit sich bringt. Warum sollte er sich auch einem Strome entgegenstemmen, der, wenn

Rücksichten zu vergessen, welche er seinen Gästen schuldet. Er kennt und übt jene ausgesuchte Höflichkeit, die Fremden das Leben angenehm zu machen und zugleich das eigene Behagen zu sichern weiß. Auch ist er weit entfernt, seine Ueberlegenheit irgendwie hervortreten zu lassen oder durch unzeitigen Ernst imponiren zu wollen. Wer ihn nicht genauer kennt, fürchtet vielleicht, in ihm einem finstern Frondeur und tadelsüchtigen Censor zu begegnen. Doch tritt er ihm näher, so findet er einen heiteren Gesellschafter, dessen geist- und gemüthreiche Unterhaltung ihn unwiderstehlich fesselt. Wohl leuchtet zuweilen das feurige Auge in erhöhtem Glanze, wenn der Gegenstand des Gespräches ein tieferes Interesse erregt; der sonst so ruhig und sanft blickende Mann ist dann ganz Leben und Bewegung. In der Regel aber bleibt es bei einem munteren, unbefangenen Geplauder, wie es unter Menschen, die sich gerne haben, üblich ist. Heitere Scherze und fröhliches Gelächter würzen das einfache Mahl, an welchem die Freunde Theil nehmen müssen. Denn Rousseau, der selbst nie außer dem Hause speist, duldet nicht, daß sie die Gasthofsküche der seinigen vorziehen. Er mag sie, so lange sie in seiner Nähe weilen, keinen Augenblick entbehren, und weiß es schon so einzurichten, daß ihnen seine Gegenwart nicht unbequem oder langweilig wird. Fühlt man sich daheim zu beengt, so geht's hinaus ins Freie, unter die Felsen und in die Büsche. Rousseau kennt die sehenswerthen Punkte, wo die Natur sich in freundlicher Anmuth oder in ihrer wilden Größe zeigt; muthet er auch zuweilen den Freunden ungewohnte Anstrengungen zu, die heitere Laune verkürzt den Weg, und das Ziel lohnt die aufgewandte Mühe. Ist man von dem Ausfluge zurückgekehrt, so setzt man sich — auf der Höhe sind im October die Abende schon recht kühl — um das lustig flackernde Heerdfeuer und Jeder erzählt nach alter Sitte, wenn die Reihe an ihn kommt, den Bratspieß zu drehen, eine hübsche Anekdote oder eine kleine Geschichte dazu, wobei der joviale Wirth seinen Gästen natürlich mit gutem Beispiele vorangeht[27]).

Freilich, mit den heimkehrenden Freunden schwindet auch nicht selten die heitere Stimmung, welche ihre Anwesenheit in Rousseau hervorrief. Was ihm begegnet, hat ihn doch zu tief und zu schmerzlich ergriffen, als daß er es für längere Zeit vergessen könnte. Zwar „er wußte, daß man in diesem Jahrhundert und vielleicht auch in keinem anderen nicht ungestraft die Wahrheit sagen kann; er war darauf gefaßt, für seine Ueberzeugungen zu leiden, nicht aber auf die unerhörte Behandlung, die er erfahren hat. Von allen Leiden des menschlichen Lebens sind Schmach und Beschimpfung die einzigen, die der rechtschaffene Mensch nicht er-

warten darf. Diese maßlose Barbarei und Erbitterung hat ihn unvorbereitet getroffen. Oeffentlich verleumdet von Männern, die dazu berufen sind, die Unschuld zu schützen, wie ein Verbrecher behandelt in der eigenen Heimath, die er stets zu ehren bestrebt war, verfolgt, verjagt von einer Zufluchtsstätte zur anderen, erfüllt vom Gefühle des eigenen Leids und zugleich von dem Bewußtsein der Schmach, die das Vaterland sich aufgeladen, ist seine Seele verwirrt und erschüttert. Das schwere Mißgeschick hat ihn entmuthigt, hat ihm den Rest geistiger Kraft, der ihm noch geblieben, vollends genommen; fortan wird er nur noch vegetiren, wie eine ambulante Maschine durch das Leben gehen. Es war vielleicht von Wichtigkeit, daß unter so vielen lügenhaften und feigen Schriftstellern einer von anderem Schlage auftrat, der es wagte, den Menschen die Wahrheit zu sagen, welche sie glücklich machen würde, wenn sie dieselbe zu hören verständen. Aber es war keineswegs nothwendig, daß dieser Mann nicht verfolgt wurde; im Gegentheil würde man ihn vielleicht beschuldigen, sein Jahrhundert verleumdet zu haben, wenn die Geschichte seines Lebens nicht mehr von ihm erzählte, als seine Schriften. Ja, er ist seinen Zeitgenossen gewissermaßen zu Danke verpflichtet für die Mühe, welche sie sich geben, seine Geringschätzung zu rechtfertigen. Man wird nun seine Schriften mit größerem Vertrauen lesen; man wird sogar mit Bedauern sehen, daß er von den Menschen oft noch zu gut gedacht hat" [28]).

Anderswo nimmt er die Dinge von einer weniger ernsten Seite. „Ich finde, daß die Dummheit des Publikums doch weit größer ist, als ich gedacht hatte. Denn was kann spaßhafter sein, als wenn man sieht, wie sich die Frommen zu Trabanten Voltaire's und der philosophischen Sekte machen, und die protestantischen Pfarrer sich bei meiner Verfolgung zu Bütteln der katholischen Priester hergeben? Die Bosheit überrascht mich nicht mehr, aber ich muß gestehen, daß die Beschränktheit, soweit getrieben, mich in Erstaunen setzt." Zuweilen, scheint es, hat er nicht üble Lust, den Herren ihren bornirten Standpunkt klar zu machen. Sie mögen sich vorsehen, diese offenen und geheimen Gegner. Noch fühlt er sich, trotz zeitweiliger Schwäche, stark genug, es mit den „schleichenden Intriguanten und brutalen Verleumdern" aufzunehmen. Noch ist seine bewährte Waffe keineswegs stumpf geworden, und schon prikelt es ihm zuweilen in den Fingern, so daß er Mühe hat, sie nicht zu ergreifen. Doch nein, er ist krank, er liebt den Frieden und bedarf der Ruhe; er mag sich der Aufregung nicht aussetzen, welche der Kampf mit sich bringt. Warum sollte er sich auch einem Strome entgegenstemmen, der, wenn

er keinen weiteren Widerstand findet, bald genug ablaufen wird. Die gegenwärtige Animosität ist zu groß, zu stark, als daß sie lange andauern könnte. Kein Zweifel, man wird allmälig ruhiger werden und dann gerechter urtheilen; die Anerkennung, welche im Auslande, wohin der Einfluß seiner persönlichen Feinde nicht dringt, schon jetzt seinen Bestrebungen gezollt wird, kann ihm auf die Dauer auch in der Heimath nicht fehlen. Steht doch die öffentliche Meinung im Grunde auf seiner Seite, man muß ihr nur Zeit lassen, zum Durchbruch zu kommen. Es bleibt also dabei: Er wird sich vor wie nach ruhig verhalten und schweigend den günstigen Umschwung erwarten, dem er mit Zuversicht entgegensehen darf.

Leider will sich diese Hoffnung nicht so schnell erfüllen, wie es bei seiner natürlichen Ungeduld wohl zu wünschen wäre. In Genf namentlich geschieht nichts, was ihn hätte zufriedenstellen mögen. Zwar fällt es ihm nicht ein, zu glauben, daß der Rath jemals aus eigenem Antriebe seinen ungerechten Beschluß zurücknehmen und ihm die schuldige Genugthuung geben werde. Wohl aber erwartet er fort und fort, daß, wenn nicht die Geistlichkeit, so doch die Bürgerschaft gegen die offenbare Verletzung der Gesetze laut und entschieden protestire. Ist doch seine Sache auch die ihrige, und jeder widerrechtliche Angriff, den ein einzelner Bürger erfährt, zugleich ein Attentat auf die öffentliche Freiheit. Diese guten Leute scheinen doch wenig zu begreifen, wovon es sich handelt und was für sie auf dem Spiele steht. Sie sind zwar höchlich unzufrieden; sie murren und raisonniren, aber zu einem energischen Schritte, wie ihre Bürgerpflicht ihn fordert, vermögen sie sich nicht aufzuraffen. Was hilft es, daß sie sein Schicksal beklagen, daß sie wünschen, er möge in ihre Mitte zurückkehren? Klagen und Wünsche dienen zu nichts, wenn man mit gekreuzten Armen dasteht und unthätig der Dinge wartet, die da kommen sollen. Doch ist er weit entfernt, zu irgend einer gewaltthätigen Maßregel rathen oder drängen zu wollen; er verlangt nur, daß man von der gesetzlichen Befugniß, gegen rechtswidrige Beschlüsse der Behörde zu remonstriren, Gebrauch mache. Kann oder will man das nicht, nun wohl, so möge man es unterlassen, er weiß dann, woran er ist, weiß, daß die Genfer, die er bis dahin für Männer hielt, eben nur Schwätzer sind. Jedenfalls täuschen sie sich, wenn sie — was allerdings vielfach der Fall war — hoffen oder gar fordern, daß er selbst sich zu weiteren Concessionen verstehe. Er ist nicht gewillt, pater peccavi zu sagen, wo er nicht gefehlt, wie ein Schulbube, den man ohne Grund gezüchtigt, um Verzeihung zu bitten. Er wird sich weder bei dem Rathe, noch

vor dem Consistorium entschuldigen oder rechtfertigen, sich nicht auf Erklärungen und Diskussionen einlassen, die ebenso ungehörig, wie überflüssig sind. Wäre es doch schmählich und lächerlich zugleich, wenn man dem Beleidigten zumuthen wollte, dem Beleidiger Genugthuung zu leisten.

Nach seiner Ansicht gibt es nur einen Weg, auf welchem das ihm zugefügte Unrecht wieder gutgemacht werden kann: man schicke ihm eine höfliche und formelle Einladung, nach Genf zurückzukehren. Kann man sich zu diesem so angemessenen Schritte entschließen, so wird man sehr difficil sein müssen, wenn man mit seiner Antwort nicht zufrieden sein sollte. Andernfalls ist es nutzlos, von der Sache noch ferner zu sprechen; es gibt kein anderes Auskunftsmittel, das ihm conveniren könnte. Wollen seine Mitbürger es nicht ergreifen, so hat er nichts mehr mit ihnen gemein. Wohl schmerzt es ihn, daß er genöthigt ist, sie aufzugeben; er fühlt, daß er immer noch Antheil an ihnen nimmt. Doch das Interesse wird allmälig recht schwach, wenn die Achtung es nicht mehr unterstützt. Und achten kann er die Menschen nicht, die es ruhig geschehen lassen, daß Recht und Gesetz mit Füßen getreten und einer der Ihrigen ohne seine Schuld mit Schimpf und Schande überhäuft wird. Mögen sie ihn vergessen, wie er sie vergißt; ihr Thun und Lassen wird ihn fortan wenig kümmern, wenn sie ihn nur in seiner Ruhe nicht ferner stören [29]). — Diese Ruhe freilich, sie wurde doch noch von anderer Seite zu sehr auf die Probe gestellt, als daß sie dauernden Bestand hätte gewinnen können. Ob er wirklich Grund hatte, die Spione zu fürchten, von welchen er sich umgeben glaubte, ob es der Mühe werth war, über die anonymen Briefe in Aufregung zu gerathen, die ihm von verschiedenen Seiten, zum Theil gewiß nicht in guter Absicht, zugeschickt wurden, mag dahingestellt bleiben. Gewiß ist, daß es ihm schwer werden mußte, seinen Gleichmuth zu bewahren, wenn er beständig die Anklagen und Invectiven las, die in Broschüren und Zeitungsartikeln, in Censuren und Erlassen weltlicher und geistlicher Behörden noch immer gegen ihn und seine Schriften gerichtet wurden. Sie mochten ihn um so mehr beschäftigen, je weniger ihm, als nun die schöne Jahreszeit allmälig zu Ende ging, Besuche und Ausflüge Anlaß boten, sie zu vergessen.

Natürlich stellten sich die Vorboten des Winters in dem hochgelegenen Bergthale schon recht zeitig ein. Im October wurde es bereits empfindlich kalt, und Schnee deckte nicht selten die Erde. Nicht lange und er hatte die ganze Umgebung in sein einförmiges Gewand gehüllt. Schwere feuchte Nebel erfüllten das Thal und hemmten die Aussicht; wurde sie hin und wieder frei, man sah

eben nur Schnee und Eis, nackte Felsen und finstere Tannen; es war ein trister, fast erschreckender Anblick. Daß unter solchen Eindrücken die Stimmung Rousseau's sich gar oft verdüsterte, ist begreiflich, zumal auch seine Gesundheit in Folge des rauhen Klimas wieder zu leiden begann. Wiederholt gab es starke Erkältungen, mit heftigen Fiebern verbunden; er mußte oft wochenlang das Zimmer, an manchen Tagen selbst das Bett hüten. Indeß, fürchtete er auch zuweilen, daß er den Winter nicht überleben werde, die Krankheitsanfälle gingen gefahrlos vorüber. Auch hinderten sie ihn nicht, grade in dieser Zeit ein Lebenszeichen von sich zu geben, welches wohl geeignet war, über das Maß der noch vorhandenen Kraft zu beruhigen.

Der Entschluß, seine Gegner ruhig schwatzen und schreiben zu lassen, ohne sich um ihre Widerlegung zu bemühen, wurde doch wankend, als er so in seiner Einsamkeit, ohnehin erregt und gereizt, ihre mehr oder weniger scharfen Ausfälle tiefer und nachhaltiger empfand. Zwar hatte er sich selbst und halbwege auch Anderen gelobt, fortan zu schweigen; aber er hatte dieses Versprechen immer nur unter dem Vorbehalte gegeben, das Schweigen zu brechen, wenn und sobald er es im Interesse seiner Ehre für geboten erachte. Er hielt sich daher nicht länger gebunden, als er es eben sein wollte, und da die Feinde nicht müde wurden, ihn mit ihren maßlosen Angriffen zu verfolgen, so erschien es ihm nachgrade als eine feige Schwäche, ihnen ohne Weiteres das Feld zu räumen. Freilich bestand die große Mehrzahl der Gegenschriften aus unbedeutenden Machwerken obskurer Skribenten, deren Bekämpfung die Mühe nicht lohnte. Doch fand sich unter ihnen wenigstens eine, die er des Inhaltes, und mehr noch ihres Verfassers wegen einer Entgegnung würdig erachtete.

Wir erzählten schon, daß nach der Veröffentlichung des Emil der Erzbischof von Paris, Herr de Beaumont, sich veranlaßt sah, das Werk in einem besonderen Hirtenbriefe in den schärfsten Ausdrücken zu verdammen und seinen Diöcesanen die Lektüre desselben entschieden zu untersagen. Rousseau theilte die allgemeine Hochachtung, welche sich dieser Prälat, trotz seines religiösen Rigorismus, durch die Festigkeit seines Charakters, die Reinheit seiner Sitten und vor Allem durch seine werkthätige Menschenliebe erworben hatte. Er sah in ihm einen Gegner, der seiner würdig war und es verdiente, daß er sich herbeiließ, mit ihm eine Lanze zu brechen. Ob der Bischof, wäre er dazu in der Lage gewesen, die ihm erwiesene Ehre nicht lieber bescheiden abgelehnt hätte? Jedenfalls hatte er keinen Grund, sich über geringschätzige Schonung zu beklagen.

II.

Rousseau gibt seiner Entgegnung die Form eines Briefes, welchen er an den Erzbischof selbst richtet [1]). Freilich ist es auffallend genug, daß er sich in dem Falle befindet, ihm schreiben zu müssen. Er darf wohl fragen: „Wie kommt es doch, gnädiger Herr, daß ich Ihnen etwas zu sagen habe? Welche gemeinsame Sprache können wir sprechen? Wie können wir uns verstehen? Und was haben wir miteinander zu schaffen? Indeß, ich muß Ihnen antworten; Sie selbst zwingen mich dazu. Hätten Sie nur mein Buch angegriffen, so würde ich Sie haben reden lassen. Aber Sie greifen auch meine Person an, und je größer Ihr Ansehen unter den Menschen ist, um so weniger ist es mir erlaubt, zu schweigen, wenn Sie mich entehren wollen."

Was aber hat Se. Gnaden bestimmt, so gegen ihn aufzutreten? Rousseau kann, wenn er sich das Ungewöhnliche dieses Schrittes vergegenwärtigt, nicht umhin, der vielen seltsamen Vorgänge und Wendungen zu gedenken, an welchen sein persönliches Schicksal so reich ist. Er erinnert daran, wie er noch in späten Jahren, ohne, ja wider seinen Willen in die literarische Carriere gedrängt worden, wie ihn der überraschende Erfolg seiner ersten Schriften zu unerwartetem Rufe und Ansehen, aber zugleich um Ruhe und Freunde gebracht, wie weiterhin das Publikum ohne ersichtlichen Grund seine günstige Meinung vielfach geändert und die widersprechendsten Urtheile über ihn gefällt, während er selbst in seinen Ansichten und Grundsätzen doch stets derselbe geblieben. Als er dann, müde des „berauschenden Dunstes" und erschöpft von den Mühen und Widerwärtigkeiten seines bisherigen Berufes, die Feder in der Hoffnung niederlegt, seine noch übrigen Lebenstage in friedlicher Abgeschiedenheit verbringen zu können, da nehmen die Leiden und Sorgen, die er abgethan glaubte, erst recht ihren Anfang. Wider alles Recht und ohne die gesetzlichen Formen irgendwie zu beobachten, leitet der höchste Gerichtshof des Landes eine Verfolgung ein, die ihn zwingt, in schleuniger Flucht seine Rettung zu suchen. Er wendet sich der Heimath zu, aber weit entfernt, ihm die ersehnte und verdiente Zufluchtsstätte zu gewähren, weis't sie ihn unter Drohungen und Beschimpfungen zurück. Nicht besser ergeht es ihm in den Nachbarstaaten; auch sie treiben ihn aus ihren Grenzen hinaus, sobald er dieselben überschritten hat. Wie ein gehetztes Wild, muß er von Land zu Land, von einem Asyle zum anderen fliehen, um stets von Neuem auf-

gescheucht und verjagt zu werden. Noch jetzt bedarf es der ganzen Festigkeit eines erlauchten Beschützers und des ganzen Wohlwollens eines aufgeklärten Fürsten, damit man ihn im Schooße der Berge in Ruhe lasse. Wäre er zur Zeit, als der erste Schwindel die Regierungen ergriff, in der Gewalt seiner Verfolger gewesen, er hätte den Rest seiner Tage in Fesseln geschmachtet, vielleicht gar den Tod des Verbrechers erlitten.

Kaum aber „den Henkern entgangen, fällt er in die Hände der Priester. Das ist nun freilich nichts, worüber man sich wundern dürfte. Ein tugendhafter Mann, dessen Gesinnung ebenso edel ist, wie seine Geburt, ein erlauchter Erzbischof, der ihrer elenden Feigheit entgegentreten sollte, autorisirt dieselbe; er, der die Unterdrückten beklagen sollte, schämt sich nicht, einen solchen mitten in der heftigsten Verfolgung niederzuschlagen; er schleudert, er, ein katholischer Prälat, einen Hirtenbrief gegen einen protestantischen Schriftsteller; er setzt sich auf seinen Richterstuhl, um das Privatleben eines Ketzers zu prüfen, und obgleich er ohne Unterschied Jeden verdammt, der nicht zu seiner Kirche gehört, schreibt er, ohne dem Angeklagten zu gestatten, nach seiner Weise zu irren, ihm gewissermaßen den Weg vor, auf welchem er zur Hölle gehen soll. Und alsbald drängt sich sein gesammter Klerus in wüthendem Eifer um einen Feind, den er für vernichtet hält. Klein und Groß, Alles mischt sich hinein, auch der letzte Küster kommt, das Mögliche zu versuchen. Da ist kein Tropf in schwarzem Rock, kein armseliger Kirchendiener, der nicht, dem Manne trotzend, gegen welchen Bischof und hoher Rath vereinigt sind, den Ruhm haben will, ihm den letzten Fußtritt zu versetzen."

Und warum das Alles? Wäre Rousseau geneigt, der Rache zu fröhnen oder seiner Eigenliebe einen glänzenden Triumph zu bereiten, er hätte die beste Gelegenheit dazu. Zehn Zeilen von ihm würden ausreichen, um seine Verfolger für immer lächerlich zu machen. Schade doch, daß das Publikum weder die Leute kennt, die sein Verderben geplant, noch auch weiß, was sie gethan, um dasselbe herbeizuführen. Es würde staunen, wenn es sähe, durch „welche verächtliche Geschöpfe und lichtscheue Mittel die Machthaber in Bewegung gesetzt worden, welche Hefe sich in Folge ihrer Fäulniß erhitzt und das Parlament in Gährung gebracht, ein wie lächerlicher Grund die Staaten Europa's vermocht hat, sich gegen den Sohn eines Uhrmachers zu verbünden". Doch er mag ihm diese Aufklärung nicht geben. Seine Feder hat nie Jemanden compromittirt, sondern stets die fremde Ehre geachtet, auch wenn es galt, die eigene zu vertheidigen; er wird sie auch jetzt von

persönlicher Satyre und medisanter Nachrede frei erhalten. Nur soviel darf er sagen: Der unerschrockene Christoph de Beaumont, welcher sich vor keiner Macht zu beugen pflegt, hat dem Einflusse seiner eigenen Gegner nicht zu widerstehen vermocht; ohne es zu wissen, ist er, der unversöhnlichste Feind der Jansenisten, ihr Helfershelfer, das Werkzeug ihres Grolles geworden. Sie sind es, die erbittert über eine Note, in welcher der Verfasser der Neuen Heloise ihre künftige Härte und Intoleranz vorausgesagt [2]), und nicht minder darüber, daß derselbe in ihrem Kampfe mit den Jesuiten nicht für sie eintreten wollte, die Verfolgung gegen ihn heraufbeschworen haben. Der Erzbischof aber hat sich, als das allgemeine Wuthgeschrei über den angeblichen Feind der Religion losbrach, geschämt zu schweigen, hat lieber einen Akt der Grausamkeit begehen, als eines zu geringen Eifers beschuldigt werden, lieber seinen Gegnern dienen, als ihre Vorwürfe auf sich laden wollen. Oder läßt sich annehmen, daß er, wenn der Emil dem Parlamente nicht denuncirt worden wäre, ihn dennoch angegriffen hätte? Andere mögen das glauben oder versichern; er selbst, dessen Gewissen keine Lüge verträgt, wird es nicht behaupten. Hat er doch auch zu allen früheren Schriften geschwiegen, obgleich sie an Geist und Inhalt mit dem Emil übereinstimmen, und von der unmündigen Heerde, die der wachsame Oberhirt jetzt vor dem Gifte des Unglaubens warnen zu müssen glaubt, nicht weniger eifrig gelesen wurden.

Uebrigens weiß Rousseau sehr wohl, daß, seitdem die Staatsraison an die Stelle der Gerechtigkeit getreten, es leidige Verhältnisse gibt, die einen Mann in Amt und Würden auch gegen seinen Willen zu gewaltsamen Schritten nöthigen. „Wer unter Rasenden besonnen bleiben will, gibt sich ihrer Wuth preis; man muß mit den Wölfen heulen, will man nicht Gefahr laufen, zerrissen zu werden." Er beklagt sich deshalb auch nicht, daß der Erzbischof ein Mandement gegen sein Buch erlassen, wohl aber darüber, daß er es, ohne auf Anstand und Wahrheit die erforderliche Rücksicht zu nehmen, gegen seine Person gerichtet hat, daß er ihn mit Beleidigungen überhäuft, die, ohne seiner Sache zu schaden, seine Ehre angreifen, daß er ihn mit Vorbedacht, ohne Grund und ohne Noth und unbekümmert um seine mißliche Lage, in einem Tone beschimpft, der seiner so wenig würdig ist. Se. Gnaden hat sich ihm gegenüber weder human, noch großmüthig bewiesen, und doch hätte er das sein können, ohne ihm irgend einen der Gründe und Einwürfe zu ersparen, die er gegen den Inhalt seines Werkes geltend macht. Freilich hatte er kein Recht, diese Tugenden von ihm zu verlangen, noch auch Ursache, sie von

einem Mitgliede des Klerus zu erwarten. Sehen wir daher zu, ob er wenigstens gerecht und billig gewesen, denn das ist eine Pflicht, die jedem Menschen obliegt; „selbst die Heiligen sind von ihr nicht dispensirt."

Der Erzbischof verfolgt in seinem Hirtenbriefe einen doppelten Zweck: er will einerseits das anstößige Buch widerlegen, andererseits seinen Verfasser in Mißkredit bringen. Rousseau glaubt ihm deshalb in entsprechender Weise zu antworten, wenn er zeigt, daß überall da, wo er ihm opponirt, sein Raisonnement auf schwachen Füßen steht, wo er ihn aber persönlich angreift, seine Invectiven auf Verleumdung hinauslaufen. Zu dem Ende unterwirft er das Mandement einer ebenso gründlichen, wie umfassenden Kritik; keine seiner Behauptungen bleibt unerörtert; jeder Abschnitt, ja fast jeder Satz wird speziell vorgenommen und beleuchtet. Und das Licht, welches von allen Seiten auf sie fällt, ist so hell und scharf, daß die Mängel und Schwächen auch dem blödesten Auge sichtbar werden. Rousseau kennt diesen salbungsvollen, aber vielfach gehaltlosen Tiraden gegenüber, kein Erbarmen; schonungslos deckt er die Leere und Hohlheit auf, die sich hinter dem Schwulst des Curialstyls birgt; seine unerbittliche Logik heftet sich an jeden Widerspruch, an jeden unklaren Ausdruck, an jeden voreiligen Schluß und lückenhaften Beweis. Hat der Gegner ihn nicht verstanden, und das ist oft genug der Fall, so bietet er ihm durch eine überaus klare und präzise Darstellung seiner Ansicht Gelegenheit, sich eines Besseren zu belehren. Glaubt er aber, daß er ihn nicht hat verstehen wollen, bemerkt er eine absichtliche Entstellung oder Verdrehung seiner Worte, ein falsches oder ungenaues Citat, so ermangelt er nicht, ihm sein unredliches oder oberflächliches Verfahren in den schärfsten Ausdrücken vorzuhalten. Derber und wuchtiger noch sind die Schläge, die ihn treffen, wenn er ihm persönlich zu nahe tritt, seinen Charakter antastet, seine Gesinnung und seine Absichten verdächtigt. Auf das Tiefste empört, gießt er dann die volle Schale seines Zornes über ihn aus, ohne sich doch selbst zu beleidigenden Aeußerungen fortreißen zu lassen. Ueberhaupt bewahrt seine Polemik auch da, wo sie heftig und bitter wird, eine ernste, würdige Haltung; man könnte sie fast zu ernst, zu gründlich finden, würde sie nicht hin und wieder durch einen witzigen Einfall oder, was öfter begegnet, durch eine feine ironische Wendung gewürzt und belebt.

Ihrem Gange hier genauer zu folgen, ist nicht wohl zulässig und wäre auch überflüssig, da die sachlichen Erörterungen, welche sie bietet, im Wesentlichen nur die schon im Emil entwickelten Gedanken und Ansichten wiederholen. Wir beschränken uns daher

auf die Hervorhebung der einen oder anderen Stelle, die eine bis dahin nicht behandelte Frage zur Sprache bringt oder sonstwie von größerem Interesse ist. So hatte der Erzbischof, im Gegensatze zu der bekannten Voraussetzung des Emil, die „natürliche Verderbtheit" des Menschen betont und sich zur Erklärung derselben auf die Erbsünde berufen. Das gibt denn Rousseau Anlaß, sich über diese in einigen, zum Theil recht beißenden Bemerkungen auszusprechen. Zunächst meint er, daß die sie betreffende Lehre in der heiligen Schrift keineswegs so klar und scharf vorgetragen werde, wie „der Rhetor Augustin und unsere Theologen sie hinzustellen belieben". Wäre sie aber auch hinlänglich beglaubigt, wie ist es zu begreifen, daß Gott so viele reine, unschuldige Seelen schafft, in der Absicht, sie mit schuldbeladenen Körpern zu vereinigen, dadurch der moralischen Verderbniß preis zu geben und dann sämmtlich zu verdammen, ohne daß ein anderes Verbrechen vorliegt, als jene Verbindung, die doch sein Werk ist? Ob diese Lehre, wie das Mandement von ihr rühmt, „das Mysterium des menschlichen Herzens enthüllt", mag unentschieden bleiben; gewiß ist, daß „sie die Begriffe von der Güte und Gerechtigkeit des höchsten Wesens verdunkelt". Auch kann sie die sittliche Corruption der Menschen schon deshalb nicht erklären, weil dieselben, wenigstens, soweit sie sich zum Christenthum bekennen, durch die Taufe von der Erbsünde und ihren Folgen befreit wurden. Freilich ließe sich einwenden, daß die vorausgesetzten Wirkungen der Taufe sich durch kein äußeres Zeichen zu erkennen geben, daß man die Christen zum Bösen nicht weniger geneigt sieht, wie die Ungläubigen, während sich doch bei diesen das Gift der eingeborenen Sünde durch merkbare Unterschiede verrathen müßte. Aber auch angenommen, daß die Taufe die ererbte Verderbniß nicht oder nur theilweise aufhebt, daß wir Sünder *sind*, weil unser Stammvater es *gewesen*, so bleibt immer noch die Frage, wie und warum dieser selbst es *geworden*? Man sieht, „die Erbsünde erklärt Alles, nur nicht ihren Ursprung, und auf dessen Erklärung kommt es eben an".

Uebrigens hat Rousseau, wenn er für die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur eintritt, darum *nicht*, wie das Mandement andeutet, die *thatsächliche* Bosheit der Menschen geleugnet. Er hat sie im Gegentheil nachdrücklich hervorgehoben, zugleich aber zu zeigen versucht, wie sie entsteht und abgewandt werden kann. Freilich will die bessere Erziehung, welche er zu dem Ende in Vorschlag bringt, dem Erzbischof nicht zusagen. Doch das ist seine Sache und kann auch nicht weiter befremden. Denn, obgleich seiner Ansicht nach „die Ausschreitungen der Jugend leider

immer noch zu zahlreich und mannigfach sind", ist es doch offenbar, daß er im Ganzen mit ihr nicht gar zu unzufrieden ist, daß ihm die, mit dem Mandement zu reden, „gesunde und tugendhafte Erziehung", welche „höchst tüchtige, weise und wachsame Lehrer" ihr gegenwärtig geben, keineswegs mißfällt, daß sie nach seinem Dafürhalten viel dabei verlieren würde, wenn man sie auf andere Weise erzöge, und daß er von dem laufenden Jahrhundert nicht all das Schlimme denkt, was er im Eingange seiner Hirtenbriefe von ihm zu sagen pflegt. „Ich gestehe," fügt Rousseau hinzu, „daß es überflüssig ist, sich nach neuen Erziehungsmethoden umzusehen, wenn man mit der üblichen so zufrieden ist, aber gestehen Sie auch, gnädiger Herr, daß Sie in diesem Punkte nicht grade difficil sind."

Weiterhin wendet sich Rousseau zur Abwehr der Angriffe, welche die leitenden Grundsätze seiner Erziehung erfahren haben. Das Mandement macht ihm die Sache ziemlich leicht; offenbar hat der Erzbischof ihn nicht verstanden; seine Glossen und Ausstellungen schweben daher meist in der Luft. Dieselben richten sich aber besonders gegen die Ansicht, daß es thöricht und nutzlos sei, schon dem Kinde Moral und Religion zu predigen. Dabei fällt denn gelegentlich die Aeußerung, der Verfasser des Emil lasse die Jugend nur deshalb ohne solchen Unterricht aufwachsen, damit er ihr später seine eigenen Lehren oder Irrthümer um so leichter einimpfen könne. Rousseau weis't diese ebenso alberne, wie hämische Insinuation mit der treffenden Bemerkung zurück: „Ich wähle also das Alter der Vernunft, um Irrthümer einzuprägen, und Sie kommen diesem Alter zuvor, um die Wahrheit zu lehren? Sie beeilen sich, das Kind zu unterrichten, bevor es das Wahre vom Falschen unterscheiden kann, und ich warte, bis es im Stande ist, dasselbe zu erkennen? Ist das natürlich? Wer scheint hier mehr irre führen zu wollen, der, welcher nur zu Männern sprechen will, oder der, welcher sich an Kinder wendet?" Im Uebrigen bleibt er dabei, daß die menschliche Einsicht zur Erkenntniß der sittlichen und ebenso der religiösen Wahrheiten einer gewissen Reife der Entwickelung bedarf, welche sie im kindlichen Alter noch nicht hat und selbst bei Erwachsenen nur selten erlangt. Er bemerkt in dieser Beziehung sehr richtig:

„Sie setzen, wie Alle, die über diese Dinge handeln, voraus, daß der Mensch seine Vernunft vollständig ausgebildet mitbringt, und es nur darauf ankommt, sie in Thätigkeit zu setzen. Dem ist aber nicht so, denn die Vernunft ist eine der langsamsten Erwerbungen des Menschen. Er muß mit den Augen des Geistes ebenso zu sehen lernen, wie mit den Augen des Körpers; doch ist

die dazu erforderliche Lehrzeit eine weit längere, weil die Beziehungen der geistigen Dinge sich nicht wie die Ausdehnung messen, sondern nur durch Schätzung finden lassen, dann auch, weil unsere ersten, unsere physischen Bedürfnisse uns die Untersuchung dieser Dinge nicht so interessant machen. Man muß lernen, zwei Dinge zugleich zu sehen und sie auf einander zu beziehen; man muß lernen, die Dinge in großer Anzahl zu vergleichen, ihre Ursachen aufzusuchen und ihre Wirkungen zu verfolgen; man muß eine unendliche Menge von Verhältnissen combinirt haben, um eine Vorstellung von Angemessenheit, von Ordnung und Harmonie zu gewinnen. Ein Mensch aber, welcher unaufhörlich damit beschäftigt ist, für die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu sorgen, macht in dieser Richtung nur sehr langsame Fortschritte; er wird alt und stirbt, ohne über die Kindheit der Vernunft hinausgekommen zu sein." Ebendarum gelangt er, wenn er sich selbst überlassen bleibt, kaum jemals dahin, an Gott und göttliche Dinge auch nur zu denken. Gelingt es ihm doch selbst da, wo er von früh an auf sie hingewiesen wird, trotz allen Unterrichtes selten oder nie, sich zu reineren und würdigeren Anschauungen zu erheben. Man werfe nur einen Blick auf die Masse des Volkes: „Wie bewunderungswürdig die Ordnung des Weltalls ist, es achtet wenig auf sie; ihm fehlen die Kenntnisse, welche sie zum Bewußtsein bringen, und es hat nicht gelernt, über seine Wahrnehmungen nachzudenken. Es ist das weder Verhärtung, noch böser Wille, es ist Unwissenheit, Erstarrung des Geistes. Das geringste Nachdenken ermüdet diese Leute ebenso, wie den Gelehrten die geringste Arbeit der Hände. Sie haben von den Werken Gottes und den Wundern der Natur sprechen hören; sie wiederholen dieselben Worte, ohne damit dieselben Begriffe zu verbinden, und werden von Allem, was den denkenden Menschen zu seinem Schöpfer erhebt, innerlich wenig oder gar nicht berührt."

Was von der großen Mehrzahl der Menschen selbst in ihrem reiferen Alter, gilt vom Kinde erst recht. „Unfähig, Gott im Geiste und in der Wahrheit zu erkennen, verfällt es, wenn es an ihn glaubt, in Abgötterei oder Anthropomorphismus." Zwar behauptet das Mandement, man könne das bei einem Kinde, welches eine christliche Erziehung erhalten habe, nicht annehmen. Indeß vermag ihm auch die beste Erziehung das Verständniß nicht zu geben, welches ihm abgeht; sie kann ebensowenig seine Vorstellungen von den materiellen Dingen ablösen, an die sie nun einmal gebunden sind. Rousseau glaubt sich in dieser Rücksicht auf die Erfahrung berufen zu dürfen. Möge Jeder sein Gedächtniß befragen und er wird finden, daß er sich als gläubiges Kind von der Gottheit

irgend ein Bild gemacht hat. Diese sinnliche Auffassung des höchsten Wesens ist aber nicht so unbedenklich, wie sie Manchem vielleicht zu sein scheint. Der Mensch ist in späteren Jahren nur selten im Stande, sich ganz von ihr zu befreien, kommt auch, wenn ihm ihre Unhaltbarkeit klar wird, gar oft dahin, mit dem Bilde zugleich den Gegenstand desselben zu verleugnen. Besser also, man verschont ihn mit dem religiösen Unterrichte, bis sein Geist hinlänglich erstarkt ist, um die reine und volle Wahrheit in sich aufzunehmen. Der Erzbischof meint freilich, daß es dann zu spät sein möchte, weil die inzwischen erwachten Leidenschaften sein Herz den Lehren der Weisheit verschließen würden. Doch beweis't er damit nur, daß er den Emil nicht gelesen, oder doch nicht begriffen hat, wie derjenige, welcher in der dort angegebenen Weise erzogen worden, zu der in Rede stehenden Zeit eben nicht von Leidenschaften beherrscht wird. Rousseau ist vollkommen in seinem Rechte, wenn er ihm sagt: „Es sind die schlechten Wirkungen Ihrer Erziehung, die Sie der meinigen zur Last legen, und Sie werfen mir die Fehler vor, welche ich Sie zu verhindern lehre.“

Er hat nicht weniger Recht, wenn er mit aller Entschiedenheit gegen die Aeußerungen protestirt, in welchen das Mandement den Ernst seiner religiösen Gesinnung in Frage zu stellen oder ihn als einen Feind des Christenthums zu verdächtigen sucht. Se. Gnaden mag es sich gesagt sein lassen: „Ich bin Christ, ein aufrichtiger Christ nach der Lehre des Evangeliums. Ich bin Christ, nicht als Schüler der Priester, sondern als Schüler Jesu Christi. Mein Lehrer hat wenig über das Dogma geklügelt, aber großen Nachdruck auf die Pflichten gelegt; er schrieb weniger Glaubensartikel, als gute Werke vor; er befahl nur, was nöthig war, um gut zu sein; wenn er das Gesetz und die Propheten zusammenfaßte, so geschah das mehr in Handlungen der Tugend, als in Glaubensformeln; er hat mir sowohl selbst, wie durch seine Apostel gesagt, daß wer seinen Bruder liebt, das Gesetz erfüllt hat. Ich meinerseits, fest überzeugt von den wesentlichen Wahrheiten des Christenthums, die jeder guten Moral zur Grundlage dienen, überdies bemüht, mein Herz am Geiste des Evangeliums zu nähren, ohne meine Vernunft mit dem abzuquälen, was mir in ihm dunkel zu sein scheint, überzeugt endlich, daß wer immer Gott über Alles und seinen Nächsten wie sich selbst liebt, ein wahrer Christ ist, ich bestrebe mich, es zu sein, indem ich alle jene Subtilitäten der Lehre und all den nichtigen Galimathias bei Seite setze, womit die Pharisäer unsere Pflichten verwirren und unseren Glauben verdunkeln, und mit dem Apostel Paulus den Glauben selbst unter die Liebe stelle.“

Nachdem er dann noch seine unverbrüchliche Anhänglichkeit an die reformirte Religion seiner Väter, „die vernünftigste und lauterste Religion, die es auf Erden gibt“, betheuert hat, fährt er fort: „Das sind, gnädiger Herr, meine Gesinnungen, die ich Niemandem aufdrängen will, welche ich aber für die meinigen erkläre und die das bleiben werden, solange es nicht den Menschen, sondern Gott gefällt, der allein im Stande ist, mein Herz und meine Vernunft zu ändern. Solange ich aber sein werde, was ich bin, und denken werde, wie ich denke, werde ich auch sprechen, wie ich spreche, darin allerdings sehr verschieden von Ihren Christen, die stets bereit sind, ihres Interesses oder ihrer Ruhe wegen zu glauben oder zu sagen, was man von ihnen verlangt, und die Gewißheit haben, ganz gute Christen zu sein, wenn ihre Bücher nur nicht verbrannt und keine Haftbefehle gegen sie erlassen werden. Sie leben wie Leute, die überzeugt sind, daß man nicht nur diesen oder jenen Artikel des Glaubens bekennen muß, sondern daß dies auch genügt, um in den Himmel zu kommen. Ich aber halte im Gegentheil dafür, daß das Wesentliche der Religion im praktischen Handeln besteht, daß man nicht nur ein rechtschaffener Mensch sein muß, sondern auch, daß, wer das in Wahrheit ist, soviel glaubt, als zu seinem Heile nöthig ist. Uebrigens gebe ich zu, daß ihre Lehre bequemer ist als die meinige, und daß es weit weniger kostet, sich den Gläubigen durch Meinungen, als durch Tugenden zuzugesellen.“

Freilich gibt es Leute, welche die Aufrichtigkeit seines religiösen Bekenntnisses in Zweifel ziehen und ihn für einen Heuchler oder verkappten Atheisten erklären. Ihre Behauptungen verdienen aber um so weniger Glauben, da es ihnen an jedem Beweise fehlt und selbst die Wahrscheinlichkeit gegen sie spricht. Sieht er doch sicherlich nicht gerade einem Menschen ähnlich, der sich verstellt; auch ist nicht leicht abzusehen, welches Interesse er an solcher Maskerade haben sollte. In der That, weshalb sollte er heucheln? Was würde er dabei gewinnen? Er hat durch seine Angriffe alle Parteien gegen sich aufgebracht, hat nur die Sache Gottes und der Menschheit vertreten; wer kümmert sich darum? Was er darüber gesagt, hat nicht das mindeste Aufsehen gemacht; keine Seele hat ihm dafür Dank gewußt. Hätte er sich offen für den Atheismus erklärt, die Frommen würden ihm nicht schlimmer mitgespielt haben, und andere ebenso gefährliche Feinde — die Philosophen — ihm nicht im Geheimen ihre Schläge versetzen. Von den Einen vertheidigt, wäre er von den Anderen mit größerer Mäßigung angegriffen worden; man hätte vielleicht anfangs einigen Lärm geschlagen, ihn aber bald, wie alle Uebrigen, in Ruhe ge-

lassen. Wäre er ein Heuchler, so würde er zugleich ein arger Thor sein, da es offenbar eine große Thorheit ist, sich für das Wenige, was er von den Menschen verlangt und erwartet, um ihre Täuschung zu bemühen. Er wäre nicht minder ein einfältiger Tropf, denn man muß das in hohem Grade sein, um nicht zu sehen, daß der Weg, welchen er eingeschlagen, nur zu Beschwerden und Leiden führt. Natürlich weiß Rousseau nicht, ob der Erzbischof, oder wer ihn sonst lies't, ihm eine solche Beschränktheit zutraut. Dessen aber ist er gewiß: Mögen seine Feinde ihre Verdächtigungen nur immer weiter fortsetzen, sie werden ihm doch den Ruhm nicht rauben, ein in allen Dingen wahrhafter Mensch und „der einzige Schriftsteller seines und vieler anderen Jahrhunderte zu sein, der bona fide geschrieben und freimüthig ohne Rückhalt gesagt hat, was er wirklich denkt und glaubt.“

„Doch dieser Freimuth ist dem Publikum gegenüber deplacirt! Nicht jede Wahrheit darf ausgesprochen werden. Denken auch alle verständigen Leute wie Sie, es ist nicht gut, daß der große Haufe ebenso denkt.“ Das ruft man mir von allen Seiten zu, und vielleicht würden Sie, gnädiger Herr, nicht anders sprechen, wenn wir in ihrem Cabinette unter vier Augen wären. So sind die Menschen! Sie wechseln die Sprache wie die Kleidung; sie sagen die Wahrheit nur im Schlafrocke, in ihrem Paradeanzuge wissen sie nur noch zu lügen. Und nicht blos sind sie im Angesichte des menschlichen Geschlechtes selbst Lügner und Betrüger, sie schämen sich auch nicht, Jeden zu verfolgen, der den Muth hat, es *nicht* zu sein. Aber ist denn der Grundsatz, daß man nicht jede Wahrheit sagen darf, so unbedingt richtig? Und wenn er es wäre, folgt daraus, daß man keinen Irrthum ausrotten darf? Sind *alle* Thorheiten der Menschen so heilig, daß man *jede* von ihnen achten müßte? Möglich allerdings, daß es Vorurtheile gibt, welche Schonung verdienen. Doch können sie dieselbe nur dann in Anspruch nehmen, wenn im Uebrigen Alles in guter Ordnung ist und ihre Beseitigung auch das gefährden würde, was mit ihnen aussöhnt. Stehen aber die Dinge so, daß sich nichts mehr außer zum Bessern ändern kann, so hat man weder Grund, noch Recht, ihnen Vernunft, Tugend, Gerechtigkeit und alles Gute, was die Wahrheit dem Menschen bieten kann, zum Opfer zu bringen. Rousseau sieht daher nicht ab, weshalb er mit der Wahrheit oder was ihm als solche erscheint, hinter'm Berge hätte halten sollen. Die religiösen Zustände sind wahrlich nicht der Art, daß es geboten oder auch nur rathsam wäre, sie unberührt zu lassen. „Dieselbe Falschheit, welche auf den übrigen Gebieten des öffentlichen Lebens begegnet, herrscht auch auf dem der Religion.

Man hat Bekenntnisse, Lehren, Kulte, welchen man anhängt, ohne daran zu glauben; nichts von alledem dringt tiefer in Herz oder Vernunft; es übt daher auf Gesinnung und Leben nur sehr geringen Einfluß."

Andererseits läßt sich nicht leugnen, daß, sofern die herrschende Religion thatsächlich auf das Thun und Denken der Menschen influirt, ihre Wirkungen vielfach dem Gemeinwohle nicht grade förderlich sind. Es würde voreilig sein, deshalb ihre Wahrheit ohne Weiteres in Zweifel zu ziehen; man muß bei der Beurtheilung einer Religion die Frage nach dem, was sie Wahres oder Falsches enthält, von der nach dem Guten oder Schlimmen, was sie für die menschliche Gesellschaft haben kann, wohl unterscheiden. Freilich setzt man in der Regel voraus, daß diese beiden Gesichtspunkte zusammenfallen, daß die wahrste Religion auch die der Menschheit zuträglichste ist. Indeß, wie wahrscheinlich diese Ansicht an sich auch sein mag, sie unterliegt doch ernsten Bedenken wegen der historischen Thatsachen, die ihr widersprechen. „Die Juden waren die geborenen Feinde aller anderen Völker; sie begannen die Gründung ihres Staates damit, daß sie, einem ausdrücklichen Befehle gemäß, sieben Nationen vernichteten. Alle Christen haben Religionskriege geführt, und der Krieg ist für die Menschen nachtheilig; alle Parteien sind Verfolger und Verfolgte gewesen, und die Verfolgung ist den Menschen nachtheilig; manche Sekten preisen den Cölibat, und der Cölibat ist für die menschliche Gattung so nachtheilig, daß sie, wenn man ihm überall anhinge, zu Grunde gehen würde." .... Rousseau sagt weder, noch glaubt er, daß es keine gute Religion auf Erden gibt; er sagt aber und es ist nur zu wahr, daß es unter denjenigen, welche herrschend sind oder waren, keine gibt, die der Menschheit nicht grausame Wunden geschlagen hat. „Alle religiösen Parteien haben ihre Brüder gequält, alle haben der Gottheit Menschenopfer dargebracht."

Worin aber liegt der Grund dieser Erscheinung? Die Liebe sinnt doch nicht auf Mord, und die theilnehmende Fürsorge für den Nächsten bestimmt doch nicht, ihn umzubringen. Somit ist der Eifer für das Wohl der Menschen nicht die Quelle der Verfolgungen; Eigenliebe und Hochmuth sind ihre Ursache. „Je weniger ein Kultus der Vernunft entspricht, um so mehr sucht man ihn durch Gewalt zu begründen; wer sich zu einer widersinnigen Lehre bekennt, kann es nicht dulden, daß man sie so zu sehen wagt, wie sie ist. Die Vernunft wird dann das größte Verbrechen; man muß sie den Anderen um jeden Preis nehmen, weil man sich schämt, in ihren Augen für unvernünftig zu gelten.

So entspringen Intoleranz und Widersinn aus derselben Quelle; man muß die Menschen unaufhörlich einschüchtern, in Schrecken setzen; überläßt man sie nur einen Augenblick ihrer vernünftigen Einsicht, so ist man verloren."

Hieraus allein erhellt schon, daß den Menschen eine große Wohlthat erwiesen wird, wenn man sie lehrt, über die Religion nachzudenken, denn „das heißt, sie ihren menschlichen Pflichten näher bringen, heißt, der Intoleranz ihre Waffe entreißen und der Humanität ihre Rechte zurückgeben". Doch ist es nothwendig, dabei von allgemeinen und allen Menschen gemeinsamen Prinzipien auszugehen. „Gestattet man neben der Vernunft der Autorität der Priester irgend welchen Spielraum, so händigt man dem Fanatismus seine Waffe wieder ein und setzt ihn in den Stand, noch grausamer zu werden." Auch darf, „wer den Frieden liebt, nicht auf Bücher rekurriren, denn das ist der beste Weg, um nichts zu Ende zu bringen; die Bücher sind Quellen unaufhörlicher Streitigkeiten. Man sehe sich in der Geschichte der Völker um.; die, welche keine Bücher haben, hadern auch nicht. Will man die Menschen an menschliche Autoritäten fesseln, so wird der Eine dem Beweise näher kommen, der Andere ihm ferner bleiben. Sie werden von ihm auf verschiedene Weise berührt werden; auch bei der vollsten Unbefangenheit und dem klarsten Urtheile von der Welt ist es unmöglich, daß sie jemals übereinstimmen. Man beweise nichts durch Beweise und man stütze sich nicht auf Worte. Die menschliche Rede ist nicht klar genug; Gott selbst, wenn er sich herabließe, in unserer Sprache zu reden, würde nichts sagen, worüber man nicht streiten könnte. Unsere Sprachen sind eben das Werk von Menschen, die Menschen aber beschränkt und lügenhaft. Wie es keine so deutlich ausgesprochene Wahrheit gibt, die sich nicht irgendwie anzweifeln ließe, so gibt es auch keine noch so plumpe Lüge, die man nicht durch irgend eine falsche Begründung plausibel machen kann."

„Nehmen wir an, daß Jemand uns um Mitternacht zurufe, es sei Tag. Man wird sich ohne Zweifel über ihn lustig machen. Aber man lasse ihm Zeit und Mittel, sich eine Sekte zu bilden; es wird seinen Anhängern früher oder später gelingen, zu beweisen, daß er die Wahrheit gesagt. Denn, werden sie sagen, als er behauptete, es sei Tag, war es an irgend einer Stelle auf der Erde Tag; nichts kann gewisser sein. Andere werden daran erinnern, daß sich in der Luft stets einige Lichttheilchen vorfinden, und kann es demnach auch in einem anderen Sinne wahr sein, daß es in der Nacht Tag ist. Mischen sich nun die feineren Geister hinein, so wird man auch bald um Mitternacht die Sonne

zeigen. Freilich wird sich nicht Jedermann so ohne Weiteres überzeugen lassen. Es wird zu Debatten kommen, die, wie gewöhnlich, in Kampf und Krieg ausarten. Die Einen werden nähere Erklärungen wünschen, die Anderen nicht. Dieser wird die Behauptung im bildlichen, Jener im eigentlichen Sinne nehmen wollen. Der Eine wird sagen: Er hat um Mitternacht gesagt, es sei Tag, und es war Nacht; der Andere: Er hat um Mitternacht gesagt, es sei Tag und es war Tag. Jeder wird die Gegenpartei der Unaufrichtigkeit beschuldigen und in ihr nur eigensinnige Hartköpfe sehen. Schließlich wird man sich schlagen und umbringen; Ströme Blutes werden fließen, und wenn die neue Sekte siegreich ist, gilt es für ausgemacht, daß es Nachts Tag ist. Das ist so ohngefähr die Geschichte aller religiösen Streitigkeiten."

„Wie aber die meisten neuen Kulte vom Fanatismus gegründet werden, so erhalten sie sich durch Heuchelei. Ebendarum choquiren sie die Vernunft und leiten nicht zur Tugend. Begeisterung und Raserei überlegen nicht; so lange sie andauern, nimmt man Alles hin, feilscht man nicht um die Dogmen. Auch ist das so bequem. Die Lehre zu bekennen, kostet so wenig, und die Moral zu üben, kostet so viel; man wirft sich auf die leichtere Seite und kauft sich von den guten Werken durch das Verdienst eines starken Glaubens los. Doch der Fanatismus ist ein gewaltsamer Zustand, der nicht immer fortdauern kann. Er hat seine mehr oder minder häufigen Anfälle, aber auch seine ruhigeren Stunden, in welchen man bei kaltem Blute ist. Kommt man dann wieder zu sich, so ist man ganz erstaunt, sich von so vielen Absurditäten gefesselt zu sehen. Indeß der Kultus ist einmal geordnet, die Formen sind vorgeschrieben, die Gesetze festgestellt und die Uebertreter werden bestraft. Soll man nun allein gegen das Alles protestiren, die Gesetze seines Landes in Frage stellen, die Religion seiner Väter verleugnen? Wer möchte das wagen? Man unterwirft sich schweigend; fordert ja doch das Interesse, daß man der Ansicht dessen ist, den man beerben will. Man macht's also, wie die Uebrigen, mit dem Vorbehalte, privatim herzlich über das zu lachen, was man öffentlich hoch zu achten scheint. So denkt das Gros der Menschen in allen Religionen und das ist der Schlüssel zu den Widersprüchen, die man zwischen ihrer Moral und ihren Handlungen wahrnimmt. Ihr Glaube ist nur Schein und ihr sittliches Verhalten entspricht ihrem Glauben."

„Kommt doch auch die Moralität für sie nicht weiter in Betracht. Zwar gehen ursprünglich die Religionen darauf aus, ihre Bekenner sittlich zu heben. Indeß, je älter sie werden, um so mehr verlieren sie ihren eigentlichen Zweck und Inhalt aus den

Augen. Die Subtilitäten vervielfachen sich; man will Alles erklären, Alles entscheiden, Alles verstehen; die Lehre wird immer raffinirter, die Moral stirbt mehr und mehr ab. Es ist ohne Zweifel weit vom Geiste des Deuteronomion bis zu dem des Talmud und der Mischnah, und ebenso vom Geiste des Evangeliums bis zu den Streitigkeiten über die Constitutio. Der heilige Thomas fragt, ob sich die Glaubensartikel im Laufe der Zeit vermehrt haben, und er bejaht die Frage. Die theologischen Doktoren, die sich stets einander zu überbieten suchen, wissen eben weit mehr, als Christus und die Apostel gesagt haben. Der heilige Paulus gibt zu, daß er nur dunkel sieht und nur theilweise erkennt. Da sind doch unsere Theologen viel weiter; sie sehen Alles, sie wissen Alles, sie machen uns klar, was in der Schrift dunkel ist; sie entscheiden, was unentschieden war; sie geben uns mit ihrer gewohnten Bescheidenheit zu verstehen, daß die Verfasser der heiligen Schriften ihres Beistandes gar sehr bedurften, um sich verständlich zu machen, und der heilige Geist sich ohne sie nicht klar hätte aussprechen können. Sieht man von den Pflichten des Menschen ab, um sich nur mit den Meinungen der Cleriker und ihren frivolen Zänkereien zu beschäftigen, so fragt man beim Christen nicht mehr, ob er gottesfürchtig, sondern ob er rechtgläubig ist. Man läßt ihn über die nutzlosesten und oft unverständlichsten Fragen gewisse Formeln unterschreiben, und wenn er sie unterschrieben hat, dann geht Alles gut. Bringt er sich nur nicht grade an den Galgen, so mag er leben, wie es ihm beliebt; sein sittliches Verhalten thut nichts zur Sache, die Lehre ist ja in Sicherheit."

„Ist es aber dahin gekommen, so kann die Religion den Menschen nichts mehr nützen, keinen heilsamen Einfluß auf die Gesellschaft mehr ausüben. Sie dient dann nur dazu, Zwistigkeiten, Unruhen, Kämpfe aller Art hervorzurufen, in welchen sich die Menschen um unlösbarer Räthsel willen gegenseitig die Hälse brechen." Natürlich hat sie bei solcher Entartung keinen Anspruch mehr darauf, als ein unantastbares Heiligthum zu gelten. Es ist im Gegentheil dringend geboten, sie einer ernsten und umfassenden Prüfung zu unterziehen, da sie nur so vielleicht vor einem noch tieferen Verfalle, die Menschheit aber vor größerem Unheil bewahrt werden mag. Rousseau zweifelt daher nicht, daß er vollkommen in seinem Rechte war, als er die Religion in den Kreis seiner Betrachtungen zog und die Ergebnisse seines Nachdenkens über sie der Welt mittheilte. Auch ist er trotz allen Anstoßes, den sie gegeben, vor wie nach überzeugt, daß er sich durch ihre Veröffentlichung um das Wohl der Menschheit in hohem Grade ver-

dient gemacht hat. Mag der Erzbischof immerhin das Glaubensbekenntniß des Vicars als ein „abscheuliches, verruchtes, gottloses Werk“ bezeichnen, Geist und Tendenz dieser Schrift, die Grundsätze, welche sie entwickelt, die Lehren und Mahnungen, welche sie gibt, bezeugen und sichern ihren Werth. Indem sie in der Religion das Wesentliche vom Unwesentlichen sondert, sie auf ihren wahren Inhalt und Zweck zurückführt, und mit der allgemein gültigen Vernunft in Uebereinstimmung bringt, schafft sie einen gemeinsamen religiösen Boden, auf welchem die Menschen, unbeschadet ihrer verschiedenen Glaubens- und Kultusformen, in friedlicher Eintracht zusammenleben können.

Kein Zweifel, daß sie ihnen damit einen unschätzbaren Dienst leistet. „Ist es doch für sie so wichtig, daß ihnen die Ansichten, welche sie trennen, weniger am Herzen liegen, als die, welche sie verbinden. Leider mißachten sie, was sie Gemeinsames haben, um sich mit einer Art von Wuth an ihre abweichenden Meinungen zu klammern. Auch halten sie diese um so zäher fest, je weniger sie der Vernunft zu entsprechen scheinen; Jeder möchte die Autorität, welche sie seiner Partei versagt, durch blindes Vertrauen ersetzen. Im Grunde einverstanden über Alles, was für den Menschen von Wichtigkeit ist, aber nicht weiter beachtet wird, bringt man sein Leben damit hin, zu hadern, zu chikaniren, zu quälen, zu verfolgen, und grade der Dinge wegen, die man am wenigsten versteht und die zu verstehen am wenigsten noth thut. Vergeblich häuft man Entscheidungen auf Entscheidungen, vergeblich sucht man ihre Widersprüche durch einen unverständlichen Jargon zu verdecken. Man findet täglich neue Fragen zu lösen, neuen Anlaß zum Streite, weil jede Doktrin endlose Ausläufer hat und Jeder, auf seinen kleinen Ideenkreis versessen, für wesentlich hält, was es nicht ist, und das wirklich Wesentliche gleichgültig bei Seite setzt.“

Während so Rousseau seine religiöse Denkweise im Allgemeinen zu rechtfertigen sucht, ist er zugleich bemüht, seine Ansichten über einzelne Punkte gegen die mehr oder minder begründete Kritik des Mandements zu vertheidigen. Dasselbe hatte ihm unter Anderem, weil der Vicar sich der Annahme von zwei verschiedenen Prinzipien der Dinge — dem activen Geiste und der rein passiven Materie — zuneigt, vorgeworfen, daß er eine „Mehrheit von Göttern“ statuire. Er entgegnet, daß die Einheit Gottes durch die in Rede stehende Voraussetzung keineswegs tangirt werde,

wenn man die Grundursachen nicht etwa, wie die Manichäer, beide als thätig auffasse. Davon sei aber der Vicar weit entfernt; erkenne er doch ausdrücklich nur eine ursprüngliche Intelligenz, ein actives Prinzip, also auch nur einen Gott an. Uebrigens bleibt er dabei, daß die anstößige Hypothese ebenso berechtigt und vielleicht plausibler ist, als die andere, welche die Welt des Seienden aus einem einheitlichen Grunde ableiten will. Einfach in seinem Wesen, kann dieser Grund nicht aus den beiden Substanzen, die wir in und an den Dingen unterscheiden, nicht aus Kraft und Stoff, nicht aus Geist und Materie zusammengesetzt, vielmehr muß er entweder nur Geist oder nur Materie sein. Daß er mit der letzteren nicht identificirt werden kann, hat der Vicar genügend dargethan. Ist er dagegen lediglich Geist, so begreift man nicht, wie die Materie durch ihn ins Dasein hat treten können, es sei denn, daß man die Idee der Schöpfung zu Hülfe nimmt. „Dieser Begriff der Schöpfung aber, demzufolge durch einen einfachen Willensact aus Nichts Etwas wird, ist von allen Begriffen, die nicht gradezu einen Widerspruch enthalten, für den menschlichen Geist der am wenigsten verständliche." „Freilich," fügt Rousseau hinzu, „würde man, da die Weltschöpfung in unseren Uebersetzungen der Genesis unzweideutig ausgesprochen ist, mit ihr zugleich die Autorität, wenn nicht der heiligen Schriften, so doch der gangbaren Uebersetzungen verwerfen. Es fragt sich indeß, ob diese überall so treu und genau sind, wie in der Regel angenommen wird. Jedenfalls müßte man eine gründliche Kenntniß des Hebräischen besitzen und selbst ein Zeitgenosse des Moses gewesen sein, um mit Gewißheit sagen zu können, welchen Sinn er dem durch crea wiedergegebenen Worte beigelegt hat. Dieser Ausdruck ist zu philosophisch, als daß er ursprünglich die Bedeutung gehabt haben kann, welche wir ihm gegenwärtig auf die Autorität unserer Theologen hin zu geben pflegen. Nichts ist gewöhnlicher als Worte, deren Sinn sich im Laufe der Zeit ändert und die deshalb verleiten, alten Schriftstellern Ideen zuzuschreiben, die sie niemals gehabt haben."

Einen ferneren Gegenstand der Controverse bieten die Beweise für die Offenbarung. Der Vicar hatte sich über die vielen menschlichen Zeugnisse beklagt, deren es zur Beglaubigung des göttlichen Wortes bedürfe. Der Erzbischof folgert daraus, allerdings etwas voreilig, daß er jede Offenbarung für falsch halte, die nicht dem einzelnen Menschen unmittelbar zu Theil werde, und bemerkt dann weiter, es gebe neben und selbst vor der Offenbarung eine Menge von Thatsachen, an deren Wahrheit Niemand zweifle, wiewohl auch sie lediglich von Menschen bezeugt würden.

Die Antwort Rousseau's ist schlagend: „Bedenken Sie doch, gnädiger Herr, wie es ganz in der Ordnung ist, daß menschliche Vorgänge durch menschliche Zeugnisse beglaubigt werden. Sie können das eben nur auf diesem Wege; daß Sparta oder Rom existirt hat, kann ich nur wissen, weil gleichzeitige Schriftsteller es mir sagen, und zwischen mir und einem Menschen, der fern von mir gelebt hat, sind Vermittler unbedingt nothwendig. Aber warum bedarf es solcher zwischen mir und Gott? Und warum bedarf es so entfernter, die ihrerseits wieder sovieler anderer bedürfen? Ist es einfach, ist es natürlich, daß Gott sich einen Moses ausgesucht hat, um mit Jean-Jacques Rousseau zu reden? Ueberdies ist Niemand gehalten, bei Strafe der Verdammniß zu glauben, daß Sparta existirt hat, und Niemand wird, weil er daran gezweifelt, von dem ewigen Feuer verzehrt werden. Jede Thatsache, von welcher wir nicht selbst Zeuge sind, wird von uns auf Grund moralischer Beweise festgestellt, und jeder moralische Beweis ist des Mehr oder Weniger fähig. Soll ich nun glauben, daß Gott mich auf ewig in die Hölle stürzt, blos weil ich nicht ganz genau den Punkt habe bestimmen können, an welchem ein solcher Beweis unwiderleglich wird?"

Die menschlichen Zeugnisse, welche zur Constatirung von Thatsachen, die im Bereiche des natürlichen Geschehens liegen, ausreichen mögen, genügen nicht mehr, wenn es sich um Vorgänge von übernatürlicher Art handelt. Jeder vernünftige Mensch wird das zugeben; auch Se. Gnaden würde schwerlich anderer Meinung sein, wenn ihm begegnete, was Rousseau voraussetzt und so ergötzlich schildert: „Ein Bewohner der Rue St. Jacques — sie war das Hauptquartier der Jansenisten — kommt zum Erzbischof von Paris — dem geschworenen Feinde dieser Sekte — und richtet an ihn die folgende Ansprache: Ich weiß, hochwürdiger Herr, daß Sie weder an den (jansenistischen) Heiligen Franz von Paris [3]), noch an die Wunder glauben, die es Gott gefallen hat, auf seinem Grabe öffentlich im Angesichte der aufgeklärtesten Stadt der Welt zu wirken. Ich glaube Ihnen aber bezeugen zu müssen, daß ich soeben den Heiligen in Person an dem Orte, wo seine Gebeine bestattet sind, habe auferstehen sehen. — Der Mann aus der Rue St. Jacques fügt dem alle die einzelnen Umstände hinzu, welche den Augenzeugen einer solchen Thatsache frappiren können. Sie aber werden, bevor Sie sich über den Glauben, welchen Sie seiner Mittheilung schenken, näher erklären, ihn ohne Zweifel über seinen Stand, seine Denkweise, seinen Beichtvater und andere Punkte dieser Art befragen. Haben Sie dann aus seiner Haltung und seinen Reden erkannt, daß er ein

armer Handwerker ist, und hat Sie der Umstand, daß er Ihnen keinen Beichtzettel vorzeigen kann, in der Ansicht bestärkt, daß er ein Jansenist ist, so werden Sie ihm mit etwas spöttischer Miene sagen: Ja, ja! Sie sind ein Convulsionair, und Sie haben den heiligen Paris auferstehen sehen! Das ist nicht grade auffallend; Sie haben ja so viele Wunder gesehen. — Doch der Mann wird weiter gehen, wird Ihnen sagen, daß er die Erscheinung nicht allein gesehen, daß er zwei oder drei Personen bei sich hatte, die sie auch gesehen, und daß Andere, welchen er von ihr hat erzählen wollen, versichern, sie ebenfalls selbst gesehen zu haben. Darauf werden Sie ihn fragen, ob alle diese Leute Jansenisten sind, und er wird antworten: Ja, doch das ist gleichgültig; ihre Zahl ist ausreichend und es sind rechtschaffene Leute von gesundem Verstande, also unverwerfliche Zeugen. Der Beweis ist vollständig; unserer Erklärung fehlt nichts, um die Wahrheit der Thatsache zu constatiren. — Andere, weniger gutherzige Bischöfe würden einen Polizeicommissar holen lassen und Sorge tragen, daß der mit der glorreichen Vision begnadigte Biedermann Gott dafür in einem Narrenhause Dank sagen könnte. Sie aber, gnädiger Herr, humaner, aber nicht leichtgläubiger, werden sich nach einer ernsten Rüge damit begnügen, ihm zu sagen: Ich weiß, daß zwei oder drei Zeugen, ehrliche und verständige Leute, Leben und Tod eines Menschen attestiren können, aber ich weiß noch nicht, wieviele erforderlich sind, um die Auferstehung eines Jansenisten festzustellen. Bis ich das erfahre, gehen Sie, mein Bester, und suchen Sie Ihr angegriffenes Gehirn zu kräftigen. Ich dispensire Sie vom Fastengebote, und hier haben Sie, wovon Sie sich eine gute Bouillon machen mögen."

Wir übergehen die weiteren launigen oder ernsten Glossen, mit welchen Rousseau den Text des Mandements begleitet. Im Grunde sagt er nicht zu viel, wenn er am Schlusse seiner Antikritik behauptet: „Ich habe Alles discutirt, was Sie gegen mein Werk anführen; ich habe nicht einen Ihrer Aussprüche ohne Prüfung passiren lassen. Ich habe gezeigt, daß Sie in keinem Punkte Recht haben, und ich besorge nicht, daß man meine Beweise entkräfte; sie sind da, wo der gesunde Menschenverstand herrscht, unwiderleglich. „Indeß," fügt er hinzu, „hätte ich auch an einigen Stellen, ja hätte ich überall Unrecht gehabt, welche Nachsicht verdiente nicht ein Buch, in welchem man durchgängig selbst aus den Irrthümern, die es enthalten mag, die aufrichtige

Liebe zum Guten und den Eifer für die Wahrheit herausfühlt, ein Buch, in welchem der Verfasser, so vorsichtig in seinen Behauptungen, so wenig absprechend, die Leser so oft mahnt, seinen Ideen zu mißtrauen und seine Beweise sorgfältig zu erwägen; ein Buch, welches nur Frieden, Milde, Geduld, Liebe zur Ordnung, Gehorsam gegen die Gesetze in allen Dingen und selbst in religiösen Fragen athmet; ein Buch endlich, in welchem die Sache der Gottheit so gut vertheidigt, der Nutzen der Religion so gut nachgewiesen, worin die Sittlichkeit so hoch gehalten, dem Laster die Waffe des Lächerlichen genommen, die Bosheit als unvernünftig und die Tugend so anziehend geschildert wird! Fände sich auch kein Wort der Wahrheit in diesem Werke, man müßte seine Träumereien ehren und lieben, als die holdesten Chimären, die das Herz eines rechtschaffenen Menschen erfreuen und erheben können. Ja, ich scheue mich nicht, es zu sagen: Gäbe es in Europa eine einzige wirklich aufgeklärte Regierung, eine Regierung, die wahrhaft nützliche und gesunde Gesichtspunkte verfolgte, sie hätte dem Verfasser des Emil öffentliche Ehren erwiesen, sie hätte ihm Bildsäulen errichtet."

Nach diesem Ergusse des ihn beseelenden stolzen Selbstgefühls kommt Rousseau nochmals auf die persönlichen Invectiven zurück, welche das Mandement sich gegen ihn erlaubt hat. Er citirt das Portrait, in welchem „die bischöfliche Würde sich an Antithesen ergötzt", und er „eine so amüsante Figur" abgibt. „Aus der Tiefe des Irrthums," so lautet die Stelle, „hat sich ein Mann erhoben, voll von der Sprache der Philosophie, ohne in Wahrheit ein Philosoph zu sein, ein Geist, ausgerüstet mit einer Menge von Kenntnissen, die ihn nicht erleuchtet und Finsterniß in den übrigen Geistern verbreitet haben, ein Charakter, der sich in Ansichten und Benehmen Paradoxien hingibt, der Einfachheit der Sitten mit dem Prunke der Gedanken, den Eifer für das Alte mit der Sucht Neues zu bieten, und die Dunkelheit des zurückgezogenen Lebens mit dem Wunsche verbindet, von Jedermann gekannt zu sein. Man hat gesehen, wie er die Wissenschaften angriff, die er selbst pflegte, die Vortrefflichkeit des Evangeliums pries, dessen Dogmen er vernichtete, wie er die Schönheit eben der Tugenden schilderte, die er in der Seele seiner Leser austilgte. Er hat sich zum Lehrer des Menschengeschlechtes gemacht, um es zu täuschen, zum öffentlichen Mahner, um alle Welt irre zu führen, zum Orakel des Jahrhunderts, um es vollends zu verderben. In einer Schrift über die Ungleichheit der Stände hatte er den Menschen zum Thiere erniedrigt. In einem anderen, neueren Werke hat er das Gift der Lust eingeflößt. In diesem

letzten bemächtigt er sich der ersten Augenblicke des Menschen, um die Herrschaft des Unglaubens zu begründen."

Gewiß ein pikantes und abschreckendes Bild, in welchem freilich die Züge des Originals auch da, wo sie in etwa getroffen sind, zur Carricatur verzerrt erscheinen. Rousseau aber ruft in gerechter Entrüstung aus: „So also und noch weit grausamer behandeln Sie mich, mich, den sie gar nicht kennen und nur nach Hörensagen beurtheilen. Ist das die Moral des Evangeliums, als dessen Vertheidiger Sie sich geriren? Zugegeben, daß Sie Ihre Heerde vor dem Gifte meines Buches zu bewahren wünschen, warum denn diese persönlichen Ausfälle gegen den Verfasser? Ich weiß nicht, welche Wirkung Sie von einem so wenig christlichen Verhalten erwarten, aber ich weiß, daß, wer seine Religion mit solchen Waffen vertheidigt, sie den rechtschaffenen Leuten sehr verdächtig macht." Er zeigt dann, wie wenig der Erzbischof befugt ist, ihn „verwegen, gottlos oder gar einen Betrüger" zu schelten, und schließt mit den Worten: „Sie haben mich öffentlich insultirt, und ich habe Ihnen bewiesen, daß Sie mich verleumdet. Wären Sie ein Privatmann wie ich, könnte ich Sie vor ein gerechtes Tribunal citiren, und erschienen wir da beide, ich mit meinem Buche und Sie mit ihrem Hirtenbriefe, so würden Sie sicherlich für schuldig erklärt und verurtheilt werden, mir ebenso öffentlich Genugthuung zu leisten, wie Sie mich öffentlich beleidigt haben. Doch Sie bekleiden einen Rang, der davon entbindet, gerecht zu sein, und ich bin nichts. Indeß Sie, der Sie das Evangelium verkünden, Sie, ein Prälat, dazu berufen, Andere ihre Pflichten zu lehren, Sie kennen die Ihrige in solchem Falle. Was mich angeht, so habe ich die meinige gethan; ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen und ich schweige."

III.

Im März des folgenden Jahres (1763) war das Sendschreiben bereits gedruckt und im Umlaufe; Rousseau hatte es gleich nach der Abfassung seinem Verleger Rey zugeschickt und dieser den Druck sofort begonnen. Zum großen Bedauern des Verfassers, der, wenn wir seinen Versicherungen Glauben schenken dürfen, nachträglich einige Skrupel empfand und sogar den Versuch machte, das Manuscript zurückzuziehen. „Ich hatte," schreibt er seinem Freunde Moultou [1]), „so eine Art Antwort auf das Mandement des Erzbischofs von Paris zu Papier gebracht und bin in einem Augenblicke, wo mich die Ungeduld fortriß, so leicht-

sinnig gewesen, sie alsbald in die Presse zu geben. Es thut mir recht leid. Die Schrift ist kühl und flach. Man darf nicht warm werden, wenn man von sich selber spricht, und bei Tüfteleien über Lehr- und Glaubensmeinungen kann man eben nur salbadern. Doch die Dummheit ist einmal begangen, und es dient zu nichts, sich wegen eines unheilbaren Schadens weiter zu grämen." Auch war die Sorge am Ende nicht so gar groß; man sieht wenigstens nicht recht, weshalb der Beginn des Druckes die Vollendung desselben nothwendig zur Folge haben mußte. Immerhin mochte Rousseau fühlen, daß er sich und seinen Grundsätzen untreu geworden; hatte er dies Mal doch nicht in heiligem Eifer für die Sache der Wahrheit, sondern aus persönlichem Interesse zur Feder gegriffen. Freilich konnte dieses Motiv unter den gegebenen Umständen natürlich und durchaus berechtigt erscheinen. Indeß mit der hohen, selbstlosen Denkweise, die er als die seinige erkannte oder doch sich anzueignen bemüht war, vertrug es sich nicht. Sein zartes Gewissen sagte ihm, daß er, wiewohl im Rechte, ein Unrecht begangen habe, und durfte er sich auch das Zeugniß geben, daß er seine Selbstvertheidigung in würdiger Weise geführt, er war sich doch der unedlen Regungen bewußt, die bei ihr mit im Spiele gewesen. Es ist daher nicht eben auffallend, daß er die Eile bereute, mit welcher er das Produkt seiner Mißstimmung aus der Hand gegeben. Indeß war diese andererseits zu groß und zu tief gewurzelt, als daß er nach dem ersten mißlungenen Versuche, dasselbe wieder an sich zu bringen, es nicht seinem Schicksale hätte überlassen sollen.

Die Besorgniß aber, das „miserable Machwerk", an welchem er selbst keine rechte Freude fand, möchte auch vom Publikum ungünstig aufgenommen werden, erwies sich als grundlos. Er hatte bis dahin geglaubt, daß er nur dann gut und wirksam zu schreiben vermöge, wenn eine tiefe und reine Begeisterung Herz und Feder in Bewegung setze. Jetzt erfuhr er, daß er auch bei minder edeln Antrieben des Erfolges sicher sein dürfe. Seine Schrift erregte in der That überall das größte Aufsehen und fand selbst in solchen Kreisen Beifall, in welchen man ihrem Verfasser nicht grade wohl wollte. Grimm z. B., sonst immer bemüht, die Leistungen seines ehemaligen Freundes herabzusetzen, kann diese Arbeit nur rühmen. „Sie enthält," sagt er[2]), „Stellen, die von großer Beredtsamkeit zeugen, Raisonnements von großer Kraft, und was weit auffallender ist, eine Leichtigkeit in scherzhaften Wendungen, wie man sie dem „Bürger von Genf" nicht zutrauen sollte. Die Unterhaltung des Erzbischofs mit dem Jansenisten aus der Rue St. Jacques ist so fein und geschmackvoll durch-

geführt, daß man sie Herrn von Voltaire zuschreiben möchte.“ Allerdings war das Lob der „Philosophen“ nicht ganz unparteiisch. Der Triumph, welchen ihr Gegner über den gemeinsamen Feind davontrug, kam doch auch ihnen zu Statten. Die Anerkennung wurde indeß auch da getheilt, wo solche Nebenrücksichten nicht in Frage kamen. Im Grunde war alle Welt darüber einig, daß Rousseau in seinem Sendschreiben ein „Meisterwerk der Polemik“ geliefert habe. Man kann diesem Urtheile, wie es gleich damals gefällt wurde, nur zustimmen, und man geht schwerlich zu weit, wenn man die in Rede stehende Epistel den verwandten, wiewohl in Ton und Haltung sehr verschiedenen Briefen unseres Lessing als ebenbürtig zur Seite stellt.

Rousseau durfte später mit Recht dafür halten, daß er seine Aufgabe, „das Werk des Gegners niederzudonnern, ohne die seiner Person gebührende Achtung aus den Augen zu setzen“, mit „ziemlichem“, wir würden sagen, mit dem besten Erfolge gelös't habe. Er läßt dem Erzbischof alle Rücksicht zu Theil werden, welche dieser füglich beanspruchen kann. Er unterscheidet durchgängig scharf zwischen dem Manne, den er hoch hält, und seinen Aeußerungen, die er schonungslos bekämpft. Es ist nicht seine Schuld, wenn der Prälat dabei vielfach als ein „guter Mensch“ erscheint, der sich von Anderen mißbrauchen läßt. Das Mandement war wirklich weniger sein Werk, als das der ihn umgebenden Jesuiten, die Rousseau daher auch vorzugsweise im Auge hat. — Man kann es ihm ebensowenig zum Vorwurfe machen, daß er die eigene Person an manchen Stellen so entschieden in den Vordergrund rückt. Es galt eben, die zum Theil recht hämischen und gehässigen Angriffe zurückzuweisen, welche dieselbe erfahren hatte. Auch gibt da, wo diese Invectiven zur Sprache kommen, die innere Empörung seiner Rede eine Kraft und Fülle, die den Leser widerstandslos mit sich fortreißt. Handelt es sich dagegen von sachlichen Erörterungen, so fesselt nicht minder die lichtvolle und zugleich gründliche Weise, in welcher er die vorliegenden Fragen allseitig beleuchtet, sowie die logische Schärfe und unerbittliche Dialektik, mit der er die Behauptungen des Gegners zergliedert und auflös't. Schonungslos enthüllt er die Blößen, welche dieser ihm bietet, und ohne Erbarmen gibt er sie dem Gelächter oder der Verachtung preis. Wie man auch über den Gegenstand des Streites denken mag, es ist ein Vergnügen zu sehen, wie er den Angreifer bald spielend und scherzend in die Enge treibt, bald mit wuchtigen Schlägen zu Boden wirft.

Der Betroffene und seine Freunde waren natürlich weniger erbaut. Auch boten sie ihren ganzen Einfluß auf, um die

Verbreitung des unbequemen Schriftstücks möglichst zu hindern. „Der Brief an de Beaumont,“ klagt Voltaire, „hat überall Lärm und Unruhe erregt. Man nimmt auf der Post alle Drucksachen weg; es ist unmöglich, etwas der Art zu verschicken.“ Was aber von dem katholischen Frankreich mit gutem Grunde zurückgewiesen wurde, das mußte, hätte man denken sollen, in der protestantischen Schweiz mit lautem Beifalle aufgenommen werden. Doch dem war nicht so; wohl freute man sich hier im Stillen der vernichtenden Streiche, die dem gehaßten Gegner versetzt worden, aber man fand sich nicht bewogen, dem Manne, der sie geführt hatte, irgend eine sichtbare Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Freilich, seine Schrift stellte es außer Zweifel, daß er unverändert der alte und keineswegs gewillt sei, von seinem früheren Standpunkte auch nur um eines Haares Breite zu weichen. Ueberdies enthielt sie doch Manches, wodurch man selbst sich mindestens ebensosehr getroffen fühlen mußte, wie Diejenigen, welchen es zunächst gesagt wurde. Sie war daher nicht geeignet, die Gegner zu versöhnen, noch die Schwankenden zu gewinnen. Aber auch die Freunde ließen sich durch sie nicht bewegen, aus ihrer bisherigen Unthätigkeit herauszutreten. Eine Zeitlang hegte Rousseau die allerdings schwache Hoffnung, daß die neue Anregung, welche er ihnen gegeben, sie zu einem energischen Vorgehen ermuthigen werde. Er sah sich indeß getäuscht; in Genf blieb Alles ruhig, wie zuvor, und Niemand schien sich des so schwer gekränkten Mitbürgers wirksam annehmen zu wollen. Stand es nun so und voraussichtlich keine Aenderung zu erwarten, so war es endlich an der Zeit, eine Gemeinschaft, die keinen inneren Werth mehr hatte, auch äußerlich aufzugeben.

Der Entschluß, sich seines Genfer Bürgerrechtes förmlich zu begeben, tauchte nicht erst jetzt in Rousseau auf. Er hatte ihn schon bald, nachdem der Rath ihm das Urtheil gesprochen, gefaßt und die Ausführung nur verschoben, weil Milord und andere vertraute Freunde baten, sie noch eine Weile anstehen zu lassen. Nun aber glaubte er nicht länger mit einem Schritte zögern zu dürfen, den die Wahrung seiner Ehre gebieterisch zu fordern schien. Wie konnte er freiwillig Mitglied eines Gemeinwesens bleiben, in welchem er öffentlich beschimpft worden, ohne daß Jemand in vollen zehn Monaten dagegen Einspruch erhob? Hieß das nicht die erlittene Schmach genehmigen, als eine verdiente anerkennen? Und gab es eine gerechtere und mildere Weise, gegen sie zu protestiren, als wenn er friedlich aus dem sozialen Verbande schied, in welchem sie ihm zugefügt wurde? Freilich wurde es ihm nicht so leicht, das Band zu lösen, welches ihn mit seiner Heimath und ihren

Bewohnern verknüpfte; wie tief sie ihn auch verletzt und wie rücksichtslos, ja feindlich sie ihn behandelt, sein Herz hing doch noch an ihnen. Hätte sich ein anderer, minder schroffer Ausweg dargeboten, er würde ihn mit Freuden eingeschlagen haben. Doch es fand sich keiner; das schwere, schmerzliche Opfer mußte gebracht werden. So schrieb er denn an den ersten Syndikus Favre, um ihm und dem hochpreislichen Rathe zu erklären, daß er „seinem Bürgerrechte in der Stadt und Republik Genf für immer entsage". „Da ich," fügt er mit stolzer Bitterkeit hinzu, „die mit diesem Rechte verbundenen Pflichten stets nach besten Kräften erfüllt habe, ohne jemals irgend einen der aus ihm fließenden Vortheile zu genießen, so glaube ich dem Staate, den ich verlasse, nichts mehr schuldig zu sein. Ich habe mich bemüht, dem Namen eines Genfers Ehre zu machen; ich habe meine Landsleute innig geliebt; ich habe nichts unterlassen, um mir ihre Gegenliebe zu erwerben. Der Erfolg konnte nicht schlechter sein; ich will ihnen auch in ihrem Hasse entgegenkommen. Das letzte Opfer, welches mir zu bringen übrig bleibt, ist das eines Namens, der mir so theuer war. Doch wenn mir mein Vaterland fremd wird, so kann es mir deshalb nicht gleichgültig werden. Ich bleibe ihm in liebevoller Erinnerung verbunden; ich vergesse nur seine Beleidigungen. Möge es fort und fort gedeihen und seinen Ruhm sich mehren sehen. Möge es stets Ueberfluß haben an Bürgern, welche besser und die vor Allem glücklicher sind, als ich" [3]).

Wir zweifeln nicht, daß Rousseau, als er diesen Absagebrief schrieb, nur that, was Ehre und Vernunft seiner Ansicht nach von ihm forderten. Wenn seine Feinde damals, wie später, behaupteten, er habe nur Aufsehen erregen, von sich reden machen wollen, so ist das eine grundlose Beschuldigung. Mit größerem Rechte dürfte sich sagen lassen, daß der bittere Groll über das erlittene Unrecht weit mehr Antheil an seinem Vorgehen hatte, als er sich selbst und Anderen gestehen mochte. Er war eben nicht der Mann, eine solche Kränkung ruhig hinzunehmen; sein starkes Selbstgefühl empörte sich gegen sie und verlangte irgend eine ausreichende Genugthuung. Auch konnte es seine Ansprüche um so nachdrücklicher erheben, da sie mit den Forderungen des allgemeinen Rechtsbewußtseins zusammenfielen, welches stets, auch wenn die eigene Person nicht in Frage kam, in ihm lebendig war. Uebrigens, war es ihm nicht grade darum zu thun, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, so wünschte und erwartete er doch, daß die Welt von dem, was er that, Notiz nehmen werde. Er wußte nur zu wohl, daß er keine gewöhnliche Privatperson, sondern ein öffentlicher Charakter sei, der seine Würde auch aus Rücksicht auf

das Publikum und die Nachwelt zu wahren habe. Es lag ihm deshalb ohne Zweifel viel daran, daß sein Protest nicht unbeachtet blieb. Hegte er aber in dieser Rücksicht irgend welche Besorgniß, so durfte er sich bald beruhigen. Der Schritt, welchen er gethan, hallte in ganz Europa wider. In Paris, wo der Brief an den Syndikus sofort gedruckt und öffentlich verkauft wurde, erregte er überall die größte Sensation [4]). In Genf selbst rief er eine tiefe und nachhaltige Bewegung hervor.

Nicht als wäre man hier mit dem Verhalten Rousseau's einverstanden gewesen; im Gegentheil, es wurden zahlreiche Stimmen laut, die in mannigfach wechselndem Ausdruck eine entschiedene Mißbilligung oder auch ein schmerzliches Bedauern zu erkennen gaben. „Sie haben ihn also," so ließ sich eine von ihnen vernehmen, „schreiben und abschicken können, diesen verhängnißvollen Brief, durch welchen Sie auf den Namen eines Genfers verzichten. Schon lange waren die meisten von ihnen der Ehre unwürdig, welche Sie ihnen machten; aber da wir wußten, wiesehr das Feuer des Patriotismus in Ihrem Herzen glüht, dachten wir nicht, daß Sie über sich selbst einen so grausamen Sieg davontragen würden." Eine Dame schrieb: „Was ist der Ruhm in den Augen eines Weisen, wie verträgt sich die Rache mit seinem großen Prinzip und die Empfindlichkeit gegen die Kritik mit der Philosophie? Warum stehen Sie nicht ebenso hoch über diesen Dingen, wie sie unter Ihnen liegen? Unsere Söhne werden erfahren, daß ihr Vaterland Ihnen das Leben gegeben hat, sie werden das ihren Söhnen wiedererzählen, in allen Jahrhunderten werden sie die unschuldigen Stimmen erheben, um Sie zurückzufordern. Sie aber werden, indem Sie Ihrem Bürgertitel entsagen, nur das Werk eines Augenblickes gethan haben." — Einfacher lautet die Klage eines Handwerkers [5]): „Ich schreibe Ihnen, großer, bewunderungswürdiger Rousseau, das Herz erfüllt vom lebhaftesten Schmerze. Sie haben Ihrem Vaterlande entsagt und das zu einer Zeit, wo wir uns mit der frohen Hoffnung schmeichelten, Sie zu sehen, und manche von uns erwarteten, Sie in ihre Arme schließen zu können. Denn was mich betrifft, so bedeute ich unter meinen Mitbürgern zu wenig, als daß ich auf eine solche Bevorzugung hätte rechnen dürfen. Doch würde ich wenigstens die Freude gehabt haben, Sie zuweilen in unseren Straßen zu sehen, um zu mir selbst zu sagen: Da ist er, dieser große und gute Bürger, dieser wahre Freund seiner Landsleute, der sich so eifrig um unser Glück bemüht hat."

Weniger mochten andere Zuschriften behagen, in welchen ihm von oben herab mehr oder minder herbe Vorwürfe gemacht wurden.

„Ich werde," schreibt er an Moultou, „von Genfer Briefen fast erdrückt, und Sie können sich von der Albernheit und der Anmaßung ihrer Verfasser keine Vorstellung machen. Da ist kein Einziger, der sich nicht zum Richter über mich aufwirft und mich vor sein Tribunal citirt, um Rechenschaft über mein Benehmen zu geben." Natürlich fiel es ihm nicht ein, jedem unberufenen Tadler Rede zu stehn. Waren es aber Männer, die sich seiner besonderen Werthschätzung erfreuten, so ließ er sich wohl herbei, ihre Bedenken und Einwendungen zu widerlegen. „Wie können sie doch meinen, daß er zu weit gegangen sei? Sind seine Prinzipien wahr, so ist Alles wahr; sind sie falsch, so ist Alles falsch; er hat eben nur die nothwendigen Consequenzen gezogen." Freilich sagt man, daß er nicht befugt gewesen, den Staat entgelten zu lassen, was die Behörden oder einzelne seiner Mitglieder verbrochen [6]). Aber „jede öffentliche Maßnahme, welche von der Regierung ausgeht, gilt mit Recht für einen Akt des ganzen Staates, falls keiner von denjenigen, welche dazu berechtigt sind, sie desavouirt. Wenn die Regierung spricht und alle Bürger schweigen, so hat das Vaterland gesprochen". Möglich, daß manche, vielleicht gar viele von seinen Landsleuten das Verfahren der Behörde im Stillen mißbilligen; aber darauf kann er sich vor „dem übrigen Europa, dem er ebensosehr Rechenschaft schuldig ist, wie sich selbst und den Genfern", nicht berufen. „Man beurtheilt die Menschen nicht nach ihren Gedanken, sondern nach ihren Handlungen." Ist die Gesammtheit der Bürger für das Geschehene verantwortlich, so kann man ihm die Berechtigung zu seiner Handlungsweise nicht absprechen. Hat er doch nicht blos „den Gebrauch aller Völker und die Autorität der Vernunft, wie des Naturrechtes, sondern auch Grotius und alle Juristen für sich." Wer weiß nicht, daß jeder Vertrag, dessen Bedingungen von einem der Contrahenten gebrochen werden, für den anderen null und nichtig wird? „Wenn ich dem Vaterlande Alles schuldig war, schuldete es mir nichts? Ich habe meine Schuld bezahlt; hat es auch die seinige entrichtet? Man hat nicht das Recht, es im Stiche zu lassen, das gebe ich zu; aber wenn es uns ausstößt, so sind wir befugt, es aufzugeben. Der Eid, den ich ihm geschworen, es hat ihn auch mir geleistet. Indem es seine Verbindlichkeiten nicht erfüllt, entbindet es mich von den meinigen, und da es mir die Gemeinschaft mit ihm zur Schmach gereichen läßt, legt es mir die Pflicht auf, ihr zu entsagen."

Doch „genug der Worte über einen Schritt, welcher, lange und reiflich erwogen, nur erfolgt ist, weil er unvermeidlich geworden, und der einer ferneren Erörterung um so weniger bedarf,

da er Niemandem wehe thut, als dem, von welchem er ausging." Auch die Verwandten haben durchaus keinen Grund, sich über ihn zu beklagen; es ist keineswegs, wie sie behaupten, für die Familie „ein empfindlicher Schlag", sondern im Gegentheil „ein schweres, aber unvermeidliches Opfer, welches er seiner Ehre, seinem Namen und Allen, die ihn führen, schuldig war". „Wäre ich fähig, Beleidigungen hinzunehmen, ohne sie von mir abzuwehren, dann hätte meine Familie allerdings ein Recht, sich über die Erniedrigung zu beschweren, welche sie mit mir theilen würde." So aber sind ihm die Verwandten eher zu Dank verpflichtet, und sollten sie, wie die Freunde, statt mit ihm zu hadern, ihn in seiner traurigen Lage lieber bedauern und zu trösten suchen[7]). — Nicht lange indeß und der Eifer, mit welchem seine Anhänger für ihn eintraten, wurde so groß, daß er sich veranlaßt sah, sie zur Mäßigung aufzufordern. Es mochte wohl so sein, wie er damals meinte: sein Austritt aus ihrem Verbande hatte der Genfer Bürgerschaft endlich die Augen geöffnet; sie erkannte ihr Unrecht und schämte sich seiner. Nachdem sie dann versucht, die Schuld von sich ab, auf ihn zu wälzen, damit aber an den unwiderleglichen Gründen, die er für sein Vorgehen geltend machte, gescheitert war, entschloß sie sich, das bis dahin Versäumte nachzuholen. Am 18. Juni (1763) richteten Vierzig aus ihrer Mitte, Delüc, der Vater des berühmten Physikers, an der Spitze, eine ehrerbietige, aber energische Eingabe an den Rath, in welcher sie den Widerruf der ohne Beachtung der gesetzlichen Formen und Vorschriften gegen Rousseau und dessen Werke erlassenen Beschlüsse verlangten[8]). Wie zu erwarten war, ertheilte der Rath eine ablehnende Antwort; die Gründe aber, mit welchen er sein Verfahren weniger zu rechtfertigen als zu beschönigen versuchte, wollten den Bittstellern nicht einleuchten. Erbittert über die unmotivirte Zurückweisung, faßten sie alsbald den Beschluß, ihr Gesuch mit größerem Nachdruck zu wiederholen. In Folge dieser Vorgänge geriethen die Stadt und ihre Bewohner in eine gewisse Unruhe. Die Aufregung wuchs, die Gemüther erhitzten sich; dauerte das Zerwürfniß länger fort, so konnte es leicht einen schlimmen Ausgang nehmen. Rousseau hielt es daher, als er von den ohne sein Zuthun erfolgten Schritten in Kenntniß gesetzt wurde, für seine Pflicht, demselben, soviel an ihm lag, ein Ende zu machen.

„Ich gestehe gern," schrieb er den betheiligten Freunden, „daß Ihre Vorstellungen ehrenvoll für mich gewesen sind, sofern sie zeigen, daß das gegen mich beobachtete Verfahren den Gesetzen widersprach und von dem gesunderen Theile der Bürgerschaft mißbilligt wird. Von diesem Gesichtspunkte aus kann ich über

sie, obgleich ich ihnen keineswegs zugestimmt habe, nicht unzufrieden sein. Aber Alles, was Sie gegenwärtig noch mehr thun würden, wäre nur geeignet, ihre gute Wirkung zu vernichten und unsern gemeinsamen Feinden einen Triumph zu bereiten, da sie nicht ermangeln würden, der Rache zuzuschreiben, was der Aufrechthaltung der Gesetze dienen sollte.“ Er bittet daher die Freunde dringend, im Interesse des Friedens die Sache fallen zu lassen. Sie brauchen sich weder wegen des Urtheils, welches man über ihren Rückzug fällen wird, noch über die Beeinträchtigung, welche die Freiheit durch ihn erfahren könnte, zu beunruhigen. „Die Antwort des Rathes, wie geschickt sie auch abgefaßt ist, hat so viele schwache Seiten und bietet so manche Angriffspunkte, daß Jeder, der nur in etwa au fait ist, die Ursache Ihrer Zurückhaltung wahrnehmen und glauben wird, daß Sie nur schweigen, weil Sie zuviel zu sagen haben. Was aber die Verletzung der Gesetze angeht, so wird sie um so größer werden, je lebhafter man ihre Herstellung erstrebt, ohne sie durchsetzen zu können. In einem Augenblicke, wo der Mantel der Heuchelei die Attentate auf die öffentliche Freiheit verhüllt, ist es besser, die Augen zu schließen, als den Usurpatoren ein Mittel zu bieten, im Namen Gottes das Werk ihrer Tyrannei zu vollenden.“ Rousseau weiß es wohl: „Eine schlaue und intrigante Familie — die der Tronchin, welche damals allerdings den Rath beherrschte — ist gegenwärtig, gestützt auf ihren großen Einfluß im Auslande (Frankreich), bemüht, die Grundlagen der Republik zu untergraben; ihre Mitglieder, gewandte Taschenspieler und Leute in allen Sätteln gerecht, leiten das Volk durch heuchlerische Bigotterie und die Vornehmen vermittelst des Unglaubens. Doch die Genfer mögen bedenken, daß sie selbst die Ursache ihrer Erhebung sind, daß der Versuch, sie zu stürzen, zu spät kommt und sie, auch wenn ihre Bemühungen gegen alle Erwartung Erfolg haben sollten, sich selbst mehr schaden könnten, als ihr. Auch ist es nicht zweifelhaft, daß ihr eigener Ehrgeiz sie über kurz oder lang zu Grunde richten wird, ohne daß die Bürgerschaft sich einzumischen braucht. Was die Freunde wollen, kann für jetzt dem Staate nichts nützen; das Gelingen ist unmöglich oder würde die schlimmsten Folgen — Rousseau denkt an eine gewaltsame Einmischung Frankreichs — nach sich ziehen, während mit der Zeit Alles von selbst wieder seinen natürlichen Gang gehen wird.“ Ebenso zwecklos wäre es, wenn sie seinetwegen sich noch weiter bemühen wollten. Wie bereit er auch gewesen sein würde, sich seinen früheren Mitbürgern gefällig zu erweisen und mit Freuden einen Namen wiederanzunehmen, der ihm so theuer war, falls er ihm unter allgemeiner Zustim-

mung zurückgegeben worden, so sieht er sich doch jetzt durch die Schritte seiner Anhänger, wie in Betracht der schlimmen Folgen, welche sie haben können, gezwungen, seine Ansicht zu ändern und einen Entschluß zu fassen, von welchem ihn nichts mehr abbringen wird. So erklärt er denn, und „er hat es mit einem Eide gelobt, daß er Zeit seines Lebens Genf nicht mehr betreten und zufrieden damit, die Gesinnungen eines echten Genfer Bürgers in sich lebendig zu erhalten, niemals den Namen eines solchen wieder annehmen wird. Nachdem er seine theuersten Rechte der Ehre geopfert, opfert er nun seine Hoffnungen dem Frieden“ [9]).

Diese Erklärung war deutlich und bestimmt genug. Dennoch hatte sie nicht die gewünschte Wirkung. Vermuthlich dachten manche der Remonstranten, daß, hätten sie erst ihren Zweck erreicht, der bedenkliche Freund sich schon eines Besseren besinnen werde. Andere mochten wirklich die Sache für wichtiger halten, als die Person, welche sie zunächst anging, oder auch die eigene Geltung und die Demüthigung der Gegner mehr im Auge haben, als das Wohl des Staates. Ueberdies hatte man noch andere Beschwerden, die sich in Verbindung mit der Rousseau'schen Angelegenheit leichter durchführen ließen und, was am Ende die Hauptsache, man war einmal im Zuge. Es wurde daher im Anfange des August dem Rathe eine zweite Eingabe überreicht, die indeß ebensowenig Erfolg hatte, wie die erste. Nun forderten die Abgewiesenen, daß der Große Rath, d. h. die Gesammtheit der Vollbürger, berufen werde, als welchem nach der Verfassung in Fällen, wo Regierung und Bürgerschaft sich nicht einigen könnten, die Entscheidung zustehe [10]). Der Rath aber erklärte, daß er etwaige Beschwerden ablehnend bescheiden könne, ohne daß deshalb eine Appellation an irgend eine höhere Instanz zulässig sei. Damit gewann die vorliegende Frage eine andere Gestalt und eine weit größere Bedeutung, denn es handelte sich fortan nicht mehr von einem besonderen Falle, sondern von einem allgemeinen Prinzip, dessen Leugnung oder Anerkennung von der größten Wichtigkeit war. Hatte die Regierung das Recht, die Beschwerden der Bürger ohne Weiteres definitiv abzuweisen, so mußte die öffentliche Freiheit ohne Frage ernstlich gefährdet erscheinen. Die Machthaber konnten dann so ziemlich Alles thun und lassen, was sie wollten, mochten sich unbedenklich jeden Uebergriff erlauben. Erfolgte Widerspruch, nun wohl, man legte ihn ad acta und die Sache war erledigt.

Kein Wunder, daß diese weitgehenden Ansprüche des Rathes die Zahl und den Eifer seiner Gegner vermehrten. Doch fehlte es, namentlich in den höheren Kreisen, auch nicht an Solchen, welche sie für berechtigt hielten oder aus praktischen Gründen für

sie eintraten. Bald war die Bürgerschaft in zwei Parteien gespalten, die von der neu aufgeworfenen Streitfrage Namen und Tendenz entlehnten. Die Mitglieder der einen, welche dem allgemein anerkannten Beschwerderechte (droit de représentation) eine wirksame Geltung zu sichern strebte, wurden Repräsentanten, die der andern, welche das unbedingte Recht des Rathes, die Beschwerden der Bürger nicht an die Volksgemeinde zu bringen, in Schutz nahm, die Negativen (Négatifs) genannt. Natürlich bot jede von ihnen ihre ganze Kraft auf, um dem Prinzipe, welches sie vertrat, zum Siege zu verhelfen. Eine heftige Polemik entspann sich; zahlreiche Brochüren und Flugschriften traten ans Licht, in welchen man sich gegenseitig in meist recht höflichen Wendungen die stärksten Wahrheiten sagte. Ohne Zweifel waren die Repräsentanten prinzipiell im Rechte; dagegen hatten die Negativen nicht blos die Autorität der bestehenden Gewalten, vielleicht auch, wie die Verhältnisse einmal lagen, das Interesse des Staates, sondern zugleich die größere Intelligenz und Begabung für sich. Wie immer bei solchen Wortgefechten, stritt man geraume Zeit hin und her, ohne deshalb einer Entscheidung oder Ausgleichung näher zu kommen. Da erhob sich plötzlich aus den Reihen der herrschenden Aristokratie eine Stimme, die stark und eindringlich genug war, um den Widerspruch der Volksfreunde fürs Erste zum Schweigen zu bringen. Sie gehörte einem Mitgliede eben der Familie, von welcher Rousseau damals glaubte, daß sie auf die Unterjochung seiner Vaterstadt ausgehe. Jean Robert Tronchin, ein Vetter des gleichnamigen berühmten Arztes, dem wir im Verlaufe unserer Erzählung schon mehrfach begegneten, war ein sehr geist- und talentvoller Mann und galt mit Recht für einen der ersten Juristen seiner Zeit. Seine gründlichen und umfassenden Kenntnisse im Staatsrechte hatten ihn bereits in jungen Jahren befähigt, schwierige diplomatische Missionen und Verhandlungen mit Geschick und Erfolg auszuführen. Später stand er als General-Prokurator der Republik an der Spitze der Magistratur. In dieser Stellung faßte er den Bericht ab, auf Grund dessen Rousseau und seine Schriften verurtheilt wurden. Er war somit für die unruhigen Bewegungen, welche dieses Urtheil zur Folge hatte, in etwa verantwortlich und mochte sich deshalb um so mehr verpflichtet glauben, der bedrängten Regierung mit seiner gewandten Feder zu Hülfe zu kommen[11]).

In der That leistete er ihr durch seine „Briefe vom Lande“ (Lettres de la Campagne) einen unschätzbaren Dienst. Sie gingen darauf aus, nachzuweisen, daß die Gesetze des Staates selber, die er nicht zu beurtheilen, sondern nur anzuwenden habe, den Rath

gezwungen hätten, so gegen Rousseau zu verfahren, wie er gethan. Sie suchten nicht minder durch eine ausführliche Exposition der bestehenden Verfassung zu zeigen, daß wenn die Befugniß der Bürger, Vorstellungen zu machen, einen ihrer Grund- und Eck-steine bilde, der andere das unbedingte Recht der regierenden Räthe sei, diesen Beschwerden nur insofern zu willfahren, als sie es im Interesse des Staates für gut hielten. Die klare, lichtvolle Weise, in welcher der Verfasser seine Ansichten entwickelte, der reiche Aufwand an Geist und Kenntnissen, womit er sie unterstützte, die strenge, geschlossene Beweisführung, der ruhig verständige und gemäßigte Vortrag, alles dies erhob die kleine Schrift zu einer bedeutsamen Erscheinung und sicherte ihr einen durchgreifenden Erfolg. Die Parteigenossen waren natürlich ihres Lobes voll, aber auch die Gegner mußten gestehen, daß sie ihren Meister gefunden. Sie fühlten sich geschlagen, ja vernichtet. Niemand vermochte sich vorzustellen, was man auf eine solche Replik noch erwidern könne, Keiner wagte mehr, den Mund zu öffnen. **Siluit terra**, sagt Rousseau, der übrigens auch seinerseits anerkannte, daß die Arbeit „mit ungewöhnlichem Geschick durchgeführt und ein bleibendes Denkmal für das seltene Talent ihres Verfassers sei."

Zu eben der Zeit aber, wo die Genfer Freunde trotz seiner Abmahnung einen weiteren Versuch machten, sich und ihrem abwesenden Lieblinge die gebührende Genugthuung zu erwirken, befand sich dieser selbst in einem Zustande, welcher ihm jede Aussicht raubte, aus ihrem etwaigen Erfolge persönlichen Vortheil zu ziehen.

Wie schon öfter in den heißen Sommertagen, trat auch dies Mal eine bedenkliche Verschlimmerung seines alten Uebels ein. Die Schmerzen wurden so heftig, sie dauerten so ununterbrochen fort, daß ihm einen Augenblick der Gedanke nahe trat, den unerträglichen Leiden, für die es keine Abhülfe zu geben schien, selbstthätig ein Ziel zu setzen. Er glaubte sich, wie er einem Freunde schrieb, in dem Ausnahmefalle, den er früher (in der Neuen Heloise 3, 22) als den einzigen bezeichnet hatte, in welchem es dem Menschen gestattet sei, freiwillig aus dem Leben zu scheiden. „Noch," fügt er hinzu [12]), „weiß ich nicht, welchen Entschluß ich fassen werde; wenn ich einen fasse, so wird es so spät wie möglich, dann aber ohne Ungeduld und Zagen, wie ohne Furcht und ohne Skrupel geschehen. Wenn meine Fehler mich schrecken, mein Herz beruhigt mich wieder. Ich würde mit Mißtrauen aus dem Leben gehen, wäre mir unter den Menschen einer bekannt, der besser ist,

als ich; aber ich habe sie genau beobachtet und nur zu sehr erfahren, was von ihnen zu halten. Gibt es für irgend einen von meiner Gattung ein unveränderliches Glück, so bin ich um mich nicht besorgt; ich sehe nur die Alternative nichts oder glücklich sein, und diese beruhigt mich." Er kam indeß nicht in die Lage, sich diesem entweder—oder aussetzen zu müssen. Zwar dauerte der leidende Zustand fort, doch wurden die Schmerzen erträglicher; er hatte keinen Grund mehr, ihr Ende zu beschleunigen und mochte sich, da er doch in nächster Zeit einen tödtlichen Ausgang erwartete, damit begnügen, wieder einmal sein Testament zu machen und Therese dem Schutze der Freunde angelegentlich zu empfehlen. Im Herbste, scheint es, wurde das Befinden wenigstens zeitweilig besser; der Winter aber brachte, wie gewöhnlich, neue Beschwerden mit sich. Er muß „trotz seiner Schwäche den ganzen Tag Holz spalten, damit die beständige Transspiration, ohne welche er weder am Tage, noch in der Nacht Ruhe finden kann, nicht unterbrochen werde".

Vermuthlich hatte er nicht Unrecht, wenn er glaubte, daß die scharfe Luft auf der Höhe seiner Gesundheit nachtheilig sei, und er gut thun werde, seinen Wohnsitz in die Ebene, an die Ufer oder doch in die Nähe des Sees zu verlegen. Auch nahm er hin und wieder Gelegenheit, sich dort nach einem geeigneten Hause umzusehen. Doch es wollte sich keines finden, das ihm hinlänglich gefallen hätte, um die Bedenken zu zerstreuen, welche die Uebersiedelung erregte. Die Aufregung und Unruhe, welche sie mit sich bringen werde, erschreckte ihn; der Transport von Möbeln und Büchern über die Berge war lästig und kostspielig. Ueberdies lohnte es sich, da er am Rande des Grabes zu stehen meinte, am Ende nicht der Mühe, noch erst die Wohnung zu wechseln. Es kam hinzu, daß das Bedürfniß sich nicht immer gleich lebhaft äußerte. Wurde das Wetter wieder schön, konnte er wieder die gewohnten Ausflüge unternehmen, so vergaß er die Unannehmlichkeiten bald, die ihm zu anderer Zeit so groß und drückend erschienen. Der Aufenthalt in dem reizenden Thale hatte doch auch seine nicht zu verachtenden Vorzüge; es fragte sich recht sehr, ob er anderswo so ungestört, so sorg- und zwecklos, „träumend, nicht denkend, von Busch zu Busch, von Fels zu Fels werde umherschweifen" können [13]). Freilich, wäre es möglich, dem Zuge des Herzens zu folgen, er würde sich nicht besinnen, aufzubrechen. Doch Milord Keith ist zu weit entfernt, und er selbst zu leidend, als daß er schon jetzt daran denken dürfte, zu ihm zu eilen. Vielleicht wird später thunlich sein, was vorläufig nicht angeht; noch darf er an der Aussicht festhalten, daß es ihm ver-

gönnt sein werde, den Rest seiner Tage an der Seite seines verehrten Freundes zu verleben. Milord ist, seiner undankbaren Stellung müde, nach Berlin und von dort nach Schottland gegangen; sein königlicher Freund hat es ohne sein Vorwissen bei der englischen Regierung durchgesetzt, daß er rehabilitirt und ihm ein Theil seiner confiscirten Güter zurückgegeben wurde. Eben jetzt befindet er sich in der Heimath, um sie in Besitz zu nehmen; hat er sich erst eingerichtet, so wird es auch an der versprochenen „Einsiedelei" nicht fehlen. Leider meldet er bald, daß für ihn, der so lange die „lichten Gefilde" Valencias geschaut, im „düsteren Caledonien" des Bleibens nicht sei. Das rauhe Klima sage ihm nicht zu, das Mißtrauen des englischen Hofes beenge ihn; auch drohe der „Abt von Sanssouci" — für Milord war das dortige Schloß eine Art von Kloster — „mit einer Landung seiner Elbbarken, falls er nicht freiwillig in den Schoß der frommen Gemeinde zurückkehre". Milord muß sich also wohl fügen und ist entschlossen, demnächst den Rückweg nach den Ufern der Spree anzutreten.

Rousseau findet das ganz in der Ordnung. Das „Asyl," schreibt er ihm, „welches der König Sie anzunehmen drängt, ist allein Ihrer würdig. Gehen Sie, Milord, an den Ort Ihrer Bestimmung; es ziemt und gebührt Ihnen, an der Seite Friedrichs zu leben." Freilich wird er selbst nun wohl für immer auf die Erfüllung seines Lieblingswunsches verzichten müssen. „Das Bedürfniß, in der Nähe des Freundes zu weilen, schwindet nicht so leicht, wie die Hoffnung." Die Umstände, unter welchen Milord ihn bei sich aufgenommen, haben einen Eindruck hinterlassen, der durch die mit ihm verlebten Tage unauslöschlich geworden. „Es scheint mir, daß ich nur noch frei sein kann, wenn Ihr Auge über mich wacht, und was ich etwa werth bin, nur insoweit zur Geltung gelangt, als mir Ihre Achtung zu Theil wird. Doch will es weder die Gerechtigkeit, noch das Schicksal, daß mein Glück dem Ihrigen vorgezogen werde. Zudem, mein Uebel verschlimmert sich so, daß mir auf Erden nichts mehr zu thun bleibt, als zu leiden und zu sterben, und es wäre doch wirklich schade gewesen, wenn ich mich darum zu Ihnen begeben hätte." — Milord aber war in der Ferne für das Wohl seines Freundes ebenso besorgt, wie er es in der Nähe gewesen. Er hatte ihm vor seiner Abreise aus eigenem Antriebe ein Naturalisationspatent zugeschickt, dessen Besitz ihm den ruhigen Aufenthalt im Lande sicherte. Auch war es wohl nicht ohne sein Zuthun geschehen, daß die Gemeinde Couvet im Val de Travers den berühmten Fremden zu ihrem Ehrenbürger ernannte [14]). Jetzt schrieb

er in seiner feinen, liebenswürdigen Weise: „Der einzige Vortheil, welchen mir mein gegenwärtiger Reichthum gewährt, besteht darin, daß ich Leuten, die ich achte und liebe, einiges Gute erweisen kann. Mein lieber und geehrter Freund, Sie könnten mir eine große Freude machen, wenn Sie mir erlauben wollten, Fräulein Le Vasseur hundert Louisd'or zu schenken. Ich habe keine Verwandten und kann mein Geld nicht mit in die andere Welt nehmen. Aber ich habe noch einen geliebten Sohn und das ist ein guter Wilder; wenn er nur etwas traitable wäre, würde er seinem Freunde einen großen Dienst leisten."

Das war allerdings eine Zumuthung, die sich kein Anderer ungestraft hätte erlauben dürfen. Doch Milord hat nichts zu fürchten. Rousseau antwortet ihm: „In Bezug auf das Anerbieten, welches Fräulein Le Vasseur und mich betrifft, sage ich Ihnen zunächst, daß ich, weit entfernt, in der Ablehnung Ihrer Geschenke eine Befriedigung meiner Eigenliebe zu finden, mich durch die Annahme derselben geehrt fühlen werde. Darüber also keine Worte weiter; die Beweise dafür, daß Sie Antheil an mir nehmen, sind, von welcher Art sie auch sein mögen, mehr geeignet, mich zu erheben, als mich zu demüthigen, und ich werde mich ihrer niemals zu erwehren suchen. Indeß ich habe für jetzt zu leben und hoffe vermittelst der Arrangements, die ich zu treffen gedenke — er hat eine neue Gesammtausgabe seiner Werke im Auge, die ihm damals unter sehr günstigen Bedingungen angetragen wurde — mir auch für die Zukunft das Nöthige zu sichern. Wozu würde mir der Ueberfluß dienen? Mir fehlt nichts von dem, was ich wünsche und man durch Geld erlangen kann. Es ziemt sich, die Bedürftigen denjenigen vorzuziehen, die es nicht sind. Und ich bin in diesem Falle. Auch wissen Sie, daß Therese eine kleine Pension hat, von welcher sie nach meinem Tode leben kann. Dennoch gestehe ich, daß die Güte, welche Sie ihr erweisen wollen, werthvoller für mich ist, als wenn sie mich selbst beträfe, und ich bin tief gerührt von diesem Mittel, welches Ihr Herz gefunden hat, um Ihrem Wohlwollen für mich Genüge zu leisten." — Milord aber war über die kaum gehoffte Zustimmung sehr erfreut. „Ich kann Ihnen," schreibt er bald nachher, „die Freude nicht ausdrücken, die mir Ihre Nachgiebigkeit bereitet hat. Ich empfinde lebhaft ihren Werth[15]."

Vielleicht war es ein Unglück für Rousseau, daß sein persönlicher Umgang mit dem edeln Schotten sobald schon ein Ende nahm. Wäre der erfahrene Mann stets in der Nähe gewesen, er hätte bei dem unbedingten Vertrauen, welches der jüngere Freund ihm schenkte, auf dessen Thun und Lassen wahrscheinlich

einen höchst wohlthätigen Einfluß geübt. Weniger zu bedauern war die Trennung von einem anderen Lieblinge, wiewohl auch diese ihm sehr zu Herzen ging. Einige Monate, nachdem er sich in Motiers niedergelassen, hatte sich dort auch ein junger Ungar angesiedelt, den man bald überall im Lande Baron von Sauttern nannte. Es war ein Mann von etwa dreißig Jahren, groß und wohlgebaut, wenn auch für sein Alter ziemlich beleibt, mit braunen Haaren und einem einnehmenden Gesichte. Sohn eines Bürgermeisters von Ofen, hatte er, seinen Angaben zufolge, mehrere Jahre in den Bureaux der Wiener Hofkanzlei gearbeitet und war dann zu seiner weiteren Ausbildung auf Reisen gegangen. Daß sich auch Neufchatel und ins Besondere Motiers seines Besuches erfreuen durfte, verdankte es lediglich der Anwesenheit des berühmten Gastes. Der Baron machte kein Hehl daraus, daß er gekommen sei, um sich durch den persönlichen Umgang mit diesem Philosophen „zur Tugend heranzubilden“. Auch schienen Physiognomie, Ton und Benehmen mit seinen Aeußerungen übereinzustimmen. Rousseau glaubte daher den jungen Mann, der ihn aus einem so ehrenwerthen Grunde aufsuchte, nicht abweisen zu dürfen, und behandelte ihn um so freundlicher, da er an ihm einen recht liebenswürdigen Gesellschafter fand. Der Baron war nicht ohne Geist und wußte manches Interessante zu erzählen; sprach und schrieb er auch nur lateinisch, da er sich in der französischen Sprache noch nicht geläufig ausdrücken konnte, die Unterhaltungen mit ihm waren deshalb nicht weniger coulant und lebhaft. Nicht lange, und sein mildes, zuthunliches Wesen, die Sauberkeit, ja Eleganz seiner Erscheinung, der große Anstand, den er in Benehmen und Rede beobachtete, seine anscheinend durchaus tadellose Lebensweise hatten Rousseau völlig gewonnen. Er schenkte dem jungen Manne volles Zutrauen und dieser wurde bald sein steter Begleiter auf allen Promenaden und Ausflügen. Auch bei Milord führte er ihn ein, und er hatte die Freude, wahrzunehmen, daß dem bewährten Menschenkenner sein Schützling nicht weniger gefiel, als ihm selbst.

Einen Augenblick freilich wurde er stutzig, als ihm von Genf aus die Warnung zuging, daß er dem Fremden gegenüber auf seiner Hut sein möge; der Mann sei ein Spion, ein Emissär der französischen Regierung, speziell abgeschickt, um ihn zu überwachen und in irgend welche Schlinge, am Ende gar auf französischen Boden zu locken. Nun war er zwar nicht geneigt, diesen Verdächtigungen Glauben beizumessen. Indeß sie beunruhigten ihn doch, zumal er auch von anderer Seite hörte, daß man ihm nachstelle und mit dem Plane umgehe, ihn gewaltsam aufzuheben.

In seiner ängstlichen Aufregung schrieb er sogar an den Marschall von Luxembourg, um dessen Ansicht über die Sachlage zu erfahren: „Bestehen diese Pläne wirklich? Ist es wahr, daß man es auf meine Person abgesehen hat? Wäre dem so, dann wird die Ausführung nicht grade schwierig sein. Ich bin bereit, mich freiwillig dahin zu begeben, wo man mich haben will, denn ich will tausend Mal lieber den Rest meiner Tage in Fesseln verleben, als in dieser beständigen Unruhe und in diesem steten Mißtrauen gegen meine Umgebung. Ich verlange weder Gunst noch Gnade; ich verlange nicht einmal Gerechtigkeit; ich möchte nur über die Absichten des Gouvernements ins Klare kommen. Nicht um mich in Sicherheit zu bringen; mein Verhalten wird beweisen, daß es mir darum nicht zu thun ist. Denkt man aber nicht an mich, so wird es mir eine große Erleichterung sein, dies bestimmt zu wissen." Der Marschall wird natürlich nicht gezögert haben, ihn zu beruhigen. Der Baron aber wurde auf eine eigenthümliche Probe gestellt. Ohne ihm ein Wort von der erhaltenen Warnung zu sagen, bewog ihn Rousseau zu einer Excursion nach Pontarlier. Hier auf französischem Gebiete ließ er ihn, wie weiland Alexander seinen Arzt Philippus, die verleumderische Anklage lesen und schloß ihn dann in seine Arme mit den Worten: „Sauttern bedarf der Beweise meines Vertrauens nicht; wohl aber muß ich der Welt zeigen, wie ich dasselbe am rechten Orte zu schenken weiß."

Es läßt sich denken, daß das Verhältniß nun womöglich noch intimer wurde. Auch bestand es zwei Jahre lang unverändert fort. Erst dann stellte sich heraus, daß der angebliche Baron zwar kein Verräther, wohl aber ein sittenloser Abenteurer war, der mit Frauen und Mägden zugleich vertrauliche Beziehungen unterhielt. Rousseau war nicht wenig betroffen, als er erkannte, wiesehr er hinters Licht geführt worden. Dennoch hörte er nicht auf, an die gute Natur des Burschen zu glauben und sein unordentliches Leben auf Rechnung der Verhältnisse zu setzen. Er fuhr auch fort, ihm seine Zuneigung zu bewahren. Als er ihm später von Paris aus, wo er in große Noth gerathen war, schrieb, um seine Sünden zu bekennen und nebenbei seine traurige Lage zu schildern, mahnte und ermunterte er ihn nicht nur zu einem besseren Leben, sondern unterstützte ihn auch mit einer Summe, die für seine Verhältnisse immerhin erheblich zu nennen war. Selbst noch manche Jahre nachher veranlaßte ihn die Nachricht von seinem Tode zu einer Lobrede, die allerdings nur aus der tiefen Verbitterung erklärlich wird, welche ihn damals gegen die übrige Welt erfüllte. Wir wissen freilich nicht, ob und in wie weit sich der junge Mann zum Bessern verändert hat; Rousseau sah ihn später noch, erhielt

auch weitere Briefe von ihm. Aber man traut doch seinen Augen kaum, wenn man nach dem, was vorgegangen, liest: „Der arme Bursche, der arme Sauttern! Ich hatte ihn etwas aus dem Gesichte verloren, aber er war keineswegs aus meinem Herzen gewichen; ich hatte sogar den geheimen Wunsch, mich ihm wieder zu nähern. . . . Das war der Mann, dessen ich bedurfte, um mir die Augen zu schließen. Sein Charakter war sanft, der Verkehr mit ihm angenehm; mehr Verstand als Geist; ein gesunder Geschmack, durch Herzensgüte gebildet; Talente genug, um die Einsamkeit zu schmücken, und ein Naturell, dazu geschaffen, es an einem Freunde zu lieben. Das war mein Mann, der Himmel hat ihn mir genommen. . . . Ich fühle, daß der Verlust dieses Menschen mich mehr ergreift, als irgend ein anderes Unglück." Es folgen Erinnerungen an die schönen Tage, die er mit ihm verlebt; dann schließt das Encomium: „Sein Werth konnte nur von guten Menschen erkannt werden; die Generation, in welcher er gelebt hat, war nicht fähig, ihn zu würdigen. Der Himmel hat ihn aus der Gemeinschaft der Menschen, in welcher er ein Fremdling war, hinweggenommen; warum hat er mich in ihr zurückgelassen [16]?"

Von soliderer Art war die Verbindung mit einem Manne, dem Rousseau, wie wir schon früher erwähnten, bei einem gemeinsamen Bekannten begegnete und im Laufe der Zeit allmälig näher trat. Dupeyrou, von Geburt Amerikaner, war der Sohn eines Commandanten von Surinam, nach dessen frühzeitigem Tode die Wittwe seinen Nachfolger, de Chambrier aus Neufchatel, heirathete. Als auch dieser gestorben, kehrte die Mutter mit ihrem einzigen Kinde nach Europa zurück, um sich in der Heimath ihres zweiten Gemahls niederzulassen. Im Besitze eines großen Vermögens, führten hier die Beiden in liebevoller Gemeinschaft ein unabhängiges, behagliches Leben, dem es auch an einem gewissen höheren Interesse nicht fehlte. Der junge Dupeyrou war nicht ohne Erfolg ziemlich sorgfältig erzogen worden; er hatte sich viele, wenn auch nicht grade gründliche Kenntnisse erworben, und widmete der Literatur, wie den schönen Künsten, ein aufmerksames und verständiges Interesse. Schwung der Seele und Feinheit des Geistes fehlten ihm freilich; doch war er andererseits nicht ohne Ideen und, was er sagte, traf in der Regel den Nagel auf den Kopf. Auch that er sich auf sein gesundes Urtheil nicht wenig zu Gute; hatte er sich doch, wie er zu sagen pflegte, die Ausbildung seines Verstandes ganz besonders angelegen sein lassen. Im Grunde war er eine ziemlich prosaische Natur; zwar gerieth er gelegentlich in eine vorübergehende Aufregung, meist aber bewahrte er eine gleichmäßige, kühle Ruhe. Wesen und Erscheinung

verriethen eben den trockenen, phlegmatischen Holländer, dessen bedächtige Haltung um so mehr hervortrat, da sie durch körperliche Gebrechen befördert wurde. Obgleich noch jung, litt Dupeyrou bereits an Taubheit und zugleich an der Gicht; seine Bewegungen hatten deshalb etwas Gesetztes, Gemessenes; auch war er, wiewohl ihm das Disputiren Vergnügen machte, weil er nicht gut hörte, genöthigt, in der Regel den schweigsamen Zuhörer zu spielen. Auf Rousseau aber machte er gleich Anfangs einen sehr günstigen Eindruck. Sein ernstes, gehaltenes Wesen imponirte ihm; sein schlichtes, formloses Benehmen zog ihn an; konnte er auch seine Unterhaltung weder bedeutend, noch geistreich finden, sie interessirte ihn doch durch den richtigen Blick, den klaren, gesunden Verstand, der sich in ihr aussprach. Er wurde vollends gewonnen, als Dupeyrou wiederholt das Wort an ihn richtete, ohne ihm irgend welche Complimente zu machen. „Dieser Denker, dieser ruhige, besonnene Mann war," so schien es ihm, „so geartet, daß man sich glücklich schätzen würde, ihn zum Freunde zu haben."

Die Folgezeit hat bewiesen, daß die Ansicht Rousseau's wohl begründet war. Dupeyrou verdiente die Achtung, die er ihm zollte, und zeigte sich stets der Freundschaft würdig, zu welcher sie nach und nach hinführte. Allerdings hatte er manche Schwächen und einige Fehler; sie wurden indeß durch seinen festen, treuen Sinn, seinen redlichen, zuverlässigen Charakter mehr wie aufgewogen. Mochte er den genialen Freund nur sehr theilweise verstehen und ihn zuweilen durch seine selbstgefällige Superklugheit ärgern, er stand ihm doch unausgesetzt mit Rath und That sorgend und helfend zur Seite. Ohne Zweifel schmeichelte es ihm, daß ein so hervorragender Geist ihn seines besonderen Vertrauens würdigte [17]. Es gehörte aber doch ein großer Fonds von aufrichtiger Theilnahme und Anhänglichkeit, vielleicht auch die ihm zu Gebote stehende starke Dosis phlegmatischen Gleichmuthes dazu, um sich durch die vielen Eigenheiten und mannigfach wechselnden Stimmungen Rousseau's nicht beirren zu lassen. Freilich kam die Zeit, wo nicht ohne seine Schuld das Verhältniß zu ihm den intimen Charakter verlor. Doch hat ihn diese persönliche Entfremdung nicht gehindert, seine Verpflichtungen gegen den Mann, der ihm eine Reihe von Jahren so nahe gestanden, gewissenhaft zu erfüllen, und selbst nach dessen Tode für ihn und seine Ehre mannhaft einzutreten. Rousseau meinte wohl später, er habe vielleicht Unrecht gehabt, Dupeyrou gegenüber seinen Grundsatz, daß „der Arme die Freundschaft des Reichen meiden müsse", ganz zu vergessen. Wir glauben indeß, daß die späteren Differenzen nicht sowohl in der Ungleichheit des Vermögens, wenn diese auch nicht

ohne einen wenigstens indirekten Einfluß blieb, als in der, trotz mancher Uebereinstimmung, doch sehr großen Verschiedenheit der Charaktere ihren Grund hatte.

Fürs Erste aber störte weder die eine, noch die andere. Dupeyrou verstand es, sich den Neigungen und Launen des neuen Bekannten zu accommodiren, und war er auch nicht der Mann, ihm durch seinen Umgang den Verkehr mit Milord zu ersetzen, er füllte doch in etwa die Lücke aus, die dessen Entfernung zurückgelassen. Uebrigens fehlte es Rousseau keineswegs an mannigfacher Unterhaltung. Im Sommer namentlich verging kaum ein Tag, an welchem sich nicht Besuche aus der Nähe oder Ferne einfanden. „Als ich Ihren Brief erhielt," schreibt er einer ungeduldigen Freundin [18]), „war grade ein Genfer bei mir; er lös'te die Fremden ab, die ich seit mehr als sechs Wochen beständig gehabt. Zwei Tage später kamen ein Genuese und ein westphälischer Edelmann; dann erschien wieder ein Genfer, ein Reconvalescent, der in meinem Hause von Neuem krank wurde und erst vor Kurzem abgereis't ist. Ich würde in meinen beschränkten Verhältnissen gerne auf die Ehre verzichten, welche mir soviele Leute dadurch erweisen, daß sie sich bei mir einquartieren. Aber es ist nicht immer so leicht, Besuchen die Thüre zu schließen, die 50, 60, ja 100 Meilen weit herkommen." Das Schlimmste war noch, daß er mit diesen Gästen in der Regel nicht viel anzufangen wußte. Früher hatten ihn meist nur Personen aufgesucht, die ihm durch ihre Beschäftigungen, durch Neigungen oder Grundsätze mehr oder weniger nahe standen und daher leicht zu einer interessanten Unterhaltung Gelegenheit boten. Jetzt waren es Offiziere und ähnliche Leute, die, ohne literarisches Interesse und selbst mit seinen Schriften unbekannt, die weiten Wege, wie sie sagten, lediglich zu dem Zwecke gemacht hatten, um ihn, den „berühmten", den „ausgezeichneten", den „großen" Mann zu sehen und zu bewundern. „Da die Mehrzahl von ihnen," erzählt er, „es für überflüssig hielt, mir ihren Namen und Stand anzugeben, da ihre und meine Kenntnisse auf ganz verschiedenen Gebieten lagen und sie meine Werke weder gelesen, noch auch nur angesehen hatten, war ich wirklich in Verlegenheit, worüber ich mit ihnen sprechen sollte. Ich wartete daher, bis sie selber sprachen, weil es ja doch an ihnen war, zu wissen und mir zu sagen, weshalb sie gekommen. Man kann sich denken, daß das für mich keine sehr anziehenden Unterhaltungen gab; für sie mochte es, je nachdem, was sie zu erfahren wünschten, ein Anderes sein. Denn frei von Mißtrauen, wie ich war, sprach ich mich rückhaltlos über alle Fragen aus, die sie mir zu stellen für gut hielten."

Rousseau konnte in der That nie recht begreifen, daß man ihn ohne ein besonderes Interesse, aus bloßer Neugierde, um ihn eben gesehen zu haben, aufsuche. Er wußte nicht, daß ein berühmter Mann für viele Menschen eine interessante Merkwürdigkeit ist, deren Anblick man sich, wenn man zufällig in ihre Nähe kommt, nicht entgehen lassen darf. Weniger noch begriff er die Indiscretion, mit welcher solche Touristen, was sie sehen und hören, weiter berichten, ohne es dabei mit der Wahrheit gar zu genau zu nehmen. Ihm erschien dieses Treiben so albern und andererseits so perfide, daß er es einem redlichen und verständigen Menschen nicht zutrauen mochte. Er kam deshalb leicht dahin, hinter jedem Besuche gleichgültiger Personen eine geheime feindliche Absicht zu wittern. und sie selbst für Spione und Aushorcher zu halten, die ihm, sei es aus eigenem Antriebe oder auch im Auftrage seiner Feinde, irgend welche Schlingen zu legen suchten. Noch hatte er freilich die Erfahrungen nicht gemacht, welche diese allmälig auftauchende Vermuthung später für ihn zur Gewißheit erhoben. Die ungebetenen Gäste waren ihm vorläufig weniger verdächtig, als unbequem; er nahm sie zwar nicht grade freundlich, aber doch höflich auf, und wenn er ihnen, wo das füglich geschehen konnte, gerne auswich, so fand er es doch ungehörig, sie schroff und rücksichtslos abzuweisen. Die Motive, aus welchen sie kamen, standen ihnen nicht immer auf der Stirne geschrieben. Es war doch möglich, daß der Eine oder Andere durch ein ernsteres Interesse geleitet wurde, vielleicht den Wunsch und das Bedürfniß hatte, Rath und Belehrung zu suchen. Rousseau aber mochte es in solchem Falle nicht an sich fehlen lassen, hielt es vielmehr für eine heilige Pflicht, sich Jedem, der seine Hülfe in Anspruch nahm, nach besten Kräften gefällig zu erweisen.

Ebendarum war er auch bemüht, Allen, die sich schriftlich an ihn wandten, in geeigneter Weise zu antworten. Gewiß keine leichte Aufgabe; sieht man die Correspondenz dieser Jahre näher an, so staunt man über die Zahl und den Umfang der Briefe, die er damals zu schreiben Zeit und Anlaß fand. Vorzugsweise waren es die näheren Freunde und Bekannten, welche seine Feder unausgesetzt in Bewegung erhielten. Die Genfer namentlich wurden nicht müde, sie durch den Ausdruck einer mehr oder minder aufrichtigen Zuneigung, durch ihre Berichte über die dortigen Vorgänge und Zustände, durch Rathschläge und Warnungen, Bitten und Vorstellungen in Thätigkeit zu setzen. Neben ihnen machten dann auch die älteren Freunde in Frankreich von Zeit zu Zeit ihre Rechte geltend; es mußte ihnen zuweilen ein Lebens- und Erinnerungszeichen gegeben, Auskunft über Lage und Befinden,

hin und wieder auch, wenn sie mit unzeitigem Tadel hervortraten, eine Zurechtweisung ertheilt werden. Besonders anspruchsvoll erwies sich jene, persönlich noch immer unbekannte Freundin, die seit dem Erscheinen der Neuen Heloise nicht aufgehört hatte, den Verfasser mit schriftlichen Beweisen ihrer Zuneigung und Ergebenheit heimzusuchen. Wohl wurde ihr stetes Drängen um Antwort mitunter etwas lästig; doch war es unmöglich, ihrer liebenswürdigen Beharrlichkeit auf die Dauer zu widerstehen. Auch gelang es ihr, dem widerhaarigen Lieblinge eine Menge von größeren oder kleineren Billets zu entlocken, die freilich weniger durch den Reichthum ihres Inhaltes, als durch den Reflex einer beständig wechselnden Stimmung Interesse erregen. Noch unerheblicher sind die zahlreichen Zettel, die er seinem Pariser Buchhändler zuschickte. Sie zeigen indeß, daß und wie er fortwährend bestrebt war, sich auf dem literarischen Gebiete au couant zu erhalten. Meist sind es bedeutende, gehaltvolle Werke, die er zu sehen oder zu haben wünscht. Doch zu Zeiten, wenn er sich schwach und leidend fühlt, mag er nichts Ernstes lesen; er kann dann nur Romane, Reisebeschreibungen und Anderes der Art gebrauchen. Hübsche Kupferstiche aber kommen immer erwünscht, besonders wenn sie Landschaften darstellen oder Portraits hervorragender Persönlichkeiten enthalten.

Daß auch von den eigenen Schriften vielfach die Rede ist, läßt sich denken. Bald handelt es sich von einer neuen Einzel- oder Gesammt-Ausgabe der früher erschienenen Werke, bald von der Veröffentlichung solcher, die bis dahin noch nicht zum Abdruck gelangten. Andererseits sieht sich ihr Verfasser wiederholt genöthigt, Schriften, die ihm fälschlich zugeschrieben oder unter seinem Namen in Umlauf gesetzt werden, zu desavouiren. Oefter noch kommt er in den Fall, Anträge zu literarischen Unternehmungen, für die man ihn besonders geeignet hält, ablehnen zu müssen. Es sind zuweilen recht wunderliche Aufgaben, die ihm gestellt werden; man muthet ihm wohl zu, Erzählungen für die Kinderwelt zu schreiben oder die Romane Richardson's durch Beseitigung ihrer störenden Längen lesbarer zu machen. Eher doch ließen sich die Wünsche angehender Schriftsteller erfüllen, die seinen Rath in Anspruch nahmen oder sich ein Urtheil über eingesandte Arbeiten erbaten. Sie durften darauf rechnen, daß er ihnen seine Ansicht unverhohlen sagen, Lob oder Tadel rückhaltlos aussprechen und es an geeigneten Winken und Warnungen nicht fehlen lassen werde. Die betreffenden Zuschriften sind zum Theil ebenso anziehend, wie gehaltreich[19]). Dennoch stehen sie an Werth und Bedeutung weit hinter den Briefen zurück, in welchen er die

eigenen Werke ergänzt und erläutert, oder die Bedenken und Einwürfe widerlegt, welche von competenter Seite gegen sie erhoben wurden. An sie schließen sich andere an, die bestimmt sind, mannigfache Fragen zu lösen, zu welchen seine Lehrmeinungen hier und da anregten, oder auch die früher entwickelten Grundsätze mit Rücksicht auf concrete Fälle zur Geltung zu bringen. So kam es nicht selten vor, daß er von Männern, wie von Frauen, welchen die sorgfältige Pflege und Erziehung ihrer Kinder am Herzen lag, über deren Behandlung zuweilen selbst, bevor sie noch geboren waren, consultirt wurde. Er war dann sogleich bereit, mit seiner ganzen Einsicht zu Hülfe zu kommen, gab, wenn nöthig, ausführliche Anweisungen und ging unter Umständen auf einen längeren Briefwechsel ein, der hin und wieder, wie z. B. die interessante Correspondenz mit dem Prinzen Louis von Würtemberg, mit der Zeit einen freundschaftlichen Charakter erhielt.

Doch nicht blos der Verfasser des Emil, auch der des Contrat social wurde mehrfach in Anspruch genommen. Es lag doch nahe, zu glauben, daß der Mann, welcher mit sicherer Hand die Grundlagen einer freien, natur- und vernunftgemäßen Staatsordnung gelegt, auch im Stande sein werde, ihren Auf- und Ausbau mit Erfolg durchzuführen. Als daher die Corsen, nachdem sie ihre Insel, wie es schien, von der Fremdherrschaft befreit, die Gründung eines neuen Gemeinwesens unternahmen, wandten sie sich an Rousseau mit der Bitte, ihr Gesetzgeber zu werden. Dieser war nicht abgeneigt, sich dem zwar schwierigen, aber höchst ehrenvollen Auftrage zu unterziehen, und wir werden später Gelegenheit haben, auf die Verhandlungen, zu welchen derselbe Anlaß gab, näher einzugehen. Dagegen wies er das Gesuch der französischen Protestanten, in ihrem Interesse die Feder zu ergreifen, entschieden von der Hand. Er „hat ihre Aufforderung nicht erst abgewartet, um gegen die ungerechte Behandlung, welche sie erfahren, zu protestiren. Sein Brief an den Erzbischof von Paris gibt einen eclatanten Beweis für die lebhafte Theilnahme, die er ihren Leiden zuwendet. Es würde schwer sein, die Kraft der Gründe zu verstärken, die er dort anführt, um die Regierung zu einer größeren Toleranz zu bestimmen, und er hat sogar Grund, anzunehmen, daß sie dieselben nicht unbeachtet gelassen. Doch wie ist ihm seine Mühe gelohnt worden? Meint man denn, daß er mit Erfolg die Vertheidigung seiner Glaubensgenossen führen könne, während er selbst sich gegen ihre Beschimpfungen zu vertheidigen hat? Würden die Katholiken sich nicht über ihn lustig machen, wenn er ihnen Toleranz gegen Leute predigen wollte, die noch intoleranter sind, als sie? Gewiß wären sie vollkommen be-

rechtigt, ihm zu entgegnen, daß sein eignes Schicksal seine Behauptungen dementire und klar genug beweise, daß die Reformirten zwar milde auftreten, so lange sie schwach sind, sobald sie aber die Herren spielen können, sich heftig und gewaltthätig zeigen. Wer selber die Milde nicht kennt, darf auch keine erwarten; es entspricht dem Gesetze der Billigkeit, daß der Verfolger auch seinerseits verfolgt wird. Er wird sich daher hüten, nochmals in einer Sache das Wort zu nehmen, die, wie man ihm mit Recht sagen könnte, im Grunde gar nicht die seinige ist." Anderswo freilich schlägt er einen weniger bitteren Ton an; man sieht, es sind neben den persönlichen Motiven noch andere, die ihn zu seiner Weigerung bestimmen. An dieser selbst aber hält er unverändert fest[20]).

Weniger spröde ist er bei den persönlichen Anliegen, die von allen Seiten auf ihn eindringen. Der Eine wünscht seinen Rath, der Andere sein Bild, ein Dritter seine Fürsprache oder Unterstützung. Bald ist es ein junger Mann, der über den einzuschlagenden Lebensweg nicht ins Klare kommen kann, bald eine junge Dame, die nicht weiß, wie sie den ziellosen Drang des Herzens befriedigen soll. Hier gilt es, einen Abbé, der die Soutane ablegen möchte, seinem geistlichen Stande, dort einen Offizier, welcher der Epauletten müde ist, der Fahne zu erhalten. Religiöse Skrupel verlangen eine Lösung, philosophische Zweifel fordern Aufklärung, moralische Irrungen eine mehr oder minder scharfe Correctur. Zuweilen muß ein erzürnter Vater mit seinem reumüthigen Kinde versöhnt, mitunter auch ein eigenwilliger Sohn der besorgten Mutter zurückgegeben werden. Junge Mädchen bedürfen in ihren Herzensangelegenheiten der Ermunterung oder Abmahnung, gereiftere Frauen einer Vorschrift, wie sie zu leben und sich zu beschäftigen haben. Die Gattin weiß nicht, wie sie den Gatten an sich fesseln oder von seinen Irrwegen zurückführen soll; der Gatte kann die Mittel nicht finden, welche geeignet sind, ihm die Zuneigung der Gattin zu sichern. Es gibt Unglücksfälle, die den Betroffenen Anspruch auf Trost und Theilnahme geben; es treten auch glückliche Ereignisse ein, bei welchen ein aufrichtiger Glückwunsch am Orte ist. Wer freilich nur Complimente zu machen oder Beleidigungen zu sagen weiß, der wird vergeblich auf eine Antwort warten. Dagegen darf Jeder, der in geziemender Weise eine, wenn auch überflüssige Frage oder in guter Absicht einen unpassenden Antrag stellt, ein Wort der Erwiederung hoffen. Es wird selbst dann nicht immer versagt, wenn die Zuschrift ersichtlich nur den Zweck hat, dem Verfasser zu einigen Zeilen von der Hand des berühmten Mannes zu verhelfen[21]).

Wohl mochte Rousseau zu Zeiten schwer aufseufzen, wenn er den Haufen von Briefen vor sich liegen sah, die früher oder später beantwortet werden mußten. Sie ließen sich indeß nicht füglich abweisen und, einmal angenommen, ebensowenig unbeachtet zur Seite legen. Leichter schon konnte er den Besuchen ausweichen, wenn sie gar zu lästig wurden; er brauchte eben nur in die Berge und Wälder zu wandern, um vor dieser Anfechtung geschützt zu sein. In der That wurde manche Excursion aus Furcht vor nahenden Gästen unternommen oder beschleunigt. „Ich reise schon ab," meldet er mitunter den Freunden, „sonst werde ich gefaßt." Freilich hatten diese Ausflüge, die meist mehrere Tage, manchmal aber auch Wochen in Anspruch nahmen, noch andere Gründe. Der „beständige Spaziergänger", wie man ihn nicht mit Unrecht nannte, liebte das Wandern, zumal es seiner leiblichen und geistigen Gesundheit sehr zuträglich war. Es gewann noch größeren Reiz, als er die Entdeckung machte, daß sich eine recht anziehende Beschäftigung mit ihm verbinden ließ. Er hatte schon bald nach seiner Ankunft in Motiers geäußert: „Die Botanik bietet hier Jedem ihre Schätze dar, der sie zu heben weiß und oft, wenn ich rings um mich her diesen Reichthum an seltenen Pflanzen sehe, bedaure ich, sie unter den Fuß eines Ignoranten treten zu müssen." Solcher Unwissenheit aber war leicht abzuhelfen; es kam nur darauf an, daß mit ihrer Beseitigung Ernst gemacht wurde. An Gelegenheit, die nöthigen Vorkenntnisse zu erwerben, fehlte es nicht. Ein Arzt, Doctor d'Ivernois, mit welchem Rousseau damals verkehrte, zeigte sich, selbst ein Freund der Botanik, bereit, ihn in die neue Wissenschaft einzuführen, und bald brachte er es unter seiner Anleitung dahin, sie selbstthätig zu betreiben. Mit dem Verständniß des Gegenstandes aber wuchs auch der Antheil, den er an ihm nahm. Nicht lange und die Neigung, die er ihm gleich anfangs eingeflößt, steigerte sich zu einer wahren Leidenschaft, welche fortan jedes andere Interesse zeitweilig in den Hintergrund drängte und so feste Wurzeln schlug, daß sie ihn bis in seine letzten Lebenstage begleitete.

Das Studium der Botanik war zur Zeit, als Rousseau sich ihm hingab, noch wenig verbreitet. Abgesehen von einigen Fachgelehrten und hier und da zerstreuten Dilettanten, lag sie der gebildeten Welt durchaus fern. Man sah in ihr, namentlich in Frankreich, allgemein nur eine „Wissenschaft für Apotheker", und überließ das Einsammeln von Pflanzen und Kräutern jenen weisen Frauen, die diesem Geschäfte im Interesse ihrer medicinischen Küche nachzugehen pflegten. Es kann daher nicht weiter auffallen, wenn Rousseau es für nöthig hielt, die Beschäftigung mit ihr, die

ihm selber seiner bisherigen Thätigkeit gegenüber als eine zwecklose Spielerei erschien, gewissermaßen zu entschuldigen. „Dieselbe,“ sagt er, „eignet sich sehr für eine ambulante Maschine, der es verboten ist, zu denken. Sie ist die richtige Unterhaltung für einen Einsiedler, der spazieren geht und sein Gehirn nicht anstrengen mag. Da ich meinen Kopf doch nicht ganz leer lassen kann, so will ich ihn mit Gras füllen; nur so habe ich Aussicht, wahr und frei sein zu können. Es kommt mir kein guter oder nützlicher Gedanke, ohne daß ich Galgen oder Schaffot neben mir erblicke; mit einem Linnäus in der Tasche und Kraut im Kopfe darf ich hoffen, daß man mich nicht hängen wird. Freilich,“ fügt er hinzu, „werde ich nur die Fortschritte eines graubärtigen Schülers machen. Doch was liegt daran? Ich will nicht wissen, sondern studiren, und dieses Studium, meiner Lebensweise so angemessen, wird mir heilsam sein und Unterhaltung gewähren[22].“ Man sieht, es handelt sich zunächst für ihn nur um einen Zeitvertreib, den er wählt, weil kein besserer zur Hand ist. Das beständige einsame Wandern ohne Ziel und Zweck wird auf die Dauer doch langweilig. Der Geist, durch körperliche Leiden geschwächt, ist zu ernstem Denken nicht angethan, und doch auch wieder zu lebendig, um in träger Ruhe zu verharren. Auch die Phantasie, früher beweglich und schwungvoll genug, um die Stunden der Muße mit ihren Gebilden auszufüllen, hat im Laufe der Zeit viel von ihrer ursprünglichen Kraft verloren. Sie kann die trüben Eindrücke, die das Leben hinterlassen, die peinlichen Empfindungen, welche es fort und fort hervorruft, von sich aus nicht mehr verscheuchen. Es bedarf eines äußeren Gegenstandes, der sie anregt und den Geist in Athem hält, ohne ihn sonderlich anzustrengen.

Von jeher hatte die Natur auf Rousseau ihren mächtigen Zauber geübt; jetzt, wo er sich den Menschen, trotz der mannigfachen Verbindungen, die er mit ihnen unterhielt, mehr und mehr entfremdet fühlte, zog sie ihn um so stärker an sich. War sie aber früher vorzugsweise als Ganzes Objekt seiner Betrachtung gewesen, so wandte sich nun seine Aufmerksamkeit ihren einzelnen Erscheinungen zu. Daß dabei der Blick mit entschiedener Vorliebe an der Pflanzenwelt haftete, war doch natürlich. Sie bot ihm, was er suchte: einen freundlichen Anblick, der dem Auge wohlthat und im Herzen sanfte Empfindungen weckte. Sein Sinn, wie trübe und unwirsch er nicht selten erschien, war von Natur auf das Heitere, Anmuthige gerichtet; die Schatten des Lebens umdüsterten ihn grade deshalb so sehr, weil sein Wesen dem Lichte zustrebte. Unverkennbar bestand zwischen ihm und den schönen

Kindern der Erde eine gewisse Verwandtschaft. Der Glanz ihrer Farben, die Eleganz ihrer Formen, der süße Duft, welchen sie ausströmten, sprachen ihn unwillkürlich an; ihr einfaches und doch so reiches Leben, ihr stilles, glückliches Dasein berührten ihn sympathisch. Kein Wunder, daß sie seine Lieblinge wurden, und er sich um so stärker zu ihnen hingezogen fühlte, je genauer er sie kennen lernte. Auch wurde ihm bald klar, daß ihr vornehmster Reiz nicht in der äußeren Erscheinung, sondern in der inneren Organisation gelegen sei, und sie deshalb nicht blos Herz und Sinn zu erfreuen, sondern auch dem Geiste eine hohe Befriedigung zu gewähren vermögen. Er begann, sie schärfer anzusehen, sie zu untersuchen und mit einander zu vergleichen, ihre Beziehungen und Unterschiede festzustellen. Allmälig erschloß sich ihm das Geheimniß ihres Baues; er konnte „den Gang dieser lebendigen Maschinen verfolgen, zuweilen selbst zu ihren allgemeinen Gesetzen vordringen und einen mehr oder minder klaren Einblick in Grund und Zweck ihrer mannigfach wechselnden Struktur gewinnen.“ Die wachsende Einsicht aber vermehrte den Genuß, und die sich steigernde Bewunderung ihrer Schöpfungen nährte die dankbare Verehrung der Macht, welche sie ins Leben rief.

Ohne Zweifel haben die reizenden Schilderungen, welche Rousseau von seinen botanischen Studien und Excursionen zu entwerfen weiß, nicht wenig dazu beigetragen, das Interesse für sie in weiteren Kreisen zu wecken. Es ruht ein eigenthümlicher Zauber auf diesen warmen, duftigen Bildern, welche die Schönheit der äußeren Objekte und ihre erfreuliche Einwirkung auf Herz und Sinn gleich lebendig wiederspiegeln. Man fühlt sich unwillkürlich gedrängt, dem Maler zu folgen, wie er, sorg- und zwanglos, betrachtend und genießend, von Pflanze zu Pflanze, von einer Blume zur andern wandert. „Ist diese anziehende Beschäftigung doch auch so leicht, so bequem, man kann sich ihr überall hingeben, ohne daß es besonderer Anstrengungen und Vorkehrungen bedarf. Die Pflanzen sind, scheint es, darum in so verschwenderischer Fülle über die Erde verbreitet, um den Menschen durch den Reiz des Vergnügens und der Neugierde zum Studium der Natur einzuladen. Man braucht sie nicht erst in der Ferne zu suchen; sie wachsen uns unter den Füßen und gleichsam in die Hände, und wenn die Kleinheit ihrer Theile sie zuweilen dem bloßen Auge entzieht, so sind die Instrumente, welche sie dem Blicke zugänglich machen, von einfacher Art und leicht zu handhaben. Freilich wahrhaft genußreich wird der Umgang mit ihnen nur da, wo das Gemüth ruhig und von selbstsüchtigen Regungen und Leidenschaften frei ist; er reicht dann schon für sich allein aus, das Leben angenehm

und glücklich zu machen. Doch kommt Interesse oder Eitelkeit ins Spiel, will man nur lernen, um zu unterrichten, nicht wissen, sondern zeigen, was man weiß, so verliert der Zauber alsbald seine Kraft. Die botanischen Studien gewähren keine rechte Freude mehr, wenn ihre Pflege lediglich dem Zwecke dient, Schriftsteller oder Professor zu werden. Die Pflanzen sind dann nichts als Werkzeuge des Egoismus und ebenso häßlich, wie dieser selbst. Andererseits aber kann die Beschäftigung mit ihnen auch dahin wirken, die schlimmen Neigungen und Triebe zu zügeln, das Herz zu sänftigen und den Sinn für das Gute und Schöne zu beleben." Rousseau hebt neben dem wohlthätigen Einflusse, welchen sie auf Geist und Körper zu üben geeignet ist, diese sittlich bildende Kraft wiederholt hervor[23]), mit Recht, wie uns scheint, wenn auch die große Mehrzahl derer, welche ihre Botanisirbüchse durch Wälder und Felder spazieren führen, wenig von ihr erfahren mag.

Er selbst empfand die mannigfachen Vorzüge der neuen Unterhaltung so lebhaft, daß sie ihm allmälig unentbehrlich wurde. Leider stand sie nicht immer zu Gebote; es gab doch manche Tage, an welchen ihr das schlechte Wetter und andere zufällige Umstände hindernd entgegentraten. In der bösen Winterzeit aber mußte sie natürlich ganz wegfallen; wenigstens entdeckte er erst später, daß auch sie in den Moosen, Flechten u. s. w. Stoff zu interessanten und lehrreichen Beobachtungen biete. Vorläufig blieb, so lange sie andauerte, nur übrig, sich der Genüsse des vergangenen Sommers zu freuen und für den kommenden Pläne zu neuen Excursionen zu entwerfen. Kamen dann endlich die ersehnten schönen Tage, so ging es alsbald an die Ausführung derselben. Schon sind die Freunde, welche sich in der Regel mehr aus Gefälligkeit, wie aus Neigung, bereit erklärt, an dem Ausfluge Theil zu nehmen, von dem bevorstehenden Aufbruch in Kenntniß gesetzt. Mögen sie sich nur rechtzeitig einfinden, wohl versehen mit allen den Dingen, deren man bei solchen Expeditionen bedarf. Rousseau sagt ihnen genau, was sie mitzubringen haben: Mikroskope von verschiedener Stärke, kleine Zangen und feine Scheeren. Die nöthigen Hand- und Lehrbücher dürfen natürlich nicht fehlen, ebensowenig die Vorräthe, welche zur leiblichen Stärkung dienen. Vor Allem ist es rathsam, für Kaffee, Zucker, eine Kaffekanne, Feuerzeug, kurz für Alles zu sorgen, was man zur Hand haben muß, wenn man in Mitten der Wälder eine Tasse Mocca zu schlürfen wünscht. Auch empfiehlt es sich, interessante Lectüre und irgend ein Spiel mitzunehmen, an welchem sich Mehrere betheiligen können. Man kommt doch bei schlechtem Wetter nicht selten in den Fall, längere Zeit innerhalb der vier Wände eines abgelegenen Hauses ver-

weilen zu müssen und ist dann übel berathen, wenn man der Unthätigkeit und Langeweile nicht rechtzeitig vorgebaut hat[24]).

Sind die nöthigen Vorbereitungen getroffen und die Gefährten zur Stelle, so setzt sich die kleine Karawane in Bewegung. Dies Mal gilt es, den Chasseron, einen der höchsten Berge des Jura, zu ersteigen. „Wir hatten," erzählt d'Escherney, ein Bekannter Rousseau's, der ihn auf seinen damaligen Touren öfter begleitete, „einen Theil des Thales zu passiren, um an den Fuß des Gebirges zu gelangen, und da wir eine Expedition unternahmen, die länger als einen Tag dauern sollte, war es geboten, Lebensmittel und Lagergeräth bereit zu haben. Auch hatten wir für Alles trefflich gesorgt. Unsere tragbaren Vorräthe ruhten auf dem Rücken eines Maulthieres; sie bestanden in Decken für die Nacht, in Pasteten, Geflügel und gebratenem Wildpret. Der Gerichtsherr Leclerc war unser Lieferant; Dupeyrou hatte die Sammlungen und Herbarien unter seiner Obhut; der Oberst Pury machte den Wegweiser, er führte den Compaß, ohne welchen man sich in den dichten und düsteren Wäldern nicht zurechtfindet. Ich selbst, an das Leben im Gebirge gewöhnt, wurde zum Fourier ernannt; auch lag mir die Bereitung des Kaffees ob, da ich es am besten verstand, das Feuer im Walde zu unterhalten und den edeln Trank in der richtigen Weise zu präpariren. Rousseau aber, als der älteste, war das Haupt der kleinen Schaar und damit beauftragt, die Ordnung und Disziplin zu erhalten."

„Wir hatten fünf gute Stunden zu marschiren, um die Höhe des Berges zu gewinnen und zwar nicht selten auf steilen und rauhen Fußpfaden. Rousseau und ich erreichten zuerst den Gipfel; unsere Gefährten waren zurückgeblieben und zum Theil so erschöpft, daß sie sich nur langsam weiterschleppten, während wir ihnen von oben springend und hüpfend unsere Ankunft verkündeten. Uebrigens lohnte das Ziel kaum die gemachten Anstrengungen. Es war auf der Höhe ziemlich öde, die Vegetation recht dürftig; man sah eben nichts als mageres Buschwerk, dazu hier und da einige niedrige Stauden und verkrüppelte Tannen. Wir amüsirten uns damit, die letzteren zu erschüttern und umzuwerfen; hatten wir sie dann glücklich am Boden liegen, so bildeten wir, wie die Kinder oder die Wilden, einen Reigen und tanzten zum Zeichen des Sieges um sie herum. Zum Ruheplatz aber wählten wir den breiten, flachen Felsen, in welchen der Berg auf seinem höchsten Punkte ausläuft. Auf diesem „Schnabel" des Chasseron wurde auch das Diner eingenommen. Es konnte nicht heiterer, belebter und zugleich schmackhafter sein; wir kamen fast vor Hunger um, und wenn die Unterhaltung bei Tisch den Appetit zu reizen pflegt,

so trägt dieser seinerseits nicht weniger dazu bei, jene anzuregen und in Fluß zu erhalten.

„Erfrischt und in bester Laune durchstreiften wir nun die Umgebung des Ortes, an welchem wir so vortrefflich getafelt, und wohin wir in den nächsten Tagen zurückzukehren gedachten. Der ‚Schnabel' ist eine Art Steindamm, der weit in die Luft hinausragt. Drunten öffnen sich Abgründe, deren Tiefe das Auge kaum zu ermessen vermag. Der Berg selbst fällt nach rechts wie nach links weithin steil ab, sodaß man überall in ähnliche Tiefen hinabschaut. Wir erklommen lustig diese Höhen, auf welchen wir nach allen Seiten hin weite Landstrecken vor uns ausgebreitet sahen. Zugleich begegneten wir hin und wieder seltenen Pflanzen, die eben nur auf den Gipfeln der höchsten Berge wachsen. Rousseau war in der heitersten Stimmung, die nur auf Augenblicke ernster wurde, wenn er sah, daß wir uns dem Abgrunde zu sehr näherten. Er bat uns dann wohl inständig, zurückzugehen. Ja, als ich in meinem jugendlichen Uebermuthe die Unvorsichtigkeit so weit trieb, am Rande des Abgrundes eine Pirouette zu schlagen, warf er sich vor mir auf die Knie und beschwor mich, eine Thorheit nicht wieder zu begehen, die ihn im Innersten erschüttere.

„Während wir langsam, plaudernd und botanisirend, abwärts stiegen, neigte sich der Tag dem Ende zu. Ich wurde daher als Fourier abgeschickt, um ein Nachtlager aufzusuchen. Gefolgt von unserem Maulthiere, gelangte ich zu einer Sennhütte, die nicht übel aussah; sie gehörte Kuhhirten aus Freiburg, welche sich hier mit der Fabrikation von Käse beschäftigten. Nie habe ich unter einem rauhen und wilden Aeußeren bessere Menschen gesehen. Die Gastfreundschaft, um welche ich sie bat, wurde sofort gewährt. Ich schickte nun den jungen Hirten, der das Maulthier leitete, an unsere Botaniker ab, um ihnen als Führer zu dienen. Sie trafen bald ein; die Lebensmittel wurden in die Speisekammer und das Maulthier in den Stall gebracht. Wir hatten spät dinirt und waren sehr müde; Niemand dachte ans Abendessen, Alle aber wünschten, sich zur Ruhe zu legen. Wir nahmen also unsere Decken und stiegen vermittelst einer Leiter auf den reichlich gefüllten Heuboden, wo dann Jeder, so gut er eben konnte, einzuschlafen suchte. Leicht war die Sache gerade nicht; das Heu, erst vor Kurzem eingebracht und sehr warm, war in Gährung; wir ruhten sozusagen auf einem Vulkane.

„Man stand bei Zeiten auf; die Toilette war bald gemacht, denn wir hatten uns nicht entkleidet. Ich ging, den Kaffee zu bereiten und für das Frühstück zu sorgen. Als wir uns in dem Eßzimmer unserer Wirthe versammelt hatten, brachte uns einer

von ihnen Sahne in einem sehr reinlichen Holznapfe. Aber welche Sahne! Wir erkannten alle an, daß uns eine köstlichere noch nicht geboten worden. Frisch vom vorigen Tage, war sie so dick, daß der Löffel darin stecken blieb. Wir waren sämmtlich Freunde des Rahmkaffees, doch keiner in dem Grade, wie Rousseau, der nicht müde wurde, diese Sahne zu preisen und zu kosten. Indeß der Genuß durfte nicht zu lange dauern. Schon um fünf Uhr verließen wir die Hütte, um uns über die schönen Wiesen und in die Gebüsche zu zerstreuen, welche die Abhänge und zum Theil auch die Gipfel dieser Berge bedecken. Wir hielten eine ziemlich reiche Ernte an Pflanzen und Blumen, während wir so im Spazierschritt allmälig aufstiegen. Gegen zwei Uhr erreichten wir das Plateau des Chasseron, wo Maulthier und Diner unserer warteten. Am Abende kehrten wir zu unseren Sennern und ihrem ländlichen Speisesaale zurück. Das Souper war äußerst einfach: um einen Tisch auf Bänken sitzend, hatte Jeder einen hölzernen Napf mit Sahne vor sich, in die er ein Stück Schwarzbrod eintunkte. Die Beleuchtung freilich ließ manches zu wünschen; eine Lampe, welche an der Decke hing, weckte eher die Vorstellung der Dunkelheit, als die des Lichtes. Um so heller glänzten die Strahlen des Geistes, wenn Rousseau durch den Gegenstand der Unterhaltung in Feuer gerieth und diese dann stundenlang fortgeführt wurde.

„Anderswo war man doch etwas besser aufgehoben. In Brot z. B., einem kleinen Dorfe, wo wir längere Zeit verweilten, logirten wir in einer Kneipe, deren Bewohner, die bravsten Leute von der Welt, Alles aufboten, um uns gut zu bewirthen. Hier hatten wir Betten statt des Heus, Tische, Stühle, Servietten, Commoden, für uns etwas ganz Neues, ja fast ein Luxus; nachdem wir bis dahin so ziemlich wie Spartaner gelebt, führten wir nun ein wahres Sybaritenleben. Nach dem Frühstück zogen wir einige Stunden weit ins Land hinaus und kehrten erst gegen Abend in unser Quartier zurück. Die Sammlungen schwollen an, wurden auch, da wir uns jetzt passender eingerichtet hatten, besser gehalten. Ein Botaniker von Fach, den wir, sämmtlich Neulinge in der Wissenschaft, zu unserer Orientirung mitgenommen, begleitete uns. Ein Wunder von Gelehrsamkeit, brachte er uns durch seine naive Einfalt nicht selten zum Lachen. Wir hatten ihn, weil uns doch schon manche Pflanzen hinlänglich bekannt waren, gebeten, sich und uns nur bei denjenigen aufzuhalten, welche uns neu oder weniger geläufig seien. Er versprach das auch, aber nur mit dem Munde, nicht mit dem Herzen. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, die geliebten Namen aus-

zusprechen. Jede lebende Pflanze war für ihn der Gegenstand eines Cultus; nie haben die Egyptier den Erzeugnissen ihrer Gärten eine größere Verehrung gezollt. Die Folge war, daß er trotz unserer Bitten vor jeder Pflanze stehen blieb und uns nöthigte, ihn anzuhören, wie er im salbungsvollsten Tone ihre Namen in verschiedenen Sprachen und ihre botanische Charakteristik in den üblichen Wendungen vortrug. Rousseau pflegte ihn den „Wortklauber" zu nennen", wie uns scheint, eine passendere Bezeichnung, als die des „Fabulisten", welche unser Berichterstatter ihm lieber vindizirt hätte.

„Zwischen fünf und sechs Uhr speis'ten wir; es war unsere einzige Mahlzeit, wir blieben aber auch zwei Stunden bei Tische. Vor und nach dem Diner beschäftigten wir uns, da man doch nicht immer plaudern kann, mit kleinen Spielen, wie sie die Kinder zu treiben pflegen. Dasjenige, wozu wir am liebsten unsere Zuflucht nahmen, war — wer sollte es glauben! — das Gänsespiel. Unsere Lectüre entsprach diesen Spielen; wir lasen die „Liebesgeschichte von Pierre Lelong und Blanche Beazu", einen kleinen Roman, an welchem Rousseau namentlich viel Gefallen fand. Auch ist er nicht ohne Werth. Er hat in seiner alterthümlichen Sprache etwas Naives, Zartes, Frommes und zugleich Pathetisches; man glaubt sich in das vierzehnte Jahrhundert versetzt. Mochten wir aber spielen oder lesen, es fehlte nie an munteren Scherzen und fröhlichem Gelächter. Die heitere Stimmung wuchs noch, wenn man, was nicht selten geschah, beim Diner einige Flaschen trefflichen Weines leerte. Doch der leichteste Rausch war für uns die Grenze der Trunkenheit; wir gingen nicht darüber hinaus. Die Unterhaltung zog alle möglichen Gegenstände in ihren Kreis; Rousseau aber verfocht seine Ansichten nie mit Schärfe oder Hartnäckigkeit; nie schlug er einen absprechenden Ton an. Es kam wohl vor, daß der Eine oder Andere ihm ziemlich zusetzte; er senkte dann den Kopf und schwieg; man konnte sich keinen besseren Gesellschafter wünschen. Ueberhaupt war dieser wegen seiner Misanthropie so berufene Mann in Brot, wie auf allen unseren Ausflügen, der einfachste, sanfteste und bescheidenste Mensch. Allerdings, er befand sich hier in seinem Elemente, in etwas wilden, aber pittoresken und romantischen Gegenden, in Gesellschaft guter Menschen, die ihm zusagten. Er fühlte sich frei und behaglich; wir athmeten eine frische, reine Luft und erfreuten uns der besten Gesundheit. Zudem hatte er für die Botanik eine Vorliebe, die jedenfalls weit aufrichtiger war, als die meinige."

Man sieht, es waren recht angenehme, vergnügte Tage, die Rousseau auf seinen botanischen Streifzügen durchlebte; heiter und friedlich flossen sie dahin, eine unversiegliche Quelle reinen, belebenden Genusses. Leider sollten diese harmlosen Wanderungen bald eine gewaltsame Unterbrechung erfahren. Das lebhafte Interesse, welches der angehende Botaniker an seiner Wissenschaft nahm, absorbirte ihn doch nicht so ganz, daß er darüber alles Andere vergessen hätte. Er mochte sich zeitweilig durch den traulichen Verkehr mit seinen neuen Lieblingen vollkommen befriedigt fühlen; auf die Dauer konnte er nicht umhin, zu der großen Welt- und Menschenbühne zurückzukehren, auf welcher er bis dahin eine so bedeutsame Rolle gespielt hatte. Die hervorragende Stellung, zu der er nun einmal gelangt war, mußte, wie unbequem das auch mitunter wurde, behauptet und gegen die Angriffe der Feinde vertheidigt werden. Sie war aber erst neuerlich in einer Weise angefochten worden, daß sie ernstlich bedroht scheinen durfte, wenn der gegen sie geführte Schlag nicht rechtzeitig parirt wurde. Der gewandte Advokat des Genfer Rathes hatte sich nicht damit begnügt, die Rechte seines Clienten der Opposition gegenüber zu wahren, er war auch, um die Grundlosigkeit ihrer Beschwerden nachzuweisen, auf den ursprünglichen Anlaß derselben zurückgegangen und hatte zu zeigen versucht, daß der Inhalt der Rousseau'schen Schriften den gegen sie und ihren Verfasser erlassenen Beschluß durchaus rechtfertige. Sein Plaidoyer enthielt eine verschärfte Wiederholung derselben Beschuldigungen, die er früher als öffentlicher Ankläger erhoben hatte. Abermals wurde der Emil als ein „irreligiöses Buch“ und der Contrat social als ein Werk bezeichnet, „welches auf den Umsturz aller staatlichen Ordnung abziele.“ Rousseau aber glaubte diese Behauptungen um so weniger ruhig hinnehmen zu dürfen, da sie von einem Manne ausgingen, dessen wohlbegründetes Ansehen ihnen eine mehr als gewöhnliche Bedeutung gab. Kein Zweifel, er befand sich wieder in dem Falle, im Interesse seines guten Rufes bei der Mit- und Nachwelt, das Gelöbniß des Schweigens der Pflicht, zu reden, nachsetzen zu müssen.

Zugleich wurde, was die persönliche Ehre gebot, auch durch die Rücksicht auf die Genfer Freunde gefordert. Wir sagten schon, daß die „Briefe vom Lande“ die Partei der Repräsentanten völlig aus der Fassung gebracht und ihr allen Muth benommen hatte, den Kampf weiter zu führen. Zwar erholten sie sich allmälig von ihrem ersten Schrecken insoweit, daß sie es wagten, an eine Entgegnung zu denken. Der Erfolg schien ihnen indeß vor wie nach sehr zweifelhaft; nur Einer, so meinten sie, habe das Zeug

dazu, dem gefürchteten Gegner die Spitze zu bieten, und dieser Eine sei Rousseau. Auch baten sie ihn dringend, sich ihrer Sache anzunehmen, sie nicht jetzt, wo sie doch zumeist um seinetwillen in eine so bedenkliche Lage gerathen, im Stiche zu lassen. Rousseau zögerte eine Weile; er fühlte doch anfangs ein gewisses Widerstreben, auf ihre Wünsche einzugehen. Nicht lange aber und er machte sich an die Arbeit. Niemand erfuhr davon; die Besorgniß, daß, wenn die Existenz der Gegenschrift bekannt würde, die Veröffentlichung auf irgend ein Hinderniß stoßen möchte, bestimmte ihn, sie durchaus geheim zu halten. Als die Freunde ihm bei einer geheimen Zusammenkunft, welche im Anfange des August 1764 in Thonon auf savoyischem Gebiete stattfand[25]), den Entwurf ihrer Antwort vorlegten, ahnten sie nicht, daß die seinige bereits fertig und auf dem Wege zur Presse war. Er hatte sie, um nicht durch Sendungen an seinen gewöhnlichen Verleger in Holland Verdacht zu erregen, an einen Bekannten im damals päpstlichen Avignon geschickt, der ihm versichert, daß hier dem Drucke keine Schwierigkeiten begegnen würden. Indeß stellte sich bald heraus, daß keiner der dortigen Buchhändler den Muth hatte, die Veröffentlichung zu übernehmen. Rousseau sah sich daher genöthigt, auf Rey zurückzukommen, aus dessen Offizin die Schrift denn auch gegen Ende des Jahres hervorging[26]).

Sie erschien unter dem Titel „Briefe vom Berge" (**Lettres de la Montagne**), eine Aufschrift, die sofort an die Tronchin'schen „Briefe vom Lande", durch welche sie veranlaßt worden, erinnerte. In dem Vorworte aber, welches der Verfasser ihr mit auf den Weg gab, spricht er sich näher über die Gründe aus, die ihn zu ihrer Veröffentlichung bewogen haben, wobei die persönlichen Motive natürlich zurücktreten. „Hätte es sich," sagt er hier, „nur um mich gehandelt, so würde ich diese Briefe unterdrückt oder vielmehr gar nicht geschrieben haben. Aber mein Vaterland ist mir nicht so fremd geworden, daß ich es ruhig ansehen könnte, wie seine Bürger unterdrückt werden, zumal sie ihre Rechte in der Vertheidigung meiner Sache aufs Spiel gesetzt haben. Man würde mich mit Recht für einen erbärmlichen Menschen halten, wollte ich in einem Falle, wo es gilt, eine Pflicht zu erfüllen, einem Gefühle folgen, welches nicht Milde und Geduld, sondern Schwäche und Feigheit sein würde." Freilich ist der sachliche Inhalt der Schrift nicht der Art, daß das große Publikum sich für ihn sonderlich interessiren sollte. „Die Verfassung einer kleinen Republik, das Schicksal eines unbedeutenden Privatmannes, die Erörterung einiger Ungerechtigkeiten, die Widerlegung einiger Sophismen, das Alles hat an sich keine so große Bedeutung. Doch

Man sieht, es waren recht angenehme, vergnügte Tage, die Rousseau auf seinen botanischen Streifzügen durchlebte; heiter und friedlich flossen sie dahin, eine unversiegliche Quelle reinen, belebenden Genusses. Leider sollten diese harmlosen Wanderungen bald eine gewaltsame Unterbrechung erfahren. Das lebhafte Interesse, welches der angehende Botaniker an seiner Wissenschaft nahm, absorbirte ihn doch nicht so ganz, daß er darüber alles Andere vergessen hätte. Er mochte sich zeitweilig durch den traulichen Verkehr mit seinen neuen Lieblingen vollkommen befriedigt fühlen; auf die Dauer konnte er nicht umhin, zu der großen Welt- und Menschenbühne zurückzukehren, auf welcher er bis dahin eine so bedeutsame Rolle gespielt hatte. Die hervorragende Stellung, zu der er nun einmal gelangt war, mußte, wie unbequem das auch mitunter wurde, behauptet und gegen die Angriffe der Feinde vertheidigt werden. Sie war aber erst neuerlich in einer Weise angefochten worden, daß sie ernstlich bedroht scheinen durfte, wenn der gegen sie geführte Schlag nicht rechtzeitig parirt wurde. Der gewandte Advokat des Genfer Rathes hatte sich nicht damit begnügt, die Rechte seines Clienten der Opposition gegenüber zu wahren, er war auch, um die Grundlosigkeit ihrer Beschwerden nachzuweisen, auf den ursprünglichen Anlaß derselben zurückgegangen und hatte zu zeigen versucht, daß der Inhalt der Rousseau'schen Schriften den gegen sie und ihren Verfasser erlassenen Beschluß durchaus rechtfertige. Sein Plaidoyer enthielt eine verschärfte Wiederholung derselben Beschuldigungen, die er früher als öffentlicher Ankläger erhoben hatte. Abermals wurde der Emil als ein „irreligiöses Buch" und der Contrat social als ein Werk bezeichnet, „welches auf den Umsturz aller staatlichen Ordnung abziele." Rousseau aber glaubte diese Behauptungen um so weniger ruhig hinnehmen zu dürfen, da sie von einem Manne ausgingen, dessen wohlbegründetes Ansehen ihnen eine mehr als gewöhnliche Bedeutung gab. Kein Zweifel, er befand sich wieder in dem Falle, im Interesse seines guten Rufes bei der Mit- und Nachwelt, das Gelöbniß des Schweigens der Pflicht, zu reden, nachsetzen zu müssen.

Zugleich wurde, was die persönliche Ehre gebot, auch durch die Rücksicht auf die Genfer Freunde gefordert. Wir sagten schon, daß die „Briefe vom Lande" die Partei der Repräsentanten völlig aus der Fassung gebracht und ihr allen Muth benommen hatte, den Kampf weiter zu führen. Zwar erholten sie sich allmälig von ihrem ersten Schrecken insoweit, daß sie es wagten, an eine Entgegnung zu denken. Der Erfolg schien ihnen indeß vor wie nach sehr zweifelhaft; nur Einer, so meinten sie, habe das Zeug

dazu, dem gefürchteten Gegner die Spitze zu bieten, und dieser Eine sei Rousseau. Auch baten sie ihn dringend, sich ihrer Sache anzunehmen, sie nicht jetzt, wo sie doch zumeist um seinetwillen in eine so bedenkliche Lage gerathen, im Stiche zu lassen. Rousseau zögerte eine Weile; er fühlte doch anfangs ein gewisses Widerstreben, auf ihre Wünsche einzugehen. Nicht lange aber und er machte sich an die Arbeit. Niemand erfuhr davon; die Besorgniß, daß, wenn die Existenz der Gegenschrift bekannt würde, die Veröffentlichung auf irgend ein Hinderniß stoßen möchte, bestimmte ihn, sie durchaus geheim zu halten. Als die Freunde ihm bei einer geheimen Zusammenkunft, welche im Anfange des August 1764 in Thonon auf savoyischem Gebiete stattfand[25]), den Entwurf ihrer Antwort vorlegten, ahnten sie nicht, daß die seinige bereits fertig und auf dem Wege zur Presse war. Er hatte sie, um nicht durch Sendungen an seinen gewöhnlichen Verleger in Holland Verdacht zu erregen, an einen Bekannten im damals päpstlichen Avignon geschickt, der ihm versichert, daß hier dem Drucke keine Schwierigkeiten begegnen würden. Indeß stellte sich bald heraus, daß keiner der dortigen Buchhändler den Muth hatte, die Veröffentlichung zu übernehmen. Rousseau sah sich daher genöthigt, auf Rey zurückzukommen, aus dessen Offizin die Schrift denn auch gegen Ende des Jahres hervorging[26]).

Sie erschien unter dem Titel „Briefe vom Berge" (**Lettres de la Montagne**), eine Aufschrift, die sofort an die Tronchin'schen „Briefe vom Lande", durch welche sie veranlaßt worden, erinnerte. In dem Vorworte aber, welches der Verfasser ihr mit auf den Weg gab, spricht er sich näher über die Gründe aus, die ihn zu ihrer Veröffentlichung bewogen haben, wobei die persönlichen Motive natürlich zurücktreten. „Hätte es sich," sagt er hier, „nur um mich gehandelt, so würde ich diese Briefe unterdrückt oder vielmehr gar nicht geschrieben haben. Aber mein Vaterland ist mir nicht so fremd geworden, daß ich es ruhig ansehen könnte, wie seine Bürger unterdrückt werden, zumal sie ihre Rechte in der Vertheidigung *meiner* Sache aufs Spiel gesetzt haben. Man würde mich mit Recht für einen erbärmlichen Menschen halten, wollte ich in einem Falle, wo es gilt, eine Pflicht zu erfüllen, einem Gefühle folgen, welches nicht Milde und Geduld, sondern Schwäche und Feigheit sein würde." Freilich ist der sachliche Inhalt der Schrift nicht der Art, daß das große Publikum sich für ihn sonderlich interessiren sollte. „Die Verfassung einer kleinen Republik, das Schicksal eines unbedeutenden Privatmannes, die Erörterung einiger Ungerechtigkeiten, die Widerlegung einiger Sophismen, das Alles hat an sich keine so große Bedeutung. Doch

wie geringfügig die faktischen Verhältnisse, die hier in Frage kommen, sein mögen, die Fragen, um welche es sich handelt, sind groß und der Beachtung werth. Lassen wir Genf an seiner Stelle und Rousseau in seiner beengten Lage; aber Religion, Freiheit, Gerechtigkeit, das sind Dinge, die Niemand unter seiner Würde finden darf. Leider wird, wer an dem trockenen Stoffe Anstoß nimmt, sich durch den Styl nicht entschädigt sehen. Die Ehre, einen Unterdrückten zu vertheidigen, würde mein Herz entflammt haben, wenn ich für einen Anderen gesprochen hätte, aber gezwungen zu dem traurigen Geschäfte, mich selbst zu vertheidigen, mußte ich mich auf ein einfaches, nüchternes Raisonnement beschränken; stärkere Erregung wäre in diesem Falle eine Erniedrigung gewesen."

So ganz einfach und kühl, wie man nach dieser Ankündigung erwarten möchte, ist die Darstellung in den fraglichen Briefen doch nicht. Es gibt der Stellen gar manche, an welchen die ruhige Erörterung durch den mehr oder minder lebhaften Ausdruck einer, zuweilen selbst leidenschaftlichen Erregung unterbrochen wird. Im Ganzen indeß — man muß das Rousseau zugeben — hat er in dieser Schrift eine Mäßigung an den Tag gelegt, die zwar nicht grade „stoisch" zu nennen ist, doch aber unter den gegebenen Umständen alle Anerkennung verdient. Freilich konnte sie nicht hindern, daß seine Rechtfertigung, weit entfernt, die Gegner zu überzeugen oder zu versöhnen, sie zu noch heftigeren Anklagen und einem noch rücksichtsloseren Vorgehen reizte. Man darf doch zweifeln, ob er die Briefe veröffentlicht haben würde, hätte er die schlimmen Folgen vorhergesehen, welche sie nicht blos für ihn selbst, sondern auch in weiteren Kreisen nach sich zogen. Wir werden diese ihre unheilvollen Wirkungen bald genauer schildern, geben aber zuvor eine kurze Uebersicht ihres Inhaltes, wobei wir das ziemlich weitschichtige juristische und staatsrechtliche Detail zur Seite lassen.

IV.

„Es handelt sich," so beginnt Rousseau, „jetzt nicht mehr um meine Sache, sondern um die der Genfer Bürgerschaft. Schlimm genug, daß es dahin gekommen; ich habe es nicht gewollt und, soviel an mir lag, zu hindern gesucht. Wäre man meinem Rathe gefolgt, so würden die Vorstellungen der Repräsentanten, wie die abschlägigen Bescheide des Rathes unterblieben und dem Staate die Krisis erspart worden sein, in welcher er sich

gegenwärtig befindet. Doch sie ist nun da und irgend eine Entscheidung nothwendig. Die Rechte der Bürger, einmal in Anspruch genommen und bestritten, können nicht zweifelhaft bleiben; sie müssen entweder anerkannt oder vernichtet werden. Sehr fraglich aber ist, ob ich zu einer befriedigenden Lösung dieses Conflikts beitragen kann. Stehen auch meine persönlichen Interessen nicht mehr in Frage, ich bin doch vor wie nach Partei in der Sache und außer Stande, mich selbst bei einem Zwiste zu vergessen, welcher durch die Kränkungen, die ich an meiner Ehre erfahren habe, veranlaßt worden ist. Man sehe sich daher vor und mißtraue nicht meinen Absichten, wohl aber meinem Urtheile. Auch der gerechteste Mensch sieht, wenn er tief verletzt ist, die Dinge selten so, wie sie sind. Was mich angeht, so werde ich bemüht sein, die vorliegende Streitfrage möglichst unparteiisch zu erörtern, und damit ich das leichter vermag, zunächst von mir und den Beschwerden sprechen, die ich gegen die Genfer Behörden auf dem Herzen habe.

„Man weiß, wie hart und schmachvoll ich von ihnen behandelt worden bin. Sie haben sich, ohne mich vorzufordern und anzuhören, mit einer beispiellosen Hast beeilt, meine Schriften zu verdammen und dem Henker zu überliefern. Sie sind noch weiter gegangen, sie haben, ohne Rücksicht auf meine Lage, gegen meine Person einen Haftbefehl erlassen und mir selbst die Bezeichnungen nicht erspart, die man sonst nur bei Verbrechern anzuwenden pflegt. Niemand wird behaupten können, daß ihr Verfahren zu nachsichtig gewesen; war es aber auch gerecht? Ohne Zweifel gibt es Fälle, in welchen die Staatsbehörde befugt ist, gegen einen Schriftsteller einzuschreiten. Man unterscheide indeß wohl: der Verfasser eines Buches kann und wird, wie jeder andere Mensch, vielfach irren. Sind diese Irrthümer unschädlich, so fallen sie lediglich der Kritik und dem Urtheile des Publikums anheim. Sind sie nachtheilig, so kommt es darauf an, ob sie mit oder ohne Absicht begangen worden. Wer bona fide, ohne es zu wissen und zu wollen, bedenkliche Ansichten äußert, kann deshalb nicht gerichtlich belangt werden; man mag seine Schrift unter Umständen verbieten, darf ihn aber nicht zur Strafe ziehen, da eben nur der böse Wille straffällig ist. Anders steht die Sache, wenn sich aus dem Gesammtinhalte eines verwerflichen Buches unzweideutig ergiebt, daß es mit vollem Bewußtsein in schlechter Absicht geschrieben wurde. Es handelt sich dann nicht mehr von einem Irrthum, sondern von einem Verbrechen, welches vor den kompetenten Richter gebracht und nach der ganzen Strenge des Gesetzes geahndet werden muß. Ist nun dieser Fall auf mich anwendbar?

wie geringfügig die faktischen Verhältnisse, die hier in Frage kommen, sein mögen, die Fragen, um welche es sich handelt, sind groß und der Beachtung werth. Lassen wir Genf an seiner Stelle und Rousseau in seiner beengten Lage; aber Religion, Freiheit, Gerechtigkeit, das sind Dinge, die Niemand unter seiner Würde finden darf. Leider wird, wer an dem trockenen Stoffe Anstoß nimmt, sich durch den Styl nicht entschädigt sehen. Die Ehre, einen Unterdrückten zu vertheidigen, würde mein Herz entflammt haben, wenn ich für einen Anderen gesprochen hätte, aber gezwungen zu dem traurigen Geschäfte, mich selbst zu vertheidigen, mußte ich mich auf ein einfaches, nüchternes Raisonnement beschränken; stärkere Erregung wäre in diesem Falle eine Erniedrigung gewesen."

So ganz einfach und kühl, wie man nach dieser Ankündigung erwarten möchte, ist die Darstellung in den fraglichen Briefen doch nicht. Es gibt der Stellen gar manche, an welchen die ruhige Erörterung durch den mehr oder minder lebhaften Ausdruck einer, zuweilen selbst leidenschaftlichen Erregung unterbrochen wird. Im Ganzen indeß — man muß das Rousseau zugeben — hat er in dieser Schrift eine Mäßigung an den Tag gelegt, die zwar nicht grade „stoisch" zu nennen ist, doch aber unter den gegebenen Umständen alle Anerkennung verdient. Freilich konnte sie nicht hindern, daß seine Rechtfertigung, weit entfernt, die Gegner zu überzeugen oder zu versöhnen, sie zu noch heftigeren Anklagen und einem noch rücksichtsloseren Vorgehen reizte. Man darf doch zweifeln, ob er die Briefe veröffentlicht haben würde, hätte er die schlimmen Folgen vorhergesehen, welche sie nicht blos für ihn selbst, sondern auch in weiteren Kreisen nach sich zogen. Wir werden diese ihre unheilvollen Wirkungen bald genauer schildern, geben aber zuvor eine kurze Uebersicht ihres Inhaltes, wobei wir das ziemlich weitschichtige juristische und staatsrechtliche Detail zur Seite lassen.

IV.

„Es handelt sich," so beginnt Rousseau, „jetzt nicht mehr um meine Sache, sondern um die der Genfer Bürgerschaft. Schlimm genug, daß es dahin gekommen; ich habe es nicht gewollt und, soviel an mir lag, zu hindern gesucht. Wäre man meinem Rathe gefolgt, so würden die Vorstellungen der Repräsentanten, wie die abschlägigen Bescheide des Rathes unterblieben und dem Staate die Krisis erspart worden sein, in welcher er sich

gegenwärtig befindet. Doch sie ist nun da und irgend eine Entscheidung nothwendig. Die Rechte der Bürger, einmal in Anspruch genommen und bestritten, können nicht zweifelhaft bleiben; sie müssen entweder anerkannt oder vernichtet werden. Sehr fraglich aber ist, ob ich zu einer befriedigenden Lösung dieses Confliktes beitragen kann. Stehen auch meine persönlichen Interessen nicht mehr in Frage, ich bin doch vor wie nach Partei in der Sache und außer Stande, mich selbst bei einem Zwiste zu vergessen, welcher durch die Kränkungen, die ich an meiner Ehre erfahren habe, veranlaßt worden ist. Man sehe sich daher vor und mißtraue nicht meinen Absichten, wohl aber meinem Urtheile. Auch der gerechteste Mensch sieht, wenn er tief verletzt ist, die Dinge selten so, wie sie sind. Was mich angeht, so werde ich bemüht sein, die vorliegende Streitfrage möglichst unparteiisch zu erörtern, und damit ich das leichter vermag, zunächst von mir und den Beschwerden sprechen, die ich gegen die Genfer Behörden auf dem Herzen habe.

„Man weiß, wie hart und schmachvoll ich von ihnen behandelt worden bin. Sie haben sich, ohne mich vorzufordern und anzuhören, mit einer beispiellosen Hast beeilt, meine Schriften zu verdammen und dem Henker zu überliefern. Sie sind noch weiter gegangen, sie haben, ohne Rücksicht auf meine Lage, gegen meine Person einen Haftbefehl erlassen und mir selbst die Bezeichnungen nicht erspart, die man sonst nur bei Verbrechern anzuwenden pflegt. Niemand wird behaupten können, daß ihr Verfahren zu nachsichtig gewesen; war es aber auch gerecht? Ohne Zweifel gibt es Fälle, in welchen die Staatsbehörde befugt ist, gegen einen Schriftsteller einzuschreiten. Man unterscheide indeß wohl: der Verfasser eines Buches kann und wird, wie jeder andere Mensch, vielfach irren. Sind diese Irrthümer unschädlich, so fallen sie lediglich der Kritik und dem Urtheile des Publikums anheim. Sind sie nachtheilig, so kommt es darauf an, ob sie mit oder ohne Absicht begangen worden. Wer bona fide, ohne es zu wissen und zu wollen, bedenkliche Ansichten äußert, kann deshalb nicht gerichtlich belangt werden; man mag seine Schrift unter Umständen verbieten, darf ihn aber nicht zur Strafe ziehen, da eben nur der böse Wille straffällig ist. Anders steht die Sache, wenn sich aus dem Gesammtinhalte eines verwerflichen Buches unzweideutig ergiebt, daß es mit vollem Bewußtsein in schlechter Absicht geschrieben wurde. Es handelt sich dann nicht mehr von einem Irrthum, sondern von einem Verbrechen, welches vor den kompetenten Richter gebracht und nach der ganzen Strenge des Gesetzes geahndet werden muß. Ist nun dieser Fall auf mich anwendbar?

habe ich wirklich in böser Absicht verderbliche Bücher geschrieben? Nur wenn dies festgestellt und zugleich nachgewiesen ist, daß man sich bei der Untersuchung streng an die Formen und Vorschriften des Gesetzes gehalten hat, kann das gegen mich beobachtete Verfahren gerecht genannt werden.

„Sehen wir denn näher zu, ob diese beiden Bedingungen erfüllt sind. In Bezug auf die erste würde allerdings kein Zweifel obwalten können, wenn die Behauptung meiner Ankläger, daß „ich in meinen Schriften einerseits Religion und Christenthum absichtlich untergrabe, andererseits alle Regierungen und jede staatliche Ordnung in Frage stelle," begründet wäre. Sie ist es indeß nicht. Was zunächst die Religion angeht, so kommen ihre rein spekulativen, d. h. solche Dogmen, welche lediglich in das Gebiet des Glaubens fallen, hier nicht weiter in Betracht. Die Beurtheilung der Ansichten, welche sie hervorrufen, steht allein der Vernunft, nicht der Behörde oder dem Strafrichter zu. Die Competenz des Staates erstreckt sich nur auf den Theil der Religion, welcher es mit den Prinzipien der sozialen Tugenden, der Pflichten des Menschen und Bürgers zu thun hat und deshalb der Moral zur Basis dient. Dieser ist aber in den betreffenden Abschnitten meines Werkes nicht nur nicht bestritten, sondern im Gegentheil in allen wesentlichen Punkten unzweideutig anerkannt und nachdrücklich zur Geltung gebracht worden. Es dürfte schwer sein, sich über Gott und die Vorsehung, über Gerechtigkeit, Frieden und Menschenglück, über die Gesetze und Pflichten des gesellschaftlichen Lebens bestimmter und positiver auszusprechen, wie es dort geschieht. Zwar finden sich auch Zweifel und Einwürfe; sie gelten indeß immer nur Dingen, die entweder gleichgültig oder geradezu schädlich sind. Weit entfernt, die wahren Grundsätze der Religion anzugreifen, ist der Verfasser überall bemüht, sie zu befestigen. Was er bekämpft und bekämpfen muß, ist der blinde Fanatismus, das stupide Vorurtheil, der grausame Aberglaube. Freilich sagt man: dies Alles muß respektirt werden. Und warum? Weil man so die Völker leitet. Ja wohl, man führt sie so ins Verderben. Der Aberglaube ist die schrecklichste Geißel der Menschheit; er verthiert die Einfältigen, er verfolgt die Einsichtigen und schlägt die Nationen in Fesseln; er bringt zahllose Uebel hervor, aber nichts Gutes, außer etwa für die Tyrannen, deren furchtbarste Waffe er ist.

„Versichert man aber, daß ich durch die gegen ihn gerichteten Angriffe die Religion selbst habe treffen wollen, so ist das eine grundlose Verleumdung, die meine Schriften selbst Lügen strafen. Wer diese lies't und prüft, wird sich überzeugen, daß ihr

Verfasser nicht die schlimmen Absichten gehegt hat, die man ihm ohne all und jeden Beweis unterschiebt. Ich selber freilich kann eine solche Prüfung nicht vornehmen; es wäre eine Schmach für mich, wie für den Leser, wollte ich zu rechtfertigen suchen, was keiner Rechtfertigung bedarf. Man erniedrigt die Tugend, wenn man beweis't, daß sie kein Verbrechen, man verdunkelt die Evidenz, wenn man zeigt, daß sie die Wahrheit ist. Kann ich aber meine Lehre nicht vertheidigen, so darf ich doch auf die Wirkungen hinweisen, welche die Befolgung derselben haben würde. Gesetzt, das Glaubensbekenntniß des savoyischen Vicars käme in irgend einem Winkel der christlichen Welt zur Geltung, was würde es zur Folge haben? Ganz neue Erscheinungen, ohne irgend welchen Anschein der Neuheit: keine Veränderung im Cultus, aber große Aenderungen in den Gesinnungen, Bekehrungen ohne Aufsehen, Glauben ohne Zank, Eifer ohne Fanatismus, Vernunft ohne Gottlosigkeit, die Toleranz des Philosophen und die Liebe des Christen. Die Mitglieder der neuen Gemeinde werden zwei Glaubensnormen anerkennen, die im Grunde nur eine ausmachen: die Vernunft und das auf sie, nicht aber auf gewisse, der Beglaubigung bedürftige Thatsachen gestützte Evangelium. Von den übrigen Christen werden sie sich nur insofern unterscheiden, als diese vielfach über die heiligen Schriften streiten, ohne sich um die Ausübung ihrer Vorschriften sonderlich zu kümmern, während sie selbst sich an die Praxis halten und allen Zänkereien aus dem Wege gehen. Ebenso einfach in der Form des Cultus, wie im Inhalte des Glaubens, wird ihre Religion grade dieser Einfachheit wegen für die Menschen die nützlichste sein. Von all' den Dingen befreit, die man an die Stelle der Tugenden setzt, ohne abergläubische Gebräuche und ohne Subtilitäten in der Lehre, wird sie ganz und allein auf ihr wahres Ziel, auf die Erfüllung unserer Pflichten ausgehen."

„Was ihr Verhältniß zu anderen Religionen angeht, so wird sie die größte Duldsamkeit gestatten. Zwar werden in einem Lande, wo sie zur Herrschaft gelangt ist, alle Bewohner gesetzlich verpflichtet sein, sich ihr zu unterwerfen. Sie darf und muß diese allgemeine Anerkennung fordern, weil sie keineswegs auf menschlicher Autorität beruht und nichts enthält, was der natürlichen Einsicht unzugänglich und dem Wohle der Gesellschaft fremd oder für die Moral gleichgültig wäre. Doch werden sich ihre Bekenner deshalb nicht intolerant erweisen; im Gegentheil duldsam aus Prinzip, sind sie es auch thatsächlich in höherem Grade, als man es bei irgend einer anderen Lehre sein kann, da sie alle Religionen, die das Wesentliche enthalten, zulassen, auch wenn dieselben die

gemeinsame Hauptsache hinter Nebendinge zurücksetzen. Gleichgültig gegen das religiöse Beiwerk, stellen sie Gebräuche, Formeln und Symbole Jedem anheim; erkennt er nur die Prinzipien der menschlichen und bürgerlichen Pflichten an, so mag er im Uebrigen glauben, was er will. Wesentlich schlechte Religionen freilich, d. h. solche, die zum Bösen veranlassen, werden sie nicht dulden; es würde dies der wahren Toleranz, die lediglich auf den Frieden der Menschheit abzielt, widerstreiten. Ebensowenig werden sie sich, falls sie etwa, statt selbst zu herrschen, Anderen unterworfen sind, einen Glauben dieser Art aufnöthigen lassen, wie bereit sie auch sind, sich in jeder anderen Rücksicht den Geboten der Machthaber zu fügen. Ist aber die Religion des Landes, in welchem sie leben, an sich gut, so werden sie sich an das Wesentliche, worin sie mit der ihrigen übereinstimmt, halten und das Uebrige aus Achtung vor den Gesetzen, wie aus Liebe zum Frieden, mit in den Kauf nehmen. Sie werden aus ihrem Bekenntnisse kein Hehl machen, wenn man es zu hören verlangt, und sich vertheidigen, wenn man sie angreift, dagegen alle überflüssigen Zänkereien vermeiden, und ohne ihre Nachbarn bekehren zu wollen, nur darauf bedacht sein, ihnen in Liebe verbunden zu bleiben."

„Dies sind die guten Wirkungen meiner Lehre; die schlechten lassen sich kürzer angeben: Gott wird nicht mehr das Organ der menschlichen Bosheit, die Religion nicht mehr ein Werkzeug für die Herrschsucht des Klerus und die Rache der Machthaber sein, sondern nur noch dazu dienen, die Gläubigen gut und gerecht zu machen. Ob sie deshalb dem Gemeinwohl schädlich und als eine unchristliche zu bezeichnen ist, mag der Entscheidung jedes Unbefangenen überlassen bleiben. Mir scheint, daß man Unrecht haben würde, ihren Anhängern den Namen Christen zu verweigern, da sie ihn durch ihr Verhalten im vollsten Maße verdienen. Es sind, wenn man will, keine Christen nach der Weise des Apostels Paulus, der von Natur verfolgungssüchtig war und Christus selbst nicht gehört hatte, wohl aber im Sinne des heiligen Jacobus, der vom Herrn persönlich erwählt, aus seinem eigenen Munde die Unterweisungen vernahm, welche er uns mittheilt. Freilich würde ihr und mein Christenthum mit Recht Verdacht erregen, wenn ich dasselbe, wie behauptet wird, schlechtweg für eine „absurde und antisociale Institution" erklärt hätte. Doch dem ist nicht so; der Abschnitt des Contrat social, auf welchen sich diese Anklage stützt, führt nur aus, daß das Christenthum vermöge seines universellen Charakters nichts Exclusives oder Locales an sich hat und darum nicht, wie die Religionen des Alterthums, einen integrirenden Bestandtheil der nationalen oder staatlichen Gesetzgebung bilden

kann. In der That haben diejenigen, welche aus ihm eine Staats- oder Nationalreligion haben machen wollen, damit der Religion ebensosehr geschadet, wie dem Staate. Sie haben sich von dem Geiste Christi, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, entfernt, die himmlische Reinheit der Religion durch ihre Verflechtung in irdische Interessen beschmutzt und sie zu einer Waffe der Tyrannei, zu einem Werkzeuge der Verfolgung erniedrigt. Sie haben nicht minder die gesunden Prinzipien der Politik verletzt, weil sie, statt die Staatsmaschine zu vereinfachen, sie complicirter gemacht, ihr fremde, überflüssige Hebel und Räder eingesetzt und dadurch, daß sie dieselbe zwei verschiedenen und nicht selten einander gradezu widerstreitenden Triebkräften unterwarfen, jene beständigen Unruhen und Zuckungen verursacht, die in allen christlichen Staaten begegnen, in welchen man die Religion in das politische System aufgenommen hat."

„Zeige ich aber, daß das Christenthum ungeeignet ist, eine politische Institution abzugeben, so bestreite ich doch damit nicht seinen socialen Einfluß und Werth. Es ist meines Erachtens gewissermaßen zu social, umfaßt zu sehr die gesammte Menschheit, als daß es in die ihrer Natur nach exclusive Gesetzgebung irgend eines Theiles derselben eingehen könnte. Mehr darauf gerichtet, Menschen, als Bürger zu bilden, weckt es weniger den Patriotismus, als die Humanität; vorzugsweise dem Himmel zugewandt, liegen ihm die irdischen Interessen des Staates ferne. Auch kann es, bestrebt wie es ist, die Leidenschaften zu unterdrücken, die bürgerlichen Einrichtungen, welche sich auf diese stützen und durch sie erhalten, unmöglich kräftigen. Vermag es aber nicht, dem Staate als solchem ersprießliche Dienste zu leisten, so ist es doch sehr wohl im Stande, auf dessen Angehörige einen heilsamen Einfluß zu üben. Ihre reine Moral, welche den Menschen gerecht, gut, gemäßigt und friedliebend macht, sichert der christlichen Religion überall eine höchst wohlthätige Wirksamkeit, falls sie eben nur als Religion, als Gesinnung, Denkweise, Glaube zugelassen, und nicht zu einem Elemente des politischen Organismus erhoben oder vielmehr herabgesetzt wird."

„Möglich, daß ich mich in dieser meiner Ansicht irre; unchristlich oder gar „gottlos", wie man sie genannt hat, ist sie nicht. Auch wird Niemand, der sie so, wie sie ist, unbefangen ins Auge faßt, sie für schädlich halten können. Was aber von ihr, gilt ebenso von allen anderen Behauptungen, die mir zum Verbrechen angerechnet werden. Man braucht sie nur im Zusammenhange und in ihrem wahren Sinne zu nehmen, um sich zu überzeugen, daß sie, wenn nicht immer richtig, doch stets unverfänglich

sind. Meine Ankläger freilich befolgen eine ganz andere Methode; sie reißen, unbekümmert um das, was folgt oder vorausgeht, einzelne Stellen aus dem Ganzen heraus und geben diesen, so isolirten Sätzen eine Deutung, wie sie ihnen grade paßt. Natürlich wird es ihnen so sehr leicht, da eine bedenkliche Menge von Irrthümern zu entdecken, wo in Wahrheit keine zu finden sind. Uebrigens würden, sollten auch in einer Schrift unwahre oder tadelnswerthe Aeußerungen begegnen, diese doch nicht genügen, sie ohne Weiteres zu verdammen. Es gibt kein gutes Buch, welches nicht manches Schlechte oder doch Dinge enthält, die sich zum Schlimmen auslegen lassen. Selbst das Evangelium macht in dieser Rücksicht keine Ausnahme. Wollte man mit ihm verfahren, wie man mit meinen Schriften verfahren ist, so würde man es unschwer zu einem unsittlichen, gottlosen Werke stempeln können." Rousseau ist maliciös genug, einen solchen Versuch zu machen; er entwirft einen förmlichen Anklageakt, den er Punkt für Punkt mit geschickt ausgewählten Bibelstellen belegt. Sodann aber wendet er sich, im zweiten Briefe, zur Abwehr einer weiteren Beschuldigung.

Die Gegner behaupten nämlich, daß er nicht blos Religion und Christenthum im Allgemeinen, sondern auch die Religion des Genfer Staates ins Besondere angegriffen habe. Er kann daher nicht umhin, auch diesen Vorwurf genauer zu prüfen. Zunächst fragt sich, welches ist denn die in Rede stehende Staatsreligion? Man wird antworten: „Die heilige evangelische Reform". Doch das sind eben nur, wenn auch recht klangvolle Worte. Es kommt darauf an, festzustellen, was man sich unter dieser evangelischen Reform zu denken hat. Nun dürfte es aber nicht grade leicht sein, zu sagen, was dieselbe gegenwärtig in Genf ist. Eher schon läßt sich angeben, was sie ursprünglich war und stets sein sollte. Als die Reformatoren und ihre Anhänger sich von der römischen Kirche trennten, stützten sie ihren Abfall auf zwei Grundsätze, auf die Anerkennung der Bibel als einziger Norm des Glaubens, und auf die des persönlichen Geistes als ihres allein berechtigten Auslegers. Verschieden in ihren Meinungen und Tendenzen, stimmten sie doch alle darin überein, daß sie Jedem die unbedingte Befugniß zugestanden, über den Sinn der heiligen Schriften nach eigener Einsicht zu entscheiden. Sie duldeten alle Auslegungen und mußten sie dulden, mit alleiniger Ausnahme derjenigen, welche die Freiheit der Auslegung aufhebt, d. h. der katholischen. Auf der Basis dieser

freien individuellen Schrifterklärung hat sich der Protestantismus erhoben; auf ihr auch muß er fort und fort ruhen, wenn er sich erhalten will. Ebendarum ist es mit seinem wahren Wesen unvereinbar, detaillirte und allgemein verbindliche Glaubensbekenntnisse aufzustellen.

Zwar kann die Lehre der Mehrzahl, da sie die größere Wahrscheinlichkeit und Autorität für sich hat, Allen vorgetragen werden; die höchste Staats- oder Kirchengewalt kann sie sogar den Leuten, welche sie mit dem öffentlichen Unterrichte betraut, vorschreiben, weil dieser Unterricht nothwendig eine gewisse Regel und Ordnung erfordert und durch solche Vorschrift im Grunde Niemand in seiner Freiheit beeinträchtigt wird, da Keiner gezwungen ist, sich dem Lehr- oder Predigtamte zu widmen. Daraus aber folgt keineswegs, daß nun die Gläubigen verpflichtet wären, grade die Lehren und Erläuterungen anzunehmen, welche man ihnen vorträgt. Alle protestantischen Kirchen oder Synoden, welche bestimmte Glaubensformeln entworfen oder über gewisse Punkte der Lehre eine Entscheidung getroffen haben, konnten nur feststellen wollen, was ihre Prediger lehren sollten. Hätten diese Versammlungen mehr beabsichtigt, etwa die Gesammtheit der Gemeindeglieder durch ihre Beschlüsse binden wollen, so würden sie damit nur bewiesen haben, daß sie ihre eigene Religion nicht kannten. Diese verlangt, daß es dem Urtheile eines Jeden überlassen bleibe, zu bestimmen, wie weit er das, was ihm gelehrt wird, annehmen will oder kann. Man hüte sich wohl, dieses wahre Prinzip der Reformation anzutasten; wird es in Frage gestellt, so fällt der Protestantismus augenblicklich zusammen. „Wenn mir," fügt Rousseau hinzu, „Jemand beweis't, daß ich verpflichtet bin, mich einer fremden Autorität zu fügen, so werde ich morgen am Tage katholisch, und wer aufrichtig und consequent ist, wird meinem Beispiele folgen."

Freilich ist es bekannt genug, daß die protestantischen Kirchen ihre eigene Basis nicht selten verleugnet haben. Sind doch schon die Reformatoren selbst, in Genf so wenig, wie anderswo, den Grundsätzen treu geblieben, von welchen sie bei ihrem Auftreten geleitet wurden. Die Geschichte ist nur zu reich an Thatsachen, welche bezeugen, daß sie in Glaubenssachen eine strenge Inquisition ausübten und aus Verfolgten sehr bald Verfolger wurden. Dieser anstößige Widerspruch, dem man leider in der Entwickelung des Christenthums gar oft begegnet, ist indeß nur ein Beweis für die Inconsequenz der Menschen, sowie für die Macht, welche die Leidenschaften über ihre Vernunft zu gewinnen pflegen. „In stetem Streit mit der katholischen Geistlichkeit, wurde der protestantische

sind. Meine Ankläger freilich befolgen eine ganz andere Methode; sie reißen, unbekümmert um das, was folgt oder vorausgeht, einzelne Stellen aus dem Ganzen heraus und geben diesen, so isolirten Sätzen eine Deutung, wie sie ihnen grade paßt. Natürlich wird es ihnen so sehr leicht, da eine bedenkliche Menge von Irrthümern zu entdecken, wo in Wahrheit keine zu finden sind. Uebrigens würden, sollten auch in einer Schrift unwahre oder tadelnswerthe Aeußerungen begegnen, diese doch nicht genügen, sie ohne Weiteres zu verdammen. Es gibt kein gutes Buch, welches nicht manches Schlechte oder doch Dinge enthält, die sich zum Schlimmen auslegen lassen. Selbst das Evangelium macht in dieser Rücksicht keine Ausnahme. Wollte man mit ihm verfahren, wie man mit meinen Schriften verfahren ist, so würde man es unschwer zu einem unsittlichen, gottlosen Werke stempeln können." Rousseau ist maliciös genug, einen solchen Versuch zu machen; er entwirft einen förmlichen Anklageakt, den er Punkt für Punkt mit geschickt ausgewählten Bibelstellen belegt. Sodann aber wendet er sich, im zweiten Briefe, zur Abwehr einer weiteren Beschuldigung.

Die Gegner behaupten nämlich, daß er nicht blos Religion und Christenthum im Allgemeinen, sondern auch die Religion des Genfer Staates ins Besondere angegriffen habe. Er kann daher nicht umhin, auch diesen Vorwurf genauer zu prüfen. Zunächst fragt sich, welches ist denn die in Rede stehende Staatsreligion? Man wird antworten: „Die heilige evangelische Reform". Doch das sind eben nur, wenn auch recht klangvolle Worte. Es kommt darauf an, festzustellen, was man sich unter dieser evangelischen Reform zu denken hat. Nun dürfte es aber nicht grade leicht sein, zu sagen, was dieselbe gegenwärtig in Genf ist. Eher schon läßt sich angeben, was sie ursprünglich war und stets sein sollte. Als die Reformatoren und ihre Anhänger sich von der römischen Kirche trennten, stützten sie ihren Abfall auf zwei Grundsätze, auf die Anerkennung der Bibel als einziger Norm des Glaubens, und auf die des persönlichen Geistes als ihres allein berechtigten Auslegers. Verschieden in ihren Meinungen und Tendenzen, stimmten sie doch alle darin überein, daß sie Jedem die unbedingte Befugniß zugestanden, über den Sinn der heiligen Schriften nach eigener Einsicht zu entscheiden. Sie duldeten alle Auslegungen und mußten sie dulden, mit alleiniger Ausnahme derjenigen, welche die Freiheit der Auslegung aufhebt, d. h. der katholischen. Auf der Basis dieser

freien individuellen Schrifterklärung hat sich der Protestantismus erhoben; auf ihr auch muß er fort und fort ruhen, wenn er sich erhalten will. Ebendarum ist es mit seinem wahren Wesen unvereinbar, detaillirte und allgemein verbindliche Glaubensbekenntnisse aufzustellen.

Zwar kann die Lehre der Mehrzahl, da sie die größere Wahrscheinlichkeit und Autorität für sich hat, Allen vorgetragen werden; die höchste Staats- oder Kirchengewalt kann sie sogar den Leuten, welche sie mit dem öffentlichen Unterrichte betraut, vorschreiben, weil dieser Unterricht nothwendig eine gewisse Regel und Ordnung erfordert und durch solche Vorschrift im Grunde Niemand in seiner Freiheit beeinträchtigt wird, da Keiner gezwungen ist, sich dem Lehr- oder Predigtamte zu widmen. Daraus aber folgt keineswegs, daß nun die Gläubigen verpflichtet wären, grade die Lehren und Erläuterungen anzunehmen, welche man ihnen vorträgt. Alle protestantischen Kirchen oder Synoden, welche bestimmte Glaubensformeln entworfen oder über gewisse Punkte der Lehre eine Entscheidung getroffen haben, konnten nur feststellen wollen, was ihre Prediger lehren sollten. Hätten diese Versammlungen mehr beabsichtigt, etwa die Gesammtheit der Gemeindeglieder durch ihre Beschlüsse binden wollen, so würden sie damit nur bewiesen haben, daß sie ihre eigene Religion nicht kannten. Diese verlangt, daß es dem Urtheile eines Jeden überlassen bleibe, zu bestimmen, wie weit er das, was ihm gelehrt wird, annehmen will oder kann. Man hüte sich wohl, dieses wahre Prinzip der Reformation anzutasten; wird es in Frage gestellt, so fällt der Protestantismus augenblicklich zusammen. „Wenn mir," fügt Rousseau hinzu, „Jemand beweis't, daß ich verpflichtet bin, mich einer fremden Autorität zu fügen, so werde ich morgen am Tage katholisch, und wer aufrichtig und consequent ist, wird meinem Beispiele folgen."

Freilich ist es bekannt genug, daß die protestantischen Kirchen ihre eigene Basis nicht selten verleugnet haben. Sind doch schon die Reformatoren selbst, in Genf so wenig, wie anderswo, den Grundsätzen treu geblieben, von welchen sie bei ihrem Auftreten geleitet wurden. Die Geschichte ist nur zu reich an Thatsachen, welche bezeugen, daß sie in Glaubenssachen eine strenge Inquisition ausübten und aus Verfolgten sehr bald Verfolger wurden. Dieser anstößige Widerspruch, dem man leider in der Entwickelung des Christenthums gar oft begegnet, ist indeß nur ein Beweis für die Inconsequenz der Menschen, sowie für die Macht, welche die Leidenschaften über ihre Vernunft zu gewinnen pflegen. „In stetem Streit mit der katholischen Geistlichkeit, wurde der protestantische

Clerus auch seinerseits streit- und händelsüchtig. Nicht lange und er wollte über Alles urtheilen, Alles regeln und entscheiden. Jeder drängte seine Ansicht in bescheidener Weise allen Anderen als höchstes Gesetz auf, was denn freilich nicht der Weg war, in Frieden zu leben. Ohne Zweifel war Calvin ein großer Mann, aber er war am Ende doch ein Mensch und, was schlimmer ist, ein Theologe. Ueberdies besaß er den ganzen Hochmuth des Genies, welches seine Ueberlegenheit fühlt und sich unwillig aufbäumt, wenn sie in Frage gestellt wird. Manche seiner Collegen waren in demselben Falle, alle aber um so schuldvoller, je inconsequenter sie sich erwiesen. Ihre harte Orthodoxie, welche sie antrieb, die Vertreter abweichender Meinungen als Ketzer zu verfolgen, war selbst eine Ketzerei. Auch entsprang sie lediglich ihrem Geiste, nicht dem der Reformation."

Glücklicherweise ist diese intolerante Denkart in der Genfer Gemeinde nicht dauernd zur Geltung gelangt. Man darf ihr vielmehr nachrühmen, daß sie sich seit geraumer Zeit von der evangelischen Freiheit und Duldsamkeit weniger entfernt hat, als die Schwesterkirchen. Auch enthält der Eid, welchen die Republik ihren Bürgern auflegt, in religiöser Beziehung nichts, was mit den wahren Prinzipien des Protestantismus in Widerspruch stände. Derselbe verlangt zwar, daß man nicht nur die Bibel im Ganzen anerkenne, sondern auch in den „Hauptpunkten der Lehre einverstanden" sei. Diese Bestimmung thut indeß der persönlichen Freiheit keinen Eintrag, da die in Rede stehenden Hauptpunkte nicht fixirt werden und es also der Entscheidung eines Jeden anheimgestellt bleibt, was er als solche ansehen will. Die Ankläger Rousseau's sind daher sehr im Irrthum, wenn sie sich berechtigt glauben, ihn, weil er in „wesentlichen Punkten abweiche", der Verletzung seines Bürgereides zu zeihen. Sie setzen voraus, daß, was sie für wesentlich halten, nothwendig auch ihm als solches gelten müsse, eine Annahme, die zwar höchst arrogant, aber darum nicht weniger ungehörig ist. Ueberdies scheint den Herren die eigentliche Bedeutung der von ihnen urgirten Eidesklausel völlig unbekannt zu sein. Dieselbe hat, wie sich aus einer genaueren Prüfung der alten Religionsedikte ergibt, nur den Zweck, einer etwaigen Herstellung des Katholicismus vorzubauen. Da die Existenz des Genfer Staates gewissermaßen durch die Trennung der beiden Kirchen bedingt wurde, war es im Interesse seiner Erhaltung geboten, die Bürger gesetzlich zur Anerkennung der Lehren zu verpflichten, auf welchen die Trennung beruhte. Eben dies sind die Punkte, in Betreff deren der vorgeschriebene Eid Uebereinstimmung fordert; es handelt sich bei ihnen nicht um

die protestantische Doctrin als solche, nicht um die eine oder andere Auffassung ihrer eigenthümlichen Lehrmeinungen, sondern lediglich um die Prinzipien, welche den Protestantismus zum Katholicismus in Gegensatz stellen.

Daß man hierüber ebenso, wie über diese Prinzipien selbst, im Unklaren ist, kann kaum befremden. „Die Reformirten unserer Tage, wenigstens ihre Geistlichen, kennen und lieben ihre Religion nicht mehr. Trotz des lächerlich anmaßenden Tones, in welchem sie ihre Unduldsamkeit an den Tag legen, wissen sie weder, was sie glauben, noch was sie wollen und sagen. Während sie die Orthodoxie eines Laien zum Gegenstande ihrer Chicanen machen, lassen sie die ihrige in einer scandalösen Ungewißheit. Fragt man sie z. B., ob Jesus Christus wirklich Gott ist, so wagen sie nicht, zu antworten; fragt man weiter, welche Mysterien sie zulassen, so schweigen sie nicht minder. Ihre einzige Weise, den eigenen Glauben festzustellen, besteht darin, daß sie den der Anderen angreifen; sie machen es wie die Jesuiten, die, sagt man, alle Welt zwangen, ihre Constitutionen zu unterschreiben, selbst aber diese Unterschrift ablehnten." Bei Leuten dieser Art ist es schon begreiflich, wenn sie in dem Manne einen Gegner sehen, den sie als ihren Freund und Bundesgenossen hätten begrüßen sollen. In der That kann — Rousseau wenigstens ist davon überzeugt — die Sache der evangelischen Reform nicht energischer und wirksamer vertheidigt werden, als es von ihm geschehen ist. Er hat die unterscheidenden Lehrsätze der Katholiken nachdrücklich bekämpft, die der Protestanten dagegen mit der größten Entschiedenheit vertheidigt und die Wirkung dieser Apologie noch dadurch erhöht, daß er sie einem frommen katholischen Priester in den Mund legt. Ist dem aber so, dann muß die Anklage, um welche es sich hier handelt, ebenso ungerecht, wie absurd erscheinen: kein vernünftiger Mensch nimmt, was er anzugreifen gedenkt, unter seinen Schutz.

Wahr ist freilich: Rousseau hat sich nicht überall in affirmativem Sinne ausgesprochen, vielmehr auch manche Bedenken und Einwürfe erhoben. Doch ist er damit als Protestant in seinem vollen Rechte gewesen; die Freiheit, den Inhalt seines Glaubens selbst zu bestimmen, schließt natürlich auch die Befugniß ein, zu zweifeln und unentschieden zu lassen. Er könnte sich daher der Mühe entschlagen, auf die speziellen Ketzereien, welche man ihm zum Vorwurfe macht, näher einzugehen. Indeß will er doch

aus dem „Wuste von Anklagepunkten“ wenigstens einen etwas schärfer ins Auge fassen, zumal die Gegner grade ihn mit besonderem Nachdrucke geltend machen. „Er leugne,“ so behaupten sie, „die Wunder, und da diese das Creditiv der Gesandten sind, durch welche sich Gott den Menschen offenbart, mit ihnen auch die göttliche Offenbarung selbst.“ Ein Schluß, der ebenso unrichtig ist, wie die Prämissen, auf welchen er beruht. Wäre das Raisonnement aber auch begründet, so würde es doch im Munde von Protestanten wenig am Orte sein. „Es steht, wenn die Verkündiger neuer religiöser Wahrheiten zu ihrer Beglaubigung der Wunder nicht entbehren können, um die evangelische Reform sehr mißlich, da es den Urhebern derselben an einer solchen Legitimation durchaus fehlt. Man berufe sich nicht darauf, daß die Reformatoren keine neue Offenbarung bringen, sondern nur die gegebene richtig erklären und in ihrer ursprünglichen Reinheit herstellen wollten. Die Katholiken dürften mit Recht erinnern: Wer den Aussprüchen der heiligen Schrift eine neue Bedeutung unterlegt, stellt damit auch eine neue Lehre auf; läßt er doch Gott anders sprechen, als er bis dahin gesprochen hat; nicht der Klang der Worte, sondern ihr Sinn ist offenbart worden; diesen Sinn ändern, heißt daher die Offenbarung ändern.“

Die Protestanten mögen sich indeß beruhigen; die Nothwendigkeit der Wunder steht nicht so fest, wie sie selbst oder ihre Theologen vielfach glauben. Rousseau zeigt in seinem dritten Briefe, daß es außer ihnen noch andere und bessere Beweise für die Wahrheit der Offenbarung gibt. Auch kann das nicht füglich anders sein. „Die Köpfe der Menschen sind so verschieden organisirt, daß namentlich in Glaubenssachen dieselben Gründe unmöglich auf alle den gleichen Eindruck machen können. Läßt ihnen Gott daher eine Offenbarung zugehen, welche sie sämmtlich anerkennen sollen, so muß er dieselbe nothwendig auf Beweise stützen, die für alle gut, mithin ebenso mannigfach sind, wie ihre Denk- und Anschauungsweisen. In der That fehlt es denn auch nicht an einer Mehrheit von charakteristischen Merkmalen, welche die Mission seiner Abgesandten allen Menschen, den Kleinen wie den Großen, den Klugen und den Einfältigen, dem Gebildeten wie dem Unwissenden erkennbar machen. Das erste und wichtigste dieser Criterien liegt in der Lehre, in ihrem Nutzen und ihrer Heiligkeit, in ihrer Wahrheit und Tiefe, kurz in alle den Eigenschaften, welche den Unterweisungen und Vorschriften der höchsten Weisheit und Güte zukommen. Sicherer und untrüglicher als jedes andere, ist es indeß schwer zu constatiren, denn es setzt, um erkannt zu werden, Ueberlegungen, Kenntnisse und Erörterungen

voraus, die sich nur für unterrichtete und im Denken geübte Menschen eignen. — Ein weiteres Kennzeichen bietet die geistige und sittliche Persönlichkeit der Männer, welche Gott mit der Verkündigung seines Willens beauftragt. Es fällt vorzugsweise den schlichten, redlichen Menschen in die Augen, die in der Gerechtigkeit eine Bürgschaft der Wahrheit finden und die Stimme Gottes nur hören, wenn sie aus dem Munde der Tugend zu ihnen spricht. Man darf ihm aber nicht unbedingt trauen, denn es ist immerhin möglich, daß ein Betrüger die rechtschaffenen Leute hinter's Licht führt, und nicht weniger denkbar, daß ein redlicher Mann sich selber täuscht, weil er den heiligen Eifer, dessen Gluth ihn mit sich fortreißt, für göttliche Inspiration hält."

„Ein drittes Kennzeichen der Boten Gottes ist die Wunderkraft, mit welcher sie ausgerüstet sind. Ohne Frage von allen das glänzendste, scheint es auch, da es sich durch eine plötzliche, in die Sinne fallende Wirkung zu erkennen gibt, am wenigsten der Prüfung zu bedürfen. Ebendarum frappirt es ganz besonders die Leute aus dem Volke, welche, unfähig zu einem folgerechten Denken, wie zu langsamen sicheren Beobachtungen, in allen Dingen Sklaven ihrer Sinne sind. Freilich ist das Zeugniß der Sinne in diesem Falle, wie in manchem anderen, höchst unzuverlässig und schon darum das in Rede stehende Merkmal von sehr zweifelhafter Art. Doch davon später; hier sollte nur nachgewiesen werden, daß die Wunder, wenn auch vielleicht das geeignetste Mittel, um die große Mehrzahl der Menschen zur Anerkennung der Offenbarung zu bestimmen, doch zur Begründung des Glaubens an sie keineswegs n o t h w e n d i g sind. Man kann sie daher recht wohl in Frage stellen, ohne deshalb von der Wahrheit der geoffenbarten Lehre weniger überzeugt zu sein. Auf diese Ueberzeugung aber kommt es an; ist sie vorhanden, so sind die Gründe, auf welche sie sich stützt, ziemlich gleichgültig. Kein vernünftiger Mensch wird, wenn nur das Ziel erreicht ist, über die Wege streiten, die zu ihm hingeführt haben." Die Gegner Rousseau's denken freilich anders; ihnen gilt das Mittel mehr, als der Zweck, welchem es dienen soll. Es kümmert sie wenig, daß er seinen Glauben an die Offenbarung ausdrücklich bekennt und die Motive, aus welchen er sie annimmt, eingehend entwickelt; sie bleiben dabei, daß er sie leugne, weil er die Beweiskraft der Wunder f ü r s i c h nicht zulassen will.

Und doch lehnt er damit nur ab, was Christus selbst zurückgewiesen hat. Die heilige Schrift bezeugt vielfach, daß dieser weit davon entfernt gewesen ist, den Wundern die große Bedeutung beizulegen, welche seine angeblichen Jünger für sie be-

anspruchen möchten. Nicht mit ihnen beginnt er seine Wirksamkeit, sondern mit der Predigt; als er das erste Wunder zu Cana verrichtet, hat er seine Lehre schon geraume Zeit verkündigt und mehrere Schüler um sich versammelt. Wiederholt weis't er die Zumuthung, seine göttliche Sendung durch Wunderzeichen zu beglaubigen, entschieden, ja selbst in geringschätzigen Ausdrücken von sich. Es fällt ihm nicht ein, den Glauben, welchen er fordert, durch solche Zeichen begründen zu wollen; im Gegentheil, er fordert ihn, bevor er sie gibt. Auch zeigt die Art und Weise, in welcher er die Wunder ausführt, klar genug, daß sie nicht den Zweck haben, seine höhere Macht vor der Welt zu dokumentiren. In der Regel sind es zufällige Umstände, die zu ihnen Anlaß geben. Sorgfältig wird Alles vermieden, was irgendwie Aufsehen erregen könnte. Statt die Menschen heranzuziehen, hält man sie möglichst ferne; nur Wenige, meist nur die unmittelbar Betheiligten, hin und wieder auch deren Verwandte oder Freunde, sind zugegen. Es scheint fast, als ob Jesus fürchte, daß seine Wunderkraft bekannt werde; empfiehlt er doch den Leuten, an welchen sie sich bethätigt hat, nicht selten ausdrücklich, die Sache geheim zu halten. Offenbar ist es ihm, wenn er von ihr Gebrauch macht, lediglich darum zu thun, seinen Freunden und Anhängern einen Beweis seiner liebevollen Zuneigung und Fürsorge zu geben. Seine Wunder sind eben Handlungen des Wohlwollens, des Mitleids, der Liebe, und als solche allerdings seiner würdig und im höchsten Grade geeignet, für ihn Zeugniß abzulegen. Freilich muß Rousseau zugeben, daß dieser seiner Auffassung, die er, bibelfest, wie er ist, in jedem Punkte auf Stellen der Schrift zu stützen weiß, andere Aussprüche derselben entgegenstehen. Wäre er ein richtiger Theologe, so hätte das wenig zu sagen; er würde dann an dem, was seiner Ansicht widerspricht, so lange drehen und deuteln, bis es mit ihr in vollstem Einklange stände. Indeß seine Aufrichtigkeit erlaubt ihm solche sophistischen Erklärungen nicht; er zieht es daher vor, die betreffenden Stellen auf sich beruhen zu lassen.

Sie vermögen seine Ueberzeugung um so weniger zu erschüttern, da er nicht glauben kann, daß die göttliche Weisheit zur Erreichung ihrer Zwecke Mittel angewandt haben sollte, die ihnen geradezu widersprechen. „Mußte sie nicht voraussehen, daß die Wunder, durch welche sie die Autorität ihrer Gesandten zu stützen gedachte, eine ganz entgegengesetzte Wirkung haben, daß sie nicht blos gegen die Wahrheit der Berichte, welche sie selbst betreffen, sondern gegen die der biblischen Erzählung überhaupt Verdacht erregen, daß unter so vielen haltbaren Beweisen gerade dieser die aufgeklärten Leute in Bezug auf alle übrigen nur schwieriger

machen würde? In der That, die Stütze, welche man dem Glauben geben will, ist das größte Hinderniß desselben; man entferne die Wunder aus dem Evangelium und die ganze Menschheit liegt zu den Füßen Christi." Wären sie aber auch unschädlich, so sind sie doch jedenfalls nutzlos, zumal es schlechterdings unmöglich ist, über ihr Dasein, wie über ihren Ursprung, volle Gewißheit zu erlangen. Stellen wir zunächst den Begriff des Wunders genau fest, so verstehen wir unter ihm einen thatsächlichen Vorgang, welcher, als ein unmittelbarer Akt der göttlichen Macht, die Ordnung der Natur unterbricht und eine sichtbare Ausnahme von ihren Gesetzen bildet. Daß Gott, der Urheber dieser Gesetze, sie auch aufheben, also Wunder wirken kann, unterliegt keinem Zweifel; wer das ernstlich leugnen wollte, würde ins Irrenhaus gehören. Eine andere Frage aber ist, ob er sie wirken will? Unbekannt mit seinen Absichten, sind wir außer Stande, darauf eine bestimmte Antwort zu geben. Soweit unsere vernünftige Einsicht reicht, läßt sich nur sagen, daß die höchsten Vorstellungen, welche wir von der göttlichen Weisheit und Majestät haben können, für die Verneinung sprechen und es lediglich der menschliche Hochmuth ist, welcher sich, weil sie ihm schmeichelt, für die Bejahung erklärt.

Freilich, lägen uns zweifellose Wunder vor, so würde der fragliche Wille Gottes außer Frage stehen. Doch dem ist nicht so und kann nicht so sein. „Um zu entscheiden, ob irgend ein faktischer Vorgang für ein Wunder zu halten, muß man, weil dasselbe eine Ausnahme von den Naturgesetzen ist, diese Gesetze kennen und zwar alle, da ein einziges, welches man nicht kennt, die Wirkung der bekannten zu ändern vermag. Wer aber ist der Sterbliche, der sich einer solchen Kenntniß rühmen dürfte? Kein vernünftiger Mensch wird daher, wenn er Zeuge einer unerhörten Thatsache gewesen, sie für ein Wunder ausgeben; er wird eben nicht behaupten, was er nicht wissen kann. Muß er sich doch sagen, daß, was ihm und seinen Zeitgenossen unbegreiflich erscheint, möglicher Weise in einer näheren oder ferneren Zukunft seine natürliche Erklärung findet, ja vielleicht anderswo schon gefunden hat. Jedenfalls lehrt die Erfahrung, daß in Folge der fortschreitenden Naturerkenntniß, wie der stetigen Vervollkommnung der menschlichen Industrie, die Grenzen des Möglichen immer weiter hinausrücken. Wie weit sie reichen, ist Niemand im Stande anzugeben, und doch müssen sie genau bestimmt sein, bevor man mit Grund von einem Ereignisse behaupten kann, daß es über sie hinausgehe. Freilich wird, was an sich unmöglich ist, stets von Neuem versucht; jede Zeit, jedes Volk und selbst innerhalb eines solchen jede einzelne Menschenklasse schließt das Gebiet des natür-

lich Denkbaren in gewisse Schranken ein, die je nach dem Maße der vorhandenen Einsicht mehr oder weniger enge, immer aber durchaus willkürlich gezogen sind. Schärft und erweitert sich dann der Blick, so fallen diese Schranken weg, um durch andere ersetzt zu werden. Die Folge davon ist, daß die Wunder, nach Zeit und Ort verschieden, nur eine temporäre und lokale Bedeutung haben und deshalb nie zu einer allgemeinen Anerkennung gelangen."

Es bleibt dabei: außer Stande, den Wirkungskreis der Naturkräfte in seinem ganzen Umfange zu ermessen, ist man nicht befugt, irgend welcher Erscheinung, wie auffallend sie auch sein mag, einen übernatürlichen Charakter zuzuschreiben; man muß sich damit begnügen, sie ungewöhnlich zu finden. Ob die wunderbaren Vorgänge, von welchen die Bibel erzählt, in dieser Rücksicht eine Ausnahme machen? Rousseau will darüber nicht absprechen, wiewohl er nicht einsieht, weshalb ein allgemein gültiges Prinzip auf sie keine Anwendung finden sollte. Auch gibt er deutlich genug zu verstehen, daß manche von ihnen, seiner Ansicht nach, nicht so unbegreiflich sind, wie sie den Gläubigen erscheinen. „Es ist ganz ebenso natürlich, daß Jemand gesund, als daß er krank wird; auch kann die Herstellung ebenso gut plötzlich eintreten, wie das Unwohlsein. Alles, was sich von gewissen Heilungen sagen läßt, ist, daß sie überraschend, nicht daß sie unmöglich sind. Wie will man also beweisen, daß wir in ihnen Wunder vor uns haben? Ich gebe zu, daß es Dinge gibt, die mich, falls ich sie wahrnähme, höchlich in Erstaunen setzen würden. So wenn ich, nicht einen Hinkenden, sondern einen Menschen, der keine Beine hatte, dahergehen oder wenn ich, nicht einen Gelähmten den Arm bewegen, sondern Jemanden, der nur einen Arm hatte, im Besitze von zweien sähe. Mich würde das sogar noch mehr frappiren, als die Auferstehung eines Todten, denn ein Todter kann am Ende auch nicht todt sein." — Freilich läßt sich nicht leugnen, daß in der Schrift auch Dinge berichtet werden, die außer und über dem gewöhnlichen Naturlaufe zu liegen scheinen. Indeß dieser Schein mag trügen. „Wir wissen weder, noch können wir wissen, in wie weit Jesus, vom Geiste Geistes erleuchtet, wie er es war, vermöge seiner höheren Einsicht die in Rede stehenden Handlungen auf uns unbekannten natürlichen Wegen auszuführen vermochte. Sehr begreiflich aber ist es, wenn er bei seiner geistigen Ueberlegenheit manches Außerordentliche gethan hat, was die Beschränktheit der Zuschauer für ein Wunder nahm, obgleich es keines war. Geht eine Thatsache über die eigene Fassungskraft hinaus, so glaubt man leicht, daß sie der Vernunft überhaupt unfaßbar sei.

Auch wird der Geist schließlich stets da Wunder sehen, wo das Herz solche lebhaft zu sehen wünscht."

Uebrigens verwahrt sich Rousseau entschieden dagegen, daß man aus seinen Bemerkungen noch ferner den wohlfeilen Schluß ziehe, er halte Christus für einen Betrüger und die Evangelisten für Lügner. Von einer absichtlichen Täuschung kann weder bei dem Einen, noch bei den Andern die Rede sein. Bei Jesus nicht, weil er sich nie als einen Wunderthäter gerirt hat, und bei seinen Schülern nicht, weil sie nur erzählen, was und wie sie es erlebt zu haben glauben. Wohl mögen ihre Berichte manche Uebertreibungen und Ausschmückungen enthalten, doch ist das kein Grund, ihre Wahrheitsliebe in Zweifel zu ziehen. Wer wunderbare Dinge sieht oder zu sehen meint, ist stets geneigt, in der Schilderung derselben seiner Phantasie die Zügel schießen zu lassen; ohne daß er es will oder merkt, täuscht er nicht nur Andere, sondern auch sich selbst. Freilich folgt daraus, daß Jemand die Absicht hat, die Wahrheit zu sagen, noch nicht, daß er sie wirklich sagt. Ob und in wie weit ihm dies gelingt, hängt von dem Maße seiner Einsicht und Unbefangenheit ab, und da darf man, was die Verfasser der biblischen Geschichten angeht, bei der großen Ignoranz, die sie oft genug verrathen, und bei dem an sich sehr löblichen Eifer, von welchem sie für den Ruhm ihres Meisters beseelt sind, doch seine bescheidenen Zweifel hegen. Rousseau hat aus diesen Bedenken kein Hehl gemacht, ist aber keineswegs so weit gegangen, die fraglichen Thatsachen schlechtweg zu leugnen oder zu verwerfen. Im Gegentheil hat er stets verlangt, daß man sie respektire, ohne über ihre Natur endgültig zu urtheilen, wenn er auch allerdings glaubt, daß gewisse Erzählungen, wie z. B. die von den Besessenen, wörtlich nur von Jemandem genommen werden können, der auf seinen gesunden Menschenverstand verzichtet.

Ungewiß, wie die Existenz der Wunder, ist auch ihr Ursprung, da sich nicht mit Sicherheit entscheiden läßt, ob sie von Gott oder vom Teufel stammen. Die heilige Schrift bezeugt an vielen Stellen, daß auch der Geist der Finsterniß Macht über die Natur hat und die Wunderkraft, welche er selbst besitzt, auf seine Abgesandten überträgt. Nun sagt man zwar, daß die von ihm ausgehenden Wunder keine wahren und ächten, sondern falsche und scheinbare, lediglich „Blendwerke" sind. Indeß auf den Namen kommt wenig an; die Hauptsache ist, daß sich diese Blendwerke, was ihre äußere Erscheinung angeht, in nichts von den wahren Wundern unterscheiden. Es gibt kein irgendwie sicheres Merkmal, an welchem man sie als solche erkennen kann, und ist es deshalb, falls ein wirklich wunderbarer Vorgang begegnet, unmöglich, aus

ihm selbst zu erkennen, ob man ein Werk der Hölle oder des Himmels vor sich hat. In diesem Umstande liegt ein weiterer Beweis dafür, daß die Wunder die ihnen zugeschriebene Bedeutung nicht haben können. „Wie! Gott, unbeschränkt in der Wahl seiner Mittel, wenn er zu den Menschen sprechen will, sollte grade solche vorziehen, die Kenntnisse erfordern, von welchen er weiß, daß sie nicht vorhanden sind? Er sollte, um die Menschen zu unterweisen, denselben Weg einschlagen, welchen die Dämonen nehmen, um sie irre zu führen? Es wäre möglich, daß Gott und Teufel die gleiche Bahn verfolgen?“ Rousseau muß gestehen, daß er außer Stande ist, so etwas zu begreifen.

Vielleicht sind manche unserer Theologen in demselben Falle; gewiß ist, daß die Zauberkünste der Hölle sie in nicht geringe Verlegenheit setzen. „Auch möchten sie sich ihrer gerne ganz und gar entledigen. Doch sie wagen das nicht, weil sie fühlen, daß sie zuviel in Abrede stellen würden, da dieselbe Autorität, welche die Wunder verbürgt, auch ihnen zur Seite steht. Sonst so absprechend, ändern sie in diesem Falle ihren Ton; sie machen Umschweife und suchen Ausflüchte; man merkt es ihnen an, daß sie nicht recht wissen, wie und wo sie festen Fuß fassen sollen. Kommen sie freilich zu sehr ins Gedränge, so pflegen sie sich durch ein kühnes Manöver zu retten. Unbekümmert darum, daß die Wahrheit der geoffenbarten Lehre nach ihrer Ansicht erst durch die Wunder ausreichend bewiesen wird, berufen sie sich auf die Lehre, um die Wahrheit der Wunder zu beweisen. Sie vergessen dabei nur, daß, wenn die Lehre bereits fest steht, das Wunder überflüssig, ist sie aber noch nicht hinlänglich begründet, der auf sie basirte Beweis hinfällig ist.“ Rousseau sieht nicht ab, wie man diesem Dilemma ausweichen und ebensowenig, wie man den göttlichen Ursprung der Wunder auf eine andere überzeugende Weise darthun könnte. Ist das aber nicht möglich, so sind sie, auch wenn ihre Realität keinem Zweifel unterläge, für den Zweck, welchem sie dienen sollen, völlig nutzlos. Es stände daher um das Christenthum sehr mißlich, wenn es der gebrechlichen Stütze, die sie ihm zu bieten vermögen, bedürfte. Zum Glück kann es ihrer entbehren; Rousseau wenigstens ist davon überzeugt und deshalb um so mehr berechtigt, sie dahingestellt sein zu lassen. Denn — man beachte den Unterschied wohl — er leugnet die Wunder nicht, er erkennt sie nur nicht an. Auch hat er nicht blos die Gründe entwickelt, welche bestimmen können, sie in Zweifel zu ziehen, sondern zugleich die Motive hervorgehoben, aus welchen man an sie glauben mag. Er sieht, daß sie in der heiligen Schrift bezeugt werden, und das genügt ihm, um mit seinem Urtheile zurückzu-

halten. Fänden sich die betreffenden Thatsachen anderswo, so würde er sie zurückweisen oder ihnen doch den Namen Wunder absprechen. So aber beschränkt er sich darauf, sie nicht zuzulassen, weil seine Vernunft dem widerstrebt und eine positive Entscheidung dieser Frage für sein Seelenheil durchaus kein Interesse hat.

Ist er dennoch zu weit gegangen? Er kann es nicht glauben. Jedenfalls dürfte aus dem Gesagten zur Genüge erhellen, daß die Bedenken, welche er in Bezug auf die Wunder hat, nicht so ganz grundlos, noch auch geeignet sind, die gegen ihn erhobene Anklage zu motiviren. Er kann sie recht wohl hegen, ohne deshalb ein weniger guter Christ zu sein oder gar „auf die Untergrabung der Religion" auszugehen. Was aber die übrigen Beschuldigungen betrifft, „welche die Gegner, wie es scheint, nur darum so häufen, damit die Grundlosigkeit jeder einzelnen durch die Menge verdeckt werde", so hält er sie kaum einer Widerlegung werth. Sie behaupten u. A., daß er „das Gebet verwerfe". Und warum? Weil der savoyische Vicar gelegentlich äußert, daß es seiner Meinung nach zwar nicht zu mißbilligen, aber auch nicht unbedingt nothwendig sei, Gott um Dies oder Jenes besonders zu bitten, und hinzufügt, er selbst enthalte sich solcher Gebete in der Ueberzeugung, daß „Gott, ein guter Vater, besser als seine Kinder wisse, was ihnen dienlich sei. Da ist denn doch die Frage gestattet, ob man dem höchsten Wesen keinen anderen Cultus weihen kann, der seiner ebenso würdig ist? Ob nicht die Huldigungen eines frommen Herzens, die Anbetungen, die Lobpreisungen, die Betrachtung seiner Größe, die Anerkennung der eigenen Nichtigkeit, die Ergebung in seinen Willen, ein reines, tadelloses Leben mindestens ebenso viel werth sind, als interessirte Anliegen und selbstsüchtige Wünsche? Ohne Zweifel gibt es einem gerechten Gotte gegenüber keine bessere Weise, von ihm etwas zu erbitten, als die Gewährung zu verdienen. Auch läßt sich nicht wohl annehmen, daß die Engel, welche lobsingend an seinem Throne stehen, Gebete an ihn richten, es sei denn, daß man das Wort in dem Sinne von Huldigung oder Anbetung nimmt, eine Bedeutung, in welcher es von der Schrift oft gebraucht wird."

Man wirft ihm ferner vor, daß „er die christliche Moral anklage, alle unsere Pflichten, weil sie dieselben übertreibe, unerfüllbar zu machen". Nun findet sich allerdings im Emil eine Stelle, an welcher die incriminirte Aeußerung begegnet. Aus dem Zusammenhange ergibt sich indeß, daß sie sich nicht auf die Moral des Evangeliums, und nur diese erkennt Rousseau als christlich an, sondern auf die der Methodisten, Jansenisten und anderer Frömmler bezieht, welche das sanfte Joch Christi in eine drückende

Last verkehren. Der ihr zunächst folgende Satz stellt das außer Zweifel. Er lautet: „Weil das Christenthum den Frauen Gesang, Tanz und alle weltlichen Vergnügungen untersagt, macht es sie mürrisch, zänkisch und im Hause unleidlich.“ Wo aber wird im Evangelium den Frauen Gesang und Tanz verboten? wo ihnen triste Pflichten auferlegt? Im Gegentheil ist in ihm zwar mehrfach von den Pflichten der Ehemänner, von denen der Frauen aber mit keiner Silbe die Rede. Ueberhaupt trägt die Moral, welche es lehrt, durchaus nicht jenen rigorosen Charakter, den zelotische Puritaner ihr geben möchten. „Das Leben Jesu beweis't, daß ihm die rauhe Strenge dieser finsteren Fanatiker völlig fremd war. Was seine persönliche Erscheinung so überaus anziehend macht, ist nicht blos die Milde und Einfachheit seines Wesens, sondern auch die Leichtigkeit, die Anmuth und selbst eine gewisse Feinheit des Benehmens. Er floh weder die Vergnügungen, noch die Feste; er nahm an Hochzeiten Theil; er besuchte die Frauen; er spielte mit den Kindern; er liebte Wohlgerüche und speis'te bei Finanzbeamten. Seine Schüler fasteten nicht; seine Strenge war nicht lästig. Er war zugleich gerecht und nachsichtig, milde gegen die Schwachen und furchtbar den Bösen. Seine Moral hatte etwas Zartes, Einschmeichelndes, Gewinnendes; er besaß ein gefühlvolles Herz, er war ein angenehmer Gesellschafter, mit dem man leicht und gern verkehrte. Wäre er nicht der weiseste der Sterblichen gewesen, er würde doch als der liebenswürdigste gelten dürfen.“ Auch sind es nicht seine Aussprüche, sondern gewisse Stellen in den Briefen des Paulus, die, übertrieben oder falsch verstanden, jene zahlreichen Fanatiker geschaffen haben, von welchen das Christenthum oft entstellt und entehrt worden ist. Hätte man sich, statt an den Jünger, an den Geist des Meisters gehalten, so würde das nicht geschehen sein. Mag man daher Rousseau immerhin beschuldigen, daß er „nicht stets der Ansicht des Apostels Paulus“ ist; man wird ihn so vielleicht dahin bringen, zu beweisen, daß er Recht hat, sie zuweilen nicht zu theilen, doch wird daraus nimmer folgen, daß er „den göttlichen Charakter des Evangeliums in Zweifel oder gar, wie die Gegner versichern, ins Lächerliche gezogen hat“.

Uebrigens glaubt er durch die bisherigen Erörterungen überzeugend nachgewiesen zu haben, daß er in religiöser Beziehung nichts verbrochen, weshalb man ihn mit Recht zur Verantwortung ziehen konnte. Ungerecht, wie die Anklage, war aber auch die

Art und Weise, in welcher er auf Grund derselben prozessirt und bestraft worden ist. Die beiden folgenden Briefe (4 und 5) sind dazu bestimmt, diesen Punkt ins Licht zu stellen. Rousseau führt in ihnen zuvörderst aus, daß, wenn überhaupt ein Vergehen vorlag, es lediglich in irrigen Ansichten über religiöse Fragen bestand. Er beweis't dann, daß die Beurtheilung solcher Irrthümer nach den Genfer Gesetzen nicht der weltlichen Behörde, dem Rathe, sondern dem geistlichen Consistorium zusteht, der Rath somit seine Befugnisse überschritten, die Gesetze des Staates mißachtet hat. Er zeigt ferner, daß, die Competenz des Rathes vorausgesetzt, derselbe nicht berechtigt war, über ein schon anderswo — im Pariser Parlamente — zur Aburtheilung gelangtes Vergehen nochmals zu erkennen, noch auch, falls er sich über diesen allgemein gültigen Rechtsgrundsatz hinwegsetzen wollte, eine andere als die gesetzliche Strafe, d. h. die Unterdrückung der verbrecherischen Schriften, auszusprechen. Er weis't endlich nach, daß die Gründe, aus welchen man das rechtswidrige Verfahren zu rechtfertigen sucht, leere Sophismen sind, und die Präcedenzfälle, die man zu seiner Beschönigung heranzieht, nicht für, sondern gegen dasselbe sprechen.

Es ist nicht wohl thunlich, aus dieser geschlossenen Beweisführung Einzelnes herauszuheben, zumal sie beständig an bestimmte Thatsachen und Verhältnisse anknüpft und auf spezielle Gesetze und Verordnungen Bezug nimmt. Was die letzteren angeht, so bewährt Rousseau nicht blos eine sehr genaue und umfassende Kenntniß derselben, er weiß sie auch vermöge einer überaus scharfen Interpretation, die den Sinn des Wortlautes sowohl aus ihm selbst, wie aus rationellen Erwägungen und unter steter Rücksicht auf seinen historischen Ursprung mit seltener Klarheit feststellt, für seinen Zweck trefflich zu verwerthen. Auf sie gestützt, treibt er die Gegner mit unwiderstehlicher Gewalt in die Enge; jeder Einwurf, den sie möglicher Weise erheben könnten, wird im Voraus widerlegt, jeder Ausweg ihnen versperrt. Es gibt für sie keine Rettung vor dieser unerbittlichen Logik, die von fest umgränzten Begriffen und scharf fixirten Thatsachen aus in sicherer Consequenz fortschreitet, vor dieser vernichtenden Kritik, die ihren Behauptungen Satz für Satz, nicht selten Wort für Wort folgt, um ihre Grund- und Haltlosigkeit aufzudecken. Man sieht, Rousseau ist sich nicht nur seines Rechtes, sondern auch seiner Ueberlegenheit bewußt und gewillt, sie im vollsten Maße geltend zu machen. Er kennt weder Rücksicht, noch Schonung, und er vergißt nichts, was seiner Sache dienen und die Gegner blosstellen kann. Er läßt sie das ganze Gewicht der sachlichen Gründe, die ihm zu Gebote stehen, fühlen und wirft sie nieder durch die unanfechtbaren Wahr-

heiten, die er ihnen mit objektiver Ruhe vorhält. Zugleich aber macht sich, tief gekränkt wie er ist, sein Groll nicht selten in bitteren Sarkasmen und beißenden, hin und wieder selbst boshaften Ausfällen Luft. Auch bedient er sich, was ihm nicht grade häufig begegnet, gelegentlich der Waffe des Humors und Witzes mit großem Geschick. Piquant ist namentlich die Weise, in welcher er seinen Antipoden Voltaire in Scene setzt.

Die Repräsentanten hatten in ihrer Vorstellung u. A. bemerkt, daß es ungehörig sei, die Rousseau'schen Werke zu verfolgen, während andere Schriften von weit bedenklicherem Inhalte — es waren besonders die Erzeugnisse der Voltaire'schen Laune gemeint — ungehindert umliefen, und der Advokat des Rathes darauf erwiedert, es „bestehe doch ein Unterschied zwischen Büchern, in welchen man hier und da leichtfertige Ausfälle gegen die Religion antreffe, und solchen, worin dieselbe in ihren Dogmen und in ihrer Moral ohne Umschweife angegriffen werde". Natürlich verfehlt Rousseau nicht, diese wenig zutreffende Replik mit scharfen Randglossen zu begleiten. Er hebt mit Recht hervor, daß eine gründliche Erörterung religiöser Dinge nicht strafbar sein kann, weil sie Niemanden kränkt oder beleidigt, daß dagegen eine gesetzliche Ahndung da gar sehr am Orte ist, wo das, was Andere achten und hochhalten, mit verletzendem Spott und Hohn übergossen oder ins Lächerliche gezogen wird. Sodann fährt er fort: „Diese Herren vom Rath sehen Herrn von Voltaire; wie kommt es doch, daß er ihnen nicht den Geist der Duldung eingeflößt hat, die er unaufhörlich predigt und deren er selbst zuweilen bedarf? Wenn sie ihn in dieser Sache um seinen Rath gebeten, so hätte er, scheint mir, etwa so zu ihnen sprechen können: Meine Herren, es sind nicht die gründlichen Denker, welche Schlimmes anrichten, es sind die scheinheiligen Frömmler. Die Philosophie kann ohne Gefahr ihren Train weitergehen; das Volk versteht sie nicht oder läßt sie reden und gibt ihr die ganze Geringschätzung zurück, welche sie für dasselbe hegt. Gründlich erörtern ist von allen Narrheiten der Menschen die, welche der Menschheit am wenigsten schadet. Man sieht aber selbst verständige Leute zuweilen von dieser Narrheit angesteckt. Ich persönlich lasse mich darauf nicht ein, das ist freilich wahr, aber Andere thun's. Hat das irgendwie schlimme Folgen? Sehen Sie sich dieses oder jenes Werk an; finden sich nur Scherze darin? Ich selbst, wenn ich auch nicht raisonnire, ich thue mehr, ich veranlasse meine Leser dazu. Schlagen Sie das Kapitel von „den Juden" auf, nehmen Sie dasselbe Kapitel, wie es in dem „Sermon der Fünfzig" weiter ausgeführt ist; es steckt Raisonnement darin oder doch etwas Aehnliches. Auch werden Sie, denke

ich, zugeben müssen, daß „wenig Umschweife gemacht werden" und nicht blos „hier und da leichtfertige Ausfälle begegnen". — Wir sind überein gekommen, daß mein großer Einfluß am Hofe und meine angebliche Allmacht Ihnen als Vorwand dienen sollte, die spielenden Scherze meiner alten Tage in Frieden umlaufen zu lassen, und das ist gut so. Aber verbrennen Sie deshalb nicht ernstere Schriften, denn dann würde es doch zu anstößig sein. — Ich habe die Toleranz so eifrig gepredigt! Man muß sie nicht immer von Anderen fordern und nie gegen sie üben. Dieser gute Mann glaubt an Gott; lassen wir ihm das hingehen, er wird keine Sekte bilden. Er ist langweilig, wir werden ihn nicht zu unseren Soupers zuziehen. Im Uebrigen, was kümmert er uns weiter? Wenn man alle langweiligen Bücher verbrennen wollte, was würde aus unseren Bibliotheken werden? Und wenn man alle langweiligen Menschen verbrennen wollte, man würde aus dem ganzen Lande einen Scheiterhaufen machen müssen. Glauben Sie mir, lassen wir Diejenigen raisonniren, die uns scherzen lassen; verbrennen wir weder Menschen, noch Bücher, und leben wir in Frieden. Das ist meine Meinung."

Von ernsterem Inhalte sind die Stellen, an welchen Rousseau, durch den juristischen Charakter der vorliegenden Frage veranlaßt, über das Recht und seine Handhabung durch die Gerichte gewisse Grundsätze vertritt, die zu seiner Zeit wenigstens noch keineswegs allgemein anerkannt wurden. Ins Besondere dringt er darauf, daß Ansichten und Aeußerungen über religiöse Dinge der Competenz des weltlichen Richters entzogen bleiben.

„Die Unterscheidung des bürgerlichen und des geistlichen Ressorts beruht nicht blos auf dem Gesetz, sondern auch auf der Vernunft, welche nicht will, daß der Richter, von dem das Schicksal der Bürger abhängt, über sie anders entscheiden könne, als auf feststehende Thatsachen, auf positive, wohlbegründete Anklagepunkte und nicht blos auf so vage, willkürliche Beschuldigungen hin, wie die von Irrthümern in religiösen Dingen es sind. Welcher Sicherheit würde sich der Einzelne noch erfreuen, wenn bei so vielen dunkeln Glaubenssätzen der Richter nach Belieben den auswählen könnte, welcher den Angeklagten be- oder entlasten würde?" — Weiterhin bemerkt er: „Die Religion angreifen, ist ohne Zweifel vor Gott eine große Sünde, nicht aber vor den bürgerlichen Tribunalen, die eingesetzt sind, um Verbrechen, nicht, um Sünden zu bestrafen, und die Rächer der Gesetze, nicht Gottes sind .... Was sie zu schützen haben, ist nicht das Werk der Gottheit, sondern das der Menschen; sie haben es mit dem Körper, nicht mit der Seele zu thun; sie sind nicht die Wächter der Kirche,

sondern die des Staates. Wenn sie sich in religiöse Angelegenheiten mischen, so geschieht das nur insoweit, als dieselben in das Bereich der Gesetze fallen und für die öffentliche Ordnung von Wichtigkeit sind. Das sind die gesunden Grundsätze der Magistratur, das ist die Lehre, nicht zwar der absoluten Gewalt, wohl aber die der Vernunft und der Gerechtigkeit. Man wird sich von ihr an den Gerichtshöfen nie entfernen, ohne die verderblichsten Mißbräuche herbeizuführen, ohne den Staat in Feuer und Flammen zu setzen, ohne aus der Autorität der Gesetze ein Werkzeug der schlimmsten Gewaltthaten und Erpressungen zu machen."

Anderswo hebt er das „große Prinzip" hervor, demzufolge „die besten Strafgesetze diejenigen sind, welche die Strafen der Natur der Verbrechen anpassen. So müssen Mörder mit dem Tode bestraft werden, Diebe mit dem Verluste ihres Vermögens, oder, wenn sie kein solches haben, mit dem der Freiheit, die dann das einzige Gut ist, welches ihnen noch bleibt. Ebendarum müssen auch bei Vergehen, welche lediglich gegen die Religion gerichtet sind, die Strafen religiöser Art sein. Eine solche ist z. B. die Nichtzulassung zum Eide, eine andere die Excommunication u. s. w." — Mit Recht wird ferner die Regel eingeschärft: „Keine richterliche Behörde darf aus Besorgniß, es möchte ein Vergehen unbestraft bleiben, das Gesetz verschärfen; es ist ihr nicht einmal gestattet, es auf Vergehen auszudehnen, die ihm nicht dem strengen Wortlaute nach unterliegen."

Wir wenden uns zu dem sechsten Briefe, welcher sich mit dem politischen Theile der Anklage beschäftigt. In Bezug auf ihn kann Rousseau sich kürzer fassen; ist er doch so allgemein und unbestimmt gehalten, daß eine Vertheidigung fast unmöglich wird. Man behauptet eben nur, daß er in seinen Schriften darauf ausgehe, „alle Regierungen zu untergraben", sagt aber nirgendwo, an welcher Stelle, noch auch, wie und warum er das versuche. „Es ist, wie wenn man Jemanden verurtheilt, einen Menschen getödtet zu haben, ohne daß man angibt, wo, wann oder wen, also eines abstrakten Mordes wegen. Fürwahr, eine mißliche Lage! Wie kann man auf Gründe antworten, die man nicht kennt? Wie sich rechtfertigen, wenn man nicht weiß, wessen man angeklagt ist? Wie ein Urtheil abwehren, dem die Motive fehlen?" Es würde Rousseau wenig helfen, wollte er auf gut Glück die eine oder andere Stelle aus seinen Werken heraus- und in Schutz

nehmen; man würde am Ende sagen, daß sie es nicht ist, die man im Auge gehabt, wenn man auch Alles ohne Unterschied, das Gute wie das Schlimme, verdammt hat. Er müßte daher, um jede Ausflucht abzuschneiden, seine sämmtlichen Schriften von Anfang bis zu Ende durchgehen und überdies noch sämmtliche Regierungsformen der Welt, die er ja alle über den Haufen werfen soll, Revue passiren lassen. Aber welch' ein Unternehmen wäre das! Wieviele Jahre würde er darauf verwenden, wieviele Folianten schreiben müssen! Nein, man darf nicht mehr von ihm verlangen, als er leisten kann, muß zufrieden sein, wenn er sich auf dasjenige seiner Werke beschränkt, in welchem allein von staatlichen Dingen eingehender die Rede ist. Auch hat wahrscheinlich grade diese Schrift — der Contrat social — die in Rede stehende Anklage veranlaßt, und zwar vermuthlich nicht wegen dieser oder jener einzelnen Stelle, denn man würde dieselbe ohne Zweifel mehr oder weniger treu citirt haben, sondern auf Grund des zusammenhängenden politischen Systems, welches in ihr entwickelt wird.

Treten wir denn diesem Systeme etwas näher und sehen wir zu, ob es wirklich die destruktiven Tendenzen verfolgt, die man ihm unterzulegen scheint. Rousseau entwirft eine gedrängte Skizze desselben, welche seinen wesentlichen Inhalt in lichtvoller Klarheit wiedergibt. Das Ergebniß dieser bündigen Analyse ist überraschend genug. Es springt jedem Kenner der Genfer Verfassung sofort in die Augen, daß sie es ist, die hier in ihren Prinzipien, wie in ihrer Entwicklung, dargestellt wird. In der That hat der Verfasser des Contrat das Staatswesen seiner Heimath zum Vorbilde seiner politischen Institutionen genommen; er hat den Genfer Staat Europa als Muster empfohlen und weit entfernt, ihn untergraben zu wollen, sich nach Kräften bemüht, seine Erhaltung zu sichern. Es entging ihm nicht, daß seine Verfassung, wie gut sie auch ist, doch ihre Mängel hat; er hielt es für möglich, die Verschlechterungen, welche sie bereits erfahren, zu beseitigen; er sah auch die Gefahr voraus, welche sie gegenwärtig bedroht, wies nachdrücklich auf sie hin und gab die Mittel an, durch welche sie abgewandt werden könne. Wer so auf Rettung bedacht ist, denkt gewiß nicht an Zerstörung. Jedenfalls darf der Genfer Staat nicht zu denjenigen gezählt werden, deren Existenz durch den Contrat in Frage gestellt worden. Damit fällt aber die gegen seinen Verfasser erhobene Anklage schon zusammen; man kann nicht die Absicht haben, alle bestehenden Regierungen zu stürzen, wenn man eine von ihnen anerkennt und den übrigen vorzieht. „Freilich," fügt Rousseau hinzu, „hätte ich nur ein System aufgestellt, man würde sicherlich

nichts gesagt haben; man hätte sich damit begnügt, den Contrat mit der Republik des Plato, der Utopia und anderen Werken dieser Art in das Reich der Chimären zu verweisen. Aber ich schilderte einen wirklich existirenden Gegenstand und man wünschte, daß dieser Gegenstand in einem anderen Lichte erschiene. Mein Buch legte Zeugniß ab gegen das Attentat, welches man zu begehen gedachte; das ist es, was man mir nicht verziehen hat."

„Seltsam aber doch! Mein Werk greift alle Regierungsformen an und es wird unter keiner geächtet. Es nimmt eine einzige in Schutz, stellt sie sogar als Muster auf, und eben diese ist es, unter welcher es verbrannt wird. Ist es nicht auffallend, daß die angegriffenen Regierungen schweigen und die, welche respectirt wird, zur Verfolgung schreitet? Wie! Der Magistrat von Genf wirft sich zum Beschützer der übrigen Staatsformen gegen die eigene auf! Er bestraft einen Bürger, weil er die Gesetze seines Landes allen anderen vorzieht! Hätte man es nicht gesehen, man sollte es nicht glauben. — . . . Im ganzen übrigen Europa ist es Niemandem eingefallen, meine Schrift zu verfolgen, nicht in dem Lande, wo sie gedruckt worden, selbst nicht in Frankreich, wo doch die Behörden in diesen Dingen so streng sind; das Buch cursirt dort ungestört. — Der Contrat ist nirgend verbrannt worden, außer in Genf, wo er nicht gedruckt wurde; nur die Genfer Behörde hat in ihm destruktive Grundsätze gefunden. Freilich hat sie nicht gesagt, welches diese Grundsätze sind, und daran hat sie, glaube ich, sehr wohl gethan."

Uebrigens hat Rousseau, wenn er einer bestimmten Staatsordnung den Vorzug gibt, darum die übrigen nicht unbedingt verworfen. Er hat im Gegentheil gezeigt, wie jede ihre besondere Berechtigung hat, so daß sie nach Zeit, Ort und Menschen angemessener sein kann, als alle anderen. Weit entfernt also, sämmtliche Regierungsformen zu zerstören, hat er sie alle begründet. Was ins Besondere die Monarchie angeht, so hat er die Vorzüge derselben entschieden zur Geltung gebracht. Allerdings hat er auch ihre Mängel nicht verhehlt, doch damit nur ein Recht ausgeübt, welches jedem denkenden Menschen zusteht. Hätte er sie aber auch unbedingt verworfen, so durfte er darum doch nicht in Genf bestraft werden. „Ist denn Hobbes in irgend einer Monarchie verurtheilt worden, weil seine Grundsätze mit der republikanischen Staatsform unvereinbar sind? Macht man da, wo Könige herrschen, Schriftstellern den Prozeß, welche die Republiken herabsetzen oder verdammen? Ist das Recht nicht gegenseitig? Und sind die Republikaner auf ihrem Gebiete nicht ebenso souverain, wie die Könige auf dem ihrigen?"

Eine bittere Pille für die Genfer Rathsherren, welche, wie Rousseau nicht ohne Grund vermuthet, seine Verfolgung zum Theil aus schwächlicher Connivenz gegen das französische Gouvernement eingeleitet hatten. Noch bitterer freilich sind die, welche er ihnen in den drei letzten Briefen (7—9) zu kosten gibt, wo er, nach Erledigung seiner persönlichen Angelegenheit, die Sache der Repräsentanten oder der Bürgerschaft behandelt.

Die Genfer selbst sind über die gegenwärtige Lage ihres Staates sehr verschiedener, ja gradezu entgegengesetzter Ansicht. Während die Einen behaupten: „wir sind das freieste aller Völker", versichern die Anderen: „wir leben in der härtesten Sklaverei". Welche von diesen Auffassungen trifft nun zu? Rousseau antwortet: „Beide sind richtig; eine leichte Unterscheidung kann sie vereinigen. Nichts kann freier sein, als der gesetzliche, nichts knechtischer, als der thatsächliche Zustand." Um dies zu beweisen, stellt er dann den einen dem andern mit gewohnter Schärfe und Präcision gegenüber. „Eure Gesetze," ruft er seinen Landsleuten zu [1]), „haben ihre Autorität nur von euch; ihr erkennt nur diejenigen an, welche ihr selbst macht. Ihr bezahlt nur die Abgaben, welche ihr selbst auflegt; ihr wählt die Magistrate, die euch regieren, und diese sind nicht berechtigt, euch anders als in den vorgeschriebenen Formen zu richten. Im Conseil general seid ihr Gesetzgeber, mit souverainer Gewalt bekleidet, unabhängig von jeder menschlichen Macht. Ihr ratificirt die Verträge, ihr entscheidet über Krieg und Frieden; eure Behörden selbst behandeln euch als hochmögende, sehr geehrte und souveraine Herren. Das ist eure Freiheit."

„Hier eure Knechtschaft. Die mit der Ausführung eurer Gesetze betraute Behörde — der kleine Rath — ist auch ihr Ausleger und höchster Richter; sie läßt dieselben sprechen, wie es ihr beliebt; sie kann sie auch schweigen lassen, kann sie sogar verletzen, ohne daß ihr in der Lage seid, Ordnung zu schaffen; sie steht eben über den Gesetzen. — Die Beamten, welche ihr wählt, haben unabhängig von eurer Wahl andere Befugnisse, die sie nicht von euch erhalten und auf Kosten derer, welche ihr ihnen übertragt, erweitern. Ueberdies auf eine kleine Zahl von Personen beschränkt, die alle von denselben Grundsätzen und Interessen beseelt sind, trefft ihr mit großem Eclat eine Wahl von geringer Bedeutung. — Wenn man nicht das Recht hat, euch neue Abgaben aufzulegen, so habt ihr auch nicht die Befugniß, die alten

zu verweigern. Die Finanzen des Staates stehen aber auf einem Fuße, daß sie ohne eure Beihülfe für alle Bedürfnisse ausreichen. Man kommt also nie in den Fall, euch aus Rücksicht auf sie schonen zu müssen. — Auch hilft es wenig, daß die Prozeßformen vorgeschrieben sind; Niemand kann den Rath, wenn er sie nicht beobachten will, dazu zwingen, noch auch nöthigen, begangene Verstöße wieder gut zu machen. — Im Conseil general ist eure souveraine Gewalt gefesselt; ihr könnt nur handeln, wenn es euren Magistraten gefällt, nur sprechen, wenn sie euch befragen. Wollen sie euch nicht versammeln, so ist eure Autorität, eure Existenz vernichtet, ohne daß ihr ihnen etwas Anderes entgegen setzen könnt als ein fruchtloses Murren, das sie nicht zu beachten brauchen. — Endlich, wenn ihr in euren Versammlungen souveraine Herren seid, so seid ihr nichts mehr, sobald ihr sie verlaßt. Vier Stunden jährlich abhängige Souveraine, seid ihr für die übrige Lebenszeit Unterthanen und ohne Vorbehalt der Gnade Anderer preisgegeben."

Daß aber die Dinge sich so gestaltet haben, darf nicht weiter befremden; es ist in Genf geschehen, was in allen Staaten mit ähnlicher Verfassung zu geschehen pflegt. „Anfangs sind die gesetzgebende und die ausführende Gewalt, welche die Souverainetät constituiren, von dieser nicht unterschieden; das souveraine Volk will aus sich selbst, und führt selbstthätig aus, was es will. Bald aber wird es durch die Unbequemlichkeit dieser Mitwirkung Aller zu Allem veranlaßt, einige aus seiner Mitte mit der Ausführung seines Willens zu beauftragen. Diese Beamten legen, nachdem sie ihren Auftrag vollzogen, Rechenschaft ab und treten in die allgemeine Gleichheit zurück. Nach und nach werden die Aufträge häufiger, endlich dauernd. Unvermerkt bildet sich eine Behörde, die beständig handelt. Eine solche kann nicht von jeder ihrer Handlungen Rechenschaft geben; sie legt sie deshalb nur von den wichtigeren ab und kommt allmählig dahin, gar keine mehr abzulegen. Je thätiger die Macht ist, welche handelt, um so mehr schwächt sie die, welche will. Der gestrige Wille gilt auch als der heutige, während durch die gestrige Aktion die heutige nicht entbehrlich wird. Die Unthätigkeit der wollenden Macht unterwirft sie endlich der handelnden, und diese wird zunächst in ihren Handlungen, bald auch in ihren Willensäußerungen unabhängig. Es bleibt so im Staate schließlich nur eine thätige Macht übrig, die Executive. Diese aber ist nichts als die Gewalt und wo lediglich die Gewalt herrscht, ist es mit dem Staate zu Ende."

Das ist die Weise, wie schließlich alle Demokratien zu

Grunde gehen; es ist auch die, in welcher die Genfer bis dahin allmählig ihrem Untergange zugeführt worden und gegenwärtig immer näher gebracht wird. „Auch ihre Magistrate haben zu allen Zeiten und ohne Unterlaß dahin gearbeitet, die höchste Staatsmacht vom Großen Rathe, der Legislative, auf den Kleinen, die Executive, zu übertragen. Freilich sind die Erfolge ihrer Bestrebungen je nach dem Wege, welchen sie einschlugen, verschieden gewesen. Fast alle ihre Unternehmungen, die offen und mit einem gewissen Eclat versucht wurden, sind gescheitert, weil sie dann Widerstand fanden, und in einem demokratischen Staate, wie der Genfer es ist, der öffentliche Widerstand stets gelingt, wenn er sich auf die Gesetze stützt...... Was sie aber durch rücksichtslose Gewaltstreiche nicht erreichen konnten, erlangten sie durch ein maßvolles und stets fortgesetztes Bemühen, durch fast unmerkliche Aenderungen, deren Folgen die Bürger nicht zu ermessen, ja die sie kaum wahrzunehmen vermochten. Das Volk kann nicht beständig gegen Alles, was geschieht, auf der Hut sein; seine Wachsamkeit würde ihm sogar zum Vorwurf gereichen. Man würde es beschuldigen, unruhig, mißtrauisch und stets bereit zu sein, über ein Nichts in Angst und Sorge zu gerathen. Doch aus diesem Nichts, über welches man schweigend weggeht, weiß die executive Behörde mit der Zeit Etwas zu machen. Fällt die Aenderung, die sie unter der Hand eingeführt, endlich in die Augen und wollen die Bürger ihr entgegentreten, so beruft sie sich auf die bisherige Geltung derselben und verschreit die als revolutionaire Neuerer, welche die gesetzwidrigen Neuerungen abzustellen suchen."

Rousseau weis't das in Bezug auf den Genfer Rath an einem eclatanten Beispiele nach und gedenkt dann weiterhin eines anderen Falles, in welchem derselbe, weil er zur Unzeit und ohne die nöthige Besonnenheit vorging, seine Absicht verfehlte. „Er hatte sich im Anfange des laufenden Jahrhunderts ganz sachte das Recht angemaßt, Abgaben aufzulegen und wollte nun, bevor er im Uebrigen seine Macht hinlänglich befestigt, dieses Recht mißbrauchen. Statt diesen Coup bis zuletzt zu verschieben, trieb ihn die Begehrlichkeit an, ihn vor allen anderen zu versuchen. Auffallend genug, daß so geriebene Politiker die einfache Maxime nicht kannten, gegen welche sie bei dieser Gelegenheit verstießen. Ueberall in der Welt bemerkt das Volk erst dann, daß man seine Freiheit antastet, wenn man auf seinen Beutel losgeht. Ebendarum hüten sich geschickte Usurpatoren sehr, dies zu thun, bevor alles Andere abgemacht ist. Sie aber wollten diese Ordnung umkehren, und das ist ihnen schlecht bekommen."

Die Folgen ihres unvorsichtigen Beginnens führten die Unruhen des Jahres 1734 und diese das vermittelnde Einschreiten der fremden Mächte herbei, welches den Uebergriffen des Rathes ein Ziel setzte. Rousseau wenigstens ist überzeugt, daß die Mediationsakte, welche damals zu Stande kam und gegenwärtig das Grundgesetz des Genfer Staates bildet, nicht nur ein Werk von hoher Einsicht und Unparteilichkeit, sondern auch geeignet ist, die öffentliche Freiheit gegen jeden Angriff ausreichend zu schützen. Freilich wird sie seiner Ansicht nach dazu nur im Stande sein, wenn man sie als Ganzes, in der Gesammtheit ihrer Bestimmungen anerkennt und zur Geltung bringt. Die Bürgerschaft möge sich daher hüten, irgend wie an ihr zu rütteln oder rütteln zu lassen; sie muß ihr in jedem Punkte, ja in jeder Zeile heilig und unverletzlich sein. „Da alle ihre Artikel sich gegenseitig bedingen, so genügt der Wegfall oder die Aenderung eines einzigen, um das bestehende Gleichgewicht aufzuheben. Nichts wäre gefährlicher, als einige von ihnen auszusondern und von dem Ganzen abzulösen. Besser, daß das Gebäude dem Boden gleichgemacht, als daß es erschüttert oder verstümmelt wird.“ Eine genauere Prüfung der Artikel, auf welche der Rath sich zu stützen pflegt, wie der anderen, die er zu umgehen oder zu eludiren sucht, wird zeigen, wie sehr diese Mahnung am Orte ist.

Wir zweifeln nicht, daß Rousseau seine Kritik zunächst in der That zu dem angegebenen Zwecke unternommen hat. Sie macht aber doch den Eindruck, als sei es ihm zugleich darum zu thun gewesen, seinen Landsleuten die Mängel der bestehenden Verfassung zu einem recht klaren Bewußtsein zu bringen. Vor Allem hebt er hervor, daß dieselbe der im Conseil general vereinigten Gemeinde oder Bürgerschaft nicht die Stellung anweis't, welche ihr der Natur der Sache nach im Organismus des Staates gebührt. „In jedem bürgerlichen Gemeinwesen bedarf es einer höchsten Gewalt, welche alle anderen begründet, verbindet und von der sie sämmtlich abhangen, eines Centrums, auf das sich Alles bezieht, eines Prinzips, von welchem Alles ausgeht, eines Souverains, der Alles kann. Diese souveraine Staatsgewalt ruht zu Genf im Generalrath, und zwar besitzt er sie nicht, wie etwa in England das vom Könige assistirte Parlament, nur kraft des Gesetzes und in Folge einer Uebertragung, sondern aus und durch sich selbst. Er ist das lebendige Gesetz, welches allen übrigen Organen des Staates Kraft und Leben gibt und keine anderen

Rechte kennt, als die seinigen. Weit entfernt daher, jene besondere Staatsgewalt zu sein, als welche ihn die Mediationsakte neben die übrigen vier Räthe stellt, ist er vielmehr der Staat selbst. Ebendarum ist es auch ungehörig, daß die ihm zustehenden Rechte und Befugnisse, wie dies in einem anderen Artikel geschieht, einzeln aufgezählt und so nach Maß und Umfang fixirt werden. „Groß und schön", wie diese Rechte in ihrer Gesammtheit sein mögen, sind sie doch specifizirt und schon dadurch beschränkt. Es gehört aber zum Wesen der souverainen Gewalt, unbeschränkt zu sein; sie kann Alles oder sie ist Nichts."

Auch verträgt es sich mit seinem souverainen Charakter wenig, daß der Conseil general aus eigner Macht weder zusammentreten, noch irgend etwas vornehmen kann, sondern, was seine Thätigkeit und die zu behandelnden Gegenstände angeht, unbedingt von der ihm doch untergeordneten Executive abhängt. Rousseau führt näher aus, wie er damit im Grunde aller wirklichen Macht beraubt und zu einem bloßen Scheinwesen herabgesetzt wird, dessen sich die wahren Inhaber der Staatsgewalt nach Belieben für ihre Zwecke bedienen oder auch entledigen können. Allerdings ist andererseits seine Competenz insofern erweitert worden, als man ihm die Entscheidung über Krieg und Frieden, sowie die Sanction der Verträge und Bündnisse zugewiesen hat. Doch bietet diese Befugniß um so weniger einen genügenden Ersatz, da die auswärtigen Angelegenheiten ihrer Natur nach Sache der Executive, nicht des Souverains sind. Die Beziehungen des Staates zum Auslande können nicht vom Volke geleitet und geregelt werden; die Maximen und Verhältnisse der internationalen Politik liegen außerhalb seines Horizontes. Es muß sich in dieser Rücksicht auf seine Führer verlassen, die, in solchen Dingen stets mehr au fait, wie es selbst, selten ein Interesse daran haben, nachtheilige Verträge zu schließen; die vernünftige Ordnung will, daß es ihnen den äußeren Glanz überläßt und sich an das Solide hält. Was für jeden Bürger wesentliche Bedeutung hat, das ist die Beobachtung der Gesetze im Innern, die Sicherheit der Personen und die Gewähr des Eigenthums. Solange in Bezug auf diese drei Punkte Alles wohl bestellt ist, darf man die Behörden ruhig mit dem Auslande verhandeln lassen. Nicht daher kommen die Gefahren, welche am meisten zu fürchten sind.

Uebrigens fällt die relative Ohnmacht des Conseil general erst dann recht deutlich in die Augen, wenn man ihr die Machtfülle gegenüberstellt, welche dem regierenden (kleinen) Rathe zu Gebote steht. Dieselbe ist, wie sich aus der prägnanten Schilderung Rousseau's ergibt, so groß und umfassend, daß sie ihren

Träger zum Herrn und Meister nicht nur über den Staat und die Gesetze, sondern auch über das persönliche Geschick aller seiner Angehörigen erhebt. Im Besitze der höchsten administrativen, polizeilichen und richterlichen Gewalt, verfügt er über Ehre, Leben und Vermögen der Bürger, ohne daß es möglich ist, seine Entscheidungen in wirksamer Weise anzufechten. Eben hierin liegt das Bedenkliche der überragenden Stellung, die er im Staate einnimmt. „Die politische Freiheit ist werthlos, wenn die bürgerliche oder persönliche Freiheit der Individuen aller schützenden Garantien entbehrt. Man kann die Rechte der im Generalrathe versammelten Bürger, wie wenig sie im Grunde auch bedeuten, immer noch groß und glänzend finden. Aber man nehme diese selben Bürger als einzelne Personen, was sind sie? Sklaven einer arbiträren Gewalt, schutzlos dem Belieben von fünfundzwanzig Despoten preisgegeben. Was sage ich 25? Neun genügen zu einem Civil-, dreizehn zu einem Criminalurtheil! Sind ihrer sieben oder acht einverstanden, so werden sie alsbald zu ebensovielen Decemvirn. Doch aber wurden die Decemvirn noch vom Volke ernannt, während keiner dieser Richter der Wahl unterliegt. Und das nennt man frei sein?“

Es wäre ungerecht, für diesen Zustand der Dinge die Vermittler verantwortlich zu machen. Sie haben unter den gegebenen schwierigen Verhältnissen das Mögliche geleistet, und wenn ihr Werk in mancher Rücksicht unvollkommen erscheint, auch nicht selten Irrthümer und Widersprüche aufweis't, so ist das ebenso begreiflich, wie zu entschuldigen. Mußte es ihnen, die, ganz anders constituirten Staaten angehörig, von den dort herrschenden Vorstellungen und Grundsätzen erfüllt waren, doch sehr schwer, ja fast unmöglich werden, in das Wesen der Genfer Demokratie eine klare Einsicht zu gewinnen. „Die demokratische Verfassung ist überhaupt bis dahin nur wenig und in sehr mangelhafter Weise erörtert worden. Diejenigen, welche über sie gesprochen, kannten sie entweder nicht, oder nahmen kein Interesse an ihr, oder hatten besondere Gründe, sie in ein falsches Licht zu stellen. Keiner von ihnen hat den Souverain von der Regierung, die gesetzgebende Gewalt von der executiven hinreichend unterschieden. Es gibt keine Staatsform, in welcher diese beiden Gewalten so scharf getrennt sind und man doch so bemüht gewesen ist, sie mit einander zu vermengen. Die Einen nehmen an, daß in der Demokratie das ganze Volk Magistrat und Richter sei; Andere sehen

die Freiheit nur in dem Rechte, die Leiter des Staates zu wählen und glauben, weil sie Fürsten unterworfen sind, daß der, welcher befiehlt, auch der Souverain ist. Die demokratische Verfassung ist ohne Zweifel das größte Meisterwerk der Staatskunst; aber bewunderungswürdig wie dieses kunstvolle Gebilde dem Kenner erscheint, ist ebendarum nicht jedes Auge im Stande, es zu durchschauen."

„Auch darf man nicht übersehen, daß den allerdings zahlreichen Bestimmungen der Mediationsakte, welche der öffentlichen Freiheit und den Rechten der Bürger feindlich sind, andere zur Seite stehen, die deren nachtheilige Wirkung mildern und aufheben können. Die unfreie Lage des Staates, wie sie vorhin geschildert wurde, ist doch nur eine Folge des Umstandes, daß die gegenwärtigen Machthaber ausschließlich die ersteren betonen, die letzteren dagegen ignoriren oder nicht zur Geltung kommen lassen. Natürlich hat diese einseitige Ausbeutung ihres Werkes nicht in der Absicht der Vermittler gelegen. Ihr Zweck war, die Ansprüche des Rathes und der Bürgerschaft auszugleichen, nicht die eine dem anderen preiszugeben; weit entfernt, einer der beiden Parteien die ihr zustehende Competenz zu schmälern, wollten sie vielmehr jeder von ihnen die Rechte sichern, welche ihr kraft der überlieferten Gesetze gebührten. Sie nahmen deshalb in ihr Edikt eine Reihe von Artikeln auf, durch welche wesentliche Befugnisse der Bürgerschaft bewahrt oder hergestellt wurden. Zu ihnen gehört vor Allem das Recht, an die Regierung Vorstellungen — Bitten, Anträge und Beschwerden — zu richten, „ein Recht, welches, wenn zu voller Geltung gelangt, für sich allein alle der öffentlichen Freiheit nachtheiligen Bestimmungen aufwiegt, wird es aber umgangen oder eludirt, alle ihr günstigen Artikel werth- und nutzlos macht."

Wir wissen, wie eben dieses Repräsentationsrecht Anlaß zu dem Conflikte gegeben, welcher damals zwischen dem Rathe und der Bürgerschaft entbrannt war. Ohne dasselbe gradezu in Frage zu stellen, hatte der Rath ihm dadurch allen wirklichen Werth genommen, daß er sich die Befugniß vindicirte, zu entscheiden, ob den Anträgen und Beschwerden weitere Folge zu geben sei oder nicht. Man kann nicht leugnen, daß er dabei formell im Rechte war. Es gab im Staate keine andere höhere Instanz, an welche im Collisionsfalle appellirt werden konnte, als die im Conseil general versammelte Gemeinde. Der Rath aber hatte allein zu bestimmen, was in diesen Versammlungen verhandelt werden sollte. Er mochte also auch, ohne seine Competenz zu überschreiten, die gegen ihn selbst gerichteten Anträge nach Belieben zur Berathung stellen oder ad acta legen. Andererseits

freilich ist klar, daß damit das Beschwerderecht der Bürgerschaft vollkommen illusorisch wurde, sofern die Behörde, über welche man sich beklagte, selbst über Grund oder Ungrund der Klage endgültig entschied. Zugleich gewann der Rath eine im Grunde ganz unbeschränkte Macht, da er jeden Protest, auch wenn derselbe offenbar ungesetzliche Maßregeln betraf, einfach zurückweisen und so jede wirksame Controle seiner Thätigkeit beseitigen konnte. Es war in der That, falls es ihm gelang, mit seinen Ansprüchen durchzudringen, um die öffentliche Freiheit, wenigstens prinzipiell, geschehen. Dagegen durfte sie allerdings für gesichert gelten, wenn die Bürger in der Lage waren, ihr Beschwerderecht mit Erfolg geltend zu machen. Mußten ihre Proteste nicht blos gehört, sondern auch in ernste Erwägung gezogen und eventuell einer höheren Instanz zur Entscheidung vorgelegt werden, so konnten sie jederzeit die strikte Beobachtung der Gesetze erzwingen und etwaigen Uebergriffen der Behörden wirksam begegnen. Rousseau bemerkt daher sehr mit Recht, daß die in Rede stehende Befugniß von der größten Wichtigkeit sei. Auch stellt er diese ihre Bedeutung in der gründlichen und allseitigen Erörterung, die er ihr, wie überhaupt der ganzen Streitfrage, widmet, in das hellste Licht.

Zunächst aber führt er aus, daß und warum sie existirt und existiren muß. „Es ist ein natürliches Recht aller Staatsangehörigen, sich zu beschweren und Abhülfe zu fordern, wenn sie glauben, daß ihnen von Seiten der Behörden Unrecht geschehen ist. Es liegt nicht minder in der Natur ihrer Stellung, daß sie, wenn ihnen etwas für das Gemeinwohl von Nutzen oder nachtheilig erscheint, ihre Ansicht der Regierung bekannt geben dürfen.“ Auch ist ihnen das Eine wie das Andere überall, selbst in Ländern, in welchen ein absolutes Regiment die Herrschaft führt, gestattet. Um so weniger kann es ihnen da, wo, wie in Genf, eine demokratische Verfassung besteht, verwehrt sein. „In einem Staate, in welchem die Souverainetät dem Volke zusteht, ist der Gesetzgeber stets vorhanden, wenn er sich auch nicht immer zeigt. Er versammelt sich nur im Generalrathe; nur in ihm spricht er sich in authentischer Weise aus. Aber außerhalb desselben ist er nicht vernichtet; seine Glieder sind zerstreut, doch sind sie deshalb nicht todt. Sie können nicht über die Gesetze verhandeln, aber sie können über ihre Ausführung wachen. Das ist ein Recht, ja selbst eine Pflicht, die ihrer Person anhaftet und ihnen unter keinen Umständen genommen werden kann. Eben hierauf beruht die Befugniß, Vorstellungen zu erheben. Die Vorstellung eines oder mehrerer Bürger ist nur die Eröffnung ihrer Ansicht über einen Gegenstand, der zu ihrer Competenz gehört.“

Das Repräsentationsrecht entspricht dem Geiste und Wesen der Genfer Verfassung so sehr, daß es durch sie unbedingt geboten erscheint. Es wird aber auch, wie schon oben hervorgehoben wurde, ausdrücklich von ihr gewährleistet. Leider hat man versäumt, die Erläuterungen und näheren Bestimmungen hinzuzufügen, deren es bedurfte, um ihm unter allen Umständen die erforderliche Wirksamkeit zu sichern. Daraus folgt indeß keineswegs, daß ihm diese nun fehlen oder genommen werden kann; es versteht sich von selbst, daß jedes Recht die seinem Inhalt und Zweck entsprechende Wirkung nach sich ziehen muß. Von einer solchen kann aber in dem vorliegenden Falle keine Rede sein, solange der Rath an seinen maßlosen Prätentionen festhält. „Oder sollte das Repräsentationsrecht lediglich darin bestehen, ein Papier zu übergeben, welches man, weil eine einfach ablehnende Antwort genügt, nicht einmal zu lesen braucht? Dieses so feierlich festgestellte Recht sollte sich nur auf das seltene Privilegium beschränken, etwas zu erbitten und nichts zu erlangen? Das behaupten, heißt doch die Vermittler beschuldigen, die Genfer Bürgerschaft auf die unwürdigste Weise hintergangen zu haben, heißt die Rechtschaffenheit der Gesandten, die Billigkeit der vermittelnden Mächte antasten, heißt sogar dem gesunden Menschenverstande Hohn sprechen."

Dennoch ist Rousseau der Meinung, daß die Ansprüche des Rathes nicht ganz unberechtigt sind. Die Eingaben oder Vorstellungen der Bürger haben ihrer Natur nach einen zwiefachen Inhalt, sofern sie entweder eine Aenderung der bestehenden Gesetze beantragen oder über eine Verletzung derselben Beschwerde führen. In dem ersteren Falle muß die Frage, ob ihnen weitere Folge zu geben sei oder nicht, der Entscheidung der Regierung, also des Rathes, überlassen bleiben. Nicht blos das positive Recht, auch die Vernunft und das wohlverstandene Interesse des Staates erfordern das. „Da wo Verfassung und Gesetze bereits einen festen Bestand gewonnen haben, muß man es möglichst vermeiden, an ihnen zu rütteln, besonders in kleinen Republiken, wo die geringste Erschütterung Alles aus den Fugen bringt. Die Abneigung gegen Neuerungen ist daher im Allgemeinen wohl begründet; sie ist es namentlich für die Genfer Bürger, welche durch sie nur verlieren können. Die Verfassung kann ihrer Einführung keine zu großen Hindernisse entgegenstellen, denn wie heilsam neue Gesetze auch sein mögen, die Gewißheit ihres Nutzens ist geringer als die Größe der Gefahren, welche sie mit sich bringen. Der einzelne Bürger mag solche, wenn ihm das nöthig scheint, in Vorschlag bringen; er muß aber in seine Behörde soviel Vertrauen setzen, daß er sie für fähig hält, den Werth seiner Vorschläge zu beur-

theilen, und geneigt glaubt, sie zu billigen, wenn sie dieselben dem öffentlichen Wohle zuträglich erachtet. Es ist somit eine sehr weise gesetzliche Vorschrift, daß die Einführung und selbst die Beantragung von neuen Gesetzen nicht ohne die Zustimmung des Rathes stattfinden soll."

Anders steht die Sache, wenn es sich um Klagen oder Beschwerden handelt. In diesem Falle kann es unmöglich von dem Ermessen des Rathes abhangen, ob die Eingaben der Bürger berücksichtigt werden sollen oder nicht. Es wäre doch gar zu absurd, wenn er, als höchster Richter in eigener Sache, über die Berechtigung der gegen ihn erhobenen Anklagen in letzter Instanz zu entscheiden hätte. Zwar muß man voraussetzen, daß er gerecht genug sein wird, Beschwerden, die augenscheinlich begründet sind, abzuhelfen. Ist er es aber nicht, oder haben die Klagepunkte nicht den Grad der Evidenz, welcher sie über jeden Zweifel erhebt, so müssen sie der Beurtheilung des Conseil general unterbreitet werden. Denn dieser ist, als alleiniger Souverain und einzige Quelle der Gesetze, auch in allen Fällen, in welchen die Auslegung oder Anwendung derselben in Frage steht, das höchste Forum. Man wendet freilich ein, daß nur der Rath das Recht habe, den Conseil zu versammeln und die Gegenstände seiner Verhandlungen zu bestimmen. Indeß, zweifellos wie diese seine Befugniß ist, kann er sie doch nur nach Maßgabe der bestehenden Gesetze ausüben. Schreiben diese ausdrücklich oder, wie in dem hier in Rede stehenden Falle, implicite vor, daß die Entscheidung des Conseil einzuholen ist, so hängt es keineswegs von seinem Belieben ab, ob er dieselbe veranlassen will oder nicht. Im Gegentheil, er muß sie nachsuchen, muß die betreffenden Vorlagen, gleichviel ob er ihnen zustimmt oder sie mißbilligt, zur Berathung stellen.

Was aber die großen Schwierigkeiten angeht, welche die Zuziehung des Conseil haben soll, so zeigt Rousseau, daß und wie dieselben sich leicht lösen lassen, wenn man anders nur ernstlich will. Freilich zweifelt er sehr daran, daß dieser gute Wille vorhanden ist; die Bedenken und Hindernisse, welche der Rath und seine Vertheidiger hervorheben, erscheinen ihm so unerheblich und gesucht, daß er fragt: „Ist es nöthig, Einwürfe dieser Art zu widerlegen, wenn man zu Genfern spricht? Ist unter ihnen auch nur Einer, der ihre Unaufrichtigkeit nicht fühlt? Kann man im Ernste der Ausübung eines heiligen, nothwendigen und gesetzlich bestätigten Grundrechtes eingebildete Unzuträglichkeiten entgegenstellen, die, wie diejenigen, welche sie geltend machen, am besten wissen, nicht vorhanden sein können, während die Mißachtung

dieses Rechtes den Uebergriffen der schlimmsten Oligarchie Thür und Thor öffnet, in einem Grade, daß man sie schon jetzt die Freiheit der Bürger im Widerspruch mit dem klarsten Wortlaute der Gesetze antasten sieht? Die Auslegung, welche man diesen Gesetzen gibt, ist noch empörender, als die Tyrannei, die man in ihrem Namen übt .... Mit welch' einem Raisonnement wagt man die Bürger abzuspeisen! Es genügt nicht, sie als Sklaven zu behandeln; man behandelt sie auch wie Kinder."

Ebenso hinfällig sind die Gründe, mit welchen der Anspruch des Rathes gerechtfertigt oder plausibel gemacht wird. „Man beruft sich theils auf allgemeine Prinzipien von abstrakter Art, die, wie richtig sie an sich auch sein mögen, in dem vorliegenden Falle keine Anwendung finden, theils auf die Geschichte und die Institutionen anderer Länder, die mit Genf wenig oder nichts gemein haben." Indem Rousseau dies im Einzelnen nachweis't, mahnt er zugleich seine Landsleute dringend, sich „nicht durch solche staatsmännische Weisheit und weit hergeholte Parallelen blenden und von dem nächsten Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit ablenken zu lassen". Er hebt dann ferner hervor, daß sowohl die Sinnesweise, wie das bisherige Verhalten der Genfer dafür bürgen, daß sie nicht, wie man zu befürchten sich die Miene gebe, „den öffentlichen Frieden leichtfertig stören", nicht „vorschnell und ohne Noth in den regelmäßigen Gang der Staatsmaschine eingreifen" werden. „Ein müßiges, unruhiges Volk, welches aus Mangel an Privatgeschäften stets bereit ist, sich in die des Staates zu mischen, muß allerdings in Schranken gehalten werden. Aber ist denn die Genfer Bürgerschaft ein solches Volk? Nichts kann ihm weniger gleichen, sie ist sein grader Gegensatz. Ganz vertieft in ihre häuslichen Beschäftigungen und gleichgültig gegen alles Andere, denken ihre Mitglieder an das öffentliche Interesse nur, wenn ihr eigenes angetastet wird. Zu wenig darauf bedacht, sich das Verhalten ihrer Führer klar zu machen, sehen sie die Fesseln, welche man für sie schmiedet, erst, wenn sie ihren Druck fühlen. Stets zerstreut, getäuscht, auf andere Dinge gerichtet, lassen sie sich über das Wichtigste hinter's Licht führen, und suchen beständig nach Heilmitteln, weil sie es nicht verstehen, der Krankheit zuvorzukommen. Vor lauter Ueberlegung kommen sie immer erst zum Handeln, wenn es zu spät ist. Ihr Zaudern würde sie schon hundert Mal zu Grunde gerichtet haben, wenn die Ungeduld der Magistrate sie nicht gerettet, diese, gar zu pressirt, die erstrebte Allgewalt auszuüben, sie nicht vor der Gefahr gewarnt hätten."

Rousseau führt aus der Geschichte Genfs eine Reihe von Thatsachen an, die seine Behauptung bestätigen können. Sie

zeigen, wie schwer die Bürgerschaft zu allen Zeiten sich entschloß, handelnd aufzutreten, und wie sehr sie, wenn die Noth sie dazu trieb, bemüht war, jede Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung fern zu halten. Auch konnte und kann das bei den Elementen, aus welchen sie besteht, nicht füglich anders sein. „In den meisten Staaten gehen die inneren Unruhen von dem stupiden Pöbel aus, der, anfangs von unerträglichen Vexationen erhitzt, dann im Geheimen von gewandten Wühlern aufgehetzt wird, welche, mit irgend einer Autorität bekleidet, dieselbe zu erweitern wünschen. Mit solchem Pöbel aber hat die Genfer Bürgerschaft nichts gemein, wenigstens nicht der Theil derselben, welcher für die Aufrechthaltung der Gesetze der Gewalt entgegentritt. Dieser ist zu allen Zeiten der Mittelstand zwischen den Reichen und den Armen, zwischen den Häuptern des Staates und dem großen Haufen gewesen. Aus Männern bestehend, die einander an Rang, Vermögen und Einsicht ziemlich gleich sind, steht er nicht hoch genug, um Prätentionen zu erheben und nicht so tief, daß er nichts zu verlieren hätte. Das gemeinsame Interesse derer, die ihm angehören, ist, daß die Gesetze beobachtet, die Behörden respektirt werden, daß die Verfassung erhalten und der Staat in Ruhe bleibt. Keiner von ihnen besitzt eine solche Ueberlegenheit über die anderen, daß er sie für seine Privatinteressen in Bewegung setzen könnte. Sie bilden den gesundesten Bestandtheil des Staates, den einzigen, von welchem man gewiß sein darf, daß er nie ein anderes Ziel verfolgen wird, als das Wohl der Gesammtheit. Auch bemerkt man, wenn sie gemeinsam vorgehen, stets den Anstand, die Bescheidenheit, den Ernst und die Würde von Männern, die sich in ihrem Rechte wissen und in den Schranken ihrer Pflicht halten."

Dennoch will Rousseau die Möglichkeit nicht leugnen, daß sie gelegentlich von ihrem Rechte einen ungehörigen Gebrauch machen. „Mißbräuche schleichen sich eben überall ein; sie dürfen aber, wiewohl sie stets vom Uebel sind, nicht bestimmen, das an sich Gute zu verwerfen. Ueberdies sind ihre Folgen nicht immer gleich schlimm. Man vergleiche nur und man wird finden, daß der Mißbrauch der Macht große und dauernde Leiden, der Mißbrauch der Freiheit dagegen nur vorübergehende Uebel mit sich bringt. Freiheit ist nur möglich unter der Herrschaft der Gesetze oder des allgemeinen Willens, und es liegt ebensowenig im Wesen des allgemeinen Willens, Allen, wie in dem des Einzelwillens, dem Individuum zu schaden. Wäre aber auch der Mißbrauch der Freiheit ebenso natürlich, wie der der Macht, so besteht doch zwischen beiden der Unterschied, daß der eine zum Nachtheile des mißbrauchenden

Volkes ausschlägt, es für sein Unrecht bestraft und dadurch zwingt, eine schnelle Abhülfe zu suchen, während der Mißbrauch der Macht, welcher nicht zum Nachtheil des Mächtigen, sondern des Schwachen ausschlägt, maß-, zügel- und grenzenlos ist, und mit der Vernichtung dessen endet, der allein seine schlimmen Wirkungen empfindet. Jedenfalls ist es, wenn denn Mißbräuche von der einen und der anderen Seite unvermeidlich sind, besser, daß ein Volk durch eigene Schuld elend, als daß es von fremder Hand unterdrückt wird."

Freilich „kann, wenn man den Advokaten des Rathes glaubt, in Genf von Unterdrückung keine Rede sein. Wagen sie doch zu versichern: Niemand wird behaupten, daß die Regierung nicht gerecht und milde ist, und sie versichern es in Erwiederung auf Beschwerden, in welchen man sich über die Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten der Regierung beklagt. Das darf man doch wahrlich einen schönen Styl nennen; es ist die Beredtsamkeit des Perikles, der, von einem Gegner im Kampfe besiegt, dem Publikum bewies, er habe jenen zu Boden geworfen. Also während diese Herren sich ohne Vorwand fremden Gutes bemächtigen, ohne Grund Unschuldige einkerkern, einen Bürger brandmarken, ohne ihn zu hören, über einen anderen auf illegale Weise zu Gericht sitzen, obscöne Bücher in Schutz nehmen und die guten verbrennen, während sie die gerechteste Genugthuung verweigern, den härtesten Despotismus ausüben, die Freiheit vernichten, die sie beschützen, das Vaterland unterdrücken, dessen Väter sie sein sollten, beglückwünschen sie sich selbst wegen der großen Gerechtigkeit ihrer Entscheidungen, gerathen sie außer sich über die Milde ihrer Verwaltung, und versichern sie mit naiver Zuversicht, daß Jedermann in diesem Punkte ihrer Meinung ist!"

Indeß Rousseau will nicht ungerecht werden; er gibt zu: „Euer Magistrat ist gerecht in gleichgültigen Dingen; ich halte ihn sogar für geneigt, es immer zu sein. Die Stellen sind wenig einträglich; er gibt das Recht und verkauft es nicht; er ist persönlich rechtschaffen und uneigennützig, und ich weiß wohl, daß es in seiner Mitte noch Tugenden gibt. Seine bisherigen Gewaltschritte sind mehr die Folge seines Strebens nach der Herrschaft. Hat er dieselbe einmal erlangt, sind seine Mitglieder als souveraine Gebieter anerkannt, so wird es in ihrem Interesse liegen, stets gerecht zu sein. Schon jetzt fordert dasselbe, daß sie es in der Regel sind. Aber wehe Jedem, der es noch wagt, auf die Gesetze zu recurriren oder die Freiheit in Anspruch zu nehmen. So einem Unglücklichen gegenüber wird Alles erlaubt, gesetzlich; Rechtlichkeit, Tugend, selbst das Interesse müssen der Herrschbegierde weichen. Es ist nicht die Weise der Tyrannei,

direkt die öffentliche Freiheit anzugreifen — das hieße Alle zu ihrer Vertheidigung aufrufen — sondern successive gegen ihre einzelnen Vertheidiger und gegen Jeden vorzugehen, der als solcher auftreten möchte. Man überrede nur Alle, daß das öffentliche Interesse nicht das des Einzelnen ist, so ist schon dadurch die Knechtschaft begründet. Denn wenn Jeder sich unter dem Joche befindet, wo bleibt die gemeinsame Freiheit? Wenn Jeder, der zu sprechen wagt, augenblicklich beseitigt wird, wer wird ihm noch nachahmen wollen? Die Regierung wird daher gegen die eifrigen Patrioten wüthen und gegen die übrigen Bürger gerecht verfahren, bis sie gegen Alle ungestraft ungerecht sein kann. Dann aber wird ihre Gerechtigkeit nur noch Sparsamkeit sein, welche sie übt, um nicht ihr eigenes Gut zwecklos zu vergeuden."

„In einem gewissen Sinne ist also der Rath gerecht und muß es im eigenen Interesse sein; aber nach einer anderen Seite hin fordert sein System, rücksichtslos ungerecht zu sein, und zahlreiche Beispiele haben gezeigt, wie ungenügend der Schutz der Gesetze gegen die Feindschaft der Behörden ist. Wie wird es erst werden, wenn er, als unbeschränkter Herr, in seinem Auftreten durch nichts mehr gehemmt wird, keine Hindernisse bei der Befriedigung seiner Leidenschaften mehr findet? Wer wird in einem so kleinen Staate, wo sich Niemand in der Menge verbergen kann, dann nicht in beständiger Furcht leben und jeden Augenblick das Unglück empfinden, seinesgleichen zu Herren zu haben? Ihr werdet keinen Schritt thun können, ohne den Druck eurer Fesseln zu fühlen. Die Verwandten, die Freunde, die Schützlinge, die Spione eurer Gebieter werden über euch herrschen; ihr werdet aus Furcht, euch Feinde zu machen, weder eure Rechte zu vertheidigen, noch euer Eigenthum zu reklamiren wagen; die dunkelsten Winkel werden euch der Tyrannei nicht entziehen können, ihr werdet ihre Trabanten oder ihre Opfer sein müssen. Dahin muß naturgemäß die Uebung des Veto, wie der Rath es sich anmaßt, führen. Zwar *glaube* ich nicht, daß er einen so schlimmen Gebrauch von ihm machen wird, aber er wird dazu sicherlich im Stande sein, und die bloße Gewißheit, daß er straflos ungerecht *sein kann*, wird euch dieselben Leiden bringen, als wenn er es wirklich *wäre*."

Gewiß eine trübe, trostlose Aussicht! Was aber ist zu thun, um das drohende Unheil abzuwenden? Die friedlichen Vorstellungen, mit welchen die Bürger es bis dahin versucht, sind erfolglos geblieben. Sollen sie nun etwa zur Gewalt, zu den Waffen greifen? Rousseau ist weit entfernt, das anzurathen. Er hat schon früher bemerkt, daß „ihnen die Anwendung dieses zuweilen

nothwendigen, aber stets schrecklichen Auskunftsmittels mit Recht untersagt worden. Nicht als ob sie es jemals mißbraucht hätten; im Gegentheil, sie haben es immer nur im äußersten Nothfalle und mit einer Mäßigung angewandt, die ihnen vielleicht das Waffenrecht hätte erhalten sollen, wenn irgend ein Volk ohne Gefahr dasselbe besitzen könnte". Dennoch „wird er, was auch geschehen mag, dem Himmel danken, daß man in ihrer Mitte nie mehr die furchtbaren Zurüstungen zum Kampfe sehen wird. Freilich der Advokat des Rathes sagt: In äußersten Fällen ist Alles erlaubt. Wäre das aber auch wahr, so ist doch nicht Alles ein passendes Expediens. Wenn das Uebermaß der Tyrannei den, welcher sie erduldet, über die Gesetze stellt, so muß ihm doch, was er zu ihrem Sturze versucht, einige Aussicht auf Erfolg bieten. Sollte man die Bürger vielleicht zu diesem Aeußersten treiben wollen?" Rousseau „kann es nicht glauben; er glaubt aber noch weniger, daß, wären sie dahin gebracht, sie sich auf dem Wege der That würden retten können. In ihrer Lage ist jeder Schritt in dieser Richtung verhängnißvoll, und was sie verleiten will, ihn zu wagen, eine Schlinge; gewännen sie auch für einen Augenblick die Oberhand, in weniger als vierzehn Tagen würden sie vollständig vernichtet sein. Was der Magistrat auch thun und ihr Anwalt sagen mag, gewaltsame Mittel eignen sich nicht für die gerechte Sache. Ohne anzunehmen, daß man sie nöthigen will, sich ihrer zu bedienen, läßt sich doch vermuthen, daß man es gerne sehen würde, wenn sie es thäten. Recht und Gesetz stehen auf ihrer Seite. Diese Stützen sind zwar der Macht und Intrigue gegenüber schwach; doch es sind die einzigen, welche ihnen übrig bleiben. Mögen sie sich bis zum Ende an sie halten."

Wie aber gegenwärtig die Dinge liegen, scheint es nur noch einen legalen Weg zu geben, auf welchem die Bürgerschaft möglicherweise zu ihrem Rechte gelangen kann. Die Genfer Verfassung steht unter der Garantie der Mächte, durch deren Vermittelung sie zu Stande gekommen ist. Es dürfte daher, falls sie in wesentlichen Bestimmungen beharrlich in Frage gestellt wird, ebenso zulässig, wie angemessen sein, den Beistand dieser Bürgen in Anspruch zu nehmen. Freilich, Rousseau sieht nur zu wohl, wohin das führen kann; sein „patriotisches Herz seufzt tief auf", wenn er sich die Gefahr vergegenwärtigt, welche aus einer so provocirten Einmischung der fremden Mächte für die Republik und ihre Unabhängigkeit vielleicht hervorgehen würde. Auch denkt er nicht daran, den Freunden dieses oder ein anderes Auskunftsmittel zu empfehlen; er kann ihnen zum Schlusse nur zurufen: „Berathet mit euren Mitbürgern und zählt die Stimmen erst,

direkt die öffentliche Freiheit anzugreifen — das hieße Alle zu ihrer Vertheidigung aufrufen — sondern successive gegen ihre einzelnen Vertheidiger und gegen Jeden vorzugehen, der als solcher auftreten möchte. Man überrede nur Alle, daß das öffentliche Interesse nicht das des Einzelnen ist, so ist schon dadurch die Knechtschaft begründet. Denn wenn Jeder sich unter dem Joche befindet, wo bleibt die gemeinsame Freiheit? Wenn Jeder, der zu sprechen wagt, augenblicklich beseitigt wird, wer wird ihm noch nachahmen wollen? Die Regierung wird daher gegen die eifrigen Patrioten wüthen und gegen die übrigen Bürger gerecht verfahren, bis sie gegen Alle ungestraft ungerecht sein kann. Dann aber wird ihre Gerechtigkeit nur noch Sparsamkeit sein, welche sie übt, um nicht ihr eigenes Gut zwecklos zu vergeuden."

„In einem gewissen Sinne ist also der Rath gerecht und muß es im eigenen Interesse sein; aber nach einer anderen Seite hin fordert sein System, rücksichtslos ungerecht zu sein, und zahlreiche Beispiele haben gezeigt, wie ungenügend der Schutz der Gesetze gegen die Feindschaft der Behörden ist. Wie wird es erst werden, wenn er, als unbeschränkter Herr, in seinem Auftreten durch nichts mehr gehemmt wird, keine Hindernisse bei der Befriedigung seiner Leidenschaften mehr findet? Wer wird in einem so kleinen Staate, wo sich Niemand in der Menge verbergen kann, dann nicht in beständiger Furcht leben und jeden Augenblick das Unglück empfinden, seinesgleichen zu Herren zu haben? Ihr werdet keinen Schritt thun können, ohne den Druck eurer Fesseln zu fühlen. Die Verwandten, die Freunde, die Schützlinge, die Spione eurer Gebieter werden über euch herrschen; ihr werdet aus Furcht, euch Feinde zu machen, weder eure Rechte zu vertheidigen, noch euer Eigenthum zu reklamiren wagen; die dunkelsten Winkel werden euch der Tyrannei nicht entziehen können, ihr werdet ihre Trabanten oder ihre Opfer sein müssen. Dahin muß naturgemäß die Uebung des Veto, wie der Rath es sich anmaßt, führen. Zwar glaube ich nicht, daß er einen so schlimmen Gebrauch von ihm machen wird, aber er wird dazu sicherlich im Stande sein, und die bloße Gewißheit, daß er straflos ungerecht sein kann, wird euch dieselben Leiden bringen, als wenn er es wirklich wäre."

Gewiß eine trübe, trostlose Aussicht! Was aber ist zu thun, um das drohende Unheil abzuwenden? Die friedlichen Vorstellungen, mit welchen die Bürger es bis dahin versucht, sind erfolglos geblieben. Sollen sie nun etwa zur Gewalt, zu den Waffen greifen? Rousseau ist weit entfernt, das anzurathen. Er hat schon früher bemerkt, daß „ihnen die Anwendung dieses zuweilen

nothwendigen, aber stets schrecklichen Auskunftsmittels mit Recht untersagt worden. Nicht als ob sie es jemals mißbraucht hätten; im Gegentheil, sie haben es immer nur im äußersten Nothfalle und mit einer Mäßigung angewandt, die ihnen vielleicht das Waffenrecht hätte erhalten sollen, wenn irgend ein Volk ohne Gefahr dasselbe besitzen könnte". Dennoch „wird er, was auch geschehen mag, dem Himmel danken, daß man in ihrer Mitte nie mehr die furchtbaren Zurüstungen zum Kampfe sehen wird. Freilich der Advokat des Rathes sagt: In äußersten Fällen ist Alles erlaubt. Wäre das aber auch wahr, so ist doch nicht Alles ein passendes Expediens. Wenn das Uebermaß der Tyrannei den, welcher sie erduldet, über die Gesetze stellt, so muß ihm doch, was er zu ihrem Sturze versucht, einige Aussicht auf Erfolg bieten. Sollte man die Bürger vielleicht zu diesem Aeußersten treiben wollen?" Rousseau „kann es nicht glauben; er glaubt aber noch weniger, daß, wären sie dahin gebracht, sie sich auf dem Wege der That würden retten können. In ihrer Lage ist jeder Schritt in dieser Richtung verhängnißvoll, und was sie verleiten will, ihn zu wagen, eine Schlinge; gewännen sie auch für einen Augenblick die Oberhand, in weniger als vierzehn Tagen würden sie vollständig vernichtet sein. Was der Magistrat auch thun und ihr Anwalt sagen mag, gewaltsame Mittel eignen sich nicht für die gerechte Sache. Ohne anzunehmen, daß man sie nöthigen will, sich ihrer zu bedienen, läßt sich doch vermuthen, daß man es gerne sehen würde, wenn sie es thäten. Recht und Gesetz stehen auf ihrer Seite. Diese Stützen sind zwar der Macht und Intrigue gegenüber schwach; doch es sind die einzigen, welche ihnen übrig bleiben. Mögen sie sich bis zum Ende an sie halten."

Wie aber gegenwärtig die Dinge liegen, scheint es nur noch einen legalen Weg zu geben, auf welchem die Bürgerschaft möglicherweise zu ihrem Rechte gelangen kann. Die Genfer Verfassung steht unter der Garantie der Mächte, durch deren Vermittelung sie zu Stande gekommen ist. Es dürfte daher, falls sie in wesentlichen Bestimmungen beharrlich in Frage gestellt wird, ebenso zulässig, wie angemessen sein, den Beistand dieser Bürgen in Anspruch zu nehmen. Freilich, Rousseau sieht nur zu wohl, wohin das führen kann; sein „patriotisches Herz seufzt tief auf", wenn er sich die Gefahr vergegenwärtigt, welche aus einer so provocirten Einmischung der fremden Mächte für die Republik und ihre Unabhängigkeit vielleicht hervorgehen würde. Auch denkt er nicht daran, den Freunden dieses oder ein anderes Auskunftsmittel zu empfehlen; er kann ihnen zum Schlusse nur zurufen: „Berathet mit euren Mitbürgern und zählt die Stimmen erst,

nachdem ihr sie gewogen habt. Mißtraut der stürmischen Jugend, dem frechen Reichthum und der käuflichen Dürftigkeit; kein heilsamer Rath kann von da her kommen. Befragt diejenigen, welche ein mäßiger Wohlstand vor den Verführungen des Ehrgeizes und des Elends schützt, deren ehrenvolles Alter ein tadelloses Leben krönt, die, welche lange Erfahrung mit den öffentlichen Angelegenheiten vertraut gemacht hat, die ohne persönlichen Ehrgeiz im Staate keinen anderen Rang einnehmen wollen, als den von Bürgern, diejenigen endlich, welche, da sie bei ihren Handlungen stets nur das Wohl des Vaterlandes und die Aufrechthaltung der Gesetze im Auge halten, die Achtung und das Vertrauen ihrer Mitbürger verdient haben. Vor Allem aber, vereinigt euch; ihr seid rettungslos verloren, wenn ihr getrennt bleibt. Und warum solltet ihr es sein, da euch so große Interessen verbinden? Wie! in solcher Gefahr wagen es kleinliche Leidenschaften und Eifersüchteleien, sich vernehmen zu lassen? Sind sie werth, daß man sie um einen so hohen Preis befriedigt? Sollen dereinst eure Kinder, wenn sie über ihre Fesseln weinen, sagen: Das ist die Frucht der Zwistigkeiten unserer Väter? Mit einem Worte, es handelt sich hier weniger um Berathungen, als um Eintracht. Die Wahl des zu fassenden Entschlusses ist nicht die Hauptsache; wäre er an sich auch schlecht, faßt ihn Alle zusammen. Eben dadurch wird er der beste sein; ihr werdet stets das Geeignete thun, wenn ihr es in Uebereinstimmung thut."

V.

Das Bewußtsein, durch die Abfassung der „Briefe vom Berge" eine Pflicht erfüllt zu haben, war ein Trost, der Rousseau sehr zu Statten kam. Keine von seinen Schriften hat ihm so geringe persönliche Anerkennung und soviele herbe Vorwürfe eingetragen, wie diese. Nicht als ob man ihre formalen Vorzüge oder die Bedeutsamkeit ihres Inhaltes unterschätzt hätte; auch die erbittertsten Gegner sahen sich genöthigt, in dieser Rücksicht ihren hohen Werth einzuräumen. Dem Lobe aber, welches dem Schriftsteller bereitwillig gespendet wurde, ging der Tadel des Menschen zur Seite; der Ruhm seines Werkes wurde für den Verfasser zur Schmach, und während sein Geist in hellem Lichte glänzte, fielen auf Herz und Charakter dunkele Schatten. In der That wurden Stimmen laut, die, um mit Rousseau selber zu reden, sein Buch als „das höllische Produkt eines verabscheuungswürdigen Menschen" bezeichneten. Andere mochten sich milder ausdrücken; jedenfalls

war man ziemlich allgemein derselben Ansicht, die auch in unseren Tagen noch bei sonst wohlwollenden Beurtheilern begegnet. Gaberel z. B., der, soweit es sein religiöser Standpunkt zuläßt, seinen Landsmann überall in Schutz nimmt, meint doch[1]): „Als er die Briefe vom Berge schrieb, verleugnete er seine Grundsätze, um seinen Leidenschaften, seinem persönlichen Grolle zu folgen.“ Unseres Erachtens war dem nicht, wenigstens nicht in dem Grade so, daß sich deshalb eine begründete Anklage erheben ließe. Freilich kann man nicht leugnen, daß die Schrift in manchen Parthien eine stark persönliche Färbung hat. Die Empfindungen des Verfassers machen sich in ihr unverholen Luft, während sie zugleich nicht nur Behörden und Corporationen, sondern hin und wieder auch einzelne Individuen direkt und unmittelbar angreift. Auch geben wir gerne zu, daß diese Angriffe zum Theil das erlaubte Maß der Schärfe und Rücksichtslosigkeit überschreiten und mit Waffen ausgeführt werden, die Rousseau in der Regel verschmähte, weil er sie seiner unwürdig glaubte. Es war ihm doch sonst nicht eigen, seine Gegner mit offenbarer Geringschätzung zu behandeln oder gar die Geißel des Spottes und der Satyre zu schwingen, wie er sich das in diesem Falle allerdings, wenn auch nur selten erlaubt. Indeß darf man ihm solche vereinzelte Ausfälle um so eher zugute halten, da sie in Form und Inhalt immer noch weit maßvoller sind, als die groben oder hämischen Invectiven, durch welche er zu ihnen gereizt wurde.

Seine Gegner hatten ihm wahrlich keine Schonung bewiesen; sie durften sich also nicht beklagen, wenn auch er sie etwas unsanft anfaßte. Uebrigens bekämpfte er ihre Ansichten und Handlungen nur insoweit, als dieselben zu den vorliegenden Fragen in Beziehung standen. Es kam ihm nicht, wie manchem von ihnen, in den Sinn, Charakter und Denkweise überhaupt anzugreifen oder das Privatleben zum Gegenstande boshafter Bemerkungen zu machen. Seine Polemik richtet sich nicht gegen die Personen als solche, sondern gegen ihre Auffassung und Behandlung der in Frage stehenden Verhältnisse; auch wenn sie eine persönliche Wendung nimmt, ist sie doch vorwiegend sachlicher Art. Freilich mochte sie deshalb nicht weniger verletzen; man begreift sehr wohl, daß die, welche sie anging, sich tief gekränkt fühlten, wenn man sieht, wie scharf er ihnen zusetzt. Die Gründlichkeit, mit welcher er verfährt, ist wirklich unangenehm; sie dringt stets zum Kern der Frage vor, beleuchtet sie von allen Seiten und versperrt dem Gegner jeden Ausweg. Eine unerbittliche Logik verfolgt ihn Schritt für Schritt; eine Beweisführung, die keine Einwürfe zuläßt, weil sie dieselben im Voraus widerlegt, treibt ihn

in die Enge. Rousseau hat sich, bevor er zum Kampfe schritt, trefflich gerüstet; er hat nicht nur die zu behandelnden Fragen reiflich überdacht, sondern sich auch mit den in Betracht kommenden faktischen Verhältnissen durch ein sorgfältiges Studium vertraut gemacht. Er ist mit den bestehenden Gesetzen und Verträgen ebenso genau bekannt, wie mit den geschichtlichen Vorgängen, welche sie ins Leben riefen und zu ihrer Erläuterung dienen können. Seine Deductionen bewegen sich daher keineswegs nur in allgemeinen Prinzipien und Gedanken; es sind vielmehr nicht selten sehr concrete Thatsachen, auf welche sie sich stützen oder Bezug nehmen. Neben den rationellen Gründen, die er mit gewohnter Meisterschaft entwickelt, laufen beständig andere Argumente her, die er der historischen Entwickelung des staatlichen und kirchlichen Lebens entnimmt und mit großem Geschick für seine Zwecke zu verwerthen weiß.

Auch war er sich der reichen Kampfmittel, über die er verfügte, und der sichern Gewandtheit, mit welcher er sie zu benutzen verstand, wohl bewußt. Wir glauben ihm gerne, daß er nur mit dem äußersten Widerstreben zu den Waffen griff, aber ebenso gewiß ist, daß ihm der Gebrauch derselben, als er sie einmal zur Hand genommen, großes Vergnügen machte. Man merkt es seiner Darstellung an, wie es ihn freut, daß er in der Lage ist, den Gegnern recht deutlich zu zeigen, wie er bis dahin nicht deshalb geschwiegen, weil er nichts zu sagen gewußt. Ohne Zweifel hätte er sich kürzer fassen können, nicht soweit auszuholen und nicht so tief einzugehen brauchen. Doch Kopf und Feder sind einmal im Flusse; warum sollte er den Strom der Gedanken und Worte hemmen? Mögen die, welche ihn zum Sprechen gezwungen, es sich selber zuschreiben, wenn sie nun mehr hören, als ihnen lieb ist. In der That sagt er so ziemlich Alles, was er auf dem Herzen hat; er kennt weder Rücksichten, noch Bedenken, die ihn abhalten könnten, die ganze volle Wahrheit, oder was ihm als solche erscheint, offen und unverhüllt auszusprechen. Möglich, daß er dabei etwas zu weit ging und in Betreff mancher Punkte eine größere Zurückhaltung am Orte gewesen wäre. Es war vielleicht nicht unbedingt nöthig, die religiöse Frage so auf die Spitze zu stellen oder die Mängel der gegebenen Staatsordnung so rücksichtslos bloszulegen. Doch dürfte sich andererseits kaum nachweisen lassen, daß er Dinge zur Sprache bringt, die seinem Gegenstande fremd sind. Weniger noch kann man behaupten, daß er mit sich selbst in Widerspruch gerathen und „seinen Grundsätzen untreu“ geworden sei.

Im Wesentlichen enthalten die Briefe nichts, was nicht schon

in früheren Schriften theils ausdrücklich gesagt, theils wenigstens angedeutet oder doch als nothwendige Prämisse oder Consequenz vorausgesetzt wäre. So werden in den Abschnitten, welche die religiöse Frage behandeln, im Grunde nur die Ansichten wiederholt, welche Rousseau bereits dem savoyischen Vicar in den Mund gelegt hatte. Wir können deshalb den „Abgrund“, welcher die Briefe vom Emil trennen soll, nicht entdecken, geben aber zu, daß zwischen beiden Schriften ein erheblicher Unterschied besteht. Derselbe liegt nicht blos darin, daß Rousseau dies Mal in eigenem Namen spricht und, während er früher zunächst die katholische Kirche im Auge hatte, sich nun ausdrücklich gegen die protestantische Orthodoxie wendet. Wichtiger ist, daß er seine Meinungen nicht mehr in Form bescheidener Zweifel, sondern als sehr entschiedene Behauptungen hinstellt, und sie zugleich einerseits genauer präcisirt und weiter ausführt, andererseits mit allen ihm zu Gebote stehenden Gründen zu stützen sucht. Wenn man ihm daraus ein Verbrechen gemacht hat, so ist das, scheint uns, mit Unrecht geschehen. Er that eben nur, was er nicht füglich lassen konnte, falls er seine Aufgabe, sich gegen die erhobene Anklage zu vertheidigen, befriedigend lösen wollte. Man hatte seine Ansichten für falsch und ketzerisch erklärt; er mußte daher beweisen, daß sie wohl begründet und mit dem wahren Glauben nicht unvereinbar seien. Man hatte aus ihnen den Schluß gezogen, daß er sich vom protestantischen Lehrbegriffe und vom Christenthum überhaupt losgesagt habe; er mußte also zeigen, daß er sich mit dem einen, wie mit dem andern in Uebereinstimmung befinde. Diesen Nachweis konnte er aber nur dadurch führen, daß er sowohl das Wesen des Christenthums, wie das Prinzip des Protestantismus genauer entwickelte. Stellte sich dabei heraus, daß die in der Kirche oder im Klerus herrschende Auffassung nicht die richtige sei, so war das nicht seine Schuld. Mochten die Gegner sich selbst anklagen, wenn sie von der Wahrheit abgefallen; er hatte diese nur, so wie er sie eben erkannt, ins Licht gestellt. Jedenfalls waren sie nicht befugt, ihm vorzuwerfen, daß er „gegenwärtig herabsetze, was er früher gepriesen habe“. Das Lob, welches er vordem der Genfer Kirche und ihrem Klerus gespendet, stand mit dem Tadel, den er jetzt über sie aussprach, keineswegs im Widerspruch. Er hatte sie anerkannt, weil und solange er glaubte, daß sie der lebendige Ausdruck des wahren christlichen und protestantischen Geistes sei; er verwarf sie, als er aus eigener Erfahrung die Ueberzeugung gewonnen, daß er sich geirrt, daß sie nicht sei, was sie seiner Ansicht nach sein sollte und wofür er sie bis dahin gehalten.

Aehnlich wie mit der Kirche, verhielt es sich auch mit dem

Staate. Kein Zweifel, er hatte die Verfassung seiner Vaterstadt wiederholt für die beste erklärt, die es überhaupt geben könne. Dennoch widersprach es diesem günstigen Urtheile nicht, wenn er nun die politischen Zustände Genfs in das ungünstigste Licht stellte. Die Verfassung war deshalb an sich nicht weniger gut, weil sie schlecht gehandhabt wurde, und die Gesetze verloren nichts von ihrem Werthe, wenn die Behörden sie unbeachtet ließen. Rousseau griff nicht die gesetzliche Ordnung, sondern die gesetzwidrige Unordnung an, welche sie nach seinem Dafürhalten zu verdrängen drohte; weit entfernt, die Verfassung zu bekämpfen, trat er gegen diejenigen in die Schranken, welche sie, wie er glaubte, zu untergraben suchten. Ob er sich in dieser Voraussetzung täuschte, ob er nicht zu voreilig aus einzelnen Thatsachen allgemeine Schlüsse zog, mag dahingestellt bleiben. Gewiß ist, daß die Machthaber nicht blos ihm gegenüber die Gesetze verletzt hatten, und wenn ihnen die supponirte Absicht ferne lag, ihr Auftreten doch der Art war, daß man wohl an sie glauben durfte. Rousseau namentlich mochte sie um so leichter annehmen, da er ohnehin der Meinung war, daß jede Verfassung einer allmäligen Auflösung entgegengeht und grade die beste der schlimmsten Corruption ausgesetzt ist. Uebrigens hatte man seine Angriffe, ob sie nun in ihrem ganzen Umfange berechtigt waren oder nicht, jedenfalls provocirt. Man war so kühn gewesen, den Contrat social als „ein aller staatlichen Ordnung feindliches Buch" zu bezeichnen, und man hatte damit den Verfasser in die Nothwendigkeit versetzt, nachzuweisen, daß die in ihm entwickelten Grundsätze mit den Prinzipien jedes wohlgeordneten Staatswesens übereinstimmen. Der Umstand ferner, daß das verdammende Urtheil von den Genfer Behörden gefällt worden, legte ihm gewissermaßen die Pflicht auf, zu zeigen, daß seine politische Doctrin mit den dortigen Institutionen im Einklange stehe. Zu dem Ende mußte er das Wesen der Genfer Verfassung, wie er es begriff, genauer darlegen. Ergab sich dabei, daß ihm die Weise, in welcher die Regierung geführt wurde, nicht entsprach, so konnte er das nicht ändern. Die Träger der Staatsgewalt mochten es vor sich selber verantworten, wenn sie den Prinzipien untreu wurden, auf welchen ihr Gemeinwesen basirte. Er hatte sie ihnen eben nur ins Gedächtniß zurückgerufen.

Allerdings war er noch einen Schritt weiter gegangen. Nicht zufrieden damit, die Beeinträchtigungen, welche Gesetz und Verfassung erfahren, klar zu stellen, hatte er seine Mitbürger zugleich nachdrücklich gemahnt, ihre Bemühungen zum Schutze der öffentlichen Freiheit energisch fortzusetzen, und ihnen die Wege gewiesen,

auf welchen sie das Ziel am besten erreichen konnten. Daß er aber damit, wie man ihm vorgeworfen hat, zum Revolutionair geworden, will uns nicht einleuchten. War die Verfassung verletzt und in ihrem Bestande gefährdet, so handelte er ohne Zweifel in ächt conservativem Sinne, wenn er das Seinige that, um ihre Integrität herzustellen und gegen künftige Angriffe zu sichern. Ebenso ungerecht erscheint uns die Beschuldigung, daß er durch seine Schrift die Beziehungen der Bürger zu den Behörden „vergiftet" habe. Sie kann nur da für begründet gelten, wo man von der Ansicht ausgeht, daß Widerspruch gegen die Regierung unter allen Umständen ungehörig und jede ihrer Maßnahmen in schweigender Unterwerfung hinzunehmen ist. Wem Recht und Gesetz am Herzen liegen, wird sie nicht um des lieben Friedens willen antasten lassen, ohne seinerseits entschieden zu protestiren. Auch fällt die Verantwortung für etwaige Zerwürfnisse nicht auf ihn, sondern auf diejenigen, welche sie durch ihre willkürlichen Uebergriffe herbeiführen. Die Ankläger Rousseau's sehen in der Regel ganz davon ab, daß er und seine Freunde überzeugt waren, und, soviel wir urtheilen können, nicht ohne Grund, dem Genfer Rathe gegenüber das Recht auf ihrer Seite zu haben. Sie heben immer nur hervor, daß er durch seinen Einfluß auf die Opposition den inneren Zwiespalt genährt und gesteigert habe. Daß die Behörde ihn und die gleichgesinnten Bürger durch die unmotivirte Zurückweisung ihrer berechtigten Ansprüche zu einem fortgesetzten Widerstande n ö t h i g t e, kommt, scheint es, nicht weiter in Betracht. Und doch ist dies grade ein sehr wesentlicher Punkt. Hätte der Rath sich in etwa nachgiebig gezeigt, so wäre die Unzufriedenheit im Keime erstickt worden. Er trat aber immer schroffer auf und rief so selbst die feindliche Spannung hervor, die er und seine Anhänger lediglich der Opposition und ihrem Wortführer zur Last legten.

Wir sagten schon früher, was die herrschende Aristokratie bewog, auf dem Wege, den sie einmal eingeschlagen, zu beharren. Wie gut oder schlecht ihre Motive aber sein mochten, sie konnten und durften den verfassungstreuen Theil der Bürgerschaft nicht abhalten, Recht und Freiheit beharrlich zu vertheidigen. Natürlich mußten sie sich dabei in den Schranken halten, welche die Rücksicht auf das Gemeinwohl den streitenden Parteien zu achten gebietet. Auch wurde Rousseau nicht müde, seine politischen Freunde an diese ihre Pflicht zu erinnern. Oeffentlich, wie privatim, mahnt er sie fort und fort, die bestehenden Gesetze und Obrigkeiten zu achten und sich sorgfältig jeder Gewaltthat zu enthalten. Es ist in der Ordnung, daß sie für ihre gerechte Sache entschlossen ein-

stehen, aber sie sollen keinen Augenblick vergessen, daß der Kampf den öffentlichen Frieden nicht stören und nur mit den Waffen geführt werden darf, welche die Gesetze selbst an die Hand geben. Wie man ihm trotz dieser besonnenen Haltung vorwerfen konnte, er habe in seiner Vaterstadt den Bürgerkrieg entzünden wollen, ist kaum zu begreifen. Freilich mochte der gesetzliche Widerstand, wenn er erfolglos blieb, mit der Zeit in eine ungesetzliche Empörung umschlagen. Doch reicht eine solche Möglichkeit gewiß nicht hin, den Vertreter des einen zum Urheber der andern zu machen. Bei Rousseau ist dieses Quiproquo um so weniger zulässig, da er später, als die Dinge wirklich eine bedenkliche Wendung zu nehmen drohten, seinen ganzen Einfluß aufbot, um dieselbe abzuwehren. Uebrigens wollen wir nicht leugnen, daß er in den Briefen hier und da einen Ton anschlägt, den er besser vermieden hätte. Es finden sich allerdings einzelne Stellen, die durch ihre scharf pointirte Fassung eine aufregende Wirkung üben konnten, besonders wenn sie, wie das bei solchen Schriften zu geschehen pflegt, aus dem Zusammenhange herausgehoben und ohne weitere Vermittlung den weniger gebildeten Parteigenossen vorgelegt wurden.

Wie maßvoll Rousseau aber in seiner Apologie im Ganzen auftrat, es war doch recht naiv von ihm, zu glauben, daß man sie in den Kreisen, welche über seine früheren Werke so entschieden den Stab gebrochen, beifällig aufnehmen oder auch nur ohne Widerspruch passiren lassen werde. Eine Vertheidigung, welche nicht nur die angefochtenen Behauptungen in schroffer Form wiederholte, sondern überdies in eine heftige Anklage der Gegner auslief, konnte bei diesen nicht füglich Gnade finden. In der That erhoben sie sich alsbald auf allen Seiten, um die neue Auflage der alten Ketzereien von Neuem mit dem Anathem zu belegen. Kaum waren die Briefe erschienen, als auch schon ihr Eingang in Frankreich von der dortigen Regierung verboten wurde. Rousseau war über diese Maßregel sehr verwundert; nach seiner Meinung „hätte die Schrift dem französischen Gouvernement erwünscht sein sollen und recht wohl in Paris mit königlichem Privilegium gedruckt werden mögen. Enthielt sie doch kein Wort, welches den Katholiken oder den Franzosen und ihrer Regierung mißfallen konnte“. Im Gegentheil sprach sie von Land und Leuten nur mit rühmender Anerkennung. Auch der katholische Klerus durfte mit ihr zufrieden sein; er „hatte ja überall die Lacher auf seiner Seite“ und mußte mit Vergnügen wahrnehmen,

wie schlimm seinen protestantischen Collegen mitgespielt wurde [2]). Vielleicht täuschte sich Rousseau in dieser Annahme nicht; er war aber doch im Irrthum, wenn er voraussetzte, daß man über der Freude, welche die Verlegenheit des Gegners bereiten mochte, die gemeinsame Gefahr vergessen werde. Er selbst dachte, scheint es, wirklich nicht daran, daß durch seine Grundsätze nicht diese oder jene Kirche, sondern die kirchliche Orthodoxie überhaupt in Frage gestellt wurde. Oder war er in seinen religiösen Ansichten so einseitig befangen, daß er die Lehrmeinungen der christlichen Confessionen für abgethan und ihren Kampf nur noch für einen persönlichen Wettstreit ihrer geistlichen Vertreter hielt? Man sollte es fast glauben, wenn man sieht, wie er das bestimmende Motiv der religiösen Gegner nicht in der Treue gegen die eigene Ueberzeugung, sondern in untergeordneten Rücksichten und Interessen findet.

Auf dem politischen Gebiete war es nicht anders. Daß die Regierung eines absoluten Staates die Verbreitung eines Buches, in welchem die Prinzipien der reinen Demokratie verfochten wurden, zu hindern suchte, erscheint uns ganz natürlich. Rousseau aber konnte es nicht begreifen und sich die Sache nur dadurch erklären, daß „die französischen Behörden ihr früheres Unrecht zu lebhaft empfänden, um ihn nicht auch ferner zu verfolgen“. Eher schon durfte ihn die Nachricht überraschen, daß seine Schrift die sonst so toleranten Holländer aus der gewohnten Fassung gebracht habe. „Ich muß doch,“ schreibt er mit lustigem Humor, „meinen guten Freunden die guten Neuigkeiten mittheilen, die mich betreffen. Vor vierzehn Tagen ist mein Buch im Haag verbrannt worden; heute soll es in Genf verbrannt werden; man wird es hoffentlich auch noch anderswo verbrennen. Das sind doch bei der gegenwärtigen Kälte recht brennend heiße Leute. Wieviele Freudenfeuer flammen in Europa zu meiner Ehre! Was haben denn meine anderen Schriften gethan, daß sie nicht auch verbrannt werden? Und warum habe ich keine mehr, die ich ebenfalls verbrennen lassen könnte? Doch ich habe dieses Metier für immer aufgegeben; man muß eben seinem Stolze Schranken zu setzen wissen [3]).“ Er hatte sich indeß ohne Grund gefreut. Das holländische Autodafe war, wie es scheint, die Erfindung müßiger Scribenten, die sich einen billigen Spaß machen wollten. Ebensowenig fühlte man sich in Genf oder an anderen Orten geneigt, das lächerliche und widerwärtige Schauspiel, welches man mit dem Emil aufgeführt, zu wiederholen. Es blieb bei offiziellen Protesten und Verboten, die freilich scharf genug lauteten. So erließ zunächst der Berner Senat ein Edikt, welches die Briefe und ihren Ver-

fasser in sehr beleidigenden Ausdrücken verurtheilte. Nicht lange und die Behörden in Genf, die geistlichen, wie die weltlichen, folgten seinem Beispiele.

Man kann es dem Genfer Klerus nicht grade verargen, daß er das Schweigen, welches er bis dahin beobachtet, nunmehr brechen zu müssen glaubte. Die Zurückhaltung, die er in Bezug auf den Emil bewiesen, war von Rousseau geschickt zu einer Waffe gegen ihn selbst, wie gegen den Rath, benutzt worden. Er hatte gezeigt, daß der Rath die bestehenden Gesetze verletzt habe, weil er seinem Werke ohne den erforderlichen Antrag der geistlichen Behörde den Prozeß gemacht. Er hatte zugleich angedeutet, daß der Klerus seine Pflicht verletzt habe, weil er das gesetzwidrige Vorgehen der weltlichen Behörde geduldet, ohne dagegen im Namen und Interesse des eigenen Rechtes Protest zu erheben. Die Geistlichkeit sah sich damit in ein sehr zweideutiges Licht gestellt; es gewann den Anschein, als ob sie seine Ansichten gebilligt und nur nicht den Muth gehabt habe, offen für sie einzutreten. Sie mußte daher, wollte sie nicht in den Verdacht der Schwäche oder gar der Häresie gerathen, eine Erklärung abgeben, die jeden Zweifel über ihre Auffassung der Sache beseitigte. Auch versicherte sie alsbald, „daß der Rath in der Rousseau'schen Angelegenheit die Rechte des Consistoriums in keiner Beziehung geschädigt habe und das Schweigen, welches bei dieser Gelegenheit von ihm beobachtet worden, als ein unzweideutiger Beweis für diese seine Ansicht betrachtet werden müsse". Zugleich veröffentlichte sie einen Erlaß, in welchem die Lehren und Meinungen Rousseau's entschieden als unchristlich verworfen und er selbst, solange er an ihnen festhalte, aus der Gemeinschaft der reformirten Kirche ausgeschlossen wurde. „Wir haben," hieß es da, „mit dem tiefsten Schmerze gesehen, wie unsere heilige Reformation in ganz falschem Lichte dargestellt und die Religion in ihren Grundlagen mit einer Kühnheit angegriffen worden, von welcher es wenige Beispiele gibt. Wir werden nur mit verdoppeltem Eifer und vermehrter Liebe auf die Worte eines Schriftstellers antworten, dem nichts mehr heilig ist, sobald man seine Ueberzeugungen antastet oder seine Grundsätze discutirt[4])."

Vielleicht stand diese persönliche Invective mit der gerühmten christlichen Liebe nicht im besten Einklange. Sie hinderte indeß nicht, daß der Pastoralerlaß vielseitige Zustimmung fand. Selbst die jüngeren Geistlichen, welche mit Rousseau näher befreundet waren und seine religiösen Ansichten mehr oder weniger theilten, billigten den Schritt ihrer Collegen. So schrieb Moultou: „Ja, mein Freund, ich würde ihnen meine Feder zur Verfügung gestellt

haben, hätte ich sie auch in mein eigenes Blut tauchen müssen. Es handelte sich um die Erfüllung einer zu ernsten Pflicht, als daß irgend eine menschliche Rücksicht mich hätte zurückhalten können." Vernes klagte: „Sie haben unser Herz zerrissen; Sie, so gut, so erfüllt von Ehrfurcht gegen das Christenthum, veröffentlichen Zeilen, an welchen Voltaire seine Freude haben wird ... Ich fürchte sehr, daß Sie selbst alles Gute vernichtet haben, was Sie begonnen hatten." Aehnlich sprachen sich manche Laien aus, die bis dahin für ihn Partei genommen. Man leugnete in diesen Kreisen nicht, daß er vollkommen berechtigt gewesen, den Vorwurf der Irreligiösität zurückzuweisen und sich den Namen eines Christen, den seine Richter ihm bestritten hatten, zu sichern. Man erkannte auch an, daß er diese Aufgabe mit großem Geschick und glänzendem Erfolge gelös't habe, und gab nicht minder zu, daß er der Sache der Religion durch die Bekämpfung ihrer prinzipiellen Widersacher einen wesentlichen Dienst geleistet habe. Doch war man andererseits der Meinung, daß er sich und seine Ueberzeugungen recht wohl hätte vertheidigen können, ohne deshalb die Lehren der Kirche und die Aufrichtigkeit ihrer Diener in Frage zu stellen. Auch hielt man dafür, daß es, um den Ungläubigen das Christenthum näher zu bringen, nicht gerade nothwendig gewesen, den Christen Aergerniß zu geben. Ohne Zweifel hatten diese Einwendungen und Vorwürfe Manches für sich; die, welche sie machten, übersahen nur, daß der Standpunkt Rousseau's doch nicht der ihrige war.

Im Allgemeinen aber trat die Opposition gegen den religiösen Inhalt der Briefe noch ziemlich gemäßigt auf. Weit heftiger war der Widerspruch, den ihre politischen Abschnitte erregten. Allerdings nicht überall; die Partei der Repräsentanten war natürlich sehr von ihnen erbaut; sie freute sich höchlich der schweren Niederlage, welche die Gegner durch sie erfahren. Sie erhob denn auch, eben noch kleinlaut und muthlos, von Neuem ihr Haupt; der mächtige Beistand, der ihr zu Theil geworden, gab ihr neue Zuversicht; sie begann, eine kühnere, drohendere Haltung anzunehmen. „Man sagt," schreibt d'Ivernois, wohl der bedeutendste unter ihren damaligen Führern, „höre ich, in St. Gervais — dem demokratischen Viertel —: Bei Gott! Wenn man die da verbrennt, muß man auch die vom Lande verbrennen. Wahr ist, unsere Feinde kochen vor Wuth und geben sie laut zu erkennen. Sie haben große Lust, die Briefe den Flammen zu überliefern, aber sie werden sich hüten, es zu thun." In der That wagten sie es wohl aus Furcht vor unruhigen Auftritten nicht, von dem gewohnten drastischen Verfahren Gebrauch zu machen. Zwar ersuchte der Rath den General-

prokurator, gegen die Rousseau'sche Schrift Anklage zu erheben. Als dieser aber unter dem Vorwande, daß er persönlich durch sie angegriffen werde, den Auftrag ablehnte, gab er den Gedanken an eine gerichtliche Verfolgung auf. Dagegen erließ er eine öffentliche Proklamation, in welcher erklärt wurde, „daß die Schrift keine Erwiederung verdiene und man sich selbst entehren würde, wenn man auf sie antworten wollte.“ Zugleich aber forderte er die Bürgerschaft auf, zwischen ihm und seinem Ankläger zu entscheiden. „Wir fühlen uns in Folge der Verläumdungen, welche gegen uns geschleudert worden, ohnmächtig und tief verletzt. Wir wollen uns vergewissern, ob wir das Vertrauen der Genfer noch besitzen, um, falls dem nicht so sein sollte, abzudanken und eine Verwaltung, die eine Quelle der Bitterkeit für uns, des Unglückes für den Staat sein würde, in andere Hände zu legen.“

Ob diese Ergebung aufrichtig gemeint oder nur eine gut gespielte Comödie war, dürfte sich nicht leicht feststellen lassen. Gewiß ist, daß die Herren nicht in die Lage kamen, ihre Uneigennützigkeit durch die That zu bewähren. Die „gerührten“ Bürger „machten sich ein Vergnügen daraus“, öffentlich zu versichern, „daß sie den hochedeln Rath in Ehren halten, und jedes seiner Mitglieder ihrer Achtung und ihres Vertrauens würdig sei“. Doch vergaßen sie nicht, ihn nochmals dringend zu bitten, „daß er auf das Urtheil über Rousseau, wie auf die anderweitigen Beschwerden, zurückkommen möge“. Sie sprachen damit nur aus, was die außerhalb der Parteien stehende große Mehrzahl ihrer Landsleute dachte. Man mißbilligte die gesetzwidrigen Schritte, welche die Regierung sich erlaubt hatte, und tadelte den hochmüthigen Eigensinn, womit sie auf dem einmal eingeschlagenen Wege beharrte. Aber man zweifelte nicht, daß sie aufrichtig das Beste des Staates wolle, und hielt die Beschuldigung Rousseau's, daß sie planmäßig auf die Vernichtung der öffentlichen Freiheit ausgehe, für unbegründet. Mochte immerhin Manches geschehen, was nicht in der Ordnung war, im Ganzen hatte sich das patriarchalische Regiment der herrschenden Aristokratie bis dahin doch bewährt. Die Beziehungen des Staates zum Auslande befriedigten ebenso, wie die innere Lage; Handel und Wandel blühten, der Wohlstand wuchs und mit ihm das Behagen. Zwar hatten die politischen Rechte, welche der Bürgerschaft nach der Verfassung zustanden, in Wirklichkeit nicht viel mehr zu bedeuten; die Regierung durfte so ziemlich thun und lassen, was ihr gut schien. Indeß übte sie diese ihre Macht, solange der Bestand derselben nicht ernstlich gefährdet wurde, mit verständiger Mäßigung. Sie beeinträchtigte die persönliche Freiheit nicht ohne Noth; sie hielt die Ordnung aufrecht,

ohne deshalb unbequem zu werden; sie sorgte dafür, daß die Gesetze zur Geltung kamen und die Verwaltung sparsam geführt wurde. Man mußte ihr zum Ruhme nachsagen, „daß sie nichts versäumte, was zum Wohlbefinden der Bürger beitragen konnte". Ein solches Verhalten, schien es, berechtigte wohl, einzelne Handlungen der Willkür, wie sie in letzter Zeit vorgekommen, zwar nicht gut zu heißen, aber doch weniger strenge zu beurtheilen. Jedenfalls reichten dieselben nicht aus, um den Behörden das Vertrauen zu entziehen, auf welches sie sich so wohlbegründete Ansprüche erworben hatten.

Wer es mit der Freiheit nicht so genau nahm, dem mußte diese Auffassung der Sache durchaus zutreffend erscheinen. Sie wurde daher von Vielen getheilt, die nicht grade als blinde Anhänger des Rathes gelten konnten. Ihnen ging Rousseau, der unverholen das Mißtrauen predigte und zu entschiedenem Widerspruch aufforderte, natürlich viel zu weit. Folgte man ihm, so war es um die gemüthliche Eintracht, in welcher man bis dahin trotz einzelner Zerwürfnisse gelebt, geschehen, und damit die Grundlage zerstört, auf welcher das im Ganzen doch recht behagliche Dasein ruhte. Volk und Regierung traten sich dann wie zwei feindliche Mächte gegenüber; der innere Zwiespalt wurde permanent; endlose Kämpfe drohten, deren Ausgang Niemand vorhersehen konnte. Wurden sie auch zunächst mit dem Worte und der Feder geführt, es war doch bei der nothwendig wachsenden Erbitterung leicht möglich, daß man zum Schwerte griff. Aufruhr, Bürgerkrieg standen in Aussicht; die gewinnbringenden Arbeiten des Friedens wurden unterbrochen, der Wohlstand der Bürger, das Gedeihen des Staates schien gefährdet. Selbst seine Unabhängigkeit war in Frage gestellt; man durfte mit Grund befürchten, daß der mächtige und begehrliche Nachbar das ihm zustehende Interventionsrecht ausüben, am Ende gar das revolutionäre Grenzgebiet annektiren werde. Rousseau selbst glaubte *nicht*, daß sein Auftreten so bedenkliche Folgen haben werde. „Fürchten Sie nichts," schreibt er[5]) einem besorgten Freunde, „das Buch wird Niemandem schaden, als mir selbst. Ich kenne die Bürgerschaft von Genf besser, wie Sie; sie wird nicht weiter gehen, als nöthig ist; ich bürge dafür." Es begreift sich aber, daß ängstliche Gemüther mit Bangen in die Zukunft blickten, und sich gegen den Urheber ihrer Sorgen in Aeußerungen schmerzlichen Erstaunens oder auch einer zornigen Empörung Luft machten.

„Sie wissen," sagt ihm einer von seinen aufrichtigen Verehrern, „daß ich die Strenge nie gebilligt habe, mit welcher man den Emil behandelt. Was soll ich Ihnen aber jetzt sagen? Ich

habe die Briefe vom Berge gelesen, sie haben mein Herz erzittern machen; selbst meine Gesundheit ist angegriffen worden." — „Rousseau," schreibt ein anderer Genfer, „hat soeben das abscheulichste Buch veröffentlicht, von welchem man je gehört. Ich gebe zu, daß er unseren Geistlichen und vielleicht auch den Wundern Gerechtigkeit widerfahren läßt; alles Uebrige aber ist ein Gewebe von Bosheit und Niedertracht. Es finden sich in diesen Briefen einige wahre Prinzipien, entstellte Thatsachen, strafbare Auslassungen, furchtbare Consequenzen, die darauf hinauslaufen, unsere Verfassung zu vernichten, den Bürgerkrieg zu entzünden, die Unabhängigkeit des Staates zu gefährden. Ich werde von Schrecken ergriffen, wenn ich sehe, wie Stolz, Rache, Heuchelei die herrschenden Empfindungen eines Mannes sind, den Europa mit Recht bewundert .... Sie dürfen es mir glauben, ich bin keineswegs ein Verehrer unseres Rathes, aber diese Schrift ist das Werk eines Störers des öffentlichen Friedens... Wenn Falschheit und Talent angewandt werden, die Ruhe auch nur des kleinsten Staates zu stören, so werden sie schrecklich und abscheulich. Gibt es auf Erden ein Verbrechen der beleidigten Majestät, so ist es das, die Verfassung eines Staates mit den Waffen anzugreifen, mit welchen Rousseau die seiner Vaterstadt umzustürzen sucht."

Grimm, welcher diese wuthschnaubende Epistel mittheilt, spricht sich über die neueste Leistung seines ehemaligen Freundes kaum minder heftig, aber jedenfalls in weit giftigeren Wendungen aus. „Seine Antwort," sagt er, „ist ein Meisterwerk der Beredtsamkeit, voll von Sarkasmen, Galle, leidenschaftlicher Erregung, Unvernunft, Heuchelei, Bosheit; nie hat Jemand von seiner Begabung solchen Mißbrauch gemacht." Indem er dann auf den Inhalt der Briefe näher eingeht, „hat er nicht den Muth, Alles zu citiren"; er hebt nur einzelne charakteristische Züge hervor, vor Allem „die große Naivetät, mit welcher der Verfasser von seinem eigenen Verdienste, von der Achtung und Dankbarkeit spricht, die das menschliche Geschlecht ihm schulde... Dies Alles würde sehr närrisch sein, wenn es nicht so abscheulich wäre." Die Angriffe auf die Geistlichkeit erscheinen ihm unzeitig; Rousseau hätte sie schonen sollen, zumal er sie früher in Schutz genommen. Indeß „konnte ihm ein Akt der Heuchelei mehr nicht schwer werden. Was ich aber besonders tadele, was ich für verbrecherisch halte, ist, daß Rousseau die Constitution seiner Heimath ebenso behandelt, wie die christliche Religion, d. h. daß er behauptet, man müsse sie aufrecht halten, und sich dann bemüht, sie von Grund aus zu zerstören. Hier handelt es sich nicht mehr um absurde Ansichten, es gilt, den Bürger gegen den Bürger zu bewaffnen."

Weiterhin wird „die patriotische Tugend des Aufwieglers" persiflirt; der boshafte Kritiker fragt ihn, „ob er sich etwa mit Aristides und Cimon vergleichen wolle? Doch haben sich diese tugendhaften Bürger nicht dadurch zu rächen versucht, daß sie Straßen und Tempel mit Blut überschwemmten. Auch bildet es einen hübschen Contrast, wenn man sieht, wie Rousseau in demselben Augenblicke, in welchem er sich zum Gesetzgeber Corsicas aufwirft, seine Vaterstadt in Flammen setzt."

Uebrigens war Grimm unter den Philosophen nicht der einzige, welcher in dieser politischen Frage über Rousseau den Stab brach. Abbé de Mably z. B. ließ sich, wiewohl er bis dahin mit ihm auf freundschaftlichem Fuße stand, zwar in einem anständigeren Tone, aber doch mit gleicher Schärfe vernehmen. „Eines," schreibt er an eine Genfer Dame, „hat mich sehr unangenehm berührt: die eben beendigte Lectüre der Briefe vom Berge; sie hat alle meine Vorstellungen von Rousseau über den Haufen geworfen. Ich hielt ihn für einen rechtschaffenen Mann; ich glaubte, daß es mit seiner Moral ernstlich gemeint sei, daß sie in seinem Herzen lebe und nicht blos in seiner Feder stecke. Er zwingt mich, jetzt anders zu denken, und das thut mir leid. Hätte er sich darauf beschränkt, zu behaupten, daß sein Deismus ächtes Christenthum sei, und daß man Unrecht gehabt habe, sein Buch zu verbrennen, so hätte man über seine Fehlschlüsse und Paradoxien lachen können. Aber dieser Mann wird schließlich eine Art von Verschwörer. Ist das ein Herostrat, der den Tempel von Ephesus in Brand steckt? Ist es ein moderner Gracchus? Ich weiß wohl, daß die drei letzten Briefe, in welchen er Ihre Regierung angreift, mit leeren Deklamationen und grundlosen Raisonnements angefüllt sind. Aber es ist zu besorgen, daß dies Alles erhitzten Köpfen, die kein Urtheil haben und ihr Glück nicht zu würdigen wissen, sehr richtig, sehr vernünftig erscheinen wird. Ich möchte glauben, daß Ihre Regierung so gut ist, wie sie es mit Rücksicht auf ihre Lage sein kann, und in diesem Falle ist es ein Verbrechen, die bestehende Harmonie zu stören"[6]). — Man sieht, diese Herren kümmern sich wenig um die vorliegenden Streitfragen. Sie untersuchen nicht lange, auf welcher Seite das Recht und das Unrecht liegt; sie ergreifen ohne Weiteres Partei für die Machthaber und verdammen um die Wette den Mann, der es gewagt, ihnen zu opponiren und mit seiner persönlichen Angelegenheit die Sache des Volkes zu vertreten. Befremden kann das grade nicht. Die philosophische Aufklärung der damaligen Zeit hatte weder Verständniß, noch Interesse für die bürgerliche Freiheit, welche Rousseau zur Anerkennung bringen wollte; im Gegentheil sah sie, und nicht mit Unrecht, in

der Gleichberechtigung Aller eine ernste Gefahr für ihre privilegirte Stellung. Die Herrschaft des Volkes bedrohte sie nicht weniger, wie die bestehenden politischen Gewalten; sie schloß sich daher überall an diese an, wenn und wo sie nicht von ihnen zurückgewiesen wurde. In den monarchischen Staaten verbündete sie sich mit den Fürsten oder ihren Ministern; in den Republiken trat sie auf die Seite der herrschenden Aristokratie oder der Parteien, die eine solche zu begründen suchten. Auch in Genf wandte sie ihre Sympathie den gouvernementalen Kreisen zu, während sie die Bestrebungen der dortigen Volksfreunde entschieden perhorrescirte. Geschah das schon aus Prinzip oder Neigung, so wirkten doch auch die persönlichen Beziehungen dahin, in welchen manche ihrer namhaftesten Vertreter zu dem Genfer Patriciate standen.

Daß Voltaire z. B. für die Aristokratie Partei nahm, lag ohne Zweifel zum Theil an dem intimen Verkehre, welchen er mit den Häuptern derselben unterhielt. Freilich bedurfte es bei ihm dieser persönlichen Rücksichten kaum. Ueberhaupt den demokratischen Grundsätzen und Tendenzen abhold, war er es in diesem Falle um so mehr, da sie von seinem verhaßten Nebenbuhler vertreten wurden. Es kam hinzu, daß Rousseau gewagt hatte, sich mit ihm einen Scherz zu erlauben, der zwar — man erinnere sich der in unserer Analyse mitgetheilten kleinen Toleranzpredigt — im Grunde ziemlich harmlos war, ihm aber doch nicht grade angenehm sein konnte. Uebrigens war er, bevor er die Schrift selbst gelesen, mit ihr nicht unzufrieden. Als ihm ein Bekannter ein Exemplar derselben überreichte, sagte er[7]: „Sie leisten mir einen großen Dienst. Ich werde sie verschlingen. Ich beschwöre Sie, Sorge zu tragen, daß ich mit Rousseau Frieden schließen kann.“ Anderswo äußert er sich in seiner launigen Weise: „Jean-Jacques steckt in seiner kleinen Republik Alles in Brand; er behandelt den Genfer Rath, wie er früher die Pariser Oper behandelt hat. Er wollte damals das Parterre überreden, daß wir keine Musik hätten; jetzt will er die Stadt Genf überreden, daß sie nur abgeschmackte Gesetze hat. Ich habe sein Buch noch nicht gelesen; die Behörden finden es sehr aufrührerisch, das Volk aber hält es für sehr gut.“ Vermuthlich war ihm schon bekannt geworden, daß der Verfasser dem orthodoxen Klerus und Dogma scharf zu Leibe gehe, und darum die Hoffnung nahe getreten, daß er in dem bisherigen Gegner fortan einen werthvollen Bundesgenossen begrüßen dürfe. Doch die günstige Stimmung, in welche ihn diese Aussicht versetzt haben mochte, wich sofort einem maßlosen Zorne, als er die ihn betreffende Stelle las. „Sein Blick,“ erzählt einer seiner Freunde, der grade anwesend war, „sprühte Flammen, seine Augen funkelten

vor Wuth, er zitterte am ganzen Körper und rief mit donnernder Stimme: Der Bösewicht! Das Ungeheuer! Ich muß ihn auf seinem Berge in den Armen seiner Gouvernante umbringen lassen." Vielleicht war dieser halbkomische Ausfall nur eine Folge seiner augenblicklichen Aufregung; wenigstens hören wir, daß er gleich nachher, als man ihm sagte, Rousseau beabsichtige, ihn zu besuchen, sich sehr erfreut gezeigt und einen ganz cordialen Empfang verheißen habe. Rousseau freilich dachte nicht daran, seine Bonhomie auf die Probe zu stellen; es muß also dahingestellt bleiben, ob sie sich bei einem persönlichen Zusammentreffen bewährt haben würde. Gewiß ist, daß sie auf das fernere Verhalten Voltaire's keinen Einfluß mehr hatte. Wo immer er auf seinen Rivalen zu sprechen kommt, geschieht es in Ausdrücken, die von seinem glühenden Hasse Zeugniß geben. Rousseau ist ihm fortan „ein niederträchtiger Verleumder, ein verächtlicher Schurke, ein Scheusal, das gehängt werden sollte u. s. w." Auch lag es nicht an ihm, wenn der Gegenstand seines Zornes nur mit Worten verfolgt wurde.

Kaum waren die Briefe vom Berge erschienen, als in Genf unter dem Titel „Ansichten der Bürger" (Sentimens des Citoyens) eine anonyme Flugschrift veröffentlicht wurde [8]), die ihren Verfasser in einer so boshaften und gemeinen Weise angriff, daß derselbe mit Recht sagen durfte, „sie scheine ihm nicht mit Dinte, sondern mit dem Wasser des Phlegethon geschrieben zu sein." „Man hat," so beginnt dieses Pasquill, „mit einem Wahnsinnigen Mitleid; steigert sich aber seine Raserei zur Wuth, so bindet man ihn. Wir haben Jean-Jacques früher, solange er sich in Paris zu einem Gegenstande des Spottes und Hohnes machte, bedauert, wie sehr sich auch jeder Genfer dieses Landsmannes schämen mußte. Wir haben ihm auch später seine Romane, in welchen Scham und Anstand ebensosehr verleugnet werden, wie der gesunde Menschenverstand, verziehen, wiewohl sie unserer Vaterstadt keineswegs zur Ehre gereichten. Man hat ihm selbst die religiösen Ketzereien, welche er in seinem Emil vorzutragen sich erkühnte, nicht zu hoch angerechnet; die Bürger rühmen „die Milde, die der Rath gegen das gefährliche Buch hat walten lassen". Durch seine letzte Schrift aber hat er jeden Anspruch auf fernere Schonung verwirkt. Greift er doch in diesem Libell das Christenthum, die Reformation, alle weltlichen und geistlichen Behörden zugleich an. Während er sich selbst für einen wahren Christen ausgibt, untergräbt er, „der Ver-

räther", die Grundlagen des christlichen Glaubens. Er insultirt den Klerus, indem er seine Mitglieder der Heuchelei beschuldigt. Er insultirt Christus selbst, indem er die Frechheit hat, sich mit ihm zu vergleichen, eine Verrücktheit und Blasphemie, die desselben Arztes bedarf, welcher mit seinen scandalösen Schriften so kurzen Prozeß gemacht — d. h. des Henkers, der sie den Flammen überliefert — hat."

Und „wer ist denn dieser Mann, der mit einer so frevelhaften Anmaßung aufzutreten wagt? Der Verfasser einer Oper und zweier ausgepfiffenen Comödien, ein Mensch, der noch jetzt die Merkmale seiner Ausschweifungen an sich trägt, der, wie ein Marktschreier verkleidet, von Dorf zu Dorf, von Berg zu Berg eine Unglückliche mit sich schleppt, deren Mutter er umkommen ließ und deren Kinder er an der Thüre eines Hospitals ausgesetzt hat". Die ehrsamen „Bürger" sind ganz außer sich darüber, daß ein „Lump dieser Art" sich herausnimmt, ihnen gute Lehren und Verhaltungsregeln zu ertheilen. Ihr Unwille steigert sich noch, wenn sie Zweck und Inhalt seiner Auslassungen ins Auge fassen. In welcher Absicht kommt er auf unsere schon beigelegten Zwistigkeiten zurück? Warum facht er unseren alten Hader wieder an? Will er unsere Stadt vernichten, weil man ihn hier zur Strafe gezogen? Will er, daß wir uns gegenseitig erwürgen, weil man in Paris und Genf ein schlechtes Buch verbrannt hat? Doch es genügt zu sagen, daß die Stadt, deren Ruhe er zu stören denkt, ihn mit Abscheu desavouirt. Wenn er geglaubt hat, daß wir für den Roman Emil das Schwert ziehen würden, so mag er diese lächerliche Idee seinen anderweitigen Narrheiten zugesellen. Man muß ihm aber begreiflich machen, daß, wenn man sich einem schamlosen Romanschreiber gegenüber mit einer leichten Züchtigung begnügt, man über einen gemeinen Aufrührer die Kapitalstrafe zu verhängen pflegt."

Diese Hinweisung auf Schaffot oder Scheiterhaufen brauchte Rousseau nicht grade zu schrecken; wie ernstlich die Drohung auch gemeint sein mochte, man hatte schwerlich die Macht, sie zu verwirklichen. Eher schon konnte es gelingen, den verhaßten Gegner, welchem physisch nichts anzuhaben war, moralisch zu vernichten. Fand die Schilderung, welche man von seinem Leben und Charakter gegeben, Glauben, so war es um seinen guten Ruf geschehen. Zum Glück hatte blinde Wuth über das Ziel hinausschießen lassen. Die einfache Wahrheit, in würdiger Weise berichtet, hätte keine stichhaltige Erwiderung zugelassen. Nun sie aber entstellt, mit Lügen und Verleumdungen gemischt, in so brutaler Weise auftrat, wurde sie verdächtig und durfte mit Recht

in Abrede gestellt werden. Wäre ihm nur vorgeworfen worden, daß er mit Therese in wilder Ehe lebe und seine Kinder dem Findelhause übergeben habe, Rousseau hätte es schweigend hinnehmen müssen. Diesen maß- und grundlosen Beschuldigungen gegenüber durfte er sich die eigenthümliche Antwort gestatten, welche ihm die einzig passende zu sein schien. Er schickte nämlich das Pasquill, mit einigen Berichtigungen versehen, an seinen Pariser Verleger mit dem Auftrage, es abzudrucken und zu verbreiten. Das dortige Publikum werde so in den Stand gesetzt, beide Theile zu hören, und sich um so leichter ein richtiges Urtheil bilden, da es ja im Laufe der vielen Jahre, die er in seiner Mitte gelebt, Gelegenheit gehabt habe, ihn genauer kennen zu lernen [9]).

Vielleicht täuschte er sich darin weniger, als in der Person, welche er für den Verfasser der Schmähschrift halten zu müssen glaubte. Er hatte sie kaum gelesen, als er auch schon überzeugt war, daß sie aus der Feder des Genfer Pastors Vernes geflossen sei. An die Stelle der intimeren Beziehungen, welche ihn früher mit diesem seinem Freunde und Schüler verbanden, war seit und in Folge der Veröffentlichung des Emil ein gespanntes Verhältniß getreten. Vernes bekannte sich zwar zu den Grundsätzen der natürlichen Religion, wollte aber zugleich die Lehren der christlichen Offenbarung festgehalten wissen. Er konnte sich daher mit den Zweifeln und Bedenken, welche Rousseau seinem Vicar in den Mund gelegt, nicht befreunden und glaubte sich sogar berufen, das Christenthum seines Meisters in einer Reihe von Briefen näher zu beleuchten. Rousseau wurde durch diese Kritik eines jungen Mannes, der ihm persönlich so nahe gestanden, verletzt und sah sich veranlaßt, sie in einer Note zu den Briefen vom Berge [10]) in wegwerfendem Tone zurückzuweisen. Ob Vernes darüber wirklich so „außer sich gerieth", wie die Genfer Correspondenten berichteten, wissen wir nicht. Jedenfalls ließ seine angebliche Wuth die Annahme, daß er der Schuldige sei, noch plausibler erscheinen. Es half ihm wenig, daß er sie laut und entschieden für unbegründet erklärte. Rousseau trat zwar seinen Versicherungen nicht gradezu entgegen, gab aber deutlich genug zu verstehen, daß er ihre Wahrheit in Zweifel ziehe. Die Richtigkeit seiner Voraussetzung stand ihm so fest, daß er sich sogar erbot, dem doch nicht grade freundlich gesinnten Genfer Rathe die Entscheidung über den Werth oder Unwerth seiner Gründe zu überlassen. Er stellte sie zu dem Ende in einer ausführlichen Denkschrift zusammen, die seiner Combinationsgabe alle Ehre macht und die Schuld des Angeklagten wohl darthun würde, wenn ein bloßer Indicienbeweis dazu ausreichen könnte. Glücklicherweise kam er nicht in den Fall, sie der Prüfung

unbefangener Schiedsrichter vorzulegen, da die Freunde ihn bewogen, seinem wunderlichen Einfalle keine weitere Folge zu geben. Es hat sich, freilich erst in viel späterer Zeit, unzweifelhaft herausgestellt, daß in der That nicht Vernes, sondern Voltaire der Verfasser des Libells gewesen [11]).

Der Ruhm des „Patriarchen" ist durch diese Entdeckung gewiß nicht vermehrt worden; schwerlich hat seine giftige Feder jemals ein schmachvolleres Machwerk zu Tage gefördert. Auch hatte er keinen Grund, sich des Erfolges sonderlich zu freuen. Mochte er sich immerhin im Kreise seiner Vertrauten vergnügt die Hände reiben, das Publikum theilte diese Befriedigung nicht. Niemand wagte es, das niederträchtige Pasquill in Schutz zu nehmen; die Gemeinheit fiel doch zu sehr in die Augen, als daß man sich seiner nicht hätte schämen sollen. Selbst die Gegner Rousseau's hüteten sich wohl, diesen Bundesgenossen als einen der Ihrigen anzuerkennen. Seine Freunde aber erklärten laut, „daß es unter der Würde der Bürger sei, sich wegen einer solchen Produktion zu rechtfertigen. Sie haben dieselbe den bestehenden Gesetzen gemäß als ein infames Libell ins Feuer geworfen" [12]).

Freilich war sie damit nicht aus der Welt geschafft, noch auch die Wirkung beseitigt, welche sie gleich damals, wie auch in späterer Zeit, übte. Die Mißbilligung, der sie überall begegnete, hinderte doch nicht, daß ihr Inhalt in weiten Kreisen verbreitet und vielfach geglaubt wurde. Rousseau hatte bald genug Gelegenheit, aus dem Benehmen mancher Leute, mit welchen er und Therese verkehrten, zu erkennen, daß die Saat der Verleumdung nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen war. Man zeigte ihm und mehr noch seiner Freundin eine Geringschätzung, die es außer Zweifel stellte, daß sein Ruf eine schwere Einbuße erlitten hatte. Daß er, dem seine persönliche Ehre so sehr am Herzen lag, diesen Verlust tief und schmerzlich empfand, läßt sich denken. Mußte er sich doch sagen, daß er außer Stande sei, den Makel zu tilgen, der nun voraussichtlich für alle Zeit seinem Namen anhaften werde. Was konnte es ihm nützen, daß er gegen die Beschuldigungen öffentlich Protest erhob? Sie blieben deshalb nicht weniger in Umlauf. Auch konnte er nicht füglich daran denken, sie durch eine eingehendere Widerlegung entkräften zu wollen. Der Wust von Lügen enthielt doch einige Körnchen Wahrheit, und die arge Entstellung, welche diese erfahren, hob die unleugbaren Thatsachen nicht auf. Kam es zu näheren Erörterungen, so konnte er nicht wohl umhin, diese compromittirenden Facta anzuerkennen. Wenigstens setzte er sich, falls er sie verschwieg, der Gefahr aus, daß sie von anderer Seite ans Licht gezogen wurden. Besser daher,

er bemühte sich nicht weiter und nahm möglichst ruhig hin, was sich nun einmal nicht ändern ließ. Leicht wurde ihm das eben nicht; der Schlag, den man gegen ihn geführt, hatte ihn an der empfindlichsten Stelle getroffen. Indeß, wie heftig der Zorn über den heimtückischen Angriff zuweilen aufloderte, wie heiße Thränen ihm der Schmerz über die herbe Kränkung hin und wieder auspreßte, er gewann es doch über sich, auf jede weitere Entgegnung zu verzichten [13]).

Die persönliche Demüthigung aber, welche seine aktive Theilnahme an den Genfer Parteihändeln für ihn zur Folge gehabt, trug ohne Zweifel nicht wenig dazu bei, daß er bald den Entschluß faßte, ihnen fortan fern zu bleiben. Vorläufig that er, was in seiner Macht stand, um sie einem friedlichen Ausgange zuzuführen. Wir sagten schon, daß die Repräsentanten, durch die Schrift des Generalprokurators Tronchin aus der Fassung gebracht, nach dem Erscheinen der Briefe vom Berge frischen Muth gewannen und für ihre fast schon aufgegebene Sache von Neuem energisch eintraten. Sie wußten dabei die Gedanken und Argumente, welche ihr Anwalt ihnen an die Hand gegeben, geschickt zu benutzen. Auch fand die Erwiederung, welche sie nun ihrerseits auf die „Briefe vom Lande“ erließen, seinen vollen Beifall. „Diese Arbeit,“ schreibt er [14]), „ist vortrefflich und muß zu jeder Zeit das Handbuch der Bürger sein. Das ist der achtungsvolle, aber feste und noble Ton, den man stets anschlagen muß, und nicht jene furchtsame, kriechende Weise, von welcher man früher nicht abzugehen wagte. Doch,“ fügt er hinzu, „Sie dürfen auch nie darüber hinausgehen. Da Ihre Behörden nicht mehr meine Vorgesetzten sind, kann ich ihnen gegenüber einen Ton anschlagen, den es Ihnen nicht geziemen würde nachzuahmen.“

Die maßvolle, aber entschiedene Haltung der Opposition machte, scheint es, einen für ihre Bestrebungen günstigen Eindruck. Man durfte einen Augenblick erwarten, daß auch die Regierung sich nachgiebig zeigen und so eine friedliche Erledigung der schwebenden Streitfragen erfolgen werde. Rousseau war über diese Aussicht sehr erfreut. „Es zeigt sich,“ meldet er seinem alten Freunde Gauffecourt [15]), „in Genf auf beiden Seiten ein gewisses Verlangen, sich einander zu nähern. Wollte Gott, daß dieser Wunsch aufrichtig wäre und ich die Freude hätte, Spaltungen beseitigt zu sehen, deren unschuldige Ursache ich bin. Wollte Gott, daß ich selbst zu diesem guten Werke beitragen könnte durch jede Nach-

giebigkeit, welche die Ehre mir gestattet. Nie in meinem Leben hätte ich etwas mit größerer Bereitwilligkeit gethan." In diesem versöhnlichen Geiste sind denn auch die Rathschläge gehalten, welche er seinen Parteigenossen ertheilt, als es sich davon handelt, eine neue Eingabe an den Rath zu richten. Er billigt den Plan, „alle Beschwerden in einer bündigen Erklärung zusammenzufassen", aber er mahnt zugleich, derselben keinen „zu harten Ausdruck" zu geben, damit dem Gegner ein ehrenvoller Rückzug möglich bleibe. „Erspart euren Behörden einen demüthigenden Widerruf... Laßt den kleinlichen Ehrenpunkt bei Seite und geht auf das Solide aus. Es liegt wenig daran, daß die einzelnen Rechtsverletzungen, welche begangen worden sind, förmlich zurückgenommen werden. Die Hauptsache ist, daß die in Frage gestellten Rechte selbst ausdrückliche Anerkennung finden und für die Zukunft jeder willkürlichen Interpretation der sie verbürgenden Gesetze vorgebeugt wird." Ebendarum sollen die Freunde auch nicht länger auf der Cassation des gegen ihn erlassenen Urtheils bestehen. „Sie fordern, heißt etwas verlangen, was für die Gegner unerträglich, für euch und für mich selbst durchaus nutzlos ist." Es genügt, wenn die gesetzliche Bestimmung, auf welche sich das widerrechtliche Verfahren stützte, in ihrem wahren Sinne aufgefaßt und erklärt wird. Fällt die Voraussetzung weg, unter welcher es erlassen wurde, so ist das Urtheil damit von selbst annullirt [16]).

Die Anweisungen Rousseau's wurden befolgt; die Erklärung, welche die Repräsentanten am 7. Februar dem Rathe übergaben, verrieth in Ton und Ausdruck den friedlichen Sinn, der bei ihrer Abfassung vorgewaltet hatte. Sie blieb indeß ebenso erfolglos, wie die früheren Vorstellungen. Der Rath, weit entfernt, irgend ein Zugeständniß zu machen, wies zunächst in einem öffentlichen Anschlage, bald auch durch einen förmlichen Beschluß die Beschwerden und Anträge der Bürgerschaft entschieden zurück. Rousseau hielt es nunmehr für gerathen, den Kampf aufzugeben. Ueberzeugt, daß die Machthaber entschlossen seien, auf ihrem Wege weiterzugehen, schien es ihm nutzlos, sie noch ferner durch vernünftige Gründe zur Umkehr bestimmen zu wollen. Es war klar, daß sie nur der Gewalt weichen würden, daß ihr Widerstand nur durch eine revolutionäre Erhebung gebrochen werden könne. Zu einer solchen mochte er aber weder rathen, noch mitwirken. Abgesehen davon, daß ein günstiger Erfolg bei der voraussichtlichen Einmischung der Nachbarstaaten nicht erwartet werden durfte, widerstrebte sie seiner Sinnesweise zu sehr, als daß er ihr das Wort hätte reden sollen. Auch ließ er es sich ernstlich angelegen sein, die Freunde von jedem gewaltsamen Vorgehen zurückzuhalten.

„Statt,“ schreibt er ihnen, „Alles zu thun, was man kann, genügt es zu thun, was man soll, und das ist geschehen. Man kann nicht weiter gehen, ohne das Vaterland und die öffentliche Ruhe zu gefährden, und das darf ein verständiger Mann sich niemals erlauben.“ Er weiß, „sie sind zu rechtschaffen, zu wohl gesinnt, um die Dinge aufs Aeußerste zu treiben, und nicht den Frieden der Freiheit vorzuziehen.“ Mit dieser ist es allerdings zu Ende; „ein Volk hört eben auf, frei zu sein, wenn die Gesetze ihre Kraft verloren haben. Doch die Tugend verliert die ihrige nie, und der tugendhafte Mensch ist stets frei; indem er beständig seine Pflicht thut, thut er immer nur, was er selbst will.“ Wenn die Genfer Bürgerschaft es verstände, „ihre Grundsätze zu festigen, ihre Neigungen zu läutern und strengere Sitten anzunehmen“, so könnte sie „diese Herren ruhig ihrer Erniedrigung überlassen; sie würde ihnen noch soviele Achtung einflößen, daß sie trotz ihrer anscheinend so selbstgewissen Haltung vor ihr zittern würden. Die Freunde aber mögen sich, wenn es denn einmal keine öffentliche und gemeinsame Freiheit mehr gibt, bei ihrer persönlichen Freiheit beruhigen. „Der Genuß, welchen sie ihnen als Menschen bietet, ist groß und reich genug, um sie über Alles zu trösten, was sie als Bürger verlieren.“

Er selbst wird ihnen bei dieser Entsagung mit seinem Beispiele vorangehen. Bei der Wendung, welche die Dinge genommen, und überzeugt, daß Recht und Wahrheit unter den Menschen keine Geltung mehr haben, hat er den unwiderruflichen Entschluß gefaßt, künftig jedem Verkehre mit dem Publikum und selbst jeder Correspondenz, die nicht unbedingt nothwendig ist, zu entsagen. Es bleibt ihm eben keine andere Wahl; da er „trotz der reinsten Absichten, trotz seiner aufrichtigen Liebe zur Wahrheit nur Schlimmes auf Erden veranlaßt hat“, so „will er dessen nicht mehr herbeiführen und sich deshalb in sich selbst zurückziehen. Ihn wird die Außenwelt und ihr Getriebe, an welchem er doch nichts ändern kann, fortan nicht weiter kümmern. Was um ihn her vergeht, es ist ihm gleichgültig; er mag es nicht wissen, mag namentlich von Genf und dem, was dort geschieht, nicht mehr reden hören. Nur so wird es ihm möglich sein, sich neue Schmerzen zu ersparen und am Schlusse seiner traurigen Laufbahn einige Augenblicke der Ruhe zu sichern“ [17]).

Diese Ruhe aber, wie erwünscht, ja nothwendig sie nach den Aufregungen und Enttäuschungen der letzten Monate sein mochte,

wollte sich nicht finden. Gelang es auch, die Störungen abzuwehren, welche sie aus der Ferne bedrohen konnten, ebenjetzt traten in nächster Nähe andere ein, die sie noch ernstlicher gefährdeten. Bis dahin war Rousseau in Neufchatel von keiner Seite behelligt worden. Die Anklagen und Verfolgungen, welche sich in den Nachbarländern ringsum gegen ihn erhoben, hatten hier keinen Beifall, wenigstens keine Nachahmung gefunden. Die bürgerlichen Behörden ehrten in ihm den erklärten Schützling des Fürsten; die Bewohner des Landes behandelten ihren berühmten Gast mit freundlichem und achtungsvollem Wohlwollen. Auch die Geistlichkeit vergaß des unduldsamen Eifers, welcher ihr vordem eigen gewesen, und ließ sich den skeptischen Gläubigen als Mitglied ihrer Kirche gefallen. Sie hatte sich nicht veranlaßt gesehen, gegen den Emil in die Schranken zu treten, und es schien eine Weile, daß sie auch die Briefe vom Berge ruhig hinnehmen werde. Schon waren seit ihrem Erscheinen einige Monate verflossen, ohne daß aus ihrer Mitte irgend ein Tadel oder Protest laut geworden wäre. Rousseau zweifelte nicht, daß er vor wie nach auf ihre tolerante Zurückhaltung rechnen dürfe. Indeß die Sicherheit, der er sich hingab, erwies sich als eine Täuschung. Das bisherige Schweigen war nur die Ruhe vor dem Sturme gewesen, und dieser brach nun um so heftiger los, je länger er Zeit gehabt, seine Kraft zu sammeln.

Ob das Unwetter aus der Umgegend heranzog oder sich im Lande selbst entwickelte, muß unentschieden bleiben. Rousseau glaubte an einen fremden Ursprung, insofern gewiß mit Recht, als es der Klerus in Genf und Bern schwerlich an Vorwürfen und Mahnungen fehlen ließ, um seine minder eifrigen Collegen zur Theilnahme am Kampfe gegen den gemeinsamen Feind anzuspornen. Indeß bedurfte es dieses Spornes am Ende kaum. Der Inhalt der Briefe war doch der Art, daß wer einmal mit seinen Sympathien oder Interessen auf orthodoxer Seite stand, sich durch ihn tief verletzt fühlen und zu heftigem Widerspruch gereizt werden mußte. Auch können wir es der Neufchateller Geistlichkeit nicht verargen, daß sie nicht schwieg, wo Glaube und Stellung sie zum Reden aufforderten. Sie hätte doch viel toleranter und aufgeklärter sein müssen, als es der protestantische Klerus damals überhaupt war, sollte sie die Rousseau'sche Auffassung des Christenthums, wie seine Aeußerungen über die Kirche und ihre Diener ungerügt passiren lassen. Die Weise aber, in welcher sie gegen dieselben auftrat, ist deshalb nicht löblicher, weil sie der Sitte der Zeit entsprach[18]).

Statt einfach, wozu sie ohne Frage vollkommen befugt war,

die anstößige Schrift von ihrem Standpunkte aus zu widerlegen oder auch entschieden zu verurtheilen, denuncirte sie dieselbe der weltlichen Behörde. Zunächst dem Magistrate der Hauptstadt, der denn auch ein Verbot erließ, welches durch den Amtsdiener öffentlich bekannt gemacht wurde. Der Mann war, wie es scheint, des Lesens nicht recht kundig. Er theilte dem erstaunten Publikum mit, das Buch sei verboten, weil „es Alles angreife, was in unserer heiligen Religion besonders zu tadeln sei." Sodann wandte sich die Geistlichkeit an den Staatsrath, um dem Beschlusse der Municipalität für das ganze Land Geltung zu verschaffen und nach Beseitigung des Buches die Entfernung des Verfassers zu bewirken. Rousseau war ernstlich besorgt, daß sie auch hier ihren Zweck erreichen werde. „Der Staatsrath," schreibt er[19]), „piquirt über die Lobsprüche, welche ich dem wenig beliebten Lordmarschall ertheilt habe, und, weil der König fern, nach absoluter Unabhängigkeit strebend, wird mich auf ihr Gesuch hin lebhaft verfolgen, mir jedenfalls befehlen, das Land zu verlassen.... Alle Mitglieder, die mir früher gewogen waren, sind mir feindlich geworden; alle stimmen gemeinsam für die härtesten Maßregeln, ohne Grund, ohne Vorwand, ohne daß Jemand sich über mein Verhalten irgendwie zu beklagen hat. Bei einem aufgeklärten und urtheilsfähigen Volke hätte ich noch einige Aussicht. Aber diese Leute, die aller Einsicht und Festigkeit entbehren, wissen weder, wovon es sich handelt, noch was sie wollen. Sie fangen Feuer blos der Gesellschaft wegen, ohne zu wissen, warum; dann stürmen sie aus Leibeskräften vorwärts und werfen blindlings Alles über den Haufen."

Indeß so leichtfertig und tollkühn, wie Rousseau sie sich gedacht, waren die Väter des Landes in diesem Falle doch nicht. Mochten auch manche von ihnen nicht abgeneigt sein, sich des unbequemen Fremdlings zu entledigen, die königlichen Beamten, vor Allem der Generalprokurator Meuron[20]), traten so energisch für ihn ein, daß den Anträgen der Gegner fürs Erste keine Folge gegeben wurde. Der Klerus ließ aber darum die Sache nicht fallen. Vielmehr wurde ein Tag festgestellt, an welchem die „ehrwürdige Klasse", d. h. die Corporation sämmtlicher Pastoren des Fürstenthums, sich versammeln sollte, um über den Ketzer zu Gericht zu sitzen und ihn aus der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Inzwischen war man eifrig bestrebt, die Gemüther der Menschen in möglichst weiten Kreisen gegen ihn aufzuregen. Man wurde nicht müde, ihn öffentlich, wie privatim, in den Journalen und auf den Kanzeln als den gefährlichsten Feind des Glaubens zu bezeichnen. Die frommen Seelen mochten zittern und zagen, wenn

sie hörten, daß „der leibhaftige Antichrist in ihrer Mitte weile“. Aber auch ein weniger ängstlicher Sinn durfte ernsten Besorgnissen Raum geben. Stand doch zu befürchten, daß der Störenfried, wenn man ihn noch länger dulde, nicht blos im Lande selbst argen Zwiespalt erregen, sondern auch bedenkliche Collisionen mit den benachbarten Staaten hervorrufen werde. Schon sei man, hieß es, in Bern entschlossen, das alte Bündniß aufzukündigen. Und mit Recht; eben erst habe der rastlose Aufwiegler eine Schrift vollendet, in welcher er die aristokratischen Regierungen überhaupt, besonders aber das berner Gouvernement, heftig angreife. Es half Rousseau wenig, daß er diese Nachricht alsbald dementirte; man blieb dabei, das Manuscript liege druckfertig in seinem Pulte. Ebensowenig konnte er hindern, daß die Behauptung Glauben fand, er habe in einem seiner Werke „den Frauen die Seele abgesprochen“. Natürlich gerieth das schöne Geschlecht über diese Beleidigung in maßlosen Zorn, und wenn auch die Mistgabeln, mit welchen seine Nachbarinnen dem Lästerer zu Leibe gehen wollten, ihm nicht gerade gefährlich wurden, die scharfen Zungen der Schönen trugen gewiß nicht wenig dazu bei, daß die Stimmung im Lande immer feindlicher wurde. Sorgte man doch auch dafür, daß der Furcht und dem Hasse die Verachtung sich zugesellte. Das obenerwähnte Libell bot Stoff genug, dieselbe zu nähren; es kam nur darauf an, daß man es möglichst in Umlauf brachte. An Lesern, die seinen Inhalt für baare Münze nahmen, fehlte es nicht; die Frauen namentlich, gereizt, wie sie waren, machten sich ein Vergnügen daraus, ihn für wahr zu halten und den Betroffenen ihre gerechte Entrüstung fühlen zu lassen.

Wir glauben übrigens nicht, daß diese Umtriebe und ihre Wirkungen lediglich der Geistlichkeit zur Last zu legen sind. Sie gab allerdings zu der Bewegung den ersten Anstoß, bot auch vermuthlich Alles auf, um sie im Gange zu erhalten und ihrem letzten Ziele zuzuführen. Doch würde es ihr trotz des Nothschreis, den sie im Namen der bedrohten Religion erhob, schwerlich gelungen sein, eine so allgemeine Aufregung hervorzurufen, wäre man ihr nicht von anderer Seite aus ganz verschiedenen Gründen zu Hülfe gekommen. Es fehlte keineswegs an Leuten, die, nachdem einmal der Ruf zur Verfolgung Rousseau's erschollen war, in denselben bereitwillig einstimmten. Wir kennen die wenig günstige Meinung, die er von den Bewohnern des Landes, in welchem er lebte, gefaßt hatte. Ihr Wesen und Charakter sagten ihm nicht zu; sie flößten ihm weder Achtung, noch Zuneigung ein. Die wenigen Personen, mit welchen er in näheren Verkehr trat, waren meist Fremde; zu den Eingeborenen stand er in einem zwar

nicht unfreundlichen, aber doch kühlen, indifferenten Verhältnisse. Es begreift sich, daß er von ihnen, die er nicht liebte, auch seinerseits nicht geliebt wurde. Wie sorgfältig er es vermied, irgendwie Anstoß zu geben, er war doch nicht der Mann, zu verbergen, was er dachte. Seine Antipathie blieb kein Geheimniß und weckte natürlich, wo sie bekannt wurde, die gleiche Abneigung. Hatte das, solange die Dinge in ruhigem Geleise fortgingen, wenig zu bedeuten, so fiel es dagegen schwer ins Gewicht, wenn bei einem besonderen Anlasse eine Störung der bestehenden Verhältnisse eintrat. Es gab dann gewiß Manche, welche die Gelegenheit, sich an dem eigenartigen Fremdlinge zu rächen, eifrig ergriffen, und Andere, die den Verlegenheiten, welche ihm bereitet wurden, mit schadenfrohem Behagen zusahen.

Rousseau hatte es nicht verstanden, sich die Sympathien seiner neuen Landsleute zu erwerben. Auch meinte er ihrer Gunst ganz wohl entrathen zu können. Daß er in ihrer Mitte ungestört leben durfte, war nicht ihr Verdienst, sondern das des Fürsten und seines Gouverneurs. Es konnte ihm, so schien es, ziemlich gleichgültig sein, was die Unterthanen von ihm hielten, wenn und solange der Herrscher ihm seinen mächtigen Schutz angedeihen ließ. Freilich verkannte er nicht, daß gerade die freundlichen Beziehungen, in welchen er zu den Trägern und Organen der Staatsgewalt stand, wesentlich dazu beitrugen, ihm die Bewohner des Landes zu entfremden. Das preußische Regiment war in Neufchatel keineswegs beliebt; wie schonend und rücksichtsvoll es auftrat, man empfand es doch als eine Fremdherrschaft, welche der eigenen Unabhängigkeit Fesseln anlegte. Man fügte sich ihm, weil man außer Stande war, sich ihm mit Erfolg zu widersetzen. Aber man frondirte beständig und benutzte jeden sich darbietenden Anlaß, um mehr oder weniger offen Opposition zu machen. Diese Neigung zum Widerstande erwies sich um so wirksamer, da sie von den benachbarten schweizer Republiken und ebenso von Frankreich aus genährt wurde. Natürlich traf die Ungunst, unter welcher die Regierung zu leiden hatte, auch deren Freunde und Schützlinge. Ein Protegé des Hofes war schon als solcher für Viele ein Gegenstand der Abneigung. Konnte man ihm etwas anhaben, so ließ man ihn gewiß nicht frei ausgehen; man schlug den Sack und meinte den Esel.

War aber der Partisan ihrer monarchischen Regierung den Neufchatellern ein Stein des Anstoßes, so nahmen sie an dem Vorkämpfer der Demokratie nicht geringeres Aergerniß. Ohne Zweifel wünschten sie lebhaft, der fürstlichen Obergewalt entledigt zu werden und in den Besitz der vollen republikanischen

Freiheit zu gelangen. Doch sehnten sie sich keineswegs nach einer Verfassung, wie Rousseau sie im Sinne hatte; die tonangebenden Kreise und Personen wenigstens waren der reinen Demokratie ebenso abhold, wie ihre Standes- und Gesinnungsgenossen in Genf oder Bern. Ihnen konnte es daher nur recht sein, wenn in dem Manne, dessen religiöse Ketzereien sie am Ende wenig kümmerten, ein einflußreicher politischer Gegner entfernt und unschädlich gemacht wurde. Auch werden sie sich an seiner Verfolgung, nachdem dieselbe von anderer Seite eingeleitet war, um so eifriger betheiligt haben, da ihre auswärtigen Parteifreunde gewiß nicht versäumten, sie in diesem Sinne zu bearbeiten.

Rousseau besorgte mit Recht, daß er an seinem gegenwärtigen Wohnorte die ersehnte Ruhe nicht finden werde, weil Genf und Bern zu nahe lägen. Seine Anwesenheit war den dortigen Machthabern unbequem und mochte ihnen unter Umständen selbst gefährlich werden. Sie durften kaum hoffen, die Opposition in ihrem Gebiete zum Schweigen zu bringen, solange der Mann, von welchem sie die wirksamsten Inspirationen empfing, unfern der Grenze verweilte. Hatten sie doch eben erst erfahren, wie groß sein Einfluß, wie er, gleichsam das Haupt und die Seele der Volkspartei, sie durch seine Einsicht leitete, durch seine Energie vorwärts trieb. Daß er sie zugleich durch seine Besonnenheit in Schranken und von jeder gewaltthätigen Störung des öffentlichen Friedens zurückhielt, wurde weniger bekannt und konnte nicht sonderlich beruhigen. Besser doch, wenn er anderswo, in möglichst weiter Ferne wohnte, und nicht mehr in der Lage war, seinen Freunden in jedem Augenblicke Rathschläge und Verhaltungsregeln zu ertheilen. Auch zweifeln wir nicht, daß die feindliche Aristokratie ihren ganzen Einfluß aufbot, um es dahin zu bringen. Die Mitwirkung Voltaire's und seiner, auch in Neufchatel zahlreichen Verehrer war ihr bei diesem Bestreben gewiß. Es mag dahingestellt bleiben, ob er sich wirklich, wie damals versichert wurde, rühmte, „er werde Rousseau trotz des königlichen Schutzes aus seinem Asyle verjagen lassen“. Jedenfalls that er Alles, was in seiner Macht stand, um den verhaßten Gegner zu kränken und durch seine Entfernung das eigene Ansehen zu sichern.

Man sieht, es fehlte dem Klerus, als er das Signal zum Kampfe gegeben, nicht an offenen und geheimen Bundesgenossen, die ihn in wirksamer Weise unterstützen konnten. Rousseau aber wußte nicht recht, ob er in die neue Fehde eintreten oder ihr aus dem Wege gehen solle. Wie gewöhnlich in solchem Falle, wechselten mit der schwankenden Stimmung auch die Entschlüsse. Wohl empfindet er es schmerzlich, daß er so „wider Erwarten von Neuem

aufgescheucht wird in eben dem Augenblicke, in welchem er sich für immer friedlich niederzulassen" gedachte. „Ich werde," schreibt er seinem Freunde Moultou, „von hier vertrieben und ich weiß nicht, wo ich auf Erden ein anderes Asyl finden soll; mir bleibt ein solches nur in ihrem Schooße. Lieber Moultou, sehen Sie mein Schicksal an; die größten Bösewichter finden eine Zufluchtsstätte; nur Ihr Freund findet keine." Er klagt, daß „die Natur so lange zögert, ihn aus der Verlegenheit zu ziehen". Ihm, dem das Leben zur Last ist, wäre der Tod erwünscht. Von seinen Schriften aber, die ja seine traurige Lage verschuldet haben, mag er nicht mehr sprechen hören. „Ich kann keines dieser Bücher ansehen, ohne zu schaudern, und Alles, was ich von der Welt noch wünsche, ist ein Fleckchen Erde, auf welchem ich in Frieden sterben kann." Man theile ihm auch fernerhin nicht mehr mit, was man von ihm denkt oder sagt. „Erfolg, Mißlingen, die Ansichten und Urtheile des Publikums, Alles ist mir vollkommen gleichgültig geworden. Auch habe ich die Abneigung, mich zu verbergen, endlich überwunden. Ich bin fest entschlossen, den Namen zu wechseln und von der Oberfläche der Erde zu verschwinden."

Doch sind diese Anfälle von Niedergeschlagenheit, wie heftig sie momentan auch auftreten, von kurzer Dauer. „Mein gewöhnlicher Zustand," meldet er du Peyrou, „ist der Muth und Sie werden das vielleicht in dieser Sache erfahren, wenn man mich zum Aeußersten treibt. Denn ich mache es mir zum Gesetz, geduldig zu sein, bis man es nicht mehr ohne Feigheit sein kann." Er weiß nicht, welche „verteufelte Fliege diese Herren vom Stadt- und Staatsrath gestochen hat. Es ist doch viele Ungereimtheit bei all' dem Lärm; sie werden darüber erröthen, sobald sie wieder ruhig werden. Was aber sagen Sie zu dem Leichtsinne Ihrer Geistlichen, die in Anbetracht ihrer Sitten, ihrer krassen Ignoranz davor zittern sollten, daß man auch nur ihre Existenz wahrnimmt, und die nun dummer Weise in einer Sache, welche sie nichts angeht, für die Anderen werden büßen müssen? Sie bilden sich ohne Zweifel ein, daß ich mich auf der Defensive halten, daß ich reumüthig um Gnade flehen werde. Der Genfer Rath glaubte das auch, ich habe ihn enttäuscht und ich nehme es auf mich, auch sie zu enttäuschen". Du Peyrou kennt seine Liebe zum Frieden, und weiß, wie gern er die Waffen niedergelegt hat. Zwingt man ihn aber, sie wieder zu ergreifen, so wird er sie ergreifen denn er wird sich nicht zu Boden schlagen lassen, das steht fest. Und wie kann er sie fassen! Abgesehen von Dreien oder Vieren, die er achtet und ausnimmt, was sind die übrigen für Leute? Welche Denkwürdigkeiten könnte er über sie veröffentlichen? „Ich bin

versucht, auf Kosten Ihres Klerus mit dem aller anderen Kirchen Frieden zu schließen, ihn zum Sündenbock für die Vergehen Israels zu machen. Der Gedanke ist gut und der Erfolg sicher. Man würde gewiß dem Staate einen großen Dienst leisten, wenn man die selbstgefällige Arroganz dieser Leute so zurückwiese, sie so demüthigte, daß sie künftig außer Stande wären, das Volk aufzuwiegeln. Ich hoffe, mich nicht der Rachsucht hinzugeben; wenn ich sie aber fasse, so ist es aus mit ihnen."

Es kam indeß nicht dazu; die Kampfeslust wich bald einer friedlicheren Stimmung. „Der Wunsch, mich zu rächen," schreibt er einige Tage später[21]), „war in der ersten Aufwallung des Zornes entstanden, aber ich handle nie in der Aufregung und mein Zorn geht schnell vorüber. Wir sind derselben Meinung; sie sind in Sicherheit, ich werde ihnen gewiß nicht die Ehre anthun, gegen sie zu schreiben." Nicht lange und er war sogar bereit, ihnen im Interesse seiner Ruhe Concessionen zu machen. — Schon nahte der Tag, an welchem der geistliche Gerichtshof zusammentreten sollte, als der Pastor seines Wohnortes, Herr von Montmollin, sich zu einer persönlichen Besprechung bei ihm einfand. Derselbe theilte ihm mit, daß, wie die Dinge einmal lägen, eine förmliche Excommunication unvermeidlich sei, falls er ihr nicht durch einen freiwilligen Rücktritt von der Kirchengemeinschaft zuvorkomme. Er gab dabei zu verstehen, daß er deshalb nicht ausdrücklich und für immer auf sie zu verzichten brauche; es gelte nur, für jetzt den drohenden Scandal abzuwehren, und es genüge daher, wenn er vorläufig fern bleibe, namentlich sich der Betheiligung an der bevorstehenden Ostercommunion enthalte. Rousseau aber mochte auf diesen Ausweg nicht eingehen. Ueberzeugt, wie er war, daß er nichts gesagt oder gethan, weshalb er aufgehört hätte, Mitglied der reformirten Kirche zu sein, erschien es ihm als eine Handlung der Feigheit, sich selbst eines Rechtes zu begeben, welches seiner Ansicht nach ohne allen Grund in Frage gestellt wurde. Ueberdies hielt er es für sehr bedenklich, dem ohnehin schon aufgeregten Volke durch sein Verhalten neuen Anlaß zum Mißtrauen zu bieten. Schloß er sich von der gemeinsamen Feier des Abendmahles aus, so bestätigte er damit gewissermaßen das Gerede der Leute, die ihn als einen Ketzer und gottlosen Menschen verschrieen.

Er erklärte daher dem Pastor mit aller Entschiedenheit, daß „er durchaus keinen Zwischenzustand, sondern entweder draußen oder drinnen, im Frieden oder im Kriege, Schaaf oder Wolf sein wolle". Um ihm indeß zu beweisen, daß seine Weigerung weder aus Eigensinn, noch aus Trotz entspringe, erbiete er sich, falls die

Klasse ruhig bleiben wolle, zu dem Gelöbnisse, künftig nie mehr über irgend eine religiöse Frage zu schreiben. Der Pastor erwiederte, daß man sich dabei schwerlich beruhigen werde, zumal er schon früher ein ähnliches Versprechen gegeben, aber nicht gehalten habe. Ein Vorwurf, der doch nicht so ganz grundlos war, wie Rousseau glauben machen will. Freilich durfte er mit Recht behaupten, daß er nie eine förmliche Verpflichtung eingegangen sei, die Feder ruhen zu lassen. Wohl aber hatte er wiederholt versichert, daß er dazu fest entschlossen sei, hatte auch, was hier besonders in Betracht kommt, wenigstens schweigend zugestimmt, als der Pastor in seinem früher erwähnten Briefe zur Beschwichtigung seiner Collegen diese Aeußerungen nachdrücklich hervorhob. Man kann zwar nicht viel dagegen einwenden, wenn er meint, daß selbst „eine ausdrückliche Zusage dieser Art nicht unter allen Umständen bindend sein kann; ein Mann von Ehre darf und wird niemals die Verpflichtung übernehmen, sich ohne Widerspruch entehren zu lassen“. Doch ist es andererseits sehr begreiflich, daß der Klerus auf Versprechungen, deren Erfüllung so problematisch war, nicht viel mehr geben mochte.

Rousseau ließ sich übrigens durch den geringen Werth, welchen Montmollin seinem Anerbieten beizulegen schien, nicht abhalten, dasselbe in einer schriftlichen, für die Klasse bestimmten Erklärung zu wiederholen. Es blieb indeß auch in dieser bindenden Form wirkungslos. Ob es, wie später von du Peyrou behauptet wurde, in der Versammlung des Klerus gar nicht zum Vortrage kam, oder, wie Montmollin versichert, seinen Collegen ungenügend erschien, steht dahin. Gewiß ist, daß es den Gang der Dinge weder aufzuhalten, noch ihm eine günstige Richtung zu geben vermochte. Man war einmal entschlossen, in diesem Falle mit äußerster Strenge vorzugehen, und glaubte sich um so mehr beeilen zu müssen, da ein längerer Verzug ernste Hindernisse in den Weg legen konnte. Schon hatten die königlichen Behörden nach Berlin berichtet und der Lordmarschall von dort an den Generalprokurator geschrieben: „Der König findet es sehr ungehörig, daß Ihre Landsleute über einen Mann herfallen, den er beschützt, und er hat erklärt, daß diejenigen, welche dabei beharren, Herrn Rousseau zu verfolgen, seinen lebhaften Unwillen erfahren würden. Ich weiß das aus dem eigenen Munde des Königs.“ Die Klasse, von dem Inhalte dieses Briefes benachrichtigt, kam der offiziellen Mittheilung desselben dadurch zuvor, daß sie ihre Zusammenkunft um einen Tag beschleunigte. Gleich im Beginne der Sitzung wurde dann der Antrag, die Excommunication über Rousseau zu verhängen, gestellt und ohne eingehende Berathung

in stürmischer Hast zum Beschlusse erhoben. Doch nahm man die regelwidrige Sentenz bald wieder zurück, wie es scheint, in Folge einer anonymen Zuschrift, welche während der Verhandlungen einging und den versammelten Vätern vorgelesen wurde.

Der Verfasser, ein Geistlicher und vielleicht selbst Mitglied der Klasse, mahnte diese, sich von ihrem Eifer nicht gar zu weit fortreißen zu lassen. Sie diene damit am Ende nur fremden Zwecken. Wisse man ja doch, daß die geheime Triebfeder, durch welche sie in Bewegung gesetzt werde, in einem Manne zu suchen sei, der mit Voltaire, Diderot, und nicht minder mit dem französischen Gesandten in Verbindung stehe. Zwar billige er die religiösen Ansichten Rousseau's nicht; eher schon könne er sich mit seinen politischen Ueberzeugungen befreunden. Auch halte er es für gefährlich, die Toleranz in diesen Zeiten auf Fremde auszudehnen. Doch sei es, wolle man sich nicht großen Unannehmlichkeiten aussetzen, rathsam, hübsch vorsichtig zu verfahren und sich innerhalb der Grenzen seiner Competenz zu halten. Möge sich deshalb die Klasse darauf beschränken, die Werke Rousseau's zu verdammen und der beabsichtigten neuen Ausgabe derselben entgegenzutreten. Dazu sei sie ohne Zweifel befugt; über seine persönliche Stellung zur Kirche aber könne sie nicht entscheiden, da sich ihre richterliche Gewalt nur auf den ihr selbst angehörigen Klerus, nicht auf die Laien erstrecke. In Bezug auf diese stehe ein berechtigtes Urtheil nur der Gemeinde zu, in welcher sie leben. Ebendarum müsse die Frage, ob Rousseau noch als Glied der Kirche anzusehen sei oder nicht, der Entscheidung des Consistoriums von Motiers überlassen werden. — Die Klasse nahm sich diese belehrende Warnung zu Herzen. Montmollin wurde angewiesen, sein ketzerisches Pfarrkind vor den Kirchenrath zu citiren, ihm hier die Frage vorzulegen, ob er an den gestorbenen und auferstandenen Christus, an die Offenbarung und den göttlichen Ursprung der heiligen Schrift glaube, und, wenn die Antwort nicht befriedigend ausfalle, seinen förmlichen Ausschluß aus der Gemeinschaft der Gläubigen zu bewirken.

Der Pastor unterzog sich diesem Auftrage mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Wir verargen es ihm nicht, wenn er that, wozu Amt und Beruf, vielleicht auch die eigene Ueberzeugung ihn verpflichtete. Es mochte auf dem Standpunkte, welchen er und seine Collegen einnahmen, immerhin geboten erscheinen, von Rousseau genauere Rechenschaft über seinen Glauben zu fordern. Die Weise aber, in welcher er dabei vorging, das unverkennbare Bestreben, die Sache zum Aeußersten zu treiben, um jeden Preis auf geraden und krummen Wegen die

Verurtheilung des Angeklagten herbeizuführen, ist deshalb nicht weniger verwerflich. Was ihn, der sich bis dahin so milde und entgegenkommend gezeigt, bewog, plötzlich so schroff und rücksichtslos aufzutreten, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen. Auffallend war der Wechsel allerdings. Das gute Einvernehmen, in welchem er von Anfang an mit Rousseau gestanden, hatte seither nicht die mindeste Störung erfahren. War man sich auch nicht gerade persönlich nahegetreten, man sah sich doch nicht selten und verkehrte stets auf freundlichem Fuße. Dieser Umgang dauerte auch nach dem Erscheinen der Briefe vom Berge noch geraume Zeit unverändert fort. Rousseau hatte dem Pastor, sobald die Schrift veröffentlicht war, ein Exemplar derselben zugeschickt. Montmollin schien an ihrem Inhalte durchaus keinen Anstoß zu nehmen. Er „las sie mit Vergnügen und sprach sich lobend über sie aus, ohne jemals irgend ein Wort des Tadels oder der Mißbilligung laut werden zu lassen". Auch unterbrach er seine Besuche nicht; er kam vor wie nach, um in alter Weise mit seinem geehrten Freunde ein Stündchen gemüthlich zu verplaudern.

Um so mehr mußte es überraschen, als er nun mit einem Male so ganz andere Saiten aufzog. Rousseau erklärte sich diese durchgreifende Aenderung nach seiner nicht gerade löblichen Gewohnheit vorzugsweise aus persönlichen Motiven. Montmollin, meint er, habe es ihm nicht verzeihen können, daß ihre Verbindung nicht so intim geworden, wie er gewünscht, und ebensowenig von den Vortheilen begleitet gewesen sei, die er von ihr erwartet. Vielleicht war diese Ansicht nicht ganz grundlos. Als der Pastor den anrüchigen Fremdling so bereitwillig in seine Heerde aufnahm, wurde er schwerlich nur von uneigennütziger Menschenliebe oder von einer aufrichtig toleranten Gesinnung geleitet. Sein späteres Verhalten beweis't hinlänglich, daß er, mochten ihm auch die Artikel des Glaubens nicht gar zu sehr am Herzen liegen, den freien Geist wahrer Duldsamkeit nicht kannte. Vermuthlich hoffte er, daß sein Entgegenkommen den berühmten Gast bestimmen werde, sich enger an ihn anzuschließen, womit sich ihm dann die Aussicht eröffnete, dessen Begabung und Einfluß den eigenen Interessen dienstbar zu machen. Doch sah er sich in dieser Erwartung getäuscht. Rousseau war beim besten Willen außer Stande, einem Manne vertraulich näher zu treten, der, weit entfernt, ihn irgendwie sympathisch zu berühren, ihn vielmehr durch seine äußere Erscheinung, durch Ton und Wesen, vor Allem durch seinen düsteren Gesichtsausdruck zurückstieß. Es wurde ihm sogar schwer, diese unwillkürliche Abneigung insoweit zu überwinden, daß sie nicht äußerlich hervortrat. Gelang das allmälig, so machte sie doch auch später jede intimere

Beziehung unmöglich. Montmollin mußte sich mit der Achtung und freundlichen Rücksicht begnügen, die sein dankbares Pfarrkind ihm schuldig zu sein glaubte. Rousseau ließ es in dieser Rücksicht nicht an sich fehlen; auch benutzte er jede sich darbietende Gelegenheit, um öffentlich, wie privatim, in Rede und Schrift „das wahrhaft pastorale Verhalten" seines Seelsorgers rühmend hervorzuheben. Dagegen wies er die Versuche desselben, sich in seine persönlichen Angelegenheiten einzumischen oder auf sein Thun und Lassen bestimmenden Einfluß zu üben, höflich zwar, aber entschieden zurück. Der Pastor bemühte sich vergeblich, von seinen Lebensverhältnissen, von den Verbindungen, die er nach Außen unterhielt, genauere Kunde zu erlangen. Rousseau war ebensowenig geneigt, seine Neugierde zu befriedigen, wie auf die Rathschläge zu hören, welche er ihm in Bezug auf die Abfassung seines Testamentes oder auf die Leitung seines kleinen Haushaltes ertheilte. Auch machte er ihm weder Geschenke, noch ging er bei Besuchen und Einladungen auf den familiären Ton ein, welchen der Pastor anzuschlagen liebte. Dieselbe Zurückhaltung beobachtete er, wenn ihn dieser für seine persönlichen Interessen in Bewegung zu setzen suchte, etwa seine Verwendung bei dem befreundeten Lordmarschall in Anspruch nahm. Lehnte er solche Zumuthungen auch nicht gradezu ab, er gab doch deutlich zu verstehen, daß er von ihnen verschont zu bleiben wünsche. Erwies sich aber die Verbindung mit ihm so unfruchtbar, bot sie so gar keine der Annehmlichkeiten und Vortheile, welche sie zu versprechen schien, so mußte das Interesse an ihr allmählig erkalten und endlich ganz schwinden. Man begreift daher, daß Montmollin nicht länger an ihr festhielt, als die Lage der Dinge es ihm rathsam erscheinen ließ, sie aufzugeben.

Dennoch, glauben wir, hätte er einen offenen Bruch gerne vermieden. Davon abgesehen, daß sein Charakter nicht eben in einem günstigen Lichte erschien, wenn er plötzlich als Gegner seines bisherigen Freundes auftrat, war es doch auch sehr bedenklich, einen Mann wie Rousseau zum Feinde zu haben. Wenn dieser andeutet, daß Montmollin sich gleich Anfangs an seiner Verfolgung eifrig betheiligt, ja sie im Grunde durch seine Umtriebe hervorgerufen habe, so geht er ohne Frage zu weit. Wir zweifeln nicht, daß der Pastor den Sturm, welcher sich ohne sein Zuthun erhoben hatte, zu beschwichtigen wünschte, und es aufrichtig bedauerte, als Rousseau seinen darauf abzielenden Vorschlag zurückwies. Nachdem die Bewegung einmal in Gang gekommen, konnte er ihr freilich nicht ferne bleiben und weniger noch daran denken, ihr entgegenzutreten. Wenigstens hätte er,

um eine solche Stellung einzunehmen, nicht blos die Ansichten Rousseau's vollständig theilen, sondern auch die Kraft besitzen müssen, seine Ueberzeugung unter allen Umständen zu vertreten. Doch davon war keine Rede. Stand auch sein Glaube vielleicht auf ziemlich schwachen Füßen, er hielt doch an den Lehren und Ueberlieferungen seiner Kirche fest, und wenn er persönlich zu weitgehenden Concessionen geneigt sein mochte, sein amtliches Bewußtsein setzte dieser Gefügigkeit doch bestimmte Schranken. Vor Allem Pastor, lag ihm auch die Ehre und Autorität seines Standes besonders am Herzen. Daß Rousseau die biblischen Wunder in Frage stellte, kümmerte ihn am Ende wenig; die Angriffe aber, welche er gegen den Klerus richtete, verletzten ihn ohne Zweifel mehr, als er sich durch die Ausnahme, welche zu seinen Gunsten gemacht wurde, geschmeichelt fühlte.

Jedenfalls hatte er bei seiner Denkweise keinen Grund, den Mahnungen zu widerstreben, welche ihm aus seiner Umgebung zugingen. Wohl aber konnte es für ihn und seine Stellung bedenkliche Folgen haben, wenn er sie unbeachtet ließ. Er kam dadurch nicht nur zu seinen Collegen in ein schiefes Verhältniß, er lief auch Gefahr, mit seiner Gemeinde, wie mit der kirchlichen Behörde, in Conflict zu gerathen. Wie wenig die guten Dörfler von Motiers geneigt sein mochten, sich durch theologische Streitfragen erhitzen zu lassen, die Briefe vom Berge hatten doch auch bei ihnen vielfach Anstoß erregt. Montmollin sagte schwerlich die Unwahrheit, als er sich später, um sein Auftreten zu rechtfertigen, darauf berief, daß er von manchen Notabeln seiner Pfarre auf das Aergerniß, welches Rousseau durch seine letzte Schrift gegeben, hingewiesen und zugleich an seine Pflicht, dem Scandale entschieden entgegenzutreten, erinnert worden sei. Auch konnte er nicht füglich umhin, von diesen Vorstellungen Notiz zu nehmen. Beachtete er sie nicht, fuhr er fort, Rousseau als berechtigtes Mitglied der Gemeinde anzusehen, so gab er allerdings dem Verdachte Raum, daß er dessen Ansichten theile oder doch für unbedenklich halte. Das aber mochte zu unangenehmen Weiterungen, vielleicht gar zu Beschwerden und Anklagen führen, die dann um so leichter Gehör fanden, da er bei seinen geistlichen Amtsbrüdern ohnehin nicht beliebt und die große Mehrzahl derselben zu einem energischen Einschreiten entschlossen war. Besser doch, er machte mit ihnen gemeinsame Sache, stimmte ein in den allgemeinen Ruf der Verfolgung, welcher sich gegen seinen bisherigen Schützling erhoben hatte. Freilich war es nicht grade nöthig, daß er nun lauter schrie, als die Uebrigen. Indeß es galt, die frühere Lauheit durch ein Uebermaß von Eifer auszugleichen und so bei den

mißtrauischen Kampfgenossen in Vergessenheit zu bringen. Zudem entsprach — die Vergangenheit des Mannes bürgt dafür — der fanatische Zelotismus seiner eigensten Natur und Neigung mehr, als das milde, tolerante Wesen, zu welchem er sich eine Zeitlang bequemt hatte.

Ob er übrigens, wie Rousseau und dessen Freunde versichern, der eigentliche Urheber des Beschlusses war, durch welchen die Klasse dem Consistorium von Motiers die Entscheidung übertrug, mag dahingestellt bleiben. Gewiß ist, daß er sich angelegentlich bemühte, ihn prompt und der Absicht des Klerus gemäß auszuführen. Ende März erhielt Rousseau die Aufforderung, vor dem Kirchenrathe zu erscheinen. Sie überraschte ihn nicht grade; das Geheimniß, welches die Mitglieder der Klasse einander gelobt, war schlecht bewahrt worden. Man wußte auch außerhalb ihres Kreises, was sie in ihrer letzten Sitzung verhandelt hatten, und kannte nicht minder den Inhalt der Fragen, welche dem präsumtiven Ketzer gestellt werden sollten. Es hatte diesem somit nicht an Zeit gefehlt, zu überlegen, wie er sich der bevorstehenden Citation gegenüber zu verhalten habe. Daß er Bedenken trug, ihr Folge zu leisten, begreift sich. Es war doch für einen Mann in seiner Stellung und in seinem Alter eine arge, fast beleidigende Zumuthung, vor einem Collegium von sechs unwissenden Bauern Rede und Antwort zu stehen. Sie choquirte ihn um so mehr, da solche Vorladungen in den kleineren Landgemeinden meist nur zu dem Zwecke erfolgten, moralisch anrüchigen Personen Ermahnungen und Verweise zu ertheilen, und deshalb geeignet waren, den Betroffenen in den Augen ihrer Umgebung einen entehrenden Makel anzuheften. Ueberdies, er befand sich nicht wohl; die rauhe Jahreszeit hatte ihn seit Monaten an das Zimmer gefesselt, und noch dauerte die Kälte fort. Es schien sehr fraglich, ob er es wagen dürfe, ihr zu trotzen, fraglicher noch, ob er im Stande sein werde, „eine mehrstündige Sitzung stehend, unaufhörlich inquirirt, mit geziemender Würde und Festigkeit auszuhalten".

Unseres Erachtens hätte er sich dieser Sorgen und Bedenken recht wohl entschlagen können. Er vergab seiner Ehre nichts und sicherte seine Ruhe am besten, wenn er die Vorladung einfach zurückwies und sich um den ferneren Verlauf der Dinge nicht weiter kümmerte. Indeß konnte er sich dazu nicht entschließen. Die Aussicht, bei dieser Gelegenheit über seine Gegner einen leichten und glänzenden Sieg davonzutragen, war gar zu verlockend. Hatte nicht der protestantische Klerus in seiner blinden Herrschsucht alle Prinzipien der Reformation vergessen? Man

brauchte sie ihm nur in das Gedächtniß zu rufen, um ihn sofort zum Schweigen zu bringen. Diese „unwissenden Zionswächter" waren doch sehr leichtfertig und unvorsichtig gewesen, als sie so selbst den Gegner in den Stand setzten, sie „mit Behagen zu vernichten". Nichts leichter für ihn, als unvermerkt von der Vertheidigung zum Angriffe überzugehen. Der Pastor vermochte das nicht zu hindern und ebensowenig die schlagenden Gründe zu widerlegen, welche Vernunft und Wahrheit an die Hand gaben. Er war übel berathen, der arme Mann; ein klägliches Fiasko wartete seiner, selbst den stupiden Bauern konnte die traurige Rolle nicht entgehen, die er in ihrer Gegenwart spielen würde. Freilich hatte die Sache doch auch ihre bedenkliche Seite. Rousseau wußte nur zu wohl, daß „er seine Feder nicht im Munde habe". Er durfte kaum hoffen, daß ihm in dem zu erwartenden Wortgefechte die erforderliche Ruhe und Geistesgegenwart zu Gebote stehen, mußte vielmehr befürchten, daß es dem schlauen, redefertigen Gegner gelingen werde, ihn kampfunfähig zu machen. Er hielt es daher für rathsam, sich auf keine Discussion einzulassen, sondern dem Consistorium in einer wohlgesetzten Rede zu beweisen, daß es in der vorliegenden Sache incompetent und er nicht verpflichtet sei, etwaige Fragen zu beantworten.

Diese Ansprache war nun zwar bald zu Papier gebracht, aber trotz „des Eifers ohne Gleichen", welchen er zu dem Ende aufwandte, nicht so schnell dem Gedächtnisse eingeprägt. Therese mochte sich mit Recht über den angehenden Redner lustig machen, „der unaufhörlich dieselben Phrasen vor sich hinmurmelte, ohne sie in den Kopf bringen zu können". Indeß Beharrlichkeit führt endlich zum Ziele. „Am Abende," erzählt er selbst, „wußte ich meine Rede auswendig; ich sagte sie ohne Fehler her und wiederholte sie in der Nacht beständig. Am Morgen aber wußte ich sie nicht mehr. Ich stocke bei jedem Worte; schon glaube ich mich in der erlauchten Versammlung; ich werde unruhig, ich stottere, mein Kopf geräth in Verwirrung. Endlich, im Begriff zu gehen, verliere ich ganz den Muth; ich bleibe zu Hause und entschließe mich, dem Consistorium zu schreiben." In dem Briefe aber, welchen er nun in aller Eile abfaßte, ließ er es an der nöthigen Entschiedenheit nicht fehlen. Die Herren, sagt er hier, wollen entschuldigen, daß er die Absicht, trotz seines leidenden Zustandes persönlich vor ihnen zu erscheinen, nicht ausführt; er fühlt, daß es ihm beim besten Willen unmöglich sein würde, eine längere Sitzung zu ertragen. Zugleich hat er erwogen, daß er sich über die Glaubensfrage, welche der einzige Gegenstand der Vorladung ist, ebenso gut schriftlich erklären kann. Und trägt er um so

weniger Bedenken, diesen Weg einzuschlagen, da er durchaus nicht zweifelt, daß sich bei ihnen die Milde der christlichen Liebe mit dem Glaubenseifer verbindet und sie deshalb die Antwort, welche er ihnen mündlich hätte geben mögen, auch in diesen Zeilen bereitwillig entgegennehmen werden. Was aber nun die Sache selbst angeht, so scheint es ihm, daß, falls die Strenge, womit die ehrwürdige Klasse gegen ihn aufzutreten beliebt, nicht auf einem positiven Gesetze beruht, welches, wie man ihm versichert, in diesem Staate nicht existirt, es keine größere Neuerung, keinen stärkeren Eingriff in die bürgerliche Freiheit und vor Allem keinen ärgeren Widerspruch mit dem Geiste der Religion geben kann, als eine solche Prozedur in reinen Glaubenssachen. Mögen die Herren es wohl bedenken, daß er seit geraumer Zeit im Schooße der Kirche lebt, und weder Pastor, noch mit irgend einem Zweige des öffentlichen Unterrichts betraut ist, als einfacher Privatmann aber in Betreff des Glaubens keinem Verhöre, keiner Inquisition unterworfen werden darf. Solche Untersuchungen, unerhört in diesem Lande, erschüttern die Grundlage der Reformation und verletzen gleichzeitig die evangelische Freiheit und die christliche Liebe, die Autorität des Fürsten, wie die bürgerlichen und kirchlichen Rechte der Unterthanen. Rousseau weiß sehr wohl, daß man unter Protestanten keine unfehlbare Kirche anerkennt, die berechtigt wäre, ihren Mitgliedern vorzuschreiben, was sie glauben sollen, und daß er deshalb, einmal in die Kirche aufgenommen, über seinen Glauben nur Gott allein Rechenschaft schuldig ist.

War diese Belehrung für das gesammte Consistorium bestimmt, so erhielt nun auch der vorsitzende Pastor seine besondere Lektion. „Als ich," fährt Rousseau fort, „vor ungefähr drei Jahren zur Communion zugelassen wurde, stellte ich Herrn von Montmollin eine schriftliche Erklärung aus, die ihn so vollständig befriedigte, daß er nicht nur keine weitere Auskunft über mein Verhältniß zur kirchlichen Lehre verlangte, sondern mir sogar versprach, er werde deren keine fordern. Ich halte mich genau an sein Versprechen und vor Allem an meine Erklärung. Genügte sie damals, nach der Veröffentlichung eines Buches, in welchem das Christenthum so heftig angegriffen zu werden schien, so wäre es doch höchst inconsequent, ja absurd und scandalös, sie jetzt nach dem Erscheinen einer Schrift ungenügend zu finden, worin der Verfasser allerdings, weil er ein Mensch ist, irren kann, aber jedenfalls als Christ irrt, da er sich Schritt für Schritt auf die Autorität des Evangeliums stützt. Damals hätte man ihm vielleicht die Communion mit einem Anschein des Rechtes entziehen können, gegenwärtig aber müßte man ihn, wenn es geschehen

wäre, wieder zulassen.“ Beschließen die Herren das Gegentheil, so „mögen sie an ihr Gewissen denken; das seinige ist, was auch geschehen mag, ruhig“. Uebrigens „muß und will er ihnen auf jede Weise entgegenkommen; doch wünscht er von ganzem Herzen, man möge den Schutz, mit welchem der König ihn beehrt, nicht soweit vergessen, daß er genöthigt würde, den der Regierung anzurufen“ [22]).

Der Pastor war von dieser unerwarteten Zuschrift natürlich wenig erbaut. Auch hatte er nicht übel Lust, sie für sich zu behalten. Doch der königliche Beamte, welcher als Commissar der Regierung den Sitzungen des Consistoriums beizuwohnen pflegte, bestand darauf, daß sie vorgelesen wurde. Montmollin mußte sich fügen, unterbrach die Lektüre aber durch mancherlei Zwischenbemerkungen so oft, daß man nicht mehr wußte, ob das, was er las, von ihm oder von Rousseau sei. Dennoch verfehlte der Brief seine Wirkung nicht. Als man zur Abstimmung schreiten wollte, stellte sich heraus, daß die Majorität des Collegiums die Anträge des Vorsitzenden ablehnen werde. Zwar versuchte dieser nun, sie dadurch in eine Minorität umzuwandeln, daß er für sich zwei Stimmen und für seinen Diakon eine dritte in Anspruch nahm [23]). Indeß drang er auch damit nicht durch; es blieb ihm, wollte er sich nicht einer eclatanten Niederlage aussetzen, nur übrig, die Entscheidung auf eine spätere Sitzung zu vertagen. Mittlerweile setzten er und seine Anhänger alle Hebel in Bewegung, um die Opponenten auf ihre Seite zu bringen. Man benutzte die Kanzel, um ihnen ins Gewissen zu reden; man hetzte das Volk auf, um sie einzuschüchtern; man sparte auch die eindringlichen Argumente nicht, welche Küche und Keller an die Hand geben. Doch alle Bemühungen waren vergeblich; die renitenten Bauern beharrten bei ihrer Ansicht. Allerdings fehlte es ihnen nicht an einem starken Rückhalte; sowohl der königliche Castellan, wie die anderweitigen Freunde Rousseau's, besonders der einflußreiche Oberst Pury, ließen es sich angelegen sein, sie zu fernerem Widerstande zu ermuthigen. Auch ging von diesen wohl die Eingabe aus, welche sie an den Staatsrath richteten, um eine Lösung ihrer Skrupel herbeizuführen.

Es hat sie, ihrer Versicherung zufolge, in große Unruhe versetzt, daß sie aufgefordert wurden, einen Fall zu berathen, der über ihre schwache Einsicht weit hinausgeht. Sie sind bisher stets der Meinung gewesen, daß sie nur berufen seien, schlechte Sitten und anstößige Excesse vor ihr Forum zu ziehen. Gegenwärtig aber muthet man ihnen zu, über den religiösen Glauben zu Gericht zu sitzen, und sehen sie sich deshalb veranlaßt, bei der Behörde an-

zufragen, ob sie zu einer solchen Untersuchung verpflichtet sind. Zugleich wünschen sie zu erfahren, ob ein Pastor im Consistorium zwei Stimmen führen darf, wie auch, ob der Diakon in demselben Sitz und Stimmrecht hat. — Die Antwort des Staatsrathes ließ nicht auf sich warten. Daß sie den Wünschen derer, von welchen sie provozirt worden war, entsprach, begreift sich. Der Lordmarschall hatte wiederholt und dringend gemahnt, der Verfolgung ein Ende zu machen, der König selbst durch ein besonderes Rescript befohlen, für die Ruhe und Sicherheit seines Schützlings Sorge zu tragen. Die Leute in Amt und Würden boten daher Alles auf, um einen günstigen Beschluß zu erlangen, und sie erreichten ihren Zweck um so leichter, da doch manche der Gegner Anstand nahmen, dem erklärten Willen des Fürsten zu widerstreben, andere die Erneuerung der Glaubensgerichte, wie sie von der Geistlichkeit versucht wurde, höchst bedenklich fanden. Der Rath erklärte, wie es scheint einstimmig, daß die Consistorien nicht die Befugniß hätten, sich von dem Glauben der einzelnen Gemeindemitglieder Rechenschaft geben zu lassen, daß die Aeltesten durchaus berechtigt seien, jede derartige Untersuchung abzulehneu, selbst wenn sie von ihrem Pastor dazu aufgefordert würden, daß besagter Pastor nur *eine* Stimme haben könne, und daß in Betreff des Diakons die Entscheidung später erfolgen werde. Gleichzeitig wurde Rousseau von der Jurisdiction des Consistoriums von Motiers förmlich eximirt und unter den besonderen Schutz der Regierung gestellt.

Montmollin aber hielt sich noch nicht für geschlagen. Er war sogar kühn genug, die Sache, trotz der Einsprache des anwesenden Beamten, im Kirchenrathe nochmals zur Verhandlung und Abstimmung zu bringen. Dieselbe fiel indeß gegen ihn aus; er sah sich genöthigt, der Klasse zu melden, daß von Motiers nichts mehr zu hoffen sei. Doch fügte er tröstend hinzu, Rousseau gehe mit dem Plane um, den Wohnort zu wechseln, und könne man, da der Beschluß des Staatsrathes nur dem Consistorium von Motiers die Hände binde, schon im Voraus die geeigneten Maßregeln treffen, um, sobald er sich in einer anderen Pfarre befinde, von Neuem gegen ihn einzuschreiten. Inzwischen fuhr er, vermuthlich in der Absicht, diesen Ortswechsel zu beschleunigen, fort, die in der Gemeinde herrschende Aufregung möglichst zu steigern. „Er wußte", sagt du Peyrou, „sein geistliches Amt zur Geltung zu bringen und ließ von der Höhe des Sitzes der Wahrheit die Sprache der Leidenschaften vernehmen. In einer Predigt über die sieben Todsünden trug er Sorge, von diesen eine gehässige Anwendung zu machen, deren Gegenstand nicht zu verkennen war. Deutlicher noch wurden die Anspielungen, wenn die Wunder

das Thema seines Vortrages bildeten; er sprach dann so eindringlich, daß die Zuhörer in Thränen zerflossen und von heiligem Zorn gegen die gottlosen Frevler entbrannten, welche es wagten, so ergreifende Wahrheiten zu bestreiten." Natürlich blieben diese Hetzereien nicht ohne äußere Folgen; Rousseau sowohl, wie die Aeltesten, welche für ihn Partei ergriffen, hatten oft genug Gelegenheit, ihre Wirkungen an sich zu erfahren. Daß dieselben nicht so geringfügig waren, wie sie später von klerikaler Seite dargestellt wurden, beweisen die energischen Maßregeln, welche die Regierung zu ergreifen für nöthig hielt. Montmollin hatte es nur der Verwendung seiner einflußreichen Familie zu danken, daß man ihm nicht förmlich den Prozeß machte. Er wurde indeß ernstlich verwarnt und mußte versprechen, künftig weder öffentlich, noch privatim, irgend etwas zu thun oder zu sagen, wodurch das Volk aufgeregt werden könnte. In Motiers aber erschien der Kastellan des Val de Travers, um den Bewohnern eine ernste Strafrede zu halten. Der Staatsrath habe erfahren, daß gewisse Personen gegen Herrn Rousseau beleidigende und aufrührerische Reden führen, die sowohl den Herrscher, wie den Unterthan beschimpfen, welchen er beschützt. Auch hört man, daß Rousseau nicht der einzige ist, den man angreift, daß mehrere der Aeltesten ebenfalls verletzenden Aeußerungen und selbst Drohungen ausgesetzt sind. Möge man sich ihrer fortan enthalten. Der König will, daß die Ruhe nicht ferner gestört werde, und die Regierung wird seinen Willen durchzuführen wissen.

In der That war von Berlin ein neues Rescript eingelaufen, in welchem Friedrich „seine Unzufriedenheit mit dem intoleranten Verhalten der Geistlichen" aussprach und zugleich erklärte, wie „es sein ernster Wille sei, daß der Staatsrath die Wirkungen seines Rousseau bewilligten königlichen Schutzes in jeder Rücksicht sicher stelle". Doch wie sehr die Behörden es sich angelegen sein ließen, seiner Weisung nachzukommen, es gelang ihnen nicht, sie strenge durchzuführen. Zwar hörte die Verfolgung, sofern sie einen offiziellen Charakter getragen hatte, auf. Die Klasse begriff, daß es an der Zeit sei, die Sache fallen zu lassen. Die feindliche Stimmung des Volkes aber bestand unverändert fort und fand natürlich Mittel und Wege, sich ihrem Gegenstande in höchst unangenehmer Weise fühlbar zu machen. Rousseau konnte sich nicht öffentlich zeigen, ohne von dem großen und kleinen Janhagel insultirt oder belästigt zu werden. Man schrie ihm nach, suchte ihn durch drohende Geberden zu erschrecken, warf auch wohl aus der Ferne mit Steinen nach ihm. Es kam selbst vor, daß er im Vorübergehen sagen hörte: „Schnell die Flinte her, daß ich

auf ihn schieße", oder sah, wie irgend ein Dorflümmel wirklich die Waffe auf ihn anlegte. Freilich mochte das in der Regel nicht so schlimm gemeint, vielmehr meist nur ein schlechter Scherz sein, wie sie der muthwillige Pöbel zu treiben pflegt. Wir geben denjenigen, welche die Bedeutung dieser Vorgänge herabzusetzen suchten, gerne zu, daß Rousseau ihnen eine zu große Wichtigkeit beilegte. Auch räumen wir ein, daß nicht blos der religiöse Fanatismus und seine Urheber für sie verantwortlich zu machen sind.

Rousseau verstand es eben nicht, sich mit seiner Umgebung dauernd auf einen freundlichen Fuß zu stellen; namentlich wußte er zu den Leuten aus dem Volke selten oder nie das richtige Verhältniß zu gewinnen. Während ihn Geist und Bildung weit über sie hinaushoben, fühlte er sich doch durch seine demokratischen Ansichten und Neigungen gedrängt, ihnen möglichst nahe zu treten. Aufrichtig bemüht, sie wie seines Gleichen zu behandeln, veranlaßte er sie, sich wirklich dafür zu halten und ihm dann mit einer Vertraulichkeit zu begegnen, die sein Selbstgefühl verletzte und eine mehr oder minder starke Reaktion desselben zur Folge hatte. Natürlich wurden die höheren Ansprüche, nachdem sie einmal freiwillig aufgegeben worden, nun nicht mehr anerkannt; sie erregten im Gegentheil nur Spott und Erbitterung, reizten auch wohl zu direkten Beleidigungen. Man kennt die rohe, ungezogene Weise, in welcher der große Hanfe in solchen Fällen sein Müthchen zu kühlen liebt. Rousseau war seinen Angriffen um so mehr ausgesetzt, da er durch seine ungewöhnliche Erscheinung beständig die Aufmerksamkeit auf sich zog. Es ist doch nicht grade zu verwundern, wenn der lange Kaftan und die pelzverbrämte Mütze, in welchen er umherzugehen pflegte, die alten und jungen Strolche in lärmende Bewegung brachten. Gewiß war damals, wie auch später, diese auffallende Tracht für ihn die Quelle mancher Unannehmlichkeiten, die er dann auf tiefer liegende Ursachen zurückführen zu müssen glaubte. Auch erkannte er selbst zu Zeiten ihre Inconvenienzen sehr wohl. Doch konnte er sich nicht entschließen, sie aufzugeben. Denn abgesehen von der Bequemlichkeit, welche sie ihm bot, erschien es ihm als feige Schwäche, sich ihrer aus Furcht vor etwaigem Anstoße zu entledigen.

Störender noch für das Verhältniß zu seiner Umgebung war, wie anderswo, so auch in Motiers, die Anwesenheit Theresens. Zwar glauben wir nicht, daß sie der grimme Drache gewesen, als welchen diejenigen sie schildern, die das Mißgeschick Rousseau's weder ihm selbst, noch seinen Feinden zur Last legen mögen. Es fehlt unseres Erachtens doch an beglaubigten Thatsachen, auf Grund deren man sie mit Recht zum Sündenbocke für das, was

hüben und drüben verbrochen wurde, machen dürfte. Eher schon läßt sich behaupten, daß sie nicht grade eine liebenswürdige Persönlichkeit und darum auch bei den Menschen, mit welchen sie zu verkehren hatte, nicht sonderlich beliebt war. Wenig verträglich, zu Zänkereien und medisantem Gerede geneigt, auch wohl in Folge ihrer eigenthümlichen Stellung arrogant und anspruchsvoll, gerieth sie mit Hausgenossen und Nachbarn leicht in Konflikte, die dann bei diesen und ebenso bei ihren Angehörigen und Bekannten eine feindliche Stimmung hervorriefen. Die Abneigung aber, welche seine Gouvernante erfuhr, traf auch mehr oder weniger Rousseau selbst, zumal er sich, wenn er von solchen Mißhelligkeiten hörte, ohne weitere Prüfung auf ihre Seite zu stellen pflegte[23a]). — Es fehlte somit nicht an mannigfachen Anläßen, um wenigstens einen Theil der Dorfbewohner gegen ihn einzunehmen. Dennoch zweifeln wir, daß ihre Antipathie so allgemein und in ihren Aeußerungen so brutal geworden wäre, hätte nicht der angebliche Ketzer die rücksichtslosen Angriffe auf den Menschen in ihren Augen gerechtfertigt. Der beste Beweis dafür liegt in dem Umstande, daß die Rohheiten des Pöbels erst von dem Zeitpunkte datiren, in welchem die religiöse Verfolgung begann, und um so ungescheuter zu Tage traten, je länger und eifriger sie betrieben wurde.

Vorher — und es waren doch schon mehrere Jahre seit seiner Ankunft verflossen — hatte Rousseau nie Ursache gehabt, über das Benehmen seiner Umgebung zu klagen. Die Verstimmung oder Abneigung Einzelner blieb auf sie beschränkt; im Allgemeinen begegnete man ihm mit freundlicher Achtung, die er auch durch das eigene Verhalten wohl verdiente. Er sagt keineswegs zuviel, wenn er, um seine Ansprüche auf eine gewisse Zuneigung des Volkes zu rechtfertigen, hervorhebt, daß er „mit vollen Händen Almosen vertheilt, keinen Dürftigen ohne Unterstützung gelassen und nie Jemandem einen möglichen Dienst verweigert habe". Diese stets hülfbereite Mildthätigkeit wird auch von anderer Seite mehrfach bezeugt[24]). Wenn sie selbst bei den zunächst Betheiligten später die dankbare Anerkennung nicht mehr fand, welche ihr geraume Zeit zu Theil wurde, so hatte das doch seinen Grund in dem fanatischen Glaubenseifer, der, einmal erregt, alle anderen natürlichen Neigungen und Pflichten aufzuheben pflegt. Rousseau aber wurde durch diese Aenderung peinlich berührt. Er war eben nicht der Mann, die Kundgebungen eines feindlichen Sinnes gleichmüthig hinzunehmen. Wie sehr er sich bemühte, sie zu ignoriren oder für gleichgültig zu halten, sie kränkten und schmerzten ihn doch. Es blieb ihm am Ende, wollte er sich diesen unangenehmen Eindrücken entziehen, nur übrig, sich aus ihrem Bereiche zu ent-

fernen. Auch entschloß er sich um so leichter dazu, da er ohnehin schon seit längerer Zeit beabsichtigte, Motiers zu verlassen. Das rauhe Klima, wie es auf der Höhe den größten Theil des Jahres hindurch herrschte, wirkte sehr nachtheilig auf Befinden und Stimmung. Gewiß war der Genuß der kurzen schönen Sommerzeit um den Preis des langen und strengen Winters zu theuer erkauft. Wurde nun überdies noch die ungestörte Ruhe, welche für die mannigfachen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen bis dahin Ersatz geboten, in Frage gestellt, so mußte es allerdings thöricht erscheinen, sich dieselben noch länger gefallen zu lassen. Indeß stand der Entschluß fest, zur Ausführung wollte es, wie gewöhnlich, nicht kommen. Rousseau schob sie, wiewohl er sich gelegentlich nach einem anderen Wohnorte umsah, solange es in seiner Umgebung ruhig blieb, immer wieder hinaus. Als dann das Unwetter drohend heranzog, wäre er ihm zwar gerne sogleich aus dem Wege gegangen. Doch glaubte er es sich und seinem hohen Beschützer schuldig zu sein, ihm muthig die Stirne zu bieten. Und freilich gewann es, wenn er vor den Angriffen der Gegner furchtsam zurückwich, den Anschein, daß der Glaube an die eigene gute Sache, wie an die Kraft der königlichen Autorität, auf schwachen Füßen stehe. Pflicht und Ehre geboten ihm, den Kampfplatz nicht zu verlassen, bevor er von den Feinden geräumt worden.

Indeß zögerte er mit seinem Rückzuge auch dann noch, als er ihn ohne Bedenken antreten konnte. Er wußte eben nicht recht, wohin er sich wenden solle. In der Nähe zu bleiben, schien nicht rathsam; er fürchtete, und wohl mit Recht, daß er auf Schweizer Boden vergeblich die dauernde Ruhe suchen werde, auf die es ihm vor Allem ankam. Vielleicht durfte er eher hoffen, sie in Frankreich zu finden, von wo aus ihm mehrfach geeignete Zufluchtsstätten, u. A. vom Prinzen Conti, angeboten wurden. Indeß trug er doch Bedenken, dahin zurückzukehren. Die Beschlüsse des Pariser Parlamentes bestanden vor wie nach zu Recht, und ließ sich auch annehmen, daß sich Niemand um ihre Ausführung sonderlich bemühen werde, möglich war sie doch immer, und bedurfte es deshalb einer ängstlichen Vorsicht, die er mit der Würde eines freien, sich keiner Schuld bewußten Mannes für unvereinbar hielt. Mehr empfahl sich eine Uebersiedelung nach England, wo keine Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit zu besorgen und eine freundliche Aufnahme in sicherer Aussicht stand. Doch konnte er jetzt so wenig, wie vor drei Jahren, die Antipathie überwinden, welche ihm Land und Leute jenseits des Canals einflößten. Freilich, wäre Milord noch dort gewesen, so würde dieser Widerwille wohl in etwa zurückgetreten sein. Doch der lebte zu Berlin oder Potsdam, in der

Nähe seines königlichen Freundes, und ihm dahin zu folgen, hatte sowohl des Klimas, wie des Hofes wegen auch seine Bedenken. Angenehmer und wohlthätiger war jedenfalls der Aufenthalt in Italien. Rousseau erinnerte sich mit Vergnügen der Tage, die er vor Zeiten in dem schönen Lande verlebt hatte. Auch fiel sein Blick, als er für seinen Zweck genauere Umschau hielt, zunächst auf das schon bekannte Venedig. Es zog ihn um so stärker an, da er hier die religiöse Toleranz erwarten mochte, deren er bedurfte und in anderen Theilen der Halbinsel nicht ebenso gewiß sein konnte.

Man sieht, der möglichen Wege waren zu viele, als daß die Wahl unter ihnen so leicht hätte sein können. Welcher aber auch eingeschlagen wurde, jeder führte in eine ungewisse Ferne und konnte nur unter großen Mühen und mit einem bedeutenden Kostenaufwande zurückgelegt werden. Kein Wunder daher, daß es Rousseau schwer wurde, einen definitiven Entschluß zu fassen, und er es am Ende, sobald das irgendwie thunlich erschien, vorzog, zu bleiben, wo er war. Das energische Einschreiten der Behörden hatte den Klerus und seine weltlichen Anhänger eingeschüchtert; er durfte es für ziemlich ausgemacht halten, daß er sich fortan unter dem Schutze des Königs und seiner Beamten der nöthigen Sicherheit erfreuen werde. Zwar dauerte die Aufregung im Volke noch fort, doch mußte auch sie sich allmälig verlieren, wenn die Hetzereien von Oben eingestellt wurden. Schon jetzt machte sie sich Rousseau weniger fühlbar. Es war inzwischen Sommer geworden, und die botanischen Excursionen, zu welchen die schöne Jahreszeit einlud, hielten ihn wiederholt Tage, ja Wochen lang von Hause fern. Er sah nicht mehr so oft, was ihn so peinlich berührte, und wenn er es wahrnahm, die freiere Stimmung, in welcher er sich befand, ließ es weniger beachten. Es hieß doch den Ungezogenheiten des Pöbels zu viel Ehre anthun, wenn er aus Scheu vor ihnen das Weite suchte. Hatten sie ihm auch den Aufenthalt in Motiers gründlich verleidet, und hielt er deshalb vor wie nach an dem Gedanken fest, ihn möglichst abzukürzen, die Wahl des neuen Wohnortes durfte nicht übereilt werden. Besser also, er blieb noch eine Weile, wenigstens den nächsten Winter über; hatte er sich dann die Sache nochmals allseitig überlegt, so mochte im Frühjahre der Aufbruch erfolgen.

Ob es, falls man ihm solange Ruhe gelassen hätte, wirklich dazu gekommen wäre? Wir glauben es kaum; vermuthlich würde er, wie bisher, seine Unentschlossenheit durch die Rücksichten maskirt haben, welche Gesundheit und Kasse allerdings forderten. Mehr, als er selbst glaubte oder wußte, von der Gewohnheit abhängig,

bedurfte es einer gewaltsamen Röthigung, um ihn aus der hergebrachten Lebenslage herauszureißen. Eine solche war es denn auch, die seinem Zaudern noch vor Eintritt des Winters ein Ende machte. Bis dahin hatte sich die feindliche Stimmung des Volkes nur durch Murren, Hohn- und Spottrufe, oder durch mehr boshafte, als gewaltsame Angriffe kundgegeben. Am Sonntage den 1. September aber kam es zu Thätlichkeiten. Nachdem man des Morgens durch den Empfang der Communion die Feier des Tages eingeleitet, schloß man sie damit, daß man Steine gegen die Fenster der Rousseau'schen Wohnung schleuderte. Die nächsten Tage brachten neue Beschimpfungen; sobald sich Rousseau öffentlich zeigte, wurde er vom Pöbel mit beleidigenden Zurufen verfolgt. Zugleich fuhr man fort, seine Wohnung allnächtlich zu insultiren. Die Ruhe aber, mit welcher er, ohne Waffen und Geleite, unter diesen Tapferen einherging, schien ihnen zu imponiren. Niemand wagte, sich am Tage an seiner Person zu vergreifen. Doch endlich wurde er, in der Nacht vom 6. zum 7., rücksichtslos in seinem Hause angegriffen. Vermuthlich hatte der eben stattfindende Jahrmarkt die Köpfe und Gemüther so erhitzt, daß man den Muth zu einem entschiedeneren Vorgehen fand. Die Attaque aber, wenn auch nicht grade sehr gefährlich, war doch scharf genug. Rousseau selbst erzählt:

„Um Mitternacht hörte ich in der Gallerie, welche an der hinteren Seite des Hauses hinläuft, ein starkes Geräusch. Ein Hagel von Kieselsteinen, gegen das Fenster und die Thüre geschleudert, welche auf diese Gallerie ausgehen, fiel dort mit lautem Geprassel nieder. Ich erhob mich bei dem Lärm und war eben im Begriff, mein Zimmer zu verlassen, um in die anstoßende Küche zu gehen, als ein Stein, von kräftiger Hand durch das Fenster geworfen, quer durch sie hinfuhr, die Zimmerthür öffnete und am Fuße meines Bettes zu Boden fiel. Hätte ich mich nur um eine Sekunde beeilt, er wäre mir an den Kopf geflogen. Ich springe nun in die Küche und finde Therese, die zitternd zu mir eilt. Wir stellen uns gegen eine Wand, um zu überlegen, was zu thun sein möchte. Draußen nach Hülfe zu rufen, schien zu bedenklich; es war das beste Mittel, uns umbringen zu lassen. Glücklicherweise wurde auch die Magd eines alten Herrn, der unter uns logirte, durch den Lärm geweckt. Sie steht sofort auf und ruft den nebenan wohnenden Kastellan. Dieser springt aus dem Bette, zieht schleunigst seinen Schlafrock an und erscheint alsbald in Begleitung der Wache, welche wegen des Jahrmarktes in dieser Nacht die Runde machte und deshalb grade zur Hand war. Der Anblick der Verwüstung setzte ihn so in Schrecken, daß er er-

bleichte, und als er die Kiesel gewahrte, mit welchen die Gallerie angefüllt war, rief er aus: „Mein Gott! Das ist ja ein Steinbruch!“ Man sah dann unten genauer nach und fand, daß die Hofthüre gewaltsam geöffnet und der Versuch gemacht worden war, durch die Gallerie in das Haus einzudringen.“ — Der Kastellan hielt die Sache für wichtig genug, um gleich am nächsten Morgen dem Staatsrathe über sie zu berichten. Er erhielt den Auftrag, den Vorgang strenge zu untersuchen, und denjenigen, welche die Schuldigen angeben würden, eine Belohnung zu versprechen. Zugleich wurde er angewiesen, Sorge zu tragen, daß der Skandal sich nicht wiederhole. Rousseau durfte seinen Freunden melden: „Es ist zwar zu vermuthen, daß ich diese Nacht eine neue Belagerung werde auszuhalten haben. Doch macht euch deshalb keine Sorge; ich bin gut bewaffnet, gut beschützt, auch guten Muthes; ich stehe euch dafür, daß die Banditen, falls sie wiederkommen, an mir ihren Mann finden werden“[25]).

Sie kamen indeß nicht; der Ernst, welchen die Behörden an den Tag legten, mochte ihnen doch die Lust zu ferneren Ausschreitungen benehmen. Möglich auch, daß man für seinen Zweck genug gethan zu haben glaubte. Denn schwerlich war es bei dem Ueberfall auf etwas Anderes abgesehen, als Rousseau in Schrecken zu setzen und so vielleicht zu einer schleunigeren Abreise zu veranlassen. Ihn persönlich mißhandeln oder gar, wie er selbst das in der Aufregung des Augenblicks befürchtete, sein Leben gefährden zu wollen, fiel gewiß Niemandem ein. Insofern kann man schon zugeben, daß er die Sache zu ernst nahm und sie ihn mehr beunruhigte, als nöthig war. So harmlos aber, wie sie von seinen Gegnern und den Freunden des Klerus dargestellt wurde, war sie doch nicht. Die gleichzeitigen Berichte lassen keinen Zweifel darüber, daß es sich von einer wohlüberlegten gehässigen Demonstration und nicht blos von einem „zufälligen Exzeß muthwilliger Straßenbuben“ handelte. Freilich ist man später noch über diese Erklärung hinaus zu der Behauptung fortgegangen, daß „gar nichts geschehen“ oder, wenn etwas vorgefallen, es den Betroffenen selbst zur Last zu legen sei. Als es zur Zeit der Restauration Mode wurde, die Schriftsteller des revolutionären Jahrhunderts auf jede Weise zu verunglimpfen, versicherten Journalisten der reactionären Partei, daß „Rousseau sich selbst gesteinigt, selbst die Kiesel in seiner Wohnung niedergelegt habe“. Sie beriefen sich dafür auf die angeblichen Aussagen älterer Personen aus dem Volke, die in den Tagen ihrer Kindheit Augenzeugen der in Rede stehenden Vorgänge gewesen. Eine gleich zweifelhafte Gewähr steht Gaberel zur Seite, wenn er erzählt, die verhängnißvollen Steine seien im Auf-

trage Theresens von der weiblichen Dorfjugend zusammengetragen worden. Ihm gilt es, seinen geistlichen Amtsbruder und dessen Anhang von jeder Schuld zu befreien; weil er aber mit Rousseau zu sehr sympathisirt, als daß er diesen selbst verdächtigen möchte, so muß der „böse Geist“ Therese für ihn eintreten[26]).

War aber die Sache vielleicht nicht so schlimm, wie sie Rousseau zu sein schien, es stand doch so, daß er gut daran that, dem Rathe der angesehenen Männer zu folgen, welche ihn gleich nach dem Attentate aufsuchten und dringend baten, einen Ort zu verlassen, wo er nicht länger in Sicherheit und mit Ehren leben könne. Man hatte allen Grund, eine Wiederholung des nächtlichen Angriffes zu befürchten, denn es ließ sich nicht verkennen, daß derselbe, weit entfernt, eine allgemeine Indignation hervorzurufen, von der großen Mehrzahl der Dorfbewohner, wenn auch schweigend, gebilligt wurde. Zwar erklärte der Gemeinderath, als er auf Befehl der höheren Behörde zusammentrat, daß er „den Vorgang bedauere“. Doch ließ er es bei dieser kühlen Versicherung bewenden; es fiel ihm nicht ein, dem gekränkten Gaste, wie es doch der Anstand gefordert hätte, irgendwelche Genugthuung anzubieten, noch auch Vorkehrungen für seine Sicherheit zu treffen. Dagegen stellte sich heraus, daß grade in der Nacht, in welcher der Tumult stattfand, die Wächter aus Motiers die des benachbarten Dorfes Fleurier, welche dem Gebrauche gemäß mit ihnen gemeinschaftlich die Runde machen wollten, zurückgewiesen hatten, um allein für die Aufrechterhaltung der Ruhe zu sorgen oder vielmehr nicht zu sorgen. Auch gelang es trotz der ausgesetzten Prämie nicht, die Urheber des Unfugs zu ermitteln. Man kam dem Kastellan, welcher die Untersuchung führte, so wenig entgegen, daß man vielmehr auch ihm in einem Maueranschlage eine ähnliche Behandlung, wie sie Rousseau zu Theil geworden, in Aussicht stellte. Wie es scheint, ließ sich der gute Mann durch diese Drohung einschüchtern. Er ordnete nicht nur an, daß seine Wohnung Nachts bewacht wurde, er gab auch seinem Schützlinge deutlich zu verstehen, daß er sich der Sorge für ihn je eher je lieber entledigt zu sehen wünsche. Als dieser dann, zum Theil durch die Rücksicht bestimmt, welche er auf den befreundeten Beamten und die in dessen Person bedrohte Autorität der Regierung nehmen zu müssen glaubte, abgereis't war, siedelte auch er sofort in die Nachbargemeinde Couvet über.

Rousseau war einen Augenblick unschlüssig, ob er ihm nicht dahin vorausgehen solle. Die Gemeinde Couvet hatte ihn schon vor längerer Zeit zu ihrem Ehrenbürger ernannt; sie ließ ihn jetzt,

sobald sie von dem Vorfalle in Motiers Kunde erhalten, durch eine Deputation einladen, sich in ihre Mitte zu begeben; eine geeignete Wohnung stehe bereit, man werde Wagen schicken, um seine Möbel abzuholen, verbürge sich auch für seine persönliche Sicherheit. Gewiß ein sehr annehmbarer Vorschlag. Ging Rousseau auf ihn ein, so durfte er hoffen, den lästigen Umzug ohne Mühe und Kosten auszuführen, und sich in der Umgebung der ihm so freundlich gesinnten Dörfler unter dem Schutze des Gouvernements einer dauernden Ruhe zu erfreuen. Dennoch zog er es vor, den Antrag dankend abzulehnen. Er trug sich seit einigen Monaten mit einem anderen Plane, der ihm bereits so ans Herz gewachsen war, daß er sich nicht entschließen konnte, ihn aufzugeben. Eine der botanischen Exkursionen, die er im Laufe des vorigen Sommers gemacht, hatte ihn zu der im Bieler See gelegenen Insel St. Pierre geführt. Es gefiel ihm hier ungemein; das kleine freundliche Eiland mit seiner reizenden Umgebung und der friedlichen Stille, die, eine Folge seiner abgeschiedenen Lage, auf ihm waltete, fesselte Herz und Sinn gleichsehr. Er blieb eine Reihe von Tagen, und als er endlich den Heimweg antrat, schied er mit dem Vorsatze, sich, sobald die Umstände es erlauben würden, in dieser holden Einsamkeit häuslich niederzulassen. Freilich war es zweifelhaft, ob man ihm den Aufenthalt gestatten werde. Die Insel gehörte dem Hospital von Bern und die Regierung dieses Cantons hatte ihn vor drei Jahren aus ihrem Gebiete verwiesen. Es schien nicht unmöglich, daß dieselbe an dem damals gefaßten Beschlusse auch jetzt noch festhalte, und deshalb vor Allem geboten, sich über ihre An- und Absichten Gewißheit zu verschaffen. Zu dem Ende ließ sowohl Rousseau selbst, wie der befreundete Lordmarschall, die Gesinnung der leitenden Persönlichkeiten genauer sondiren. Das Ergebniß dieser Nachforschungen war sehr ermuthigend. Die Berner, hieß es, schämten sich ihres früheren Benehmens und wünschten nichts mehr, als Rousseau auf der Insel wohnen zu sehen und ihn dort in aller Ruhe leben zu lassen. Da zugleich die Eigenthümer ihrem Rendanten die Erlaubniß ertheilten, ihn in sein Haus aufzunehmen, so glaubte er, wenn es auch an einer ausdrücklichen Genehmigung der competenten Behörde fehlte, die Uebersiedelung schon wagen zu dürfen. Sie fand denn auch wenige Tage, nachdem er Motiers verlassen, statt; um die Mitte des September (1765) war er bereits in seinem neuen Asyle.

VI.

Die Insel St. Pierre oder, wie man sie in Neufchatel zu nennen pflegte, La Motte, war zur Zeit, als Rousseau sie zu seinem Wohnsitze wählte, selbst in der Schweiz noch wenig bekannt. Erst die reizenden Schilderungen, welche er später von ihr entwarf [1]), haben den Blick der Naturfreunde auf sie hingelenkt und manchen Touristen veranlaßt, diesen schönen Erdwinkel aufzusuchen. Man kann sie eben nicht lesen, ohne daß sich der Wunsch regt, selbst zu schauen, was sie in einem so lebendigen, seelenvollen Abbilde vorführen. Entnehmen wir ihnen wenigstens einige charakteristische Züge, welche geeignet sind, eine nähere Kenntniß des Ortes und seiner Umgebung zu vermitteln.

„Die Ufer des Bieler Sees sind wilder und romantischer, als die des Genfer, weil die Felsen und Gebüsche näher an das Wasser herantreten. Doch sind sie deshalb nicht weniger anmuthig. Finden sich nicht soviele Felder und Weinberge, Häuser und Städte, so gibt es dagegen mehr natürliches Grün, Wiesen, dicht belaubte, schattige Stellen, zahlreichere Contraste und mannigfaltigere Gestaltungen des Bodens. Da an diesen glücklichen Gestaden noch keine bequemen Landstraßen hinlaufen, so wird die Gegend von Reisenden wenig besucht. Um so anziehender ist sie für sinnige Einsiedler, die es lieben, sich an den Reizen der Natur zu berauschen und in einer friedlichen Stille zu weilen, die kein anderes Geräusch stört, als der Schrei des Adlers, das abgebrochene Gezwitscher einiger Vögel und das Brausen der Bergströme, die von den Höhen herniederstürzen."

„Dieses schöne Bassin von fast runder Gestalt umschließt in der Mitte zwei kleine Inseln. Die eine, bewohnt und angebaut, hat etwa eine halbe Stunde im Umfange; die andere, von jener südlich gelegen und etwa fünf bis sechshundert Schritte von ihr entfernt, ist viel kleiner. Wüst und öde, bringt sie zwischen ihren Kieshaufen nur Weiden und einige Kräuter hervor. Um so hübscher und fruchtbarer ist die Nachbarinsel. Sie bietet auf ihrem hügeligen, vielfach wechselnden Terrain eine reiche Fülle von Aus- und Ansichten, die ein um so interessanteres Ganze bilden, da die einzelnen Punkte nicht zugleich hervortreten und sich gegenseitig zur Geltung bringen. Auch erzeugt sie trotz ihres beschränkten Raumes so ziemlich alle Produkte, die zum Leben nothwendig sind. Man findet auf ihr Felder, Weinberge, Wäldchen, Obstgärten, fette Weiden, von Bäumen beschattet und mit Stauden jeder Art umkränzt, deren Frische von den anspülenden Wellen erhalten wird.

Zur besonderen Zierde gereicht ihr eine hohe Terrasse, die, mit zwei Reihen Bäumen bepflanzt, sie im Westen der Länge nach begrenzt. Sie gewährt eine prachtvolle Aussicht auf das gegenüberliegende Seeufer, wo am Fuße einer Bergkette zahlreiche Städtchen und Dörfer, von freundlichen Weinbergen umgeben, dem Blicke begegnen. In ihrer Mitte aber erhebt sich eine weite Halle, in welcher sich zur Zeit der Weinlese die Anwohner des See's zum Tanze versammeln."

Abgesehen von diesem Gebäude, gab es auf der Insel nur noch ein einziges Haus, die Wohnung des Rendanten und seiner Familie. In einer Vertiefung gelegen, welche sie gegen die rauhen Winde schützte, war sie geräumig, hübsch und bequem eingerichtet. Ein wohlbesetzter Vieh- und Hühnerhof schloß sich an sie an; auch fehlte es nicht an Taubenschlägen und Fischbehältern. Da überdies die Erzeugnisse der ganzen Insel zur Verfügung standen, so durfte Rousseau, was die Ausstattung von Küche und Keller anging, das Beste hoffen. Freilich lebte man, zumal doch manche Bedürfnisse aus weiterer Ferne beschafft werden mußten, im Allgemeinen nicht grade billig, doch konnte ihm das ziemlich gleichgültig sein. Eben jetzt erhielt er zu seinem bisherigen Einkommen einen erheblichen Zuschuß, sodaß er sich der Sorge um seinen und Thereseus Unterhalt fürs Erste entschlagen mochte [2]). Auch hatte es keine Schwierigkeit, mit dem Rendanten, auf dessen Willfährigkeit er angewiesen war, ein billiges Abkommen zu treffen. Sowohl der Mann selbst, wie seine Angehörigen und Hausgenossen, kamen ihm sehr freundlich entgegen. Es waren „gute, anständige Leute von munterer Sinnesart", die zwar keine höhere Bildung besaßen, mit welchen sich aber ganz wohl leben ließ [3]). Rousseau fühlte sich unter ihnen bald heimisch und hielt es daher, auch als Therese eingetroffen war, für überflüssig, einen eignen Haushalt einzurichten. Man aß und trank in Gesellschaft, man amüsirte und beschäftigte sich nicht selten gemeinsam und bildete so gewissermaßen einen einzigen, gemüthlich heiteren Familienverein.

Diese Anordnung gefiel um so mehr, da sie jeder Mühe und Sorge enthob. War es doch vorzugsweise die Aussicht auf den ungestörten Genuß des süßen Nichtsthuns, welche Rousseau nach der einsamen Insel gelockt hatte. Hier, so hoffte er, werde er endlich „den großen Plan eines müßigen Lebens" ausführen können, „dem er bis dahin die geringe Thatkraft, welche der Himmel ihm verliehen, gewidmet habe". Von jeher geneigt, sich einer zwanglosen, beschaulichen Muße zu ergeben, war dieser Hang durch die aufregenden Vorgänge der letzten Zeit noch erheblich gesteigert worden. Die äußere und innere Unruhe, welche sie mit

sich gebracht, hatte das Bedürfniß nach einem ruhigen Stillleben verstärkt, die mannigfachen Angriffe und Kämpfe, die er zu bestehen gehabt, die Sehnsucht nach einem friedlichen Dasein neu belebt. Wie immer, wenn er eine Zeit lang genöthigt gewesen, in die ungemüthliche Bewegung der Außenwelt einzugehen, drängte es ihn, einen sicheren Hafen aufzusuchen, in welchem er, vor den Stürmen des Lebens geschützt, mit sich und der Natur allein sein könnte. Die kleine, abgelegene und doch so reizende Insel schien allen Anforderungen zu entsprechen, die an ein solches Asyl zu stellen waren. Die heitere Anmuth der Landschaft wirkte beruhigend und erfreuend auf Herz und Sinn. Die wenigen Menschen, schlichte, anspruchslose Leute, belebten sie, ohne ihren wohlthätigen Einfluß zu beeinträchtigen; der geringe Verkehr mit der Umgebung ließ erwarten, daß von Außen her nur selten störende Elemente in sie eindringen würden. Er durfte sich mit Recht der Hoffnung hingeben, daß er in dieser Abgeschiedenheit, unberührt von dem wirren Treiben der Menschenwelt, ganz und ausschließlich den Neigungen seines Herzens werde leben können.

Es kam nur darauf an, die Vergangenheit mit den peinlichen Erinnerungen, welche sich an sie knüpften, zu vergessen, und die freundliche Gegenwart in sorglosem Behagen zu genießen. Auch gelang ihm das gleich Anfangs in hohem Grade. Mit den Verhältnissen traten auch die unangenehmen Eindrücke zurück, welche durch sie hervorgerufen worden, und sorgfältig hielt er Alles fern, was sie hätte erneuern mögen. Es ist ein rührender und, wenn man will, fast komischer Eifer, womit er jeden Anspruch an seine Thätigkeit, jede Sorge, welche den Genuß des Augenblicks rauben könnte, abzuweisen sucht. Zwar läßt er seine fahrende Habe vom Festlande herüberschaffen, doch weiter kümmert er sich nicht um sie; die Kisten und Koffer bleiben wohlgepackt stehen, wie sie gekommen sind. Er hat keine Zeit, sich mit der Aufstellung ihres Inhaltes zu befassen, sieht auch nicht ab, warum er sich diese Mühe machen soll. „Die Dinge gehen so gut, daß, wer sie besser ordnen wollte, an ihnen nur verderben würde.“ Eine besondere Freude macht es ihm, seine Bücher unberührt in ihren Behältern zu lassen und kein eigenes Schreibzeug zur Hand zu haben. Zwingt ihn irgend ein leidiger Brief, die Feder zu ergreifen, so leiht er sie brummend bei seinem Hauswirthe und beeilt sich, sie zurückzugeben, sobald er von ihr den nöthigen Gebrauch gemacht. Ihm ist der „triste Papier- und Bücherkram“ gründlich zuwider; der Anblick desselben ruft ihm die Leiden und Kränkungen ins [illegible]niß, welche seine schriftstellerische Thätigkeit ihm bereitet [illegible] er mag nicht sehen, nicht um sich haben, was so schmerz-

liche Erinnerungen wachruft. Lieber doch füllt er sein Zimmer mit Blumen und Kräutern, die er von seinen Spaziergängen heimbringt und in den Zeiten, wo die Witterung den Aufenthalt im Freien nicht gestattet, mit emsigem Fleiße sondert und ordnet.

Denn freilich, ist es schön draußen, so duldet es ihn nicht in den engen Räumen des Hauses. Kaum hat er sich von seinem Lager erhoben, so eilt er auf die Terrasse, um die frische Morgenluft in vollen Zügen einzuathmen und die Blicke über den schönen See schweifen zu lassen. Das prächtige Schauspiel erhebt die Seele und stimmt das Herz zu stiller Andacht; gibt es doch keine der Gottheit würdigere Huldigung, als die stumme Betrachtung ihrer Werke. — Ist dann das Frühstück eingenommen und die unvermeidliche Correspondenz möglichst schnell erledigt, so wandert er, die Loupe in der Hand und den Linnäus unter dem Arm, hinaus, um seinen botanischen Studien obzuliegen. Sie nehmen gegenwärtig Interesse und Thätigkeit vorzugsweise in Anspruch. Die Botanik, wie er sie verstand oder betrieb, ist eben die angemessenste Beschäftigung für Jemanden, der sich dem Müssiggang ergeben und doch auch nicht langweilen will. Auf Rousseau übte sie um so größeren Reiz, da er hinlänglich mit ihr vertraut war, um zu wissen, worauf er seine Aufmerksamkeit zu richten habe, während andererseits von den gewonnenen Kenntnissen zu wenig in seinem schlechten Gedächtnisse haften blieb, als daß ihn seine Entdeckungen nicht stets von Neuem hätten überraschen und erfreuen sollen. Nichts gleicht dem Erstaunen, dem Entzücken, welches er bei jeder Beobachtung empfand, die er über den Bau und Organismus der Pflanzen oder über ihre Befruchtung machte, deren System ihm damals noch ganz unbekannt war. Daß ihm der Stoff für seine Forschungen jemals ausgehen werde, stand nicht zu besorgen. Wie klein die Insel auch war, sie enthielt auf ihrem vielgestaltigen Boden eine solche Mannigfaltigkeit von Gewächsen, daß er für sein ganzes Leben auf genügende Unterhaltung rechnen durfte, zumal wenn er an dem weitaussehenden Plane festhielt, eine Flora petrinsularis zu schreiben, in welcher „ihre sämmtlichen Pflanzen ohne irgendwelche Ausnahme eine Stelle finden, jedes Gras auf den Wiesen, jedes Moos in den Büschen, jede Flechte, die den Felsen bekleidet, auf das Genaueste beschrieben werden sollte". Schon hatte er im Interesse des „großen Unternehmens" die Insel in kleine Vierecke getheilt, die er eines nach dem anderen in jeder Jahreszeit zu erforschen gedachte. Fuhr er fort, dieser Arbeit täglich einige Stunden zu widmen, so ließ sich erwarten, daß sie zwar allmälig vorrücken, ihr Ziel aber nicht so bald erreichen werde.

sich gebracht, hatte das Bedürfniß nach einem ruhigen Stillleben verstärkt, die mannigfachen Angriffe und Kämpfe, die er zu bestehen gehabt, die Sehnsucht nach einem friedlichen Dasein neu belebt. Wie immer, wenn er eine Zeit lang genöthigt gewesen, in die ungemüthliche Bewegung der Außenwelt einzugehen, drängte es ihn, einen sicheren Hafen aufzusuchen, in welchem er, vor den Stürmen des Lebens geschützt, mit sich und der Natur allein sein könnte. Die kleine, abgelegene und doch so reizende Insel schien allen Anforderungen zu entsprechen, die an ein solches Asyl zu stellen waren. Die heitere Anmuth der Landschaft wirkte beruhigend und erfreuend auf Herz und Sinn. Die wenigen Menschen, schlichte, anspruchslose Leute, belebten sie, ohne ihren wohlthätigen Einfluß zu beeinträchtigen; der geringe Verkehr mit der Umgebung ließ erwarten, daß von Außen her nur selten störende Elemente in sie eindringen würden. Er durfte sich mit Recht der Hoffnung hingeben, daß er in dieser Abgeschiedenheit, unberührt von dem wirren Treiben der Menschenwelt, ganz und ausschließlich den Neigungen seines Herzens werde leben können.

Es kam nur darauf an, die Vergangenheit mit den peinlichen Erinnerungen, welche sich an sie knüpften, zu vergessen, und die freundliche Gegenwart in sorglosem Behagen zu genießen. Auch gelang ihm das gleich Anfangs in hohem Grade. Mit den Verhältnissen traten auch die unangenehmen Eindrücke zurück, welche durch sie hervorgerufen worden, und sorgfältig hielt er Alles fern, was sie hätte erneuern mögen. Es ist ein rührender und, wenn man will, fast komischer Eifer, womit er jeden Anspruch an seine Thätigkeit, jede Sorge, welche den Genuß des Augenblicks rauben könnte, abzuweisen sucht. Zwar läßt er seine fahrende Habe vom Festlande herüberschaffen, doch weiter kümmert er sich nicht um sie; die Kisten und Koffer bleiben wohlgepackt stehen, wie sie gekommen sind. Er hat keine Zeit, sich mit der Aufstellung ihres Inhaltes zu befassen, sieht auch nicht ab, warum er sich diese Mühe machen soll. „Die Dinge gehen so gut, daß, wer sie besser ordnen wollte, an ihnen nur verderben würde." Eine besondere Freude macht es ihm, seine Bücher unberührt in ihren Behältern zu lassen und kein eigenes Schreibzeug zur Hand zu haben. Zwingt ihn irgend ein leidiger Brief, die Feder zu ergreifen, so leiht er sie brummend bei seinem Hauswirthe und beeilt sich, sie zurückzugeben, sobald er von ihr den nöthigen Gebrauch gemacht. Ihm ist der „triste Papier- und Bücherkram" gründlich zuwider; der Anblick desselben ruft ihm die Leiden und Kränkungen ins Gedächtniß, welche seine schriftstellerische Thätigkeit ihm bereitet hat, und er mag nicht sehen, nicht um sich haben, was so schmerz-

liche Erinnerungen wachruft. Lieber doch füllt er sein Zimmer mit Blumen und Kräutern, die er von seinen Spaziergängen heimbringt und in den Zeiten, wo die Witterung den Aufenthalt im Freien nicht gestattet, mit emsigem Fleiße sondert und ordnet.

Denn freilich, ist es schön draußen, so duldet es ihn nicht in den engen Räumen des Hauses. Kaum hat er sich von seinem Lager erhoben, so eilt er auf die Terrasse, um die frische Morgenluft in vollen Zügen einzuathmen und die Blicke über den schönen See schweifen zu lassen. Das prächtige Schauspiel erhebt die Seele und stimmt das Herz zu stiller Andacht; gibt es doch keine der Gottheit würdigere Huldigung, als die stumme Betrachtung ihrer Werke. — Ist dann das Frühstück eingenommen und die unvermeidliche Correspondenz möglichst schnell erledigt, so wandert er, die Loupe in der Hand und den Linnäus unter dem Arm, hinaus, um seinen botanischen Studien obzuliegen. Sie nehmen gegenwärtig Interesse und Thätigkeit vorzugsweise in Anspruch. Die Botanik, wie er sie verstand oder betrieb, ist eben die angemessenste Beschäftigung für Jemanden, der sich dem Müssiggang ergeben und doch auch nicht langweilen will. Auf Rousseau übte sie um so größeren Reiz, da er hinlänglich mit ihr vertraut war, um zu wissen, worauf er seine Aufmerksamkeit zu richten habe, während andererseits von den gewonnenen Kenntnissen zu wenig in seinem schlechten Gedächtnisse haften blieb, als daß ihn seine Entdeckungen nicht stets von Neuem hätten überraschen und erfreuen sollen. Nichts gleicht dem Erstaunen, dem Entzücken, welches er bei jeder Beobachtung empfand, die er über den Bau und Organismus der Pflanzen oder über ihre Befruchtung machte, deren System ihm damals noch ganz unbekannt war. Daß ihm der Stoff für seine Forschungen jemals ausgehen werde, stand nicht zu besorgen. Wie klein die Insel auch war, sie enthielt auf ihrem vielgestaltigen Boden eine solche Mannigfaltigkeit von Gewächsen, daß er für sein ganzes Leben auf genügende Unterhaltung rechnen durfte, zumal wenn er an dem weitaussehenden Plane festhielt, eine Flora petrinsularis zu schreiben, in welcher „ihre sämmtlichen Pflanzen ohne irgendwelche Ausnahme eine Stelle finden, jedes Gras auf den Wiesen, jedes Moos in den Büschen, jede Flechte, die den Felsen bekleidet, auf das Genaueste beschrieben werden sollte". Schon hatte er im Interesse des „großen Unternehmens" die Insel in kleine Vierecke getheilt, die er eines nach dem anderen in jeder Jahreszeit zu erforschen gedachte. Fuhr er fort, dieser Arbeit täglich einige Stunden zu widmen, so ließ sich erwarten, daß sie zwar allmälig vorrücken, ihr Ziel aber nicht so bald erreichen werde.

Nach Hause zurückgekehrt, erwartete ihn eine andere Thätigkeit, die, von mehr praktischer Art, darum nicht weniger anzog. Es war eben Herbst und es galt, den reichen Vorrath an Gemüsen und Früchten, welchen die Insel lieferte, einzuheimsen. Natürlich sahen es die Hausgenossen nicht ungern, wenn sie dabei von ihren Gästen unterstützt wurden. Und diese waren gern bereit, ihnen hülfreiche Hand zu leisten. Rousseau hatte von je her an solchen ländlichen Arbeiten großes Vergnügen gefunden. Er unterzog sich ihnen jetzt um so lieber, da sie ihn lebhaft an die schönen Tage erinnerten, die er einst unter ähnlichen Beschäftigungen an der Seite seiner geliebten „Mama" in den Charmettes verlebte. Das Andenken an diese glückliche Zeit begleitete ihn, wenn er so geschäftig in Feld und Garten umherging, die Reife des Obstes prüfte, den Arbeitern zusah und geeignete Weisungen ertheilte, oder auch, was nicht selten geschah, selbst Hand anlegte. Es traf sich wohl, daß Fremde, die gekommen waren, dem berühmten Manne ihre Aufwartung zu machen, ihn fanden, wie er hoch oben auf einem Baume saß, im Gürtel einen Sack so mit Aepfeln gefüllt, daß er sich kaum zu bewegen vermochte.

Nach solcher Motion und bei der heitern Stimmung, welche sie mit sich brachte, mundete das Diner vortrefflich. Doch wie erwünscht dasselbe auch war, zog es sich zu lange hinaus, so mochte er das Ende nicht abwarten. Er schlich sich dann weg, während die Uebrigen noch zu Tische saßen, und stieg eilends in einen Kahn, den er, wenn das Wasser ruhig war, in die Mitte des See's hinausruderte. „Der Augenblick", erzählt er selbst, „in welchem ich vom Ufer abstieß, machte mich vor Freude zittern. Es ist mir unmöglich, den Grund dieser inneren Bewegung anzugeben oder klar zu erkennen. Vielleicht entsprang sie aus dem beglückenden Bewußtsein, daß ich mich in dieser Lage außerhalb des Bereiches der bösen Menschen befinde. War ich eine Strecke vom Lande entfernt, so ließ ich mich, der ganzen Länge nach in dem Nachen ausgestreckt und die Augen gen Himmel gerichtet, oft mehrere Stunden lang vom Strome forttreiben, in tausend wirre, aber köstliche Träumereien versenkt, die, wenn sie auch keinen bestimmten Inhalt hatten, doch meiner Ansicht nach Allem, was ich bis dahin in den sogenannten Vergnügungen des Lebens Angenehmes gefunden, weit vorzuziehen waren. Oft erst durch die sinkende Sonne gemahnt, daß die Stunde des Rückzuges gekommen, fand ich mich so fern von der Insel, daß ich aus allen Kräften rudern mußte, um sie vor Einbruch der Nacht zu erreichen." — „Zu anderer Zeit, wenn Luft und Wasser weitere Ausflüge verboten, fuhr ich an den grünenden Ufern hin, deren klare Fluthen

und kühle Schatten mich nicht selten zu einem Bade verlockten. Eine meiner liebsten Excursionen aber war die nach der kleineren Insel, wo ich gar oft den Nachmittag zubrachte. Wie beschränkt ihr Umfang war, sie bot doch Raum genug zu einem mehrstündigen Spaziergange. Wurde ich des Wanderns müde, so legte ich mich auf der Spitze eines kleinen blumigen Rasenhügels nieder, um mich an dem Anblicke des Sees und seiner Umgebung zu weiden, oder die Pflanzen zu untersuchen, die mir gerade zur Hand waren, oder auch um mir, wie ein anderer Robinson, Luftschlösser zu bauen. Ich gewann diesen Erdhaufen sehr lieb. Konnte ich zuweilen Therese und die Frau Rendantin sammt ihren Schwestern mit dahin nehmen, wie stolz machte es mich dann, ihr Pilot und Führer zu sein. Besonders feierlich war der Tag, an welchem wir in Gemeinschaft die Hasen hinüberbrachten, die man auf meinen Rath beschafft hatte, um die Insel zu bevölkern. Auch erhielt dieselbe durch diese Ansiedelung noch größeres Interesse für mich; ich ging seit der Zeit noch öfter und lieber hin, um das fortschreitende Gedeihen der Colonie zu beobachten."

„Erlaubte der unruhige See die Kahnfahrt nicht, so wanderte ich, rechts und links botanisirend, auf der Insel umher und setzte mich bald in ein freundliches, einsames Versteck, um meinen Phantasien behaglich nachzuhängen, bald auf die Terrassen und Hügel, um das prachtvolle Rundgemälde zu betrachten, welches sich vor meinem Blicke ausbreitete. Wenn der Abend nahte, stieg ich von der Höhe herab und ließ mich am Rande des Sees auf dem sandigen Ufer an einer heimlichen Stelle nieder. Das Geräusch der Wellen und die Bewegung des Wassers fesselten meine Sinne, befreiten die Seele von jeder anderen Empfindung und versenkten sie in ein köstliches Traumwachen, in welchem mich die Nacht oft unvermerkt überraschte. Wohl tauchte hin und wieder der Gedanke an die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge auf; das Bild derselben trat mir ja in der schwankenden Wasserfläche entgegen. Doch diese leichten Eindrücke verloren sich bald in der Gleichförmigkeit der steten Bewegung, die mich, ohne daß meine Seele irgendwie thätig dazu mitwirkte, in einem Grade gefangen hielt, daß ich mich nur mit Mühe losreißen konnte. — Nach dem Abendessen machten wir, wenn das Wetter schön war, alle zusammen noch einen Spaziergang auf der Terrasse. Man ruhte sich dann im Pavillon aus; man lachte, man plauderte oder sang irgend ein altes Volkslied, das jede moderne Kunstarie mindestens aufwog, und begab sich endlich zur Ruhe, zufrieden mit dem verlebten Tage und von dem Wunsche erfüllt, daß das Morgen dem Heute gleichen möge."

Das war die Weise, in welcher Rousseau die Zeit hinbrachte, die er auf der Insel verweilen durfte. Er selber fragt wohl, was sie denn so Anziehendes gehabt, daß er auch nach vielen Jahren noch nur mit schmerzlicher Sehnsucht an sie zurückdenken könne. Die Antwort, welche er sich auf diese Frage gibt, ist für sein eigenstes Wesen so charakteristisch, daß sie hier wenigstens theilweise eine Stelle finden mag. „Ich habe", sagt er, „in den Wechselfällen eines langen Lebens bemerkt, daß die Zeiten der süßesten Genüsse und der lebhaftesten Freuden nicht diejenigen sind, deren Andenken mich am meisten fesselt und ergreift. Diese kurzen Augenblicke leidenschaftlichen Entzückens sind, wie lebendig sie auch hervortreten, doch nur sehr vereinzelte Punkte in der langen Linie des Lebens. Sie treten zu selten ein und gehen zu schnell vorüber, als daß sie einen dauernden Zustand bilden könnten. Das Glück aber, nach welchem mein Herz verlangt, setzt sich nicht aus flüchtigen Momenten zusammen; es ist ein einfacher, permanenter Zustand, der an sich nichts Aufregendes hat, dessen Dauer aber seinen Reiz in einem Grade steigert, daß ich schließlich in ihm die höchste Seligkeit finde.... Alles ist auf Erden in beständigem Flusse, nichts bewahrt eine bleibende Gestalt und unsere Zuneigungen, die sich an die äußeren Dinge heften, wechseln und verschwinden nothwendig mit ihnen. Es ist da nichts Beharrliches, dem das Herz sich hingeben könnte; man hat hienieden nur Vergnügungen, die vorüber gehen, das dauernde Glück ist unbekannt.... Gibt es aber einen Zustand, in welchem die Seele eine Basis findet, fest genug, um sicher auf ihr zu ruhen und ihr ganzes Wesen um sich zu concentriren, ohne daß sie nöthig hat, der Vergangenheit zu gedenken und die Zukunft vorweg zu nehmen, wo die Zeit für sie nichts ist, wo die Gegenwart beständig andauert, ohne doch ihren Verlauf irgendwie zu marquiren, wo sie kein anderes Gefühl, des Genusses oder der Entbehrung, der Freude und des Schmerzes, der Furcht oder Hoffnung kennt, als das des eigenen Daseins und diese Empfindung sie ganz zu erfüllen vermag, dann kann, wer sich in diesem Zustande befindet, sich glücklich nennen. Und zwar erfreut er sich nicht jenes unvollkommenen, dürftigen und relativen Glückes, welches man in den Vergnügungen des Lebens findet, sondern eines absoluten, wahren und vollen Glückes, welches in der Seele keine Leere zurückläßt, die sie auszufüllen das Bedürfniß hätte. In solcher Stimmung aber war ich oft, wenn ich mich, in meinem Kahne ruhend oder am Gestade des bewegten Sees sitzend, meinen einsamen Träumereien überließ."

„Freilich werden gar Manche den zauberischen Reiz nicht be-

greifen, den eine Situation dieser Art auf empfängliche Gemüther ausübt. Es ist eben nicht Jedermanns Sache, von allen Beziehungen zur Außenwelt abzusehen, um lediglich in dem Gefühle des eigenen Daseins den höchsten Genuß zu finden. Und doch ist dieses Gefühl, abgelös't von jedem anderen Affecte, ein Gefühl ungetrübter Befriedigung, welches für sich allein ausreichen würde, uns das Leben lieb und werth zu machen, verständen wir es, alle die sinnlichen und irdischen Eindrücke fern zu halten, die uns unaufhörlich von ihm abziehen und seine Reinheit beständig trüben. Die große Mehrzahl der Menschen versteht das nicht. Immerfort von ihren Leidenschaften umhergetrieben, kennen sie diesen Zustand wenig, und da sie sich seiner nur selten und unvollkommen erfreuen, so haben sie auch nur eine dunkle Vorstellung von ihm, welche seinen Reiz nicht zur Geltung kommen läßt." Rousseau ist unbefangen genug, diesen Mangel nicht gerade zu beklagen. „Es würde", meint er, „wie die Dinge einmal liegen, nicht gut sein, wenn die Menschen, nach diesen süßen Entzückungen begierig, sich dem thätigen Leben entfremdeten, welches ihre stets erneuerten Bedürfnisse ihnen zur Pflicht machen." Was ihnen aber nicht wohl gestattet sein kann, er selbst darf es sich schon erlauben; „ein Unglücklicher, den man aus der menschlichen Gesellschaft verbannt hat, der für sich und Andere nichts Gutes und Nützliches mehr wirken kann, mag in diesem Zustande für alles andere irdische Glück einen Ersatz finden, den ihm weder das Schicksal, noch die Menschen zu rauben vermögen."

„Allerdings wird er ihn nur finden, wenn er selbst in der geeigneten Disposition und die äußere Umgebung mit ihr in Uebereinstimmung ist. Das Herz muß still und ruhig sein, keine Leidenschaft darf seinen Frieden stören. Draußen aber herrsche weder eine absolute Ruhe, noch zu starke Aufregung. Es bedarf einer mäßigen und gleichförmigen Bewegung, die keine plötzlichen Steigerungen oder Unterbrechungen erfährt. Ist sie zu ungleich oder zu heftig, so weckt sie uns aus unseren Träumen auf, erinnert an die umgebenden Dinge und damit zugleich an unsere Abhängigkeit von der Außenwelt. Andererseits ist das Leben ohne Bewegung nur eine Lethargie; die absolute Stille disponirt zur Traurigkeit; sie ist ein Bild des Todes und nur da erträglich, wo eine heitere Phantasie zu Gebote steht. Die Bewegung, welche nicht von Außen kommt, entsteht dann in uns selbst. Wohl ist die Ruhe in diesem Falle weniger groß, aber sie ist auch angenehmer, wenn leichte und sanfte Vorstellungen, ohne die Seele in ihrer Tiefe aufzuregen, ihre Oberfläche gleichsam nur kräuseln. Man kann sich dieser Art von Träumen nicht überall hingeben,

wo man in Ruhe leben darf." Rousseau zweifelt nicht, daß er sich ihrer „auch in einem Gefängnisse" hätte erfreuen können. Seine Einbildungskraft war stark und lebhaft genug, um ihm selbst eine widerwärtige Umgebung durch ihre reizenden Gebilde zu verdecken. Natürlich entfaltete sie eine noch größere und genußreichere Thätigkeit, wenn die Erscheinungen der Außenwelt ihren Schöpfungen entsprachen. Und eben dies war auf der Insel der Fall. „Erwachte ich aus meiner langen und süßen Träumerei und sah ich mich dann von frischem Grün, von Blumen und singenden Vögeln umgeben, ließ ich meine Blicke über die krystallene Wasserfläche und ihre romantischen Ufer schweifen, so verwebte ich diese lieblichen Gegenstände in meine Einbildungen. Kehrte ich endlich langsam zu mir selbst und meiner Umgebung zurück, so vermochte ich keinen Punkt zu fixiren, in welchem Phantasie und Wirklichkeit sich schieden."

Kein Wunder, daß er sich später nach diesem Zaubereilande zurücksehnte und, so lange er auf ihm wohnte, es auch nicht für Augenblicke verlassen mochte. „Ein Tag, außerhalb der Insel verbracht", schien ihm „für sein Glück verloren" zu sein; „den Umkreis des Sees verlassen", hieß für ihn, „aus seinem Lebenselemente heraustreten". Es fiel ihm daher nicht ein, sich in den anliegenden Städten und Landschaften umzusehen; er vermied es sogar sorgfältig, auf seinen täglichen Spazierfahrten dem Ufer irgendwo nahe zu kommen. Trieb der Nachen dem Lande zu, er lenkte ihn alsbald in die Mitte des Sees zurück. Warum sollte er sich der Gefahr aussetzen, mit fremden Menschen langweilige Unterhaltungen pflegen zu müssen? Waren doch die Besuche, mit welchen sie ihn vielfach behelligten, und die sich nicht immer abweisen ließen, schon störend genug. Indeß wie sehr er auch bemüht war, der persönlichen Berührung mit ihnen auszuweichen, ihr Thun und Treiben interessirte ihn vorläufig noch zu sehr, als daß er es ganz hätte ignoriren können. Es „wird ihm schwer, sich so plötzlich daran zu gewöhnen, keine Zeitungen mehr zu lesen, und von dem, was in der Welt vorgeht, nichts zu erfahren." Er bittet deshalb die Freunde, „ihm gelegentlich die Journale zugehen zu lassen; wie alt sie sind und wie oft sie kommen, ist gleichgültig; es genügt, wenn er sie in ununterbrochener Folge erhält". Auch fand er trotz seiner botanischen und gemüthlichen Excursionen immer noch Zeit, sich mit den öffentlichen Angelegenheiten denkend zu beschäftigen. Einen Beweis dafür gibt der fragmentarische „Entwurf einer Verfassung für Corsika", welchen er damals auf seinen Spaziergängen niederschrieb und ein Nachkomme seines Freundes Moultou vor Kurzem

veröffentlicht hat[4]). Der Inhalt dieses Aufsatzes ist interessant genug, um etwas länger bei ihm zu verweilen. Doch wird es, bevor wir näher auf ihn eingehen, rathsam sein, der Verhältnisse zu gedenken, welche zu seiner Abfassung Anlaß gaben.

Der schwere Druck, mit welchem die Herrschaft der Genuesen auf dem unterworfenen Corsika lastete, hatte die kühnen und trotzigen Bewohner dieser Insel schon seit längerer Zeit zu mehr oder minder gefährlichen Aufständen gereizt. Solange diese Empörungen vereinzelt, ohne festen Plan und sichere Leitung, erfolgten, war es den Machthabern nicht gerade schwer geworden, sie zu unterdrücken. Als sie aber allmälig größeren Umfang gewannen und die getheilten Kräfte von kundigen Führern zu gemeinsamen Operationen vereinigt wurden, sahen sich die Genuesen bald außer Stande, ihre Autorität durch die eigene Kraft zu behaupten. Sie mußten wiederholt den Beistand fremder — kaiserlicher oder französischer — Hülfstruppen in Anspruch nehmen, um ihre Unterthanen zum Gehorsam zurückzuführen. Natürlich dauerte diese Unterwerfung nicht länger als die Anwesenheit der verbündeten Streitkräfte, welche sie erzwungen hatten. Kaum waren sie abgezogen, so erhob sich das tapfere Inselvolk von Neuem, um den unterbrochenen Kampf gegen seine Zwingherren mit frischem Muthe wieder aufzunehmen. Auch errang sein ausdauernder Heldenmuth allmälig die Erfolge, welche er verdiente. Genua's Macht sank mehr und mehr, seine Hülfsquellen waren nachgerade erschöpft, seine bisherigen Bundesgenossen nicht geneigt oder auch nicht in der Lage, sich ferner an dem gehässigen Unterdrückungswerke zu betheiligen. Die Corsen durften hoffen, daß es ihnen in nicht zu ferner Zeit gelingen werde, das verhaßte Joch für immer abzuschütteln. Eine Aussicht, die sich ihrer Verwirklichung sehr zu nähern schien, als um die Mitte des Jahrhunderts (1755) ein Mann an ihre Spitze trat, der, von glühendem Patriotismus und einer aufrichtigen Liebe zur Freiheit beseelt, zugleich die Eigenschaften eines ausgezeichneten Feldherrn und tüchtigen Regenten besaß. Pascal Paoli verstand es, Eintracht und Ordnung, woran es bisher unter seinen Landsleuten nur zu sehr gefehlt hatte, durch seine Einsicht und Energie in kurzer Zeit herzustellen. Er wußte nicht minder die militairischen Operationen so kräftig und geschickt zu leiten, daß die Genuesen genöthigt wurden, das Innere der Insel zu räumen und sich an

die Küste zurückzuziehen, wo ihnen im Anfange der sechsziger Jahre nur noch vier Plätze übrig blieben.

Es ließ sich voraussehen, daß sie auch diese letzten Stützpunkte ihrer Herrschaft nicht lange behaupten würden. Die Unabhängigkeit der Insel schien erreicht und damit der Zeitpunkt gekommen, wo man daran denken mußte, sie durch eine geeignete Verfassung und angemessene Gesetze zu sichern. Diese Aufgabe, überhaupt nicht leicht, war doppelt schwer bei einem Volke, welches, schon von Natur wenig geneigt, sich in eine feste staatliche Ordnung zu fügen, durch die erbitterten Kämpfe, die es Jahre lang um seine Freiheit geführt hatte, in seinem unbändigen Sinne und trotzigen Eigenwillen noch erheblich bestärkt worden war. Paoli und seine Freunde erkannten diese Schwierigkeit sehr wohl und sahen sich deshalb bei Zeiten nach Jemandem um, der ihnen bei der bevorstehenden Gründung des neuen Gemeinwesens mit seiner politischen Einsicht rathend und leitend zur Seite stehen könnte. Ihr Blick fiel auf Rousseau, dessen Befähigung zu der ihm bestimmten Rolle für sie durch den Contrat social außer Zweifel gestellt wurde. Enthielt doch dieses Werk in seinen demokratischen Prinzipien die Grundlagen, auf welchen sie ihren staatlichen Neubau zu errichten gedachten. Es kam hinzu, daß der Verfasser sich über die Korsen sehr anerkennend geäußert und zugleich ausdrücklich hervorgehoben hatte, daß gerade sie einer vernünftigen Gesetzgebung fähig und würdig seien. Sie mochten sich nicht wenig geschmeichelt fühlen, wenn sie lasen (2, 10): „Es gibt in Europa noch ein Land, in welchem eine gute Gesetzgebung möglich ist, die Insel Korsika. Der Muth und die Ausdauer, womit dieses tapfere Volk seine Freiheit wieder zu erlangen und zu vertheidigen gewußt hat, verdienten wohl, daß ihm irgend ein einsichtsvoller Mann zeigte, wie es sich dieselbe bewahren kann.“ Es lag nahe zu wünschen, daß Rousseau selbst dieser Mentor sein möge. Auch durfte man hoffen, daß es ihm bei seiner so entschieden kundgegebenen Sympathie nicht an der Neigung fehlen werde, einem darauf abzielenden Antrage Gehör zu geben.

Ein korsischer Edelmann, Buttafuoco, welcher, einer der ersten Familien des Landes angehörig, damals als Capitain im Regimente Royal Italien in französischen Diensten stand, wurde beauftragt, mit ihm in Verhandlung zu treten. Zu dem Ende richtete er (31. August 1764) ein sehr schmeichelhaftes Schreiben an ihn, in welchem er ihm die Wünsche seiner Landsleute dringend ans Herz legte und zugleich die Materialien in Aussicht stellte, deren er zu ihrer Erfüllung bedürfen möchte. Das Gesuch fand eine günstige Aufnahme. Rousseau antwortete (22. September):

„Es ist überflüssig, daß Sie meinen Eifer für die vorgeschlagene Unternehmung anzuregen suchen. Der bloße Gedanke schon erhebt meine Seele und reißt mich fort. Ich werde meine noch übrigen Lebenstage auf eine sehr edle und sehr glückliche Weise angewandt glauben, würde sogar die Nutzlosigkeit der vergangenen für ausgeglichen halten, wenn ich diesen traurigen Rest irgendwie zum Wohle Ihrer tapferen Landsleute benutzen, die Absichten Ihres würdigen Führers durch einen guten Rath fördern könnte. Insofern dürfen Sie also meiner sicher sein; mein Leben und mein Herz gehören Ihnen. Indeß Wollen und Können ist nicht dasselbe. Ich will hier nicht alberner Weise den Bescheidenen spielen; ich fühle wohl, was ich habe, aber ich empfinde noch lebhafter, was mir fehlt. Es fehlt mir, was zunächst die Sache angeht, eine Menge von Kenntnissen, die sich auf Land und Volk beziehen, und deren Erwerbung von Ihrer Seite viele Nachweise, Aufklärungen, Denkschriften, von der meinigen viel Studium und Nachdenken erfordern wird. Es fehlt mir ferner, was meine Person angeht, die jugendliche Frische, ein ruhiger Geist, ein von Leiden und Sorgen weniger erschöpftes Herz, eine gewisse geniale Kraft, die, selbst wenn man sie besitzt, den Jahren und Kümmernissen nicht widersteht. Es fehlt mir an Gesundheit, an Zeit und, da ich an einer unheilbaren Krankheit leide, vor Allem die Hoffnung, das Ende einer langen Arbeit zu erleben, zu deren Ausführung nur die Aussicht auf Erfolg den erforderlichen Muth geben kann. Es fehlt mir endlich die praktische Uebung in den Geschäften, welche über die Kunst, die Menschen zu regieren, mehr Aufschluß gibt, als alle noch so tiefgehenden theoretischen Erwägungen."

Jedenfalls wird er, wenn er die Arbeit übernimmt, zu ihrer Vollendung geraumer Zeit bedürfen; die Korsen aber sind vielleicht pressirt und können am Ende nicht warten, bis er sie ganz zu seiner Zufriedenheit erledigt hat. Bedenklich auch ist ihre immer noch prekäre Lage. Rousseau weiß zwar, daß sie unter ihrem gegenwärtigen Führer von Genua nichts mehr zu besorgen haben. Er glaubt auch nicht, daß sie die Truppen zu fürchten brauchen, welche die französische Regierung, wie man sagt, demnächst nach der Insel abschicken wird, und er sieht sich in dieser Ansicht durch die Wahrnehmung bestärkt, daß „ein so guter Patriot, wie Herr Buttafuoco zu sein scheint, trotz dieser Expedition im Dienste der Macht bleibt, von welcher sie ausgeht". Indeß die Unabhängigkeit der Insel ist nicht gesichert, so lange sie von keiner der größeren Mächte anerkannt worden. Es bleibt daher vorläufig ungewiß, ob man von dem in Rede stehenden Werke, selbst wenn es befriedigend ausfiele, wird Gebrauch machen können. Und

das ermuthigt nicht gerade, eine so weit aussehende Arbeit in Angriff zu nehmen. Uebrigens sollen diese Bedenken keineswegs eine Ablehnung maskiren. Rousseau hebt sie nur hervor, damit sie von Buttafuoco, wie von Paoli, näher geprüft werden. Er hält sie beide für zu rechtschaffene Männer, als daß ihre Liebe zur Heimath sie bestimmen könnte, ihn den Rest seiner Lebenstage in nutzlosen Anstrengungen vergeuden zu lassen.

Es wurde Buttafuoco nicht schwer, ihn vorläufig zu beruhigen. Freilich wußte auch er, trotz der Beziehungen, die er mit dem Hofe und Cabinet von Versailles unterhielt, nicht genau, zu welchem Zweck die Sendung der französischen Truppen erfolgte. Doch glaubte er annehmen zu dürfen, daß sie nicht bestimmt seien, am Kriege thätigen Antheil zu nehmen, sondern höchstens dazu dienen sollten, dem Anerbieten des Königs, zwischen den kämpfenden Parteien zu vermitteln, durch ihre Gegenwart größeren Nachdruck zu geben. Diese Voraussetzung war nicht so ganz unrichtig. In der That dachte die französische Regierung nicht daran, den Genuesen durch ihren Beistand zum Siege zu verhelfen. Ebensowenig hatte sie schon damals die bestimmte Absicht, sich selbst in den Besitz der Insel zu setzen, wenn sie auch ohne Zweifel im Geheimen den Gedanken nährte, die etwaige Gunst der Umstände zu einer solchen Erwerbung zu benutzen. Für jetzt, scheint es, kam es ihr nur darauf an, sich an diesem, für die Beherrschung des Mittelmeeres so wichtigen Punkte das nöthige Ansehen zu sichern und zugleich zu verhindern, daß ihr nicht das rivalisirende England, welches sich bei den Korsen großer Sympathien erfreute und in deren Interesse leicht zu einer activen Einmischung veranlaßt sehen mochte, in der Besetzung der Insel zuvorkäme. Der Vertrag, welchen sie (4. August 1764) mit der Republik Genua abschloß, entsprach dieser doppelten Absicht sehr wohl. Indem sie sich verpflichtete, die korsischen Küstenstädte auf vier Jahre zu besetzen und für den inzwischen abzuschließenden Frieden die Garantie zu übernehmen, gewann sie nicht nur eine feste Stellung, von der aus sie einer englischen Intervention mit Erfolg begegnen konnte, sondern auch eine Bürgschaft dafür, daß ihr, mochte nun der Friede zu Stande kommen oder nicht, ein entscheidender Einfluß auf das künftige Schicksal der Insel gewahrt bliebe. Zweideutig und hinterhaltig, wie diese Politik allerdings war, hatten doch die Korsen von ihr und den sechs Bataillonen, welche sie ihnen zuschickte, zunächst nichts zu fürchten. Die Truppen besetzten zwar die Seestädte und hielten in ihnen die Autorität des genuesischen Senates aufrecht, blieben aber, als die Vermittelung abgelehnt und der Kampf fortgesetzt

wurde, durchaus neutral. Man konnte hoffen, daß sie ihre Rolle als müßige Zuschauer auch in der nächsten Zeit fortspielen und es den Korsen, die, abgesehen von den occupirten Plätzen, unbestritten Herren im Lande waren, gestatten würden, ihre Thätigkeit den inneren Angelegenheiten zuzuwenden.

Diese zu regeln, war aber von der größten Wichtigkeit. Gelang es, eine feste staatliche Ordnung zu begründen, so konnte die Anerkennung der Unabhängigkeit von Seiten der auswärtigen Mächte in Bälde erwartet werden. Buttafuoco behauptete nicht zu viel, wenn er Rousseau versicherte, daß „manche von ihnen bereits anfingen, sie zuzulassen". Der Heldenmuth seiner Landsleute hatte ihnen in ganz Europa die lebhafte Sympathie der Völker und selbst die einiger Fürsten gewonnen. Die Mehrzahl der Regierungen mochte ihre Erhebung immerhin als eine gewaltthätige Empörung ansehen und verurtheilen, sie mußten sich am Ende doch mit ihr aussöhnen, wenn erst geordnete und haltbare Zustände aus ihr hervorgingen. Es lag somit im Interesse der Korsen, solche durch die Abfassung geeigneter Gesetze möglichst schnell herbeizuführen. Vielleicht hätten sie, statt auf die Lukubrationen fremder Staatsweisen zu warten, besser gethan, sofort selbst energisch Hand anzulegen. Indeß sie waren einmal, wie die damalige Welt überhaupt, der Ansicht, daß die Gesetzgebung nicht die Sache des Volkes und seiner Vertreter, sondern einzelner privilegirter Geister sei. Auch Rousseau, in welchem sie ihren Solon oder Lykurg gefunden zu haben glaubten, dachte nicht anders. Auch er hielt dafür, daß es, wenn ein Gemeinwesen gegründet oder nach heftigen Erschütterungen hergestellt werden solle, eines besonderen Gesetzgebers bedürfe. Um so weniger hatte er Grund, sich gegen die Uebernahme eines Auftrages zu sträuben, der, für ihn persönlich höchst ehrenvoll, seiner Thätigkeit einen würdigen Gegenstand darbot.

Er ging daher nun ohne weiteren Rückhalt auf die Sache ein. Freilich „ist die Aufgabe, welche ihm gestellt wird, so wichtig und bedeutsam, daß seine Verwegenheit ihn zittern macht. Er hält es deshalb für seine Pflicht, sich wenigstens vor leichtfertiger Uebereilung zu hüten." Sein Geist hat von jeher nur sehr langsam gearbeitet; gegenwärtig wird er durch das zunehmende Alter, wie durch die körperlichen Leiden, noch mehr gehemmt. Man darf nicht erwarten, daß es ihm gelingen werde, das schwierige Werk in kurzer Zeit zu vollenden. Zwar ist Buttafuoco der Meinung, daß es zunächst vielleicht genüge, in einer provisorischen Verfassung die Fundamente zu legen, auf welchen sich dann später eine umfassende Gesetzgebung aufbauen lasse. Indeß hat eine solche vor-

läufige Einrichtung ihre ernsten Bedenken. „Wie sehr man sich auch bemüht; nur die durchaus nothwendigen Aenderungen zu treffen, eine Institution, wie sie hier beabsichtigt wird, ruft im Volke immer einige Aufregung hervor, und man muß Sorge tragen, daß diese wenigstens nur ein Mal eintritt.“ Ueberdies setzt auch der allmälige Ausbau der Verfassung einen bereits feststehenden Plan voraus, und grade dieser Plan erfordert das meiste und reiflichste Nachdenken. Auch ist zu fürchten, daß eine unvollkommene Einrichtung mehr die Hindernisse und Verlegenheiten, welche sie zu begleiten pflegen, als ihre wirklichen Vortheile zum Bewußtsein bringt, und so dem Volke die Lust benimmt, ihre Vollendung herbeizuführen. Doch „sehen wir zu, was sich thun läßt“. Rousseau glaubt, daß wenn er erst das Material, dessen er zu seiner Orientirung bedürfe, in Händen habe, er in etwa anderthalb Jahren seine Gedanken über eine provisorische Verfassung, und nach drei weiteren Jahren den Plan zu einer vollständigen Gesetzgebung werde vorlegen können. Gewiß ist das freilich nicht; er kann keineswegs dafür einstehen, daß es ihm möglich sein wird, die Arbeit in einer so beschränkten Zeit auszuführen. Wohl aber weiß er, daß sie nicht früher vollendet werden kann; es würde daher, falls es nöthig wäre, sie vor dem angegebenen Zeitpunkte zu beendigen, besser sein, sie gar nicht zu beginnen.

Man sieht, Rousseau rühmt sich jener stets fertigen Sicherheit nicht, mit welcher manche moderne Staatskünstler Gesetz- und Verfassungsentwürfe aus dem Aermel schütteln. Der ernsten Gefahren sich bewußt, welche ein vorschnelles Experimentiren auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens nach sich zieht, verlangt er eine ausgedehnte Frist, um demnächst auf Grund sorgfältiger und umfassender Studien seine Vorschläge machen zu können. Die allgemeinen Prinzipien freilich, welche für jede vernünftige Staatsordnung maßgebend sein müssen, stehen ihm längst fest, und er denkt nicht daran, sie in diesem Falle zu verleugnen. Ebensowenig kommt es ihm aber in den Sinn, sie ohne Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse in ihrer vollen Strenge und Reinheit durchführen zu wollen. Er weiß, daß die politische Theorie, wenn sie zur praktischen Anwendung kommen soll, mannigfache Modifikationen zu erleiden hat, deren Feststellung eine gründliche Kenntniß von Land und Leuten voraussetzt. Er ist nicht minder überzeugt, daß diese Einsicht nur an Ort und Stelle durch persönliche Autopsie in genügendem Maße gewonnen werden kann, und er trägt sich deshalb mit dem Plane, später, sobald die Umstände es gestatten, die Insel selbst aufzusuchen. Vorläufig ist eine solche Reise un-

thunlich; er muß sich für jetzt an die Nachweise und Aufschlüsse halten, welche seine Auftraggeber ihm zugehen lassen. Damit sie aber wissen, was er zu erfahren wünscht, hebt er in einer besonderen Denkschrift die Punkte hervor, auf welche es zunächst ankommt. Sie umfassen so ziemlich die Gesammtheit der Lebensverhältnisse, von deren vorgängiger Kenntniß er die Möglichkeit einer angemessenen Legislation abhängig glaubt.

Vor Allem bittet er sich eine gute Karte aus, auf welcher die verschiedenen Distrikte deutlich markirt und mit ihren Namen, wenn möglich auch durch Farben, bezeichnet sind. Sodann wünscht er eine genaue Beschreibung der Insel, die sich über ihre Naturbeschaffenheit, über Produkte, Anbau, lokale Eintheilungen, über Zahl, Größe, Lage der Städte, Flecken und Gemeinden, über die Größe der Volksmenge und ihre Vertheilung, den Zustand der Festungen und Häfen, die Industrie, Künste, Marine, den Handel und seine mögliche Erweiterung zu verbreiten hat. Weiter fragt er nach der Zahl und dem Einflusse der Geistlichkeit, nach ihren Grundsätzen, wie nach dem Verhalten, welches sie dem Vaterlande gegenüber beobachtet. Auch erkundigt er sich, ob es alte Geschlechter, bevorrechtete Corporationen, einen Adel gibt, ob die Städte municipale Rechte haben und auf die Bewahrung derselben sehr eifersüchtig sind. Ebenso interessiren ihn die Sitten des Volkes, seine Neigungen, Beschäftigungen und Amüsements, die Ordnung und Eintheilung des Heeres, die militärische Disziplin, die Kriegführung. Endlich wünscht er eine bis auf die Gegenwart herabreichende Geschichte der Nation, zugleich die Mittheilung der vorhandenen Gesetze und Statuten, sowie nähere Auskunft über Alles, was die Verwaltung und ihre etwaigen Mängel, die Rechtspflege, die öffentlichen Einkünfte, die Veranlagung und Erhebung der Abgaben, die wirklichen Leistungen und die mögliche Steuerkraft des Volkes angeht. Gewiß eine stattliche Reihe von gewichtigen Fragen, deren Beantwortung nicht wenig Zeit und Mühe erforderte. Rousseau meint freilich nicht, daß sie alle gleich ausführlich zu behandeln sind; „die einen verlangen eine detaillirte Erörterung, andere lassen sich summarisch erledigen. Im Allgemeinen kann, was geeignet ist, den Geist des Volkes in ein helleres Licht zu stellen, nicht zu eingehend besprochen werden.“

Buttafuoco beeilte sich, die Schriften und Dokumente, deren er für den Augenblick habhaft werden konnte, einzuschicken, versprach auch, das Fehlende möglichst bald folgen zu lassen. Rousseau aber ging alsbald an die Arbeit. Sie machte ihm offenbar Vergnügen; sie entsprach seiner Neigung, wie seiner Fähigkeit, und mußte voraussichtlich, wurde sie glücklich zu Ende geführt, ihm

selbst zur Ehre und einem edlen, tüchtigen Volke zum Segen gereichen. War er auch keineswegs gewiß, daß ihm das Werk gelingen werde, er glaubte, sich solcher Zweifel doch vorläufig entschlagen zu dürfen. „Ich werde mich," schreibt er an den Lordmarschall[5]), „ohne an die Unmöglichkeit des Erfolges zu denken, mit diesen armen Leuten beschäftigen, als wenn meine Träumereien ihnen von Nutzen sein könnten. Da ich einmal ein Freund von Chimären bin, so will ich mich wenigstens nur angenehmen Einbildungen hingeben." Die näheren Bekannten, welchen er von dem ihm gewordenen Auftrage Mittheilung machte, bestärkten ihn in seinem Vorsatze. Prinz Louis von Würtemberg z. B., der in seiner Antwort den Korsen und ihren Führern die größte Anerkennung zollte, schloß dieselbe mit den Worten: „So geben Sie denn diesem unterdrückten Volke Frieden und Glück, mildern und vereinfachen Sie seine Sitten; mögen die Tugenden Ihres Herzens sich unter ihm verbreiten, während Ihr Geist seine Geschicke leitet." Auch der Marschall hielt dafür, daß „die Korsen mehr als irgend ein anderes Volk geeignet sind, ein freies und glückliches Gemeinwesen zu bilden". Diese Zustimmung von Männern, deren Urtheil und Gesinnung er hochachtete, spornte den Eifer Rousseau's noch mehr an. Indeß fehlte es andrerseits doch auch nicht an Bedenken und Erwägungen, durch welche derselbe mehr oder weniger gehemmt wurde. Namentlich machte sich die Besorgniß, daß die so weitaussehende Arbeit am Ende doch nutzlos sein werde, stets von Neuem geltend.

Zwar mußte der Zweifel, ob Paoli bei der gebietenden Stellung, welche er damals einnahm, „sich damit begnügen werde, einfacher Bürger des Landes zu sein, dessen Retter er gewesen," vor den ehrenvollen Zeugnissen verstummen, die über den Charakter und die Denkweise des Mannes von competenter Seite einliefen. Was hätte ihn auch, wenn er ehrgeizige Zwecke verfolgte, bestimmen sollen, sich an Jemanden zu wenden, dessen ihm wohl bekannte Grundsätze keine Förderung seiner Plane erwarten ließen? Daß er den erklärten Vorkämpfer der Demokratie um seine Mitwirkung ersuchte, gab den besten Beweis dafür, daß er selbst es mit der Freiheit aufrichtig meine und es ihm wirklich um die Begründung liberaler Institutionen zu thun sei. Fraglich aber blieb, ob man ihm und seinen Landsleuten die Ausführung ihrer patriotischen Absichten gestatten werde. Was auch zu ihrer Erklärung angeführt wurde, Rousseau fand die Anwesenheit französischer Truppen auf der Insel doch vor wie nach sehr auffallend. Er konnte vernünftiger Weise nicht glauben, daß sie dorthin gegangen, um die Freiheit der Korsen zu schützen, zu deren Vertheidigung

diese keiner fremden Hülfe bedurften. Vielmehr lag die Vermuthung nahe, daß es darauf abgesehen sei, ihre Bestrebungen in einem gegebenen Augenblicke zu durchkreuzen und die eigenthümliche Situation im Interesse Frankreichs auszubeuten. Jedenfalls schien es gerathen, den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten und, solange die Lage nicht vollkommen klar geworden, nur langsam vorzugehen. Rousseau liebte es nicht, sich vergeblich zu bemühen; er scheute die Anstrengung des Denkens zu sehr, als daß er sich ihr nutzloser Weise hätte unterziehen mögen. Mehr noch fürchtete er, sich durch unzeitigen Eifer lächerlich zu machen. Und allerdings, ging er rückhaltlos auf eine Sache ein, die sich später als eine verlorene erwies, so gab er damit seinen Gegnern zu Spott und Hohn willkommenen Anlaß.

Ließen sie es sich doch schon jetzt angelegen sein, den Werth der Auszeichnung, welche ihm durch den ergangenen Ruf zu Theil geworden, möglichst herabzusetzen. Dieselbe wurde natürlich bald auch in weiteren Kreisen bekannt. Die Freunde Rousseau's hatten keinen Grund, zu verschweigen, was er selbst ihnen ohne Vorbehalt mittheilte. Ebensowenig mochte sich Buttafuoco veranlaßt sehen, eine Sache geheim zu halten, die das Licht der Oeffentlichkeit nicht grade zu scheuen brauchte. War sie aber einmal im Munde der Leute, so konnte es nicht fehlen, daß man in der Erzählung der Details vielfach von der Wahrheit abwich. Rousseau nahm solche Varianten, wenn sie ihm zu Ohren kamen, sehr übel auf; sie galten ihm nicht als zufällige Irrthümer, sondern als absichtliche Entstellungen, die zu seiner persönlichen Kränkung in Umlauf gesetzt würden. So schrieb er einem seiner Pariser Bekannten, der ihm zu „der ehrenvollen Deputation der Korsen" Glück gewünscht: „Ich kann Ihr Compliment nicht annehmen... Meine Feinde haben diese Impertinenz zwar in die Berner Zeitung setzen lassen, um mich lächerlich zu machen. Es wundert mich aber sehr, daß ein so verständiger Mann daran hat glauben können. Die Korsen haben jetzt wahrlich andere Dinge zu thun, als Deputationen an mich abzuschicken." — Mit größerem Rechte durfte er an die Intriguen seiner Gegner denken, als die Nachricht verbreitet wurde, daß die Korsen sich nicht blos an ihn, sondern auch an Diderot und Helvetius gewandt hätten. Die höhnische Weise, in welcher er von diesem grundlosen Gerüchte spricht, zeigt recht deutlich, wie sehr es ihn verdroß. „Diese Herren sind gesund, haben Brod und Muße; sie haben auch in Folge ihres Wohlbefindens einen freien Kopf und einen heiteren Sinn; sie können in aller Behaglichkeit meditiren und arbeiten... Ich bin sehr begierig, eine Gesetzgebung nach ihrer Façon zu sehen. Doch

gestehe ich, daß ich Mühe habe, mir die Grundlage vorzustellen, welche sie ihr in Korsika werden geben können. Denn unglücklicher Weise sind die Frauen in diesem Lande sehr häßlich und, was noch schlimmer ist, sehr züchtig.“ — Mehr noch ärgerte ihn eine andere Sage, die um dieselbe Zeit in Umlauf kam und vielfach Glauben fand. Voltaire, hieß es, habe sich das Vergnügen gemacht, seinem verhaßten Nebenbuhler einen Possen zu spielen; die angebliche Aufforderung der Korsen sei von ihm erlassen worden, und Rousseau bei seiner maßlosen Eitelkeit natürlich sofort in die Falle gegangen.

Wir zweifeln kaum, daß der Patriarch selbst, von neidischer Bosheit getrieben, diese Ente in die Welt geschickt hatte. Die Erfindung war freilich so plump, daß Rousseau sie füglich hätte ignoriren oder verlachen sollen. Auch macht er sich über die „leichtgläubigen Pariser, diese so subtilen Geister, die ihr Voltaire unaufhörlich mit seinen Ammenmärchen an der Nase herumführt,“ recht lustig. Indeß hinterließ die kühne Behauptung einen nachhaltigen Eindruck. Es schien ihm doch nicht unmöglich, daß der unverschämten Lüge eine gewisse Wahrheit zu Grunde liege. War er auch gewiß, daß er nicht von Voltaire dupirt worden, wer bürgte dafür, daß ihn nicht Buttafuoco getäuscht habe? Er hatte diesem Manne von allem Anfange an nicht recht getraut, und sein Mißtrauen gegen ihn sich noch gesteigert, seitdem ihm bekannt geworden, daß derselbe mit Choiseul und dem französischen Hofe in lebhaftem Verkehre stehe. Freilich glaubte er sich nicht berechtigt, ihn ohne Weiteres für einen Betrüger zu halten. Sein bisheriges Verhalten trug doch das Gepräge der Aufrichtigkeit, und sein verdächtiger Umgang ließ immerhin eine befriedigende Erklärung zu. Doch die Umstände geboten, auf der Hut zu sein, und der Argwohn, einmal erwacht, schlummerte nicht so leicht wieder ein. Das erfuhr der mysteriöse Malteser-Ritter, welcher sich, wohl mit Recht, als einen Abgesandten Paoli's vorstellte, von Rousseau aber für einen Spion Voltaire's gehalten und ziemlich rücksichtslos vor die Thüre gesetzt wurde [6]).

Man begreift, daß bei solchen Zweifeln und Bedenken die übernommene Arbeit keine sonderlichen Fortschritte machte. Sie blieb um so mehr liegen, da grade damals das Zerwürfniß mit der Geistlichkeit ausbrach und weder Zeit, noch Lust zu anderweitigen Beschäftigungen übrig ließ. Buttafuoco, seit mehreren Monaten ohne Nachrichten, wurde unruhig. Er kann sich den Grund dieses beharrlichen Schweigens nicht denken; wie sorgfältig er sich auch prüft, er findet nicht, daß er sich irgend welchen Vorwurf zu machen hätte. Er würde es aber sehr bedauern, wenn Rousseau

in Betreff des gemeinsamen Unternehmens anderer Meinung geworden, und untröstlich sein, falls er selbst, ohne es zu wissen und zu wollen, dazu den Anlaß gegeben. Er „hat die bis dahin gewechselten Briefe nur zuverlässigen Freunden mitgetheilt, und ist gewiß, daß die im Publikum umlaufenden Gerüchte nicht von ihnen ausgehen." Schien diese ohne Noth gegebene Versicherung den Verdacht der Indiscretion, welchen Rousseau allerdings hegte, zu bestätigen, so hinderte sie ihn doch nicht, die dringend erbetene Antwort alsbald abgehen zu lassen. Diese lautete zwar recht freundlich, hob aber die Unmöglichkeit hervor, das begonnene Werk zu einem gedeihlichen Ende zu führen. „Es ist nutzlos, daß Sie noch ferner auf die Arbeit rechnen, welche ich unternommen hatte. Es wäre mir zu angenehm gewesen, mich mit einer so ehrenvollen Aufgabe zu beschäftigen. Man hat mir diesen Trost genommen. Mein Geist, von Sorgen und Leiden erschöpft, ist nicht mehr im Stande, zu denken; mein Herz ist noch dasselbe, aber der Kopf ist hin, die Denkkraft erloschen. Ueberdies, was soll ein unglücklicher Flüchtling machen, der in seinem Asyle nicht länger mit Ehren leben kann, und gezwungen ist, ein anderes zu suchen, ohne zu wissen, wo er es finden mag? Doch nein, ich kenne eines, das meiner würdig ist und dessen ich nicht unwürdig zu sein glaube. Es findet sich unter euch, tapfere Korsen, die ihr wißt, frei und gerecht zu sein, und die ihr zu unglücklich waret, um nicht Mitleid zu empfinden. Sehen Sie zu, was sich thun läßt; sprechen Sie mit Paoli darüber; ich wünsche, in irgend einem einsamen Canton ein kleines Haus zu miethen, um hier meine Lebenstage in Frieden zu beschließen."

Doch darf die Gastfreundschaft, welche er in Anspruch nimmt, ihm keine Verbindlichkeiten auflegen. Lebt er erst in Mitte der Korsen, so kann von einer Mitbetheiligung an dem Projekte, welches sie im Auge haben, keine Rede mehr sein. Auch abgesehen von seiner Unfähigkeit, wird er stets an dem Grundsatze festhalten, der Regierung des Landes, in welchem er sich befindet, die größte Hochachtung zu beweisen, und deshalb jede Kritik derselben, jeden Versuch, sie zu reformiren, sorgfältig zu vermeiden. Es kommt hinzu, daß er aus den ihm vorliegenden Denkschriften ersehen hat, wie sehr die Ideen des korsischen Volkes von den seinigen abweichen. Kein Zweifel daher, daß seine etwaigen Vorschläge Mißstimmung und Widerspruch hervorrufen würden. Er aber ist des Zankes und Haders müde, will Niemanden mehr in seiner Umgebung unzufrieden sehen oder machen. Er sehnt sich nach tiefster Ruhe und wünscht nur noch „von Allen, die ihm nahe kommen, geliebt zu werden". Versuche man nicht, ihn in diesen

Entschlüssen wankend zu machen; sie stehen unerschütterlich fest. Sollte aber ein längeres Leben die nöthige Muße gewähren und die Korsen ihn dieser Aufgabe gewachsen glauben, so wird er es vielleicht versuchen, ihre Geschichte zu schreiben. Eine solche Arbeit würde das Herz befriedigen, ohne den Kopf zu sehr anzustrengen, und wäre es ihm höchst erwünscht, wenn er sie der Nachwelt als ein Denkmal seiner Anwesenheit hinterlassen könnte. — Daß die Korsen nicht zögerten, auf seine Anträge bedingungslos einzugehen, läßt sich denken. Paoli selbst sprach wiederholt den lebhaften Wunsch aus, ihn bei sich zu sehen, und Buttafuoco schrieb: „Ich werde mein Vaterland glücklich schätzen, wenn es den Vertheidiger der Humanität, den Freund der Tugend in seinem Schooße bergen wird. Das Asyl, welches es Ihnen, so wie Sie es wünschen, anbietet, wird ihm vor der Nachwelt ebensosehr zur Ehre gereichen, wie die Ausdauer, mit welcher es für die Freiheit gekämpft hat. Es wird Ihren Verfolgern beweisen, daß, wenn unsere Sitten auch noch barbarisch sein mögen, wir es nicht sind. Sie werden wenigstens von uns lernen, die unterdrückte Tugend zu achten."

Rousseau aber hatte sich, als die zustimmenden Antworten eintrafen, schon eines Besseren besonnen. Die Noth des Augenblicks, welche ihn veranlaßt, die Uebersiedelung nach der fernen Insel ernstlich ins Auge zu fassen, war vorüber; er gab sich wieder der Hoffnung hin, daß er da, wo er sich eben befand, auch künftig in Sicherheit werde leben können. Es erschien ihm nun sehr thöricht, eine so weite Reise, die der Natur der Sache nach mit großen Mühen und Kosten verknüpft war, ohne zwingenden Grund zu unternehmen. Lauteten doch die Erkundigungen, welche er inzwischen über Land und Volk eingezogen, keineswegs ermuthigend. Sie stellten es außer Zweifel, daß er nur die Bequemlichkeiten finden werde, welche er selbst mitbringe. Es eröffnete sich somit die wenig tröstliche Aussicht, „Leinen, Betten, Kleider, Geschirre aller Art, kurz eine Menge Gepäck über Berg und Meer schleppen zu müssen." Vielleicht um, am Ziele angelangt, die ersehnte Ruhe doch nicht zu finden. Rousseau fürchtete mit Recht, daß es ihm auch beim besten Willen unmöglich sein werde, dem auf der Insel herrschenden bewegten Leben fern zu bleiben; es mußte ihn nothwendig mehr oder weniger in seinen Strudel hineinziehen. Das freundliche Entgegenkommen des Volkes und seiner Führer gestattete nicht, die Ansprüche zurückzuweisen, welche sie voraussichtlich an seine thätige Theilnahme erheben würden. Ging er aber auf sie ein, so gab er nicht nur die persönliche Freiheit und die ungestörte Muße preis, deren er vor Allem bedurfte; er setzte sich

auch der Gefahr aus, die gute Meinung, welche die Korsen von ihm hatten, gründlich zu zerstören. Sahen sie erst, wie unfähig er war, inmitten der Menschen und Dinge eine erfolgreiche praktische Thätigkeit zu entfalten, so mußte das achtungsvolle Vertrauen, welches sie auf Grund seiner Schriften zu ihm hegten, bald schwinden. Gelang es aber auch, dasselbe zu bewahren und sich in der stürmischen Umgebung ein friedliches Stillleben zu sichern, der Gedanke, allein und ohne Hülfsquellen, fern von allen Bekannten, in schon vorgerücktem Alter, auf den guten Willen dieses rohen und barbarischen Volkes angewiesen zu sein, war doch zu abschreckend, als daß er nicht von der Ausführung des vorschnell gefaßten Planes hätte zurückhalten sollen.

Man kann es Rousseau in der That nicht verargen, wenn er ihn fallen ließ, sobald sich seine Lage in etwa günstiger gestaltete. Die Bereitwilligkeit aber, welche die Korsen an den Tag gelegt, verdiente die aufrichtige Anerkennung, die er ihr zollte. „Empfangen Sie," schrieb er an Buttafuoco, „und Herr Paoli meinen innigsten Dank für das Asyl, welches er mir hat bewilligen wollen. Tapferes und gastliches Volk! Ich werde es nie in meinem Leben vergessen, daß eure Herzen, eure Arme, eure Wohnungen mir in einem Augenblicke offen standen, wo in Europa fast keine Zufluchtsstätte für mich übrig blieb. Habe ich nicht das Glück, meine Asche auf eurer Insel zu bergen, so werde ich mich wenigstens bemühen, ihr ein Denkmal meiner Erkenntlichkeit zu hinterlassen, und mich in den Augen der ganzen Welt ehren, wenn ich euch meine Freunde und Gastfreunde nenne." Fürs Erste freilich nimmt ihn die Sorge für die eigenen Angelegenheiten so in Anspruch, daß er sich um Fremde nicht kümmern kann. Doch verspricht er, und die Korsen dürfen darauf rechnen, daß er sich fortan nur noch mit sich und mit ihnen beschäftigen wird. Auch hielt er Wort; die Regelung ihrer politischen Verhältnisse bildete in der nächsten Zeit den vornehmsten Gegenstand seiner Studien und Erwägungen. Die Ergebnisse aber, zu welchen dieselben hinführten, liegen uns, wenigstens theilweise, in den Fragmenten vor, die wir schon früher erwähnten und nunmehr etwas genauer ansehen wollen.

Rousseau glaubt, daß die günstige Lage der Insel Korsika, in Verbindung mit den glücklichen Naturanlagen ihrer Bewohner, diese wohl zu der Hoffnung berechtige, ein blühendes Volk werden und dereinst in Europa eine Rolle spielen zu können. Indeß hält er

doch dafür, daß sie nicht gut daran thun würden, sich dieses Ziel schon jetzt bei der Gründung ihres neuen Gemeinwesens vorzusetzen. Die äußerste Erschöpfung, in welche die vieljährigen Kriege sie gebracht haben, die gegenwärtige Armuth des Landes, seine Entvölkerung und Verödung gestatten ihnen nicht sobald, sich eine kostspielige Verwaltung zu geben, wie sie zur Erreichung desselben erforderlich wäre. Ueberdies würden sich ihren Absichten mannigfache und kaum zu überwindende Hindernisse entgegenstellen. Genua, noch im Besitze eines Theiles der Küste und der meisten Seeplätze, würde ihre entstehende Marine vernichten, bevor sie stark genug wäre, ihm und den gleichzeitig drohenden Barbaresken die Spitze zu bieten. Auch würden ihnen die bewaffneten Fahrzeuge, ohne welche sie das Meer nicht zu halten vermögen, zehn Mal mehr kosten, als der von ihnen beschützte Handel eintragen könnte. Zu Lande, wie zur See, beständig bedroht, wären sie gezwungen, sich stets nach allen Seiten vorzusehen. Von Jedermann abhängig, in ihrer Schwäche außer Stande, vortheilhafte Verträge abzuschließen, würden sie sich fremdem Willen fügen müssen und inmitten soviel Gefahren nur den unbedeutenden Gewinn davontragen, welchen Andere ihnen überlassen wollen. Gelänge es ihnen aber auch, alle diese Schwierigkeiten zu besiegen, so würde ihr wachsender Wohlstand die Augen der Nachbarn auf sie hinlenken und für ihre noch wenig befestigte Freiheit eine neue Gefahr werden. Ein Gegenstand steten Verlangens für die großen Mächte und der Eifersucht für die kleinen, würde ihre Insel in jedem Augenblicke von einer neuen Knechtschaft bedroht sein, die sie nicht mehr abschütteln könnte.

Freilich Rousseau weiß, daß die Korsen, von dem falschen Glanze der benachbarten Völker geblendet, vielfach vor Begierde brennen, es ihnen gleichzuthun. Doch mögen sie sich hüten, diesem eiteln Hange zu folgen, der sie nur sich selbst entfremden, ihre naturwüchsige, gesunde Eigenart zerstören würde. Statt sich andere Staaten zum Muster zu nehmen und in der Gemeinschaft mit ihnen eine gebrechliche Stütze zu suchen, muß ihr Bestreben darauf gerichtet sein, dem ihrigen die ganze Festigkeit zu geben, die er lediglich aus und durch sich selbst haben kann. „Wer von Anderen abhängt, nicht in sich selbst die nöthigen Hülfsquellen hat, kann nicht frei sein. Allianzen, Verträge, Treue der Menschen, das Alles kann wohl den Schwachen an den Starken fesseln, bindet aber nie den Starken an den Schwachen.“ Man lasse daher die diplomatischen Verhandlungen bei Seite und rechne nur auf sich; „es gilt, das eigene Land und Volk möglichst zu verwerthen, die eigenen Kräfte zu pflegen und zu sammeln, sich nur auf sie zu

stützen und an die fremden Mächte nicht mehr zu denken, als wenn es deren keine gäbe."

Zu dem Ende ist es vor Allem nothwendig, das Wachsthum der Bevölkerung zu fördern. Die Insel Korsika kann sich nicht „an Geld bereichern; sie muß ihren Reichthum in den Menschen suchen." Auch wird sie dabei nicht übel fahren; die Macht, welche aus der Bevölkerung entspringt, ist eine weit reellere und wirksamere, als die, welche aus den Finanzen stammt. Um aber die Zahl der Bewohner eines Landes zu steigern, muß man ihre Subsistenzmittel vermehren, und dazu bedarf es einer sorgsamen Pflege des Ackerbaus. Rousseau versteht darunter nicht „die Kunst, den Landbau zu einem Gegenstande des Raffinements zu machen, Akademien zu gründen, die von ihm reden, und Werke zu schaffen, die über ihn handeln." Er denkt an Einrichtungen, die „ein Volk dahin bringen, sich über die ganze Oberfläche seines Gebietes auszubreiten, es überall anzubauen, das Landleben und die Arbeiten, die es begleiten, lieb zu gewinnen, in ihm die Bedürfnisse und die Annehmlichkeiten des Lebens so zu finden, daß es niemals wünscht, aus ihm herauszutreten." Gelingt es, in Korsika solche Institutionen ins Leben zu rufen, so steht das Gedeihen des Landes außer Zweifel. Die Menge seiner Bewohner wird rasch zunehmen, denn die Vorliebe für den Ackerbau ist ihrer Vermehrung nicht blos insofern günstig, als sie ein reicheres Maß von Lebensmitteln liefert; sie gibt auch der gesammten Nation ein Temperament und eine sittliche Haltung, welche die Zahl der Geburten steigert. Ist ja doch bekannt, daß in aller Welt die Bevölkerung des flachen Landes sich stärker fortpflanzt, als die der Städte.

Man weiß ebenso, daß die Landleute viel fester an ihrem Boden hängen wie die Städter an ihrem Wohnorte. „Die Einfachheit und Gleichförmigkeit des Landlebens hat für die, welche kein anderes kennen, einen Reiz, der jedes Verlangen nach einem Wechsel ausschließt." Daraus entspringt denn „die Zufriedenheit mit seinem Stande, die den Menschen ruhig und friedfertig macht, nicht minder die Liebe zum Vaterlande und die Anhänglichkeit an die Verfassung desselben." Es kommt hinzu, daß die Beschäftigung mit dem Landbau starke und ausdauernde Menschen schafft, die geeignet sind, tüchtige Soldaten abzugeben. „Der Ackerbau ist die wahre Schule des Kriegers." Er ist auch das einzige Mittel, die Unabhängigkeit eines Landes aufrecht zu erhalten. „Hättet ihr auch alle Reichthümer der Welt, steht euch nicht die erforderliche Nahrung zu Gebote, so seid ihr von Anderen abhängig. Eure Nachbarn können eurem Gelde einen beliebigen Werth geben, weil sie in der Lage sind, zu warten, und ihr nicht. Das

nothwendige Brod hat für uns einen Preis, an dem sich nicht weiter mäkeln läßt, und bei jeder Art von Handel schreibt immer der die Bedingungen vor, welcher am wenigsten Eile hat."

Somit möchte es sich für die Korsen dringend empfehlen, ihren Staat auf den Ackerbau, der überdies der Natur ihres Landes und seiner Bewohner entspricht, und nicht auf Handel und Verkehr, auf die „allerwärts herrschende Geld- und Finanzwirthschaft" zu gründen. Jedenfalls dürfen sie nicht meinen, daß sie ihm beide Grundlagen zugleich geben können. Allerdings „baut man in jedem Lande den Acker, wie man auch in jedem Lande mehr oder weniger Handel treibt. Doch heißt das nicht, daß überall Handel und Ackerbau in Blüthe stehen". Wo die eine dieser Thätigkeiten dominirt, tritt die andere nothwendig zurück; man muß daher, wenn man eine von ihnen zur Basis des Staats- und Volkslebens machen will, unter ihnen wählen. Entscheiden sich nun die Korsen für diejenige, welche ihre Freiheit und wahre Wohlfart am besten sichert, für den Landbau, so fragt sich, welche Verfassung sie im Interesse desselben ihrem Gemeinwesen zu geben haben. Denn „jede Regierungsform hat eine eigenthümliche Kraft, die das Volk, bei welchem sie in Geltung ist, zu dieser oder jener Beschäftigung hindrängt." Die dem Ackerbau günstigste Form der Regierung aber ist die, deren Macht, weil sie nicht an irgend einem Punkte concentrirt ist, keine ungleiche Vertheilung der Bevölkerung mit sich bringt, sondern ihre gleichmäßige Ausbreitung über das ganze Territorium zuläßt. Dieser Anforderung entspricht nun die Demokratie. Sie ist deshalb für Korsika vorzugsweise geeignet und zwar um so mehr, da sie, was bei der gegenwärtigen Armuth der Insel sehr in Betracht kommt, die wenigsten Kosten verursacht.

Freilich wird das demokratische System wegen der Größe des Landes in der Anwendung einige Modifikationen erleiden müssen. „Die reine Demokratie paßt nur für eine kleine Stadt, nicht für eine Nation." Es ist nicht wohl thunlich, die gesammte Bevölkerung eines Landes an einem Orte zu versammeln; wird aber die höchste Staatsgewalt Abgeordneten übertragen, so erhält die Verfassung einen aristokratischen Charakter. Korsika bedarf daher „einer gemischten Verfassung, nach welcher das Volk nur in Abtheilungen zusammentritt und die Träger der Gewalt oft wechseln." Wie dieselbe im Einzelnen festzustellen, führt Rousseau nicht näher aus; er glaubt in dieser Rücksicht auf die ihm vorliegende „treffliche Denkschrift eines Korsen" verweisen zu dürfen. Dagegen hebt er nachdrücklich die beiden großen Vortheile hervor, welche die in Rede stehende Institution darbietet,

sofern sie „einerseits gestattet, die Regierung Wenigen anzuvertrauen, was die Wahl einsichtiger und aufgeklärter Personen erleichtert, andererseits alle Staatsbürger an der höchsten Gewalt theilnehmen läßt, so daß das ganze Volk auf ein vollkommen gleiches Niveau gestellt und es ihm möglich wird, die ganze Oberfläche gleichmäßig zu besetzen". Man sieht, wie sehr dieser Punkt Rousseau am Herzen liegt; wiederholt kommt er auf ihn zurück, denn er ist seiner Ansicht nach von der äußersten Wichtigkeit. „Machen wir", ruft er den Korsen zu, „unsere Verfassung so, daß sie die gesammte Bevölkerung im Gleichgewichte erhält, und sie wird so vollkommen sein, wie sie eben sein kann". Zugleich bemüht er sich nachzuweisen, daß die Lösung dieser Aufgabe für sie mit keinen erheblichen Schwierigkeiten verknüpft ist. Ihre ehemaligen Zwingherren, die Genuesen, haben sie, ohne es zu wissen und zu wollen, schon vorbereitet; „sie glaubten, die Tyrannei zu befestigen und sie legten den Grund zur Freiheit".

Sie nahmen den Korsen fast allen Handel, und es ist wahrlich jetzt nicht an der Zeit, solchen zu betreiben. Wäre der Verkehr nach Außen hin möglich, man müßte ihn untersagen, bis die Verfassung einen festen Bestand gewonnen hat und das eigene Land Alles liefert, was sich ihm abgewinnen läßt. — Sie hemmten möglichst die Ausfuhr der Lebensmittel, und es liegt nicht im Interesse der Korsen, daß diese exportirt, sondern daß auf der Insel Menschen genug geboren werden, um sie zu verzehren. — Sie haben ferner zum Behufe der leichteren Erhebung der Abgaben das Land in größere und kleinere Bezirke getheilt, die man nun für die Durchführung demokratischer Institutionen benutzen und zu diesem Zweck kaum entbehren kann. — Sie haben sich dann auch bestrebt, den Adel zu vernichten, ihn seiner Titel und Würden zu berauben, die großen Lehen zu beseitigen. Und das ist kein Unglück, welches die Korsen, wie sie es gethan, beklagen, sondern ein Vortheil, dessen sie sich freuen sollten. Sie dürfen nicht hoffen, ihre Freiheit zu behaupten, wenn sie einen privilegirten Erbadel bei sich dulden. Ein Stand dieser Art verträgt sich nicht mit der Demokratie, „deren Grundgesetz die Gleichheit ist, und die nach der Tugend keinen anderen Adel kennt, als den des freien Mannes". Man muß daher, was von feudalen Titeln, Rechten und Pflichten noch übrig ist, wenn auch gegen eine billige Entschädigung, unbedingt aufheben. Es darf fortan keine anderen Auszeichnungen geben, als die, welche vom Staate für geleistete Dienste bewilligt werden und natürlich ebensowenig erblich sind, wie die Eigenschaften, auf welche sie sich gründen.

Was vom Adel, gilt auch von den Städten; auch sie

müssen ihrer exclusiven Vorrechte entkleidet werden. Bekanntlich ist Rousseau den Städten überhaupt nicht hold; um so weniger mag er von den korsischen wissen, die, bei der geringen Bedeutung von Handel und Gewerbe ohne sonderlichen Nutzen, den Erfolg seines Systems nur beeinträchtigen können. Ihre Bewohner sind entweder Ackerbürger oder Müssigänger; der Ackerbau aber wird besser von Landleuten, als von Städtern betrieben, und der Müssiggang ist die vornehmste Quelle aller Laster und Gebrechen, an welchen Korsika bis dahin gelitten hat. „Der dumme Hochmuth der Bourgeois erniedrigt und entmuthigt den Landmann. Einem weichlichen Leben und den Leidenschaften, die es erregt, hingegeben, stürzen sie sich in Ausschweifungen und verkaufen sich, um ihre Gelüste zu befriedigen. Das Interesse macht sie servil, das Nichtsthun unruhig; sie sind stets Sklaven oder Aufrührer, niemals freie Menschen.“ Mögen sich die Korsen der schmählichen Rolle erinnern, die manche Städte im Laufe ihres Unabhängigkeitskampfes gespielt haben. „Mit feilen Seelen bevölkert, gaben sie Freiheit und Vaterland preis, um sich gewisse kleine Vorrechte zu sichern.“ Auch vergesse man nicht, daß ein ackerbauendes Volk den Aufenthalt in den Städten nicht mit begehrlichen Blicken betrachten, das Loos der Müssiggänger, welche sie bewohnen, nicht beneiden darf. Man hüte sich daher, sie irgendwie zu begünstigen, entziehe ihnen vielmehr alle Vorrechte, welche sie über das flache Land erheben. Der Landmann darf seiner Herkunft wegen Niemandem nachstehen, darf nichts über sich sehen, als die Gesetze und die Behörden. Er muß dem Städter ebenso gleich stehen, wie der einfache Bürger dem Adeligen. „Die ganze Insel muß dieselben Rechte haben, die gleichen Lasten tragen und ohne allen Unterschied das werden, was man in der Landessprache Terra di commune oder Gemeinwesen zu nennen pflegt.“

Sind aber die Städte vom Uebel, die Hauptstädte sind es in noch höherem Grade. Zwar meint man, daß sie den Ackerbau fördern, weil sie viele Lebensmittel verbrauchen. Doch leider verbrauchen sie noch mehr Landleute, theils weil sie dieselben verleiten, sich anderen Beschäftigungen zuzuwenden, dann auch in Folge der stetigen Abnahme ihrer Bevölkerung, die das flache Land fortwährend ergänzen muß. Indeß „die Regierung bedarf eines Centrums, eines bestimmten Einheitspunktes, auf welchen sich Alles bezieht.“ Es würde zu viele Unbequemlichkeiten haben, wollte man sie in den einzelnen Provinzen umherwandern lassen. Ist aber eine Kapitale nicht zu umgehen, so lege man sie so, daß sie die verschiedenen Distrikte in Verbindung setzt, ohne deren Bewohner an sich zu ziehen, daß sich Alles in ihr berührt und

doch Jedes an seiner Stelle bleibt. Glücklicherweise hat in dieser Beziehung die Nothwendigkeit die Wahl der Korsen so gut geleitet, daß die vernünftige Ueberlegung keine bessere hätte treffen können. Die Stadt Korte, die einzige, welche die Genuesen ihnen übrig gelassen, ist ganz geeignet, wie bisher, so auch künftig als Regierungssitz zu dienen. Sie liegt in der Mitte des Landes, weit vom Meere, was ihre Bewohner vor dem verderblichen Einflusse der Fremden schützt, im höchsten Theile der Insel, in sehr gesunder Luft, aber auf einem wenig fruchtbaren Boden und fast an der Quelle der Flüsse, wodurch die Zufuhr der Lebensmittel erschwert und eine erhebliche Vergrößerung gehindert wird. Fügt man dem noch die Vorsichtsmaßregel hinzu, keines der höheren Staatsämter erblich oder auch nur lebenslänglich zu machen, so läßt sich erwarten, daß deren Inhaber, weil sie sie nur vorübergehend bewohnen, ihr fürs Erste jenen traurigen Glanz nicht geben werden, welcher der Ruhm und der Ruin des Staates ist.

Von dem Sitze der Regierung wendet sich Rousseau zu ihrer Aufgabe; er untersucht, was sie zu thun und welche Grundsätze sie zu befolgen habe. Hier kommt nun besonders der Nationalcharakter in Betracht. Jedes Volk hat oder muß einen solchen haben; fehlte er, so müßte man damit anfangen, ihn zu begründen. Bei den Korsen kann man dieser Mühe entrathen; sie haben von Natur eine sehr ausgeprägte nationale Physiognomie, die zwar durch Sclaverei und Tyrannei so entstellt worden, daß man sie nur mit Mühe erkennt, sich aber bei der isolirten Lage der Insel leicht herstellen und erhalten läßt. Dieselbe hat, wie sie schon vom Geschichtschreiber Diodor beschrieben wird, große Aehnlichkeit mit der der alten Schweizer. Auffallend ist das nicht gerade; „wird ein Land nicht von Colonisten bevölkert, so entspringt der primitive Charakter der Bewohner aus der Natur des Bodens.“ Und diese ist in Korsika so ziemlich dieselbe, wie in der Schweiz. — Die Verwandtschaft der beiden Völker aber gibt Rousseau Anlaß, zu Nutz und Frommen der Korsen eine eingehende und höchst interessante Schilderung seiner Landsleute zu entwerfen. Er zeigt, wie diese w a r e n, solange sie arm, aber frei und zufrieden, sich selber treu und der übrigen Welt fern blieben, und was sie g e w o r d e n, seitdem in Folge des regeren Verkehrs mit dem Auslande die Nachahmung des Fremden und das Streben nach Gewinn sie zwar reich, aber auch schwach und abhängig gemacht hat. Die Korsen werden gut thun, den verhängnißvollen Gang dieser Entwickelung aufmerksam zu verfolgen; sie kann ihnen in mancher Beziehung zur Lehre und zur Warnung dienen.

Wohl haben sie sich viele ihrer ursprünglichen Tugenden bewahrt, aber auch in der Knechtschaft, in welcher sie so lange gelebt, nicht wenige Laster angenommen, die beseitigt werden müssen. Von diesen werden einige, wie der unbezähmbar wilde, zu feindlichem Hader und trotzigem Widerstande geneigte Sinn, mit der Ursache, die sie hervorrief, von selbst verschwinden. Andere dagegen lassen sich nur ausrotten, wenn die Leidenschaft, welche sie erzeugt, durch eine gegenwirkende Kraft erstickt wird. Zu ihnen gehört jene Neigung zum Diebstahl und zum Morde, welche das korsische Volk in so üblen Ruf gebracht hat. Die Quelle dieser beiden Laster liegt in seinem Müßiggange und zugleich in der Straflosigkeit, die das genuesische Gouvernement ihnen angedeihen ließ. In Bezug auf den Diebstahl bedarf diese Ableitung keines weiteren Beweises. Sie trifft aber auch für die Mordlust zu, denn die Rachepläne, eine Folge der Familienfeindschaften, entstehen, wie diese selbst, in müßigen Unterhaltungen, gewinnen Festigkeit durch das dumpfe Brüten über sie und werden unbedenklich ausgeführt, weil man die Gewißheit hat, es ungestraft thun zu können. Aus der Ursache des Uebels ergibt sich das Heilmittel: es kommt darauf an, die Korsen zu einem thätigen, arbeitsamen Leben zurückzuführen. Gelingt das, so werden sie die Gewohnheit, als Banditen umherzuschweifen, aufgeben, und durch ihre einfachen, gleichförmigen Beschäftigungen an Haus und Familie gefesselt, keinen Anlaß mehr finden, mit einander zu hadern.

Man sieht leicht, wie das vorgeschlagene System die Erreichung des in Rede stehenden Zweckes zu fördern geeignet ist. Doch das genügt nicht; die Hauptsache ist, daß es von der gesammten Nation angenommen und goutirt wird, daß sie die Beschäftigung mit dem Landbau, die es ihr zuweis't, lieb gewinnt, in ihr das Glück des Lebens, das einzige Ziel ihrer Wünsche und Bestrebungen sucht. Um sie dahin zu bringen, gibt es zwei sichere und wirksame Mittel: man fessele die Menschen dadurch an die Scholle, daß man an sie ihre Rechte und Auszeichnungen knüpft, und verstärke dieses Band durch das der Familie, indem man von ihr die Theilnahme am Staatsleben abhängig macht. Wir übergehen die speciellen Vorschriften, welche Rousseau zu dem Ende erlassen möchte. Er hält sie für genügend, um dem Grund und Boden das gebührende Ansehen zu verschaffen. Sie reichen aber nicht aus, ihn in Cultur zu setzen, wenn man nicht gleichzeitig die Nothwendigkeit des Geldes beseitigt. Es darf für ausgemacht gelten, daß überall, wo das Geld ein unumgängliches Bedürfniß ist, das Volk sich vom Landbau ab- und lucrativeren Be-

schäftigungen zuwendet. „Der Beruf des Landmanns ist dann für die großen Grundbesitzer gewissermaßen ein Handelsobjekt, eine Art von Industrie, für die Masse der Bauern aber ein Abgrund des Elends." Diejenigen, welche sich durch Handel und Industrie bereichert haben, legen ihren Gewinn in Grundstücken an, die Andere für sie bebauen. So zerfällt die ganze Nation allmälig in reiche Müßiggänger, welche die Ländereien besitzen, und in unglückliche Bauern, die aus ihrer Bearbeitung nicht einmal den erforderlichen Unterhalt ziehen. Ueberdies, je mehr die einzelnen Bürger des Geldes bedürfen, um so nothwendiger wird es auch für die Regierung, woraus folgt, daß mit der wachsenden Blüthe des Handels die öffentlichen Abgaben sich steigern. Um diese zu zahlen, genügt es für den Landmann nicht, seinen Acker zu bauen, er muß den Ertrag auch verkaufen, seine Produkte in die Städte bringen, muß Händler, Kaufmann, kleiner Spitzbube werden. Seine Kinder, in dem zerstreuenden Verkehre aufgewachsen, werden das Stadtleben lieb gewinnen und an dem Stande des Vaters keinen Geschmack finden. So entvölkert sich das Land, während die Stadt sich mit Vagabunden füllt. Nicht lange und das Brod fehlt, das Elend der Gesammtheit wächst mit dem Wohlstande der Einzelnen, und beide erzeugen im Verein alle die Laster, welche endlich den Ruin des Volkes herbeiführen.

Es ist nicht anders: Jedes wirthschaftliche System, welches auf Handel und Industrie beruht, vernichtet auf die Dauer den Ackerbau. Rousseau ist davon so überzeugt, daß er selbst den Handel mit den Erzeugnissen des Bodens nicht ausnimmt. Derselbe würde seiner Ansicht nach nur zulässig sein, wenn der Gewinn zwischen dem Kaufmanne und dem Producenten gleichmäßig getheilt werden könnte. Doch das ist unmöglich, weil der eine das Geschäft freiwillig, der andere gezwungen macht, und dieser daher, was die Bedingungen angeht, sich jenem fügen muß: ein Verhältniß, welches, da es das Gleichgewicht aufhebt, dem Staate keinen festen Bestand geben kann. — Freilich, bedürfte Korsika des Auslandes und seiner Produkte, so würde die Insel des Handels, also auch des Geldes, nicht entbehren können. Doch dem ist nicht so; Rousseau weis't nach, daß sie selbst in ihrem gegenwärtigen Zustande der Erschöpfung und Verödung im Wesentlichen Alles hat, was zum Unterhalte ihrer Bewohner erforderlich ist, und die Korsen, falls sie auswärtigen Handel treiben wollten, überflüssige Dinge kaufen müßten. Er zeigt dann ferner, daß und wie sie den Handel im Innern, welcher allerdings bei der Verschiedenheit der Erzeugnisse der einzelnen Provinzen, zum Behufe einer gleichförmigen Ausbreitung der Bevölkerung, fürs Erste nicht ganz

zu entbehren ist, zum größten Theile in einem unmittelbaren Austausch der Produkte bestehen und dieser Austausch selbst allmälig auf ein Minimum reduzirt werden kann.

Die Ausführung der Maßregeln, welche er für diesen Zweck in Vorschlag bringt, wird anfangs wenigstens manche Schwierigkeiten haben, doch darf man sich dadurch nicht abschrecken lassen. Die Einrichtung, welcher sie dienen, führt auf dem gradesten Wege zur Verwirklichung jenes Grundprinzips der allgemeinen Wohlfahrt, welches fordert, daß Jedermann lebe und Niemand reich werde. Sind die überschüssigen Bodenerzeugnisse kein Handelsartikel, lassen sie sich nicht in Geld umsetzen, so wird man sie nur nach Maßgabe des Bedürfnisses anbauen, und da Jeder sich die, welche ihm etwa fehlen, ohne Mühe verschaffen kann, Niemand ein Interesse daran haben, sie aufzuspeichern. Andererseits wird, weil der Austausch, wie sehr man ihn auch erleichtern mag, doch immer seine Unbequemlichkeiten hat, jeder größere oder kleinere Bezirk, ja jeder einzelne Hauswirth bemüht sein, Alles, was er gebraucht, selbst zu erzeugen. Und daran liegt im Interesse der Gleichheit und Unabhängigkeit Aller sehr viel. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß es seine großen Vortheile haben würde, jeder Provinz die Produkte zuzuweisen, zu deren Erzeugung sie sich besonders eignet. Indeß ist es doch besser, daß der Boden etwas weniger hervorbringt und die Beziehungen der Menschen zweckmäßiger geordnet sind. Auch können die Mängel des Terrains theils durch die Arbeit, theils durch eine passende Auswahl der Felder, wie sie der einzelne Landmann und ebenso jede Gemeinde treffen muß, in nicht geringem Maße ausgeglichen werden.

Die Besorgniß aber, daß die Landleute, wenn sie ihre Produkte nicht verwerthen können, den Anbau vernachlässigen, nur soviel erzeugen würden, als zu ihrem eigenen Unterhalte unbedingt nöthig ist, hält Rousseau für grundlos. Sie mag da am Orte sein, wo das Geld der unmittelbare Zweck der Arbeit ist und folgeweise jede Thätigkeit, die keinen sonderlichen pekuniären Gewinn abwirft, ihren Reiz verliert, wo der Bauer verachtet, elend, unter dem steten Drucke schwerer Lasten muthlos wird, weil er es zu nichts bringen kann. Steht dagegen, wie das hier angestrebt wird, sein Beruf in Ehren, kennt er keinen anderen, der höher und edler wäre, liefert er ihm alle Bedürfnisse des Lebens, kann er nur durch ihn zu Ansehen und Einfluß gelangen, so wird er seinen Ruhm darin suchen, ihn mit allem Eifer und möglichst vollkommen zu erfüllen. Er wird, außer Stande und ohne Versuchung, ihn aufzugeben, bemüht sein, sich in ihm vor Anderen auszuzeichnen, wird durch reiche Erndten, durch eine große wohl-

genährte und gutgekleidete Familie zu imponiren, durch Fleiß und Wohlstand die Achtung und das Vertrauen seiner Mitbürger zu gewinnen suchen. Man glaube nicht, daß diese Erwartungen zu hoch gespannt sind; die Natur des menschlichen Herzens verbürgt ihre Erfüllung.

Uebrigens ist Rousseau, wenn auch bestrebt, dem Ackerbau eine dominirende Stellung zu sichern, weit entfernt, all und jede industrielle Thätigkeit verbannen zu wollen. Im Gegentheil mahnt er dringend, alle Gewerbe eifrig zu pflegen, die für den Landbau von Nutzen und dem menschlichen Leben vortheilhaft sind. Die müßigen Künste freilich, welche lediglich dem Vergnügen dienen und zur Verweichlichung führen, sind sorgfältig fern zu halten; man bedarf weder der Bildhauer, noch der Goldarbeiter, wohl aber der Schmiede, Zimmerleute, Weber. Die Insel hat große wohlbestellte Wälder; man beute sie aus. Doch überlasse man Art und Umfang des Holzschlages nicht dem bloßen Belieben der Eigenthümer, die, wie in Frankreich und der Schweiz, bald eine heillose Verwüstung anrichten würden, und sorge dafür, daß der Verbrauch stets durch den Nachwuchs gedeckt werde. Es gibt ferner schon eine Kupfermine und würde sich ohne Zweifel auch Eisenerz finden, wenn man von sachkundigen Männern darnach suchen ließe. Die Gewinnung und Verarbeitung desselben bietet Gelegenheit zu mannigfachen Etablissements, die man möglichst in den Theilen des Landes anlegen muß, welche, weil weniger fruchtbar, ohne Industrie wüst und öde bleiben würden. Es hat dies noch den weiteren Vortheil, daß der Preis der aus der Ferne herbeizuschaffenden Lebensmittel höher, dadurch der Verdienst der Arbeiter, welcher in der Industrie stets größer ist, wie beim Ackerbau, vermindert und so das Gleichgewicht zwischen ihnen und den Landleuten wenigstens insoweit erhalten wird, als es eben möglich ist. Denn eine volle Parität wird sich kaum herstellen lassen. Die Industrie ist dem Ackerbau gegenüber stets im Vortheil, theils weil das vorhandene Geld sich ihr in größerem Maße zuwendet, sodann, weil sie dem Streben nach Macht und dem Hange zur Ungleichheit die Mittel bietet, sich schnell und leicht das erforderliche Vermögen zu erwerben, endlich auch wegen der größeren Kraft, die einer dicht zusammenwohnenden Bevölkerung einwohnt und stets im Interesse des Ehrgeizes oder der Herrschsucht benutzt wird. Es ist daher von Wichtigkeit, daß der allzubegünstigte Theil der Nation in Bezug auf seinen Unterhalt von dem übrigen Volke abhängig bleibt. Geist und Zweck unserer Institution fordern, daß unter allen Umständen der Landmann dem industriellen Arbeiter, nicht dieser jenem gebiete.

Natürlich lassen sich Industrie und Gewerbe nicht ohne Geld betreiben und ist schon deshalb eine völlige Abschaffung desselben unmöglich. Auch genügt es, seine Anwendung so zu regeln, daß sich auf diesem Wege keine größeren Vermögen bilden können und, falls das doch geschieht, sie für den Besitzer möglichst werthlos sind. Aus den bisherigen Erörterungen ergibt sich, daß der Gebrauch des Geldes, soweit es sich um den geschäftlichen Verkehr der Privatpersonen handelt, auf ein sehr geringes Maß beschränkt werden kann. Fraglich aber bleibt, ob und wie diese Beschränkung auch in der Staatsverwaltung durchzuführen ist. Rousseau will den Umstand nicht betonen, daß diese bei der Lage Korsikas und der Form seiner Verfassung nur wenig kosten wird, weil es als Insel und Republik keines stehenden Heeres bedarf, und die Häupter des Staates, da sie sämmtlich in den Stand der Gleichheit zurückkehren, der Gesammtheit nichts nehmen können, was ihr nicht sehr bald wieder zufällt. Er ist nicht der Ansicht, daß es darauf ankomme, möglichst wenig auszugeben; er wünscht im Gegentheil, daß man viel für den Dienst des Staates aufwende, und würde es deshalb gerne sehen, wenn derselbe, weit entfernt, arm zu sein, *Alles* besäße und der einzelne Bürger nur nach Maßgabe seiner Leistungen an den gemeinsamen Gütern participirte. Er will daher auch, daß man das Privateigenthum nicht zwar ganz abschaffe, denn das würde unmöglich sein, wohl aber in die engsten Grenzen einschließe und ihm einen Zügel anlege, der es in Schranken hält und stets dem Gemeinbesitz unterordnet. Das Eigenthum der Bürger muß so gering und schwach, das des Staates dagegen so groß und so stark sein, wie es eben sein kann.

Ist es aber rathsam, daß der Staat eigenes Vermögen besitzt, so darf dasselbe doch nicht in Geld, muß vielmehr in Grundstücken bestehen. Freilich ist es gegenwärtig, da die Ländereien der Insel schon unter ihre Bewohner vertheilt sind, nicht grade leicht, eine solche Domaine zu schaffen. Indeß gibt es doch noch eine große Menge vortrefflicher Aecker, welche brach liegen und zu dem hier in Rede stehenden Zwecke benutzt werden können. Rousseau zweifelt nicht, daß sich aus ihnen in den größeren, wie in den kleineren Bezirken, ein Gemeinbesitz bilden läßt, der um so eher ausreichen dürfte, da er durch die über die Erbfolge zu erlassenden Vorschriften in wenig Jahren erheblich wachsen würde. Leider ist er nicht dazu gekommen, diese Bestimmungen genauer anzugeben; sie würden gezeigt haben, *wie* er die Beschränkung des Erbrechtes, welche er offenbar im Auge hat, vorzunehmen gedachte. Wir finden nur die vereinzelte Notiz: „Die wahre Bedeutung des Ge-

meinbesitzes liegt darin, daß das Privateigenthum in der graden Descendenz (dans la lignée) eine sehr große, bei den Seitenverwandten eine sehr geringe oder gar keine Geltung habe," woraus man schließen darf, daß es die Ansprüche dieser letzteren sind, die dem Staate geopfert werden sollen. — Von einem anderen, noch weit bequemeren Mittel, der Regierung die erforderlichen Einkünfte zu sichern, haben die protestantischen Kantone der Schweiz Gebrauch gemacht, als sie sich zur Zeit der Reformation der geistlichen Zehnten bemächtigten. Rousseau will nun zwar den Korsen nicht rathen, das Einkommen der Kirche anzutasten, Gott bewahre! Er glaubt aber, daß das Volk sich nicht über Vexationen beklagen kann, wenn der Staat ebensoviel von ihm verlangt, wie der ohnehin mit Grundbesitz reichlich ausgestattete Klerus. Diese Auflage würde sich ohne Weiterungen einführen und fast ohne Kosten erheben lassen; man braucht den geistlichen Zehnten nur zu verdoppeln und davon die Hälfte zu nehmen.

Eine dritte und die beste Art Einkommen ist dasjenige, welches der Staat aus den Menschen zieht, indem er sie vermittelst der Frohnen zu öffentlichen Arbeiten verwendet. Das Wort Frohnen darf Republikaner nicht erschrecken; Rousseau weiß, daß es in Frankreich Abscheu erregt; in der Schweiz aber, wo solche persönliche Dienste nicht weniger üblich sind, beschwert sich Niemand darüber. Der mit ihnen verbundene Zwang wird kaum empfunden, zumal wenn der, welcher sie auflegt, demselben Stande angehört, wie die, welche sie zu leisten haben. Auch kann die scheinbare Bequemlichkeit, die ihre Umwandlung in Geldzahlungen mit sich bringen soll, nur einen oberflächlichen Geist bestechen, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß eine Leistung um so weniger drückt und kostet, je unmittelbarer sie dem Bedürfnisse abhilft. Dennoch könnte man vielleicht zugeben, daß es besser sei, sie durch Beiträge in Geld zu ersetzen, wären die daraus entspringenden Mißbräuche und Uebelstände nicht weit zahlreicher und schlimmer, als die, welche die persönliche Arbeit im Gefolge hat. Uebrigens fordert schon die Rücksicht auf eine gleichmäßige und gerechte Vertheilung der Auflagen, daß die Frohndienste vorzugsweise von solchen Personen geleistet werden, die noch keinen eigenen Grundbesitz haben, also auch keine Zehnten entrichten.

Aus welchen Quellen die öffentlichen Einkünfte aber auch fließen mögen, sie werden mehr in Naturalien, wie in Geld, bestehen müssen. Ihre Erhebung, Aufbewahrung und Verwendung wird so freilich schwieriger und umständlicher. Indeß handelt es sich nicht davon, eine bequeme, sondern eine gesunde und zweckentsprechende Einrichtung zu haben. Ebendarum dürfen die Ab-

gaben nicht, wie das anderwärts geschieht, in Pacht gegeben werden. Wo diese Einrichtung besteht, bildet sich bald eine Klasse von Menschen, deren Geschäft es ist, den Staat auszubeuten und die Bürger zu bedrücken. Auch ist es für das Gemeinwohl von der größten Wichtigkeit, keine Financiers von Beruf zu dulden, nicht blos wegen ihres meist unredlichen Gewinnes, sondern mehr noch wegen des schlimmen Einflusses, welchen sie auf die Denkweise des Volkes ausüben. Das böse Beispiel, welches sie geben, wird nur zu leicht in weiteren Kreisen befolgt. Die dem unerlaubten Ueberflusse gezollte Werthschätzung zerstört alle guten Gesinnungen, und die Vortheile, die er zu bieten scheint, bedecken Uneigennützigkeit, Einfachheit, kurz alle die Tugenden, auf welchen die Wohlfart der Nation beruht, mit Schmach und Verachtung. Besser doch, die Verwaltung des öffentlichen Einkommens ist die eines Familienvaters und trägt weniger ein, als daß sie mehr gewinnt und einem Wucherer anheimfällt. Man übertrage sie daher verantwortlichen Beamten, mache sie aber nicht zu einem einträglichen Geschäft, sondern benutze sie als Prüfstein für die Tüchtigkeit und Redlichkeit der jungen Bürger; sie muß, wie im alten Rom, gleichsam das Noviziat der öffentlichen Aemter, der erste Schritt zur Erlangung der höhern Magistraturen sein. Zwar könnte man meinen, daß sie mehr Einsicht und Erfahrung voraussetze, als junge Leute zu haben pflegen. Doch dem ist nicht so; sie verlangt nur eine rege Thätigkeit, wie sie gerade diesem Alter eigen ist, und da junge Leute in der Regel weniger hart und habsüchtig sind, als ältere, so werden sie sich, empfänglich für die Noth des Armen und stark dabei interessirt, ihre Stelle gut auszufüllen, genau so benehmen, wie die Sache es fordert.

Damit aber die Einrichtung ihren Zweck vollständig erreiche, ist es nothwendig, daß jeder kleinere Bezirk dem größeren und dieser einer höchsten Behörde Rechnung ablege. Die letztere muß aus den besten Köpfen des Landes bestehen, denn sie hat recht eigentlich das Ruder des Staates zu führen und der gesammten Verwaltung Ziel und Richtung zu geben. Ihr liegt es, da die Bürger ihre Abgaben nach Belieben in Naturalien oder in Geld entrichten können, ob, das richtige Verhältniß zwischen den Leistungen der einen und der anderen Art zu erhalten, darüber zu wachen, daß dasselbe keine Aenderung erleide und, falls dies doch geschieht, die Ursachen zu erforschen und Abhülfe zu schaffen. Stellt sich heraus, daß die Naturalleistungen das angemessene Maß übersteigen, die in Geld es nicht erreichen, so ist das ein Zeichen, daß Ackerbau und Bevölkerung gedeihen, die Industrie aber vernachlässigt wird. Man muß diese dann in etwa zu be-

heben suchen, damit die Einzelnen sich nicht zu sehr isoliren, zu unabhängig, zu wild und so dem Staate entfremdet werden. Doch ist eine solche Störung, weil ein sicherer Beweis des allgemeinen Wohlbefindens, wenig zu fürchten und leicht zu beseitigen. Weit bedenklicher ist es, wenn der umgekehrte Fall eintritt. Er bringt gleich Anfangs Gefahr und erfordert ein möglichst rasches Eingreifen, denn er beweis't, daß die Ausfuhr zusehr steigt, daß die lucrativen Gewerbe sich auf Kosten des Landbaus ausbreiten, daß der Handel zu leicht wird, und die Einfachheit und mit ihr die sittliche Haltung des Volkes bedroht ist. Nun lassen zwar die Mißbräuche, welche diese Aenderung herbeiführen, die passenden Heilmittel leicht erkennen. Die Anwendung derselben setzt aber eine große Ein- und Umsicht voraus; es ist in solchem Falle doch viel leichter, dem Uebel vorzubeugen, als es zu beseitigen.

Wollte man versuchen, die Luxusgegenstände zu besteuern, die Häfen dem auswärtigen Handel zu verschließen, die Industrie zu unterdrücken und den Geldumlauf zu hemmen, so wird man das Geld nur vermindern, ohne die Bodenerzeugnisse zu vermehren, und in der Bevölkerung Trägheit, Elend und Entmuthigung hervorrufen. Weniger noch empfiehlt es sich, am Werthe der Münzen zu rütteln, weil dann das Volk sich selbst bestiehlt, sich mit dem Werthe des Geldes auch der der Sachen ändert und der öffentliche Credit untergraben wird. Rousseau räth daher, eventuell Aufwandgesetze zu erlassen, die aber stets für die Ersten des Staates strenger, für die unteren Stände milder sein müssen. Es gilt, dahin zu wirken, daß Jeder auf seine Einfachheit stolz ist und der Reiche nicht weiß, wie er sich durch sein Geld irgendwie auszeichnen kann. Auch Ackergesetze sind unter Umständen am Orte. Sie dürfen indeß keine rückwirkende Kraft haben, denn kein Gesetz kann irgendwen seines Eigenthums auch nur theilweise berauben; es kann nur verbieten, dessen mehr zu erwerben und solchem Verbote im Uebertretungsfalle durch eine Strafe, sowie durch Confiscation des Ueberschusses, den nöthigen Nachdruck geben. Das wirksamste Mittel aber, um ein Volk zur Thätigkeit anzuregen, besteht darin, daß man ihm große Hoffnungen, weit gehende Wünsche, starke positive Beweggründe zum Handeln bietet. Diese kräftigen Motoren reduziren sich im Grunde auf zwei, auf Lust und Eitelkeit, wobei noch zu bemerken ist, daß, wenn man der ersteren nimmt, was der letzteren angehört, diese fast allein übrig bleibt. Die Eitelkeit nun ist ein Produkt der öffentlichen Meinung; sie entsteht aus ihr und nährt sich von ihr. Wer daher die Ansichten eines Volkes bestimmt, beherrscht auch seine Handlungen. Es sucht die Dinge nach Maßgabe des Werthes,

gaben nicht, wie das anderwärts geschieht, in Pacht gegeben werden. Wo diese Einrichtung besteht, bildet sich bald eine Klasse von Menschen, deren Geschäft es ist, den Staat auszubeuten und die Bürger zu bedrücken. Auch ist es für das Gemeinwohl von der größten Wichtigkeit, keine Financiers von Beruf zu dulden, nicht blos wegen ihres meist unredlichen Gewinnes, sondern mehr noch wegen des schlimmen Einflusses, welchen sie auf die Denkweise des Volkes ausüben. Das böse Beispiel, welches sie geben, wird nur zu leicht in weiteren Kreisen befolgt. Die dem unerlaubten Ueberflusse gezollte Werthschätzung zerstört alle guten Gesinnungen, und die Vortheile, die er zu bieten scheint, bedecken Uneigennützigkeit, Einfachheit, kurz alle die Tugenden, auf welchen die Wohlfart der Nation beruht, mit Schmach und Verachtung. Besser doch, die Verwaltung des öffentlichen Einkommens ist die eines Familienvaters und trägt weniger ein, als daß sie mehr gewinnt und einem Wucherer anheimfällt. Man übertrage sie daher verantwortlichen Beamten, mache sie aber nicht zu einem einträglichen Geschäft, sondern benutze sie als Prüfstein für die Tüchtigkeit und Redlichkeit der jungen Bürger; sie muß, wie im alten Rom, gleichsam das Noviziat der öffentlichen Aemter, der erste Schritt zur Erlangung der höhern Magistraturen sein. Zwar könnte man meinen, daß sie mehr Einsicht und Erfahrung voraussetze, als junge Leute zu haben pflegen. Doch dem ist nicht so; sie verlangt nur eine rege Thätigkeit, wie sie gerade diesem Alter eigen ist, und da junge Leute in der Regel weniger hart und habsüchtig sind, als ältere, so werden sie sich, empfänglich für die Noth des Armen und stark dabei interessirt, ihre Stelle gut auszufüllen, genau so benehmen, wie die Sache es fordert.

Damit aber die Einrichtung ihren Zweck vollständig erreiche, ist es nothwendig, daß jeder kleinere Bezirk dem größeren und dieser einer höchsten Behörde Rechnung ablege. Die letztere muß aus den besten Köpfen des Landes bestehen, denn sie hat recht eigentlich das Ruder des Staates zu führen und der gesammten Verwaltung Ziel und Richtung zu geben. Ihr liegt es, da die Bürger ihre Abgaben nach Belieben in Naturalien oder in Geld entrichten können, ob, das richtige Verhältniß zwischen den Leistungen der einen und der anderen Art zu erhalten, darüber zu wachen, daß dasselbe keine Aenderung erleide und, falls dies doch geschieht, die Ursachen zu erforschen und Abhülfe zu schaffen. Stellt sich heraus, daß die Naturalleistungen das angemessene Maß übersteigen, die in Geld es nicht erreichen, so ist das ein Zeichen, daß Ackerbau und Bevölkerung gedeihen, die Industrie aber vernachlässigt wird. Man muß diese dann in etwa zu be-

heben suchen, damit die Einzelnen sich nicht zu sehr isoliren, zu unabhängig, zu wild und so dem Staate entfremdet werden. Doch ist eine solche Störung, weil ein sicherer Beweis des allgemeinen Wohlbefindens, wenig zu fürchten und leicht zu beseitigen. Weit bedenklicher ist es, wenn der umgekehrte Fall eintritt. Er bringt gleich Anfangs Gefahr und erfordert ein möglichst rasches Eingreifen, denn er beweis't, daß die Ausfuhr zusehr steigt, daß die lucrativen Gewerbe sich auf Kosten des Landbaus ausbreiten, daß der Handel zu leicht wird, und die Einfachheit und mit ihr die sittliche Haltung des Volkes bedroht ist. Nun lassen zwar die Mißbräuche, welche diese Aenderung herbeiführen, die passenden Heilmittel leicht erkennen. Die Anwendung derselben setzt aber eine große Ein- und Umsicht voraus; es ist in solchem Falle doch viel leichter, dem Uebel vorzubeugen, als es zu beseitigen.

Wollte man versuchen, die Luxusgegenstände zu besteuern, die Häfen dem auswärtigen Handel zu verschließen, die Industrie zu unterdrücken und den Geldumlauf zu hemmen, so wird man das Geld nur vermindern, ohne die Bodenerzeugnisse zu vermehren, und in der Bevölkerung Trägheit, Elend und Entmuthigung hervorrufen. Weniger noch empfiehlt es sich, am Werthe der Münzen zu rütteln, weil dann das Volk sich selbst bestiehlt, sich mit dem Werthe des Geldes auch der der Sachen ändert und der öffentliche Credit untergraben wird. Rousseau räth daher, eventuell Aufwandgesetze zu erlassen, die aber stets für die Ersten des Staates strenger, für die unteren Stände milder sein müssen. Es gilt, dahin zu wirken, daß Jeder auf seine Einfachheit stolz ist und der Reiche nicht weiß, wie er sich durch sein Geld irgendwie auszeichnen kann. Auch Ackergesetze sind unter Umständen am Orte. Sie dürfen indeß keine rückwirkende Kraft haben, denn kein Gesetz kann irgendwen seines Eigenthums auch nur theilweise berauben; es kann nur verbieten, dessen mehr zu erwerben und solchem Verbote im Uebertretungsfalle durch eine Strafe, sowie durch Confiscation des Ueberschusses, den nöthigen Nachdruck geben. Das wirksamste Mittel aber, um ein Volk zur Thätigkeit anzuregen, besteht darin, daß man ihm große Hoffnungen, weit gehende Wünsche, starke positive Beweggründe zum Handeln bietet. Diese kräftigen Motoren reduziren sich im Grunde auf zwei, auf Lust und Eitelkeit, wobei noch zu bemerken ist, daß, wenn man der ersteren nimmt, was der letzteren angehört, diese fast allein übrig bleibt. Die Eitelkeit nun ist ein Produkt der öffentlichen Meinung; sie entsteht aus ihr und nährt sich von ihr. Wer daher die Ansichten eines Volkes bestimmt, beherrscht auch seine Handlungen. Es sucht die Dinge nach Maßgabe des Werthes,

welches es ihnen beilegt; ihm sagen, was es achten soll, heißt somit ihm sagen, wie es zu handeln hat.

Freilich ist das Wort Eitelkeit nicht gut gewählt; Stolz würde hier, wo es sich von einem erst entstehenden Volke handelt, besser passen. Es bedarf der Zeit, um die Augen einer Nation zu blenden; nie war ein neues Volk eitel, es ist im Anfange stets stolz und ebendarum sein Sinn auf die werthvollsten Güter, die es gibt, auf Macht und Unabhängigkeit, gerichtet. Ueberhaupt, welcher Art die Wünsche und Begierden des Menschen sein mögen, die Macht bietet den sichersten Weg zu ihrer Befriedigung und wird deshalb von den Nationen, wie von den Individuen, gleichsehr angestrebt. In ihrer weisen, sparsamen und zweckmäßigen Verwerthung besteht daher die große Kunst der Regierung, nicht nur sich selbst zu behaupten, sondern auch im ganzen Lande Leben und Thätigkeit zu verbreiten. Die staatliche Macht aber wird in legitimer Weise durch die Autorität der Behörden, mißbräuchlich durch den Reichthum erlangt und ausgeübt. Wo der letztere dominirt, sind Autorität und Macht in der Regel getrennt; während die eine, die Macht der Magistrate, eine nur scheinbare ist, liegt die andere, die wirkliche Macht, in der Hand der Reichen. Staat und Gemeinwohl kommen dann nicht weiter in Betracht; es handelt sich nur noch von persönlichen Interessen und Leidenschaften. Ein Theil der Bürger trachtet nach der Autorität, um ihre Ausübung den Reichen zu verkaufen; die Mehrzahl aber geht direkt auf den Reichthum los, da sie gewiß sein darf, sich durch ihn die Autorität oder deren Inhaber dienstbar zu machen, und so dereinst die ersehnte Macht zu erlangen. Freilich kann es immer nur Wenigen gelingen, das Ziel zu erreichen, was dann zur Folge hat, daß das Volk im Ganzen, weil es sich vergeblich bemüht, allmälig in Muthlosigkeit und träge Lethargie verfällt.

Man sieht, wohin es führt, wenn der Reichthum als Quelle und Bedingung des staatlichen Einflusses gilt, und wie wenig er im Grunde geeignet ist, den Thätigkeitstrieb einer ganzen Nation zu wecken und rege zu erhalten. Will man die Menschen ohne Gefahr für das Gemeinwesen und doch wirksam zur Arbeit ermuntern, so muß man Macht und Ansehen, das letzte und wahre Ziel ihres Strebens, in anderer Weise von ihr abhängig machen. Wie, sagt Rousseau nicht näher; seine zusammenhängenden Erörterungen brechen hier ab, und die kurzen zerstreuten Bemerkungen, welche sich neben ihnen vorfinden, geben keinen weiteren Aufschluß. Vermuthlich wollte er, daß den Bürgern, als Lohn und Frucht ihrer Anstrengungen, die Erlangung von öffentlichen Aemtern,

Ehren und Würden in unmittelbare Aussicht gestellt werde. Ob er ihnen damit wirklich einen genügenden und nachhaltigen Antrieb zur Thätigkeit gegeben hätte, steht dahin. Ueberhaupt darf man die Berechtigung und Anwendbarkeit des von ihm empfohlenen politisch-öconomischen Systems aus mehr als einem Grunde in Zweifel ziehen. Doch kann das nicht abhalten, die Umsicht und den Scharfsinn zu bewundern, womit er dasselbe begründet, Bedenken und Einwürfe widerlegt und die Mittel und Wege zu seiner Durchführung vorzeichnet.

Leider war es ihm nicht vergönnt, seine Ansichten und Vorschläge vollständig zu entwickeln. Die behagliche Ruhe, deren er sich eine Weile erfreut hatte, nahm ein schnelles Ende, und das unstete Leben, welches er dann zu führen gezwungen war, gestattete ihm in den nächsten Jahren nicht, die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen. Als es ihm aber später möglich wurde, sich ihr von Neuem zu widmen, war sie zwecklos geworden. Die Ereignisse hatten inzwischen seine Vermuthung, daß die Gegenwart französischer Truppen auf der Insel nicht so unbedenklich sei, wie sie von anderer Seite dargestellt wurde, vollkommen bestätigt. Noch war die vierjährige Frist, welche für ihre Anwesenheit festgestellt worden, nicht ganz abgelaufen, als im Mai 1768 das französische Kabinet mit dem Senate von Genua einen neuen Vertrag abschloß, in Folge dessen die Insel in den Besitz Frankreichs überging. Es half den korsischen Patrioten wenig, daß sie sich dieser perfiden Uebereinkunft auf den Ruf Paoli's mit den Waffen in der Hand widersetzten. Der thätige Beistand Englands, auf welchen sie rechnen zu dürfen glaubten, erfolgte nicht, und die eigene Macht war bei allem Heldenmuthe, den sie auch jetzt wieder bewiesen, natürlich zu schwach, um dem Gegner mit Erfolg die Spitze zu bieten. Sie erwies sich um so unzureichender, da ein großer Theil des Volkes, des beständigen Kampfes müde und durch die berechnete Freundlichkeit der Franzosen gewonnen, den Widerstand gegen sie aufgab, und sich unter seinen Führern gar manche fanden, deren Ehrgeiz oder Habsucht den Lockungen der Fremden erlag. Zu diesen Abtrünnigen gehörte Buttafuoco, der, nachdem er sich im Auftrage Choiseul's vergeblich bemüht, Paoli und dessen Anhänger zu einer freiwilligen Unterwerfung zu bewegen, an den kriegerischen Operationen gegen sie thätigen Antheil nahm. Wir wollen ihn deshalb nicht gerade für einen „elenden Verräther“ erklären, glauben auch nicht, daß er schon

zur Zeit, als er die Verhandlungen mit Rousseau führte, „ein geheimer Agent und ein dienstwilliges Werkzeug" des französischen Ministers gewesen. Vermuthlich war der junge „galante" Mann einer jener charakterlosen Schwachköpfe, die sich leicht bestimmen lassen, ihre Ansichten zu ändern, wenn der Wechsel ihren Interessen zu dienen scheint. Jedenfalls aber beweis't sein späteres Verhalten, daß das Mißtrauen, welches Rousseau gleich Anfangs gegen ihn hegte, nicht so ganz grundlos war.

Die Besitznahme Korsika's rief übrigens in ganz Europa die größte Entrüstung hervor. Selbst in Frankreich, dem sie doch zugute kam, war man allgemein über die schnöde Weise empört, in welcher den Korsen der wohlverdiente Preis ihrer ausdauernden Tapferkeit in einem Augenblicke entrissen wurde, wo sie desselben endlich sicher sein durften. Man sah mit tiefem Unwillen das treulose Verfahren einer Regierung, die, nachdem sie wiederholt die Rolle des Vermittlers gespielt und beständig ihre Uneigennützigkeit betheuert hatte, plötzlich als interessirte Partei auftrat und „sich", um mit Napoleon dem Ersten zu reden [7]), „stellte, als glaube sie, daß die Republik Genua berechtigt sei, die Korsen, im Widerspruch mit den bestehenden Verträgen, wie eine Heerde Ochsen zu verkaufen". Wie Rousseau über die Sache urtheilte, läßt sich denken. Er bezeichnet die korsische Expedition als „eine höchst ungerechte und zugleich lächerliche Unternehmung, die aller Humanität und gesunden Vernunft, der Politik nicht minder, wie dem Rechte, Hohn spreche und durch ihren Erfolg noch schimpflicher werde, sofern man das unglückliche Volk, welches durch das Schwert nicht besiegt werden konnte, mit Hülfe des Goldes habe unterwerfen müssen". Zorn und Schmerz waren um so größer, da er selbst das Mißgeschick, welches die Korsen betroffen, veranlaßt zu haben glaubte. Es stand ihm damals zweifellos fest, daß die Insel nur deshalb annektirt worden, damit er nicht die Ehre und Freude habe, der Gesetzgeber eines freien Volkes zu werden. Gewiß eine wunderliche Annahme, die aber aus seiner fixen Idee hervorging, daß Choiseul, von grenzenlosem Hasse gegen ihn erfüllt, die eigentliche Seele des Complottes sei, welches die Feinde zu seinem Verderben geschmiedet. Wenn Abbé Brézac (in seinen Anmerkungen zum Contrat social) die Bemühungen Voltaire's, dem befreundeten Minister das in Rede stehende Unternehmen plausibel zu machen, auf das von Rousseau supponirte Motiv zurückführt, so mag er nicht ganz Unrecht haben. Choiseul selbst wurde ohne Zweifel durch andere Gründe bestimmt. Wir sagten schon, daß und warum das französische Kabinet die Absicht hatte, sich der Insel bei günstiger Gelegenheit zu bemächtigen. Auch war ihre Erwerbung

für Frankreich nicht so gleichgültig oder gar nachtheilig, wie Rousseau meinte. Wie verwerflich sie vom Standpunkte der Moral und des Rechtes aus erscheinen mag, es läßt sich nicht leugnen, daß sie manche erhebliche Vortheile bot. „Sie sicherte den Besitz eines Landes, welches als eine Dependenz der Provence anzusehen ist; sie war ferner sehr geeignet, den Handel nach der Levante zu schützen und künftige Operationen in Italien zu fördern [8])." Ueberdies, und das ist am Ende der einzige Gesichtspunkt, aus welchem sie in etwa gerechtfertigt werden kann, sie verhinderte die Engländer, die Insel, deren Selbständigkeit voraussichtlich eine nur scheinbare sein konnte, früher oder später in das Bereich ihres Machtgebietes zu ziehen und damit eine für Frankreich höchst gefährliche Position zu gewinnen.

Doch überlassen wir die ruhelose Insel des Mittelmeeres ihren neuen Gebietern und kehren wir zu dem friedlichen Eilande im Bieler See zurück. Rousseau gefiel sich immer mehr in dem reizenden Asyle, welches er hier gefunden; nichts fehlte der Befriedigung, die ihm sein gemüthliches Stillleben gewährte, als die Gewißheit, daß es von Dauer sein werde. Zwar lag kein rechter Grund vor, daran zu zweifeln; man hatte seine Gegenwart schon solange geduldet, daß zu hoffen stand, man werde sie sich auch ferner gefallen lassen. Dennoch konnte er sich nach den Erfahrungen, die er bis dahin gemacht, einer gewissen Sorge nicht erwehren. Zu oft schon war er aus seiner Ruhe aufgescheucht worden, als daß er sie so leicht für gesichert hätte halten können. Nicht lange und es stellte sich heraus, daß seine schlimmen Ahnungen nur zu begründet gewesen. In einem Augenblicke, wo er sich dessen am wenigsten versah, erhielt er am (17. October) durch den Bailli von Nidau den Befehl der Berner Regierung, die Insel, wie das gesammte Gebiet der Republik, zu verlassen. Die Weisung kam so plötzlich, so unerwartet, daß er zu träumen glaubte, als er sie las. Indeß wie unnatürlich und widersinnig sie zu sein schien, ihre Wirklichkeit ließ sich nicht bezweifeln. Natürlich war der Unwille, welchen sie erregte, groß und lebhaft; hätte er seiner ersten Eingebung folgen dürfen, er würde sofort abgereis't sein. Doch wohin sollte er gehen? Konnte er es wagen, kränklich und muthlos, wie er war, ohne Ziel und Führung gerade jetzt, wo der Winter vor der Thüre stand, auf's Gerathewohl in die weite Welt hinauszuwandern? War das aber auch thunlich, er bedurfte jedenfalls einer kurzen Frist, um die nöthigen Vor-

bereitungen zu treffen und seine Angelegenheiten in etwa zu ordnen. „Zum ersten Male in seinem Leben fühlte er, wie sich sein angeborner Stolz unter das Joch der Nothwendigkeit beugte, daß er sich, trotz seines inneren Widerstrebens, herbeilassen müsse, um einen Aufschub zu bitten." Der Befehl selbst enthielt keine Bestimmung über die Zeit seiner Ausführung; um so eher ließ sich hoffen, daß man es damit nicht so scharf nehmen, vielleicht sogar sich bis zum nächsten Frühlinge gedulden werde. Möglich auch, daß das Gesuch den Herren die Augen über ihre Barbarei öffnete und sie bestimmte, ihre brutale Maßregel zurückzunehmen. Der Bailli, Herr von Graffenried, welcher mit Rousseau seit seiner Ankunft in der freundlichsten Weise verkehrt hatte, machte kein Hehl daraus, daß er das Verfahren der Regierung lebhaft bedauere und entschieden mißbillige. Andere Berner von Ansehen und Einfluß dachten ebenso, und schien es kaum zweifelhaft, daß es den vereinten Bemühungen dieser Männer gelingen werde, den Widerruf eines Beschlusses zu erwirken, der, wie allgemein verlautete, nur dadurch möglich geworden, daß man ihn dem Senate zur Zeit der Weinlese, in welcher seine Sitzungen wenig besucht waren, vorgelegt hatte.

Noch war die Antwort auf die Zuschrift, in welcher Rousseau den Bailli um die Bewilligung einer angemessenen Frist ersuchte, nicht eingetroffen, als er ihr eine andere nachschickte, die den Empfänger nicht wenig überraschen mochte. „Ich habe", so schrieb er ihm, „meine Lage, mein Alter, meine Stimmung, meine Kräfte zu Rathe gezogen; sie alle gestatten mir nicht, in diesem Augenblicke unvorbereitet lange und mühsame Reisen zu unternehmen, in kalten Ländern umherzuirren und in einer Jahreszeit, in welcher meine Gebrechen mir kaum erlauben, das Zimmer zu verlassen, in weiter Ferne ein Asyl zu suchen." In der Nähe aber ist kein solches zu finden, denn er kann sich nicht entschließen, in das Gebiet von Neufchatel zurückzukehren, woselbst der Fürst und seine Regierung außer Stande sein würden, ihn vor der Wuth des aufgeregten Pöbels zu schützen, und es versteht sich von selbst, daß keiner der benachbarten Staaten es wagen wird, einem Unglücklichen, der von dort verjagt worden, eine Zuflucht zu gewähren. In dieser äußersten Verlegenheit sieht er nur e i n e n Ausweg, vor welchem zwar Andere zurückschrecken würden, den er aber nicht nur ohne Widerstreben, sondern mit dem größten Vergnügen einschlagen wird. Möge der Senat ihm gestatten, seine noch übrigen Lebenstage in einer der Burgen des Landes oder an jedem anderen beliebigen Orte als G e f a n g e n e r zu verbringen. Seinen Unterhalt wird er selbst bestreiten und Bürg-

schaft dafür stellen, daß er dem Staate nie zur Last fallen wird. Auch verzichtet er auf den Besitz von Papier und Feder, nicht minder auf jeden Verkehr mit der Außenwelt, sofern derselbe nicht unbedingt nothwendig ist und durch die Personen, welche die Aufsicht über ihn führen, vermittelt wird. Läßt man ihm einige Bücher und die Freiheit, zuweilen in einem Garten spazieren zu gehen, so wird er vollkommen zufrieden sein. „Glauben Sie nicht", fährt er dann fort, „daß ein anscheinend so gewaltsames Expediens die Frucht der Verzweiflung ist. Ich bin in diesem Augenblicke sehr ruhig; ich habe mir Zeit genommen, die Sache reiflich zu überlegen, und entschließe mich erst nach einer eingehenden Erwägung meines Zustandes." Ist der Vorschlag ungewöhnlich, seine Lage ist es noch mehr. Er kann das stürmische Leben nicht länger ertragen; heiße Sehnsucht nach Ruhe erfüllt ihn und sie würde er eben in der erbetenen Wohnung finden. Allerdings, er liebt die Freiheit, doch wie er dieselbe versteht, haben die Menschen keine Macht über sie; weder Mauern, noch Riegel werden sie ihm nehmen können. Die Gefangenschaft schreckt ihn also nicht; im Gegentheil fühlt er lebhaft, wie er in ihr sich all des Glückes erfreuen würde, auf welches er in diesem Leben noch hoffen darf [9]).

Grimm nennt das Gesuch seines früheren Freundes einen „bedauerlichen Antrag", und er mag nicht so Unrecht haben. Doch kläglicher jedenfalls waren die Menschen und Verhältnisse, welche zu ihm den Anlaß gaben. Rousseau selbst scheint seine Extravaganz doch in etwa bereut zu haben; wenigstens theilte er den Brief keinem seiner Freunde mit, sprach auch nicht von ihm, um sie, wie er versichert, „nicht zu betrüben". Verborgen blieb er deshalb natürlich nicht; bald genug liefen in der Schweiz, wie in Paris, mehr oder weniger genaue Abschriften um, die überall große Verwunderung, nicht selten Spott und Hohn, hin und wieder auch aufrichtige Theilnahme erregten. Der Dauphin von Frankreich z. B., damals schon dem Tode nahe, war sichtlich gerührt, und sprach sich in einer Weise aus, welche „die Verfolger Rousseau's wohl hätte erröthen machen können, wenn sie dessen noch fähig gewesen wären". Sie waren es aber nicht und ebensowenig geneigt, sich durch den Nothschrei ihres Opfers zur Milde bestimmen zu lassen. Die Antwort der Berner Behörde bestand in dem kategorischen Befehle, den Boden der Republik innerhalb 24 Stunden zu räumen und ihn bei strengster Strafe nie wieder zu betreten. Wir wissen nicht, was den hochweisen Senat zu solcher Strenge bewog. Vermuthlich glaubten die Feinde Rousseau's, welche für den Augenblick die Majorität bildeten, daß sie ihren

Zweck nicht erreichen würden, wenn dessen Freunde Zeit fänden, zu seinen Gunsten zu interveniren. Gewiß ist, daß ihr von blindem Haß und bornirter Intoleranz zeugendes Auftreten ihnen, wie dem Staate, in dessen Namen sie handelten, nicht zur Ehre gereichte. Man hatte in Bern keinen irgendwie stichhaltigen Grund, dem Flüchtlinge den Aufenthalt auf der einsamen Insel zu verweigern. Nachdem man ihn aber wochenlang, ohne Einsprache zu erheben, dort geduldet, war es eine barbarische Rohheit, ihn in seinem leidenden Zustande, beim Anbruche des Winters, in eine unbekannte Ferne hinauszutreiben.

Rousseau indeß hatte keine Zeit zu verlieren, wenn er der erhaltenen Weisung pünktlich, oder da dazu doch die Frist von einem Tage zu kurz bemessen war, möglichst schnell nachkommen wollte. Er beschloß, Therese mit den Büchern und Effekten den Winter über auf der Insel zurückzulassen, sich selbst aber, einer wiederholten Einladung des Lordmarschalls folgend, nach Berlin zu begeben. Freilich bangte ihm vor der weiten Reise und dem rauhen, kalten Klima, dem er entgegenging. Doch es blieb kaum eine andere Wahl, denn nach England zu gehen, wo er allerdings einer freundlichen Aufnahme gewiß sein konnte, hatte auch seine großen Bedenken. Ueberdies, er sehnte sich nach seinem verehrten väterlichen Freunde; unterlag es doch keinem Zweifel, „daß er nur bei ihm wahre Ruhe und dauerndes Glück finden werde“. Wie fest aber sein Entschluß zu stehen schien, als er am Morgen des 25. October von der Insel abfuhr [10]), er wurde doch bald wieder wankend. In Biel, wo das Schiff anlegte, traf er an dem Landungsplatze einige befreundete junge Leute aus der Stadt, die sich hier zu seinem Empfange versammelt hatten. Dieselben waren schon früher bemüht gewesen, ihm ihre Heimat als eine sehr geeignete Zufluchtsstätte zu empfehlen. Sie hatten darauf hingewiesen, daß Biel, obgleich rings von Berner Gebiet umgeben, eine freie Stadt sei, die sich selbst regiere und nur ihren eigenen Gesetzen folge. Sie hatten zugleich versichert, daß ihre Mitbürger keiner ihm feindlichen Zumuthung, die etwa von Außen erfolgen könnte, Gehör geben, vielmehr Alles aufbieten würden, ihn in ihrer Mitte die seitherigen Leiden und Verfolgungen vergessen zu machen. Da sie zum Theil aus angesehenen Familien stammten, die in dem kleinen Gemeinwesen entscheidenden Einfluß besaßen, so ließ sich schon annehmen, daß sie im Stande sein würden, ihre Verheißungen wahr zu halten. Es kam hinzu, daß ihre Bitten von anderer Seite eifrig unterstützt wurden. Namentlich ließ es sich Herr Barthez, Secretair der französischen Gesandtschaft in Bern, angelegen sein, die Vor-

züge der kleinen Stadt und die Liebenswürdigkeit ihrer Bewohner in das beste Licht zu stellen. Rousseau wußte freilich nicht recht, was er von der zarten und herzlichen Theilnahme, welche dieser Beamte ihm bewies, denken solle. Ueberzeugt, daß ein Mann in seiner Stellung nicht ohne höheren Auftrag handelt, war er geneigt, anzunehmen, daß der Gesandte, ein Herr de Beauteville, mit welchem er früher im Hause des Marschalls von Luxembourg in etwa bekannt geworden, selbst die Hand im Spiele habe. Nun hatte er zwar bis dahin stets vermuthet, daß die Verfolgungen, welche er in der Schweiz erfahren, in letzter Instanz auf die Umtriebe des Herzogs von Choiseul zurückzuführen seien. Indeß war dem auch so, es schien doch wohl denkbar, daß der Gesandte, welcher ihm mehrfach Beweise seines andauernden Wohlwollens gegeben, persönlich die Schritte bedauerte, zu welchen seine amtlichen Instruktionen ihn nöthigten und deshalb nun die sich darbietende Gelegenheit ergriff, ihm in seiner Nähe eine sichere Ruhestätte zu bereiten.

Diese kühne Voraussetzung, die für ihn bald zur Gewißheit wurde, trug nicht wenig dazu bei, ihm den Vorschlag seiner Bekannten plausibel zu machen. Dennoch lehnte er ihn, einmal zur Reise gerüstet, solange er sich auf der Insel befand, entschieden ab. Auch war es, als er in Biel angekommen, seine erste Sorge, einen Wagen für die Weiterreise zu bestellen. Bei dem Diner aber, welches er dann in Gesellschaft seiner jungen Freunde einnahm, erneuerten diese ihren Antrag mit einem so rührenden und liebenswürdigen Eifer, daß er, unfähig, ihren Karessen länger zu widerstehn, sich bereit erklärte, wenigstens bis zum Frühjahre bei ihnen zu bleiben. Leider fand er bald Anlaß, seine Zusage zu bereuen. Die Wohnung, welche man in der Eile für ihn ausgewählt, wollte ihm wenig behagen. Das kleine, schlechte Zimmer im dritten Stock eines Hintergebäudes, mit der Aussicht auf den Hof und die duftenden Häute eines Gerbers, bot freilich keinen anziehenden Aufenthalt. Ebenso abstoßend wirkte der Hauswirth, ein kleiner Mann von ordinairem Schlage, der weder Familie, noch Dienstboten hatte, und dem Trunk und Spiel ergeben, in sehr schlechtem Rufe stand. Man begreift, daß Rousseau sich unter seiner Obhut in der tristen, einsamen Klause nicht gerade wohl fühlte. Ging er aber aus, so war von dem Wohlwollen und der Achtung, welche die Bewohner des Städtchens nach der Aussage seiner Freunde für ihn hegen sollten, nichts zu bemerken. Im Gegentheil schienen ihre Blicke, wie ihr Benehmen, eine unfreundliche, abgeneigte Stimmung zu verrathen. Bedenklicher war die starke Aufregung, welche schon am folgenden Tage überall

sichtbar wurde und dem ohnehin ängstlichen Gaste schlimme Weiterungen in Aussicht stellte. Bereits erfuhr er unter der Hand, daß ihm die städtische Behörde am nächsten Morgen einen förmlichen Ausweisungsbefehl zuschicken werde. Sollte er ihn abwarten oder ihm und dem drohenden Ausbruche der Volkswuth durch eine schleunige Abreise zuvorkommen[a])? Er wußte es nicht und er hatte Niemanden, mit dem er hätte Rath pflegen können, denn die guten Freunde, welche ihn zurückgehalten, ließen sich nicht mehr sehen. Nun bot ihm zwar ein Berner, der in der Nähe der Stadt ein hübsches Haus besaß, in seiner Wohnung ein Asyl an, wobei er die Hoffnung aussprach, daß „er hier den gefährlichen Steinwürfen werde ausweichen können." Doch schien solcher Vorzug nicht so verlockend, daß er seinetwegen den Aufenthalt bei diesem „gastfreundlichen Völkchen" hätte verlängern mögen. Er hielt es vielmehr für gerathen, die unterbrochene Reise ohne weitere Zögerung fortzusetzen.

Welche Bewandtniß es eigentlich mit diesem Bieler Intermezzo hatte, dürfte sich kaum in befriedigender Weise feststellen lassen. Rousseau selbst war freilich überzeugt, daß er das Opfer einer absichtlichen Täuschung gewesen. Wir glauben aber, mit Unrecht, sehen wenigstens nicht ab, zu welchem Zwecke dieselbe ins Werk gesetzt wurde, können auch nach dem, was wir über die vermeintlichen Urheber erfahren, nicht wohl annehmen, daß sie etwa aus Bosheit oder Uebermuth ein leichtfertiges Spiel getrieben. Wahrscheinlich hatten die jungen Leute sich selbst über die Stimmung des Volkes und der Behörden getäuscht, die Macht der feindlichen Einflüsse verkannt und die Größe ihres eigenen Ansehens überschätzt. Daß sie dann, als die Sache einen schlimmen Ausgang zu nehmen drohte, vom Schauplatze verschwanden, mag sich aus ihrer natürlichen Verlegenheit erklären. Auffallend bleibt ihr Benehmen, wie überhaupt der ganze Vorgang, immer. Andererseits kann man nicht leugnen, daß, wenn Rousseau wirklich hinter's Licht geführt wurde, die Schuld theilweise auf ihn selber fällt. Es erregt doch billig Verwunderung, wenn man sieht, wie ein Mann seiner Art sich durch die Schmeicheleien einiger jungen Fante berücken läßt. Trotz des wachsenden Mißtrauens, welches die Menschen ihm einflößten, besaß er immer noch eine gute Dosis jener fast kindlichen Leichtgläubigkeit, die ihn so oft schon irre geführt. Freilich hatte in diesem Falle die Ueberredung um so leichteres Spiel, da ihn die krankhafte Aufregung, in welcher er sich befand, und mehr noch der lebhafte Wunsch, der schreckenden Reise enthoben zu werden, zu Hülfe kam.

Auch stellte sich in der That, als er nun am 29. October

Biel verließ, um dem fernen Reiseziel entgegen zu fahren, bald heraus, daß er in seinem leidenden Zustande nicht hoffen dürfe, dasselbe zu erreichen. Schon in Basel, wo er am nächsten Tage, ohne Unfall, aber krank, eintraf, war er vollkommen überzeugt, daß es ihm unmöglich sei, die Reise nach Berlin auszuhalten [11]). Stand dies aber fest, so trat abermals die Frage nahe, wohin er sich denn wenden solle. Zu bleiben, wo er eben war, kam ihm, scheint es, gar nicht in den Sinn. Zwar bemühte sich Herr de Luze, ein Kaufmann aus Neufchatel, welcher sich der Messe wegen in Basel aufhielt, den Empfehlungen Ehre zu machen, die du Peyrou an ihn mitgegeben. Rousseau fand in ihm „einen Mann von kaltem Aeußern, aber warmem Herzen", und fühlte sich um so mehr zu ihm hingezogen, da seine Frau schon seit längerer Zeit zu seinen intimeren Freundinnen gehörte. Doch hielt ihn die angenehme Begegnung nicht länger zurück, als gerade nöthig war. Es drängte ihn, für immer „einem Lande den Rücken zu kehren, in welchem ihm statt der Achtung und Liebe, die er, sein ergebener und verdienter Sohn, zu finden gehofft, nur bittere Schmach und rücksichtslose Verfolgung zu Theil geworden".

VII.

Der Weg nach Straßburg, welchen unser Flüchtling von Basel aus einschlug, wird heutzutage auf der Eisenbahn in wenigen Stunden zurückgelegt. Rousseau gebrauchte in seiner Chaise mehrere Tage dazu. Es war eine beschwerliche, anstrengende Fahrt, „die abscheulichste Tour, die er je in seinem Leben gemacht". Erschöpft, todtmüde, von Fiebern und Schmerzen geplagt, kam er (am 2. November) in der Hauptstadt des Elsasses an, froh, in der „Blume" des Herrn König eine Wohnung zu finden, in welcher er sich in etwa erholen und Athem schöpfen konnte. Natürlich war an eine Fortsetzung der Reise für's Erste nicht zu denken. Es schien „ebenso unmöglich, nach Potsdam, wie nach China, zu gehen". Doch fragte es sich sehr, ob man ihm auf französischem Boden die Ruhe gestatten werde, deren er unbedingt bedurfte. Wohl war er überzeugt, daß die Franzosen, falls sie überhaupt geneigt wären, ihn zu verjagen, sich dabei weniger brutal benehmen würden, wie die Berner. Indeß blieb es doch ungewiß, in wie weit er auf ihre humane Denkweise rechnen durfte. Der Haftbefehl, welchen das Parlament vor einigen Jahren gegen ihn erlassen, bestand noch in Kraft; man konnte jeden Augenblick auf ihn zurückkommen. Ge-

schah das aber auch nicht, eine förmliche Ausweisung oder doch ein leiser Wink, sich zu entfernen, mochte immerhin erwartet werden. Auch war er auf Alles gefaßt. „Treibt man mich hier fort", schreibt er an du Peyrou, „so werde ich zusehen, ob jenseits des Rheines noch irgendwelche Humanität anzutreffen ist. Finde ich sie aber nirgend, nun, so muß man sich wohl nach einem Mittel umsehen, welches sie entbehrlich macht."

Vermuthlich dachte er bei diesem Auswege, der ihm im schlimmsten Falle noch offen stehe, an einen freiwilligen Tod. Matt und krankhaft aufgeregt, wie ein gehetztes Wild stets von Neuem aufgescheucht, wenn er ein sicheres Versteck gefunden zu haben meinte, begreift man schon, daß ihm ein solcher Gedanke wenigstens auf Augenblicke nahe trat. Glücklicher Weise kam er nicht in den Fall, ihn in ernstere Erwägung zu ziehen. Wenige Tage später durfte er dem Freunde zurufen: „Beruhigen Sie sich und unsere gemeinsamen Bekannten über die Gefahren, welchen Sie mich ausgesetzt glauben. Ich erhalte hier nur Beweise von Wohlwollen; Alles, was in der Stadt und Provinz zu befehlen hat, stimmt darin überein, mir seine Gunst zu schenken. Man läßt mich auf eine recht angenehme Weise wahrnehmen, daß ich nicht mehr in der Schweiz bin." — „Es ist unmöglich", meldet er eine Woche nachher, „den Beweisen von Achtung und Zuneigung, ja selbst von Ehrerbietung, die man mir hier von den höchsten Behörden bis zu den Letzten des Volkes gibt, etwas hinzuzufügen. Ueberraschend wird es für Sie sein, daß die Mitglieder des Clerus die Anderen noch überbieten zu wollen scheinen. Es ist, als sagten sie mir durch ihr Benehmen: Unterscheiden Sie uns von Ihren Predigern; Sie sehen, wir denken nicht, wie sie." — Diese freundliche Aufnahme verscheuchte bald die Besorgnisse, welche er Anfangs gehegt hatte. Erklärte ihm doch der Gouverneur der Provinz, Marschall de Contades, als er demselben seine Aufwartung machte, daß er sich in Straßburg ebenso sicher glauben dürfe, wie in Berlin. Auch nahm er keinen Anstand, aus der Zurückgezogenheit, in welcher er die ersten Tage verlebt, herauszutreten. Offenbar machte es ihm nach der verächtlichen und schmachvollen Behandlung, die ihm in letzter Zeit zu Theil geworden, doppelte Freude, sich inmitten einer Bevölkerung zu bewegen, welche ihm die größte Aufmerksamkeit erwies und die ehrenvollsten Huldigungen entgegenbrachte.

Wie weit dieser liebenswürdige Eifer ging, ersieht man aus dem Bulletin, welches während seiner Anwesenheit, als handle es sich von dem Besuche eines Fürsten, täglich ausgegeben wurde, um dem Publikum über sein Thun und Lassen genauen Bericht

zu erstatten. „Heute“, heißt es da unter'm 9. November, „hat sich Herr Rousseau um 2 Uhr Nachmittags in den Schauspielsaal begeben, um der Generalprobe seiner Oper — des Devin de Village, dessen Aufführung der Director des Theaters dem Gaste zu Ehren angeordnet — beizuwohnen. Seine Tracht ist sehr einfach; er ist wie ein Armenier gekleidet, die Mütze aus grauem Tuch mit einem Pelzbesatz von vier bis fünf Zoll Höhe. Ich weiß nicht, ob die Mütze mit demselben Stoffe gefüttert ist, denn er nimmt sie nie vor Jemandem ab.“ — Am folgenden Tage fand dann die Vorstellung unter dem größten Beifall des zahlreich versammelten Publikums statt. „Schon um halb fünf war das Theater gefüllt; man hat Vielen, die keinen Platz mehr finden konnten, das Entree zurückgeben müssen. Jean Jacques hatte für sich und seine Begleitung eine vergitterte Loge gemiethet, und ist es dem Director unmöglich gewesen, sein Geld auszuschlagen.“ Weiterhin meldet der Chronist, daß und von wem der verehrte Gast hier und da vorgestellt worden. Am 15. war er wieder im Theater; die Direction trug Sorge, daß Stücke aufgeführt wurden, die ihm zusagten, ließ auch einen Schlüssel zu einer kleinen Thür anfertigen, durch welche er incognito in die für ihn reservirte Loge gelangen konnte. — Am 16. erschien er „in dem Concert, welches jeden Samstag bei dem Schatzmeister der Provinz, Herrn de Chastel, gegeben wird. Er scheint sich hier zu amüsiren und zufrieden zu sein.“ — Doch „heute den 17. geht er nicht aus, er ist etwas unwohl.“ Am nächsten Tage aber „besucht er das städtische Concert, wo Fräulein de Vabresan j'ai perdu mon serviteur — die bekannte Arie aus dem Devin — vortragen wird.“ Auch weiß der Berichterstatter, „daß er mehrere Creditbriefe auf verschiedene Banquiers hat, von welchen er indeß wenig Gebrauch macht. So hat er bei Herrn Zollikofer, der ihm seine Kasse zur Verfügung gestellt, nur drei Louisd'or entnommen, mit dem Bemerken, er habe nicht mehr nöthig. Es geht“, fügt er hinzu, „das Gerücht, daß hohe Beamte an den Minister geschrieben haben, um zu erfahren, ob man ihn ohne Bedenken hier behalten könne. Man ergreift diese Vorsichtsmaßregel, weil man lebhaft wünscht, daß er bleibe. Die Aufnahme, die er hier findet, ist gut; sie würde aber noch weit besser sein, wenn man diese Erlaubniß für ihn erlangen könnte.“

Wir wissen nicht, wie diese Anfragen beantwortet wurden, vermuthen aber, daß Herr von Choiseul sich nicht gerade zustimmend aussprach. Wäre das geschehen, so würden die Straßburger Freunde Rousseau nachdrücklicher zugeredet und ihren Zweck am Ende auch erreicht haben. An der Neigung, zu bleiben, wo er sich

so gut gefiel, fehlte es nicht; er „fühlte zu lebhaft das Vergnügen, sich wieder unter Menschen zu befinden, nachdem er so lange in der Gesellschaft von wilden Thieren hatte leben müssen.“ Freilich wurde dem Leidenden auch das Wohlwollen seiner Umgebung auf die Dauer unbequem. Die zahlreichen Besuche von Damen und Weltleuten, die beständigen Diners in der Stadt legten ihm eine Gene auf, die seine Gesundheit so angriff, daß er sich genöthigt sah, allen Verkehr abzubrechen und den „Bären“, der für eine Weile zurückgetreten war, von Neuem hervorzukehren. Fortan lebte er still und allein, wenn ihm nicht der junge Fischer, „ein sehr guter Bursche, der ihm mit dem feurigen Eifer eines Freundes zur Hand ging“, Gesellschaft leistete. In Betreff des künftigen Wohnortes aber konnte er lange zu keinem bestimmten Entschlusse kommen. Schien es rathsam, ein besseres Befinden und das Ende des Winters abzuwarten, so war es doch auch sehr erwünscht, möglichst bald eine Stätte zu finden, wo er der nothwendigen Ruhe dauernd pflegen könnte. Immer noch schwankte die Wahl zwischen Berlin und England, doch neigte sie sich mehr und mehr dem letzteren zu. Die Insel war schneller und bequemer zu erreichen; auch bot sich für die Reise dorthin eine passende Begleitung dar, die ihre Beschwerden zu mindern, etwaige Hindernisse zu beseitigen und, falls der kränkliche Zustand sich verschlimmerte, den nöthigen Beistand zu leisten versprach. De Luze, dessen freundliche und thätige Fürsorge sich in Basel so trefflich bewährt hatte, war im Begriff, sich nach London zu begeben, und Hume, der bekannte Philosoph und Geschichtschreiber, welcher damals als englischer Gesandtschaftssecretair in Paris verweilte, schickte gerade jetzt eine herzliche und dringende Einladung, ihm in seine Heimath zu folgen, wo er für ein angenehmes und ruhiges Asyl Sorge tragen werde. Rousseau hielt es, wie die Dinge lagen, für das Beste, dieser Aufforderung zu entsprechen. Indeß ließ sich die Berliner Reise doch nicht so ohne Weiteres aufgeben; der Lordmarschall erwartete ihn; er durfte und mochte keine Entscheidung treffen, ohne zuvor die Ansicht und den Rath des verehrten Mannes gehört zu haben. Erst als Milord nicht nur seine Zustimmung aussprach, sondern auch den Vorschlag Hume's entschieden befürwortete, schrieb er an du Peyrou: „Alles wohl erwogen, entschließe ich mich, nach England zu gehen“.

So war er denn endlich für einen Plan gewonnen, dem er bis dahin, so oft er ihm nahe trat, beharrlich widerstrebt hatte.

Wir haben früher erzählt, daß schon zur Zeit, als die Flucht aus Frankreich nöthig wurde, Gräfin Boufflers eine Uebersiedelung nach England in Vorschlag brachte, von Rousseau aber eine ablehnende Antwort erhielt. Sie ließ sich indeß durch diese Weigerung nicht bestimmen, das Projekt aufzugeben, kam vielmehr auch später, als er sich bereits in Motiers niedergelassen, auf ihren Antrag zurück. Rousseau, des steten Drängens müde, wies ihn schroff von der Hand. Er begriff nicht, warum man sich so große Mühe gab, ihn zu einem Schritte zu bewegen, dem er und zwar, wie er glaubte, aus gewichtigen Gründen, durchaus abgeneigt war. Hatte er auch zuweilen den Wunsch geäußert, das mächtige Inselreich näher kennen zu lernen, er liebte doch weder das trübe, nebelreiche Land, noch seine kalten, unfreundlichen Bewohner. Es unterlag keinem Zweifel, daß Luft und Klima auf Gesundheit und Stimmung nachtheilig einwirken würden. Es war nicht minder gewiß, daß er bei seinen geringen Einkünften außer Stande sei, die Kosten des theuern Lebens zu bestreiten. Zwar deutete die Freundin an, wie diesem Mangel vielleicht durch eine königliche Pension abgeholfen werden könne. Sie kannte ihn aber doch wenig, wenn sie meinte, daß „er sich den bettelnden Hofschranzen zugesellen werde".

Zudem erschien ihm die wohlwollende Aufnahme, welche sie ihm in Aussicht stellte, sehr problematisch; das englische Volk, den Fremden überhaupt nicht hold, verzeiht es ihnen nie, wenn sie sich die Freiheit nehmen, neben seinen guten Eigenschaften auch die schlechten hervorzuheben. Und Rousseau hatte sich in seinen Schriften mehrfach erlaubt, dieser Kehrseite im Charakter der stolzen Nation in einer nicht gerade schmeichelhaften Weise zu gedenken. So enthielt eine Note zum Emil [2]) die beißende Bemerkung: „Ich weiß, die Engländer rühmen sehr ihre Humanität und das gute Naturell des Volkes, welches sie the good-natured people zu nennen pflegen; doch mögen sie das rufen, so laut sie wollen, Niemand wird es ihnen nachsprechen." Anderswo wurde zwar anerkannt, daß „sie die Gastfreundschaft, welche sie den Ausländern verweigern, auch selbst nicht in Anspruch nehmen", daß „man diese stolzen Insulaner an keinem Hofe außer an dem von London, kriechen sieht", zugleich aber ihre „Härte und Rohheit" betont und hinzugefügt: „Ich finde es in der Ordnung, daß sie nur Engländer sind, da sie einmal nicht das Bedürfniß haben, Menschen zu sein." Die Geringschätzung, welche ihre musikalischen Anlagen und Leistungen gelegentlich fanden, mochte sie wenig kümmern; „sie wissen selbst, daß sie dieselbe verdienen, und machen sich nichts daraus." Um so größeren Anstoß erregten ohne Zweifel die abfälligen Urtheile, welche im

Contrat social über ihre vielgepriesenen politischen Institutionen ausgesprochen wurden.

Ließ sich aber voraussehen, daß Rousseau dem englischen Volke ein unwillkommener Gast sein werde, so mußte es ihm als die größte Thorheit erscheinen, sich in dessen Mitte zu begeben. Die Gräfin sah das selbst wohl ein; jedenfalls begriff sie, daß es rathsam sei, nicht länger auf einem Plane zu bestehen, dem eine so entschiedene Abneigung begegnete. Auch konnte sie ihn um so eher fallen lassen, da ihr Freund sich an seinem neuen Wohnorte zufrieden und sicher fühlte. In den nächsten Jahren war von der Reise nach England keine Rede mehr. Sie kam erst wieder in Frage, als die unruhigen Auftritte, welche das Zerwürfniß mit der Geistlichkeit zur Folge hatte, Rousseau den Aufenthalt in Motiers verleideten. Eine befreundete Dame, welche damals bei ihm zum Besuche erschien, gab Anlaß, sie ernstlicher ins Auge zu fassen. Die Marquise de Verdelin war eine alte Bekannte; er hatte sie schon in jenen freud- und leidvollen Tagen, die er im traulichen Verkehre mit der geliebten Gräfin d'Houdetot verlebte, in deren Gesellschaft kennen gelernt. Sichtlich bemüht, ihn näher zu sich heranzuziehen, war ihr Bestreben doch geraume Zeit erfolglos geblieben. Wesen und Charakter der Dame wollten ihm nicht behagen. Sie besaß, scheint es, einen lebhaften, aufgeweckten Geist, aber auch eine scharfe, medisante Zunge. Man hörte sie selten oder nie ihre Freunde loben, ohne daß sie zugleich irgendeinen Tadel mit einfließen ließ, und was sie nicht zum Schlimmen deuten konnte, das wußte sie in ein lächerliches Licht zu stellen. Dabei entfuhren ihr die Epigramme und boshaften Ausfälle mit einer so naiven Ungezwungenheit, daß man beständig genau Acht haben mußte, um es zu merken, wenn man etwa selbst persiflirt wurde. Rousseau fand diese stete Spannung höchst unbequem, mochte auch gar oft um eine passende Antwort verlegen sein; er verstand es eben nicht, eine feine Malice unbefangen hinzunehmen oder in geeigneter Weise zu erwiedern. Ebenso lästig wurden ihm die kleinen Geschenke und Briefchen, mit welchen Madame ihn unaufhörlich heimsuchte. Sie durfte sich nicht wundern, wenn er ihr zuweilen deutlich zu verstehen gab, daß sie ihn nicht weiter behelligen möge.

Indeß sie ließ sich nicht abschrecken und brachte es durch ihre unerschütterliche Anhänglichkeit am Ende doch dahin, daß er seine Antipathie überwand und sich ihr enger anschloß. Selbst von mannigfachem Leid bedrückt, flößten ihm die Sorgen und Kümmernisse, an welchen es auch der Marquise nicht fehlte, eine aufrichtige Theilnahme ein. Einer gräflichen, aber armen Familie

angehörig, war sie, natürlich ohne ihr Zuthun, mit einem Manne vermählt worden, dessen einziger Vorzug in seinen fünfzehn oder zwanzigtausend Franken Renten bestand. Alt, häßlich, taub und einäugig, war Herr von Verdelin überdies ein roher, brutaler Geselle, der den ganzen Tag fluchend und wetternd umher ging und seiner Frau manche thränenreiche Stunde bereitete [3]). Ob er zu der Eifersucht, von welcher er geplagt wurde, Grund hatte, mag dahingestellt bleiben. Gewiß ist, daß sein Freund, der königliche Kammerherr de Margency, auch mit seiner Gemahlin auf gutem Fuße stand. Entbehrte diese somit des Trösters nicht, ihre Lage war doch traurig genug, und Rousseau fand nicht selten Gelegenheit, „das gemeinsame Mißgeschick in ihrer Gesellschaft zu beweinen.“ In Folge des näheren Umganges aber gewann er, wie es scheint, eine bessere Meinung von ihr, als er Anfangs gehabt hatte. Seine späteren Briefe an sie verrathen nicht nur einen herzlichen Antheil an ihrem Geschick, sie sprechen auch Achtung und Vertrauen aus. Wir zweifeln nicht, daß sie Beides verdiente und das Wohlwollen, welches er ihr bewies, mit gleicher Zuneigung vergalt. Es war schwerlich ein bloßer Zufall, daß sie gerade zu der Zeit nach Motiers kam, in welcher ihm die Nähe der Freundin besonders erwünscht sein mußte. Auch war er von ihrem Besuch sehr gerührt und erfreut, und deshalb um so mehr geneigt, ihren Rathschlägen ein aufmerksames Ohr zu leihen. Ueberzeugt, daß er nirgendwo besser aufgehoben sei, als in England, empfahl sie ihm dringend, dorthin zu gehen. Die Gelegenheit sei günstig; Hume hege die freundschaftlichsten Gesinnungen für ihn und sei in jedem Augenblicke bereit, ihn in seine Heimath zu geleiten. Es komme nur darauf an, daß er sich diesen Eifer zu Nutze mache und ihm schreibe. Dazu war Rousseau nun freilich für jetzt noch nicht zu bringen. Seine Abneigung gegen die Insel bestand unverändert fort, und er konnte sich nicht entschließen, zu ihr seine Zuflucht zu nehmen, so lange noch eine andere Auskunft übrig blieb. Doch wies er den Vorschlag der Marquise nicht so unbedingt zurück, wie früher die Anträge der Gräfin Boufflers. Es mochte ihm gerathen scheinen, sich für alle Fälle einen letzten Ausweg offen zu halten. Die Freundin schied daher mit dem Auftrage, dem gefälligen Schotten für sein freundliches Anerbieten zu danken, und das Geeignete vorzukehren, damit er in seiner günstigen Stimmung verharre.

Hume befand sich immer noch in Paris. Nicht blos die amtliche Stellung, auch seine persönliche Neigung hielt ihn dort zurück; er gefiel sich in einem Lande, welches ihm in Folge des wiederholten längeren Aufenthaltes werth geworden, wo er in

weiten Kreisen gefeiert, bewundert und seinen Schriften eine größere und allgemeinere Anerkennung gezollt wurde, als selbst in seiner Heimath. Seine Landsleute nahmen an der skeptischen Richtung seines Denkens, welches nicht nur alle überlieferte Wahrheit, sondern selbst die Möglichkeit einer sicheren Erkenntniß in Frage stellte, doch vielfach Anstoß. Mehr noch ärgerte sie der prononcirte Unglaube, zu welchem er sich bekannte, die rücksichtslose Weise, in der er den Inhalt und die Grundlagen der Religion angriff. Was ihm aber in seinem Vaterlande die Gemüther theilweise entfremdete, war wohl geeignet, ihm in Frankreich viele und lebhafte Sympathien zu gewinnen; die große Zahl derer, welche hier in philosophischen, wie in religiösen Dingen, dem Liberalismus huldigten, sah und ehrte in ihm einen der wirksamsten Vertreter ihrer Ansichten und Bestrebungen. Mit Stolz zählten ihn die Encyclopädisten und deren Freunde zu den Ihrigen, während man da, wo man seinen Standpunkt nicht gerade theilte, doch immer bereit war, dem scharfsinnigen Forscher und gedankenreichen Schriftsteller die verdiente Achtung zu beweisen.

Das Ansehen aber, dessen er sich in der wissenschaftlichen Welt erfreute, sicherte ihm auch im gesellschaftlichen Leben eine angenehme und bevorzugte Stellung. Er war in den Pariser Salons ein oft und gern gesehener Gast. Fehlte ihm die graziöse Anmuth und leichte Beweglichkeit der Eingeborenen, die Biederkeit seines Wesens und eine gewisse gutmüthige Bonhomie söhnten mit seiner frostigen, steifen Haltung aus. Zudem besaß der „gute David“, wie man ihn zu nennen pflegte, doch auch mehr Geist und Witz, als seine etwas massive Erscheinung in Aussicht stellte. Er verstand die feinen Bezüge in der Unterhaltung sehr wohl, wußte auch gelegentlich selbst recht geistreiche Bemerkungen einfließen zu lassen. Bei den Damen war er, scheint es, besonders beliebt. „Die hübschen Frauen“, berichtet Grimm, „reißen sich um ihn, und der dicke schottische Philosoph gefällt sich in ihrer Gesellschaft“. Freilich stand er nicht bei allen in gleicher Gunst; Madame du Deffand z. B. konnte „den Bauern von der Donau“ nicht goutiren. „Es hat mich“, schreibt sie ihrem Freunde Walpole, „sehr gefreut, zu erfahren, daß David nach Schottland geht. Ich bin recht froh, daß Sie nun nicht mehr in die Lage kommen, mit ihm zusammen zu treffen, und entzückt, daß ich selbst die Gewißheit habe, ihm nie wieder zu begegnen. Sie werden fragen, was er mir denn gethan hat? Nun, er hat mir mißfallen; ich hasse die Idole und verabscheue ihre Priester und Anbeter.“ Die bissige Marquise grollte dem Götzen, der sich im Temple, der Residenz des Prinzen Conti, von seinen Ver-

ehrern Weihrauch streuen ließ, und Hume mußte büßen, was die Gräfin Boufflers verschuldet [4]).

Er war eben ein ständiges Mitglied des Kreises, den die Geliebte des Prinzen um sich versammelte, und da diese selbst, wie auch ihre näheren Bekannten, die Marschallin von Luxembourg, Madame de Verdelin 2c., sich lebhaft für Rousseau interessirten, wird sein eigener Antheil an dessen Schicksal, auch abgesehen von etwaigen persönlichen Sympathien, schon begreiflich. Uebrigens kannten sich die Beiden nur aus ihren Schriften. Sie hatten einander bis dahin nie gesehen, und wenn sie ein einziges Mal Briefe wechselten, diesen schriftlichen Verkehr nicht weiter unterhalten. Vielleicht war gerade deshalb ihre gegenseitige Werthschätzung um so größer. Rousseau wenigstens achtete seinen schottischen Collegen sehr hoch. Die Geschichte des Hauses Stuart, welche er theilweise gelesen, hatte ihn mit Bewunderung vor seinem Geiste erfüllt, was ihm die Freunde, vor Allem der Lordmarschall, über seine Denk- und Sinnesweise berichtet, auch von seinem Charakter die beste Meinung gegeben. „Hume ist", schrieb er an Madame Boufflers, „der am meisten wahrhafte Philosoph, den ich kenne, und der einzige Geschichtschreiber, welcher jemals mit Unpartheilichkeit geschrieben hat." Er rühmt „die ruhige, objective Haltung seiner allseitigen Forschungen". „Ich wage zu glauben, daß er die Wahrheit nicht mehr geliebt hat, als ich. Aber ich habe zu ihrer Ermittelung eben nur meine leidenschaftliche Liebe, er seine Einsicht und geniale Begabung mitgebracht. Mich hat die Eigenliebe gerade in Folge meines Widerwillens gegen die Lüge oft irre geführt. Ich habe den Despotismus als Republikaner und die Intoleranz als Deist gehaßt. Hume aber hat gesagt: Seht hier, was der Despotismus schafft, was die Intoleranz zuwege bringt. Er hat den Gegenstand, den ich in meinem Eifer nur von einer Seite zu sehen vermochte, allseitig ins Auge gefaßt. Er hat die Irrthümer der Menschen gemessen, berechnet, wie ein über der Menschheit stehendes Wesen." Doch „ich gab Ihnen", sagt er ihm selbst, „nur die Hälfte von dem, was Ihnen gebührt, als ich nur Bewunderung für Sie hegte. Ihr weiter Blick, Ihre umfassenden Gesichtspunkte, Ihre wunderbare Unpartheilichkeit, Ihr Genie würde Sie zu hoch über die Menschen erheben, wenn Ihr gutes Herz Sie ihnen nicht wieder nahe brächte. Indem Milord mich lehrt, in Ihnen mehr noch den liebenswürdigen, als den großen Menschen zu sehen, macht er mir Ihren Umgang täglich wünschenswerther, nährt er in mir das Verlangen, die Tage meines Lebens in Ihrer Nähe zu beschließen [5])."

In der That war dem so. Das ideale Bild des persönlich fremden Mannes, wie es die geschäftige Phantasie aus den wenigen, aber reinen und edlen Zügen, welche ihm bekannt geworden, gestaltet hatte, zog ihn mächtig an. Noch war die alte Sehnsucht nach einem Freunde, dem er sich mit vollem Vertrauen hingeben könnte, nicht erloschen, und Hume schien im hohen Grade geeignet, dieselbe zu befriedigen. Ihm ebenbürtig an Geist nnd Bedeutung, von verwandter Gesinnung und Denkweise, von wesentlich gleichen Ueberzeugungen geleitet und gemeinsamen Zielen zugewandt, besaß er nach seiner Meinung zugleich, was er bei sich selbst so schmerzlich vermißte: jene unerschütterliche Ruhe, die sich weder von inneren Erregungen, noch von äußeren Einflüssen aus dem Gleichgewichte bringen läßt und darum gestattet, den Dingen und Menschen zu jeder Zeit mit klarem Blick und in fester Haltung zu begegnen. Sie mochte, falls es gelang, sich ihm enger zu verbinden, die stete Aufregung, welche seine reizbare Natur mit sich brachte, in etwa ausgleichen, mochte auch der eigenen Schwäche und Unsicherheit gegenüber die nöthige Stütze und einen zuverlässigen Halt gewähren. Je länger er bei diesen Vorstellungen und Aussichten verweilte, um so mehr fühlte er sich geneigt, die schützende Hand zu ergreifen, die ihm so freundlich dargeboten wurde. Wie immer, wenn Herz und Kopf mit einander in Collision geriethen, trug auch dies Mal das erstere den Sieg davon. Der Wunsch, mit einem Manne in inniger Gemeinschaft zu leben, der ihm ein Freund im wahren und vollen Sinne des Wortes zu werden versprach, erwies sich stärker, als die Bedenken, zu welchen sein Vorschlag Anlaß gab. Es kam hinzu, daß die Besorgniß, in England einer unfreundlichem Aufnahme zu begegnen, mehr und mehr zurücktrat. Schon der Umstand, daß er dort von einem so berühmten und einflußreichen Sohne des Landes eingeführt werde, ließ sie wenig gerechtfertigt erscheinen. Ueberdies war ihm bekannt geworden, daß seine letzten Schriften, vor Allem der Emil, weit entfernt, Anstoß zu erregen, auf der britischen Insel selbst größeren Beifall fanden, als auf dem Continente. Er durfte erwarten, daß der günstige Empfang, welcher ihnen zu Theil geworden, auch ihrem Verfasser nicht fehlen werde. Warum also länger vor einem Schritte zurückweichen, zu welchem die innere Neigung ebenso hindrängte, wie die äußere Lage der Dinge?

Er entschloß sich, ihn zu wagen. „Ihre Güte“, schrieb er an Hume[6]), „rührt mich nicht weniger, als sie mich ehrt. Die würdigste Antwort, welche ich auf Ihre Anerbietungen geben kann, ist, sie anzunehmen, und ich nehme sie an. Ich werde in einigen Tagen abreisen, um mich in Ihre Arme zu werfen. Es ist der

Rath Milords, meines Beschützers, meines Freundes und Vaters; es ist der Rath der Gräfin Boufflers, deren erleuchtetes Wohlwollen mich ebenso sehr leitet, wie tröstet; es ist auch — ich wage es zu versichern — der meines eigenen Herzens, welches sich freut, dem berühmtesten meiner Zeitgenossen, dessen Güte noch größer ist, als sein Ruhm, Vieles zu verdanken." — Einmal mit sich im Reinen, zögerte er nicht, sein Vorhaben auszuführen. Der Reiseplan war bald festgestellt; er gedachte sich zunächst nach Paris zu begeben, um von hier aus, nach einem Aufenthalt von einigen Wochen, mit Hume und de Luze die Fahrt nach England anzutreten. Daß die französische Regierung ihm irgendwie Hindernisse in den Weg legen werde, stand nicht zu besorgen. Die Versicherungen der Freunde und mehr noch der auf drei Monate gültige Paß, welchen Madame de Verdelin durch Vermittelung des Herzogs von Aumont für ihn erlangt hatte, gab in dieser Beziehung jede wünschenswerthe Bürgschaft. So fuhr er denn trotz der ungewöhnlich strengen Kälte, die in diesen Wintertagen herrschte, schon am neunten December in einer bequemen Postchaise von Straßburg ab. Noch angegriffen von den schmerzlichen Leiden, welche sein altes Uebel ihm in letzter Zeit bereitet, konnte er täglich nur eine kurze Strecke zurücklegen. Dennoch wäre er bei aller Vorsicht unterwegs „beinahe gestorben". Er sah sich, als er nach Epernay kam, genöthigt, anzuhalten, und verbrachte hier eine so schlimme Nacht, daß er „die Hoffnung aufgab, den Morgen noch zu erleben." Indeß der Anfall ging gefahrlos vorüber; er konnte die Reise alsbald fortsetzen und traf nach einer siebentägigen Fahrt am Abende des sechszehnten December leiblich wohl in der Hauptstadt ein[7]).

In der Rue St. Jacques, wo Madame Duchesne, die Wittwe seines früheren Verlegers, eine Wohnung für ihn bereit hielt, stieg er ab. Niemand wußte von seiner Ankunft; er hatte die Freunde dringend gebeten, sie nicht im Voraus anzukündigen. Der Ruhe bedürftig, wünschte er die lästigen Besuche abzuwehren, die seine Gegenwart, sobald sie in weiteren Kreisen bekannt wurde, veranlassen mußte. Auch jetzt, am Ziele angelangt, hielt er an der Absicht fest, sein Incognito möglichst zu bewahren. Doch war er deshalb nicht gemeint, sich ängstlich zu verbergen. „Er hat das nie gethan und will gegenwärtig damit nicht beginnen. Warum sollte er auch? Er hat für seine Sicherheit nichts zu fürchten, und wäre sie bedroht, er ist auf das Schlimmste gefaßt." Ging

er daher nur selten aus, so blieb er doch nicht beständig zu Hause. Zwar vermied er es, irgend Jemanden aufzusuchen; die anstrengenden Straßburger Diners waren ihm noch zu lebhaft im Gedächtnisse, als daß er sich ihnen von Neuem hätte aussetzen mögen. Wohl aber konnte Grimm schon nach einigen Tagen seinen Correspondenten mittheilen, daß „man den armenisirten Genfer hier und da auf den Spaziergängen gesehen". Natürlich wußte, was dem Baron bekannt geworden, bald alle Welt. Nicht lange und seine Anwesenheit war ein öffentliches Geheimniß, das jede weitere Zurückhaltung nutzlos erscheinen ließ. Er beschloß deshalb, aus ihr herauszutreten und sich den zahlreichen Besuchen, die eine aufrichtige Achtung und Theilnahme, oder auch die bloße Neugierde ihm zuführte, nicht ferner zu entziehen.

An Raum, sie zu empfangen, fehlte es nicht. Sein alter Gönner, der Prinz Conti, hatte, sobald er seine Ankunft erfuhr, in seiner eigenen Residenz, dem Temple, eine Wohnung herrichten und ihm dieselbe anbieten lassen. Rousseau glaubte die hohe Ehre, welche ihm damit erwiesen wurde, nicht ablehnen zu dürfen. Ueberdies war es doch immer möglich, daß das Parlament sich seines früheren Beschlusses erinnerte und auf den Gedanken kam, ihn noch nachträglich zur Ausführung zu bringen. Geschah das aber, so bot der Temple, dessen Bezirk von seiner Gerichtsbarkeit eximirt war, eine sichere Zuflucht. Er siedelte daher schon nach einigen Tagen in das Hotel St. Simon, welches, innerhalb des geschützten Raumes gelegen, die für ihn bestimmten Gemächer enthielt, über. Der Glanz und die Pracht, welche ihn hier umgaben, waren zwar wenig nach seinem Geschmack. Auch fühlte er sich durch die ungewöhnliche Aufmerksamkeit, womit der Prinz und seine Umgebung ihn behandelten, in etwa genirt und beengt. Es war doch fast eine zu große Ehre für ihn, wenn die Capelle seines fürstlichen Freundes unter seinen Fenstern erschien, um ihm einen musikalischen Morgengruß darzubringen. Doch konnte es ihm andererseits nur lieb und schmeichelhaft sein, daß ein so hochgestellter Mann sich bewogen fand, ihm so eclatante Beweise seiner Gunst und Werthschätzung zu geben. Es mußte ihn nicht minder freuen, daß die Bekannten aus früherer Zeit sich in großer Zahl zu seiner Begrüßung einfanden, daß alle Gelehrten und Schriftsteller von einigem Ruf — nur d'Alembert kam auffallender Weise n i c h t — sich beeilten, ihm ihre Aufwartung zu machen. Er sah doch jetzt, daß seine Gegner vergeblich bemüht gewesen, ihm die Zuneigung der Freunde und die Achtung des Publikums zu rauben. Freilich wurden die vielen Besuche, wie erwünscht sie auch sein mochten, allmälig recht unbequem. „Ich bin hier", schreibt er

an du Peyrou, „wie Sancho auf seiner Insel Barataria, den ganzen Tag zur Schau gestellt. Ich habe Gesellschaft von dem Augenblicke an, in welchem ich aufstehe, bis zu dem, wo ich mich zu Bette lege, und ich bin genöthigt, mich öffentlich anzukleiden. Nie habe ich so viel gelitten, doch wird das zum Glück bald ein Ende nehmen."

Die Abreise nach England stand bevor. Daß sie nicht schon früher erfolgt war, lag nicht an ihm. Von dem Wunsche erfüllt, recht bald dahin zu gelangen, wo er dauernd Ruhe zu finden hoffte, hatte er, kaum in Paris angekommen, die Begleiter bereits gebeten, sie nicht länger als nöthig hinauszuschieben. Auch in den folgenden Tagen drängte er sie wiederholt, sich mit ihren Vorbereitungen zu beeilen. „Ich kann es", klagt er de Luze, „auf dieser öffentlichen Schaubühne nicht länger aushalten. Könnten Sie nicht, aus christlicher Liebe, unsere Abfahrt etwas beschleunigen?" Die Freunde, scheint es, waren weniger pressirt, und sie hätten wohl noch länger gezögert, wäre seine Bitte nicht durch eine Mahnung der Behörde unterstützt worden. Der Schutz, welchen ihm der Temple und dessen Gebieter gewährten, erwies sich doch als unzureichend. Choiseul ließ ihm durch die Polizei den Befehl zugehen, sich unverzüglich zu entfernen[8]). Wir wissen nicht, was den edlen Herzog zu dieser nicht gerade noblen Maßregel bewog. Vielleicht ging sie aus der Rücksicht hervor, die er allerdings auf das Parlament, sowie auf den Hof und Klerus, zu nehmen hatte. Möglich auch, daß die Pläne, welche er damals in Bezug auf Korsika und Genf verfolgte, ihm eine weitere Entfernung Rousseau's wünschenswerth machten. Wir zweifeln kaum, daß er bei den Ausweisungen, welche dieser in der Schweiz erfahren, die Hand im Spiele hatte. War aber dort schon seine Anwesenheit bedenklich, so konnte er ihn in Frankreich selbst noch weniger dulden. Besser doch, der Mann, welcher die Sache des Rechts und der Freiheit gegen List und Vergewaltigung so beredt zu verfechten wußte, lebte weit ab in einem Lande, wo er von dem, was auf dem Continente vorging, nicht so unmittelbar berührt, und falls er sich etwa veranlaßt sah, seine Stimme zu erheben, nicht so leicht gehört und verstanden wurde. Jedenfalls möchten wir lieber an Erwägungen dieser Art, als mit Rousseau glauben, daß der Herzog sich lediglich durch persönlichen Groll leiten ließ.

Auch Grimm war wohl ungenau oder schlecht unterrichtet, wenn er in seiner hämischen Weise erzählte: „Der Prinz Conti hat den besagten Armenier im Temple einquartiert, wo er tagtäglich große Cour von Männern und Frauen gehalten hat. Er

ist alle Tage in dem Theile des Boulevard, welcher in nächster Nähe seiner Wohnung liegt, spazieren gegangen. Diese Sucht, sich dem Publikum zu zeigen, hat den Minister choquirt; man hat ihn daher auffordern lassen, sofort abzureisen." Uns scheint, daß, wenn es Rousseau darum zu thun gewesen wäre, sich bemerkbar zu machen, er nicht jede Einladung abgelehnt oder doch seine Spaziergänge etwas weiter ausgedehnt hätte. Indeß zugegeben, daß das Bestreben, Aufsehen zu erregen, an seinem Verhalten einigen Antheil hatte, der eitle Grimm war gewiß nicht befugt, ihm diese Schwäche vorzurücken, und Choiseul schwerlich der Mann, Anstoß an ihr zu nehmen. Welche Motive aber auch der Weisung des Ministers zu Grunde lagen, es mußte ihr Folge geleistet werden. Ein Versuch des Prinzen, seinem Schützlinge die bedenkliche Winterreise über den Kanal zu ersparen, scheiterte an dessen eigenem Widerstande. Er schlug ihm vor, sich in einem seiner Schlösser, welches etwa 12 Stunden von Paris entfernt lag, niederzulassen, konnte ihn aber, wiewohl er „zwei Tage lang seine ganze Beredtsamkeit aufbot", nicht bewegen, auf die Bedingung einzugehen, an welche er seinen Antrag knüpfen zu müssen glaubte. Worin dieselbe bestand, erfahren wir nicht; wahrscheinlich handelte es sich um die Annahme eines falschen Namens, welche der Prinz unter den gegebenen Umständen für unbedingt nöthig hielt, Rousseau aber seiner unwürdig fand. Außer Stande, die verlangte Concession zu machen, blieb ihm nur übrig, an dem ursprünglichen Plane festzuhalten. Am 2. Januar (1766) um Mittag fuhr er in Begleitung der beiden Freunde aus der Hauptstadt ab.

Die Reise nahm im Ganzen einen recht günstigen Verlauf. Zwar wurde man in Calais eine Weile durch widrige Winde aufgehalten; die Ueberfahrt selbst aber, wiewohl sie in der Nacht stattfand und mehr als 12 Stunden in Anspruch nahm, war frei von erheblichen Beschwerden. Rousseau wenigstens konnte sich nicht beklagen; hatte er auch von der Nässe und Kälte zu leiden, und „fühlte er die See mehr, als er sie sah", er, der sich ihr zum ersten Male anvertraute, war doch weniger krank, als Hume, den sie schon so oft getragen. Freilich mochte sich dieser durch die dankbare Freude, welche sein Schützling an den Tag legte, für seine Leiden hinlänglich entschädigt glauben. Als man in Dover an's Land stieg, fiel ihm Rousseau um den Hals, schloß ihn, sprachlos vor Rührung, fest in die Arme, und bedeckte sein

Gesicht mit Küssen und Thränen[9]). Hatte er es doch dem Freunde zu verdanken, daß er den Boden der Freiheit betreten und hoffen durfte, auf ihm eine gastliche Stätte zu finden.

Die Aufnahme, welche ihm in London zu Theil wurde, war ganz geeignet, ihn in dieser Erwartung zu bestärken. Seine Ankunft galt dort für ein bedeutsames Ereigniß. Die öffentlichen Blätter zeigten sie triumphirend an; sie hoben mit stolzer Genugthuung hervor, wie es England zur größten Ehre gereiche, daß es nun in der Lage sei, dem Verfolgten die Zuflucht zu gewähren, welche ihm anderswo versagt worden. Das Publikum aber war sichtlich bemüht, dem berühmten Gaste den Aufenthalt in seiner Mitte möglichst angenehm zu machen. Man kam ihm überall in der freundlichsten Weise entgegen; alle Stände beeiferten sich, ihm Beweise ihres Wohlwollens und ihrer Achtung zu geben. War dieser schmeichelhafte Empfang eine Wirkung des Rufes, der ihm vorausging, so hatte doch auch Hume nicht geringen Antheil daran. Er stellte den Freund gleich Anfangs seinen zahlreichen Bekannten vor, die es sich dann ihrerseits angelegen sein ließen, seine Empfehlung auch in weiteren Kreisen zur Geltung zu bringen. Nicht lange und Rousseau wurde in der englischen Hauptstadt ebenso geehrt und gefeiert, wie vor Kurzem in der Kapitale Frankreichs. Die angesehensten Männer des Landes, Mitglieder des Parlamentes und der hohen Aristokratie, fanden sich ein, um ihn zu begrüßen. Selbst ein Schwager des Königs, der Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz, machte ihm, allerdings incognito, einen Besuch. Auch der König und seine Gemahlin wünschten, ihn zu sehen; da er aber von einer Einführung bei Hofe nichts wissen wollte, kam man überein, daß er sich ihnen an einem dritten Orte zeigen solle. Zu dem Ende erschien er an einem Abende, an welchem die Majestäten dem Schauspiele beiwohnten, von Madame Garrick geleitet, in der Loge ihres berühmten Gatten. Wer die Tamboure der Garde veranlaßte, vor seiner Wohnung die Trommeln rühren zu wollen, steht dahin; gewiß ist, daß er diese Auszeichnung ablehnte. Auch gab er nur mit Widerstreben seine Zustimmung, als Hume ihn ersuchte, dem befreundeten Ramsay, einem der besten Portraitmaler dieser Zeit, zu einem lebensgroßen Bilde zu sitzen, welches er zunächst für sich, dann aber auch in der Absicht anfertigen ließ, es durch den Stich den Verehrern seines Schützlings zugänglich zu machen[10]).

Man sieht, Rousseau hatte allen Grund, mit der herzlichen und ehrenvollen Aufnahme, die er unter den sonst so stolzen und spröden Britten erfuhr, zufrieden zu sein. Auch verfehlte er nicht, ihnen die dankbare Anerkennung zu zollen, welche sie verdiente.

Rühmend gedenkt er in den Briefen an seine Freunde „des guten, ja ausgezeichneten Empfangs," wie der Menschen, welche ihm denselben bereitet. „Es scheint", schreibt er bald nach seiner Ankunft, „daß man mich hier gerne sieht, und das fesselt mich. Zwar würde mir die Schweiz mehr zusagen, als England; die Engländer aber sind mir lieber, als die Schweizer." — „Meine Anwesenheit hier," berichtet er später, „macht mehr Aufsehen, als ich glauben oder erwarten durfte. Von allen Seiten strömen die Menschen herzu, der Conflux erdrückt mich fast. Ich erwiedere die Besuche nicht, doch nimmt man das nicht übel. Ueberhaupt gefällt mir das Benehmen der Engländer sehr; sie verstehen es, Achtung zu beweisen, ohne sich in faden Schmeicheleien zu ergehen; sie sind die Antipoden der Schwätzer von Neufchatel [11])." — Ihre rücksichtsvolle Freundlichkeit aber ließ es ihm als eine angenehme Pflicht erscheinen, ihnen in gleich wohlwollender Weise zu begegnen. Er nahm Alle, die bei ihm eingeführt wurden, zuvorkommend auf und bemühte sich, Jedermann durch eine aufmerksame Behandlung zufrieden zu stellen. Hume war von dem Benehmen „seines Mündels" höchlich erbaut. „Er ist," meldet er der Freundin, „sehr liebenswürdig, stets höflich, oft munter, in der Regel umgänglich. Er kennt sich selbst nicht, wenn er sich für die Einsamkeit geschaffen glaubt. Sein Herz ist vortrefflich und voll Wärme; in der Unterhaltung wird er zuweilen lebhaft bis zur Begeisterung." Anderswo sagt er: „Ich habe nie einen liebenswürdigeren und tugendhafteren Menschen kennen gelernt. Er ist sanft, bescheiden, liebevoll, uneigennützig und mit einem äußerst feinen Gefühle begabt. In seinem Benehmen zeigt er eine seltene Einfachheit, in dem gewöhnlichen Verkehre ist er ein wahres Kind. Suche ich Fehler an ihm, so finde ich keine anderen, als eine große Ungeduld, Reizbarkeit und eine gewisse Neigung, gegen seine besten Freunde ungerechten Argwohn zu hegen."

Indeß, fand er sich auch in der Londoner Gesellschaft ganz wohl zurecht, er war doch nicht nach England gekommen, um an dem bewegten Leben der Hauptstadt Theil zu nehmen. Es galt vielmehr, fern von ihr auf dem Lande einen passenden Ort zu finden, wo er in stiller Einsamkeit, unberührt von dem ruhelosen Treiben der Welt, den Rest seiner Tage verleben könne. Leider war ein Asyl, wie er es wünschte, nicht sogleich zur Hand. Zwar hatte Hume bereits von Paris aus seinen Bekannten den Auftrag gegeben, sich nach einer geeigneten Wohnstätte für den Freund umzusehen. Doch stellte sich heraus, daß die, welche sie in Vorschlag brachten, den nothwendigen Anforderungen wenig entsprachen. Man mußte selbst weitere Umschau halten, kam aber auch nicht

so schnell zum Ziele. Schon begann Rousseau ungeduldig zu werden, als ein Waliser Edelmann sich erbot, ihm in einem alten Kloster, wo einer seiner Pächter die Wirthschaft führte, eine Wohnung einzuräumen. Nichts konnte ihm erwünschter sein; stellte doch der Antrag gerade das in Aussicht, was er bedurfte. „Wales! das gleicht in jeder Beziehung der Schweiz; nur die Bewohner sind glücklicherweise verschieden. Wohl ist das Klima dort ziemlich rauh und regnerisch; dafür gibt es aber hohe Berge und tiefe Thäler, blumige Wiesen und schattige Wälder und, was die Hauptsache ist, einfache, schlichte Menschen, die mit der Außenwelt nur wenig in Berührung kommen.“ In diesem wilden und abgelegenen Lande durfte er, wenn irgendwo, hoffen, „ruhig zu leben und zu sterben.“ Auch war er fest entschlossen, es aufzusuchen, sobald die grimmige Kälte, welche selbst die Themse mit einer Eisdecke überzog, einer milderen Temperatur gewichen, und Therese, die im Begriffe stand, sich zu ihm zu begeben, angekommen sein würde.

Bis dahin aber in London zu bleiben, schien unmöglich. Er konnte den Lärm der großen Stadt nicht länger ertragen und siedelte deshalb vorläufig in das etwa zwei Stunden entfernte Dorf Chiswick über. Hier lebte es sich recht angenehm[12]; sein Hauswirth, der Spezereihändler Pullein, war ein achtbarer und unter seinen Standesgenossen angesehener Mann, die Frau desselben eine gute, liebenswürdige Dame, die es sich angelegen sein ließ, ihren Gast freundlich und aufmerksam zu behandeln. Rousseau fühlte sich wohl bei diesen einfachen, gefälligen Leuten, zumal nun auch Therese, deren Reise ihm große Sorge gemacht, endlich eintraf, und der verlorene „Sultan“, der Dritte im häuslichen Bunde, sich wiederfand. Indeß wie sehr ihm der Aufenthalt in dem kleinen Weiler zusagte, die Hauptstadt lag doch zu nahe, als daß er ihm die ersehnte Ruhe hätte sichern können. Vor wie nach führten Wohlwollen und Neugierde zahlreiche Gäste herzu; nur ein weiterer Rückzug in das Innere des Landes konnte vor diesen lästigen Heimsuchungen schützen. Die Absicht aber, sich im fernen Westen niederzulassen, mußte bald aufgegeben werden; es liefen Nachrichten ein, welche es rathsam erscheinen ließen, auf die dort in Aussicht genommene Wohnung zu verzichten. Vermuthlich war es Hume, der diese ungünstigen Berichte in Umlauf setzte, oder doch Sorge trug, daß sie dem Freunde zu Ohren kamen. Wenigstens sagt er selbst, daß er Alles aufgeboten habe, um das Waliser Projekt, dem er sich bei der ausgesprochenen Vorliebe Rousseau's offen nicht zu widersetzen wagte, unter der Hand zu vereiteln. Er hielt es eben nicht für gut, daß sein

Schützling dem gesellschaftlichen Verkehre aus dem Wege gehe, und wünschte deshalb, ihn in der Nähe von London zurückzuhalten. Wir hörten schon, daß er ihn für die Einsamkeit nicht geschaffen glaubte; „sein unruhiges Wesen und die Anfälle von Schwermuth, welchen er sich unterworfen zeigte", ließen ihn fürchten, daß er in ihr die gehoffte Befriedigung nicht finden werde. War doch bei seiner Unkenntniß der Landessprache in abgelegenen Gegenden, wo sie allein gesprochen und verstanden wurde, ein persönlicher Umgang kaum zu erwarten. Es durfte selbst als fraglich gelten, ob er sich mit seiner Umgebung auch nur insoweit werde verständigen können, als die Umstände dies unbedingt erforderten.

Doch Rousseau war nicht geneigt, Erwägungen dieser Art Raum zu geben, und Hume sah sich genöthigt, seine Bedenken für sich zu behalten, wenn er mit dem Freunde nicht in Conflict gerathen wollte. Denn schon erinnerte dieser, daß doch Niemand besser als er selbst wisse, was für ihn gut und angemessen sei. Es blieb nur übrig, sich seinen Wünschen zu fügen und, ohne Rücksicht auf die etwaigen Folgen, ihre Erfüllung herbeizuführen. An der Möglichkeit dazu fehlte es nicht. Die begüterten Freunde Hume's sowohl, wie seine eigenen Verehrer, machten sich ein Vergnügen daraus, ihm ihre Landhäuser zur Verfügung zu stellen. Er sagt kaum zu viel, wenn er versichert [13]), daß „ihm fast in jeder Provinz des Landes eine Wohnung zur Disposition gestanden habe". Natürlich wurde es bei einer so großen Auswahl nicht grade leicht, eine Entscheidung zu treffen, zumal doch neben den Vorzügen, welche die verschiedenen Oertlichkeiten darboten, auch mehr oder minder erhebliche Mängel hervortraten. So gefiel es ihm auf dem Gute des Obersten Webb in der Grafschaft Surrey zwar recht gut; er zweifelte indeß nicht, daß die Nähe der Hauptstadt ihm die reizende Landschaft bald verleiden werde. Die Insel Wight, wo ein Herr Stanley ihn bei sich aufnehmen wollte, war allerdings weiter entfernt, empfahl sich auch durch ihr mildes und ziemlich trockenes Klima. Doch „das offene Land, die heftigen Stürme und die kahlen Berge, die wenigen Bäume und die vielen Menschen" schreckten von einem längeren Aufenthalte zurück. — Ließ die Gegend nichts zu wünschen, so erhoben sich Schwierigkeiten anderer Art. Wie geneigt man im Allgemeinen war, sich den Launen des wunderlichen Gastes möglichst zu fügen, man mochte doch nicht auf alle seine Forderungen eingehen. Die Zumuthung namentlich, daß seine Gouvernante ihm gleichzustellen, also etwa mit zur gemeinsamen Tafel zuzulassen sei, erschien dem aristokratischen Sinne oder auch dem moralischen Gefühle der

Engländer doch zu stark. Es gab so überall mannigfache Bedenken, die er selbst nicht zu beseitigen wußte. Seine Umgebung aber, die ihn am liebsten in ihrer Nähe zurückgehalten hätte, bemühte sich nicht grade, ihm über sie hinweg zu helfen. „Jeder," so klagt er wohl, „sucht mich auf seine Seite herüberzuziehen, und wenn ich einen Entschluß fasse, vereinigen sich Alle, mich wieder von ihm abzubringen."

Erst um die Mitte des März kam er dahin, eine definitive Entscheidung zu treffen. „Die zu große Nähe von London," schrieb er damals an du Peyrou [14]), „meine wachsende Neigung für ein zurückgezogenes Leben und, ich weiß nicht welches Verhängniß, das mich unabhängig von jeder vernünftigen Ueberlegung bestimmt, treiben mich in die Berge von Derbyshire." Herr Davenport, ein reicher Particulier, hatte ihm durch Hume sein in dieser Grafschaft gelegenes Landgut zur Wohnung anbieten lassen. Dasselbe schien den Anforderungen, die er an sein künftiges Asyl stellen zu müssen glaubte, in jeder Rücksicht zu entsprechen. Es lag in einer anmuthigen, romantischen Gegend, inmitten von Felsen, Wäldern und Bächen; es war in seiner wilden Einsamkeit von London und anderen großen Städten so weit entfernt, daß eine Störung der ersehnten Ruhe durch gleichgültige Besuche nicht zu befürchten stand. Es gehörte ferner einem gebildeten und wohlwollenden Manne, von welchem sich erwarten ließ, daß er Alles aufbieten werde, um dem Gaste den Aufenthalt in seinem Hause angenehm zu machen. Zwar pflegte er selbst es nur selten und dann auf kurze Zeit zu bewohnen; doch war das, da die Gegenwart des Hausherrn leicht unbequem werden mochte, am Ende nur erwünscht, zumal es deshalb nicht an einer geordneten Wirthschaft fehlte, welche die nothwendigen Bedürfnisse liefern konnte. Rousseau zögerte denn auch nicht, auf den freundlichen Antrag einzugehen. An seinem Grundsatze aber, stets auf eigene Kosten zu leben, hielt er auch dies Mal fest; Davenport mußte sich, trotz seiner 7000 Pfund Einkünfte, eine billige Entschädigung gefallen lassen [15]).

Der Umzug fand, als man über die Bedingungen einig geworden, ohne weiteren Aufschub statt. Schon am 22. März konnte Rousseau dem Freunde melden, daß er in Wootton, seinem neuen Wohnorte, angekommen sei. Er durfte hinzufügen, daß ihm die bis dahin unbekannte Lokalität in hohem Grade zusage, er auch allen Grund habe, mit seiner Aufnahme zufrieden zu sein. Es geschehe in dieser Beziehung sogar des Guten zu viel; vielleicht würde er sich noch behaglicher fühlen, wenn man ihm weniger Aufmerksamkeiten erwiese. Indeß „ist die Zuvorkommen-

heit seines freundlichen Wirthes so verbindlicher Art, daß man unmöglich über sie böse werden kann, und ist von allen Unannehmlichkeiten des Lebens die, sich zu wohl zu befinden, jedenfalls eine von denjenigen, welche sich am leichtesten ertragen lassen". Störend ist, daß er sich den dienenden Hausgenossen weder verständlich machen, noch selbst ein Wort von dem, was sie sagen, verstehen kann. Doch hat er zum Glück an Therese einen geeigneten Dolmetscher; „ihre Finger sprechen deutlicher, als seine Zunge es vermöchte". Zu bedauern bleibt, daß das Wetter nicht gestattet, sich draußen umzusehen. „Hier im innern Lande will der Winter noch immer kein Ende nehmen. Es friert beständig und schneit alle Tage; geht man hinaus, so wird man von einem sehr scharfen Winde empfangen, der zum schleunigen Rückzuge zwingt." Wie wenig aber auch das rauhe Klima behagt, er würde doch lieber „die Höhle eines der vielen Kaninchen, die hier herum hausen, als die schönsten Gemächer von London bewohnen". Sichert ihm diese wilde Einsamkeit ja grade das, was er vor Allem bedarf: eine ungestörte Ruhe, die um so mehr erfreut, da sie keine Unterbrechung befürchten läßt[16]).

VIII.

Leider wurde die Befriedigung, welche die neue Zufluchtsstätte gewährte, durch die wachsende Verstimmung gegen den Mann getrübt, dem er sie vorzugsweise zu verdanken hatte. Das unbegrenzte Vertrauen, womit er sich Hume in die Arme geworfen, war, seitdem er ihm persönlich näher getreten, in bedenklicher Weise erschüttert worden. Zwar konnte er nicht leugnen, daß der Freund die Hoffnungen, welche er auf seinen thätigen Beistand gesetzt, erfüllt, daß er sich in seinem Interesse eifrig bemüht, ihm viele und wesentliche Dienste geleistet habe. Ob aber dieser Diensteifer aus einer wahrhaft freundschaftlichen Gesinnung entspringe, schien ihm nachgrade sehr zweifelhaft. Wohl sträubte er sich Anfangs, dem Mißtrauen, welches sich in seiner Seele zu regen begann, Raum zu geben. Wie mochte er auch, ohne über sich selbst zu erröthen, da unlautere Motive voraussetzen, wo allem Anscheine nach nur uneigennütziges Wohlwollen wirksam war? Indeß, wie sehr er sich bestrebte, den aufkeimenden Argwohn abzuweisen, es fanden sich immer wieder Umstände und Wahrnehmungen, die ihn von Neuem und dann mit verstärkter Kraft wach riefen. Nicht lange und es kam dahin, daß er sich seiner nicht mehr erwehren konnte und, einmal gezwungen, ihn gelten zu lassen, überall Grund und Anlaß sah, ihn für berechtigt

zu halten. Hume — das wurde ihm allmälig klar — war nicht der Freund, der er zu sein schien; er konnte es nicht sein; es gab der Erfahrungen zu viele, die dagegen sprachen. Stand dies aber fest, so mußte die eifrige Fürsorge, die er bis dahin allerdings bewiesen, höchst verdächtig erscheinen. Sie war am Ende nur eine Maske, die er angelegt, um unter ihrem Schutze seine geheimen feindlichen Absichten leichter ausführen zu können. Freilich lagen keine bestimmten, unzweideutigen Thatsachen vor, die als vollgültige Beweise für diese Annahme hätten dienen können. Es waren eben nur persönliche Vermuthungen, mehr oder minder gewagte Schlüsse und Combinationen, auf welche sie sich stützte. Doch war deren Zahl und, wie wenig sie einzeln auch ins Gewicht fielen, die aus ihrer Gesammtheit resultirende Ueberzeugungskraft so groß, daß Rousseau nicht umhin konnte, seine Voraussetzung hinlänglich begründet zu finden.

Für uns aber unterliegt es keinem Zweifel, daß er in ihr, wenn auch nicht ganz irre, so doch viel zu weit ging. Prüfen wir die Indizien, wie er selbst sie Hume gegenüber geltend machte [1]), etwas genauer; es wird sich dabei ergeben, daß sie zwar nicht beweisen, was sie beweisen sollen, ebensowenig aber rein aus der Luft gegriffen sind. Zunächst glaubte er während seiner Anwesenheit in London bemerkt zu haben, daß grade die näheren Bekannten Hume's ihn trotz des Eifers, womit sie sich ihm gefällig zu erweisen suchten, mit einer gewissen Kälte und Geringschätzung behandelten. Auffallend, wie das war, schien es ihm, da er diesen Leuten bis dahin persönlich unbekannt gewesen, nur dadurch erklärlich, daß der gemeinsame Freund Nachtheiliges über ihn berichtet, seinen Charakter in ein ungünstiges Licht gestellt habe. Ob er richtig und nicht vielmehr Gespenster gesehen, steht dahin; man darf wohl vermuthen, daß er die steife und kühl beobachtende Haltung, welche die Engländer, namentlich gegen Fremde, anzunehmen pflegen, mißverstand. Die Briefe Hume's aus dieser Zeit beweisen, daß er selbst sowohl, wie die Personen, bei welchen er Rousseau einführte, von ihm die beste Meinung und die letzteren daher schwerlich die Absicht hatten, ihn durch ein verächtliches Benehmen zu kränken. Doch ist es immerhin möglich, daß, zumal als später Therese an seiner Seite erschien, der oder die Eine oder Andere eine weniger vortheilhafte Ansicht durchblicken ließ. Die intime Beziehung, in welcher er zu der angeblichen „Gouvernante“ stand, konnte nicht lange verborgen bleiben, auch wenn Hume, für den sie natürlich kein Geheimniß war, reinen Mund hielt. Wir glauben aber kaum, daß der Philosoph so discret gewesen; wahrscheinlich nahm er nicht den

mindesten Anstand, über diesen, wie über andere Punkte, bei welchen die Ehre des Freundes nach dessen eigener Ansicht in Frage kam, Alles mitzutheilen, was er eben wußte. Nicht als ob er ihm damit hätte schaden oder einen Makel anheften wollen; die Dinge, um welche es sich handelte, mochten ihm wenig bedenklich, dagegen ganz geeignet erscheinen, seinen Schützling noch interessanter zu machen, als er es ohnehin schon war.

Rousseau hatte — um dies gleich hier zu sagen — von seinem Standpunkte aus ohne Zweifel Recht, wenn er der Freundschaft Hume's mißtraute. Ein Freund in seinem Sinne und nach seinem Herzen war er ebensowenig, wie es vordem etwa Grimm, Diderot oder St. Lambert gewesen. Daß ihn deshalb kein Vorwurf treffen kann, versteht sich von selbst. Es war nicht seine Schuld, wenn er dem Bilde, welches sich Rousseau von ihm gemacht hatte, nur unvollkommen entsprach. Wiewohl ohne Frage ein Mann von Kopf und Herz, besaß er doch weder die Größe des Geistes, noch die freie, noble Denkweise, welche ihm dieser in seinem maßlosen Enthusiasmus vorschnell zugeschrieben. Auch ist es sehr begreiflich, daß er dem neuen Freunde nicht jene persönliche Zuneigung und tiefere Sympathie entgegenbrachte, deren es zu einem wirklich innigen Verhältnisse bedurfte. Davon abgesehen, daß er ihn vorläufig nur aus seinen Schriften oder vom Hörensagen kannte, war er seinem ganzen Wesen nach von ihm zu sehr verschieden, als daß er ihn auch nur hätte verstehen, geschweige denn sich ihm innerlich verwandt fühlen können. Seine kühle, phlegmatische Natur harmonirte wenig mit der ruhelosen Feuerseele, die in Rousseau lebte. Die Macht, welche Phantasie und Gemüth auf diesen ausübten, war ihm, dem scharfen, aber nüchternen Denker, ziemlich fremd. Stimmten Beide in ihrer allgemeinen Geistesrichtung überein, so wichen doch ihre Ansichten über die wichtigsten Fragen erheblich von einander ab. Die religiöse Skepsis Hume's ließ auch den Deismus, zu welchem sich Rousseau bekannte, nicht unangetastet; andererseits gingen dessen demokratische Grundsätze über sein politisches Credo, das ihm trotz aller liberalen Allüren gestattete, den absolutistischen Tendenzen Georg's III. und seines Torykabinets zu dienen [2]), weit hinaus. Mehr noch als ihre Ansichten, differirten ihre persönlichen Neigungen und Lebensgewohnheiten. Hume, der Weltmann, dachte, empfand und lebte als solcher; weit entfernt, an dem Thun und Treiben der höheren Gesellschaftskreise Anstoß zu nehmen, bewegte er sich in ihnen, wie in seinem natürlichen Elemente. Ihre Denk- und Anschauungsweise, ihre Maximen und Manieren waren im Wesentlichen auch die seinigen. Es fiel ihm nicht ein, die Be-

rechtigung derselben in Zweifel zu ziehen oder sich gar, wie Rousseau, von ihnen in seinem innersten Wesen verletzt zu fühlen. Vielmehr galt ihm der sociale Boden, auf welchen er sich gestellt sah, als die selbstverständliche Unterlage seines persönlichen Daseins. Auch war es seine vornehmste Sorge, auf ihm festen Fuß zu fassen und sich mit den Mitteln und Waffen, welche im gesellschaftlichen Wettkampfe üblich sind, zu größerem Ansehen und Einfluß zu erheben.

Es leuchtet ein, daß bei einer so durchgreifenden Verschiedenheit in Charakter und Lebensrichtung von einer intimen Gemeinschaft Beider nicht die Rede sein konnte. Möglich blieb nur eine Verbindung äußerlicher Art, wie sie wohl unter näheren Bekannten besteht, die freundlich mit einander verkehren, sich auch gelegentlich Dienste leisten, im Uebrigen aber, innerlich geschieden, wie sie es sind, ihre besonderen Wege gehen. Hume, dem tiefere persönliche Beziehungen überhaupt unbekannt waren, faßte ohne Zweifel das Verhältniß in diesem oberflächlichen Sinne, und man muß zugeben, daß er ihm in solcher Beschränkung vollkommen gerecht wurde. Rousseau freilich war damit keineswegs zufriedengestellt. Er hatte erwartet, einen Freund in der vollen Bedeutung des Wortes zu finden, und sah nun überall, wo dieser sich vermissen ließ, Grund zu Beschwerden und Anklagen. Wir sahen schon, wie er Hume für das anstößige Benehmen seiner nächsten Umgebung verantwortlich machte. Er legte ihm nicht minder die ungünstigen Berichte und Urtheile zur Last, welche bald auch in weiteren Kreisen über ihn laut wurden. Dieselben waren allerdings geeignet, ihn höchlich zu befremden. Er hatte sich vor seiner Ankunft in England eines großen Ansehens und des besten Rufes erfreut; die Organe der öffentlichen Meinung waren seines Lobes voll, und seine Verfolger der Gegenstand eines allgemeinen Unwillens gewesen. Auch hatte sich diese Achtung und Sympathie noch zur Zeit, als er persönlich auf der Insel erschien, laut und energisch ausgesprochen. Um so mehr mußte es überraschen, daß sie bald nach seinem Eintreffen nicht nur verstummte, sondern gradezu in ihr Gegentheil umschlug. „Ohne irgend welche nachweisbare Veranlassung änderte sich der bisherige freundliche und wohlwollende Ton so schnell und stark, daß die Launenhaftigkeit des Publikums schwerlich jemals auffallender zu Tage getreten ist. Wie auf gemeinsame Verabredung brach man plötzlich von allen Seiten in Schmähungen und Beschimpfungen aus. Eine Menge von größeren und kleineren Schriften erschien, in welchen der eben noch gefeierte Gast ohne alle Schonung und Rücksicht angegriffen wurde. Kaum wagte noch ein öffentliches Blatt, zu erscheinen, wenn es nicht irgend eine Invective enthielt."

Man kann nicht sagen, daß Rousseau in dieser Schilderung die Farben zu stark aufgetragen hat; sie wird durch anderweitige Zeugnisse mehrfach bestätigt. Der bekannte Journalist Freron z. B., welcher nicht grade zu seinen Verehrern gehörte, bemerkt [3]): „Es scheint, daß die Engländer Rousseau, der ihnen die Ehre erwiesen, sich in ihre Mitte zurückzuziehen, den Krieg erklärt haben.“ Auch Herr von Magelhan, Mitglied der Londoner königlichen Gesellschaft, „sah mit tiefem Unwillen die Cabalen und Umtriebe, welche darauf abzielten, ihn als einen Narren, Misanthropen oder auch als einen undankbaren Menschen bloszustellen“. Rousseau selbst nahm die Sache Anfangs ziemlich leicht. „Man führt hier,“ schreibt er, „wie in jeder großen Stadt, viele abgeschmackte Reden, gute und schlechte. Im Allgemeinen lohnt das Publikum nicht die Mühe, daß man sich mit ihm beschäftigt.“ Doch dieser Gleichmuth behauptete sich nicht lange. Wir wissen, wie sehr ihm die Aufrechthaltung seiner persönlichen Ehre am Herzen lag, und wie wenig er im Stande war, ruhig zu ertragen, was sie irgendwie beeinträchtigen konnte. Kein Wunder daher, daß die gehässigen Angriffe ihn bald mit zorniger Erbitterung erfüllten. „Ich höre,“ läßt er sich gegen einen Bekannten vernehmen, „mit einigem Erstaunen, wie man mich in London behandelt, vor einem Publikum, das doch leichtfertiger ist, als ich geglaubt hätte. Es scheint mir, daß es weit besser sein würde, den Unglücklichen jedes Asyl zu verweigern, als daß man sie aufnimmt, um sie zu insultiren. Auch finde ich, daß man, um einen Menschen zu beurtheilen, den man nicht kennt, sich an die wenden müßte, welche ihn kennen .... Wohl sagen Sie mir, daß Ihr Publikum, wenn es sich erst eine Weile amüsirt hat, sich in der Regel gerecht zeigt. Es ist indeß meiner Ansicht nach ein grausames Amusement, welches man sich auf Kosten der Bedrängten gestattet, und genügt es nicht, daß man damit aufhört, Gerechtigkeit zu erweisen, wenn man damit anfängt, es an ihr fehlen zu lassen.“

Zu der persönlichen Kränkung aber, welche die üble Nachrede bereitete, trat noch die Besorgniß, daß dieselbe bedenkliche Folgen haben werde. In der That konnte es ihm nicht gleichgültig sein, wie man im Publikum über ihn dachte und sprach. Allein in einem wildfremden Lande, ohne den Schutz und die Stütze, welche der Eingeborene bei seiner Umgebung zu finden pflegt, war das öffentliche Urtheil für ihn von großer Bedeutung. Lautete es ungünstig, stand er einmal in schlechtem Rufe, so mochte das besonders bei einem Volke, welches den Fremden ohnehin nicht gewogen ist, auf den ruhigen Fortgang des Lebens

leicht störend einwirken. Diese Aussicht schreckte Rousseau um so mehr, da er kein Mittel sah, der drohenden Gefahr wirksam zu begegnen. Er selber war, in seiner isolirten Stellung und der Landessprache unkundig, außer Stande, die Angriffe zurückzuweisen. Von den Leuten aber, die sich seine Freunde nannten, fand sich Niemand veranlaßt, zu seiner Vertheidigung das Wort zu ergreifen. Auch Hume, wiewohl es ihm doch zunächst oblag, für seinen Schützling einzutreten, verhielt sich schweigend und unthätig. Und doch wäre es ihm, der in literarischen Kreisen so großen Einfluß besaß und mit den Männern von der Feder so mannigfache Verbindungen unterhielt, gewiß ein Leichtes gewesen, den Strom der Schmähungen zu hemmen oder ihre nachtheiligen Wirkungen durch geeignete Gegenschriften zu paralysiren. Daß er es nicht that, ließ vermuthen, daß er es nicht thun wollte. Ohnehin erschien es schon auffallend genug, daß die Angriffe fast in demselben Augenblicke begonnen hatten, in welchem er nach England zurückgekehrt war. Stand vielleicht, was so der Zeit nach congruirte, auch in einem ursächlichen Zusammenhange? Gewiß war, daß nicht Einer von seinen Freunden sich auf die Seite des Angegriffenen stellte, und dessen Gegner, bemüht, wie sie es waren, ihm auf jede Weise den Hof zu machen, nicht zu seinen Feinden gehörten. Auch ließ sich nicht übersehen, daß sie hin und wieder Thatsachen und Vorgänge zur Sprache brachten, welche nur ihm bekannt und darum nur von ihm mitgetheilt sein konnten.

Wir müssen gestehen, daß das Verhalten Hume's auch uns einigen Anstoß erregt. Zwar glauben wir nicht, daß seine persönliche Autorität, wenn er sie auch geltend machen wollte, hingereicht hätte, um dem medisanten Gerede ein Ende zu machen. Wenn Rousseau das meinte, so überschätzte er den Einfluß, welcher ihm der Presse und ihren Vertretern gegenüber zu Gebote stand. Auch befreundete Journalisten würden ihm zu Liebe schwerlich die pikanten Artikel unterdrückt haben, durch welche sie auf Kosten des interessanten Fremdlings das Publikum zu unterhalten hofften. Konnte er aber das gehässige Treiben nicht hindern, so war er doch in der Lage, ihm entgegenzuwirken. Freilich mochte er denken, daß das Gerede keine ernste Beachtung verdiene und schon von selbst bald verstummen werde. Auch ist es sehr wahrscheinlich, daß dasselbe zum Theil nur den Zweck hatte, das Leben und die Denkart des berühmten und wunderlichen Gastes durch mancherlei, mehr oder minder beglaubigtes Detail zu illustriren. Indeß läßt sich doch nicht verkennen, daß ihm vielfach die bestimmte Absicht zu Grunde lag, seinen Gegenstand dem Spotte und der Verachtung preiszugeben. Vermuthlich

ging diese Tendenz von den erbitterten Feinden aus, welche Rousseau auf dem Festlande zurückgelassen, und die ehrenvolle Aufnahme, die ihm jenseits des Meeres zu Theil geworden, noch mehr gereizt hatte. Sie trugen wohl Sorge, daß die hämischen Urtheile und die falschen oder halbwahren Nachrichten, welche sie daheim über ihn in Umlauf gesetzt, auch in England verbreitet wurden [4]).

Jedenfalls waren die Angriffe nicht so harmloser Art, daß Hume sie ignoriren durfte. Mochten sie ihm selbst auch unerheblich scheinen, die Rücksicht auf den Freund, dessen große Empfindlichkeit er kannte, gebot, von ihnen Notiz zu nehmen. Rousseau aber ging ohne Zweifel zu weit, wenn er dem Verdachte Raum gab, daß Hume gebilligt, was er nicht tadelte, oder gar veranlaßt habe, was er nicht zu hindern suchte. Solcher Perfidie war er unseres Erachtens doch nicht fähig. Dagegen ist es wohl möglich, daß er, ohne dabei Arges zu denken, der übeln Nachrede mannigfachen Stoff lieferte. Rousseau war für ihn eine fremdartige, räthselhafte Erscheinung, deren Thun und Lassen er scharf beobachtete und nicht selten mißverstand. Es begreift sich, daß die Wahrnehmungen, welche er im persönlichen Verkehre an ihm machte und seinen Bekannten alsbald mittheilte, nicht immer günstig ausfielen, zumal eine schlimme Deutung der thatsächlichen Vorgänge seinem Sinne vielleicht mehr entsprach, als eine gute. Man darf nicht vergessen, daß in den Kreisen, in welchen er sich zu bewegen pflegte, die medisante Fraubaserei an der Tagesordnung war. Ueberdies — und das ist ein wesentlicher Punkt — standen seine Pariser Freunde zu Rousseau meist in einem mehr oder minder feindlichen Verhältnisse. Es läßt sich denken, daß das Bild, welches sie ihm von dem verhaßten Gegner entworfen hatten, nicht grade ein schmeichelhaftes war. Gewiß brauchte er, was sie erzählt und angedeutet, in seiner Heimath nur weiter zu berichten, um den dortigen literarischen Klatschschwestern ein reichhaltiges Material an die Hand zu geben.

Auch wird er es im Kreise seiner Bekannten an solchen Mittheilungen nicht haben fehlen lassen. Im Verkehre mit Rousseau selbst aber beobachtete er große Vorsicht und Zurückhaltung; er vermied sorgfältig, was ihn hätte verletzen oder Anstoß geben können. Andererseits war er bemüht, sich ihm durch Artigkeiten und Lobsprüche angenehm zu machen. Freilich erreichte er damit nur das Gegentheil von dem, was er beabsichtigte. Rousseau fand diese „niedrigen Schmeicheleien“ verdächtig, besonders „im Munde eines Mannes, dessen Rede in nichts an die

Sprache der wahren Freundschaft erinnerte". Auch hatte er nicht so Unrecht, wiewohl wir die unzeitigen Complimente nicht auf Arglist und Falschheit, sondern eher auf eine gewisse Beschränktheit zurückführen möchten. Hume war wohl wirklich der Meinung, daß er den Freund, von dessen „grenzenlosem Hochmuth" ihm Manches zu Ohren gekommen, am sichersten für sich gewinne, wenn er ihm möglichst dicken Weihrauch streue. — Ebenso unverfänglich erscheint uns die große Neugierde, welche er in Bezug auf die persönlichen Verhältnisse Rousseau's an den Tag legte. „Er beschränkte sich," sagt dieser, „nicht darauf, sich bei mir nach ihnen zu erkundigen; er ließ auch, nachdem er ermittelt, daß meine Gouvernante von ihnen unterrichtet war, keine Zusammenkunft mit ihr vorübergehen, ohne sie über meine Beschäftigungen, meine Hülfsquellen, meine Freunde und Bekanntschaften, wie über deren Stand, Namen, Wohnort auszufragen." Man muß zugeben, daß „dieses Geschwätz einem Philosophen überaus schlecht anstand". Doch folgt daraus keineswegs, daß ein solcher sich so etwas nicht gestattet haben würde, wenn er nicht besondere Zwecke im Auge gehabt hätte. Rousseau vergaß, was er doch schon oft erfahren, daß ein großer Denker recht wohl ein kleiner Mensch sein kann. Uebrigens ging Hume's Wißbegierde allerdings über das zulässige Maß hinaus. Wir sehen aus seiner Correspondenz, daß er sich nicht schämte, hinter dem Rücken des Freundes auf geheimen Wegen über dessen Vermögenslage Erkundigungen einzuziehen. Unverzeihlicher noch war es, daß er selbst, wie es scheint, das Briefgeheimniß nicht achtete. Rousseau klagt: „Die Briefe, welche ich schreibe, kommen nicht an; ich erhalte deren, die geöffnet worden, und alle sind durch Hume's Hände gegangen. Entgeht ihm einer, so brennt er vor Verlangen, ihn zu sehen." Wir würden geneigt sein, die Verdächtigung für grundlos zu halten, fänden wir sie nicht durch eine spätere gelegentliche Aeußerung Hume's in etwa gerechtfertigt. „Ein Verleumder," sagt er [5]), „kann seine Hand nicht im Spiele gehabt haben, denn er (Rousseau) erhielt keine Briefe durch die Post" — eine Motivirung, die nur stichhaltig ist, wenn er über den Inhalt der Briefe, die ihm auf anderem Wege, d. h. durch seine eigene Vermittelung, zugingen, beruhigt sein durfte.

Wir werden weiter unten sehen, daß er immerhin einige Ursache hatte, indiscrete Mittheilungen zu fürchten. War er doch in bedenklicher Weise an einer Sache betheiligt, die Rousseau schon jetzt, obwohl er eine direkte Mitschuld noch nicht ahnte, einen ferneren Anlaß zum Argwohn darbot. Derselbe erfuhr nämlich, daß in Paris ein erdichteter Brief des Königs von

Preußen an ihn umlaufe, in welchem er „auf das Grausamste persiflirt werde". Er hörte zugleich, daß „der Colporteur dieses Machwerkes ein gewisser Walpole sei, ein Mann, den Hume seinen Freund nannte und ihm eben erst als einen geeigneten Vermittler für die Zusendung seiner Papiere empfohlen hatte". Sein Erstaunen war groß und es wuchs noch, als ihm Hume auf die Frage, was er von jener Nachricht zu halten habe, eine ausweichende Antwort gab, die ein böses Gewissen zu verrathen schien. Hätte er diesen Walpole näher gekannt, gewußt, wie der geistreiche, blasirte, sich über Gott und alle Welt moquirende Intimus der Madame du Deffand über ihn dachte und sprach, die Empfehlung des Freundes würde ihm ohne Zweifel noch weit verdächtiger gewesen sein. Freilich wäre es ihm dann auch nicht unbekannt geblieben, daß es mit der Freundschaft der Beiden, die ihn jetzt so sehr beunruhigte, nicht weit her war, sie Walpole wenigstens nicht hinderte, sich über die Person, wie über die schriftstellerischen Leistungen Hume's, in einem höchst wegwerfenden Tone zu äußern. Es war überhaupt ein großer und für ihn selbst fataler Irrthum, daß er seine Auffassung freundschaftlicher Verhältnisse auch auf die Beziehungen Anderer anwandte, und deshalb überall, wo von dem vieldeutigen und oft so inhaltlosen Worte Freund Gebrauch gemacht wurde, eine vertraute Gemeinschaft, Uebereinstimmung in Ansichten und Zwecken voraussetzte. Dieses Vorurtheil beherrschte ihn sosehr, daß er abermals starken Verdacht schöpfte, als ihm bekannt wurde, daß der junge Tronchin, ein Sohn des Genfer Arztes, nicht nur der Freund und Schützling Hume's sei, sondern sogar mit ihm zusammen wohne. Wie konnte er dem Manne noch länger trauen, der mit einem so nahen Verwandten seines vermeintlichen Todfeindes unter Einem Dache lebte?

Die Bemerkung aber, durch welche Hume ihn bei dieser Gelegenheit zu beruhigen suchte — er sagte ihm, daß der Sohn dem Vater nicht gleiche — war ebenso ungeschickt, wie andere Aeußerungen, deren er sich in ähnlichen Fällen bediente. Er kannte den Freund doch schlecht, wenn er meinte, seine Zweifel auf diese ziemlich alberne Weise beseitigen zu können. Gewiß hätte er besser gethan, ihm reinen Wein einzuschenken, und seinem oft kleinlichen Mißtrauen durch eine minder rücksichtsvolle, aber offene Erkärung zu begegnen. Doch das wagte er nicht; es mochte zu einer Störung des guten Einvernehmens führen, und ihm lag viel daran, daß dasselbe ungetrübt fortbestehe. Offenbar gefiel er sich in der Protektorrolle, die er übernommen hatte. Der wiederholte Ausruf: „Ich habe (je tiens) Jean-Jacques Rousseau!" welchen dieser auf der Reise nach London nächtlicher

Weile gehört haben will, darf vielleicht als ein recht naives Zeugniß für die Befriedigung, welche sie ihm gewährte, angesehen werden. Er scheute daher, um sich in ihr zu behaupten, auch Umwege und Täuschungen nicht, wenn solche geeignet schienen, einen Anstoß fern zu halten oder aus dem Wege zu räumen. Rousseau aber war zu scharfsichtig, als daß er sich hätte dupiren lassen; was seinen Argwohn zerstreuen sollte, diente nur dazu, ihn zu verstärken. Indeß dauerte es doch längere Zeit, bevor er dahin kam, das erwachte Mißtrauen für berechtigt zu halten. Wie verdächtig das Benehmen des Freundes in mancher Rücksicht auch war, der unermüdliche Eifer, womit er sich ihm fort und fort gefällig und hülfreich erwies, schien jeden Zweifel an seiner Treue und Hingebung auszuschließen. War es denkbar, daß diese aufopfernde Theilnahme, die sich täglich von Neuem bewährte, aus Heuchelei entsprang und verrätherische Absichten barg? Oder war es nicht vielmehr abscheulich, auch nur einen Augenblick an die Möglichkeit solcher Tücke und Perfidie zu glauben? Leider sah sich Rousseau außer Stande, die bösen Gedanken, welche ihn selbst mit Schrecken und Unwillen erfüllten, zu bannen. Es half ihm wenig, daß er sie entrüstet von sich wies; sie kehrten mit verstärkter Macht zurück. Von einer quälenden und schmerzlichen Unruhe ergriffen, „wußte er am Ende nicht mehr, was er denken solle, ob er oder der Freund der Schuldige sei, ob er ihn oder sich selbst verachten müsse".

In dieser aufgeregten, von widerstreitenden Empfindungen beherrschten Stimmung kam es dann wohl zu Scenen, wie die, welche am Abende vor seiner Abfahrt nach Wootton stattfand und zu charakteristisch ist, als daß wir sie hier übergehen möchten. „Nach Tisch," erzählt Rousseau, „während wir beide schweigend am Kamine sitzen, bemerke ich, daß Hume mich starr ansieht, was er oft und in auffälliger Weise zu thun pflegt. Dies Mal wurde sein brennender und verlängerter Blick fast beunruhigend. Ich versuche, ihn meinerseits zu fixiren; als ich aber meine Augen auf den seinigen ruhen lasse, fühle ich ein unerklärliches Schaudern und sehe mich bald genöthigt, sie zu senken .... Der Eindruck jenes Blicks bleibt in mir haften; meine Unruhe steigert sich bis zum Schrecken. Nicht lange und das Gewissen beginnt sich zu regen; ich werde unwillig, empört über mich selbst. Endlich, in einer leidenschaftlichen Aufwallung, an die ich noch jetzt mit inniger Freude zurückdenke, werfe ich mich in seine Arme. Ich drücke ihn fest an mich, ich benetze ihn mit meinen Thränen, ich rufe aus: Nein, nein, David Hume ist kein Verräther! Wenn er nicht der beste der Menschen wäre, so müßte er der schlechteste

sein. Hume erwiedert meine Umarmung und sagt, während er mich leise auf den Rücken klopft, wiederholt in ruhigem Tone: Wie! mein lieber Herr! Nun, mein lieber Herr! Was denn, mein lieber Herr! Er sagt mir nichts weiter, und ich fühle, daß mein Herz sich zusammenzieht. Unsere Auseinandersetzungen waren damit zu Ende. Wir legten uns zur Ruhe und ich reiste am nächsten Morgen in die Provinz ab [6])." Natürlich nahm er seinen Argwohn mit sich; die kühle Haltung, in welcher der Freund den leidenschaftlichen Ausbruch seiner Gefühle aufgenommen, hatte das Vertrauen zu ihm nicht belebt, sondern nur noch mehr geschwächt. Wir sehen freilich nicht ab, wie der „gute David" sich wesentlich anders hätte benehmen sollen. Ihn mochten bei seinem angebornen Phlegma Herzensergüsse dieser Art eher in Erstaunen und Verlegenheit setzen, als zur Nachahmung reizen. Die hypothetische Anerkennung aber, durch welche ihn Rousseau zum Sprechen bringen wollte, klang ihm vermuthlich wie ein Dementi, welches dieser dem eigenen Mißtrauen gab. Er that daher, was die Lage der Dinge zu erfordern schien: er suchte den aufgeregten Freund in seiner Weise zu beruhigen.

Die Fahrt nach Wootton fügte zu den vorhandenen Beschwerden noch eine neue hinzu. Man hatte Rousseau im Interesse seiner Kasse glauben machen, daß der Wagen, dessen er sich zu ihr bediente, eine Retourchaise sei und, was er deshalb weniger zu zahlen brauchte, aus der eigenen Tasche zugelegt. Unglücklicher Weise blieb ihm der fromme Betrug nicht verborgen, und er gerieth darüber in die größte Entrüstung. Wir wissen, wie empfindlich er grade in diesem Punkte war, wie er jede derartige Unterstützung als einen Beweis von Geringschätzung und als ein Attentat auf seine Ehre ansah. Nichts hatte ihm den Aufenthalt in London so sehr verleidet, wie die beständigen Versuche, ihm, obwohl er solchen Beistand weder bedurfte, noch verlangte, pecuniär unter die Arme zu greifen. Und jetzt, wo er dieser beleidigenden Zudringlichkeit entronnen zu sein glaubte, trat sie schon wieder an ihn heran. „War es denn darauf abgesehen, ihn in den Augen der Welt als einen bettelhaften Lumpen erscheinen zu lassen, der von Almosen lebe? Gewiß gab es, zumal in einem Lande, in welchem die Armuth mehr als anderswo zur Schande gereicht, kein besseres Mittel, ihn verächtlich zu machen, als wenn es gelang, ihm den Makel der Dürftigkeit anzuheften." — Man mag diese Reflexion gesucht und ungehörig finden, doch ist Hume damit keineswegs entschuldigt. Er wußte allerdings, daß die Börse Rousseau's nicht leer war; er wußte nicht minder, wie unangenehm dieser von einer unberufenen Einmischung in seine ökonomischen

Verhältnisse berührt wurde. Er hätte sie daher sorgfältig vermeiden, und ebenso seine Bekannten, falls sie Neigung zeigten, die Rolle der Vorsehung zu spielen, davon zurückhalten sollen. Jedenfalls durfte er sich über die doch ziemlich milde Rüge, welche ihm Rousseau bei dieser Gelegenheit ertheilte, nicht beklagen. „Die Sache mit meinem Wagen," schrieb er ihm, „ist nicht geordnet, denn ich weiß, daß man mich hintergangen hat. Es ist dies ein kleiner Fehler, der nur das Werk einer verbindlichen Eitelkeit sein mag. Haben Sie sich dabei betheiligt, so rathe ich Ihnen, diese kleinen Täuschungen ein für allemal aufzugeben; sie können aus keiner lauteren Quelle entspringen, wenn sie zu Schlingen für die Einfalt werden [7])."

Diese Mahnung war verständlich genug. Nicht so deutlich erscheint uns eine andere, welche Rousseau in demselben Briefe vorausschickte. Die peinliche Ungewißheit, in welcher er nun schon so lange schwebte, fing nachgrade an, unerträglich zu werden. Er mußte endlich darüber in's Reine kommen, was er von dem Manne zu halten habe, der ihn mit Wohlthaten überhäufte und zugleich so ernste Zweifel an seiner Gesinnung erregte. Möglich doch, daß er schuldlos war, daß die Umstände und Vorgänge, welche gegen ihn sprachen, eine andere, befriedigende Erklärung zuließen. Zwar hatte er die Gelegenheit, sich auszusprechen, welche ihm vor Kurzem geboten worden, unbenutzt vorübergehen lassen. Indeß, wie sehr auch sein Schweigen befremdete, es durfte nicht abhalten, den Versuch zu wiederholen. Wir zweifeln nicht, daß Rousseau aufrichtig wünschte, sich mit dem Freunde zu verständigen. Er empfand es schmerzlich, daß er sich genöthigt sah, gegen ihn, dem er so viel verdankte und gerne durch hingebende Liebe vergolten hätte, feindliche Gefühle zu hegen. Er fürchtete auch die schlimmen Folgen, die ein offenes Zerwürfniß, sowohl für seinen guten Ruf, wie für seine Ruhe und Sicherheit, voraussichtlich nach sich ziehen werde. Was wollte er, wie die Dinge lagen, einwenden, wenn man ihn für dasselbe verantwortlich machte? Seine Gegengründe, das fühlte er wohl, waren zu subjectiver Art, als daß sie der objectiven Thatsache des Bruches mit seinem Wohlthäter etwas von ihrem Gewichte nehmen konnten. Zudem verlor er in Hume die einzige sichere Stütze, auf welche er im fremden Lande zählen durfte, und war zu besorgen, daß derselbe seinen großen Einfluß, den er bis dahin zu seinen Gunsten geltend gemacht, nun gegen ihn verwenden werde. So drängten ihn die Anforderungen der Lage und die Bedürfnisse des Herzens gleich sehr dahin, das noch bestehende Einvernehmen zu erhalten und innerlich zu befestigen. Auch wäre dies, glauben wir, wohl zu

erreichen gewesen, wenn er seine Zweifel und Beschwerden in freundlicher Weise offen und rückhaltlos ausgesprochen hätte. Doch dazu fehlte es ihm, bei dem einmal vorhandenen Argwohn, an dem nöthigen Muthe. Die unbestimmten Andeutungen aber, auf welche er sich beschränken zu müssen glaubte, verfehlten schon darum ihren Zweck, weil sie nicht verstanden wurden.

Es ist doch sehr begreiflich, daß Hume die betreffenden Zeilen anders auffaßte, als Rousseau erwartet hatte; wer ihren Zweck nicht im Voraus kennt, wird ihn schwerlich herauslesen. „Sie sehen", so lauten sie, „daß ich an meinem Bestimmungsorte angekommen bin, aber Sie können nicht alle Reize sehen, die ich an ihm finde. Sie müßten den Ort kennen und in meinem Herzen lesen. Lesen Sie wenigstens die Empfindungen in ihm, welche Sie betreffen, und die Sie so sehr verdient haben. Wenn ich in diesem angenehmen Asyle so glücklich lebe, wie ich es hoffe, so wird es eine der süßen Freuden meines Lebens sein, daß ich sie Ihnen verdanke. Einen Menschen glücklich machen, heißt verdienen, es zu sein. Möchten Sie in sich selbst den Lohn für Alles finden, was Sie für mich gethan haben. Allein hätte ich vielleicht auch eine gastliche Aufnahme finden mögen, doch würde ich mich ihrer nie so erfreut haben, wie jetzt, wo ich sie Ihrer Freundschaft verdanke. Erhalten Sie mir dieselbe; lieben Sie mich um meinet-, um Ihretwillen; lieben Sie mich des Guten wegen, welches Sie mir erwiesen haben. Ich fühle den ganzen Werth Ihrer aufrichtigen Freundschaft; ich wünsche sie sehnlichst; ich will sie durch die meinige erwiedern, und ich fühle in meinem Herzen, was Sie dereinst überzeugen wird, daß auch diese nicht ohne einigen Werth ist." — Nur für den Eingeweihten waren diese geschraubten Wendungen hinreichend klar; Hume aber, der nichts Böses ahnte, mochte recht wohl übersehen, wie „sie, voll von Dankbarkeit für seine Dienste und zugleich von Unruhe über seine Gesinnung, seine Handlungen gleichsam auf die eine Seite, seine Absichten auf die andere stellten". Wäre er freilich der intime Freund gewesen, der er eben nicht war, noch sein konnte, so würde es ihm ohne Zweifel unangenehm aufgefallen sein, daß seine Freundschaft nicht als selbstverständlich angenommen, sondern nur als möglich und wünschenswerth hingestellt wurde. Wie er indeß das Verhältniß auffaßte, war es natürlich, daß er die Zuschrift „sehr cordial" und keinen Anlaß fand, auf ihren Inhalt näher einzugehen.

In den Augen Rousseau's aber hatte er damit den Stab über sich gebrochen. Wer einen solchen Brief gleichmüthig hinnahm, ohne weitere Erklärungen zu verlangen oder zu geben, der mußte nothwendig schuldig sein. Es konnte kaum noch einem

Zweifel unterliegen: Hume war nicht sein Freund, sondern das Gegentheil. Er beschloß daher, jeden Verkehr mit ihm abzubrechen, sich aber im Uebrigen ruhig zu verhalten, um den Eklat eines öffentlichen Bruches zu vermeiden. Freilich war er nicht der Mann, ganz zu verschweigen, was ihn beständig beschäftigte; die näheren Freunde konnten doch aus seinen Mittheilungen ersehen, wie es stand [8]). Wenn er aber bis dahin immer noch einiges Bedenken trug, seine Ansicht als zweifellos gewiß hinzustellen, so schwand dasselbe völlig, als ihm der früher erwähnte Brief des Königs von Preußen zu Gesichte kam. Man kann nicht sagen, daß dieses Falsum sich durch Geist und Witz sonderlich auszeichnet; verletzend war es in hohem Grade. „Mein lieber Jean Jacques,“ so ließ man den König schreiben, „Sie haben Ihrer Vaterstadt Genf entsagt; Sie haben sich aus der Schweiz, dem Lande, welches Sie in Ihren Schriften sosehr rühmten, fortjagen lassen; Frankreich hat Sie verurtheilt. So kommen Sie denn zu mir. Ich bewundere Ihre Talente; ich amüsire mich über Ihre Träumereien, die Sie, beiläufig gesagt, zu sehr und zu lange beschäftigen. Man muß doch endlich verständig und glücklich werden; Sie haben durch Ihre Schrullen, die einem wahrhaft großen Manne schlecht anstehen, genug von sich sprechen machen. Zeigen Sie Ihren Feinden, daß Sie zuweilen auch gesunden Menschenverstand haben; das wird sie ärgern, ohne Ihnen zu schaden. Meine Staaten bieten Ihnen eine friedliche Zuflucht. Ich will Ihnen wohl und ich werde Ihnen Gutes thun, wenn Sie damit einverstanden sind. Weisen Sie aber meinen Beistand hartnäckig zurück, so mögen Sie darauf gefaßt sein, daß ich es Niemandem sagen werde. Wenn Sie dabei beharren, sich den Kopf zu zerbrechen, um neue Leiden ausfindig zu machen, so bin ich König und kann Ihnen deren soviele bereiten, wie Sie eben wünschen, und, was Ihnen von Seiten Ihrer Feinde gewiß nicht begegnen wird, ich werde aufhören, Sie zu verfolgen, wenn Sie aufhören, in der Verfolgung Ihren Ruhm zu suchen.“

Rousseau war über „das Werk der grausamsten Bosheit tief empört.“ Unseres Erachtens sehr mit Recht; dasselbe ging allerdings über den zulässigen Spaß weit hinaus. Man mochte immerhin denken, daß seine Lage nicht so schlimm sei, wie er sie zu schildern liebte; sie war doch keineswegs ein geeigneter Gegenstand für frivole Scherze. Auch berechtigte der Umstand, daß er hin und wieder mit seinem Unglück etwas coquettirte, durchaus nicht, ihn als den muthwilligen Urheber desselben hinzustellen. Eine solche Insinuation war um so weniger am Orte, da sie ihm nicht nur die Achtung und Theilnahme seiner Mitmenschen zu rauben drohte, sondern auch, falls sie in die weiteren Volkskreise Ein-

gang fand, leicht große Unannehmlichkeiten bereiten konnte. Er selbst aber zweifelte nicht, daß diese mögliche Wirkung von dem Verfasser des Briefes auch beabsichtigt worden. Stand es doch für ihn felsenfest, wen er als solchen anzusehen habe; er „hatte in dem Schriftstück den Styl d'Alembert's so bestimmt erkannt, als wäre er bei der Abfassung zugegen gewesen". Daß Andere es Walpole zuschrieben und dieser später selbst die Ehre oder die Schmach der Autorschaft für sich in Anspruch nahm, machte ihn in seiner Ueberzeugung nicht irre. Der „gewandte und verschlagene d'Alembert" hatte sich stets gehütet, seine feindliche Gesinnung offen an den Tag zu legen, und ohne Zweifel den Britten vermocht, seinen Namen zu dem sauberen Machwerke herzugeben. Was aber Hume angeht, so lag es auf der Hand, daß er, der vertraute Freund jener Beiden, wenn nicht an dem Briefe selbst, so doch an dessen Verbreitung in England betheiligt war. Wie hätte er sonst, obgleich er sehr wohl wußte, wie es um die Aechtheit stand, den Abdruck in den Londoner Blättern geschehen lassen, ohne dem abwesenden Freunde auch nur Nachricht, geschweige denn zu seinen Gunsten der Wahrheit öffentlich die Ehre zu geben?

Es ist merkwürdig, wie Rousseau, wenn er auch in wesentlichen Punkten fehlgriff, doch in anderen das Richtige traf, und theilweise sogar mehr Recht hatte, als er selbst ahnte. In der Annahme freilich, daß d'Alembert den Brief geschrieben, täuschte er sich. Walpole, den das Gerücht als Verfasser bezeichnete, war es auch wirklich. „Ich hatte mich", erzählt er selbst, „im Salon der Madame Geoffrin damit unterhalten, über Rousseau zu scherzen, und bei dieser Gelegenheit einige Bemerkungen zum Besten gegeben, welche die Gesellschaft amüsirten. Nach Hause zurückgekehrt, schrieb ich einen Brief, den ich Helvetius und dem Herzog von Nivernais zeigte. Diese waren damit so zufrieden, daß sie den Verfasser, nachdem sie ihn auf einige Sprachfehler aufmerksam gemacht, drängten, ihn zu veröffentlichen." Ob er noch andere Mitarbeiter hatte, steht dahin; gewiß ist, daß in Paris Madame du Deffand und auffallender Weise auch d'Alembert, der später allerdings jede Mitwissenschaft entschieden in Abrede stellte, als solche genannt wurden. Vermuthlich theilte Walpole das Produkt seiner Laune, bevor es zum Abdruck gelangte, nicht nur den Beiden, sondern auch anderen Freunden mit, die dann das Ihrige zur Verbesserung der Form oder auch des Inhaltes beitrugen. Von Hume wenigstens wissen wir, daß er, um mit Madame de Boufflers zu reden, „eine der besten Phrasen des Briefes" dem Sinne nach an die Hand gab. Es ist die Wendung am Schlusse: „Wenn Sie dabei beharren u. s. w.", also grade die Stelle,

welche den Freund am tiefsten verletzen mußte. Nehmen wir hinzu, daß, wie der Brief überhaupt, so auch dieser Passus in den Tagen entstand, in welchen Rousseau während seiner Anwesenheit in Paris seinem „Beschützer" persönlich näher trat, so läßt sich freilich nicht leugnen, daß dieser das hingebende Vertrauen desselben auf eine schmähliche Weise täuschte, und der Charakter des „guten", des „vortrefflichen David", wie ihn seine Bekannten zu nennen pflegten, in einem sehr zweifelhaften Lichte erscheint. Dennoch glauben wir nicht, daß er an der Verbreitung der Schmähschrift irgendwie Antheil hatte. Dieselbe fand, scheint es, beim Publikum weniger Anklang, als im engeren Freundeskreise, und verursachte nachträglich doch auch ihrem Verfasser einige Gewissensbisse. Selbst Walpole betheuerte später, daß ihre Veröffentlichung gegen seinen Willen erfolgt sei. Für Hume war diese schon deshalb unerwünscht, weil er im Bewußtsein seiner Mitschuld fürchtete, daß der Freund von ihr Kenntniß erhalten möchte, eine Besorgniß, die ihn dann zu dem weiteren Schritte trieb, dessen Correspondenz in der früher erwähnten verdächtigen Weise zu überwachen.

Rousseau aber zweifelte nicht daran, daß er die Aufnahme des Briefes in die englischen Blätter veranlaßt habe. Natürlich verstand es sich nun von selbst, daß ihm auch die anderweitigen Schmähartikel, welche diesem vorausgingen oder nachfolgten, zur Last fielen. Gingen sie auch nicht direct von ihm aus, er war es doch, der sie inspirirte oder in Umlauf brachte. Er hatte es eben übernommen, den teuflischen Plan, welcher in Frankreich ersonnen worden, in England zur Ausführung zu bringen. In der That war Rousseau fest davon überzeugt, daß „es sich von dem Complot einiger Schurken handle, die sich die Aufgabe gestellt, ihn zu entehren". Er hielt es sogar für ausgemacht, daß sie es gewesen, die ihn über das Meer gelockt, weil sie hoffen durften, hier im fremden Lande, wo er ihnen völlig preisgegeben, ihren Zweck sicher zu erreichen. Auch machte er von dieser Ansicht, die sich schnell zu einer fixen Idee gestaltete, wenigstens den Freunden gegenüber, kein Hehl. Hume aber hatte, wie es scheint, von dem, was in der Seele seines Schützlings vorging, keine Ahnung. Eben jetzt bemühte er sich, eine Angelegenheit, die er schon früher im Interesse desselben eingeleitet, zum Abschluß zu bringen. Er hatte bald nach ihrer Ankunft in London den General Conway, damaligen Minister, aus eigenem Antriebe vermocht, beim Könige eine Pension für den Freund nachzusuchen. Rousseau, welcher davon erst hörte, als der Antrag bereits genehmigt worden, war von dieser zarten Fürsorge tief gerührt. Er sah in ihr „einen der unzweideutigsten Beweise hochherziger Freundschaft". Der pe-

gang fand, leicht große Unannehmlichkeiten bereiten konnte. Er selbst aber zweifelte nicht, daß diese mögliche Wirkung von dem Verfasser des Briefes auch beabsichtigt worden. Stand es doch für ihn felsenfest, wen er als solchen anzusehen habe; er „hatte in dem Schriftstück den Styl d'Alembert's so bestimmt erkannt, als wäre er bei der Abfassung zugegen gewesen". Daß Andere es Walpole zuschrieben und dieser später selbst die Ehre oder die Schmach der Autorschaft für sich in Anspruch nahm, machte ihn in seiner Ueberzeugung nicht irre. Der „gewandte und verschlagene d'Alembert" hatte sich stets gehütet, seine feindliche Gesinnung offen an den Tag zu legen, und ohne Zweifel den Britten vermocht, seinen Namen zu dem sauberen Machwerke herzugeben. Was aber Hume angeht, so lag es auf der Hand, daß er, der vertraute Freund jener Beiden, wenn nicht an dem Briefe selbst, so doch an dessen Verbreitung in England betheiligt war. Wie hätte er sonst, obgleich er sehr wohl wußte, wie es um die Aechtheit stand, den Abdruck in den Londoner Blättern geschehen lassen, ohne dem abwesenden Freunde auch nur Nachricht, geschweige denn zu seinen Gunsten der Wahrheit öffentlich die Ehre zu geben?

Es ist merkwürdig, wie Rousseau, wenn er auch in wesentlichen Punkten fehlgriff, doch in anderen das Richtige traf, und theilweise sogar mehr Recht hatte, als er selbst ahnte. In der Annahme freilich, daß d'Alembert den Brief geschrieben, täuschte er sich. Walpole, den das Gerücht als Verfasser bezeichnete, war es auch wirklich. „Ich hatte mich", erzählt er selbst, „im Salon der Madame Geoffrin damit unterhalten, über Rousseau zu scherzen, und bei dieser Gelegenheit einige Bemerkungen zum Besten gegeben, welche die Gesellschaft amüsirten. Nach Hause zurückgekehrt, schrieb ich einen Brief, den ich Helvetius und dem Herzog von Nivernais zeigte. Diese waren damit so zufrieden, daß sie den Verfasser, nachdem sie ihn auf einige Sprachfehler aufmerksam gemacht, drängten, ihn zu veröffentlichen." Ob er noch andere Mitarbeiter hatte, steht dahin; gewiß ist, daß in Paris Madame du Deffand und auffallender Weise auch d'Alembert, der später allerdings jede Mitwissenschaft entschieden in Abrede stellte, als solche genannt wurden. Vermuthlich theilte Walpole das Produkt seiner Laune, bevor es zum Abdruck gelangte, nicht nur den Beiden, sondern auch anderen Freunden mit, die dann das Ihrige zur Verbesserung der Form oder auch des Inhaltes beitrugen. Von Hume wenigstens wissen wir, daß er, um mit Madame de Boufflers zu reden, „eine der besten Phrasen des Briefes" dem Sinne nach an die Hand gab. Es ist die Wendung am Schlusse: „Wenn Sie dabei beharren u. s. w.", also grade die Stelle,

welche den Freund am tiefsten verletzen mußte. Nehmen wir hinzu, daß, wie der Brief überhaupt, so auch dieser Passus in den Tagen entstand, in welchen Rousseau während seiner Anwesenheit in Paris seinem „Beschützer" persönlich näher trat, so läßt sich freilich nicht leugnen, daß dieser das hingebende Vertrauen desselben auf eine schmähliche Weise täuschte, und der Charakter des „guten", des „vortrefflichen David", wie ihn seine Bekannten zu nennen pflegten, in einem sehr zweifelhaften Lichte erscheint. Dennoch glauben wir nicht, daß er an der Verbreitung der Schmähschrift irgendwie Antheil hatte. Dieselbe fand, scheint es, beim Publikum weniger Anklang, als im engeren Freundeskreise, und verursachte nachträglich doch auch ihrem Verfasser einige Gewissensbisse. Selbst Walpole betheuerte später, daß ihre Veröffentlichung gegen seinen Willen erfolgt sei. Für Hume war diese schon deshalb unerwünscht, weil er im Bewußtsein seiner Mitschuld fürchtete, daß der Freund von ihr Kenntniß erhalten möchte, eine Besorgniß, die ihn dann zu dem weiteren Schritte trieb, dessen Correspondenz in der früher erwähnten verdächtigen Weise zu überwachen.

Rousseau aber zweifelte nicht daran, daß er die Aufnahme des Briefes in die englischen Blätter veranlaßt habe. Natürlich verstand es sich nun von selbst, daß ihm auch die anderweitigen Schmähartikel, welche diesem vorausgingen oder nachfolgten, zur Last fielen. Gingen sie auch nicht direct von ihm aus, er war es doch, der sie inspirirte oder in Umlauf brachte. Er hatte es eben übernommen, den teuflischen Plan, welcher in Frankreich ersonnen worden, in England zur Ausführung zu bringen. In der That war Rousseau fest davon überzeugt, daß „es sich von dem Complot einiger Schurken handle, die sich die Aufgabe gestellt, ihn zu entehren". Er hielt es sogar für ausgemacht, daß sie es gewesen, die ihn über das Meer gelockt, weil sie hoffen durften, hier im fremden Lande, wo er ihnen völlig preisgegeben, ihren Zweck sicher zu erreichen. Auch machte er von dieser Ansicht, die sich schnell zu einer fixen Idee gestaltete, wenigstens den Freunden gegenüber, kein Hehl. Hume aber hatte, wie es scheint, von dem, was in der Seele seines Schützlings vorging, keine Ahnung. Eben jetzt bemühte er sich, eine Angelegenheit, die er schon früher im Interesse desselben eingeleitet, zum Abschluß zu bringen. Er hatte bald nach ihrer Ankunft in London den General Conway, damaligen Minister, aus eigenem Antriebe vermocht, beim Könige eine Pension für den Freund nachzusuchen. Rousseau, welcher davon erst hörte, als der Antrag bereits genehmigt worden, war von dieser zarten Fürsorge tief gerührt. Er sah in ihr „einen der unzweideutigsten Beweise hochherziger Freundschaft". Der pe-

cuniäre Vortheil, welchen sie in Aussicht stellte, tangirte ihn wenig. Um so lebhafter empfand er die Ehre, die ihm von Seiten „nicht eines großen Monarchen, aber eines guten Vaters und Gatten, eines trefflichen Herrn und Freundes", durch die Vermittelung eines Ministers, der die „leibhaftige Rechtschaffenheit" war, zu Theil werden sollte. Auch kam es ihm nicht in den Sinn, die Annahme der Pension zu verweigern; er knüpfte sie nur an die Bedingung, daß Lordmarschall Keith, der ihm schon früher ein Jahrgeld vergeblich angetragen und dem er gelobt hatte, sich ohne seine Erlaubniß ein solches auch von keinem Anderen gefallen zu lassen, seine Genehmigung dazu ertheile.

Natürlich ließ diese nicht lange auf sich warten. Hume konnte dem Freunde melden, daß die Sache in Ordnung und nur noch seine formelle Zustimmung erforderlich sei. Rousseau gerieth in die größte Verlegenheit. Daß er die Pension zurückweisen mußte, verstand sich von selbst. Wie hätte er, ohne sich in seinen und aller Welt Augen verächtlich zu machen, von dem Manne, der an ihm zum Verräther geworden, freiwillig noch irgend eine Wohlthat annehmen können. Andererseits war er durch seine frühere Zusage fast schon gebunden. Es mochte den König und seinen Minister, die sich durch ihr freundliches Wohlwollen so gerechten Anspruch auf ein dankbares Entgegenkommen erworben hatten, nicht wenig befremden, vielleicht selbst verletzen, wenn er jetzt plötzlich zurücktrat, zumal er den wahren Grund nicht glaubte angeben zu dürfen, sich also auf einen mehr oder weniger plausibeln Vorwand angewiesen sah. Es schien ihm daher das Beste, nicht unbedingt und für immer, sondern nur vorläufig abzulehnen. Zu dem Ende schrieb er, ohne von Hume weitere Notiz zu nehmen, dem Minister, daß er in Folge gewisser schmerzlichen Erfahrungen, die er in letzter Zeit habe machen müssen, der Freiheit des Geistes entbehre und deshalb augenblicklich nicht in der Lage sei, in dieser für ihn so wichtigen Angelegenheit einen bestimmten Entschluß zu fassen. „Uebrigens", fügt er hinzu, „würde ich, weit entfernt, mich den Wohlthaten des Königs aus dem Stolze, welchen man mir zuschreibt, zu entziehen, ihn darin setzen, mich ihrer laut zu rühmen, und sehe ich in ihnen nichts Peinliches, als daß ich sie mir in den Augen des Publikums nicht ebenso, wie in meinen eigenen, zur Ehre anrechnen darf. Wenn ich sie aber empfangen werde, will ich mich ganz den Empfindungen, welche sie mir einflößen, hingeben können, soll mein Herz lediglich von der Güte Sr. Majestät und der Ihrigen erfüllt sein. Wollen Sie mir denn dieselbe für glücklichere Zeiten bewahren; Sie werden dann erkennen, daß ich nur deshalb gezögert habe, sie zu benutzen, weil ich versuchen wollte, mich ihrer würdiger zu machen [9])."

Rousseau selbst sah wohl, daß seine Zuschrift für den Minister unverständlich sein werde. In der That begriff dieser nicht, wovon es sich handelte. Er ersuchte daher Hume, die Skrupel seines Freundes, wenn möglich, zu beseitigen. Hume aber war ebensowenig im Stande, das wahre Motiv der Weigerung mit Sicherheit zu errathen. Er glaubte indeß aus den Aeußerungen Rousseau's schließen zu dürfen, daß dasselbe in der Klausel gelegen sei, nach welcher die Sache für das Publikum ein Geheimniß bleiben sollte. Conway, dem er seine Vermuthung mittheilte, machte sich sofort anheischig, die anstößige Bedingung aufheben zu lassen. Doch schien es ihm rathsam, daß Rousseau sich für diesen Fall im Voraus zur Annahme bereit erkläre, damit der König nicht zum zweiten Male eine Ablehnung erfahre. Hume zögerte nicht, den Freund von dem neuen Zugeständnisse in Kenntniß zu setzen. Zugleich bat er ihn, die Entscheidung möglichst zu beschleunigen, da er „nicht wohl länger zu seinem Dienste in London verweilen könne". Rousseau war über den cordialen Ton, welchen er, als ständen sie mit einander noch auf dem früheren freundschaftlichen Fuße, in diesen Mittheilungen anschlug, ebenso erstaunt, wie entrüstet. Er zweifelte durchaus nicht daran, daß Hume seine Klagen und Beschwerden kenne; es war ja undenkbar, daß er, der mit aller Welt in Verbindung stand, sie nicht hätte erfahren sollen. Aber auch angenommen, daß die Freunde und Bekannten reinen Mund gehalten, sprach nicht sein eigenes Verhalten gegen ihn deutlich genug? Die frappante Aeußerung bei der letzten Zusammenkunft in London, der nachfolgende Brief voll Unruhe und Besorgniß, das beharrliche Schweigen, welches er nun schon fast ein Vierteljahr beobachtet, der Hinweis auf die Mitschuldigen in England, den er in das öffentliche Dementi des untergeschobenen königlichen Briefes hatte einfließen lassen, der Brief an den Minister als Antwort auf den, welchen **er** geschrieben, endlich der Umstand, daß er die Annahme der Pension verweigert, ohne sich an ihn, der diese Angelegenheit eingeleitet und betrieben hatte, zu wenden — das waren doch Andeutungen so auffallender und unzweideutiger Art, daß nur wer an unheilbarem Schwachsinn litt, sie übersehen oder mißverstehen konnte.

Hume, der klar und scharf blickende Beobachter, hatte sie gewiß bemerkt und verstanden. Rousseau wenigstens war überzeugt, daß er sie nur deshalb nicht beachtete, weil er sie nicht beachten **wollte**. Und darin irrte er schwerlich. Seine Verstimmung war Hume keineswegs entgangen; auch vermuthete dieser ganz richtig, daß dieselbe vorzugsweise durch den Walpole'schen Brief veranlaßt worden. Doch ahnte er nicht, wie tief dieser Unmuth ging, und weniger noch, daß er selbst der nächste und vornehmste Gegenstand

cuniäre Vortheil, welchen sie in Aussicht stellte, tangirte ihn wenig. Um so lebhafter empfand er die Ehre, die ihm von Seiten „nicht eines großen Monarchen, aber eines guten Vaters und Gatten, eines trefflichen Herrn und Freundes“, durch die Vermittelung eines Ministers, der die „leibhaftige Rechtschaffenheit“ war, zu Theil werden sollte. Auch kam es ihm nicht in den Sinn, die Annahme der Pension zu verweigern; er knüpfte sie nur an die Bedingung, daß Lordmarschall Keith, der ihm schon früher ein Jahrgeld vergeblich angetragen und dem er gelobt hatte, sich ohne seine Erlaubniß ein solches auch von keinem Anderen gefallen zu lassen, seine Genehmigung dazu ertheile.

Natürlich ließ diese nicht lange auf sich warten. Hume konnte dem Freunde melden, daß die Sache in Ordnung und nur noch seine formelle Zustimmung erforderlich sei. Rousseau gerieth in die größte Verlegenheit. Daß er die Pension zurückweisen mußte, verstand sich von selbst. Wie hätte er, ohne sich in seinen und aller Welt Augen verächtlich zu machen, von dem Manne, der an ihm zum Verräther geworden, freiwillig noch irgend eine Wohlthat annehmen können. Andererseits war er durch seine frühere Zusage fast schon gebunden. Es mochte den König und seinen Minister, die sich durch ihr freundliches Wohlwollen so gerechten Anspruch auf ein dankbares Entgegenkommen erworben hatten, nicht wenig befremden, vielleicht selbst verletzen, wenn er jetzt plötzlich zurücktrat, zumal er den wahren Grund nicht glaubte angeben zu dürfen, sich also auf einen mehr oder weniger plausibeln Vorwand angewiesen sah. Es schien ihm daher das Beste, nicht unbedingt und für immer, sondern nur vorläufig abzulehnen. Zu dem Ende schrieb er, ohne von Hume weitere Notiz zu nehmen, dem Minister, daß er in Folge gewisser schmerzlichen Erfahrungen, die er in letzter Zeit habe machen müssen, der Freiheit des Geistes entbehre und deshalb augenblicklich nicht in der Lage sei, in dieser für ihn so wichtigen Angelegenheit einen bestimmten Entschluß zu fassen. „Uebrigens“, fügt er hinzu, „würde ich, weit entfernt, mich den Wohlthaten des Königs aus dem Stolze, welchen man mir zuschreibt, zu entziehen, ihn darin setzen, mich ihrer laut zu rühmen, und sehe ich in ihnen nichts Peinliches, als daß ich sie mir in den Augen des Publikums nicht ebenso, wie in meinen eigenen, zur Ehre anrechnen darf. Wenn ich sie aber empfangen werde, will ich mich ganz den Empfindungen, welche sie mir einflößen, hingeben können, soll mein Herz lediglich von der Güte Sr. Majestät und der Ihrigen erfüllt sein. Wollen Sie mir denn dieselbe für glücklichere Zeiten bewahren; Sie werden dann erkennen, daß ich nur deshalb gezögert habe, sie zu benutzen, weil ich versuchen wollte, mich ihrer würdiger zu machen [9]).“

Rousseau selbst sah wohl, daß seine Zuschrift für den Minister unverständlich sein werde. In der That begriff dieser nicht, wovon es sich handelte. Er ersuchte daher Hume, die Skrupel seines Freundes, wenn möglich, zu beseitigen. Hume aber war ebensowenig im Stande, das wahre Motiv der Weigerung mit Sicherheit zu errathen. Er glaubte indeß aus den Aeußerungen Rousseau's schließen zu dürfen, daß dasselbe in der Klausel gelegen sei, nach welcher die Sache für das Publikum ein Geheimniß bleiben sollte. Conway, dem er seine Vermuthung mittheilte, machte sich sofort anheischig, die anstößige Bedingung aufheben zu lassen. Doch schien es ihm rathsam, daß Rousseau sich für diesen Fall im Voraus zur Annahme bereit erkläre, damit der König nicht zum zweiten Male eine Ablehnung erfahre. Hume zögerte nicht, den Freund von dem neuen Zugeständnisse in Kenntniß zu setzen. Zugleich bat er ihn, die Entscheidung möglichst zu beschleunigen, da er „nicht wohl länger zu seinem Dienste in London verweilen könne". Rousseau war über den cordialen Ton, welchen er, als ständen sie mit einander noch auf dem früheren freundschaftlichen Fuße, in diesen Mittheilungen anschlug, ebenso erstaunt, wie entrüstet. Er zweifelte durchaus nicht daran, daß Hume seine Klagen und Beschwerden kenne; es war ja undenkbar, daß er, der mit aller Welt in Verbindung stand, sie nicht hätte erfahren sollen. Aber auch angenommen, daß die Freunde und Bekannten reinen Mund gehalten, sprach nicht sein eigenes Verhalten gegen ihn deutlich genug? Die frappante Aeußerung bei der letzten Zusammenkunft in London, der nachfolgende Brief voll Unruhe und Besorgniß, das beharrliche Schweigen, welches er nun schon fast ein Vierteljahr beobachtet, der Hinweis auf die Mitschuldigen in England, den er in das öffentliche Dementi des untergeschobenen königlichen Briefes hatte einfließen lassen, der Brief an den Minister als Antwort auf den, welchen er geschrieben, endlich der Umstand, daß er die Annahme der Pension verweigert, ohne sich an ihn, der diese Angelegenheit eingeleitet und betrieben hatte, zu wenden — das waren doch Andeutungen so auffallender und unzweideutiger Art, daß nur wer an unheilbarem Schwachsinn litt, sie übersehen oder mißverstehen konnte.

Hume, der klar und scharf blickende Beobachter, hatte sie gewiß bemerkt und verstanden. Rousseau wenigstens war überzeugt, daß er sie nur deshalb nicht beachtete, weil er sie nicht beachten wollte. Und darin irrte er schwerlich. Seine Verstimmung war Hume keineswegs entgangen; auch vermuthete dieser ganz richtig, daß dieselbe vorzugsweise durch den Walpole'schen Brief veranlaßt worden. Doch ahnte er nicht, wie tief dieser Unmuth ging, und weniger noch, daß er selbst der nächste und vornehmste Gegenstand

desselben war. Was Rousseau für einen empörenden Angriff hielt, erschien ihm als ein harmloser Scherz, der augenblicklich vielleicht piquiren mochte, im Uebrigen aber keine ernstere Beachtung verdiente. Jedenfalls hatte der Freund, wenn er auch „eitel genug war, aus der Mücke einen Elephanten zu machen“, keinen Grund, ihm dieser Sache wegen zu zürnen. Nur die Kenntniß des Antheils, den er an der Abfassung des Briefes genommen, hätte ihn dazu berechtigen können; diese aber — Hume war dessen mit Recht, wie wir wissen, vollkommen sicher — fehlte ihm. Daß er noch andere Beschwerden von einiger Bedeutung auf dem Herzen habe, ließ sich kaum annehmen. Wie konnte er überhaupt um geringfügiger Ursachen willen dem Manne grollen, der ihm so erhebliche Dienste geleistet und soviele unzweideutige Beweise seiner Theilnahme gegeben hatte? Auch zweifelte Hume nicht, daß seine gereizte Stimmung, sofern sie gegen ihn gerichtet sei, wenig zu bedeuten habe. Ebendarum konnte er es für das Beste halten, sie zu ignoriren, und dem Freunde, unbekümmert um seine etwaigen Grillen, in der alten herzlichen Weise zu begegnen.

Rousseau aber sah in dieser unbefangenen Herzlichkeit eine bewußte Heuchelei, die nur einem schlechten Zwecke dienen könne. Hume wußte, mußte wissen, wie er über ihn dachte. Wenn er trotzdem fortfuhr, sich als seinen ergebenen Freund zu geriren, so war ein so auffallendes, ja gradezu unnatürliches Benehmen nur unter der Voraussetzung zu begreifen, daß ihm irgend eine schlimme Absicht zu Grunde lag. Oder besaß dieser Mann etwa die erstaunliche Großmuth, sich für Jemanden, der aus seiner Verachtung gegen ihn kein Hehl gemacht, noch ferner aufrichtig bemühen zu wollen? Es konnte nicht wohl sein. Rousseau hielt es daher für wahrscheinlicher, daß er darauf ausgehe, ihn zu einer bestimmten Erklärung zu drängen, weil er im Besitze einer solchen hoffen durfte, dem schmachvollen Werke, an welchem er bis dahin so erfolgreich gearbeitet, die Krone aufzusetzen. Gelang es ihm, den Freund jetzt noch zur Annahme der Pension zu bewegen, so war es um dessen Ehre geschehen; die Beweise, welche er von seiner Geringschätzung in Händen hatte, genügten vollkommen, ihn als einen jener verächtlichen Menschen hinzustellen, die, wenn ihr Interesse in Frage kommt, ihre wahre Gesinnung verleugnen. Gelang es ihm nicht, beharrte Rousseau bei seiner Weigerung, so konnte dieser nicht füglich umhin, seine Gründe anzugeben. That er das aber, so war er erst recht verloren. Denn er vermochte sich nur dadurch zu rechtfertigen, daß er gegen den Freund eine Anklage erhob, die sich, wie begründet sie ihm persönlich auch erschien, vor dem größeren Publikum nicht in überzeugender Weise motiviren

ließ und deshalb auf ihn selbst zurückfallen mußte. Hume hatte eben meisterhaft operirt, es mit diabolischer Schlauheit so einzurichten gewußt, daß seine perfiden Umtriebe nur dem Manne, welchem sie galten, wahrnehmbar wurden. Er hatte damit ein Doppeltes erreicht, verhindert, daß der Freund jemals klare und stichhaltige Beweise gegen ihn vorbringen konnte, und zugleich bewirkt, daß er in eine beständig wachsende Entrüstung gerieth, die sich bei seinem bekannten Mangel an Selbstbeherrschung voraussichtlich bald in einem rücksichtslosen Ausbruche Luft machen mußte. Grade darauf aber war es von Anfang an abgesehen; Rousseau sollte durch fortgesetzte Beleidigungen gezwungen werden, mit Hume offen und entschieden zu brechen, damit dieser Gelegenheit erhalte, ihn in den Augen der Welt als einen gemeinen, herzlosen Egoisten, der seinem Freunde und Wohlthäter mit dem schwärzesten Undanke lohne, zu brandmarken.

Man staunt über den Scharfsinn, der so fein zu combiniren und so geschickt zu errathen wußte. Auffallend ist aber, daß Rousseau den Schlingen, die er so deutlich wahrzunehmen meinte, nicht aus dem Wege ging. Gewiß hätte er, wenn er es überhaupt für nöthig hielt, das bisherige Schweigen zu brechen, die bösen Absichten Hume's leicht durch einige nichtssagende Phrasen vereiteln können. Indeß das tief erregte Gefühl trug, wie gewöhnlich, über die verständige Ueberlegung den Sieg davon. Er ließ dem Freunde eine Antwort zugehen, wie sich dieser für den vorausgesetzten Zweck keine bessere wünschen konnte. „Ich glaubte", schrieb er, „daß mein Schweigen, durch Ihr Gewissen interpretirt, deutlich genug rede. Da es aber Ihren Absichten entspricht, dasselbe nicht zu verstehen, so will ich reden. — Ich kenne Sie, mein Herr, und Sie wissen das sehr wohl. Ohne vorgängige Beziehungen freundlicher oder feindlicher Art, ohne daß wir uns anders kennen, als durch den literarischen Ruf, beeifern Sie sich, mir in meinem Unglücke Ihre thätige Theilnahme anzubieten. Gerührt von Ihrer Großmuth, werfe ich mich Ihnen in die Arme. Sie führen mich nach England, anscheinend, um mir hier ein Asyl zu bereiten, in der That aber, um mich zu entehren. Sie widmen sich diesem noblen Werke mit einem Eifer, der Ihres Herzens, und mit einem Geschick, das Ihrer Talente würdig ist. Es bedurfte so großer Anstrengungen nicht, um das Ziel zu erreichen. Sie leben in der großen Welt und ich in der Zurückgezogenheit; das Publikum liebt es, sich täuschen zu lassen, und Sie sind dazu gemacht, es hinter's Licht zu führen. Ich kenne indeß Jemanden, den Sie nicht täuschen werden, und das sind Sie selbst. Sie wissen, mit welchem Abscheu mein Herz den ersten Argwohn zu-

rückwies. Ich sagte Ihnen mit Thränen in den Augen, daß, wenn Sie nicht der beste der Menschen wären, Sie der schlechteste sein müßten. Denken Sie an Ihr geheimes Treiben, so werden Sie sich zuweilen sagen, daß Sie nicht der beste der Menschen sind, und weiß ich nicht, ob Sie mit diesem Gedanken jemals der glücklichste sein werden. — Uebrigens lasse ich Ihren und Ihrer Freunde Ränken freien Lauf, gebe Ihnen auch, überzeugt, daß man uns beiden einst Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, mit geringem Bedauern meinen Ruf für die Zeit meines Lebens preis. Was die guten Dienste angeht, mit welchen Sie sich maskiren, so danke ich Ihnen für sie und entbinde Sie von ihnen. Ich bin es mir schuldig, keinen Verkehr mehr mit Ihnen zu unterhalten, und auf keine Sache, gereichte sie mir auch zum Vortheile, einzugehen, deren Vermittler Sie sind. Leben Sie wohl, mein Herr; ich wünsche Ihnen das reinste Glück; da wir uns aber nichts mehr zu sagen haben dürften, so ist dies der letzte Brief, welchen Sie von mir erhalten werden [10])."

Hume aber war nicht gewillt, sich bei dieser, allerdings sehr unzweideutigen Erklärung zu beruhigen. Von der Voraussetzung ausgehend, daß er bei dem Freunde verleumdet worden, forderte er diesen alsbald energisch auf, seine Anklage zu begründen und ihm die Ankläger zu nennen, damit er Gelegenheit erhalte, sich zu rechtfertigen. War das in der Ordnung, so läßt es sich doch nicht ebenso billigen, daß er, ohne erst die verlangte und zugesagte Motivirung abzuwarten, die Sache sofort an die große Glocke hing, sie wenigstens, was auf Dasselbe hinauslief, einigen Pariser Freunden, deren Antipathie gegen Rousseau ihm wohl bekannt war, ohne Vorbehalt mittheilte. Offenbar war der meist so phlegmatische Mann seines Zornes nicht mächtig; die heftigen, ja brutalen Ausdrücke, deren er sich bediente, zeugen von der maßlosen Wuth, in welche der plötzliche Angriff ihn versetzt hatte. „Mein lieber Baron", schreibt er an Holbach, „Rousseau ist ein Bösewicht." „Hören Sie", berichtet Voltaire einem Freunde [11]), „was man mir über Rousseau schreibt: Ich habe die Briefe Hume's; er meldet, daß Rousseau die abscheulichste, niederträchtigste Canaille sei, die je die menschliche Natur entehrt hat." Etwas zarter und mehr im selbstgefälligen Tone überlegener Würde spricht er sich gegen die gemeinsame Freundin, Madame de Boufflers, aus: „Sagen Sie mir Ihre Meinung. Wenn ich dem Rathe folge, welchen mir Lord Herford und der General Conway geben, und die auf dieses Zerwürfniß bezüglichen Details veröffentliche, so richte ich diesen Unglücklichen vollständig zu Grunde. Jedermann wird einem so falschen, so undankbaren, so bösartigen, so gefährlichen Wesen den Rücken kehren. Ich weiß nicht, in welchem

Erdwinkel er seine Schande verbergen könnte, und diese Lage würde Verzweiflung oder Wahnsinn zur Folge haben."

Natürlich beeilten sich die Freunde, die interessante Neuigkeit weiter zu verbreiten. Nicht lange und sie hatte sich von einem Ende des Königreiches zum andern, ja selbst über dessen Grenzen hinaus verbreitet. Die ganze gebildete Welt gerieth in Bewegung; überall sprach man von dem wichtigen Ereigniß; „wäre von England an Frankreich der Krieg erklärt worden, das Aufsehen hätte nicht größer sein können". Die näheren Bekannten Hume's waren von dieser allgemeinen Sensation zum Theil wenig erbaut; sie hätten doch lieber einen Eklat vermieden gesehen, der, wie die Gräfin Boufflers klagt, „die Geister ärgert und spaltet, der boshaften Malice gelegen kommt, die müßigen Leute auf Kosten der Betheiligten amüsirt, zu beleidigenden Reflexionen Anlaß gibt, und das Geschrei gegen die Philosophen und die Philosophie erneuert". Auch fanden sie, daß die leidenschaftliche Heftigkeit, welche Hume an den Tag gelegt, ihm nicht grade zur Ehre gereiche. Bei der Milde und Gutherzigkeit, die ihm von Natur eigen, habe man von ihm eine Mäßigung erwarten dürfen, wie sie die Kraft der gewöhnlichen Menschen übersteige. Warum denn gleich die ersten Aufwallungen eines tief gekränkten Herzens der Welt mittheilen? Beraube er sich doch so „der edelsten Rache, die man an einem Gegner nehmen könne, ihn durch das Gewicht seiner Ueberlegenheit zu erdrücken, ihn zu blenden durch den Glanz derselben Tugend, die er verkennen möchte."

Diese verständigen Mahnungen blieben indeß wirkungslos; Hume befand sich nicht in der Stimmung, auf sie zu hören. Der motivirte Anklageakt, welchen Rousseau in Aussicht gestellt, war ihm inzwischen zugegangen, und „dieses Buch voll Lügen und Beleidigungen" nicht geeignet gewesen, seine zornige Aufregung zu beschwichtigen. Dagegen hatte es seine Vermuthung, daß der Ankläger das einzige Vergehen, dessen er sich ihm gegenüber wirklich schuldig wußte — seine Betheiligung an dem Briefe Walpole's — nicht kenne, zur Gewißheit erhoben. Um so weniger brauchte er Anstand zu nehmen, gegen ihn mit der ganzen schonungslosen Strenge vorzugehen, die sein monströses Benehmen zu verdienen schien. War er doch überzeugt, daß sein wüthender Angriff nicht die Folge einer plötzlichen Erregung, sondern das Resultat eines wohlberechneten Planes sei, den er mit kaltem Blute mehrere Monate lang und grade in der Zeit verfolgt habe, in welcher er ihm die größten Dienste erwiesen. Es unterlag keinem Zweifel: Rousseau hatte gleich Anfangs, als er sich zur Annahme der Pension bereit erklärte, die Absicht gehabt, sie später im entscheidenden Augenblicke zurück-

zuweisen, um so den Freund in den Augen des Hofes, wie der gesammten Nation, zu compromittiren, sich selbst aber bei der Welt in größeres Ansehen und bei der Opposition[12]) in Gunst zu setzen. Madame de Boufflers bemühte sich vergeblich, von ihrem Schützlinge, dem sie übrigens nicht weniger eindringlich in's Gewissen redete, den Verdacht einer so boshaften Perfidie abzuwehren. Hume hielt an der fixen Idee, die er sich einmal gebildet, ebenso fest, wie Rousseau an der seinigen. Erfüllt von ihr, glaubte er sich um so mehr berechtigt, jede Rücksicht bei Seite zu setzen, da eine schonende Zurückhaltung für ihn und seinen Ruf bedenkliche Folgen haben könne. Er wußte, daß Rousseau mit der Abfassung seiner Memoiren beschäftigt war, und sah voraus, daß er in ihnen eine traurige Rolle spielen werde. Ihre Veröffentlichung abzuwarten, um sich dann gegen die Verleumdungen, welche sie vermuthlich enthalten würden, zu vertheidigen, schien nicht rathsam. Erfolgte dieselbe, wie es im Plane des Verfassers lag, erst nach dessen Ableben, so verlor eine etwaige Rechtfertigung viel von ihrem Werthe. Sie mochte nicht ohne Grund durch die Bemerkung entkräftet werden, daß es ebenso leicht, wie ungehörig sei, einen Todten zu bekämpfen. Besser also, man that schon jetzt, was sich später voraussichtlich nicht mit gleichem Erfolge thun ließ.

Hume ging sofort ans Werk und hatte bald den „Gedrängten Bericht" vollendet, in welchem er seine Beziehungen zu Rousseau von den ersten Anfängen ihrer Bekanntschaft bis zum definitiven Bruche in seiner Weise darstellt. Ihn zu veröffentlichen, war, wie er selbst wenigstens versichert, nicht seine Absicht. Das Schriftstück sollte für's Erste nur bei einigen Freunden deponirt, auch Rousseau eine Copie zugestellt werden, damit er, falls er etwas zu erwiedern habe, antworten könne. Daß es Hume mit diesem Plane Ernst war, möchten wir bezweifeln. Man konnte doch nicht wissen, in wie weit die Verdächtigungen Rousseau's, welche dem größeren Publikum schwerlich lange unbekannt blieben, Glauben fanden, und ihm lag sehr viel daran, sich in den Augen der Welt von jeder Schuld zu befreien. Daß ihm dies gelingen werde, daß er nur den Verlauf der Dinge zu erzählen brauche, um die gegen ihn erhobenen Anklagen nicht nur zu entkräften, sondern auf den Ankläger selbst zurückzuwerfen, stand für ihn außer Frage. Und er war zu aufgebracht, zu geneigt, sich für die erlittene Unbill zu rächen, als daß er dem Wunsche, seinen Gegner öffentlich zu demüthigen, nicht hätte Raum geben sollen. Freilich konnte er die Mahnungen, welche im Namen seines guten Herzens, wie des gemeinsamen Parteiinteresses, an ihn gerichtet wurden, nicht ganz überhören. Wollte er trotz derselben aus seiner

Zurückhaltung heraustreten, so bedurfte es eines besonderen, halbwegs zwingenden Grundes. Wir gehen nun zwar nicht so weit, ihn zu beschuldigen, daß er selbst durch geheime Umtriebe einen solchen Anlaß herbeigeführt habe; wohl aber glauben wir, daß es ihm sehr gelegen kam, als Rousseau ihn von jeder weiteren Diskretion zu entbinden schien.

Der Buchhändler Guy hatte diesen von den in Paris umlaufenden Gerüchten in Kenntniß gesetzt und zugleich gebeten, über den Sachverhalt näheren Aufschluß zu geben. In seiner Antwort sprach es Rousseau unumwunden aus, wie er vollständig überzeugt sei, daß Hume, im Bunde mit seinen schlimmsten Feinden ihn nach England gelockt habe, dem Anscheine nach, um ihm hier mit der größten Ostentation zu dienen, in Wahrheit aber, um ihn mit dem größten Geschick zu entehren. „Ich habe mich," fügt er hinzu, „darüber beklagt. Er hat meine Gründe wissen wollen, ich habe sie ihm möglichst detaillirt geschrieben. Wenn man sie zu hören verlangt, so kann er sie mittheilen. Was mich angeht, so habe ich durchaus nichts mehr zu sagen." Uebrigens kann er, wenn Hume wirklich, wie man versichert, die Absicht geäußert hat, die Akten des Prozesses zu veröffentlichen, nicht glauben, daß er es wagen wird, dieselbe auszuführen. „Wagt er es aber, so sage ich kühn voraus, daß er, wenn er nicht ungeheuere Fälschungen vornimmt, bei all seiner Gewandtheit, auch ohne mein Zuthun, ein demaskirter Mann ist[13])." — Dieser Brief, obgleich lediglich zur Beruhigung der Freunde bestimmt, kam doch auch in die Hände von Unberufenen, die ihn bald in den Pariser und Londoner Journalen abdrucken ließen. Natürlich konnte die nun öffentlich gewordene Anklage und Herausforderung nicht unbeantwortet bleiben. Hume mußte sich, „trotz des äußersten Widerstrebens", welches er, seiner Versicherung zufolge, gegen einen solchen Schritt empfand, entschließen, den Weg der Publicität auch seinerseits zu betreten. Zum Glück war seine Replik bereits fertig, und allem Anscheine nach wohl geeignet, ihren Zweck zu erfüllen. Die Freunde, welchen er sie vertraulich mitgetheilt, hatten ihre Befriedigung zu erkennen gegeben, und selbst die englischen Majestäten, als er ihnen das Schriftstück vorlas, es mit ihrem Beifalle beehrt. Er durfte mit einigem Rechte hoffen, daß es auch beim Publikum den gewünschten Anklang finden werde.

Indeß so allgemein und unbedingt, wie er erwartet haben mochte, war die Zustimmung, wenigstens in den Pariser Kreisen, doch nicht. Schon die Vorrede, mit welcher die französische Ausgabe des Berichtes eingeleitet wurde, machte einen wenig günstigen Eindruck. Der Weihrauch, welchen sie dem Verfasser spendete,

duftete gar zu stark und beleidigte feinere Nerven um so mehr, da der Gefeierte im Verdachte stand, selbst das Rauchfaß geschwungen zu haben. „Ich denke," schreibt Madame du Deffand [14]), „Ihnen heute Abend die Historie von Hume und Rousseau zugehen zu lassen. Als Herausgeber gelten Baron Holbach und Herr Suard, aber Jedermann erkennt die Feder d'Alemberts. Was Madame de Luxembourg angeht, so zweifelt sie nicht, daß die Vorrede von Hume ist. Es würde lächerlich sein, sich selbst so stark zu loben; nicht zweifelhaft ist, daß er Material geliefert hat und sie ihm mitgetheilt worden ist. Alle diese Leute sind recht bescheiden und ächte Philosophen." — Diese argen Vermuthungen schossen nun zwar über das Ziel hinaus, zeigen aber, wessen man den guten David auch im Kreise seiner Bekannten fähig glaubte. Wie die Uebersetzung, so war auch die Vorrede das Werk des ebengenannten Suard, eines jungen Literaten, der sich später durch die Gewandtheit bekannt machte, womit er Aemter und Jahrgelder zu cumuliren wußte. Möglich allerdings, daß ihm Holbach bei seiner Arbeit hülfreiche Hand leistete. Von d'Alembert steht dies fest, obgleich er sich vor dem Publikum den Anschein gab, als habe er mit der Sache durchaus nichts zu schaffen. Hume „erkennt es dankend an, daß er sich in Gemeinschaft mit Suard bemüht, manchen schroffen Ausdruck zu mildern".

Auch hat diese französische Politur ohne Zweifel wesentlich dazu beigetragen, daß die Schrift in Rücksicht auf Form und Sprache keinen Anlaß zum Tadel gibt. Es herrscht in ihr im Ganzen ein höflicher, anständiger Ton, der mit den rohen Ausbrüchen britischer Grobheit, welche in den brieflichen Mittheilungen des Philosophen begegnen, angenehm contrastirt. Weniger ist der Inhalt zu loben. Hume weiß die Vorgänge und Verhältnisse recht geschickt in das für ihn günstigste Licht zu stellen. Mit kluger Berechnung betont er, was ihn selbst in den Augen gewöhnlicher Leser erheben und den Gegner herabsetzen kann. Doch ist die ruhmredige Weise, in welcher er das eigene Verdienst geltend macht, für einen feineren Sinn ebenso widerwärtig, wie die kleinliche Rachsucht, welche sich in der hämischen Ausbeutung der fremden Schwächen befriedigt. Auch wird, wer den Verlauf der Dinge genauer kennt, sich bald überzeugen, daß er es mit der Wahrheit nicht eben genau nimmt, sie vielmehr da, wo es in seinem Interesse liegt, mehr oder weniger entstellt und verdreht. So ist er, wenn man seiner Darstellung glauben will, ganz ohne sein Zuthun in die Beziehung zu Rousseau hineingerathen. Er hat die Verbindung mit ihm weder gewünscht, noch erstrebt; sie ist ihm durch die Bitten der Freunde, sich des unglücklichen

Mannes anzunehmen, dann auch durch das eifrige Bemühen, womit dieser selbst seine Freundschaft gesucht, gewissermaßen aufgedrängt worden. Er hat dem fortgesetzten Appell an seine Humanität nicht zu widerstehen vermocht, und sich endlich wohl oder übel entschließen müssen, dem ehrenvollen Rufe Folge zu leisten. Wie gewissenhaft er die übernommene Mission ausgeführt, ergibt sich aus der Mühe, die er im Interesse seines Schützlings aufgewandt, aus den wichtigen Diensten und den zahlreichen Wohlthaten, die er ihm erwiesen hat. Wer sie noch nicht kennt, mag nur den Bericht zur Hand nehmen; er findet sie hier genau verzeichnet und nach ihrem vollen Werthe gewürdigt. Namentlich wird er sich von dem rastlosen Eifer überzeugen, mit welchem Hume bemüht gewesen, dem Freunde mannigfache pecuniäre Vortheile zuzuwenden. Vielleicht erscheint ihm aber diese Geschäftigkeit weniger verdienstlich, wenn er sich erinnert, daß sie keineswegs verlangt oder gewünscht wurde, und aus dem Berichte selbst ersieht, daß sie im Grunde sehr überflüssig war. Wird doch in ihm wiederholt hervorgehoben, wie die angebliche Armuth Rousseau's nur eine Charlatanerie sei, durch die er sich interessant zu machen suche. Freilich ist es auffallend genug, daß Hume, obgleich er an die Bedürftigkeit des Freundes nicht glaubte, doch unabläßig bestrebt war, ihr abzuhelfen. Fast scheint es, als habe er keine andere Weise, seine freundschaftliche Gesinnung zu bethätigen, gekannt. Gewiß ist wenigstens, daß er die Dienste, welche er in Bezug auf den Geldpunkt geleistet, mit besonderem Nachdruck betont.

Der oben gerügte Mangel an Aufrichtigkeit zeigt sich vor Allem da, wo von dem Walpole'schen Briefe die Rede ist. Rousseau hatte, wie wir wissen, nur angedeutet, daß Hume an der Verbreitung desselben betheiligt gewesen. Dieser konnte sich deshalb darauf beschränken, die ganz unmotivirte Beschuldigung einfach zurückzuweisen. Er geht indeß viel weiter, ohne Zweifel, weil er sich, wenn auch in anderer Weise, schuldig wußte. Das böse Gewissen, scheint es, drängte ihn, sich ohne Noth und auf Kosten der Wahrheit, auch von dem Vorwurfe zu reinigen, den [illegible] selber sich machen mußte. Er hat, so versichert er, den Brief [illegible] nach seiner Ankunft in London, als derselbe längst bekannt [illegible] in Aller Händen war, zu Gesicht bekommen. Der Ver[illegible] ist, obgleich er mit ihm in demselben Hause wohnte und si[illegible] sehr oft sahen, so zartfühlend gewesen, den Scherz vor ihn. [illegible]ge er noch mit Rousseau in Paris verweilte, sorgfältig zu v[illegible]chen. Wer das nicht glauben will, den mag die beigefügte [illegible]rift Walpole's überzeugen, in welcher dieser dem

Freunde attestirt, daß er den Brief aus Rücksicht auf ihn nicht vor seiner Abreise veröffentlicht habe. Will er damit sagen, daß das Schriftstück nicht früher im Drucke erschienen sei, so haben wir keinen Grund, seine Angabe zu bestreiten. Auch ist es möglicher Weise richtig, daß Hume dasselbe erst in London gesehen hat. Dagegen steht nicht nur fest, daß es bereits während seiner Anwesenheit in Paris im Umlaufe war, es mußte ihm auch schon deshalb bekannt sein, weil er selbst einen Beitrag zu ihm geliefert hatte. Seine Versicherung enthält daher, wenn auch vielleicht nicht den Worten, so doch der Sache nach eine offenbare Unwahrheit, die in ihrer sophistischen Verhüllung nur um so unangenehmer auffällt.

Auch zweifeln wir kaum, daß, wäre sie dem Publikum aufgedeckt worden, Hume mit seinem Plaidoyer Fiasko gemacht hätte. Das öffentliche Urtheil lautete ohnehin nicht grade günstig. Die Angelegenheit schien den Eifer und Kraftaufwand, welchen er ihr gewidmet, doch wenig zu verdienen. Man fand, daß er seine Würde besser gewahrt haben würde, wenn er ein hochsinniges oder auch verächtliches Schweigen beobachtet hätte. Man hielt nicht minder dafür, daß er sich, wenn dasselbe denn einmal gebrochen werden mußte, der überflüssigen und unmotivirten Angriffe auf den Charakter seines Gegners ebenso, wie der genauen Aufzählung seiner Wohlthaten, hätte enthalten sollen. Was Madame de Boufflers dem Freunde vorausgesagt, traf wirklich ein: die große Mehrzahl der Leser sah in ihm einen Menschen gewöhnlichen Schlages, der das Bedürfniß hat, die erlittene Unbill zu rächen, und dem für diesen Zweck alle Mittel recht sind. — Zuckte man aber über den „guten David“ die Achseln, so wurde sein Ankläger deshalb nicht in Schutz genommen. Rousseau war doch sehr im Irrthum, als er so zuversichtlich behauptete, daß Hume sich hüten werde, die Akten des Prozesses unverfälscht drucken zu lassen, und wage er es dennoch, sich damit selbst das Urtheil sprechen würde. Er hatte so ziemlich alle Briefe, die sie mit einander gewechselt, namentlich auch die lange Epistel, in welcher Rousseau seine Vorwürfe und Beschwerden näher präcisirte, wörtlich in seinen Bericht aufgenommen, und grade dadurch seiner Rechtfertigung in den Augen des Publikums eine Beweiskraft gegeben, die sie sonst schwerlich gehabt haben würde. Nichts war mehr geeignet, die Grundlosigkeit der gegen ihn gerichteten Anklage darzuthun, als die Mittheilung der Gründe, auf welche sie sich stützte. Wer sie unbefangen erwog, konnte nicht umhin, anzuerkennen, daß die Beweise für den vorausgesetzten Verrath völlig in der Luft schwebten. Genügten sie auch, die freundschaft-

liche Gesinnung Hume's in ein zweifelhaftes Licht zu stellen, zu der Annahme, daß er ein falsches Spiel gespielt, berechtigten sie in keiner Weise.

Rousseau aber, der ohne ausreichenden Grund die schwere Anklage erhoben hatte, erschien schon deshalb als der vorzugsweise schuldige Theil. Zwar fand Hume, wenn er sein Benehmen auf eine vorbedachte, mit raffinirter Bosheit ersonnene und consequent verfolgte Absicht zurückführte, nur da Glauben, wo man ihm eben glauben wollte. Im Allgemeinen erkannte man sehr wohl, daß Rousseau die Gespenster, welche er zu sehen gemeint, nicht willkürlich heraufbeschworen und sich ihrer wachsenden Macht nur widerstrebend gefügt hatte. Man war auch geneigt, seinen vorschnellen Argwohn nach den schlimmen Erfahrungen, die er in letzter Zeit gemacht, in etwa zu entschuldigen; wer so, wie er, der Gegenstand einer fortgesetzten Verfolgung gewesen, mochte leicht der Vermuthung Raum geben, daß man abermals Böses gegen ihn im Schilde führe. Indeß ließ sich nicht leugnen, daß sein Mißtrauen in diesem Falle über jedes zulässige Maß weit hinaus ging. War es doch gradezu empörend, daß er einen Mann, der ihm so nahe stand, auf höchst zweifelhafte Indizien und vorgefaßte Meinungen hin einer Niederträchtigkeit zieh, deren man selbst einen Wildfremden nur bei den klarsten Beweisen schuldig glaubt. Mochte er immerhin zweifeln, daß die Freundschaft Hume's eine echte und wahre sei, seine werkthätige Fürsorge konnte er nicht in Abrede stellen, und diese verpflichtete ihn, wenn auch nicht zu unbedingtem Vertrauen, so doch zu einer dankbaren Anerkennung, die jeden Verdacht, welcher sich nicht zu voller Gewißheit erheben ließ, abzuweisen gebot. Wenn er statt dessen seinen Wohlthäter auf Schritt und Tritt mit argwöhnischem Blick verfolgte, und Allem, was er that oder unterließ, die schlimmste Deutung gab, so bewies das nicht nur, daß ihm das natürliche Gefühl der Dankbarkeit fremd sei, es verrieth zugleich einen bedenklichen Mangel an jener einfachen Herzensgüte, die, weit entfernt, überall das Böse vorauszusetzen, an dasselbe nur glaubt, wenn sie sich außer Stande sieht, es zu leugnen. Auch zeigten seine eigenen Angaben klar genug, daß der wahre Grund seines Mißtrauens in einem maßlosen Stolze gelegen war, der es ihm unmöglich machte, wirkliche oder scheinbare Kränkungen mit Gleichmuth hinzunehmen.

Das Publikum, wenn es so dachte und urtheilte, war ohne Zweifel in seinem Rechte. Wer Rousseau persönlich ferner stand, konnte nicht wohl umhin, sein Benehmen höchst anstößig und seinen Charakter verdächtig zu finden. Aber auch seine näheren Freunde und Bekannten wußten nicht, was sie

denken, und weniger noch, wie sie ihn rechtfertigen sollten. Betroffen und niedergeschlagen, wagte längere Zeit keiner von ihnen, für ihn einzutreten. Eine Frau bewies endlich den Muth, welcher den Männern zu fehlen schien. Madame de la Tour-Franqueville, die dem Dichter der Neuen Heloise, seitdem er durch dieses Werk ihre Zuneigung gewonnen, trotz der recht unfreundlichen Weise, in welcher er ihr nicht selten begegnete, in unwandelbarer Verehrung ergeben blieb, griff zur Feder, um sich ihres Lieblings energisch anzunehmen. Doch machte ihre weitschweifige und etwas prätentiöse Rechtfertigung keinen besonderen Eindruck. Einige andere Schriften aber, welche bald nachher zu Gunsten Rousseau's erschienen [15]), verfehlten schon darum ihren Zweck, weil die Verfasser sich genöthigt sahen, anzuerkennen, daß er zu leicht an den Verrath Hume's geglaubt, also in der Hauptsache Unrecht habe. Sie vermochten die öffentliche Meinung, die gegen ihn Partei genommen, nicht umzustimmen, zumal seine zahlreichen Feinde es sich angelegen sein ließen, die für sie so günstige Conjunctur nach Kräften auszunutzen. Nicht zufrieden damit, seine gegenwärtige Schuld in den schwärzesten Farben auszumalen, griffen sie auch in die Vergangenheit zurück, um alle die alten Anklagen und Verleumdungen, welche schon früher gegen ihn laut geworden, von Neuem in Erinnerung zu bringen. Mußte doch jetzt, wo der schlimme Charakter des Mannes in seiner ganzen Verderbtheit zu Tage getreten, auch das Unglaublichste glaubhaft erscheinen. Gewiß, ein Mensch dieser Art war zu Allem fähig; man durfte ihm getrost jede Gemeinheit, jede ehrlose Handlung zur Last legen, selbst wenn dieselbe in der Unterschlagung von anvertrauten Waaren und Geldern bestand [16]).

Uebrigens gingen die Angriffe, welche Rousseau fort und fort erfuhr, vorzugsweise von London aus. Eine ganze Reihe von Schmähschriften, voll brutalen Hohnes und heftiger, nicht selten pöbelhafter Ausfälle, wurde hier allmälig gegen ihn veröffentlicht. Sie waren zum Theil das Werk von Franzosen und Schweizern, welche sie entweder vom Festlande aus einschickten, oder während ihrer zufälligen Anwesenheit, hin und wieder auch zu dem Zwecke herübergekommen, in England selbst verfaßten. Doch flossen auch manche von ihnen aus britischen Federn, die der Einfluß Hume's um so leichter in Bewegung setzte, da es als eine patriotische Pflicht erscheinen mochte, ihm in seinem Kampfe mit dem anmaßenden Frembling zu Hülfe zu kommen. Man darf wenigstens aus dem, was Freron über den Rousseau'schen Dorfpropheten berichtet, schließen, daß die Sympathien für den Landsmann nicht unwirksam blieben. „Diese Oper," erzählt der

genannte Journalist[17]), „wurde in das Englische übersetzt und in London mit getheiltem Erfolge aufgeführt. Das Stück wurde von der englischen Partei gehalten, während die schottische darauf ausging, es zu Falle zu bringen, und zu dem Ende die ersten Vorstellungen durch einen furchtbaren Lärm unterbrach.“ Ob die Freunde seiner Musik auch sonstwie für Rousseau eintraten, steht dahin. Soviel wir wissen, fand sich nur ein einziger Engländer, der zu seiner Vertheidigung öffentlich das Wort nahm. Und auch dieser spricht sich zwar lobend über seinen Charakter und sehr theilnehmend über seine mannigfachen Leiden aus, macht es ihm aber doch zum Vorwurfe, daß er Hume der Treulosigkeit beschuldigt.

Natürlich mußte eine so vereinzelte Stimme in dem lauten und allgemeinen Chorus der Gegner ungehört verhallen. Rousseau selbst aber hielt es für das Beste, den Sturm, welchen er über sich heraufbeschworen, ruhig austoben zu lassen. Er hatte das „barbarische Frohlocken seiner unversöhnlichen Feinde“ vorausgesehen, und war darauf gefaßt, daß das Publikum im Allgemeinen ihn nicht gnädiger behandeln werde. Wußte er doch, daß „es sich immer ohne weitere Prüfung auf die Seite der geleisteten Dienste stellt, weil Jeder wünscht, sich solche erwiesen zu sehen, und deshalb gerne zeigt, daß er sie anzuerkennen weiß“. Gegen dieses Vorurtheil ankämpfen zu wollen, erschien ihm ebenso thöricht, wie nutzlos. Ueberdies, wie durfte er, fern in frembem Lande, ohne Schutz und Anhang, in seiner isolirten Stellung hoffen, den gewandten, einflußreichen Gegnern mit Erfolg die Spitze zu bieten? Engverbündet, wie sie es seiner Ueberzeugung nach waren, und im Besitze aller Hülfsmittel, deren sie zur Erreichung ihrer Zwecke bedurften, mochten sie seines ohnmächtigen Widerstandes spotten. Jedenfalls konnte derselbe nur dahin führen, ihre Wuth zu steigern und sie zu neuen, noch heftigeren Angriffen zu reizen. Wie die Dinge einmal lagen, blieb vernünftiger Weise nichts übrig, als ihnen das Feld zu räumen, denn nur so ließ sich erwarten, daß ihr Zorn allmälig verrauchen, und sie von weiteren Verfolgungen abstehen würden. Freilich wurde es Rousseau nicht leicht, die Schmach und Schande, womit sie ihn überhäuften, geduldig hinzunehmen; das Bewußtsein, „fortan in den Augen der Menschen beschimpft, entehrt dazustehen“, schmerzte und empörte ihn tief. Indeß glaubte er sich in das Unvermeidliche fügen zu müssen, und dies gelang ihm um so eher, da er die feste Zuversicht hegte, daß die Nachwelt das ungerechte Urtheil der Zeitgenossen rectifiziren werde. Mochten diese von ihm denken und sagen, was sie wollten, er verzichtete darauf, sie eines Besseren

zu belehren. Wünschte er doch sehnlichst, sich für seine noch übrigen Lebenstage die Ruhe zu sichern, deren er vor Allem bedurfte. Es stand aber zu besorgen, daß man sie ihm nicht gönnen werde, solange man irgendwie Anlaß fände, sich mit ihm zu beschäftigen. Nur wenn die Welt vergaß, daß er noch unter den Lebenden sei, durfte er hoffen, sich ihrer ungestört zu erfreuen. Es schien ihm daher geboten, seinerseits Alles zu vermeiden, wodurch sie an sein Dasein erinnert werden konnte.

Auch blieb er dem Vorsatze, sich schweigend zu verhalten, trotz der fortgesetzten Invectiven seiner Gegner treu. Konnte er, wenn die Freunde in ihren Briefen der Sache gedachten, nicht immer umhin, auf sie zurückzukommen, so hat er doch öffentlich kein Wort weiter über sie verloren. Freilich hatte er auch dem, was er schon früher gesagt und Hume dem Publikum mitgetheilt, nichts Wesentliches hinzuzufügen. Die veröffentlichten Schriftstücke gaben über die Motive seines Verhaltens jede wünschenswerthe Auskunft. Wen sie von der Berechtigung desselben nicht überzeugten, dem war auch mit anderen Gründen schwerlich beizukommen; er w o l l t e eben nicht sehen, was doch auf der Hand lag. Rousseau wenigstens dachte so, und nicht blos damals; er hielt auch in späterer Zeit stets an der Ansicht fest, daß sein Verdacht vollkommen begründet und sein Benehmen deshalb durchaus am Orte gewesen. Ohne Zweifel täuschte er sich; sein Irrthum aber mag um so leichter verziehen werden, da er selbst ihn schwer genug hat büßen müssen. Wir sagten schon, mit welchem Eifer und Erfolge derselbe von seinen persönlichen Feinden zur Untergrabung seines guten Rufes ausgebeutet wurde. In der That trug das Zerwürfniß mit Hume mehr, als irgend ein anderer Vorgang seines Lebens, zur Verbreitung und Befestigung der ungünstigen Urtheile bei, welche über ihn und seinen Charakter gefällt wurden. Es führte so dahin, daß ihm ein großer Theil des Publikums die Achtung und Sympathie entzog, welche es bis dahin für ihn gehegt hatte. Schlimmer noch, als diese sehr empfindliche Einbuße an öffentlicher Ehre und Geltung, mußte für den Augenblick die Wahrnehmung berühren, daß ihm auch manche von den näheren Freunden mehr oder weniger entfremdet wurden. Was half es ihm, daß er ihre Vorwürfe und tadelnden Bemerkungen schroff und ungeduldig abwies? Sie blieben darum doch bei ihrer Meinung, und wenn die einen, um ernstere Conflikte zu vermeiden, scheinbar nachgaben, so zogen sich die anderen entschieden zurück. Freilich konnte es zweifelhaft erscheinen, ob ihr Verlust sonderlich zu bedauern sei. Die Erfahrung, welche er an Hume gemacht zu haben meinte, hatte — und das war am Ende

die schlimmste Wirkung seines Irrthums — den ohnehin schon wankenden Glauben an die Menschen noch tiefer erschüttert. Durch die Verfolgungen der Feinde waren die Keime des Mißtrauens, welche Natur und Lebensgang in seine Seele gelegt hatten, geweckt und genährt worden; der Verrath des Freundes brachte sie zur Reife. Fortan wurde es ihm unmöglich, dem Argwohne zu gebieten, welchen die umgebende Welt beständig wach rief. Stets sah er sich von Feinden und Gefahren bedroht, überall witterte er Trug und Hinterlist. Natürlich lös'ten sich unter dem Einflusse dieser Stimmung allmälig die Bande, die ihn noch mit den Menschen verknüpften. Bestand auch der äußere Verkehr fort, die innere Gemeinschaft schwand mehr und mehr. Es kam bald genug dahin, daß er, einsam und allein, wie ein Fremder unter Seinesgleichen umherwandelte.

IX.

Noch freilich war es nicht so weit. Zu eben der Zeit, in welcher der Bruch mit Hume sich vorbereitete und vollzog, verlebte Rousseau in seinem neuen Asyle recht angenehme Tage. Zwar vermochte er nicht, des erschütternden Eindruckes Herr zu werden, den die vermeintliche Treulosigkeit des Freundes auf ihn machte; sie empörte und schmerzte ihn um so tiefer, je zweifelloser sie für ihn wurde. „Zu denken," sagt er[1]), „daß ein Mann, mit welchem ich nie ein Zerwürfniß gehabt, ein Mann von Verdienst, achtungswerth durch seine Talente, geachtet wegen seines Charakters, in meiner Noth die Arme nach mir ausbreitet und mich erstickt, wenn ich mich in sie geworfen habe — es ist ein Gedanke, der mich niederschmettert." Er kann „diese schwarze Tücke", diese „unnatürliche Bosheit" nicht fassen, sie „geht über seine Begriffe hinaus"; er „hat es nicht für möglich gehalten, daß es solche Menschen gebe". Wenn er aber „vor der Denkweise des Mannes erschrickt und zurückschaudert", seine geheimen Umtriebe machen ihm im Grunde ebensowenig Sorge, wie die offenen Angriffe seiner Genossen. „Der falsche Brief des Königs von Preußen und das von London ausgehende Geschrei haben mich allerdings eine Weile beunruhigt, weil ich fürchtete, daß dies meine Ruhe gefährden möchte und man die Auftritte von Motiers erneuern wolle. Seitdem ich aber in dieser Beziehung beruhigt bin, und, in meiner Umgebung näher bekannt, gesehen habe, daß hier die Dinge unmöglich eine solche Wendung nehmen können, habe ich mich über alles Andere hinweggesetzt, und ist mir das so wohl

gelungen, daß ich der Erste bin, der über ihre Thorheiten lacht.“ Gewiß ist, daß die Aufregung und Entrüstung, welche sie doch von Zeit zu Zeit hervorriefen, ihn nicht hinderten, sich dem Genusse der Annehmlichkeiten seines ländlichen Wohnsitzes mit vollem Behagen hinzugeben.

Wir erzählten schon früher, daß es ihm in Wootton, obgleich es hier zur Zeit seiner Ankunft noch recht winterlich aussah, gleich Anfangs sehr wohl gefiel. Seine Befriedigung wuchs, als Schnee und Eis allmälig dahinschwanden, und beim vollen Eintritt der schönen Jahreszeit die Landschaft ihre eigenthümlichen Reize in ihrem ganzen Umfange entfaltete. Von welcher Art diese waren und wie lebhaft er sie empfand, sieht man aus der liebevollen Schilderung, die er einer fernen Freundin [2]) von seinem Wohnorte und dessen Umgebung entwarf.

„Denken Sie sich ein alleinliegendes Haus, das, nicht eben groß, aber sehr sauber, in der Mitte eines Abhanges erbaut ist, der sich zu einem engen Thale hinsenkt, aber ebenen Raum genug übrig läßt, um bequeme Spaziergänge auf der schönsten Rasenfläche der Welt zu gestatten. Klein wie es ist, ist es doch sehr wohnlich und gut eingetheilt. Es hat in dem mittleren Theile der Façade einen Vorbau nach englischer Weise, welcher dem Zimmer des Hausherrn und ebenso dem meinigen, welches über demselben liegt, nach drei Seiten eine freie Aussicht gewährt. Die Wohnung des Eigenthümers besteht aus mehreren Räumen auf der Vorder- und einem großen Salon auf der Rückseite. Die meinige ist ähnlich eingerichtet, doch habe ich nur zwei Zimmer inne, zwischen welchen und dem Salon sich eine sehr eigenthümliche Art von Vestibul oder Vorzimmer befindet, das durch ein breites, in der Mitte des Daches angebrachtes Glasgehäuse erhellt wird. — Vor dem Hause breitet sich eine Terrasse aus, von wo das Auge einige Stunden weit eine Landschaft überschaut, die aus Wiesen, Bäumen, zerstreuten Bauernhäusern und zierlichen Gebäuden besteht, und, in Form eines Bassins, von hochragenden Hügeln umgeben ist, die den Blick, wenn er nicht über sie hinausdringen kann, angenehm begrenzen. In der Tiefe des Thales, welches zugleich als Jagdgehege und zum Weideplatze dient, hört man einen Bach rauschen, der von einem nahen Berge kommt, parallel mit dem Hause dahinfließt, und dessen kleine Biegungen und Cascaden eine solche Richtung nehmen, daß das Auge von den Fenstern und der Terrasse aus seinen Lauf ziemlich weit verfolgen kann. Das Thal ist stellenweise mit Felsen und Bäumen besetzt, unter welchen man köstliche Ruheplätzchen findet, und die sich hier und da weit genug von dem Bache entfernen,

um an seinen Ufern bequeme Promenaden zu eröffnen, die so gegen die Winde und selbst gegen den Regen geschützt sind, daß ich auch beim schlechtesten Wetter ruhig mit den Hasen und Schaafen auf die Weide gehen kann. — Am Ende der Terrasse befinden sich links Oekonomiegebäude und der Gemüsegarten, rechts Bosquets und ein Springbrunnen. Hinter dem Hause liegt eine Wiese, umgeben von einem Streifen Buschwerk, welches, sich über das Thal hinwegziehend, den Park krönt, wenn es erlaubt ist, diesen Namen einem Raume zu geben, dem man alle Schönheiten der Natur gelassen hat. Diese Wiese führt quer durch ein kleines Dorf, welches von dem Herrenhause abhängt, zu einem Berge, der etwa eine halbe Stunde entfernt ist und mehrere in Betrieb befindliche Bleigruben enthält. Nehmen Sie hinzu, daß man in der weiteren Umgebung seine Spaziergänge nach Belieben auf reizenden Wiesen, in Wäldern oder auch in Gärten von englischer Anlage wählen kann, die zwar weniger gepflegt und zugestutzt werden, aber einen besseren Geschmack verrathen, als die französischen."

Freilich fehlt dem Lichte auch der Schatten nicht. „Ich kann," fährt er fort, „nachdem ich Ihnen mein Asyl von der schönen Seite geschildert, nicht verhehlen, daß es auch eine andere gibt und, wie überall im Leben, so auch hier die Vorzüge mit manchen Unannehmlichkeiten verbunden sind. Die des Klimas sind groß; es ist rauh und kalt; die Landschaft ist schön, aber trist und düster. Die Natur in ihr ist träge und wie erstarrt; kaum haben wir um die Mitte des Mai schon Veilchen; die Bäume haben noch keine Blätter; nie hört man hier den Gesang der Nachtigall; alle Anzeichen des Frühlings fehlen mir. — Uebrigens," fügt er zur Beruhigung der befreundeten Hausfrau hinzu, „lebt man hier recht gut; die Nahrungsmittel sind einfach und gesund, grade wie ich sie bedarf. Zwar haben bei dem kalten und feuchten Klima die Gemüse wenig, das Wildpret gar keinen Geschmack. Dagegen ist das Fleisch vortrefflich, die Milch, und was aus ihr bereitet wird, gut und reichlich vorhanden." Es blieb so auch in materieller Beziehung kaum etwas zu wünschen. Was aber die Freude an dem behaglichen Dasein wesentlich erhöhte, war der Umstand, daß er sie ohne Furcht vor etwaigen Störungen in voller Muße und Freiheit auskosten durfte. „Ich bin hier nicht blos der Herr, sondern auch mein eigener Herr, und das bedeutet weit mehr. Nie habe ich mehr nach meiner Neigung leben, nie vom Morgen bis zum Abend meiner Laune mehr folgen können .... Kein großes Dorf in der Umgegend, die nächste Stadt zwei Stunden entfernt, folglich auch wenige müßige

Nachbarn. Ohne den Pfarrer, welcher mich in seine besondere Affektion genommen hat, würde ich zehn Monate des Jahres vollkommen allein sein."

Man darf diese Aeußerung nicht gar zu wörtlich nehmen. War auch der gesellige Verkehr sehr beschränkt, er fehlte doch nicht ganz. Die Hausgenossen zwar kamen für ihn kaum in Betracht. Davon abgesehen, daß sie dem dienenden Stande angehörten, verstand keiner von ihnen auch nur ein Wort Französisch. Andererseits war und blieb Rousseau des Englischen ebenso unkundig, wie seine Gefährtin. Therese hatte es nicht vermocht, sich in dem fremden Idiome irgendwie zurecht zu finden, er selbst das Wenige, was er sich in London von ihm angeeignet, bald wieder vergessen; es war seinem Ohre eben unmöglich, sich mit dem „schrecklichen Kauderwelsch" zu befreunden. Auf das häusliche Zusammenleben hatte dieses seltsame Verhältniß zunächst keinen störenden Einfluß; man kam, auch ohne sich zu verstehen, ganz wohl mit einander aus. Ohne Zweifel trugen die Anweisungen, welche der Hausherr seinen Leuten gegeben, dazu nicht wenig bei. Er hatte sich von Anfang an bemüht, Rousseau den Aufenthalt in seinem Hause möglichst angenehm zu machen. Er trug auch später Sorge, daß es ihm an nichts fehlte, was er bedurfte oder wünschen mochte. Fand er die Umgebung von Wootton zu wild und liebte er es nicht, dort lange zu verweilen, er kam doch von Zeit zu Zeit, um sich persönlich von dem Wohlergehen seines Gastes zu überzeugen. Dieser wußte ihm für seine freundliche Theilnahme aufrichtig Dank. „Herr Davenport," schreibt er, „ist ein sehr artiger Mann; die drei Wochen, welche er hier mit seiner Familie zugebracht, haben die Zuneigung, die sein edles Benehmen mir für ihn eingeflößt, in hohem Grade befestigt." Wollte es auch zu einer intimeren Gemeinschaft nicht kommen, es bildete sich doch ein recht cordiales Verhältniß, in welches auch die Angehörigen mehr oder weniger eingingen [3]).

Ebenso freundlich, wie die Beziehungen zu seinem Hauswirthe, gestalteten sich die zu den Nachbarn. Rousseau hatte allen Grund, mit der Aufnahme, welche ihm von ihrer Seite zu Theil wurde, zufrieden zu sein. „Alle Edelleute der Umgegend," berichtet er, „alle Geistlichen in den benachbarten Gemeinden haben mir eine Zuvorkommenheit bewiesen, die mich angenehm berührt, sofern sie mir die allgemeine Stimmung des Landes verräth. Selbst das Volk vergißt, trotz meiner armenischen Kleidung, mir gegenüber die Rücksichtslosigkeit, welche es in der Regel gegen Fremde an den Tag legt." Freilich mochte es bei den Besuchen, mit welchen die guten Leute ihn beehrten, nicht selten zugehen,

wie bei der ersten Visite des Ortspfarrers. „Da er bemerkte, daß ich nur französisch mit ihm sprach, hat er mit mir nicht englisch sprechen wollen. So ist denn die Zusammenkunft, fast ohne daß ein Wort gesprochen wurde, verlaufen.“ Daß unter diesen Umständen von einem näheren Umgange nur ausnahmsweise die Rede sein konnte, versteht sich von selbst. In der That gab es unter den Nachbarn nur einen, der sich dazu eignete, weil er allein französisch sprach. An ihn schloß sich denn auch Rousseau und zwar um so lieber an, da Rang, Bildung und Denkweise des Mannes den persönlichen Verkehr mit ihm sehr wünschenswerth machten. Herr Granville, aus dem bekannten altadeligen Hause, lebte damals auf seinem unfern von Wootton gelegenen Landsitze Calwich. Er stand in schon vorgerückten Jahren und war ein wohlwollender Herr von schlichter Art und liebenswürdigem Wesen. Eine hervorragende geistige Bedeutung hatte er, scheint es, nicht; ebensowenig hören wir, daß er, wie andere Mitglieder seiner Familie, auf dem politischen Gebiete eine Rolle spielte. Doch fehlte es ihm keineswegs an mannigfachen Kenntnissen. Er liebte die Musik und verstand sich darauf. Auch die Botanik nahm sein Interesse in Anspruch; die Reichthümer seines wohlgepflegten Gartens boten Rousseau wiederholt Anregung, sich unter seiner Leitung dem Studium derselben hinzugeben. Mehr aber als sein am Ende doch ziemlich beschränktes Wissen, fesselten ihn seine Herzensgüte und das immer gleiche freundliche Wohlwollen, womit er ihm begegnete. Er gewann den Mann lieb, der sich in seiner anspruchslosen und taktvollen Weise stets gefällig und theilnehmend erwies. Die noch vorhandenen Briefe und Billets, die er gelegentlich an ihn richtete, zeugen von der aufrichtigen Hochachtung und herzlichen Zuneigung, welche er „seinem guten“, seinem „vortrefflichen Nachbarn“ zollte.

„Da Herr Granville,“ schreibt er ihm wohl [4]), „mir untersagt, ihm inmitten des Schnees Besuche zu machen, so wird er mir wenigstens gestatten, mich zu erkundigen, wie er auf den schrecklichen Wegen davongekommen. Ich hoffe, daß das von Neuem beginnende Schneetreiben seine Abreise so lange verzögert, daß ich noch Zeit finde, ihm persönlich eine gute Reise zu wünschen. Ob ich aber das Vergnügen habe, ihn noch wiederzusehen, oder nicht, meine innigsten Wünsche werden ihn stets begleiten.“ — Ein anderes Mal schickt er „einen kleinen Bissen Langfisch, der freilich dem nicht gleich kommt, welchen Sie mir zugesandt haben. Auch biete ich ihn nur zur Huldigung dar, nicht als Ersatz, denn ich weiß sehr wohl, daß die Beweise Ihrer Güte nur durch die Empfindungen, welche Sie mir eingeflößt haben, vergolten werden

können. Es würde mir," fügt er hinzu, „eine Freude sein, Sie zu bitten, mich Ihrer Frau Schwester vorzustellen, doch kommt mir das Wetter in die Quere. Ich bin in vielen Dingen unglücklich, denn ich kann nicht sagen in allen, da ich einen Nachbarn habe, wie Sie." — „Ich war," heißt es in einer späteren Zuschrift, „Ihrer Abreise wegen in der größten Unruhe, beruhigte mich aber später, da ich sie für durchaus unmöglich hielt; ich war weit entfernt, auch nur zu denken, daß Sie dieselbe versuchen wollten. Machen Sie doch, ich bitte dringend darum, keine solchen Versuche mehr, bis das Wetter besser geworden und der Weg gut gebahnt ist. Warum läßt doch der Schnee, der Sie in Calwich zurückhält, keinen Gang bis Wootton offen? Ich würde ihn oft machen. In dem Zustande aber, in welchem gegenwärtig die Straße ist, beschwöre ich Sie, sich nicht auf sie hinauszuwagen. Ich stehe Ihnen dafür, daß Sie mich, falls Sie hierhin kommen, Tags darauf, wie auch immer das Wetter beschaffen ist, bei sich sehen werden." — Befindet sich Granville in Bath, wohin er alljährlich auf einige Monate zu gehen pflegt, so darf er nicht zulange auf Nachrichten von sich warten lassen. Rousseau wird sonst ungeduldig und fragt dringend: „Was macht mein guter und liebenswürdiger Nachbar? Wie geht es ihm? Ich habe mit großer Freude seine glückliche Ankunft erfahren. Nun aber, wie findet er es dort? Gesundheit, Bäder, Amüsements, wie steht's mit alle dem? Sie wissen, daß nichts, was Sie angeht, mir gleichgültig sein kann; Sie haben sich zuviele Anrechte an mir erworben, als daß Sie mir deren nicht auch einige an sich hätten geben sollen, und es ist nicht recht, daß ich nicht weiß, was mich lebhaft interessirt. Nun sollte ich auch von mir sprechen, weil ich ja verpflichtet bin, Ihnen von Ihrem Eigenthum Rechenschaft zu geben. Doch da könnte ich immer nur dasselbe sagen: ruhig, müßig, leidend, mich in Geduld fassend, zuweilen das schlechte Wetter verwünschend, das mich hindert, an den Felsen Moose zu sammeln, und dem Winter grollend, der Calwich so lange verlassen hält. Amüsiren Sie sich, ich wünsche es sehnlichst, aber nicht sosehr, daß Sie die Zeit Ihrer Rückkehr hinausschieben, denn das hieße sich auf meine Kosten amüsiren."

Es war, wie man sieht, ein recht herzlicher Ton, den Rousseau seinem neuen Bekannten gegenüber anschlug und auch, solange die Verbindung mit ihm fortdauerte, unverändert beibehielt. Selbst die kleinen Geschenke, welche Granville ihm beständig zuschickte, brachten in die bestehende Harmonie keinen störenden Mißklang. Freilich war Rousseau von dem Rigorismus, dem er früher in Bezug auf sie huldigte, in etwa zurückgekommen. Waren sie ihm

vor wie nach unbequem, er ließ sie sich doch gefallen, wies sie nicht mehr schroff und unwillig zurück. Vordem, als er in seiner leidenschaftlichen Liebe zur Freiheit und Gleichheit die Verpflichtungen von sich fern halten wollte, deren er sich nicht in gleichem Maße zu entledigen vermochte, hat er die Geschenke auch der Freunde abgelehnt und sich dadurch manche Zänkerei zugezogen. Jetzt vor Allem der Ruhe bedürftig, wünscht er den Frieden mit seinen Freunden und selbst, wenn es möglich ist, mit seinen Feinden um jeden Preis zu erhalten. Er hat sich daher entschlossen, künftig von den Einen alles Gute und von den Anderen alles Böse, das sie ihm zufügen wollen, hinzunehmen, ohne darüber zu streiten, ohne sich zu sträuben oder irgend welchen Widerstand zu leisten. Er überläßt sich ganz ihrem Willen; sie mögen für oder gegen ihn thun, was sie für passend halten. Auch Herr Granville wird, falls er seine Sendungen fortsetzt, von seiner Seite keinen Widerspruch erfahren. Doch sagt er ihm offen, daß er für seine Geschenke nicht dankbarer sein wird, als wenn er sie nicht gemacht hätte. Er ist ihm zugethan; er dankt dem Himmel für den Trost, den er ihm in seinem Unglücke durch einen solchen Nachbarn gegeben. Sein Herz ist voll von dem Interesse, das er an ihm nimmt, voll von den Beweisen seines Wohlwollens, nicht aber von seinen Gaben. Das ist verlorene Mühe; sie haben auf seine Gefühle für ihn nicht den mindesten Einfluß; er wird ihn ihretwegen nicht weniger lieben, aber er wird sich weit behaglicher fühlen, wenn er sie künftig bei Seite lassen will. Doch „Ihr Wille geschehe, nicht der meinige; es wird Ihnen zu jeder Zeit freistehen, in diesem Punkte zu thun, was Ihnen beliebt."

Es scheint nicht, daß Granville sich die Mahnung sehr zu Herzen nahm. Rousseau sah sich auch später wiederholt veranlaßt, sie ihm ins Gedächtniß zu rufen. Doch geschah das stets in der schonendsten Weise und that der freundschaftlichen Beziehung nicht den mindesten Eintrag. Dieselbe erhielt sich nicht nur, solange er in England verweilte, auch nachdem er auf das Festland zurückgekehrt war, fuhr er fort, seine herzliche Theilnahme für den „lieben Nachbarn" und dessen Angehörige an den Tag zu legen. Von diesen Verwandten war es namentlich eine Nichte, Fräulein Dewes, die sich seine besondere Gunst zu erwerben wußte. Das junge, hübsche Mädchen verstand es, ihn durch ihr munteres, unbefangenes Wesen zu fesseln. Es machte ihm großes Vergnügen, mit ihr in harmloser Weise zu plaudern und von Zeit zu Zeit recht artige Billets auszutauschen. Die feine Galanterie der jungen Jahre lebt in etwa wieder auf, wenn er ihr schreibt: „Sie machen mich, meine schöne Nachbarin, zum ersten Male in meinem Leben

ungerecht und eifersüchtig. Ich habe nicht ohne Neid die Fesseln sehen können, mit welchen Sie meinen Sultan beehren, und ich habe ihm den Vorzug geraubt, sie zuerst zu tragen. Ich hätte Ihr Lieblingsschäfchen damit schmücken sollen, aber ich habe nicht gewagt, in die Rechte eines jungen und liebenswürdigen Hirten einzugreifen. Geht es doch schon ohnehin über die meinigen hinaus, in meinem Alter den Galanten zu spielen. Doch, da Sie mich dasselbe haben vergessen lassen, so versuchen Sie nun auch, es selbst zu vergessen, und denken Sie weniger an den Graubart, der Ihnen seine Huldigungen darbringt, als an die Mühe, welche Sie sich gegeben haben, sein Herz zu verjüngen[5])." — Anderswo beruhigt er sie über seine Gesundheit; „sie wird stets gut genug, ja zu gut sein, solange ich Sie zum Arzte habe". Auch „hätte er große Lust, krank zu sein, wenn das Ihre Abreise verzögern könnte". Später wünscht er, „daß sie ihren Calwicher Schaafen recht bald einen Hirten geben möge." Und als sie diesen Wunsch endlich erfüllt, „freut er sich von ganzem Herzen, sowohl ihretwegen, die so recht dazu geschaffen ist, einen achtbaren Mann glücklich zu machen und es selbst zu sein, wie mit Rücksicht auf ihren würdigen Onkel, den der glückliche Verlauf dieser Ehe in seinen alten Tagen mit Freude erfüllen wird."

Neben der Nichte lernte Rousseau auch eine Schwester Granville's, die verwittwete Gräfin Cowper, kennen und achten. Der Umgang mit ihr beschränkte sich indeß auf den gelegentlichen Verkehr, zu welchem ihr zeitweiliger Aufenthalt in Calwich Anlaß gab. Von größerer Bedeutung und längerer Dauer waren die Beziehungen zur Herzogin von Portland, mit welcher er ebenfalls im Hause des befreundeten Nachbars bekannt wurde. Ob diese Dame zu den Verwandten Granville's gehörte, steht dahin; wir wissen von ihr überhaupt kaum mehr, als das Wenige, was sich aus den Briefen Rousseau's an sie entnehmen läßt. Vermuthlich war sie die Gemahlin jenes edlen Pairs, von welchem Horace Walpole schreibt: „Er hat bis dahin in seinem herzoglichen Grolle mit einem halben Dutzend Schmarotzern gelebt, abgeschieden von der Welt, hinter den Wällen von Burlington und erdrückt von Schulden, trotz eines Einkommens von 2000 Pfund jährlich." Der Mann wurde später, als die Whigs an's Ruder kamen (1782), zum Lordlieutenant von Irland ernannt, „nicht wegen seiner Begabung oder Thatkraft, auch nicht wegen seiner Kenntnisse oder Beredtsamkeit, denn von alledem besaß er gar nichts, sondern wegen seines Ranges und Reichthums, und vor Allem als das Haupt einer ihrer vornehmsten Familien[6])." Eine solche Null mochte wenig geeignet sein, den Ansprüchen einer Frau zu genügen,

die, wenn auch ohne hervorragende geistige Bedeutung, jedenfalls Sinn für ernstere Studien und mannigfache Kenntnisse besaß. Namentlich war sie eine Freundin der Naturwissenschaften, die sie in ihren verschiedenen Zweigen mit dem regen Eifer eines strebsamen Dilettanten gepflegt zu haben scheint. Rousseau wünscht ihr Glück dazu, „daß sie es liebt, den Unterweisungen jener großen Lehrmeisterin, die niemals lügt, aufmerksam zu lauschen.“ Er weiß, „sie studirt die Natur mit eben soviel Vergnügen, wie Erfolg; sie folgt ihr in alle ihre Reiche; keines ihrer Erzeugnisse ist ihr fremd; sie versteht Fossilien, Mineralien, Muscheln zu ordnen, Pflanzen zu hegen, Vögel zu zähmen. Und wen“, fügt er hinzu, „zähmten Sie nicht? Ich kenne ein etwas wildes Thier, welches mit großem Vergnügen in Ihrer Menagerie leben würde, in Erwartung der Ehre, einst als Mumie in Ihr großes Cabinet aufgenommen zu werden[7]).“ Sein Interesse ist freilich weniger umfassend; es beschränkt sich auf die Botanik, die denn auch den vornehmsten Inhalt der an sich ziemlich unerheblichen Correspondenz bildet, welche er auf den Vorschlag der Herzogin mit ihr begann und bis in seine letzten Lebensjahre fortführte.

Es war eine kleine, aber liebenswürdige Gesellschaft, die sich Rousseau auf dem Landsitze seines Freundes eröffnete. Leider war sie auch, abgesehen von den seltenen Besuchen Davenports, die einzige, welche ihm in seiner Abgeschiedenheit zu Gebote stand. Wurde es in Calwich still und einsam, so sah er sich lediglich auf Therese und sich selbst angewiesen. Doch hatte das wenig zu bedeuten, solange der Himmel heiter und die Wege trocken blieben. Die anziehende Umgebung bot Raum genug zu mehr oder minder weiten Wanderungen, und das immer noch wachsende Interesse an der Pflanzenwelt verhinderte schon, daß sie jemals langweilig wurden. „Was macht die Botanik?“ fragt er einen Bekannten[8]), „beschäftigen Sie sich ein wenig mit ihr? Sehen Sie Leute, die sich mit ihr beschäftigen? Was mich angeht, so bin ich in sie vernarrt, förmlich auf sie versessen, mache aber keine Fortschritte.“ Wie sollte er auch? Er „hat schlechte Augen, ein schlechtes Mikroskop, sein Gedächtniß wird täglich schwächer“. Vor Allem, „er ist zu unwissend, um ohne Bücher zu botanisiren“, und an diesen fehlt es eben. Es scheint ihm, daß alle Schriften, die man über die Botanik in die Welt schickt, nur für Diejenigen gut sind, welche sie bereits verstehen. Indeß wurde dem Mangel im Laufe der Zeit doch in etwa abgeholfen. Die Freunde schickten

Manches, was er bedurfte; er selbst beschloß, seine Bücher und Kupferstiche, die man ihm aus der Schweiz nachgeschickt, in London verkaufen zu lassen, um sich für den Erlös Zeichnungen von Pflanzen anzuschaffen. Er durfte so hoffen, sein Studium besser ausgerüstet und, wenn auch ohne besonderen Erfolg, mit größerem Vergnügen fortzusetzen. Wurde er aber des steten Spähens und Sammelns für eine Weile überdrüssig, so bot ein anderer, nicht weniger interessante Gegenstand die erwünschte Abwechselung.

Er hatte sich, wie wir wissen, schon längst mit der Absicht getragen, die Geschichte seines Lebens zu schreiben. Diesen Plan, der durch die Ereignisse der letzten Zeit in den Hintergrund gedrängt worden, nahm er jetzt, sobald er in etwa zur Ruhe gekommen, wieder auf. In der Beschäftigung mit ihm verfloß manche der Stunden, die er auf seinen einsamen Spaziergängen hinbrachte; der ebenso reiche, wie anziehende Stoff war wohl geeignet, Kopf und Herz in einer lebhaften und zugleich erfreulichen Thätigkeit zu erhalten[9]). Handelte es sich doch darum, zu thun, „was Niemand vor ihm gethan und wahrscheinlich kein Anderer nach ihm thun werde." Nicht das äußere Leben, wie es den Inhalt der gewöhnlichen Biographien bildet, sondern „das innere, das wirkliche Leben der Seele" sollte geschildert, „eine Geschichte der geheimsten Empfindungen gegeben, Alles, das Gute wie das Schlimme, offen und unverholen gesagt werden." Die Aufgabe, neu und ungewöhnlich, wie sie erschien, wollte natürlich sorgfältig überlegt, reiflich und allseitig erwogen sein. Nachdem aber der Plan einmal feste Gestalt gewonnen, ließ die Ausführung nicht lange auf sich warten. An der nöthigen Muße zum Schreiben fehlte es nicht; die zahlreichen Regentage, welche den Aufenthalt im Freien gar oft unmöglich machten, konnten dazu um so eher verwandt werden, da doch eine andere Benutzung für sie kaum zu finden war. Die Lektüre, welche vordem in solchen Zeiten eine willkommene Aushülfe geboten, hatte für Rousseau allen Reiz verloren; er las, botanische Schriften ausgenommen, weder Bücher, noch Zeitungen oder Journale. Die Correspondenz, welche früher nicht wenige Stunden in Anspruch genommen, war jetzt bald erledigt. Der Unbequemlichkeiten, die sie mit sich brachte, müde und bestrebt, jeder betrübenden oder aufregenden Nachricht, die von Außen her kommen konnte, den Zugang zu versperren, hatte er sie auf den Nothfall und den Verkehr mit den nächsten Freunden beschränkt. Inwiefern ihn das Spinett, welches sein freundlicher Hauswirth ihm zur Verfügung gestellt hatte, zu musikalischen Uebungen anregte, erfahren wir nicht. Gewiß ist, daß er die

Zeit, welche er innerhalb der vier Wände zubringen mußte, meist auf die Abfassung seiner Bekenntnisse verwandte.

Auch rückte das Werk schnell genug vor. Zwar klagt er, daß es ihm schwer werde, an die Arbeit zu gehen; die „süße Trägheit“ gewinne täglich mehr Macht über ihn. Indeß war er immerhin so fleißig, daß trotz vielfacher Hemmnisse die sechs ersten Bücher, also die Hälfte des Ganzen, nach Ablauf eines Jahres vollendet waren. Merkwürdig doch, wie diese Schrift nicht im Mindesten an die Zeit erinnert, in welcher sie verfaßt wurde. Nirgendwo verräth sich in ihr die schmerzliche Aufregung oder der bittere Unmuth, welche die Seele Rousseau's damals so oft erfüllten; überall waltet der Geist heiterer Milde und ungetrübten Friedens. Die Erinnerung an die Vergangenheit hob ihn, scheint es, über die leidige Gegenwart hinaus. Freilich nicht, ohne daß diese ihr Recht bald wieder geltend machte. Früher, als er selbst es erwarten mochte, kam der Augenblick, wo er sein Asyl und den englischen Boden überhaupt so rasch wie möglich verlassen zu müssen glaubte.

Das gute Einvernehmen, welches zwischen ihm und seinem Hausherrn bestand, war durch das Zerwürfniß mit Hume anscheinend durchaus nicht gestört worden. Wohl äußerte er hin und wieder, daß seine Feinde sich aus allen Kräften bemühten, ihm Davenport zu entfremden. Doch blieben ihre Bestrebungen, falls sie wirklich stattfanden, ohne sichtbaren Erfolg. Die Correspondenz der vier oder fünf Monate, welche dem Bruche zunächst folgten, deutet mit keiner Silbe darauf hin, daß das bestehende freundliche Verhältniß irgendwelche Aenderung erfuhr [10]). Um so mehr überrascht es, aus einem Briefe, den Rousseau gegen Ende des Jahres an seinen Hauswirth richtete, zu sehen, daß dasselbe doch ernstlich gefährdet war. „Obgleich ich“, schreibt er ihm, „trotz meiner dringenden Bitten bisher von Ihnen keine Erklärung oder Antwort in Betreff der Dinge, deren Kenntniß für mich von der größten Wichtigkeit ist, habe erlangen können, hat mich doch mein großes Vertrauen zu Ihnen dieses, wenn auch sehr ungewöhnliche Schweigen geduldig ertragen lassen. Nun aber ist es Zeit, daß es ein Ende nimmt .... Jeder hat seinen besonderen Charakter. Ich bin offen und geneigt zu vertrauen, mehr vielleicht, als gut ist. Ich verlange nicht, daß Sie es ebenso sind, wie ich, doch heißt es das Heimlichthun zu weit treiben, wenn Sie sich beharrlich weigern, mir zu sagen, auf welchem

Fuße ich in Ihrem Hause stehe, ob ich hier zuviel bin oder nicht. Bedenken Sie doch meine Lage! Welchen Entschluß kann ich fassen, wenn Sie sich weigern, mit mir zu sprechen? Darf ich in Ihrem Hause bleiben gegen Ihren Willen? .... Kann ich es verlassen ohne Ihren Beistand? .... Aber auch für den Fall, daß ich bleibe, müßten Sie trotz Ihrer Abneigung Anordnungen treffen, die meinen Aufenthalt für uns beide weniger kostspielig machen .... Wenn Sie mit mir auf die Details eingingen, wegen deren Sie sich auf Ihre Leute verlassen, würden Sie weniger betrogen und ich besser behandelt werden. Sie besitzen zuviel Scharfblick, um nicht zu sehen, daß es Menschen gibt, denen mein Aufenthalt in Ihrem Hause mißfällt, und die ihr Bestes thun, um ihn mir unangenehm zu machen. Sollten Sie ohne Rücksicht auf diese Gründe bei Ihrem bisherigen Schweigen beharren, so wird das für mich eine deutliche Antwort sein, und dürfen Sie es dann nicht auffallend finden, wenn ich, ohne mich länger nutzlos zu bemühen, für meinen Rückzug, so gut ich eben kann, Sorge trage."

Welcher Art die Aufklärungen waren, die Rousseau erbeten, aber nicht erhalten hatte, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen. Sie bezogen sich wohl zum Theil auf den Conflikt mit Hume, sodann aber auch auf seine persönliche Stellung zu Davenport. Offenbar war ihm die wohlwollende Gesinnung des Mannes zweifelhaft geworden, und wußte er nicht recht, ob er von seiner Gastfreundschaft noch ferner Gebrauch machen dürfe. Möglich, daß Davenport durch sein verändertes Benehmen zu solchen Bedenken in etwa berechtigte. Hatte ihn die Weise, in welcher Rousseau mit seinem bisherigen Freunde und Wohlthäter gebrochen, wie das kaum anders sein konnte, stutzig und an dessen Charakter irre gemacht, so begreift sich, daß er, ohnehin zu einer kühlen und reservirten Haltung geneigt, ihm gegenüber fortan eine noch größere Vorsicht beobachten zu müssen glaubte. Auch mochte er, ohne das Verhalten seines Gastes direkt zu tadeln, ihm doch gelegentlich zu verstehen geben, daß er es nicht billige. Rousseau aber, von seinem Rechte überzeugt, ertrug es nicht, daß man dasselbe irgendwie in Zweifel zog; ihm galt, wer sich nicht entschieden auf seine Seite stellte, als ein mehr oder minder erklärter Gegner. Nun ging er zwar in dem vorliegenden Falle nicht soweit, anzunehmen, daß Davenport feindliche Absichten gegen ihn hege; vielmehr glaubte er nur, daß derselbe, im Grunde ihm wohlgeneigt, den Einflüsterungen Hume's und seiner Genossen zu williges Gehör gebe. Doch damit war das Vertrauen zu ihm in bedenklicher Weise erschüttert und die Möglichkeit ernster Collisionen sehr nahe

gerückt, zumal es an anderweitigen Gründen zur Unzufriedenheit nicht ganz fehlte.

Es wurde früher erzählt, daß Davenport, wollte er anders Rousseau bei sich einziehen sehen, eine jährliche Pension von dreißig Pfund annehmen mußte. Ohne Zweifel war diese Summe zum Entgelt nicht nur für die Wohnung, sondern auch für den Unterhalt bestimmt. Doch reichte sie, wie es scheint, dazu nicht aus; wenigstens deutet Rousseau öfter an, daß er erheblich mehr zu zahlen gehabt. Vermuthlich hatte Davenport seine Leute angewiesen, ihm Alles zu liefern, was er bedürfe oder wünsche, ohne das Einzelne speciell zu notiren. Es geschah aber, was in solchen Fällen in der Regel geschieht: das Gesinde benutzte die Gelegenheit, sich gegen den Willen des abwesenden Hausherrn auf Kosten seines Gastes zu bereichern, indem es den Werth und die Pünktlichkeit der Leistungen von der Höhe der Trinkgelder abhängig machte. Nun war Rousseau zwar in diesem Punkte nicht gerade engherzig; bemüht, seine Umgebung in einer freundlichen Stimmung zu erhalten, gab er zu Zeiten sogar mehr, als erforderlich oder zweckmäßig war. Andererseits sah er sich bei seinem geringen Einkommen doch genöthigt, seiner Freigebigkeit möglichst enge Grenzen zu stecken. Auch verdroß es ihn, wenn er bemerkte, wie er von der Begehrlichkeit der Leute ausgebeutet wurde, und mehr oder weniger von fremder Laune und Willkür abhing. Er wünschte deshalb, in diesen öconomischen Dingen eine bestimmte Ordnung herzustellen, durch welche die gegenseitigen Verpflichtungen auch im Einzelnen genau fixirt würden. Davenport zeigte sich indeß wenig geneigt, darauf einzugehen; versuchte Rousseau mit ihm über diese Dinge zu sprechen, so wich er mit der Bemerkung aus, daß er davon nichts verstehe. Offenbar war es ihm nicht der Mühe werth, sich um solche Kleinigkeiten zu kümmern. Sein Gast aber fand es mindestens ungehörig, daß er sich in einer Sache, die für ihn nicht geringe Bedeutung hatte, so gleichgültig bewies.

Uebrigens war das unfreundliche Benehmen, welches bei den Hausgenossen allmälig hervortrat, wohl nicht lediglich die Folge eines Mangels an Freigebigkeit. Therese, die es überhaupt nicht verstand, sich mit ihrer Umgebung auf einen guten Fuß zu stellen, scheint auch hier durch ihr unverträgliches Wesen die Anfangs bestehende Eintracht gestört zu haben. Hume weiß, daß „Davenport von ihrem Charakter, wie von ihrem Benehmen, nicht die beste Meinung hatte“. Auch hören wir, daß „sie sich mit dessen neunzigjähriger Amme den ganzen Tag zankte“, wobei man freilich nicht recht absieht, in welcher Sprache diese unerfreulichen Wechsel-

reden geführt wurden[11]). Wenn aber versichert wird, daß sie den Zwiespalt absichtlich herbeigeführt habe, um Rousseau den Aufenthalt in einem Lande, in welchem sie selbst sich tödtlich langweilte, zu verleiden, so liegt unseres Erachtens zu solcher Behauptung doch kein genügender Grund vor. Wir haben schon anderswo hervorgehoben, daß sie weder den Willen, noch auch die Macht hatte, auf die Entschlüsse ihres Freundes so bestimmend einzuwirken, wie dies manche seiner Feinde und Freunde glauben machen wollen. Wahr ist nur, daß es ihm nicht in den Sinn kam, sie für die Collisionen, zu welchen sie allerdings nicht selten Anlaß geben mochte, verantwortlich zu machen. Es sind stets die umgebenden Personen, welchen er die etwaigen Zerwürfnisse zur Last legt. In Wootton war er dazu umsomehr geneigt, da er kaum zweifelte, daß seine Gegner hier die Hand im Spiele hatten. Sie gönnten ihm die behagliche Ruhe nicht, deren er sich erfreute; kein Wunder daher, wenn sie, um ihm dieselbe zu rauben, die dienenden Hausgenossen im Geheimen gegen ihn aufhetzten.

Vermuthlich war diese Annahme ebenso unbegründet, wie manche andere, die sein stets wacher Argwohn ihm eingab. Wie dem aber auch sein mochte, es gelang Davenport, ihn, besonders wohl durch das Versprechen eines baldigen Besuches, für's Erste zu beruhigen. In den Briefen, welche Rousseau in der nächsten Zeit an ihn schrieb, herrscht wieder der frühere cordiale Ton. Auch trug er kein Bedenken, sich seine Vermittelung in einer für ihn sehr wichtigen Angelegenheit gefallen zu lassen. Davenport hatte sich, ohne Zweifel im Auftrage des Ministeriums, bei ihm erkundigt, ob die königliche Pension, welche er im vorigen Jahre abgelehnt, gegenwärtig eine günstigere Aufnahme zu erwarten habe. Rousseau erwiederte, daß „er nie so eitel, albern und ungeschliffen gewesen, sich den Beweisen der königlichen Gunst zu entziehen, sie vielmehr immer als die größte Ehre, die ihm zu Theil werden könne, angesehen habe und stets ansehen werde. Doch", fügte er hinzu, „wenn der König von England und alle Fürsten der Welt mir durch die Hand David Hume's oder eines anderen Menschen seiner Art, falls es deren gibt, ihre sämmtlichen Schätze und Kronen zu Füßen legten, ich würde sie mit ebensoviel Unwillen zurückweisen, wie ich sie in jedem anderen Falle mit Ehrfurcht und Dankbarkeit annehmen würde." Natürlich erschien diese Erklärung vollkommen ausreichend. Davenport konnte schon nach einigen Wochen melden, daß die Pension ohne irgend welche Fürsprache, lediglich in Folge des freien Entschlusses Sr. Majestät, bewilligt worden. Rousseau war, wie er in seinem Dankschreiben an den Minister Conway versichert, „von der Gunst, mit welcher

der König ihn beehrt hat, ebenso gerührt, wie überrascht. Ich hatte", fährt er fort, „durch mein Unglück ein Anrecht auf seine Fürsorge. Jetzt habe ich durch seine Gnade ein solches auf die Achtung des Publikums, und ich darf hoffen, daß das Beispiel seines Wohlwollens mir auch das seiner Unterthanen verschaffen wird. Ich empfange die Wohlthat des Königs als eine Bürgschaft für eine ehrenvolle und glückliche Zukunft, die mir unter dem Schutze Se. Majestät fortan friedliche Tage sichert[12])."

Freilich hält er es doch für wenig wahrscheinlich, daß diese seine Hoffnung in Erfüllung gehen werde. Es ist ihm nur zu wohl bekannt, daß gerade in England die Gunst des Fürsten nicht eben geeignet ist, dem, welchem sie zu Theil wird, auch die des Publikums zu gewinnen. Sollte sie indeß in dem vorliegenden Falle doch diese Wirkung haben, so würde ihn solches Glück um so mehr erfreuen, je weniger er es erwarten darf. Vorläufig ist sie ihm besonders deshalb erwünscht, weil er weiß, daß sie seinen Freunden großes Vergnügen bereiten wird. Er selbst hat allerdings keinen Grund, sich sonderlich befriedigt zu fühlen. Zwar ist er nicht unempfänglich für die ehrenvolle Anerkennung, welche ihm gezollt worden. Er verkennt auch keineswegs den hohen Werth, den ein jährlicher Zuschuß von hundert Pfund in seiner Lage für ihn haben muß. Gewährt er ihm doch die beruhigende Aussicht auf eine sorgenlose Zukunft. Wie erfreulich aber die Gewißheit, in den kommenden alten Tagen gegen Noth und Mangel geschützt zu sein, auch ist, er hat sie am Ende doch zu theuer erkauft. Er, der stolze, unbeugsame Republikaner, ein Pensionair des Hofes —, der Widerspruch sprang zu sehr in die Augen, als daß er ihn hätte übersehen mögen. Konnte er, wie die Dinge einmal lagen, falls er sich nicht neue Unannehmlichkeiten zuziehen wollte, nicht wohl umhin, seine Zustimmung zu ertheilen, er empfand es darum nicht minder lebhaft, daß er durch sie seinen Grundsätzen untreu wurde. Zudem war er überzeugt, daß die Bewilligung des Jahrgeldes nicht so spontan und ohne alle Hintergedanken erfolgt sei, wie man ihn habe glauben machen wollen. „Wüßten Sie", schreibt er an du Peyrou, „wie, durch wen und zu welchem Zwecke mir die Pension zu Theil geworden, Sie würden mir weniger zu ihr Glück wünschen. Vielleicht werden Sie mich einst fragen, warum ich sie nicht abgelehnt habe." Ohne Zweifel glaubte er, und wohl mit einigem Rechte, daß Hume es gewesen, der die Sache bei dem ihm befreundeten Minister von Neuem in Anregung gebracht habe. Daß er das nicht in wohlwollender Absicht gethan, verstand sich von selbst. Auch ließ sich der Zweck, den er im Auge haben mochte, unschwer errathen;

drang er mit seinem Antrage durch, so brachte er Rousseau, gleichviel wie sich dieser entschied, in eine mißliche Lage. Lehnte er ab, so konnte man über Hochmuth und Wortbruch klagen; nahm er an, so lag es ja auf der Hand, daß sein vielgerühmter Unabhängigkeitssinn der klingenden Hofgunst gegenüber nicht Stich halte. Ueberdies war man in dem letzteren Falle zu der Erwartung berechtigt, daß er sich über England und seine Bewohner nur vortheilhaft aussprechen, oder doch jeder lauten Beschwerde über die unwürdige Behandlung, welche er von ihnen erfahren zu haben meinte, enthalten werde.

Indeß er hatte das Danaergeschenk einmal angenommen und mußte nun seine etwaigen schlimmen Wirkungen ruhig abwarten. Große Sorge machten sie ihm eben nicht. Weit mehr bekümmerte ihn ein herber Verlust, den er zu dieser Zeit erfuhr, und ebenfalls dem unheilvollen Einflusse Hume's zuschreiben zu müssen glaubte. Wir kennen die Verehrung und Liebe, welche er seit den Tagen, wo er ihn in Neufchatel kennen gelernt, für den Lordkanzler Keith hegte. Sie hatte ihm, nachdem der persönliche Umgang aufgehört, den brieflichen Verkehr mit seinem väterlichen Freunde und Berather zum Bedürfniß gemacht. Auch war derselbe in den letzten Jahren ohne Unterbrechung fortgeführt worden, da Milord es sich angelegen sein ließ, die herzlichen Zuschriften seines Schützlings regelmäßig zu beantworten. Um so auffallender erschien es, daß seine Briefe mit einem Male seltener wurden oder länger als gewöhnlich auf sich warten ließen. Es war die Zeit, wo der Conflikt mit Hume in weiteren Kreisen bekannt wurde, und Rousseau konnte sich der Besorgniß nicht erwehren, daß das Schweigen des Marschalls in ihm seinen Grund habe. „Wäre es möglich", schreibt er ihm, „daß das Geschrei Hume's auf Sie Eindruck gemacht, und mir in meinem Unglücke den einzigen Trost, der mir auf Erden noch übrig blieb, genommen hätte? Nein, Milord, das kann nicht sein; Ihr fester Sinn kann durch das Beispiel des großen Haufens nicht mit fortgerissen, Ihr scharfer und klarer Geist nicht in dem Grade irre geführt werden. Sie haben diesen Menschen nicht gekannt, Niemand hat ihn gekannt, oder vielmehr, er ist nicht mehr derselbe. Er hat nie Jemanden gehaßt, als mich allein; aber welch ein Haß ist das auch! ... Doch lassen wir Herrn Hume; ich will ihn gerne vergessen, wenn er mir nur meinen Vater nicht nimmt; dieser Verlust ist der einzige, den ich nicht würde ertragen können [13])." Inzwischen liefen von Milord Mittheilungen ein, die geeignet waren, ihn zu beruhigen. Gaben sie auch deutlich genug zu erkennen, daß der Marschall mit seinem Auftreten keineswegs einverstanden

war, und an der guten Meinung, die er von seinem Landsmanne stets gehabt, unverändert festhielt, so stellten sie doch die Fortdauer seiner freundschaftlichen Gesinnung außer Zweifel. Rousseau wünschte nichts weiter. Er will sich nicht bemühen, die günstige Ansicht, welche Milord, wie ganz Europa, von diesem Menschen hegt, zu zerstören; er beschwört ihn nur bei seinem väterlichen Herzen, nie mehr ohne die größte Noth von ihm zu sprechen. Er „kann selbst den Namen Hume's nicht lesen, ohne von einer konvulsivischen Bewegung ergriffen zu werden, deren Wirkung schlimmer ist, als der Tod, weil sie ihn fortleben läßt."

Gewiß würde Milord diese Bitte gerne erfüllt haben, wäre er überhaupt geneigt gewesen, die Correspondenz noch länger fortzusetzen. Aber alt und kränklich, wie er war, faßte er gerade damals den Entschluß, den Briefwechsel mit seinen Verwandten und Freunden allmälig abzubrechen. Rousseau gerieth, als er auch ihn von seiner Absicht in Kenntniß setzte, in die größte Bestürzung. Zweifelte er doch kaum daran, daß die Motive, welche der Marschall für seinen Entschluß angab, nur leere Vorwände, der wahre Grund desselben in der persönlichen Abneigung zu suchen sei, die ihm durch Hume und seine Genossen eingeflößt worden. Natürlich bot er Alles auf, den drohenden Schlag von sich abzuwenden, und ist es fast rührend, zu sehen, mit welchem ausdauernden Eifer er es sich angelegen sein ließ, den verehrten Mann zu einer Sinnesänderung zu bewegen. „Die Correspondenz einschränken! — Milord, was kündigen Sie mir an, und welche Zeit wählen Sie dazu! Sollte ich bei Ihnen in Ungnade gefallen sein? . . . Nun wohl, wenn ich etwas verbrochen habe, so verzeihen Sie mir. Giebt es ein Vergehen, kann es eines geben, das meine Empfindungen für Sie nicht aufheben sollten? . . . Sie haben aufgehört, Ihren Verwandten zu schreiben! Doch was bedeuten alle Ihre Verwandten, alle Ihre Freunde? Hegen sie alle zusammen eine Zuneigung für Sie, die der meinigen vergleichbar wäre? Es ist Ihr Alter, es sind meine Leiden, die uns einander nützlich machen. Wozu könnte man den Rest des Lebens besser verwenden, als sich mit denjenigen zu unterhalten, welche uns theuer sind? Sie haben mir eine ewige Freundschaft versprochen; ich wünsche sie vor wie nach, und bin ihrer immer noch würdig. Länder und Meere trennen uns, die Menschen können Irrungen zwischen uns säen, aber nichts kann mein Herz von dem Ihrigen ablösen, und der, den Sie einst liebten, hat sich nicht geändert." Scheut Milord die Mühe des Schreibens, so ist es seine Pflicht, sie ihm möglichst zu ersparen. Er „verlangt jedes Mal nur zwei Zeilen, immer die-

selben, nichts weiter als: Ich habe Ihren Brief erhalten, ich befinde mich wohl und habe Sie lieb. Das ist Alles; wiederholen Sie mir diese Worte zwölf Mal im Jahre und ich bin zufrieden ... Aber aufhören, Ihnen zu schreiben, bevor der Tod uns scheidet! Nein, Milord, das ist unmöglich, ebenso unmöglich, als daß ich aufhöre, Sie zu lieben[14])."

Leider hatten diese dringenden Vorstellungen nicht den gewünschten Erfolg. Allerdings wurde der Marschall in der nächsten Zeit von einer ernsteren Krankheit befallen, die ihm jede Anstrengung untersagte. Aber er schrieb auch dann nicht, als sein Befinden wieder besser geworden. Rousseau war außer sich. „Wie, Milord? Kein einziges Wort von Ihnen? Welch ein Schweigen, und wie grausam ist es doch!" Indeß ist das noch nicht das Schlimmste; die Herzogin von Portland hat ihn durch die Mittheilung, daß die öffentlichen Blätter den Zustand des Freundes für sehr bedenklich ausgeben, in die größte Besorgniß versetzt. Zwar ist inzwischen bekannt geworden, daß eine Besserung eingetreten. Doch kann ihn das nicht hinlänglich beruhigen, solange er keine directe Nachricht erhalten. „Mein Beschützer, mein Wohlthäter, mein Freund, mein Vater, kann denn keiner dieser Namen Sie rühren? Ich werfe mich Ihnen zu Füßen, um mir nur ein einziges Wort zu erbitten. Was soll ich der Frau Herzogin, die mich um nähere Auskunft über Ihr Befinden ersucht, sagen? Etwa: Milord liebte mich, aber er findet mich zu unglücklich, um mich noch ferner zu lieben; er schreibt mir nicht mehr? Die Feder fällt mir aus der Hand." — Doch auch dieser Appell an das Herz des Freundes blieb wirkungslos. Der Marschall schwieg vor wie nach, und Rousseau muß sich gestehen, daß er nichts mehr zu hoffen, daß er für immer die Gunst und Freundschaft Milord's verloren hat, ohne daß er erfahren oder sich denken kann, wie er zu diesem Verluste gekommen. Zwar begreift er sehr wohl, was man Alles hat thun können, um ihm zu schaden; aber Milord hat ihm versichert, daß solche Bestrebungen nie Erfolg haben würden, und er hat das glauben müssen. Sind sie trotzdem erfolgreich gewesen? Er kann es nicht fassen, um so weniger, da Milord ihm nicht einmal sagt, wessen er schuldig oder angeklagt ist. Freilich hat er ihm zu verstehen gegeben, daß er Niemandem mehr schreiben werde; er hört indeß, daß er an alle Welt schreibt, und nur ihn allein ausnimmt, obgleich er weiß, welche Qual ihm sein Schweigen bereitet. Doch Milord ist im Irrthum, und das tröstet ihn. Der Mann, den er nicht mehr liebt, verdient ohne Zweifel seine Ungnade; aber dieser Mann ist nicht, wofür er ihn hält. Rousseau hat nichts mit ihm gemein; man hat dem Freunde

unter seinem Namen ein Phantom vorgeführt, das er ihm gerne preisgibt. Er selbst hat sein Wohlwollen nicht verloren, weil er nicht verdient hat, es zu verlieren, und Milord weder ungerecht, noch unbeständig ist. Er zweifelt nicht, daß seine Täuschung ein Ende nehmen, und er ihn dann wieder ebenso lieben wird, wie vordem. Inzwischen möchte er doch wissen, ob der Marschall nicht wenigstens seine Briefe annehmen will, auch, ob es kein anderes Mittel gibt, Nachrichten über sein Befinden zu erhalten, als durch Erkundigungen bei Diesem und Jenem? Vielleicht gestattet er, daß einer von seinen Bedienten ihm von Zeit zu Zeit schreibt, wie es ihm geht. Rousseau fügt sich in Alles; für ihn gibt es nichts Peinlicheres, als die beständige Ungewißheit über das, was ihn am meisten interessirt [15]).

Man wundert sich doch, daß der Marschall auch diesem letzten Versuche, ihn zum Sprechen zu bringen, beharrlich widerstand. Er hätte, dünkt uns, ohne deshalb seinen Vorsatz aufzugeben, recht wohl den schmerzlich erregten Freund durch einige freundliche Worte beruhigen können. Dennoch glauben wir, daß Rousseau sich irrte, wenn er annahm, Milord habe sich in Folge der Einflüsterungen seiner Feinde von ihm abgewandt. Möglich, daß er einigermaßen verstimmt und ungehalten war; Hume stand in seiner Achtung zu hoch und zu fest, als daß ihn die arge Beschuldigung, welche ohne genügenden Beweis gegen ihn erhoben worden, nicht hätte aufbringen sollen. Schwerlich ging aber sein Unmuth so tief, daß er durch ihn veranlaßt worden wäre, den Verkehr mit seinem bisherigen Lieblinge für immer abzubrechen. Unseres Erachtens wurde er wirklich durch die Gründe bestimmt, welche er angab; wir zweifeln daran um so weniger, da er, hätten ihn andere Motive geleitet, bei dem ihm eigenen Freimuthe aus ihnen kein Hehl gemacht haben würde. Ueberdies steht es fest, daß er nicht aufhörte, an „seinem Jean-Jacques“ persönlichen Antheil zu nehmen. Er zog wiederholt Erkundigungen über ihn ein, und war sehr erfreut, wenn er von ihm hörte. Auch hat er seiner noch in den letzten Lebenstagen gedacht, indem er ihm testamentarisch die Uhr vermachte, die er selbst zu tragen pflegte. Was Rousseau angeht, so hatte die Ueberzeugung, daß der Marschall sich gegen ihn habe einnehmen lassen, auf seine eigene freundschaftliche Gesinnung nicht den mindesten Einfluß. Nichts kann grundloser sein, als die verleumderischen Behauptungen d'Alembert's und seiner Nachbeter, daß er seinem Wohlthäter mit Undank vergolten oder ihn gar mit Beleidigungen überhäuft habe [16]). Wo immer er auch in seinen späteren Schriften vom Marschall spricht, geschieht es in Ausdrücken, die von

seiner unveränderten Hochachtung und Liebe Zeugniß geben. Nirgend verleugnen sich die Empfindungen, welchen er am Schlusse seiner Bekenntnisse die Worte leiht: „O guter Milord! O mein würdiger Vater! Wie wird mein Herz immer noch bewegt, wenn ich an Sie denke. Die Barbaren! Welch einen Schlag haben sie mir versetzt, als sie Sie von mir trennten. Doch nein, nein, großer Mann, Sie sind und werden für mich, der ich stets derselbe bin, immer derselbe sein. Man hat Sie getäuscht, aber man hat Sie nicht verändert.“ Wenige Jahre vor seinem Tode sprach er noch gegen du Peyrou aus vollem Herzen die Gefühle der Dankbarkeit und Verehrung für den Mann aus, „welchen er vor allen anderen Menschen achtete und liebte.“

Es war ein tiefer und aufrichtiger Schmerz, den der Verlust des Freundes Rousseau bereitete. Er trug zugleich, da er ihn den geheimen Umtrieben seiner persönlichen Feinde zur Last legte, wesentlich dazu bei, seine argwöhnische, gereizte Stimmung noch mehr zu verbittern. Dieselbe gewann um so größere Macht über ihn, da sie grade zu der Zeit, wo er an der Entfremdung Milord's nicht länger zweifeln zu dürfen glaubte, durch seine augenblickliche Lage nicht wenig genährt wurde. Der Winter war, wie im vorigen, so auch in diesem Jahre mit ungewöhnlicher Strenge aufgetreten; er hatte selbst in der Schweiz nie eine solche Kälte erlebt. Die gewaltigen Schneemassen, welche die Gegend ringsum bedeckten, hoben alle Communication mit der Außenwelt auf; weder Wagen, noch Posten vermochten durchzukommen; man konnte nur mit Mühe die Schwelle des Hauses überschreiten. Natürlich war unter diesen Umständen von Besuchen und Spaziergängen keine Rede; Rousseau sah sich wochenlang ausschließlich auf seine vier Wände angewiesen. Fühlte er sich aber innerhalb derselben zu jeder Zeit unbehaglich, so wurde ihm jetzt der beständige Aufenthalt in ihnen geradezu unerträglich. Die Beziehungen zu den Hausgenossen hatten sich, trotz der Bereitwilligkeit, mit welcher Davenport seinen Beschwerden abzuhelfen versprochen, nicht freundlicher gestaltet. Sie waren im Gegentheil noch schlimmer und darum nachgrade unleidlich geworden. „Ich möchte mich“, schreibt er an einen Bekannten [17]), „ebenso gerne in die Gewalt aller Teufel der Hölle, wie in die der englischen Bedienten begeben.“ Auch hat er seinen Entschluß gefaßt; er kann, obgleich ihn Davenport mit Beweisen seiner Großmuth und Aufmerksamkeit überhäuft, nicht länger in dessen Hause bleiben, zumal ihm sein Aufenthalt sehr viel kostet. Er will daher nach London gehen, um

sich entweder in der Hauptstadt selbst oder auch in ihrer Nähe niederzulassen. Dort darf er schon eher hoffen, einen französischen oder schweizerischen Diener zu finden, mit dessen Hülfe er seinen kleinen Haushalt in friedlicher Weise fortführen kann.

Ohne Zweifel war dieser Plan, wie die Dinge einmal lagen, gut und zweckmäßig. Er sicherte ihm die nothwendige Ruhe und Unabhängigkeit; er befreite ihn zugleich aus seiner Isolirung, die, wie lieb ihm die Einsamkeit zu Zeiten auch war, auf die Dauer doch recht drückend wurde. Indeß kam er, wiewohl es nach Bewilligung der königlichen Pension an den nöthigen Mitteln keineswegs fehlte, nicht zur Ausführung. Rousseau, seines bisherigen Asyls herzlich müde, trug doch Bedenken, dasselbe auch nur für die kurze Zeit, deren er zur Aufsuchung eines neuen Wohnortes bedürfte, zu verlassen. Besorgnisse der schlimmsten Art erfüllten und ängstigten ihn. Wie schon früher, so glaubte er auch jetzt zu bemerken, daß seine Correspondenz sorgfältig überwacht, die Briefe, welche er abschickte oder empfing, geöffnet und eingesehen wurden. Diese Wahrnehmung erschreckte ihn um so mehr, da er keine Möglichkeit sah, sich einer so bedenklichen Controle zu entziehen. Die Personen, welche in London seinen brieflichen Verkehr mit dem Festlande vermittelten, lagen — daran war kaum zu zweifeln — zum Theil mit seinen Feinden unter einer Decke. Waren sie aber auch zuverlässig, so gab das doch keine größere Sicherheit; es blieb immer noch der Weg von der Hauptstadt nach Wootton, und eben hier waren die Netze ausgespannt, welche Alles auffingen, was von oder zu ihm kam. Jeder Versuch, sie zu umgehen oder durch sie hindurchzuschlüpfen, mußte mißlingen; man hatte Sorge getragen, sie so dicht zu machen und so weit auszudehnen, daß ihnen nichts entgehen konnte. Rousseau wenigstens gewann bald die Ueberzeugung, daß die Leute, welche seine Briefe holten oder brachten, die Beamten der Post, kurz alle Welt im Dienste seiner Wächter stehe. Offenbar aber hatten diese so umfassende Vorkehrungen nicht ohne besonderen Grund und Zweck getroffen. Freilich ließ sich, was sie beabsichtigten, nur vermuthen. Doch wir wissen, wie leicht es seiner Phantasie wurde, über Geheimnisse dieser Art ins Klare zu kommen. Nicht lange und er hatte begriffen, daß man darauf ausgehe, ihm den Verkehr mit seinen Freunden auf dem Festlande abzuschneiden, ihn damit ihres Rathes und Beistandes, sowie auch der Gelder, welche durch ihre Hände gingen, zu berauben und so nicht nur vollständig zu isoliren, sondern auch in Noth und Elend zu stürzen[18]).

War diese Annahme etwas gewagt, das frühere Verhalten Hume's — denn ihn hatte Rousseau vorzugsweise im Auge —

ließ das Schlimmste und Unwahrscheinlichste glaubhaft erscheinen. Uebrigens bot sich noch eine andere Erklärung, welche, die Richtigkeit der Thatsachen vorausgesetzt, jedenfalls mehr für sich hatte. Hume wußte, daß der Freund, den er so schmählich verrathen hatte, mit der Abfassung seiner Memoiren beschäftigt war, und sah voraus, daß er in ihnen keine erbauliche Rolle spielen werde. Ihm mußte sehr viel daran liegen, die Veröffentlichung einer Schrift, welche seinen guten Ruf zu untergraben drohte, auf irgend eine Weise zu hindern, und diesen Zweck erreichte er am Sichersten, wenn er sich ihrer bemächtigte. Zu dem Ende gewann er nicht nur die Hausgenossen Rousseau's, sondern auch die Leute für sich, welche dessen Briefe und Paquete zu besorgen hatten. Er durfte so gewiß sein, daß das fatale Manuscript früher oder später in seine Hände fallen werde. Gelang es nicht, dasselbe dem Verfasser in seiner Wohnung zu entwenden, es war doch unfehlbar für ihn verloren, sobald es über deren Schwelle hinausging. Kein Wunder daher, daß dieser nicht wagte, sich aus ihrer Nähe zu entfernen; seine Papiere waren nur so lange in Sicherheit, als er selbst sie zu schützen vermochte. Ueberdies war es ihm sehr zweifelhaft, ob man ihm gestatten würde, seinen Wohnort unangefochten zu verlassen. Er konnte sich der Besorgniß nicht erwehren, daß man ihn auf seinem Wege anhalten und in sicheren Gewahrsam bringen, oder doch zur Rückkehr nöthigen werde. War es nicht im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß seine Feinde ihn aus dem Netze, in welchem sie ihn gefangen hielten, entschlüpfen lassen würden? Mußten sie doch, falls er den vollen Besitz seiner Freiheit wieder erlangte, darauf gefaßt sein, ihre schmachvollen Manöver öffentlich enthüllt zu sehen.

Hätte man Rousseau gefragt, wie es ihnen denn möglich geworden, eine so umfassende und wirksame Ueberwachung durchzuführen, er wäre um die Antwort nicht verlegen gewesen. Er besaß von der Gewandtheit und dem Einflusse Hume's eine zu hohe Meinung, um die Sache irgendwie auffallend zu finden. Wer, wie dieser Mann, im Stande gewesen war, die gesammte Presse, ja die öffentliche Meinung von ganz England auf seine Seite zu bringen, dem konnte es nicht eben schwer werden, auch in dem vorliegenden Falle die nöthigen Werkzeuge und Helfershelfer zu gewinnen. Es war für ihn um so leichter, da er in sehr nahen Beziehungen zur Regierung stand und diese, wenn sie ihm auch nicht geradezu hülfreiche Hand leistete, doch das Gelingen seiner Pläne am Ende nicht ungern sah. Sie mußte in ihrem und des Landes Interesse wünschen, daß Rousseau nie in die Lage kam, der Welt mitzutheilen, wie es ihm in dem freien,

gastfreundlichen Albion ergangen sei. Zwar durfte sie mit einiger Zuversicht erwarten, daß die bewilligte Pension ihm den Mund schließen werde, aber sicherer ging man doch, wenn ihm unmöglich gemacht wurde, ihn mit Erfolg zu öffnen. Es ließ sich deshalb wohl annehmen, daß die staatliche Behörde sich bewogen fand, dem gewissenlosen Intriganten die Erreichung seiner Zwecke durch ihre Connivenz und eine wenigstens passive Mitwirkung zu erleichtern. Dazu kam dann noch der Beistand, welcher ihm von Außen her geleistet wurde. Rousseau zweifelte nicht, daß ihm bei Allem, was er zu seinem Verderben unternahm, seine Feinde auf dem Festlande mit Rath und That zur Hand gingen. Er hielt es selbst nicht für undenkbar, daß das mächtige Haupt der französischen Regierung zu seinen heimlichen Bundesgenossen gehöre. Es kann daher nicht weiter befremden, wenn er ganz natürlich fand, was uns unbegreiflich dünkt. Wo so viele und so bedeutende Kräfte, wie er sie in Thätigkeit glaubte, einhellig zusammenwirkten, da mußte auch das anscheinend Unmögliche möglich werden.

Nichts ist leichter, als die Conjecturen Rousseau's und die Vorstellung, welche er von seiner gegenwärtigen Lage hatte, für Visionen einer krankhaft aufgeregten Einbildungskraft zu erklären. Auch kann es kaum fraglich sein, daß sie, was ihren eigentlichen Inhalt angeht, in der Luft schwebten. Doch folgt daraus keineswegs, daß sie all und jeder thatsächlichen Grundlage entbehrten. Rousseau täuschte sich schwerlich, wenn er wahrzunehmen meinte, daß das Briefgeheimniß ihm gegenüber nicht heilig gehalten werde. Man erinnere sich an das, was wir früher über die Neugierde Hume's und ihre Motive bemerkten, und man wird es nicht unwahrscheinlich finden, daß er und seine Freunde, wenn sich ihnen die Gelegenheit zu einer Indiscretion darbot, kein Bedenken trugen, von ihr Gebrauch zu machen. Möglich selbst, daß sie besondere Vorkehrungen trafen, um dieselbe herbeizuführen, wiewohl wir weit entfernt sind, zu glauben, daß sie eine systematische Ueberwachung der gesammten Correspondenz hätten anordnen können oder wollen. — Ebenso scheint uns die Annahme Rousseau's, daß man es auf seine Memoiren und anderweitigen Papiere abgesehen habe, nicht so ganz grundlos zu sein. Wir kennen die Angst, mit welcher Hume der Veröffentlichung dieser Denkwürdigkeiten entgegen sah. Ihr entspricht die Befriedigung, welche er an den Tag legte, als er später hörte, daß Rousseau, „als wäre ein Strahl der Vernunft in seine Seele gedrungen", die Absicht, die Geschichte seines Lebens zu schreiben, aufgegeben habe. Noch fehlte ihm dieser Trost, der sich übrigens bald als

eine Illusion erwies; noch mußte er erwarten, daß die gefürchtete Schrift in nächster Zeit an's Licht treten werde, und wohl mochte er wünschen, dem auf irgend eine Weise zuvorzukommen. Der lebhafte Wunsch aber führt leicht zu dem Versuche, ihn zu verwirklichen. Wir wollen damit nicht sagen, daß Hume in der That die krummen Wege eingeschlagen habe, welche Rousseau ihn wandeln läßt. Vielleicht unterblieb es aber nur darum, weil er, was dieser für leicht ausführbar hielt, zu schwierig fand. Aehnlich, wie er, mochten seine angeblichen Verbündeten denken. Auch ihnen wäre es gewiß lieb gewesen, wenn sich der Mann, dessen scharfe Feder sie alle mehr oder weniger zu fürchten hatten, etwa durch Internirung in einem abgelegenen Erdwinkel, hätte unschädlich machen lassen. Doch kam es sicherlich keinem von ihnen in den Sinn, einen Plan dieser Art zu schmieden oder sich an seiner Ausführung zu betheiligen.

Rousseau indeß war überzeugt, daß ein solches Projekt nicht nur bestehe, sondern auch mit Eifer und Erfolg betrieben werde. Schon sah er sich beständig von Wächtern umringt, auf Schritt und Tritt von Spähern belauert; scheinbar frei, war er seiner Meinung nach in Wahrheit ein Gefangener, der, durch unübersteigliche Schranken von der Außenwelt abgesperrt, mit ihr nur insoweit verkehren durfte, als seine Aufseher es gestatten wollten. „Ich bin", schreibt er an du Peyrou, „nach allen Seiten in der Schlinge, und außer Stande, mich aus ihr herauszuziehen. In den Händen von Jedermann, ist es mir doch unmöglich, irgend eine Bewegung auszuführen, die mich losmachen könnte." Kommt man ihm nicht von Außen zu Hülfe, er selbst vermag sich nicht aus diesen Banden zu befreien. Auf solchen Beistand aber hat er wenig oder gar keine Aussicht; ist es doch nahezu gewiß, daß der Nothschrei, welchen er dem Freunde zusendet, trotz aller Vorsicht nicht zu ihm dringen wird. Es gibt für ihn keine Rettung; wie schwer es ihm wird, er muß sich in das Unabänderliche fügen. „O Schicksal!" ruft er aus, „o mein Freund, beten Sie für mich! Es scheint mir, daß ich die Leiden, welche mich niederdrücken, nicht verdient habe." — Glücklicher Weise stellte sich bald heraus, daß die Lage doch nicht ganz so verzweifelt war, wie er sie sich vorgestellt hatte. Es gelang ihm wenigstens, seine Papiere und Manuscripte, die er fast schon für verloren hielt, in Sicherheit zu bringen. Ein Bekannter du Peyrou's, der sich zu dieser Zeit in London aufhielt, kam, wie es scheint, selbst herüber, um sie für den Freund in Empfang zu nehmen. Freilich waren damit die Fesseln, die er der eigenen Person angelegt glaubte, noch nicht gelöſ't. Und er empfand ihren Druck um so

schmerzlicher, je länger er andauerte. Galt ihm doch die persönliche Freiheit für das höchste Gut des Menschen, ohne dessen Besitz das Leben allen Werth verliere. Wie aber sollte er sich seiner unwürdigen Gefangenschaft entziehen? Kein Zweifel, daß, wenn er offen zu Werke ging, wenn die Feinde seine Absicht, sich zu entfernen, zeitig genug erfuhren, sie Mittel und Wege finden würden, ihre Ausführung zu verhindern. Nur eine plötzliche, unerwartete Abreise, die ihm vor ihren Verfolgungen einen genügenden Vorsprung sicherte, konnte, schien es, zum Ziele führen. Auch entschloß er sich, da seine innere Unruhe beständig wuchs und die stete Aufregung ihm nachgerade unerträglich wurde, von diesem einzigen Rettungsmittel Gebrauch zu machen.

Am Morgen des ersten Mai brach er, in Gesellschaft Thereseus, von Wootton auf. Die Thränen der Dörfler, welche in ihm ihren freundlichen Wohlthäter scheiden sahen, geleiteten ihn. Davenport aber mochte sich nicht wenig wundern, als ihm der Brief zugestellt wurde, welchen man auf dem Tische vorfand. „Der Herr eines Hauses“, so lautete derselbe, „muß wissen, was in demselben vorgeht, besonders in Bezug auf die Fremden, die er bei sich aufnimmt. Wenn Ihnen unbekannt ist, was in dem Ihrigen in Bezug auf mich seit Weihnachten vorgeht, so sind Sie im Unrechte. Wenn Sie es wissen und doch dulden, so ist Ihr Unrecht noch größer. Das am wenigsten zu entschuldigende Unrecht besteht aber darin, daß Sie Ihr Versprechen vergessen und sich ruhig in Davenport niedergelassen haben, ohne sich darum zu kümmern, ob der Mann, welcher Sie auf Ihr Wort hin erwartet, sich wohl fühlt oder nicht. Das ist mehr als genug, um meinen Entschluß zu bestimmen. Morgen, mein Herr, verlasse ich Ihr Haus. Meine Sachen lasse ich zurück, wie auch den Ertrag meiner Bücher und Kupferstiche, als Unterpfand für die Deckung der Unkosten, die ich Ihnen seit Weihnachten gemacht habe. Ich kenne die Fallstricke sehr wohl, die meiner warten, nicht minder mein Unvermögen, mich vor ihnen zu schützen. Doch ich habe gelebt, und es bleibt mir nur noch übrig, meine mit Ehren zurückgelegte Laufbahn muthig zu beschließen ... Empfangen Sie nochmals meinen lebhaften und aufrichtigen Dank für die edle Gastfreundschaft, welche Sie mir gewährt haben. Hätte sie geendigt, wie sie begonnen hat, so würde ich eine recht freundliche Erinnerung an Sie mit mir nehmen, die nie in meinem Herzen erlöschen würde. Leben Sie wohl; ich werde oft an die Wohnung, die ich verlasse, mit Bedauern zurückdenken. Ich werde es aber noch weit mehr bedauern, daß ich einen so liebenswürdigen Wirth gehabt und ihn nicht zu meinem Freunde habe machen können [19])“.

Hätte sich Davenport, wie das allerdings seine Pflicht war, rechtzeitig nach seinem Gaste umgesehen, so würde er ihn wahrscheinlich vermocht haben, vorläufig wenigstens noch zu bleiben. Auf die Dauer freilich wäre er wohl kaum zu halten gewesen. Abgesehen von den phantastischen Schreckbildern, die ihn verfolgten und schwerlich verscheucht werden konnten, war doch auch die Wirklichkeit so geartet, daß ein längeres Verweilen fast unmöglich wurde. Er selbst sagt später einmal, „die Luft des Landes" habe ihn vertrieben. Und gewiß trug sie nicht wenig dazu bei, ihm den Aufenthalt auf englischem Boden zu verleiden. Ihm wurde nur wohl unter einem klaren, milden Himmel, im warmen, heiteren Sonnenschein. Hier aber umgab ihn den größten Theil des Jahres hindurch eine trübe, nebelige Atmosphäre, die schwer auf Geist und Gemüth lastete, und zugleich durch ihre feuchtkalten Niederschläge die Leiden des reizbaren Körpers vermehrte. Ihr verstimmender Einfluß machte sich um so fühlbarer, da es an einem geselligen Verkehre fehlte, der ihn hätte paralysiren können. Die wenigen Personen, mit welchen Rousseau näheren Umgang pflog, waren grade dann nicht zur Hand, wenn er ihrer in den langen, rauhen Wintertagen am meisten bedurfte. Ueberdies, wie gut und freundlich sie sein mochten, sie standen ihm nicht nahe genug, um einen vertraulichen Austausch von Gedanken und Empfindungen zu gestatten. Eben danach aber sehnte er sich beständig; war ihm die Einsamkeit lieb und erwünscht, er mußte doch, sollte er sich auf die Dauer wohl in ihr fühlen, Jemanden in der Nähe haben, dem er von Zeit zu Zeit sein Herz ausschütten konnte. Kein Wunder daher, wenn er die Trennung von seinen intimeren Freunden auf dem Festlande schmerzlich empfand; und der Wunsch, die Gemeinschaft mit ihnen hergestellt zu sehen, immer dringender wurde. Die Vorstellung des weiten Raumes, welcher sie von ihm schied, beengte, der Gedanke, fortan ohne sie leben, am Ende gar — denn er glaubte den Tod nicht ferne — ohne sie, einsam und verlassen, sterben zu müssen, erschreckte ihn [20]). Auch würde diese ängstliche Sehnsucht, hätte auf dem Continente ein geeigneter Zufluchtsort offen gestanden, ihn wohl für sich allein vermocht haben, den Boden Englands zu verlassen. Nur weil er nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, bedurfte es jener zwingenden Gewalt, mit welcher die eingebildeten Schrecken ihn zu einem raschen Entschlusse fortrissen.

Uebrigens gebrauchte er volle drei Wochen, um die Küste des Festlandes zu erreichen. Wie es scheint, hatte er Anfangs die Absicht, sich zunächst nach London zu begeben. Indeß die Furcht, den lauernden Feinden in die Hände zu fallen, bestimmte ihn bald, eine andere Richtung einzuschlagen. Leider

können wir die Wege, welche er nun nahm, nicht genau verfolgen. Ihm selbst widerstrebte es wohl, auf das Detail der traurigen Reise einzugehen; er sagt nur, daß sie „mit manchen seltsamen Abenteuern verknüpft war, die im Einzelnen zu erzählen, nicht sonderlich amüsant sein würde.“ Wir sind daher auf die kurzen und nicht sehr zuverlässigen Berichte angewiesen, die uns von anderer Seite über sie vorliegen. Zu ihnen gehört namentlich ein Brief [21]), in welchem Hume einem Pariser Freunde von den „seltsamen Vorgängen“ Mittheilung macht. „Ich weiß nicht,“ schreibt er, „ob Sie schon von den letzten Schritten des armen, unglücklichen Rousseau gehört haben, der ganz und gar verrückt geworden ist und das größte Mitleid verdient. Er hat sich vor ungefähr drei Wochen aus dem Hause des Herrn Davenport entfernt und seine Gouvernante mitgenommen, dagegen den größten Theil seiner Effekten und etwa dreißig Guineen zurückgelassen. Auch fand man auf seinem Tisch einen Brief, voll von Vorwürfen gegen seinen Wirth, den er beschuldigt, an einem Plane, ihn zu entehren, Theil gehabt zu haben. — Er schlug den Weg nach London ein. Herr Davenport bat mich, ihn aufsuchen zu lassen, und zu ermitteln, wie man ihm sein Gepäck und sein Geld zustellen könne. Es vergingen vierzehn Tage, ohne daß man irgend etwas von ihm hörte. Endlich erhielt der Kanzler einen höchst wunderlichen Brief, der aus Spalding in der Grafschaft Linkoln datirt war. Er sagt diesem Beamten, daß er auf dem Wege nach Dover sei, um das Königreich zu verlassen (bemerken Sie, daß Spalding ganz außerhalb dieser Route liegt), aber aus Furcht vor seinen Feinden nicht wage, aus dem Hause zu gehen. Er beschwört den Minister, ihm einen autorisirten Führer zu geben, der ihn geleiten könne. Einige Tage später hörte ich von Davenport, daß er von Rousseau einen weiteren Brief, ebenfalls aus Spalding, erhalten habe, in welchem er ihm gegenüber in lebhafter Weise seine Reue an den Tag lege. Er gedenkt seiner unglücklichen Lage und spricht die Absicht aus, nach Wootton zurückzukehren. Ich hoffte schon, daß er seinen Verstand wiedererlangt habe. Doch weit gefehlt! Nach Ablauf einiger Stunden erhielt der General Conway einen Brief aus Dover, welches zweihundert Meilen von Spalding entfernt ist; er hatte den weiten Weg in zwei Tagen zurückgelegt. Es kann nichts Tolleres geben, als diesen Brief ....“

Doch wir kommen auf das, allerdings sehr extravagante Schreiben noch zurück. Hier fügen wir zur Ergänzung der Hume'schen Angaben hinzu, was Corancez in späterer Zeit aus dem eigenen Munde Rousseau's gehört haben will [23]). „Wir hatten uns,“ berichtet er, „verabredet, in Gesellschaft unserer Frauen

eine Kahnfahrt nach Meudon zu machen und dort zu Mittag zu speisen. Die Partie wurde ausgeführt. Während wir bei Tische plauderten, erzählte uns Rousseau, daß er England nicht sowohl verlassen habe, als von dort geflohen sei. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß Herr von Choiseul ihn suchen lasse, sei es, um ihm seine Feinde entgegenzustellen oder irgend einen anderen schlimmen Streich zu spielen. Ich erinnere mich dessen nicht genau mehr; seine Furcht war aber so groß, daß er abreis'te, ohne Geld mitzunehmen, und seinen Koffer mit anderen, als den durchaus nöthigen Dingen beschweren zu wollen. Er bezahlte in den Wirthshäusern mit Stücken von silbernen Löffeln oder Gabeln, die er zerbrach oder zerbrechen ließ. Er kommt zum Hafen, die Winde sind widrig; er sieht in dieser so gewöhnlichen Erscheinung nur ein Complott und höhere Befehle, um seine Abreise zu verzögern, und zwar zu irgend einem Zweck, den die Feinde ins Auge gefaßt haben. Obgleich er die Sprache des Landes nicht kannte, stellt er sich doch auf eine Anhöhe und haranguirt das Volk, welches von seiner Rede natürlich kein Wort versteht. Endlich gestattet der Wind, daß man abfährt. Er erklärte dabei, wie er weder mir, noch sich selbst verhehlen könne, daß das ein Anfall von Irrsinn gewesen. Derselbe war, fügte er hinzu, so stark, daß ich selbst diese würdige Frau (Therese) in Verdacht hatte, mit meinen Feinden im Einverständniß zu sein."

Inwieweit diese Mittheilungen Glauben verdienen, muß dahingestellt bleiben; wir möchten sie wenigstens nicht ihrem ganzen Inhalte nach verbürgen. Lägen die Briefe, welche Rousseau auf seiner Irrfahrt nach verschiedenen Seiten abschickte, noch vor, so würde man das Wahre vom Unwahren leichter sondern können. Die Correspondenz läßt sie indeß auffallender Weise bis auf eine einzige Ausnahme vermissen. Sie enthält weder die Zeilen, in welchen er seinen bisherigen Nachbarn zum ersten Vertrauten seines Fluchtplanes machte, noch das von Hume erwähnte Gesuch an den Kanzler, noch auch die „zahlreichen" Zuschriften, die er an Davenport richtete und dieser wenigstens einmal beantwortete. Ob es mit der „Reue", die er an den Tag gelegt haben soll, seine Richtigkeit hat, wissen wir nicht. Daß er einen Augenblick an die Umkehr dachte, steht allerdings fest. Er selbst schreibt später[23]) an Granville: „Es fehlte wenig, daß ich zu Ihnen zurückgekehrt wäre. Doch die Weise, in welcher Ihre öffentlichen Blätter von meinem Rückzuge sprachen, bestimmte mich, ihn vollends auszuführen." Das planlose Umherwandern in einem wildfremden Lande, dessen Bewohner den aufgeregten, scheuen Flüchtling gewiß nicht selten mit mißtrauischen Blicken beobachteten, mußte seine maßlose Angst natürlich noch steigern. Wohl mochte sie zu-

weilen unerträglich werden, und ihm dann der Gedanke nahe treten, diesem qualvollen Zustande durch die Rückkehr in das verlassene Gefängniß ein Ende zu machen. Stand doch ohnehin zu befürchten, daß es ihm trotz aller Vorsicht nicht gelingen werde, das ersehnte Ziel zu erreichen. Diese Besorgniß verließ ihn auch dann nicht, als er den rettenden Hafen vor sich hatte. Im Gegentheil wuchs sie grade hier in einem Maße, daß er alle Selbstbeherrschung verlor und fast in Verzweiflung gerieth. Was vorhin von der Anrede gesagt wurde, die er an das Volk von Dover gehalten haben soll, mag zweifelhaft erscheinen. Unglaublich ist es nicht; wer den Inhalt des Briefes kennt, welchen er damals an den Minister Conway schrieb, wird den Vorgang nicht weiter auffallend finden.

Man kann dieses, mit Hume zu reden, „höchst verrückte" Schriftstück nicht lesen, ohne von dem traurigen Seelen- und Geisteszustande, in welchem es abgefaßt wurde, tief ergriffen zu werden. — „Ich wage es," so beginnt dasselbe[24]), „Sie anzuflehen, Ihren Geschäften die Zeit zu entziehen, deren es bedarf, um diese Zeilen allein und aufmerksam zu lesen. Es ist Ihr erleuchtetes Urtheil, Ihr gesunder, redlicher Sinn, zu welchem ich sprechen möchte. Ich bin gewiß, bei Ihnen Alles zu finden, was nöthig ist, um mit Weisheit und Billigkeit abzuwägen, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich werde dessen weniger gewiß sein, wenn Sie irgend einen Anderen zu Rathe ziehen, als sich selbst." Rousseau spricht dann von der Absicht, in welcher er nach England geführt worden. Zwar kennt er sie nicht; er ist aber überzeugt, daß ein bestimmter Plan zu Grunde gelegen, und kann sich, wie seltsam eine solche Annahme erscheinen mag, der Vermuthung nicht erwehren, daß es sich um eine Staatsaffaire gehandelt hat. Doch die Ursache sei, welche sie wolle, ihre große, allgemeine Wirkung läßt sich nicht bestreiten. Er ist in seiner Ehre auf das Grausamste gekränkt worden; der schlechte Ruf, in welchen man ihn gebracht hat, steht so fest, daß nichts ihn bei seinen Lebzeiten wird beseitigen können. Der Minister wird begreifen, daß diese Schmach ihm den Aufenthalt in England unerträglich macht. „Aber," fährt er fort, „man will nicht, daß ich es verlasse; ich sehe das, ich habe tausend Beweise dafür. Auch ist es sehr natürlich .... Ich aber will aus diesem Lande oder aus dem Leben scheiden, und ich fühle wohl, daß ich nicht die Wahl habe. Die unheilkündenden Zeichen, die ich wahrnehme, verrathen mir das Loos, welches meiner wartet, wenn ich auch nur Miene mache, mich einschiffen zu wollen. Dennoch bin ich dazu entschlossen, weil alle Schrecken des Todes nicht mit denen

zu vergleichen sind, welche mich rings umgeben. Ein Gegenstand des öffentlichen Hohngelächters und lauter Verwünschungen, sehe ich mich umringt von den Vorboten des furchtbaren Schicksals, das mich erwartet." Es ist nicht anders, er kann ihm nicht entgehen. Versucht er zu fliehen, man wird ihn nicht lebend entkommen lassen. Weicht er zurück, das noch übrige Geld wird bald verausgabt sein, und dann bleibt ihm nur übrig, zu sterben.

Freilich wäre der Tod in seiner Lage eine Erleichterung. Indeß wird es ihm doch schwer, zu glauben, daß sein Mißgeschick gar keine unangenehmen Spuren zurücklassen werde. Wie geschickt die Sache auch eingeleitet worden, und wie gewandt sie durchgeführt wird, es werden doch Anzeichen übrig bleiben, die für die nationale Gastfreundschaft wenig günstig sind. „Ich bin unglücklicher Weise zu bekannt, als daß mein tragisches Ende oder mein Verschwinden der Commentare entbehren sollte, und wenn auch die zahlreichen Mitwisser das Geheimniß bewahren, meine früheren Unfälle werden doch zuviele Leute auf die Spur dieses letzten führen, als daß die Feinde meiner Feinde nicht einst einen Gebrauch davon machen, der für diese bedenklich werden dürfte. Sie werden zugeben, daß es von einigem Vortheile wäre, wenn man dieser Eventualität zuvorkommen könnte. Nun, man kann es, und vernünftigerweise muß man es. Hören Sie mich an." Er hat einen Vorschlag zu machen, dessen Annahme beide Theile zufriedenstellen würde. Er selbst hegt fortan nur noch den Wunsch, seine Tage friedlich in der Nähe eines Freundes zu beschließen. Seine Feinde aber wollen verhindern, daß er der Mit- und Nachwelt von den Verfolgungen, die sie ihm bereitet, Kunde gebe. Wohl denn, man lasse ihn in Ruhe, und er setzt sein Wort, seine Ehre zum Pfande, er verspricht bei Allem, was ihm heilig ist, daß er nicht nur den Plan, sein Leben und seine Memoiren zu schreiben, für immer aufgeben, sondern auch, daß ihm nie, weder schriftlich, noch mündlich, ein einziges Wort der Klage über die in England erduldeten Leiden entfallen, daß er von Hume nie oder nur in ehrenvoller Weise sprechen, und wenn man ihn drängen sollte, sich über die Beschwerden, welche ihm vielleicht entschlüpft sind, zu erklären, er sie unbefangen auf seine gereizte, durch das beständige Ungemach zum Mißtrauen geneigte Stimmung zurückführen wird. Er kann so, ohne unwahr zu werden, sprechen, weil er sich in Folge dieser fatalen Neigung, die, eine Wirkung seiner Leiden, ihnen jetzt die Krone aufsetzt, manchen ungerechten Verdacht vorzuwerfen hat. Auch verpflichtet er sich förmlich, nie irgend etwas und unter irgend welchem Vorwande zu schreiben, was unter seinem Namen oder anonym, bei

seinen Lebzeiten oder nach seinem Tode durch den Druck veröffentlicht werden könnte.

Der General wird diese Versprechungen etwas stark finden, und mit vollem Rechte nach den Bürgschaften für ihre Erfüllung fragen. Rousseau aber glaubt, daß die, welche er zu bieten hat, vollkommen ausreichen. Zunächst, er wird dem Minister alle auf England bezüglichen Papiere, die er an einem sicheren Orte hinterlegt hat, übergeben; er wird ihnen andere beifügen, die noch in seinen Händen sind, und nichts mit sich nehmen, als ein kleines Portefeuille, dessen Durchsicht er anheim stellt. Eine weitere Garantie liegt in dem Briefe, den er eben schreibt. Er wird indeß noch eine andere Erklärung ausstellen der Art, daß, wenn er jemals fähig sein sollte, sie zu ignoriren, dieses Dokument Alles, was er sagen könnte, aufheben würde. Sodann ist er bereit, die Pension, mit welcher der König ihn beehrt hat, stets gleich dankbar in Empfang zu nehmen. Sie aber bürgt dafür, daß, wenn er gemein und infam genug sein sollte, sich über die Regierung oder das Volk Englands nachtheilig zu äußern, ihn Niemand ohne Unwillen und Verachtung anhören würde. Doch „es gibt noch eine vierte Gewähr, sicherer, unantastbarer, wie jede andere: mein im Laufe von 56 Jahren erprobter Charakter. Sklave meiner Aufrichtigkeit, treu meinem Worte, würde ich, falls ich noch nach Ruhm begierig wäre, ihn darin setzen, mehr zu halten, als ich versprochen. Gegenwärtig aber, mehr in mich selbst zurückgezogen, genügt mir das Bewußtsein, meine Pflicht erfüllt zu haben. Können Sie glauben, daß ich bei dieser Denkweise das Leben lieben könnte, wenn ich das Gefühl meiner Erbärmlichkeit und den Stachel des bösen Gewissens mit mir in die Einsamkeit nehmen müßte? Wenn die Rechtschaffenheit keinen Werth mehr für mich hat, dann werde ich in Wahrheit dem Glücke abgestorben sein.“ Noch aber ist es für ihn erreichbar. „Sie sehen einen Unglücklichen, der, zur Verzweiflung gebracht, seine letzte Stunde erwartet. Sie können ihn in das Leben zurückrufen, können sein Retter werden, auch jetzt noch den elendesten der Sterblichen zum glücklichsten Menschen machen. Mehr sage ich Ihnen nicht, nur das Eine wiederhole ich: Ich sehe, daß meine letzte Stunde naht; ich bin entschlossen, wenn es sein muß, ihr entgegen zu gehen. Ich will sterben oder frei sein; ein Drittes gibt es nicht.“

Ob und wie der Minister diese Zuschrift erwiederte, wissen wir nicht. Jedenfalls kam seine Antwort zu spät; der geängstigte Flüchtling hatte, bevor sie ihn erreichen konnte, trotz seiner Todesfurcht die Einschiffung gewagt, und natürlich ungehindert ausgeführt.

Anmerkungen.

I.

1) Correspond. 358. — Wir citiren sie, wie die übrigen Schriften Rousseau's, fortan nach der Edit. des Oeuvres compl. de R. par Lahure (Paris 1862, Hachette et C. 8 vols.). — Zu der folgenden Erzählung vgl. das 12. Buch der Confessions.

2) Rousseau pflegte ihn in späterer Zeit le doyen de mes amis zu nennen. Er wurde mit ihm bekannt, als er im Anfange der vierziger Jahre nach Paris kam. Das Nähere s. Confess. VII. (p. 511, 514.) Einen interessanten Brief an ihn aus dieser Zeit (vom Juli 1745) enthält die Corr. 37.

3) Corresp. 363.

4) Corr. 362. In den Confessions sagt Rousseau, er habe, weit entfernt, mit Therese von Trennung zu sprechen, kaum gewagt, an eine solche auch nur zu denken. Der eben citirte Brief beweist indeß, daß er über den bloßen Gedanken doch hinausging. Auch läßt sich nicht annehmen, daß derselbe zwar geschrieben, aber nicht abgeschickt wurde. Er ist ohne Zweifel die Einlage, welche Rousseau den Marschall von Luxembourg in einem Schreiben vom gleichen Datum zu besorgen ersucht. — Wir notiren diese Abweichung als einen der seltenen Fälle, in welchen die Angaben der Confessions durch die Correspondenz nicht bestätigt werden.

5) S. z. B. an Moulton, Corr. 357.

6) Gaberel, R. et les Genevois p. 40 sqq. — Zum Folg. vgl. Corr. 363.

7) Littér. franç. à l'Etranger I, p. 281.

8) Gaberel a. a. O. — Oberst Pictet sagte Jedem, der es hören wollte: „Dieses Urtheil ist ungerecht; die ganze Sache ist in Ferney (dem Wohnsitze Voltaire's) geplant worden und Herr von Voltaire hat seinen Haß gegen unseren Jean-Jacques befriedigen können." — Vgl. auch Grimm' Corresp. 1762 p. 218, wo die Befürchtungen Voltaire's klar genug angedeutet werden.

9) Man begreift kaum, wie sie überhaupt ertheilt werden konnte. Vermuthlich handelte es sich nur um den Theil des Dekrets, welcher sich auf die Person Rousseau's bezog. Dieser besagte, daß er verhaftet werden solle, um wegen seiner Schriften zur Rechenschaft gezogen zu werden. Es lag somit allerdings kein Urtheil im eigentlichen Sinne, sondern lediglich eine polizeiliche Anordnung vor, die freilich, was ihre Wirkung angeht, einer Verurtheilung ziemlich gleichstand, ja im Grunde, da sie den Angeklagten der Freiheit beraubte, eine solche bereits einschloß. — Uebrigens wurde das Dekret auch später geheim gehalten. Daß es aber vorhanden war, beweist der Beschluß des Rathes vom 21. März 1791, den Morin p. 128 mittheilt. — Zu dem im Texte Gesagten vgl. Corr. 368, 369, 380.

10) Corr. 363, 65, 69.

11) Corr. 380.

12) Zu den Confessions vgl. Corr. 368—70, 380. — S. auch Morin in dem betreff. Abschn. f. W.

13) Sie lauteten: Il pense en philosophe et se conduit en roi.
La gloire, l'intérêt, voilà son dieu, sa loi.

Vgl. O. compl. IV, p. 270. — Die im Folg. erwähnte Anspielung findet sich Emile V, p. 259. Grimm weis't auf sie hin, wenn er sagt (Corr. 1762 p. 217): R. s'est retiré à Neufchâtel. Le voilà donc sous la protection d'un prince, qu'il faisait profession de haïr parcequ' il le croyait l'objet de l'admiration publique. Il y a dans son livre un passage très-indiscret et très-violent à ce sujet etc.

14) Corr. 371.

15) Corr. 372. — Friedrich's Antwort vom 29. Juli datirt aus Dietmannsdorf. Er stand damals Daun gegenüber und wollte eben Schweidnitz belagern.

16) Corr. 387. — Ueber Petit-Pierre vgl. Corr. 425.

17) Aus Peterswaldau, 1. Septbr. 1762. — Rousseau glaubte die Beweise von Zartsinn, welche der Brief enthält, mit Unrecht Milord zuschreiben zu müssen. (Conf. 12 p. 144.)

18) Corr. 403 und 404. — Vgl. auch L. à Mad. de Boufflers (Corr. 397), wo er sagt: J'ai trop mal pensé et parlé du roi de Prusse, pour recevoir jamais ses bienfaits; mais je l'aimerai toute ma vie. — Der folgende Brief des Königs datirt aus Meißen, 26. November.

19) Der betreffende Brief findet sich in der Correspondenz nicht vor, und wäre es wohl möglich, daß Rousseau die Zeiten verwechselt und das im Texte mitgetheilte Billet im Sinne gehabt hat. Was er über die Weise der Absendung sagt, würde auch bei diesem zutreffen. (Vgl. L. à Milord 404.) Nicht ebenso freilich die unten erwähnte Aeußerung des Königs, die als eine mündliche bezeichnet wird und darum einer späteren Zeit angehört. — Was Rousseau vom Könige wünschte und hoffte, sagte er auch in einem Briefe an Milord vom 21. März 1763 (Corr. 444).

20) Vgl. zu den Confessions Corr. 402.

21) Wie es gegenwärtig damit steht, ist uns nicht bekannt. Wir halten uns im Folgenden an die reizende und geistvolle Schilderung, welche Rousseau selbst in zwei Briefen an den Marschall von Luxembourg (Corr. 425 u. 27) von Land und Leuten entworfen hat.

22) Corr. 389 (v. Ende August 1762). — Zum Folg. vgl. neben den Confessions L. à Mad. de Boufflers (Corr. 402), an Montmollin (Corr. 412) und besonders an du Peyrou (vom August 1765, Corr. 696). Dieser letzte Brief gehört freilich in eine Zeit, in welcher Rousseau mit seinem Pastor bereits zerfallen war, und stellt daher das Verhalten desselben in ein minder günstiges Licht.

23) Herr de Valdaben in einem Briefe vom Dezember 1764. — Die Aeußerung Brequet's findet sich in einem Schreiben der Mad. Boi de la Tour vom Juli dess. J. — Vgl. auch Rousseau selbst in den Dialogues II.

24) Corr. 487, 499. — Ueber die weiter unten erwähnten Lacets s. Corr. 415, 535.

25) Vgl. Musset-Pathay II, s. v. Keith. — Eine spezielle Biographie des interessanten Mannes gibt es, soviel wir wissen, nicht. Manches über ihn mag sich in der Lebensbeschreibung seines Bruders von Varnhagen v. Ense finden. Doch haben wir sie ebensowenig zur Hand, wie den von d'Alembert verfaßten Eloge de Milord Maréchal.

26) Vgl. zu den Confessions Corr. 628, 641, 651.

27) S. die interessanten Berichte Bechon's bei Musset-P. II, p. 498 fg.
28) Corr. 374—75, 383.
29) Corr. 377, 84, 94, 98, 99; 431, 434—37. — Zum Folg. Corr. 392, 427.

II.

1) J. J. Rousseau, Citoyen de Génève, à Christophe de Beaumont, Archevêque de Paris, Duc de St. Cloud, Pair de France etc. — S. O. c. II, p. 329—88. — Der Brief ist datirt Motiers, le 18 Novembre 1762.

2) Les Jansénistes en France, auxquels il ne manque que d'être les maîtres pour être plus durs et plus intolérans que leurs ennemis. Nouv. Hél. VI, 7.

3) Eines bekannten jansenistischen Schwärmers, der nach seinem, durch eine maßlose Askese beschleunigten Tode von seinen Glaubensgenossen für heilig gehalten wurde. Sein Grab, auf dem Kirchhofe des h. Medardus in einer Pariser Vorstadt gelegen, war namentlich in den (30er) Jahren, als man die Sektirer zu verfolgen begann, der Sammelpunkt zahlreicher Wallfahrer, die sich hier in begeisterten Reden und Weissagungen ergingen, mannigfache Zeichen und Wunder erlebten und, auf dem Grabe des Heiligen liegend, in convulsivische Zuckungen geriethen.

III.

1) Corr. 434; vgl. 439, 447, 449.
2) Grimm's Corr. vom Mai 1763.
3) Corr. 458 (vom 12. Mai 1763). — Ueber die Motive vgl. u. A. Corr. 461, 474.
4) Vgl. auch zum Folg., Gaberel a. a. O. p. 43.
5) Es ist dies wohl derselbe anonyme Brief, von welchem Rousseau (Corr. 462) sagt, daß er ihn zu Thränen gerührt und zugleich recht erheitert habe, weil der Verfasser so rücksichtsvoll gewesen, das Porto beizulegen.
6) Eymard aus Marseille, der zu Rousseau in näheren Beziehungen stand, suchte das sogar in einer besonderen Denkschrift nachzuweisen.
7) Vgl. Corr. 461 (à Marc Chappuis), 465 (à Théodore Rousseau), auch 474 (à Duclos).
8) Den Text der Requête und die Antwort des Rathes findet man bei Gaberel p. 44.
9) à Deluc Corr. 469; vgl. ib. 468, 70, 73 (alle aus dem Juli 1763).
10) Ausdrücklich stand dies allerdings nicht in der Verfassung. Es entsprach aber jedenfalls ihrem demokratischen Geiste, daß über Beschwerden, welche gegen die Amtsführung des regierenden Kleinen Rathes erhoben wurden, in letzter Instanz nicht dieser selbst, sondern die souveraine Bürgerschaft entschied. Freilich konnte sich der Rath darauf berufen, daß die letztere, wenn sie im Conseil général versammelt sei, nur über die Gegenstände berathen dürfe, welche er ihr vorlege, es also auch lediglich von seinem Ermessen abhange, ob er eine Beschwerde ihrer Entscheidung unterbreiten wolle oder nicht.
11) Vgl. Sayous I, p. 348 sqq., wo der Mann und seine Verdienste vielleicht etwas zu stark gepriesen werden. Tronchin war, wie man heut zu Tage sagen würde, ein Realpolitiker, der, was den Vertretern dieser Richtung nicht selten begegnet, unter Umständen den Verhältnissen auf Kosten der Prinzipien Rechnung trug. — Ueber die Lettres de la Camp. ders. p. 295, auch Gaberel a. a. O.

12) à Duclos, Corr. 475 (vom 1. August). — Zum Folg. vgl. Corr. 476, 77, 81, 512.

13) Corr. 554. Vgl. d'Escherny bei Musset-Pathay I, p. 82 sqq.

14) Ueber die Dankrede, welche Rousseau bei dieser Gelegenheit zum Besten gab, s. Gaberel p. 122.

15) Corr. 523, 525, 26. Vgl. Musset-P. II, s. v. Keith.

16) Vgl. zu den Confessions Corr. 456, 536, 544, 981.

17) Auch hatte er sich unter der Hand bemüht, mit Rousseau in Verbindung zu treten. S. d'Escherny bei Musset-P. I, p. 82; vgl. ib. p. 87.

18) à Mad. de la Tour, Corr. 504.

19) Corr. 497, 545, 563, 565, 581, 584, 609 xc.

20) Corr. 537, 547, 572.

21) Die Belege zu dem im Texte Gesagten finden sich, soweit sie nicht speziell angegeben wurden, in der Correspondenz der Jahre 1762—65. Leider gibt diese eben nur die Antworten Rousseau's; die Briefe, auf welche sie Bezug nehmen, wurden nach seinem Tode in der Neufchateller Bibliothek deponirt, sind aber, was immerhin zu bedauern ist, bisher nicht veröffentlicht worden.

22) Corr. 585, 589. — Zum Folg. vgl. die Rêveries d'un promeneur solitaire VII.

23) S. z. B. Corr. 813.

24) Corr. 677, 688. Im Folg. geben wir den Bericht d'Escherny's bei Musset-P. I, p. 88 sqq.

25) Corr. 551—53, 469.

26) Lettres écrites de la Montagne. Mit dem Motto: Vitam impendere vero. O. compl. II, p. 389—539. — Sie erschienen Ende November und Anfang Dezember 1764.

IV.

1) Zum besseren Verständniß der Stellen, an welchen im Texte auf die politischen Institutionen Genf's Bezug genommen wird, dürfte es nicht unzweckmäßig sein, die wichtigeren Bestimmungen seiner damaligen Verfassung hier kurz anzugeben. Ihr zufolge standen die Bewohner der Republik, was den Umfang ihrer politischen und bürgerlichen Rechte angeht, einander keineswegs gleich. Vielmehr zerfielen sie in dieser Rücksicht in fünf scharf unterschiedene Klassen, in Citoyens, Bourgeois, Habitants, Natifs und Sujets. Die beiden ersten Abtheilungen hatten allein Antheil an der Regierung und Gesetzgebung, jedoch mit dem Unterschiede, daß nur die Citoyens zu den höheren Staatsämtern gelangen konnten. Der Citoyen aber mußte der Sohn eines solchen oder eines Bourgeois, und in der Stadt geboren sein. Zu den Bourgeois gehörte, wer durch eine förmliche Urkunde das Bürgerrecht und damit die Befugniß erworben hatte, jede Art von Handel und Gewerbe zu betreiben. Auch wurden ihnen die Söhne dieser Neubürger zugezählt, wenn sie außerhalb des Staatsgebietes das Licht der Welt erblickten. — Die dritte Klasse der Habitants bestand aus Fremden, die sich das Recht erkauft hatten, in der Stadt zu wohnen; die vierte der Natifs aus ihren in der Stadt geborenen Kindern. Diese besaßen zwar manche Vorrechte, deren die Eltern entbehrten, doch waren ihnen alle Handelsgeschäfte, sowie viele Gewerbe und Handwerke untersagt. Auch hatten sie vorzugsweise die Last der Steuern und Abgaben zu tragen, da bei allen öffentlichen Auflagen Person und Eigenthum der Natifs weit stärker herangezogen wurden, als die der Citoyens und Bourgeois. — Was endlich die Sujets oder Unterthanen betrifft, so galten als solche die Bewohner der Landbezirke. Sie hatten sämmtlich, ob sie nun ein-

geboren oder aus der Fremde zugezogen waren, dieselbe rechtliche oder vielmehr rechtlose Stellung.

Wie die Bevölkerung in fünf Klassen, so war die Staatsgewalt an fünf Korporationen oder Kollegien vertheilt, die, mehr oder weniger zahlreich, alle von einander abhingen. Zu ihnen gehört 1) der Kleine Rath oder der Rath der 25, hin und wieder auch Senat genannt. Aus lebenslänglichen Mitgliedern bestehend, vereinigte er in sich die höchste administrative und richterliche Gewalt. Er übte die hohe Polizei und hatte die Leitung und Verwaltung aller öffentlichen Angelegenheiten. In Civilprozessen urtheilte er als dritte Instanz, in Criminalfällen war er der höchste Richter. Zugleich bildete er nicht nur einen integrirenden Bestandtheil aller übrigen Räthe; es stand ihm auch in allen die Initiative zu. — 2) Die vier Syndici. Jährlich durch den Conseil general, von welchem weiter unten näher die Rede sein wird, aus den Mitgliedern des Kleinen Rathes gewählt, leiteten sie diesen und theilten sich zu dem Ende in die verschiedenen Verwaltungszweige. Der erste Syndik führte in allen Räthen den Vorsitz. — 3) Der Rath der Zweihundert, wie er immer noch mit seinem alten Namen hieß, obgleich seit dem Jahre 1738 die Zahl der Mitglieder 250 betrug. Er ernannte zu den Vakanzen im Kleinen Rath, der aber selbst für jede erledigte Stelle zwei Kandidaten präsentirte. Seinerseits wurde er vom Kleinen Rathe erwählt, welcher, so oft der Tod die Zahl der Mitglieder auf 200 reducirt hatte, eine Ergänzung vornahm. Er hatte das Begnadigungs- und das Münzrecht, bildete in Civilsachen die zweite Instanz, schlug dem Conseil general die Kandidaten für die höchsten Staatsämter vor und beantragte im Kleinen Rathe, was ihm im Interesse des öffentlichen Wohles geboten oder rathsam zu sein schien. Er selbst freilich konnte nur über die Fragen berathen und entscheiden, die ihm vom Kleinen Rathe vorgelegt wurden. — 4) Der Rath der Sechszig, gebildet aus dem Kleinen Rathe und 35 Mitgliedern des Rathes der Zweihundert. Nicht sowohl ein Regierungscolleg mit bestimmten Funktionen und wirklicher Autorität, als eine Art von diplomatischem Ausschuß, versammelte er sich nur, um über geheime Angelegenheiten, namentlich der auswärtigen Politik, zu berathen. — Endlich 5) der Souveraine oder Generalrath (Conseil général oder souverain) bestehend aus sämmtlichen Citoyens und Bourgeois ohne Ausnahme. Er hatte das Gesetzgebungs-, wie das Steuerbewilligungsrecht, sofern ohne seine Zustimmung weder ein Gesetz erlassen, noch eine neue Auflage erhoben werden konnte. Außerdem stand ihm die Wahl der höheren Magistrate und die Entscheidung über Krieg und Frieden zu. Doch war er nicht befugt, sich mit irgend etwas zu beschäftigen, was nicht zuvor vom Rathe der Zweihundert gebilligt worden. Auch durfte er die ihm gemachten Vorschläge nicht diskutiren, mußte sich vielmehr darauf beschränken, sie einfach zu genehmigen oder abzulehnen.

Neben diesen verschiedenen Kollegien und ohne einem von ihnen speziell anzugehören, nahm unter den höheren Beamten der Generalprokurator eine hervorragende Stellung ein. Er wurde vom Conseil general auf den Vorschlag des Rathes der Zweihundert, der zu dem Ende zwei seiner Mitglieder präsentirte, auf drei Jahre ernannt, nach deren Ablauf er für eine gleiche Zeitdauer wiedergewählt werden konnte. Anwalt des Staates in allen Fällen, in welchen Rechte und Interessen der Gesammtheit in Frage kamen, hatte er u. A. bei Uebertretungen der Gesetze die Verfolgung der Schuldigen zu bewirken, Anklagen zu erheben und Strafanträge zu stellen. Er überwachte die Vormünder und Kuratoren, vertrat die Ansprüche des Fiskus, wenn sie bestritten wurden u. s. w. Besaß er auch keine persönliche Amtsgewalt, so stand er doch als Wächter und Vertheidiger der gesetzlichen Ordnung im höchsten Ansehen. — Noch mag hier das Kollegium oder Tribunal der sechs

Auditoren erwähnt werden. Vom Conseil general gewählt und einem Mitgliede des Kleinen Rathes, welches den Titel Lieutenant führte, präsidirt, verwaltete es die gewöhnliche oder niedere Polizei und bildete in bürgerlichen Rechtshändeln die erste Instanz. Seine Wirksamkeit war übrigens auf die Stadt beschränkt; in den Landbezirken wurden die ihnen zustehenden Befugnisse von zwei, ebenfalls durch den Conseil general ernannten Kastellanen (châtelains) ausgeübt. — Vgl. die Note sur le gouvernement de Genève par Petitain in O. cpl. de Rousseau II, p. 539 sqq. Sie ist ein geschickter Auszug aus den größeren Werken von d'Ivernois, Tableau des deux dernières révolutions de Genève (1789, 2 Bd.) und Pivot, Histoire de Genève (1811, 3 Bde.).

V.

1) Gaberel, R. et les Genevois, p. 46, 83.

2) Corresp. 582, 85, 89. — Rousseau war seiner Sache so gewiß, daß er dem französischen Residenten in Genf ein Exemplar seiner Schrift zustellen ließ. Corr. 595.

3) Corr. 628, vgl. 631. Zum Folg. s. Gaberel p. 49. Die Agitationen, welche in Holland von Voltaire, dem Klerus und dem Genfer Rathe betrieben wurden, ließen die Nachricht glaublicher erscheinen. — In den Confessions sagt Rousseau, das Buch sei, er wisse nicht wo, verbrannt worden. Irren wir nicht, so wurde ihm allerdings später in Paris diese Ehre zu Theil. Vgl. Musset-Pathay II, p. 438. — Ueber Bern s. neben den Confessions Corr. 625.

4) Gaberel p. 84; Sayous Litt. franç. à l'Etranger I, p. 298 Note.

5) Corr. 610. — Zum Folg. Gaberel p. 47. Grimm, Corr. IV, p. 309 sqq. (Ende 1764 und Januar 1765).

6) S. Corr. 610 das Billet, mit welchem Rousseau diese Auslassung, die man ihm von Genf aus zugeschickt hatte, er aber nicht für ächt halten mochte, dem Abbé mittheilte, damit dieser sie eventuell desavouiren könne, was indeß nicht möglich war.

7) Gaberel p. 48. — Zum Folg. vgl. Sayous a. a. O. I, p. 304 sqq., Estienne Essai sur les Confessions de Rousseau p. 202, Note 31, Morin Vie et Caractére de R. p. 574.

8) Ende Dezember 1764, s. Corr. 605, 606. — Ueber den Inhalt vgl. Sayous a. a. O. I, p. 301 sqq. Abgedruckt ist die Schrift in O. cpl. de Rousseau (éd. de Genève v. 1782), vol. 27, p. 166. Sie würde freilich passender unter den Werken Voltaire's figuriren.

9) Vgl. Corr. 607.

10) S. Lettres de la Montagne I, 3 p. 435, Note 2.

11) Sayous a. a. O. I, p. 304, Note 2. — Die im Texte erwähnte Anklageschrift Rousseau's findet sich unter dem Titel Déclaration de J. J. R. rélative au pasteur Vernes am Schlusse der Confessions (O. cpl. VI, p. 186 sqq.). Daß Voltaire der Verfasser des Libells sei, wurde schon damals vielfach vermuthet, u. A. von Grimm, du Lin, du Peyrou. Indeß wagte Niemand, es zu behaupten. Voltaire hat das Geheimniß stets bewahrt, und ist es erst später von seinem Sekretär offenbart worden. Man wollte diesem anfangs freilich nicht recht glauben; Sayous aber, der das Manuskript einsah, versichert, daß es die Handschrift Voltaire's zeige. — Rousseau schwankte eine Weile in seiner Ansicht; es schien ihm nicht unmöglich, daß Mad. d'Epinay an der Sache betheiligt sei. Doch auch in den (später geschriebenen) Confessions haftet sein Verdacht noch an Vernes. Ob so ganz mit Unrecht? Man darf nicht außer Acht lassen, daß Vernes mit Voltaire vielfach verkehrte.

12) So erklären sie in der Nachschrift zur Réponse aux Lettres de la Campagne, welche die Partei der Repräsentanten damals veröffentlichte.

13) Corr. 605, 613, 638.

14) à d'Ivernois, Corr. 611.

15) Corr. 612.

16) à d'Ivernois, Corr. 614.

17) Corr. 639, 641—42 (v. Ende Februar).

18) Es ist nicht so leicht, aus den Quellen, welche über die hier in Rede stehenden Vorgänge Aufschluß geben, eine klare Einsicht in den Verlauf und Zusammenhang derselben zu gewinnen. Die vorliegenden Berichte stammen theils von den Betheiligten selbst, theils sind sie von ergebenen Freunden verfaßt worden. Stimmen sie auch in manchen Punkten überein, so gibt es doch noch mehrere, in welchen sie von einander abweichen, oder sich gradezu widersprechen. Selbst die Thatsachen werden vielfach auf verschiedene Weise erzählt; in Betreff der Motive walten bei der Erbitterung, welche auf beiden Seiten herrschte, noch weit größere Differenzen ob. Wir haben uns bemüht, auf Grund dieser unsicheren und nicht selten unvereinbaren Angaben eine möglichst unparteiische, dem Charakter der Personen, wie den gegebenen Verhältnissen Rechnung tragende Darstellung des Hergangs zu geben. Uebrigens vgl. man neben den Confessions und der gleichzeitigen Correspondenz Rousseau's die Briefe du Peyrou's an Milord Comte de Weymss, die von Montmollin an einen Genfer Geistlichen (die einen wie die andern finden sich in der Genfer Ausg. von R.'s Werken, vol. 27), Morin p. 148 sqq., Musset-Pathay I, p. 426 sqq.

19) à Lenieps, Corr. 649; à Moultou, Corr. 652 (vom 3. und 9. März).

20) Rousseau sprach ihm seinen Dank aus für die Herzensgüte und den kräftigen Muth, die er bei dieser Gelegenheit bewiesen habe. S. Corr. 643. Zum Folg. vgl. Corr. 656, 637; Musset-Pathay I, p. 427.

21) Corr. 951, 52, 57.

22) Lettre au Consistoire de Motiers vom 29. März; Corr. 660.

23) Vier der sechs Aeltesten erklärten sich für Rousseau. Gelang es dem Pastor, die beiden ihm günstigen Stimmen durch drei weitere zu vermehren, so war ihm der Sieg allerdings gewiß.

23a.) So erzählte man, Therese habe einst die Hauswirthin, eine Frau von erprobter Rechtschaffenheit, beschuldigt, einen neuen Louisd'or aus einem Schubfache weggenommen zu haben. Als diese dann zu Rousseau gegangen, um sich zu rechtfertigen, habe er sie gar nicht anhören wollen und sein blindes Vertrauen zu Therese durch die Worte bekundet: „wenn sie mir um Mitternacht sagte, daß es heller Tag sei, ich würde es ihr glauben." — Wir unsererseits glauben, daß man eine gelegentliche scherzhafte Aeußerung für baare Münze genommen hat. Rousseau war weder so ungerecht, noch auch so leichtgläubig, wie man ihn hier erscheinen läßt.

24) Gaberel a. a. O. p. 21. Vgl. auch die zu diesem Abschnitte unter I, Anm. 23 angef. Stellen.

25) Corr. 705.

26) Man vgl. die Erzählung bei Gaberel (p. 21—22) mit der in den Confessions oder auch mit dem Briefe, welchen Rousseau am Morgen nach dem Attentate an Guy schrieb (Corr. 705), und man wird zugeben müssen, daß hier zwei einander gradezu ausschließende Berichte vorliegen. Welcher von beiden den meisten Glauben verdient, ist uns nicht zweifelhaft, da wir Rousseau weder für einen unverschämten Lügner, noch für kindisch oder verrückt halten. Ueberdies sehen wir nicht, was Therese hätte bewegen sollen, diese wunderliche Komödie in Szene zu setzen. Wahr ist freilich, daß es ihr

in Motiers nicht sonderlich gefiel und sie deshalb einen Wechsel des Wohnortes wünschen mochte. Hatte sie aber wirklich den großen Einfluß auf Rousseau, welchen man ihr zuschreibt, so konnte sie ihren angeblichen Zweck, einen Ortswechsel herbeizuführen, auf graderem Wege erreichen. Wir glauben nicht, daß Rousseau sich blindlings von ihr leiten ließ, wohl aber, daß seine Zuneigung für sie ihrer dringenden Bitte nicht widerstanden haben würde, während das plumpe Manöver, zu welchem sie gegriffen haben soll, leicht entdeckt werden und dann für sie sehr bedenkliche Folgen haben konnte.

VI.

1) In den Confessions Liv. 12 a. Schl. und vor Allem in den Rêveries d'un promeneur solitaire (Vième prom.).

2) Milord Keith hatte ihm, sobald er durch die Vermittelung Friedrich's II. wieder in den Besitz seiner confiscirten Güter gelangt war, eine Pension von 1200 Franken angeboten, die er wenigstens zur Hälfte annahm. Außerdem verfügte er über die 300 Franken, welche der Buchhändler Rey jährlich an Therese zahlte. Zu diesen beiden regelmäßig fließenden Einnahmequellen kam nun noch eine dritte. Er schloß nämlich mit du Peyrou einen Vertrag, welcher diesem gegen die Verpflichtung, ihm eine jährliche Leibrente zu zahlen, das Recht einräumte, nach seinem Tode eine Gesammtausgabe seiner Werke zu veranstalten. — Für Therese war insofern gesorgt, als ihr nicht nur die Pension Rey's, sondern auch zwei Drittel der Summe, welche Milord ausgesetzt hatte, bis an ihr Lebensende gesichert blieben.

3) Corr. 710. — Ob die wohlgemeinten Verse, welche Mad. Boy de la Tour an die Wand der Meierei schrieb, dort noch zu lesen sind, wissen wir nicht. Sie lauteten aber: Réduit fameux, par Jean-Jacques habité, Tu me rappelles son génie, Sa solitude, sa fierté, Et ses malheurs et sa folie. Toujours, hélas! persécuté Ou par lui-même ou par l'envie, Contemplons au flambeau de la philosophie Un grand homme et l'humanité.

4) Streckeisen — Moulton in s. Oeuvres et Corresp. inéd. de Rousseau (p. 59—128). Die Arbeit hat sich unter den Papieren vorgefunden, welche Rousseau nicht lange vor seinem Tode dem Freunde übergeben hatte. — Ueber die vorgängigen Verhandlungen mit den Korsen, s. Musset-Pathay, Supplément à l'Histoire de la vie de R. in dem Abschnitte Affaires de la Corse (abgedruckt bei Streckeisen) a. a. O. p. 5 sqq. — Dazu vgl. man die Confessions und die Corresp.

5) Corr. 591.

6) Corr. 590, 625, 633 — Der Chevalier machte nicht wenig Sorge, vgl. die Corr. aus den ersten Monaten des J. 1765. Das Benehmen des Mannes war allerdings auffallend genug (L. à Buttafuoco vom 16. Mai).

7) In den Mémoires écrites à St. Hélène par le général Montholon, IV, p. 40. — Rousseau's Brief datirt v. Februar 1770 (Corr. 1026).

8) Worte Napoleon's I. in den unter A. 7 citirten Memoiren.

9) L. vom 20. Oktober 1765 (Corr. 717). — Zum Folg. vgl. Corr. 739.

10) Er soll bei dieser Gelegenheit mit Beziehung auf die Genfer Behörden, welche er für die eigentlichen Urheber der Ausweisung hielt, ausgerufen haben: Ils veulent la guerre; eh bien! ils l'auront. (?). — Ueber die Bieler Episode vgl. neben den Confessions die Corr. 721—23.

11) à du Peyrou, Corr. 724. — Mit der Abreise von Biel schließen die Confessions. Wir sind daher fortan, was die Quellen zum Leben Rousseau's angeht, auf die sehr reichhaltige Correspondenz und die gelegentlichen Notizen angewiesen, welche seine und der Zeitgenossen Schriften an die Hand geben.

VII.

1) Corr. 725, 727. — Zum Folg. vgl. die aus Straßburg datirten Briefe, Corr. 725—87. Das im Text erwähnte Bulletin findet sich bei Musset-Pathay I, p. 101 sqq.

2) Emile II. (O. c. I, p. 533). Zum Folg. vgl. Nouvelle Héloise II, 9 Note (O. c. III, p. 263, auch p. 314, 431). — Den angef. Brief s. Corr. 386; dazu Confessions 11, p. 129, 132; 12, p. 166.

3) Conf. 10, p. 93 sqq., 12, p. 166. — Corresp. 534, 625, 807.

4) Lettres de Mad. du Deffand à Horace Walpole I, p. 77; Grimm, Corr. V, p. 333. Vgl. Musset-Pathay I, p. 193 sqq., II. s. v. Hume.

5) Corr. 386. — Zum Folg. L. à Hume, Corr. 432; Confess. 12, p, 166.

6) Corr. 736 (vom 4. Dezbr.).

7) Ueber den Aufenthalt in Paris, vgl. Corr. 738—49, L. à Hume vom 10. Juli 1766 (Corr. 801), Dialogues II. (O. c. VI, p. 241 Note), Grimm, Corresp. V, p. 124, Musset-P. I. in den betr. Abschn.

8) Grimm, Corr. a. a. O.; Hume à Mad. de Boufflers (2. Febr. 1767). Rousseau selbst erwähnt die Weisung nicht ausdrücklich, hat sie aber Corr. 748 wohl im Auge.

9) Corr. 772, 801. Hume, Exposé succinct p. 42.

10) Corr. 752, 766, 801 etc.; Dialogues I. (O. c. VI, p. 241 Note); Hume, Exposé succ., wo freilich versichert wird, Rousseau habe den Vorschlag gemacht, sich für den Freund malen zu lassen.

11) Corr. 750, 752 etc., à Mad. de Boufflers v. 19. Jan. — Zum Folg. Hume an die Marquise de Brabantane (17. Febr., s. Hume's Private Corresp., London 1820), auch an Mad. de Boufflers (Br. v. 3. April.)

12) Zu der betreffenden Correspondenz (bes. 763) vgl. noch Lettres inéd. 44 (bei Streckeisen-Moulton O. et L. inéd.) — Rousseau blieb 12 oder 14 Tage in London selbst, wo er bei einem intimen Freunde Hume's, John Stewart, (in Buckinghamstreet) wohnte. Die Uebersiedelung nach Chiswick erfolgte am 28. Januar.

13) Corr. 759 (an den Grafen Orloff).

14) L. v. 14. März, Corr. 761. — Neben der Corr. R's. ist die von Hume, auch dessen Exposé succ. zu vgl.

15) Hume erzählt (à Mad. de Boufflers, 2. Mai), er habe die Pension von 30 Louisd'or, ohne welche der Freund nicht bei ihm eingezogen sein würde, lachend angenommen. Dagegen schreibt Rousseau mit Beziehung auf diese Angabe an du Peyrou (19. Juli): „Die Notiz über die 30 Pfund St. hat mich lachen machen. Sie werden, wenn Sie hierher kommen, selbst sehen können, wie es sich damit verhält." — Es scheint demnach, daß er erheblich mehr zu zahlen hatte. Wahrscheinlich kamen zu der in Rede stehenden Summe noch manche Auslagen hinzu, welche die Gewinnsucht des Dienstpersonals veranlaßte.

16) Corr. 764, 765 etc.

VIII.

1) In seinem Briefe vom 10. Juli (1766). Corr. 801.

2) Als Secretair der engl. Gesandtschaft in Paris, später (1767) als Unterstaatssecretair.

3) Fréron in s. Année littéraire II, p. 187, vgl. Musset-Pathay I, p. 147. — Zum Folg. Corr. 761 (v. 15. März), 778, 780.

4) So das früher erwähnte Voltaire'sche Pasquill Sentiments des Citoyens. Ausländer ließen wiederholt Schmähschriften in England drucken.

5) à Mad. de Boufflers; s. Hume's Private Corresp.

6) Hume's Bericht in s. Exposé succinct stellt den Vorgang mehrfach anders dar. Doch sind diese Abweichungen für unseren Zweck gleichgültig.

7) Corr. 764 (vom 22. März).

8) à du Peyrou, Corr. 766; à d'Ivernois. Corr. 770.

9) Corr. 786 (vom 22. Mai).

10) Corr. 791 (vom 23. Juni).

11) Voltaire à Damilaville, Juli 1766. — Hume's Private Corr.

12) Daß Rousseau mit der (whighistischen) Opposition coquettirt habe, ist eine durchaus unerwiesene Behauptung. Möglich zwar, daß einzelne Mitglieder derselben ihm persönlich näher traten, vielleicht in der Absicht, ihn für ihre Ansichten und Zwecke zu gewinnen. Doch zweifeln wir nicht, daß er seinem Grundsatze, sich im Auslande jeder Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten zu enthalten, auch in England treu geblieben ist. Wenigstens ist in seiner Correspondenz aus der Zeit, die er hier verlebte, von äußerer oder innerer Politik mit keiner Silbe die Rede.

13) Corr. 805 (vom 2. August).

14) Lettres à Horace Walpole I, p. 77.

15) Ein Verzeichniß dieser Schriften gibt Morin, Vie et Car. de R, p. 244. — Ueber die Apologie der Mad. de la Tour s. Musset-P. I, p. 156.

16) Bachaumont bei Morin a. a. O. p. 237.

17) Année littéraire VIII, p. 315, vgl. Morin p. 241.

IX.

1) Corr. 785, 790.

2) à Mad. de Luze, Corr. 781.

3) Corr. 790. S. auch das Billet 45 bei Streckeisen, O. et L. inéd.

4) Corr. 793—98, 844, 849—50; aus späterer Zeit Corr. 882, 914.

5) Corr. 824, 799, 915; à Mad. de Portland, besonders L. X. vom April 1772.

6) S. Lord Mahon's History of England VII, p. 162 (ed. Tauchnitz).

7) Corr. 813; dazu die 15 Briefe, welche unter den Schriften über Botanik zu figuriren pflegen und deren letzter vom Juli 1776 datirt (O. cpl. IV, p. 307 sqq.). Rousseau pflegte sich später l'herboriste de Mad. la Duchesse zu unterzeichnen.

8) Corr. 785, 788, 830 etc.

9) Corr. 803, vgl. 790, 784, 788. — Briefe an fremde oder ferner stehende Personen, wie deren in Motiers soviele geschrieben wurden, kommen nur sehr vereinzelt vor. Zu ihnen gehört der an den bekannten Chevalier d'Eon (März 1766), à Mad. Théodore (Musset 844), à Mad. A. (Sept. 1766).

10) Corr. 804, 810. Der im Folg. angezogene Brief datirt v. 22sten Dezember, Corr. 827.

11) Hume's Brief an einen Pariser Freund vom Mai 1767 (bei Morin p. 256 sqq., wo noch weiteres Detail zu finden ist). Musset-Pathay I, p. 157, mit der zutreffenden Widerlegung Morin's, p. 253.

12) Corr. 858 (an général Conway, vom 26. März); vgl. 856, 861.

13) Corr. 815, 817 (September 1766).

14) Corr. 825; vgl. L. IV. à Mad. de Portland.

15) Corr. 843, 855 (vom Febr. und März 1767).

16) d'Alembert, Eloge de Milord Maréchal, 1779. Weiter noch geht

der Verfasser des Artikels George Keith in der Biographie universelle; Beweise fehlen durchaus. Uebrigens wurde d'Alembert schon von Ginguéné widerlegt; vgl. Musset-Pathay II. s. c. Keith.

17) à Msr. Dutens, Corr. 857; vgl. 851.

18) S. Corr. 860—62, auch 866.

19) Corr. 865. Vgl. Dialogues II, p. 116.

20) S. besonders Corr. 785, 833, 860.

21) Er ist abgedruckt bei Morin p. 256 sqq.

22) Man findet die betreffende Stelle bei Musset-Pathay I, p. 264.

23) Corr. 882. S. auch Streckeisen, O. inéd. L. 65.

24) Corr. 866.

Rousseau's

Leben und Werke.

Sechster Abschnitt.

I.

Man kann sich denken, wie frei und leicht Rousseau aufathmete, als er — am 22. Mai 1767 — in Calais den Boden des Festlandes wieder betrat. „Soeben," schreibt er an du Peyrou[1]), „komme ich hier an, außer mir vor Freude, daß die Verbindung mit Ihnen wieder offen und sicher ist, und die weite Meeresfläche nicht mehr zwischen uns liegt." Ohne Zweifel wäre er am liebsten sofort in die Nähe des Freundes geeilt; doch war nach der Behandlung, die ihm dort früher zu Theil geworden, an eine Rückkehr in die Schweiz nicht zu denken. Ebensowenig schien ein dauernder Aufenthalt in Frankreich thunlich. Zwar fehlte es nicht an einem geeigneten Asyle. Herr von Mirabeau, der bekannte „Menschenfreund" und Haustyrann, hatte ihm schon vor einiger Zeit eines seiner Landgüter zur Verfügung gestellt. Er trug indeß Bedenken, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen. Immer noch schwebte das Damoklesschwert des Haftbefehls, welchen das Pariser Parlament gegen ihn erlassen hatte, über seinem Haupte. Es konnte, da die Besitzung des Marquis im Jurisdictionsbezirke des Gerichtshofes gelegen war, in jedem Augenblicke auf ihn niederfallen. Freilich hätte er am Ende wohl einen anderen Zufluchtsort auffinden können, den der Arm des Tribunals nicht erreichte. Dann aber war es ungewiß, ob und wie lange die R e g i e r u n g ihn in Ruhe lassen werde, und er hatte nicht Lust, sich neuen Besorgnissen und Gefahren auszusetzen. Mehr, wie je zuvor, empfand er das Bedürfniß nach einer festen Wohnstätte, die ihn in Zukunft vor jeder weiteren Störung sichern konnte. Ueberzeugt, daß eine solche einzig und allein im Gebiete der Republik Venedig zu finden sei, beschloß er, sich trotz des weiten und beschwerlichen Weges, alsbald dorthin zu begeben. Fraglich war nur, ob man ihm zu dem Ende den kaum zu vermeidenden Durchgang durch Frankreich gestatten werde. Er ersuchte daher den Marquis, sich an competenter Stelle umzuhören

und ihm das Resultat seiner Erkundigungen schleunigst mitzutheilen.

Inzwischen reiste er von Calais — man sieht nicht, warum — ohne Aufenthalt weiter nach Amiens. Hier, in der alten Kapitale der Picardie, gefiel es ihm ganz gut. Dennoch sah er sich schon nach acht Tagen veranlaßt, abermals zum Wanderstabe zu greifen. Es war ihm unmöglich, vielleicht auch nicht sonderlich darum zu thun gewesen, das bis dahin bewahrte Incognito aufrecht zu halten. Kaum aber hatte man in der Stadt erfahren, welch' ein berühmter Gast innerhalb ihrer Mauern weile, als sich alle Welt beeiferte, ihm die gebührende Huldigung darzubringen. Rousseau wurde in bürgerlichen, wie in militärischen Kreisen gleich sehr gefeiert; man ging sogar mit dem Gedanken um, ihm im Namen der Gemeinde den Ehrenwein zu kredenzen. Fühlte er sich durch diese Beweise der öffentlichen Achtung nicht wenig geschmeichelt, sie wurden ihm doch bald unbequem. Nur selten mochte sich unter den zahlreichen Provinzlern, welche ihm ihre Aufwartung machten, eine Persönlichkeit finden, die ein größeres Interesse in Anspruch nehmen durfte. Zu diesen gehörte Gresset, der geistreiche Verfasser des Vert-Vert, welcher damals in der Nähe von Amiens ein reizendes Landgut bewohnte. Der liebenswürdige Dichter machte auf Rousseau den besten Eindruck, so daß er aus seiner gewohnten Zurückhaltung heraustrat und ihn nach einer längeren Unterredung mit dem Complimente entließ: „Ich bin überzeugt, daß Sie, bevor Sie mich gesehen, eine ganz andere Meinung von mir hatten. Sie wissen aber die Papageien — in dem ebengenannten Märchen — so gut zum Sprechen zu bringen, daß es nicht zu verwundern ist, wenn Sie auch die Bären zu zähmen verstehen“ [a]). — Die anderweitigen Besuche aber, die er empfangen mußte, waren nicht nur lästig, sie erregten auch ein nicht geringes Aufsehen, welches in seiner gegenwärtigen Lage bedenkliche Folgen haben konnte. Es schien rathsam, sich den lärmenden Ovationen, deren Gegenstand er geworden, sobald wie möglich zu entziehen.

Glücklicherweise fiel das Ergebniß der Nachforschungen, welche Mirabeau mittlerweile angestellt hatte, günstig genug aus. Man durfte hoffen, daß, wenn der Flüchtling selbst die nöthige Vorsicht beobachtete, die Regierung von seiner Anwesenheit keine Notiz nehmen werde. Rousseau war bereit, sich die Bedingungen, an welche diese Connivenz geknüpft zu sein schien, gefallen zu lassen. Er verstand sich sogar, trotz seiner Antipathie gegen eine solche Selbstverleugnung, dazu, seinen Namen mit einem anderen zu vertauschen. Erschöpft und leidend wie er war, erschreckte ihn

der Gedanke, jetzt gleich in aller Eile die mühevolle italienische Reise ausführen zu sollen. Hielt er auch an ihr fest, es war doch, bevor er sie antrat, sehr wünschenswerth, sich an irgend einem stillen Orte von den Anstrengungen der letzten Zeit in etwa zu erholen. Zugleich hegte er das lebhafteste Verlangen, den hochherzigen Mann, der ihm in seiner Noth aus eigenem Antriebe hülfreiche Hand geleistet, persönlich kennen zu lernen. Die Aufforderung des Marquis, zunächst in seinem Landhause Fleury — es lag im Bezirke von Meudon, zwei Meilen von Paris — Wohnung zu nehmen, war ihm daher ganz willkommen. Auch zögerte er nicht, ihr Folge zu leisten. Am Abend des 4. Juni traf Herr „Jacques" in Gesellschaft seiner „Schwester" in St. Denys ein, von wo er dann, nachdem ihn Mirabeau noch am Tage seiner Ankunft begrüßt hatte, am nächsten Morgen in sein neues Asyl übersiedelte.

Dasselbe entsprach in jeder Rücksicht seinen Wünschen und Erwartungen. „Man muß sich," schreibt er dem Marquis[3]), „Ihrer Güte und Fürsorge erfreuen und Ihnen für nichts mehr danken. Luft, Haus, Garten, Park, Alles ist wunderschön; auch habe ich mich beeilt, mich des Ganzen durch Besitznahme, d. h. durch den Genuß, zu bemächtigen." Indeß, wie lieb und angenehm es ihm ist, unter seinem Dache zu wohnen, auf den Wunsch des geschätzten Freundes, für immer sein Gast zu sein, kann er nicht eingehen. Er achtet und ehrt ihn; die persönliche Bekanntschaft hat die Empfindungen, welche seine Schriften und Briefe eingeflößt, befestigt; er fühlt sich ihm durch alle die Bande verknüpft, welche die Menschen einander theuer und achtungswerth machen. Er fürchtet auch nicht, ihm verpflichtet zu sein; nie wird er den Beweisen seiner Güte widerstreben, wenn er fühlt, daß sie zu seinem Wohlbefinden beitragen. Von dem in Rede stehenden Vorschlage aber gilt dies nicht. Die Annahme desselben würde ihn von Neuem in beständige Sorge und Unruhe versetzen, die er um jeden Preis von sich fern halten will. Ueberdies haben ihn die in England gemachten Erfahrungen in der Ueberzeugung bestärkt, daß er auf ein behagliches Leben nur rechnen darf, wenn er allein und auf eigene Kosten lebt. Auch kann und mag er die Verbindlichkeiten nicht erfüllen, welche ein dauernder Aufenthalt im Hause des Freundes ihm auflegen würde. — Es stellte sich eben bald heraus, daß der Marquis, wenn er seinen Gast für längere Zeit bei sich zu behalten wünschte, nicht so ganz uneigennützig und frei von Nebengedanken war. Zu der ohne Zweifel aufrichtigen Theilnahme, die er dem bedrängten Menschen zollte, gesellte sich das Interesse an dem berühmten

Schriftsteller, dessen Freundschaft die eigene Bedeutung zu erhöhen versprach. Eifriger Parteimann wie er war — bekanntlich gehörte er zu den thätigsten Vorkämpfern der physiokratischen Richtung — mochte es ihm sehr am Herzen liegen, einen Mann an sich zu fesseln, dessen gewandte Feder den Sieg seiner Sache wesentlich fördern konnte. Jedenfalls drängte er ihn gleich anfangs, dem müßigen, beschaulichen Stillleben zu entsagen und seine schriftstellerische Thätigkeit wieder aufzunehmen.

Freilich ohne Erfolg; Rousseau wies seine Mahnungen entschieden zurück. „Ich erkläre Ihnen," schreibt er, „daß ich nie mehr öffentlich die Feder ergreifen und, so lange ich lebe, nichts mehr werde drucken lassen. Auch kann und will ich nichts lesen, was meine schlummernden Ideen aufwecken könnte. Ich bin fortan der Literatur abgestorben; in diesem Punkte ist mein Entschluß unwiderruflich gefaßt." — Indeß, Mirabeau war nicht der Mann, sich so leicht abweisen zu lassen. Er fuhr fort, dem Gaste seine und seiner Freunde Schriften vorzulegen, und Rousseau, wollte er anders nicht unhöflich erscheinen, mußte sich wohl oder übel bequemen, einen Blick hineinzuwerfen. „Ich werde," sagt er dem Marquis, „Ihr Buch lesen, da Sie es wünschen; später werde ich Ihnen dann dafür zu danken haben, daß ich es gelesen. Doch wird sich aus dieser Lectüre nichts weiter ergeben, als eine Befestigung der Gefühle, welche Sie mir eingeflößt haben, und der Bewunderung für Ihren großen und tiefen Geist, die ich mir erlaube, hier beiläufig und nur dieses eine Mal auszusprechen." Er kann selbst nicht dafür einstehen, daß es ihm gelingen wird, dem Gedankengange des Verfassers zu folgen; seine geistige Schwäche ist zu groß, als daß er mehr als seinen guten Willen in Aussicht stellen dürfte. — Vielleicht hatte Mirabeau allen Grund, sich dazu Glück zu wünschen; die wenigen kritischen Bemerkungen, welche Rousseau sich in einem späteren Briefe gestattete, beweisen zur Genüge, daß er seine politischen und nationalökonomischen Ansichten nicht sonderlich zu goutiren vermochte. Er mag von dem gesetzlichen „Despotismus", den der Marquis und seine Parteigenossen vertreten, nichts hören; er kann ihn weder billigen, noch auch nur verstehen; er sieht lediglich zwei einander widersprechende Worte, die in ihrer Verbindung gar nichts bedeuten. Was die Grundsätze angeht, welche der Freund in Betreff des Wachsthums der Bevölkerung aufstellt, so erscheinen sie ihm „unverständlich an sich, den Thatsachen widersprechend und unvereinbar mit dem Ursprunge der Nationen." Ihnen zufolge hätte diese Zunahme gerade dann beginnen müssen, als sie in Wirklichkeit aufgehört hat. „Sobald es für einen Sou von dem gab, was Sie Reichthum

oder disponibeln Werth nennen, sobald der erste Austausch stattfand, mußte die Vermehrung der Bevölkerung ein Ende nehmen, und das ist denn auch der Fall gewesen." Uebrigens „ist Ihr ökonomisches System bewunderungswürdig; nichts kann tiefer, wahrer, nützlicher sein; es ist voll großer, erhabener Gedanken, die den Leser mit sich fortreißen. Es erstreckt sich auf Alles; ein weites, unermeßliches Feld! Ich besorge indeß, daß es in Gebiete ausläuft, die von denjenigen sehr verschieden sind, in welche Sie zu gelangen meinen."

Vermuthlich wollte er nicht geradezu sagen, daß es nach Utopien führe. In der That war der Marquis in seinen Augen nur ein wohlmeinender Träumer, der ähnlich, wie weiland der Abbé de St. Pierre, „mit großem, aber unverständigem Eifer eiteln Chimären nachjagte." Kein Wunder, daß er, auch abgesehen von der Anstrengung, die ihm dasselbe in seinem gegenwärtigen Zustande wirklich verursachte, zum Studium seiner weitschichtigen und meist recht langweiligen Schriften sich wenig aufgelegt fühlte. Fast komisch aber und rührend zugleich ist die Weise, in welcher er ihn bittet, sich mit diesem einen Beweise seiner Fügsamkeit begnügen zu wollen. „Ich werfe mich Ihnen zu Füßen und beschwöre Sie, Mitleid zu haben mit mir und meiner Lage, mein todtmüdes Haupt in Ruhe zu lassen und die fast erstorbenen Gedanken nicht wieder zu beleben, da sie mich von Neuem in einen Abgrund von Leiden stürzen würden. Halten Sie mich lieb, aber schicken Sie mir keine Bücher mehr; verlangen Sie nicht, daß ich solche lese, versuchen Sie auch nicht, mich aufzuklären, wenn ich irre; es ist dazu zu spät. In meinem Alter bekehrt man sich aufrichtig nicht mehr. Ich kann mich täuschen, und Sie können mich überreden, aber nicht überzeugen. Ueberdies disputire ich nie; ich liebe den Streit nicht, ziehe vielmehr vor, schweigend nachzugeben. Hoffentlich verargen Sie es mir nicht, daß ich dabei bleibe." — Doch Mirabeau konnte sich auch jetzt noch nicht entschließen, von seinen Zumuthungen abzulassen. Erst als sie abermals und zwar ziemlich derb und schroff zurückgewiesen wurden, gab er sie brummend auf. Offenbar verstand er es nicht, seinen eigenwilligen Gast in der richtigen Weise zu behandeln. Hätte er ihm Zeit und Ruhe gelassen, so würde er vielleicht früher oder später auf seine Wünsche in etwa eingegangen sein. Das hastige, vorschnelle Drängen aber hatte nur die Folge, daß er, trotz der Achtung und Dankbarkeit, zu welcher er sich seinem Wohlthäter gegenüber verpflichtet glaubte, den näheren Umgang mit ihm bald recht unbequem fand. Auch trug dasselbe gewiß nicht wenig dazu bei, daß er sich, als ihm nun

von anderer Seite eine Zufluchtsstätte eröffnet wurde, sofort bereit erklärte, sie anzunehmen. Allerdings stand der Mann, welcher sie anbot, so hoch, daß der Marquis sich nicht füglich beschweren konnte, wenn er ihm weichen mußte[4]).

Wir haben früher erzählt, wie zur Zeit, als Rousseau vor seiner Reise nach England beim Prinzen Conti zu Gaste war, dieser ihn dringend, aber vergeblich bat, sich auf einem seiner Landgüter niederzulassen. Die damalige Weigerung hielt den Prinzen nicht ab, seinen Antrag jetzt zu erneuern, dies Mal mit besserem Erfolge, obgleich er an der Bedingung eines strengen Incognitos festhielt. Die Aussicht, unter dem mächtigen Schutze eines so einflußreichen Mannes fortan ungestört leben zu können, war für Rousseau zu verlockend, als daß er ihr nicht seine ohnehin schon fast überwundene Antipathie hätte opfern sollen. Was lag daran, welchen Namen er führte, wenn er nur die langentbehrte Ruhe fand? Sie war für jetzt der vornehmste, ja der einzige Gegenstand seines Verlangens, und es blieb doch sehr ungewiß, ob die beschwerliche und kostspielige Reise über die Alpen sie ihm sichern werde. Jedenfalls war sie doppelt erwünscht, wenn sie auf französischem Boden erlangt werden konnte. Die alte Vorliebe für Frankreich und seine Bewohner bestand, trotz der schlimmen Erfahrungen, die er in ihrer Mitte gemacht, unverändert fort[5]). Sie hatte stets, wiewohl er sich dessen nur selten bewußt wurde, nicht geringen Antheil daran, wenn es ihm anderswo nie recht wohl werden wollte. Sie drängte ihn, ohne daß er es merkte, beständig, dahin zurückzukehren, wo er sich allein wahrhaft heimisch fühlte. Sie machte auch jetzt ihren bestimmenden Einfluß geltend. Hätte es sich nicht um die Möglichkeit gehandelt, in dem schönen Frankreich zu leben und zu sterben, er würde die Bedenken, welche das Anerbieten des Prinzen doch immer erregte, schwerlich so leicht und so schnell bei Seite gesetzt haben.

Am 21. Juni traf er, von dem jungen Coindet geleitet, der sich auch bei dieser Gelegenheit wieder als einen treuen und diensteifrigen Famulus erwies[6]), in seinem neuen Asyle ein. Dasselbe lag etwa 15 Stunden von Paris, im südlichen Theile der Normandie, unfern der Stadt Gisors, an der Straße, welche von dort nach Beauvais führt. Gegenwärtig ein wüster Trümmerhaufe, aus welchem nur noch ein einzelner Thurm hervorragt, war das Jagdschloß Trye schon damals ein altes Gebäude, dem sich kein

besonderes Interesse abgewinnen ließ. Anziehender erschien die umgebende Landschaft; Rousseau wenigstens fand sie recht hübsch, und er freute sich bereits der mannigfachen Spaziergänge, zu welchen sie einlud. Leider sollte ihm der Genuß, den die Natur gewährte, durch die Menschen, mit welchen er in Berührung kam, nur zu bald vergällt werden. Zwar hatte der Prinz Alles aufgeboten, um ihm den Aufenthalt in seinem Hause möglichst angenehm zu machen. Rousseau selbst versichert: „Nie hat ein Fürst für einen Privatmann gethan, was er für mich gethan hat." In's Besondere waren, da er persönlich nur selten in Trye verweilte, die dortigen Beamten von ihm strenge angewiesen worden, dem Gaste mit der größten Zuvorkommenheit zu begegnen. „Ich setze ihn hier," hatte er zu ihnen gesagt, „an meine Stelle. Ich will, daß er dieselbe Autorität habe, wie ich, und meine nicht, daß man ihm irgend etwas anbiete, weil ich ihn zum Herrn von Allem mache." Auch wurden diese Weisungen anfangs, wie es schien, von einem Theile des Dienstpersonals genau befolgt. Manourt, der Intendant und Jägermeister des Prinzen, überhäufte Rousseau mit Artigkeiten, die über das schickliche Maß fast hinaus gingen. Indeß glaubte dieser doch schon wenige Tage nach seiner Ankunft zu bemerken, daß es im Schlosse andere Leute gebe, die den fremden Gast nicht gerade gerne sähen und im Geheimen keine Mühe scheuen würden, ihn wieder zu entfernen. Diese bedenkliche Wahrnehmung gewann schnell einen weiteren Umfang. Nicht lange und er war überzeugt, daß nicht nur das gesammte Haus des Prinzen, sondern auch die ganze Bevölkerung der umliegenden Orte dieselbe feindliche Gesinnung gegen ihn hege [7]).

Es half wenig, daß die Freunde ihm zu verstehen gaben, er sehe wahrscheinlich Gespenster. Sie erhielten die sarkastische Antwort: „Seitdem es feststeht, daß ich verrückt bin, ist es ganz natürlich, daß die Widerwärtigkeiten, welche mich treffen, nur Visionen sind." Seiner Sache nur zu gewiß, entdeckte er täglich neue Thatsachen, die das Uebelwollen der Umgebung bestätigten. In welcher Weise sie dasselbe an den Tag legte, wird nicht recht klar; man sieht aber, daß ihm ihr Benehmen im schlimmsten Lichte erschien. „Sie wollen wissen," schreibt er an Mirabeau [8]), „wie es mir hier geht? Nein, mein verehrter Freund, ich werde Ihr edles Herz durch einen solchen Bericht nicht zerreißen. Die Behandlung, welche ich in diesem Lande von allen Bewohnern ohne Ausnahme und von dem Augenblicke meiner Ankunft an erfahre, widerspricht so sehr dem Charakter der Nation und den Absichten des Prinzen, daß ich sie nur einem Anfalle von Schwindel zuschreiben kann, nach dessen Ursache ich nicht forschen mag.

Möchte sie der ganzen Welt unbekannt bleiben! Möchte ich selbst sie als nicht vorhanden ansehen können!“ Freilich ist er dazu außer Stande; sie schmerzt und empört ihn zu tief. Was um ihn her vorgeht, was er unter diesen Menschen zu leiden hat, es ist unglaublich, unerhört; es übersteigt alle Begriffe; man beschimpft und verhöhnt ihn, und mehr noch seine Gefährtin auf die empfindlichste Weise. Man begegnet ihm, offen oder unter der Maske einer heuchlerischen Ehrerbietung, mit der größten Geringschätzung. Affektirt man nicht selten einen outrirten Diensteifer, so geschieht das nur, um ihn lächerlich zu machen und an jeder freien Bewegung zu hindern. Schon steht er so unter Vormundschaft, daß es ihm unmöglich ist, selbst einen Boten aufzutreiben, der ihm seine Briefe besorgt oder auch nur Wasser holt. Seine Umgebung duldet es eben nicht, daß er ohne ihre Vermittelung irgend etwas thut oder unternimmt. Andererseits kümmert sie sich um seine Bedürfnisse so wenig, daß sie es ihm sogar an den nothwendigen Lebensmitteln fehlen läßt. Wer ihn besuchen will, darf nicht erwarten, daß ihm Gemüse vorgesetzt wird, „da wir hier einen großen Küchengarten haben, aus welchem ich keinen Krauthalm bekommen kann, weil Se. Hoheit dem Gärtner befohlen hat, mich mit Allem zu versorgen“. Das treffliche Obst, welches in reicher Fülle vorhanden ist, kommt ihm nur zu Gesicht, wenn er die Ehre hat, in Gesellschaft des Prinzen zu soupiren. „Von Gärten und Bäumen rings umgeben, steht er da wie Tantalus mitten im Wasser.“

Ob die Räuberbanden, welche draußen in den Wäldern hausen und alle Welt umbringen, wirklich so gefährlich sind, weiß er nicht. Gewiß ist, daß man sich auf sie beruft, um seinen Spaziergängen mancherlei Hindernisse in den Weg zu legen. Freilich wird es ihm nicht gerade schwer, auf diese zu verzichten; wie ungern er sie entbehrt, er mag sich nicht beständig der Gefahr aussetzen, insultirt zu werden. Und davor ist er keinen Augenblick sicher, wenn er sich außerhalb des Schlosses sehen läßt. Man versteht es trefflich, die Bauern, die Priester, kurz das ganze Land gegen ihn aufzuhetzen. Jede für die Bewohner der Umgegend drückende Maßregel wird ihm zur Last gelegt; muß Jemand in's Gefängniß wandern, e r hat es so gewollt. „Spion und Wächter des Prinzen,“ geht er darauf aus, den guten Leuten das Leben sauer zu machen; sie sind verloren, wenn es nicht gelingt, ihn auf die eine oder die andere Weise zu vertreiben. Diese Anklagen und Mahnungen verfehlen natürlich ihre Wirkung nicht; er ist der Gegenstand des allgemeinen Schreckens und Abscheus. Wo immer er sich zeigt, begegnen ihm finstere Mienen und drohende Geberden; beleidigende

Zurufe werden laut, die jeden Augenblick in thätliche Angriffe übergehen können. Bei einem so wilden, brutalen Volke, wie diese Normannen es sind, muß man auf das Schlimmste gefaßt sein. Rousseau hat es bisher nicht für möglich gehalten, daß es solche Menschen geben könne. Was er in ihrer Mitte erfährt, flößt ihm gegen Land und Leute die größte Verachtung ein. Er kann unter ihnen nicht länger leben; sein Widerwille gegen sie ist so groß, daß er selbst in ihrer Nähe nicht wohnen mag.

Ob diese Antipathie begründet war, muß dahingestellt bleiben. Unsere Kenntniß der Sachlage beruht lediglich auf den eigenen Angaben Rousseau's, und sind wir deshalb außer Stande, zu ermitteln, in wie weit sie dem Bilde glich, welches er, ohne Zweifel in gutem Glauben, von ihr entworfen hat. Daß in seiner Darstellung manche Irrthümer und Uebertreibungen mit unterlaufen, dürfte sich kaum bestreiten lassen. Er selbst sah sich in dieser Zeit einmal zu dem Geständniß veranlaßt: „Ich fange an zu fürchten, daß ich nach so vielen wirklichen Widerwärtigkeiten auch eingebildete wahrnehme, die auf mein Gehirn störend einwirken mögen". Reizbar und argwöhnisch, wie er es in hohem Grade war, kam er nur zu leicht in den Fall, an unverfänglichen Vorgängen Anstoß zu nehmen, oder eine geringfügige, vielleicht ganz zufällige Kränkung als eine schwere, vorbedachte Beleidigung anzusehen. Man würde aber doch zu weit gehen, wollte man deshalb seine Klagen und Beschwerden in dem vorliegenden Falle für völlig grundlos halten. Sie werden zu oft und zu nachdrücklich wiederholt, auch manche der Einzelheiten, auf welche sie Bezug nehmen, zu genau und bestimmt fixirt, als daß von bloßen Einbildungen die Rede sein könnte. Ueberdies hegte er, als er nach Trye übersiedelte, durchaus keine Bedenken und Besorgnisse, die seinen Blick von vorn herein hätten trüben können; vielmehr war er von der freudigen Zuversicht erfüllt, daß er hier in Ruhe und Frieden werde leben können. Wenn er nun trotzdem fast unmittelbar nach seiner Ankunft den schlimmsten Befürchtungen Raum gab, so lag der Anlaß dazu doch theilweise in den begegnenden Menschen und Verhältnissen. Freilich wird von verschiedenen Seiten behauptet, daß auch dies Mal wieder Therese die einzige Ursache der entstandenen Mißhelligkeiten gewesen sei[9]). Doch fehlt es dieser Annahme an all und jedem Beweise. Auch trifft die gewöhnliche Voraussetzung, daß sie aus Langeweile beständig auf einen Wechsel des Wohnortes hingearbeitet habe, schon deshalb nicht zu, weil es feststeht, daß sie sich bemühte, Rousseau von einem vorschnellen Aufbruche zurückzuhalten. Insofern freilich mochte ihre Anwesenheit hier, wie anderswo, die gegebenen Conflikte

schärfen, als sie es nicht verstand, sich mit ihrer Umgebung auf einen freundlichen Fuß zu stellen, und ihr zugleich Gelegenheit zu spöttischen oder verächtlichen Aeußerungen bot, die dann ihrerseits, wenn sie Rousseau zu Ohren kamen, dessen Unmuth steigerten.

Es blieb eben nicht lange verborgen, wen man in diesem „Jean Josephe Renou" — so nannte sich Rousseau damals — vor sich habe. Man wußte auch sehr bald, in welchem Verhältniß die angebliche „Schwester" zu ihm stehe, und beeilte sich natürlich, da seine Gegenwart nun einmal nicht erwünscht war, diese Kenntniß gegen ihn zu verwerthen. Daß er aber bei den Schloßbewohnern eine so unfreundliche Aufnahme fand, kann nicht weiter befremden. Gewohnt, in Abwesenheit des Herrn, ohne Controle ihren Neigungen und Interessen zu leben, sahen sie in dem Gaste vermuthlich einen unbequemen Beobachter, der sie nicht nur in ihrem behaglichen Dasein störte, sondern auch durch etwaige Mittheilungen über ihr Thun und Treiben in Ungelegenheit bringen konnte. Je eher sie den lästigen Eindringling wieder los wurden, um so besser. Sie ließen es sich daher angelegen sein, ihm den Aufenthalt in ihrer Mitte möglichst zu verleiden. Wäre seine Empfindlichkeit weniger groß gewesen, hätte er ihr unziemliches Verhalten mit ruhigem Ernste oder heiterem Gleichmuthe aufgenommen, so würden sie es wahrscheinlich bald geändert haben. Als sie aber sahen, wie leicht man ihn schrecken und aufbringen konnte, setzten sie ihre Bemühungen mit wachsendem Eifer fort. Der Erfolg war um so größer, da es ihnen nicht schwer wurde, das umwohnende Landvolk auf ihre Seite zu bringen. Meist vom Herrenhause und den dort waltenden Beamten abhängig, konnte es schon deshalb kaum umhin, auf deren Absichten einzugehen. Doch bedurfte es am Ende dieses besonderen Antriebes nicht einmal. Die auffallende Erscheinung des schüchternen Fremdlings, der in seiner wunderlichen Tracht dem ungewöhnlichen und etwas anrüchigen Geschäfte des Kräutersammelns oblag, gab dem stupiden Dorfpöbel ohne Zweifel genügenden Anlaß, an ihm in gewohnter Weise sein Müthchen zu kühlen. Möglich auch, daß er es für ein verdienstliches Werk hielt, dem Manne feindlich entgegen zu treten, welchen man ihm vielleicht — die Abneigung der Priester gestattet wohl diese Vermuthung — als einen Ketzer und Gottesleugner bezeichnet hatte.

Wie es sich aber auch mit ihren Ursachen verhalten mochte, Rousseau fand seine Lage unerträglich und war entschlossen, sich aus ihr zu befreien. „Ich kann hier," schreibt er an Coindet, „weder glücklich und in Frieden, noch frei und mit Ehren leben. Es ist mir daher unmöglich, länger zu bleiben. Ich kann Alles

ertragen, nur nicht die Schande; so lange sie mich verfolgt, werde ich stets fliehen, wäre es auch in die Tiefe eines Abgrundes oder auf einen Scheiterhaufen." Indeß trug er doch Bedenken, sein Asyl ohne Zustimmung oder gar gegen den Willen dessen, der es ihm bereitet, zu verlassen. Es erschien ihm ungehörig, das Schutzverhältniß, in welches er sich freiwillig begeben hatte, einseitig zu lösen. Auch trat die Besorgniß nahe, daß ein solcher Schritt seinen hochgestellten Gönner verletzen und für ihn selbst unangenehme Folgen nach sich ziehen könne. Er bat deshalb den Prinzen um die Erlaubniß, nach eigenem Ermessen über sich verfügen zu dürfen. Conti aber war nicht geneigt, ihm zu willfahren. Vielmehr rieth er ihm dringend, an seinem gegenwärtigen Zufluchtsorte auszuharren, da er anderswo schwerlich eben so gefahrlos und ungestört werde leben können. Kam dieser Widerspruch ungelegen, Rousseau war doch unbefangen genug, ihn begreiflich zu finden. Außer Stande, sich an seine Stelle zu setzen und das kleinliche Treiben in seinem Hause wahrzunehmen, kann der Prinz auch nicht, wie er selbst, die Nothwendigkeit empfinden, sich aus ihm zu entfernen. Doch besteht dieselbe darum nicht weniger fort; was auch geschehen mag, er kann und darf nicht bleiben, muß seiner schmachvollen Lage um jeden Preis ein Ende machen. Man sage nur, was ihm zu thun gestattet oder geboten ist; er ist zu Allem bereit, wird sich in jede Anordnung fügen, die man zu treffen für passend hält. Kann er sich irgendwo in Frankreich einen Wohnort wählen? Oder ist es gerathen, das Königreich zu räumen? Man hat seinen Eintritt ruhig geschehen lassen; er darf also wohl hoffen, daß man auch seinem Ausgange kein Hinderniß in den Weg legen wird. Wie aber hat er sich dabei zu verhalten? Welchen Weg soll er einschlagen? Er weiß es nicht und wünscht nichts weiter, als daß er in den Stand gesetzt werde, bestimmten Weisungen Folge zu leisten.

Freilich wurde er bald wieder anderer Ansicht. Es entging ihm nicht, daß, während der Prinz selbst seinen Aufbruch widerrieth, es in dessen nächster Umgebung Personen gab, welche ihn dringend wünschten. Zu diesen gehörte namentlich die Gräfin Boufflers und ihre Vertraute, Frau von Verdelin. Beide Damen hatten früher, als die Uebersiedelung nach Trye in Frage kam, kein Hehl daraus gemacht, daß ihnen dieselbe mißfalle. Sie konnten auch jetzt ihr lebhaftes Verlangen, ihn von dort entfernt zu sehen, nicht verbergen. Was aber bestimmte sie, einen Wunsch zu hegen, der in seiner Lage bei guten Freunden so wenig natürlich erschien? Wußten sie doch so gut, wie er selbst, daß er ein verlorener Mann sei, sobald er den Fuß aus dem Schlosse setze.

Es blieb nur die Annahme übrig, daß sie gerade das herbeiführen wollten, was nach seinem Weggange nothwendig eintreten mußte. Auch war diese Erklärung keineswegs gesucht; im Gegentheil, sie lag nur zu nahe. Nichts konnte im Grunde natürlicher sein, als daß die intimen Freundinnen Hume's dessen Gesinnungen theilten und sich zu Werkzeugen seiner Rache hergaben. Ohnehin geneigt, sich auf seine Seite zu stellen, waren überdies die Besorgnisse, welche ihn erfüllten, auch ihnen nicht fremd. Auch sie hatten die Enthüllungen zu fürchten, welche der rücksichtslose Freund der Wahrheit in der Geschichte seines Lebens voraussichtlich machen würde. Kein Wunder daher, wenn sie und ihre Vertrauten Alles aufboten, um ihn nicht zu der Ruhe kommen zu lassen, deren er zur Vollendung der Schrift bedurfte. Mochte er immerhin betheuern, daß ihm die schriftstellerische Thätigkeit verhaßt sei, man wußte doch, wozu die Papiersendungen bestimmt waren, die angeblich botanischen Zwecken dienten. Zudem, war nicht sein Freund du Peyrou zu eben der Zeit nach Holland gereist, in welcher er selbst sich in Trye niederließ? Offenbar hatte der Mann den Auftrag erhalten, mit dem Verleger Rey die erforderliche Abrede zu treffen, damit das seiner Vollendung entgegengehende Werk demnächst an's Licht treten könne.

Rousseau „fiel es wie Schuppen von den Augen"; es war ihm mit einem Male klar, woher die Widerwärtigkeiten stammten, die ihn bis dahin betroffen. Das unerklärliche Benehmen seiner Umgebung hatte nun nichts Auffallendes mehr. Sie war eben von den Leuten, die ihm ein ruhiges Dasein weder gestatten wollten, noch durften, gegen ihn aufgewiegelt worden. Wohl bekannt mit dem ihm eigenen Stolze, hatte man darauf gerechnet, daß der Unwille über die schmachvolle Behandlung, der man ihn preisgegeben, ihn zu einem schnellen Aufbruche veranlassen werde. Er aber wird sich hüten zu thun, was die Feinde so sehnlich wünschen. Wie drückend die gegenwärtige Lage auch sein mag, sie ist jedenfalls immer noch besser, als die, in welche sie ihn zu bringen trachten. Wie kommt es doch, daß ihnen seine Entfernung so sehr am Herzen liegt? Wäre es ihnen nur darum zu thun, sich seiner Person zu versichern, ihn unter beständiger Aufsicht zu halten, so würden sie ihn an seinem jetzigen Aufenthaltsorte ruhig fortleben lassen. Ist er hier ja doch, an Händen und Füßen gebunden, ganz in ihrer Gewalt. Man überwacht ihn auf Schritt und Tritt; er kann ohne Vorwissen und Zustimmung seiner Wächter nichts unternehmen. Auch kann er nur durch ihre Vermittelung mit der Außenwelt verkehren; seine Briefe gehen durch ihre Hände und tragen in den verletzten Siegeln die

nur zu deutlichen Spuren der Inspektion an sich, welcher sie auf diesem Wege unterliegen. Er ist somit, wiewohl dem Anscheine nach vollkommen frei, in Wahrheit ein Gefangener, dessen Haft an Strenge nichts zu wünschen übrig läßt. Genügt dieselbe dennoch nicht, so steht zu vermuthen, daß man es müde ist, ihn noch länger zu überwachen, und sich deshalb seiner ein für alle Mal zu entledigen sucht. Unter dieser Voraussetzung wird es auch begreiflich, daß man sich so angelegentlich bemüht, ihn nach Paris zu locken. Der Weg zur Hauptstadt, wo ihn nichts vor der Macht des Parlamentes schützen könnte, wäre für ihn der Weg zum sicheren Verderben. Wollte er ihn einschlagen, er würde nicht nur Gefahr laufen, seine Freiheit für immer zu verlieren, sondern selbst sein Leben auf das Spiel setzen.

Ohne Zweifel lag die böse Absicht, welche er den Freundinnen zuschrieb, diesen sehr ferne. Ob aber der Rath, den sie ihm ertheilten, gut und ausführbar war, ist eine andere Frage, die wir nicht unbedingt bejahen möchten. Gingen seine Besorgnisse zu weit, sie waren doch nicht grundlos. Er setzte sich allerdings, wenn er es wagte, das Machtgebiet des Parlamentes zu betreten, der Gefahr aus, zwar nicht gerade geköpft, aber doch verhaftet zu werden. Hume, der sich schwerlich veranlaßt sah, um den treulosen Freund gar zu ängstliche Sorge zu hegen, fürchtete doch, als er von seiner Flucht nach Frankreich hörte, daß ihn der Gerichtshof, wenn er dazu Gelegenheit fände, festnehmen und ohne alle Rücksicht auf seine unglückliche Lage behandeln werde. Er habe während seiner Anwesenheit in Paris bei manchen Mitgliedern dieser Corporation eine ganz ungewöhnliche Erbitterung gegen ihn wahrgenommen, und er besorge, daß dieselbe durch seine persönliche Gegenwart neue Nahrung gewinne. Wir wissen nicht, was die beiden Damen bewog, von dieser feindlichen Stimmung, welche ihnen ebenso bekannt sein mußte, wie ihrem Freunde jenseits des Kanals, keine weitere Notiz zu nehmen. Vielleicht hatten sie von kompetenter Seite Zusicherungen erhalten, welche sie beruhigen konnten. Möglich auch, daß sie in dem Verlangen, einen Lieblingswunsch erfüllt zu sehen, sich leichtfertig über die etwaigen Bedenken hinwegsetzten. Gewiß aber scheint uns, daß sie nicht mit Vorbedacht darauf ausgingen, die Lage Rousseau's zu verschlimmern. Auch zweifeln wir sehr daran, daß sie an den Vorgängen in Trye irgendwelchen Antheil hatten. Dagegen mochte es ihnen ganz recht sein, wenn er sich dort unbehaglich fühlte. Sie konnten dann um so eher erwarten, daß er aus der Einsamkeit, die nach ihrer, wie der übrigen Freunde Ansicht, so nachtheilig auf ihn einwirkte, heraustreten und in das

gesellschaftliche Leben zurückkehren werde. Ob sie dabei **lediglich sein** Interesse im Auge hatten, steht dahin. Flößten die projectirten Denkwürdigkeiten auch nicht den heillosen Schrecken ein, welchen ihr Verfasser zu bemerken glaubte, eine gewisse Besorgniß erregten sie doch. Davon abgesehen, daß man ihm vielleicht besonderen Anlaß zum Mißvergnügen gegeben, man lebte in Verhältnissen, die das Licht der Oeffentlichkeit und darum auch eine so indiscrete Feder, wie sie ihm nicht ohne Grund zugetraut wurde, zu scheuen hatten. Gelang es aber, ihn zur Rückkehr in die Gesellschaft zu bewegen, so ließ sich hoffen, daß er das Unternehmen entweder aufgeben oder doch mit der wünschenswerthen Schonung und Rücksicht ausführen werde.

Waren diese Motive ziemlich unschuldiger Art und am Ende auch in etwa berechtigt, unwirksam blieben sie schon deshalb, weil Rousseau sie nicht kannte. Hätte man sich über seine Ansichten und Wünsche offen gegen ihn ausgesprochen, so würde man seinen Zweck vielleicht erreicht haben. Nun man sich aber auf mehr oder minder versteckte Andeutungen beschränkte, bewirkte man nur, daß seine argwöhnische Besorgniß wuchs, und er das gerade Gegentheil von dem that, was man wollte. Ueberzeugt, daß er rettungslos verloren sei, wenn er sein Asyl verlasse, beschloß er, was auch geschehen möge, in ihm auszuharren [10]). Nur offene Gewalt kann ihn fortan von der Stelle bringen; Schmach, Beschimpfungen, schlechte Behandlung, Alles wird er erdulden; er „ist fest entschlossen, lieber umzukommen, als vom Platze zu weichen". Freilich konnte diese Ergebung die Lage selbst nicht ändern. Vor wie nach höchst unerquicklich, besserte sie sich auch dann nicht, als ihn der Prinz im Anfange des Oktober mit einem Besuche beehrte. Zwar hatte er allen Grund, sich durch die freundliche und ehrenvolle Weise, in welcher sein hoher Wirth ihm begegnete, geschmeichelt zu fühlen. Conti machte kein Hehl daraus, daß er lediglich seinetwegen gekommen; er versicherte es ihm ausdrücklich, in Gegenwart seines ganzen Gefolges, und enthielt sich sogar der Jagd, damit über den Zweck seiner Anwesenheit nicht der mindeste Zweifel bliebe. Auch widmete er ihm die ganze Zeit, die er im Schlosse verweilte. Man war beständig zusammen, man soupirte in traulichem Tete à Tete; es konnte Niemandem entgehen, daß der Prinz es darauf abgesehen habe, seinen Schützling in jeder Weise zu ehren. Indeß wie groß und unzweideutig die Auszeichnungen waren, welche er ihm erwies, auf das Benehmen seiner Leute übten sie keinen Einfluß. Als er sich entfernt hatte, gingen die Dinge wieder den gewohnten Gang,

und Rousseau begriff, daß er sich da fügen müsse, wo selbst sein mächtiger Beschützer nichts zu ändern vermochte.

Für den Augenblick wurde ihm das nicht gar zu schwer. Er durfte sich grade jetzt der frohen Hoffnung hingeben, seinen Freund du Peyrou, fast den einzigen, der ihm noch geblieben, für einige Zeit bei sich zu sehen. Schon ist der Liebling seines Herzens, der sein volles Vertrauen besitzt, von dem allein er Trost und Linderung seiner Leiden erwartet, ihm nahe; nur ein heftiger Gichtanfall, der ihn sehr zur Unzeit in Paris betroffen, hält ihn dort noch zurück. Man kann sich die Ungeduld denken, mit welcher Rousseau dem Abzuge des bösen Gastes entgegen sah. Doch wie groß sie ist, er weiß sie zu zügeln; die Sehnsucht nach dem Freunde muß der Sorge um sein Wohlbefinden weichen. „Beeilen Sie sich nicht," schreibt er ihm, „es ist keine Gefahr im Verzuge. Schieben Sie Ihre Abreise lieber um einige Tage auf; Sie dürfen sich vor Ihrer vollständigen Herstellung nicht aussetzen." — „Indem ich Ihnen," heißt es in einem anderen Briefe, „die Freude ausdrückte, welche der Anblick Ihrer Schriftzüge mir bereitete, schalt ich Sie im Stillen, daß Sie sich abgemüht, drei Seiten zu schreiben. In Ihrem Zustande genügen drei Zeilen, um mich zu beruhigen. Sie müssen nicht nur das Bett hüten, bis Sie von dem Uebel ganz befreit sind, sondern auch Ihre Kräfte schonen, damit Sie sich in den Stand setzen, früher hierhin zu kommen, um sich vollends zu erholen." — Läßt dann aber der Freund eine Weile nichts von sich hören, so geräth er in die peinlichste Unruhe. „Kein Wort von Ihnen seit mehr als acht Tagen! Wie dieses Schweigen mich ängstigt! Sollte es ein Rückfall sein? ... Mein Gott! Sie so in der Nähe krank zu wissen und keine Nachricht zu haben! Erfahre ich auch in den nächsten Tagen nichts, so werde ich einen Boten nach Paris schicken." Doch du Peyrou beeilt sich, ihn dieser Mühe zu überheben, und Rousseau antwortet: „Sie mögen die Freude, welche Ihre Zeilen mir gemacht, nach der Sorge ermessen, welcher Sie in den meinigen begegnet sind und die Sie mit Recht tadeln. Bedenken Sie aber, daß es in dem Abgrunde von Leiden, in welchen ich versenkt bin, nur ein einziges Heilmittel gibt, an dessen Wirksamkeit ich noch glaube und von dem ich Alles hoffe: das Herz eines Freundes, welches an dem meinigen ruht. Kommen Sie denn," fährt er fort, „ich habe nur Sie allein, Sie wissen es. Auch genügt das vollkommen; ich vermisse nur Einen (den Lordmarschall); ich will keinen Anderen mehr; Sie werden fortan für mich das ganze Menschengeschlecht sein. Kommen Sie und gießen Sie auf meine brennenden Wunden den Balsam der Freundschaft;

die Erwartung dieses heilsamen Elixirs läßt mich seine Wirkung schon im Voraus empfinden [11])."

In der That wird er sichtlich um so heiterer, je näher die Zeit heranrückt, wo der Freund bei ihm eintreffen kann. Trotz seiner mißlichen Lage ist er guter Dinge und selbst aufgelegt zu Scherzen und Späßen. „Wir haben hier," schreibt er, „ein Schachspiel; bringen Sie also keines mit. Wollen Sie sich aber mit einigen Fangbällen versehen, so werden Sie daran gut thun; die meinigen sind verbraucht oder taugen nichts. Uebrigens soll es mich sehr freuen, wenn Sie es im Schach so weit bringen, daß es mir Vergnügen macht, Sie zu schlagen. Das ist Alles, was Sie hoffen dürfen, denn falls Sie keine Avancen erhalten, werden Sie, mein armer Freund, geschlagen, beständig geschlagen werden." — „Es ist sehr zweckmäßig," meint er einige Tage später, „daß Sie Ihre Matten und Teppiche an den Füßen tragen. Ueber die Weise, in welcher Sie mir dieses furchtbare Räthsel aufgeben, habe ich mich fast todt gelacht. Doch ich bin der Oedipus, der sich im Stande fühlt, es zu lösen: Sie haben wollene, mit Stroh besetzte Pantoffeln. Sind Sie in den Angriffen auf dem Schachbrette ebenso stark wie in Ihren Räthseln, so muß ich mich freilich vorsehen." Auch findet er es vortrefflich, daß der Freund sich nur langsam und allmälig vorwagt. „Fahren Sie so fort, eilen Sie nicht; aber richten Sie es so ein, daß Sie sich noch weniger mit der Abreise zu beeilen haben, wenn Sie einmal hier sind. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich die Kürze der Zeit, die Sie mir schenken können, betrübt. Ich beschwöre Sie, wenigstens alle möglichen Maßregeln zu treffen, um sie so weit ausdehnen zu können, als es von Ihrem Willen abhängig sein wird." Nur wenn er nicht mehr bleiben will, wenn die Langeweile ihn forttreibt, mag er gehen. Man wird aber Sorge tragen, daß dieser Fall nicht sobald eintritt. „Denn, mein lieber Freund, ich bin vielleicht zu dem Unglücke berufen, alt zu werden, aber Alles sagt mir, daß ich an dem Tage, an welchem Sie mich verlassen, aufhören werde, das Leben für wünschenswerth zu halten."

Endlich erschien der lang Ersehnte. Rousseau empfing ihn mit maßloser Freude; die Hoffnungen aber, die er an seine Gegenwart geknüpft, sollten sich leider nicht erfüllen. Du Peyrou wurde bald nach seiner Ankunft ernstlich krank. Ein neuer heftiger Gichtanfall zwang ihn nicht nur, geraume Zeit das Bett zu hüten, sondern brachte ihn selbst, seiner Ansicht nach, an den Rand des Grabes. An die Stelle der heiteren, genußreichen Stunden, wie Rousseau sie sich geträumt, traten Tage voll Sorgen und Mühen. Wochenlang sah er sich genöthigt, am Schmerzenslager des Freundes

die schwere Pflicht des Krankenwärters zu üben. Gewiß ein trauriges Geschäft, wenig geeignet für einen Mann, der selbst der Ruhe und Pflege so sehr bedurfte. Schlimmer noch war, daß die aufopfernde Theilnahme, welche er ihm Tag und Nacht bewies, bei dem Kranken die Anerkennung nicht fand, die ihr gebührte. Wie es scheint, hatten die körperlichen Leiden auch auf Geist und Gemüth du Peyrou's einen sehr störenden Einfluß. Er benahm sich in einer Weise, daß Rousseau, auf das Tiefste verletzt und empört, nicht umhin konnte, sich von seinem bisherigen Lieblinge innerlich abzuwenden. Wo der Stein des Anstoßes eigentlich lag, war bis vor Kurzem nicht recht klar; man sah aus der vorliegenden Correspondenz nur, daß sich irgend etwas ereignet hatte, wodurch die beiden Freunde, wenn auch ihre äußere Verbindung fortbestand, einander für immer entfremdet wurden. Erst neuerlich sind einige Schriftstücke veröffentlicht worden, welche über die mysteriösen Vorgänge den erwünschten näheren Aufschluß geben.

Zu ihnen gehört zunächst ein Brief, in welchem Rousseau der Mutter du Peyrou's über den Zustand ihres Sohnes Bericht erstattet[12]). „Fassen Sie Muth, Madame," schreibt er ihr, „beruhigen Sie sich, vortreffliche Mutter. Sie werden noch heute von Ihrem Sohne selbst den Beweis für seine Herstellung erhalten. Er befindet sich so, daß er ohne die noch fortdauernde Anschwellung der Füße schon jetzt im Stande sein würde, die gewohnte Lebensweise wieder aufzunehmen. Seine Krankheit bestand in einem Anfalle von zurückgetretener Gicht, deren Wirkungen er nicht kannte und die ihn ungemein erschreckt hat. Er hat geglaubt, daß er sterben werde, und mich dahin gebracht, es auch meinerseits zu glauben. Doch endlich ist er geheilt, sein Körper wenigstens ist es. Sie erhalten ihn zurück gegen seine Erwartung und fast wider seinen Willen, denn in dem Wahne befangen, daß er nicht die Gicht habe, behauptete er, daß man sich täusche, daß man ihn an einer nicht vorhandenen Krankheit behandle, und die unbeachtet lasse, an welcher er wirklich leide. Wir haben ihn trotzdem kurirt, wenigstens von dem Leiden, welches ihm ohne sein Zuthun zugestoßen war. Was aber das andere betrifft, das er sich selbst angethan, so ist alle Mühe vergeblich gewesen. Nur Ihnen, Madame, kann diese Heilung gelingen. Uebrigens zweifle ich, daß er selbst bei Ihnen eine aufmerksamere und liebevollere Behandlung hätte finden können, als ihm hier zu Theil geworden. Sicherlich bedaure ich weder die Mühen und Sorgen, noch die Widerwärtigkeiten jeder Art, die er mir verursacht hat. Doch aber muß ich Ihnen gestehen, daß ich, nachdem ich seinen

Besuch mit dem lebhaftesten Verlangen herbeigewünscht, und seine Ankunft mich in einen wahren Freudenrausch versetzt hat, jetzt drei Viertel meiner noch übrigen Lebenstage gerne hingeben würde, wenn er nicht gekommen wäre."

Was in diesen unbestimmten Andeutungen dunkel bleibt, tritt durch ein späteres Schreiben[13]), welches er an den Prinzen Conti richtete, in das nöthige Licht. Rousseau erzählt: „Eines Abends begann der Kranke äußerst unruhig zu werden. Er sprach unaufhörlich von den bösen Säften, die sich in seinem Magen befänden; seine Blicke, der Ausdruck seines Gesichtes, seine abgebrochenen Worte hatten etwas so Auffallendes, daß ich selbst besorgt wurde und beschloß, in das Geheimniß einzudringen. Wie wurde mir, als ich ihn durch fortgesetzte dringende Bitten, sein hartnäckiges Schweigen zu brechen, zu Aeußerungen vermochte, aus welchen hervorging, daß er sich für vergiftet hielt. Und durch wen? Mein Gott! Ich habe immer geglaubt, daß es Formen des Wahnsinns gibt, die nie in den Kopf eines rechtschaffenen Menschen, und wäre er auch verrückt geworden, Eingang finden, geschweige denn in Köpfen, die so gut organisirt sind und von einem so gesunden Herzen belebt werden, wie der seinige, Bestand gewinnen können. Ich suchte daher anfangs außer ihm den Ursprung einer Meinung, die, eben so abscheulich wie absurd, selbst unmöglich erschien, da er, seitdem er bei uns verweilte, nichts gegessen oder getrunken, was wir nicht mit ihm genossen. Ich beobachtete nun seinen Bedienten, dessen Geschwätz mir stets mißfallen hatte, genauer, und zweifelte bald nicht mehr, daß er es sei, der seinem Herrn den Kopf verdrehe. Hatte ich doch schon längst vorher gesehen, daß man suchen werde, die Diener meines Freundes zu bestechen, um mit ihrer Hülfe unsere Briefe aufzufangen und Einsicht in meine Papiere zu erlangen. Da ich indeß wohl fühlte, wie wichtig es für seine Heilung sei, ihn zu beruhigen und ihm seine tollen Einbildungen zu nehmen, bot ich Alles auf, um ihn zu bewegen, mir sein Herz zu öffnen, den Grund eines so seltsamen Mißtrauens anzugeben, mich in den Stand zu setzen, ihn von demselben zu befreien, mir wenigstens gerade herauszusagen, daß er mir mißtraue. Doch Alles war nutzlos. Taub gegen die Stimme des Gefühls und der Freundschaft, gab er mir nur dunkele, zweideutige, negative Antworten, die Blick und Miene Lügen straften. Ich versuchte, seinen Diener zu sondiren; er verzog keine Miene; ich glaubte in seinen Augen jene unerschütterliche Zuversicht der Bösewichter zu bemerken, die der Einfalt der Unschuld gleicht, und ich sah mich gezwungen, auf die Auf-

hellung des Geheimnisses zu verzichten. Ich beschloß nun, einen Arzt rufen zu lassen."

Der Arzt kommt und verordnet einen Trank, den Rousseau zu reichen übernimmt. „Die Farbe desselben war grau, etwas schwärzlich, und das Weiß der Tasse ließ die Flüssigkeit noch dunkler erscheinen. Diese Farbe frappirte ihn im höchsten Grade. Er nahm die Tasse und sagte, indem er mich fixirte: Ich nehme sie mit großem Vertrauen. Ich sah aber an seiner Miene, wie wenig diese Versicherung der Wahrheit entsprach. Dieser Blick erschütterte mich; meine Seele, zugleich verletzt, empört und gehoben, war nahe daran, in helle Zornesflammen auszubrechen. Ich bezwang mich indeß; indem ich aber die Schrecken meiner Lage und den Adel meiner Rolle empfand, sah ich mich an der Stelle des Arztes Philippus, und sagte in einem Tone, der ihm schon allein seinen Irrthum benommen haben würde, wenn er ihn hätte verstehen können: Ja, mein vortrefflicher Freund, haben Sie das Vertrauen Alexanders, und ich verspreche Ihnen, daß der Erfolg der gleiche sein wird. Er trank; unglücklicher Weise hatte sich auf dem Boden der Tasse ein Pulver abgesetzt. Dieses Pulver brachte ihn vollends aus der Fassung. Ich drängte ihn, auszutrinken; er that es, ließ sich auf sein Kopfkissen fallen und schlief augenblicklich ein ... Als der Arzt am Abende wiederkam, fand er ihn viel besser, und ich urtheilte ebenso. Er selbst aber blieb dabei, daß er sich weit schlechter befinde, und sein Diener sprach, wie er. Die Verzweiflung, welche ich um mich her wahrnahm, die bitteren, abgebrochenen Worte des Herrn, die Jammerrufe des Dieners verwirrten mich. Ich warf mich auf meinen Freund, drückte mein Gesicht fest an das seinige, überschwemmte ihn mit meinen Thränen und stieß halb erstickte Laute aus. Was ich ihm in meiner Aufregung sagte, weiß ich nicht; das aber weiß ich bestimmt, daß ich keinen heißeren Wunsch hatte, als den, augenblicklich zu sterben. Welche Wirkung aber übte das Alles auf seinen befangenen, am Boden kriechenden Geist? Der Barbar wagte es, mir vorzuwerfen, daß ich den Augenblick seiner größten Schwäche wähle, um ihn in eine Erregung zu versetzen, die ihn vollends tödten werde. — Erfüllt von dem, was sich soeben zugetragen, und mehr und mehr von dem Treiben des Dieners erschreckt, der jeden Augenblick den letzten Seufzer seines Herrn zu erwarten schien, regte sich in mir die Besorgniß, daß dieser Unglückliche selbst das Verbrechen begehen möchte, welches er mir anscheinend zuschreiben wollte. Und dieser schwarze Verdacht gewann plötzlich eine solche Macht, daß ich beschloß, beständig bei dem Kranken zu bleiben und über Alles zu

wachen, was er ihm geben würde. Auch wich ich bis Mitternacht nicht aus dem Zimmer. Nicht lange indeß, und ich begann, mein Unrecht zu empfinden und darüber zu erröthen. Ueberzeugt, daß dieser Mensch ein Schurke, aber kein Giftmischer ist, werde ich es mir stets zum Vorwurfe machen, daß ich einen Diener des abscheulichen Frevels habe zeihen können, dessen mich mein Freund ohne Scheu in seinem Herzen angeklagt hat."

Ob sich du Peyrou wirklich so weit vergaß? Wir möchten es doch bezweifeln. Zwar liegt kein Grund vor, die thatsächlichen Angaben Rousseau's in Frage zu stellen; sie lassen aber eine mildere Deutung zu. Man weiß, wie leicht gerade die schmerzliche Krankheit, an welcher du Peyrou damals litt, die Ruhe und Klarheit des Geistes trübt. Es hat daher nichts Auffallendes, wenn er, seines Verstandes kaum noch mächtig, auf den Gedanken kam, man habe ihn vergiftet, vielleicht sogar meinte, das Gift sei ihm im Hause des Freundes beigebracht worden. Von dieser Vermuthung aber ist zu der anderen, daß der Freund selbst es ihm bereitet, noch ein weiter Schritt, und daß er diesen gethan, dafür fehlt es an jedem objectiven Beweise. Die bedenklichen Reden und Blicke, welche Rousseau gehört und gesehen haben will, bargen schwerlich einen Vorwurf oder gar die schwere Anklage, die er in ihnen lesen zu müssen meinte; sie verriethen wohl nur die ängstliche Unruhe, mit welcher die Erwartung des nahen Todes den Patienten erfüllte. Auch kann man es diesem nicht gar zu sehr anrechnen, wenn er in einem so kritischen Augenblicke die stürmischen Liebkosungen des Freundes etwas unwirsch zurückwies. Er mochte in der That fürchten, daß die Aufregung, welche sie mit sich brachten, den Eintritt des letzten Stündleins beschleunigen werde. Befremdlicher ist, daß er auch dann noch in seiner abwehrenden Haltung verharrte, als allmälig eine unverkennbare Besserung eintrat. Freilich scheint er selbst an seine Herstellung nicht recht geglaubt zu haben. Kaum hatte er sich in etwa erholt, als er es für nöthig hielt, in aller Eile sein Testament zu machen. Auch gab er noch geraume Zeit nachher Rousseau Gelegenheit, sich über seine andauernde Todesfurcht lustig zu machen. Doch würde ihn die Sorge um das eigene Leben nicht so ausschließlich in Anspruch genommen haben, hätte er für den Freund die innige Theilnahme gehegt, welche dieser bei ihm voraussetzte. Daß er so gar nicht auf dessen Stimmungen und Wünsche einzugehen vermochte, sich nicht gedrängt fühlte, das Vertrauen, welches er ihm entgegen brachte, durch eine gleiche Hingebung zu erwiedern, beweist doch klar genug, daß das Interesse, welches er an ihm nahm, nicht eben tief ging. Natürlich

trifft ihn deshalb kein Vorwurf; es war nicht seine Schuld, wenn Rousseau von ihm erwartete, was er nicht leisten konnte. Abgesehen von der rücksichtslosen Selbstsucht, die ihn im Angesichte des Todes beherrschte, hatte sein kühl verständiges, trocken einsilbiges Wesen mit der feurigen, expansiven Natur des Freundes zu wenig gemein, als daß er die Empfindungen und Bedürfnisse desselben nur hätte verstehen, geschweige denn theilen und befriedigen mögen.

Rousseau aber fühlte sich schmerzlich enttäuscht. Abermals war eines der Ideale, die sein liebebedürftiges Herz sich zu schaffen pflegte, in den Staub gesunken. Er konnte es sich nicht länger verhehlen: auch dieser Mann war nicht der Freund, nach welchem seine Seele verlangte; auch er stand ihm innerlich fern, hatte wenig oder nichts mit dem Gegenstande seiner Sehnsucht gemein. Was half es, daß er sein Benehmen einer krankhaften Geistesstörung zuschrieb? Die Wirkung blieb dieselbe; sein Vertrauen zu ihm war tief erschüttert, die unbegrenzte Zuneigung, die er bis dahin für ihn gehegt, für immer erloschen. Doch lag deshalb noch kein Grund vor, mit ihm zu brechen. Du Peyrou befand sich nicht in demselben Falle, wie manche der Leute, welchen er früher den Rücken gewandt. Er hatte ihn weder verrathen, noch absichtlich getäuscht; war er nicht der, wofür er ihn gehalten, so war er doch ein biederer, rechtschaffener Mann, dessen redlicher Wille außer Zweifel stand. Er setzte daher, auch nachdem er Trye verlassen, den Verkehr mit ihm fort, theilte ihm seine Erlebnisse und Stimmungen mit, und nahm vor wie nach an Allem, was ihn und seine Angehörigen betraf, herzlichen Antheil. Die frühere Intimität freilich ließ sich nicht wiederherstellen. Rousseau konnte das Geschehene nicht vergessen, und du Peyrou war außer Stande, ihm die Erinnerung daran zu benehmen. Er verstand es eben nicht, den wunderlichen Freund in der richtigen Weise zu behandeln. Statt sich ihm unbefangen hinzugeben, ihn durch freundlichen Zuspruch zu beruhigen und über seine wirklichen oder eingebildeten Leiden zu trösten, trat er ihm nicht selten in seiner nüchternen Art entgegen, zog seine Aussagen in Zweifel, disputirte über Grund oder Ungrund seiner Klagen, gab wohlgemeinte, aber unpassende Rathschläge, oder erging sich in nicht weniger unzeitigen Beschwerden und Vorwürfen. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn es zu keinem rechten Einvernehmen mehr kommen wollte. Man fand zwar zu Zeiten den alten cordialen Ton wieder und fühlte sich selbst hin und wieder aufgelegt zu launigen Einfällen und heiteren Scherzen. Auch meinte es du Peyrou gewiß aufrichtig, wenn er zuweilen den Freund mahnte, die „Kinde-

machen, was er ihm geben würde. Auch wich ich bis Mitternacht nicht aus dem Zimmer. Nicht lange indeß, und ich begann, mein Unrecht zu empfinden und darüber zu erröthen. Ueberzeugt, daß dieser Mensch ein Schurke, aber kein Giftmischer ist, werde ich es mir stets zum Vorwurfe machen, daß ich einen Diener des abscheulichen Frevels habe zeihen können, dessen mich mein Freund ohne Scheu in seinem Herzen angeklagt hat."

Ob sich du Peyrou wirklich so weit vergaß? Wir möchten es doch bezweifeln. Zwar liegt kein Grund vor, die thatsächlichen Angaben Rousseau's in Frage zu stellen; sie lassen aber eine mildere Deutung zu. Man weiß, wie leicht gerade die schmerzliche Krankheit, an welcher du Peyrou damals litt, die Ruhe und Klarheit des Geistes trübt. Es hat daher nichts Auffallendes, wenn er, seines Verstandes kaum noch mächtig, auf den Gedanken kam, man habe ihn vergiftet, vielleicht sogar meinte, das Gift sei ihm im Hause des Freundes beigebracht worden. Von dieser Vermuthung aber ist zu der anderen, daß der Freund selbst es ihm bereitet, noch ein weiter Schritt, und daß er diesen gethan, dafür fehlt es an jedem objectiven Beweise. Die bedenklichen Reden und Blicke, welche Rousseau gehört und gesehen haben will, bargen schwerlich einen Vorwurf oder gar die schwere Anklage, die er in ihnen lesen zu müssen meinte; sie verriethen wohl nur die ängstliche Unruhe, mit welcher die Erwartung des nahen Todes den Patienten erfüllte. Auch kann man es diesem nicht gar zu sehr anrechnen, wenn er in einem so kritischen Augenblicke die stürmischen Liebkosungen des Freundes etwas unwirsch zurückwies. Er mochte in der That fürchten, daß die Aufregung, welche sie mit sich brachten, den Eintritt des letzten Stündleins beschleunigen werde. Befremdlicher ist, daß er auch dann noch in seiner abwehrenden Haltung verharrte, als allmälig eine unverkennbare Besserung eintrat. Freilich scheint er selbst an seine Herstellung nicht recht geglaubt zu haben. Kaum hatte er sich in etwa erholt, als er es für nöthig hielt, in aller Eile sein Testament zu machen. Auch gab er noch geraume Zeit nachher Rousseau Gelegenheit, sich über seine andauernde Todesfurcht lustig zu machen. Doch würde ihn die Sorge um das eigene Leben nicht so ausschließlich in Anspruch genommen haben, hätte er für den Freund die innige Theilnahme gehegt, welche dieser bei ihm voraussetzte. Daß er so gar nicht auf dessen Stimmungen und Wünsche einzugehen vermochte, sich nicht gedrängt fühlte, das Vertrauen, welches er ihm entgegen brachte, durch eine gleiche Hingebung zu erwiedern, beweist doch klar genug, daß das Interesse, welches er an ihm nahm, nicht eben tief ging. Natürlich

trifft ihn deshalb kein Vorwurf; es war nicht seine Schuld, wenn Rousseau von ihm erwartete, was er nicht leisten konnte. Abgesehen von der rücksichtslosen Selbstsucht, die ihn im Angesichte des Todes beherrschte, hatte sein kühl verständiges, trocken einsilbiges Wesen mit der feurigen, expansiven Natur des Freundes zu wenig gemein, als daß er die Empfindungen und Bedürfnisse desselben nur hätte verstehen, geschweige denn theilen und befriedigen mögen.

Rousseau aber fühlte sich schmerzlich enttäuscht. Abermals war eines der Ideale, die sein liebebedürftiges Herz sich zu schaffen pflegte, in den Staub gesunken. Er konnte es sich nicht länger verhehlen: auch dieser Mann war nicht der Freund, nach welchem seine Seele verlangte; auch er stand ihm innerlich fern, hatte wenig oder nichts mit dem Gegenstande seiner Sehnsucht gemein. Was half es, daß er sein Benehmen einer krankhaften Geistesstörung zuschrieb? Die Wirkung blieb dieselbe; sein Vertrauen zu ihm war tief erschüttert, die unbegrenzte Zuneigung, die er bis dahin für ihn gehegt, für immer erloschen. Doch lag deshalb noch kein Grund vor, mit ihm zu brechen. Du Peyrou befand sich nicht in demselben Falle, wie manche der Leute, welchen er früher den Rücken gewandt. Er hatte ihn weder verrathen, noch absichtlich getäuscht; war er nicht der, wofür er ihn gehalten, so war er doch ein biederer, rechtschaffener Mann, dessen redlicher Wille außer Zweifel stand. Er setzte daher, auch nachdem er Trye verlassen, den Verkehr mit ihm fort, theilte ihm seine Erlebnisse und Stimmungen mit, und nahm vor wie nach an Allem, was ihn und seine Angehörigen betraf, herzlichen Antheil. Die frühere Intimität freilich ließ sich nicht wiederherstellen. Rousseau konnte das Geschehene nicht vergessen, und du Peyrou war außer Stande, ihm die Erinnerung daran zu benehmen. Er verstand es eben nicht, den wunderlichen Freund in der richtigen Weise zu behandeln. Statt sich ihm unbefangen hinzugeben, ihn durch freundlichen Zuspruch zu beruhigen und über seine wirklichen oder eingebildeten Leiden zu trösten, trat er ihm nicht selten in seiner nüchternen Art entgegen, zog seine Aussagen in Zweifel, disputirte über Grund oder Ungrund seiner Klagen, gab wohlgemeinte, aber unpassende Rathschläge, oder erging sich in nicht weniger unzeitigen Beschwerden und Vorwürfen. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn es zu keinem rechten Einvernehmen mehr kommen wollte. Man fand zwar zu Zeiten den alten cordialen Ton wieder und fühlte sich selbst hin und wieder aufgelegt zu launigen Einfällen und heiteren Scherzen. Auch meinte es du Peyrou gewiß aufrichtig, wenn er zuweilen den Freund mahnte, die „Kinde-

wachen, was er ihm geben würde. Auch wich ich bis Mitternacht nicht aus dem Zimmer. Nicht lange indeß, und ich begann, mein Unrecht zu empfinden und darüber zu erröthen. Ueberzeugt, daß dieser Mensch ein Schurke, aber kein Giftmischer ist, werde ich es mir stets zum Vorwurfe machen, daß ich einen Diener des abscheulichen Frevels habe zeihen können, dessen mich mein Freund ohne Scheu in seinem Herzen angeklagt hat."

Ob sich du Peyrou wirklich so weit vergaß? Wir möchten es doch bezweifeln. Zwar liegt kein Grund vor, die thatsächlichen Angaben Rousseau's in Frage zu stellen; sie lassen aber eine mildere Deutung zu. Man weiß, wie leicht gerade die schmerzliche Krankheit, an welcher du Peyrou damals litt, die Ruhe und Klarheit des Geistes trübt. Es hat daher nichts Auffallendes, wenn er, seines Verstandes kaum noch mächtig, auf den Gedanken kam, man habe ihn vergiftet, vielleicht sogar meinte, das Gift sei ihm im Hause des Freundes beigebracht worden. Von dieser Vermuthung aber ist zu der anderen, daß der Freund selbst es ihm bereitet, noch ein weiter Schritt, und daß er diesen gethan, dafür fehlt es an jedem objectiven Beweise. Die bedenklichen Reden und Blicke, welche Rousseau gehört und gesehen haben will, bargen schwerlich einen Vorwurf oder gar die schwere Anklage, die er in ihnen lesen zu müssen meinte; sie verriethen wohl nur die ängstliche Unruhe, mit welcher die Erwartung des nahen Todes den Patienten erfüllte. Auch kann man es diesem nicht gar zu sehr anrechnen, wenn er in einem so kritischen Augenblicke die stürmischen Liebkosungen des Freundes etwas unwirsch zurückwies. Er mochte in der That fürchten, daß die Aufregung, welche sie mit sich brachten, den Eintritt des letzten Stündleins beschleunigen werde. Befremdlicher ist, daß er auch dann noch in seiner abwehrenden Haltung verharrte, als allmälig eine unverkennbare Besserung eintrat. Freilich scheint er selbst an seine Herstellung nicht recht geglaubt zu haben. Kaum hatte er sich in etwa erholt, als er es für nöthig hielt, in aller Eile sein Testament zu machen. Auch gab er noch geraume Zeit nachher Rousseau Gelegenheit, sich über seine andauernde Todesfurcht lustig zu machen. Doch würde ihn die Sorge um das eigene Leben nicht so ausschließlich in Anspruch genommen haben, hätte er für den Freund die innige Theilnahme gehegt, welche dieser bei ihm voraussetzte. Daß er so gar nicht auf dessen Stimmungen und Wünsche einzugehen vermochte, sich nicht gedrängt fühlte, das Vertrauen, welches er ihm entgegen brachte, durch eine gleiche Hingebung zu erwiedern, beweist doch klar genug, daß das Interesse, welches er an ihm nahm, nicht eben tief ging. Natürlich

trifft ihn deshalb kein Vorwurf; es war nicht seine Schuld, wenn Rousseau von ihm erwartete, was er nicht leisten konnte. Abgesehen von der rücksichtslosen Selbstsucht, die ihn im Angesichte des Todes beherrschte, hatte sein kühl verständiges, trocken einsilbiges Wesen mit der feurigen, expansiven Natur des Freundes zu wenig gemein, als daß er die Empfindungen und Bedürfnisse desselben nur hätte verstehen, geschweige denn theilen und befriedigen mögen.

Rousseau aber fühlte sich schmerzlich enttäuscht. Abermals war eines der Ideale, die sein liebebedürftiges Herz sich zu schaffen pflegte, in den Staub gesunken. Er konnte es sich nicht länger verhehlen: auch dieser Mann war nicht der Freund, nach welchem seine Seele verlangte; auch er stand ihm innerlich fern, hatte wenig oder nichts mit dem Gegenstande seiner Sehnsucht gemein. Was half es, daß er sein Benehmen einer krankhaften Geistesstörung zuschrieb? Die Wirkung blieb dieselbe; sein Vertrauen zu ihm war tief erschüttert, die unbegrenzte Zuneigung, die er bis dahin für ihn gehegt, für immer erloschen. Doch lag deshalb noch kein Grund vor, mit ihm zu brechen. Du Peyrou befand sich nicht in demselben Falle, wie manche der Leute, welchen er früher den Rücken gewandt. Er hatte ihn weder verrathen, noch absichtlich getäuscht; war er nicht der, wofür er ihn gehalten, so war er doch ein biederer, rechtschaffener Mann, dessen redlicher Wille außer Zweifel stand. Er setzte daher, auch nachdem er Trye verlassen, den Verkehr mit ihm fort, theilte ihm seine Erlebnisse und Stimmungen mit, und nahm vor wie nach an Allem, was ihn und seine Angehörigen betraf, herzlichen Antheil. Die frühere Intimität freilich ließ sich nicht wiederherstellen. Rousseau konnte das Geschehene nicht vergessen, und du Peyrou war außer Stande, ihm die Erinnerung daran zu benehmen. Er verstand es eben nicht, den wunderlichen Freund in der richtigen Weise zu behandeln. Statt sich ihm unbefangen hinzugeben, ihn durch freundlichen Zuspruch zu beruhigen und über seine wirklichen oder eingebildeten Leiden zu trösten, trat er ihm nicht selten in seiner nüchternen Art entgegen, zog seine Aussagen in Zweifel, disputirte über Grund oder Ungrund seiner Klagen, gab wohlgemeinte, aber unpassende Rathschläge, oder erging sich in nicht weniger unzeitigen Beschwerden und Vorwürfen. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn es zu keinem rechten Einvernehmen mehr kommen wollte. Man fand zwar zu Zeiten den alten cordialen Ton wieder und fühlte sich selbst hin und wieder aufgelegt zu launigen Einfällen und heiteren Scherzen. Auch meinte es du Peyrou gewiß aufrichtig, wenn er zuweilen den Freund mahnte, die „Kinde-

reien" zu vergessen, oder ihn dringend einlud, sich in seinem häuslichen Kreise niederzulassen. Im Ganzen aber war und blieb es fortan ein unerquickliches Verhältniß, und begreift man kaum, wie die wenig erbauliche Correspondenz, welche die Beiden mit einander führten, noch mehrere Jahre fortdauern mochte[14]). Vermuthlich trug Rousseau Bedenken, den Mann von sich zu weisen, der trotz aller Reibungen an ihm festhielt, zumal er ihm seine Achtung nicht versagen konnte und vielfach zu großem Danke verpflichtet war. Als er dann später aufhörte, ihm zu schreiben, trat deshalb doch keine völlige Entfremdung ein. Er bewahrte seinem „lieben Wirth" stets ein freundliches und ehrenvolles Andenken, während du Peyrou seinerseits durch die Entschiedenheit, mit welcher er nach dem Tode des Freundes für ihn Partei nahm, bewies, wie groß und aufrichtig seine Anhänglichkeit gewesen.

Leider hatte sich dieselbe gerade dann nicht bewährt, als sie am wenigsten zu entbehren war. Es läßt sich denken, wie schwer Rousseau den Schlag empfand, der ihn getroffen. Hatte er ihm doch den Freund seiner alten Tage, den einzigen, welcher ihm noch geblieben, und mit ihm jede Aussicht auf den Trost und Beistand geraubt, deren er in seiner traurigen Lage so dringend bedurfte. Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner Seele; das Leben erschien ihm schaal und reizlos; es bot nichts mehr, dem sein Herz sich liebend oder wünschend hätte zuwenden mögen. „Ich will Ihnen," schreibt er an Mirabeau[15]), „die monotone Entschuldigung meines langen Schweigens nicht wiederholen, und zwar um so weniger, da ich doch immer wieder von vorne anfangen müßte, denn in demselben Maße, in welchem meine Schwäche und Muthlosigkeit zunimmt, wächst auch meine Trägheit. Aller Thätigkeitstrieb ist in mir erstorben; ich habe zu nichts mehr Lust, selbst nicht zum Spazierengehen. Beschränkt auf das sehr ermüdende Geschäft, aufzustehen und zu Bette zu gehen, finde ich auch das noch zu viel; im Uebrigen bin ich gar nichts." — „Das Herz bewegt," sagt er anderswo, „der Kopf in Unordnung, alle meine Kräfte gelähmt, bin ich außer Stande, irgend etwas mit Sorgfalt zu schreiben; ich habe eben nur noch Verstand genug, um nichts zu unternehmen, was ich nicht ausführen kann." Auch liegt es ihm im Gefühle seiner Ohnmacht ferne, gegen sein Geschick irgendwie ankämpfen zu wollen; er muß es still ergeben hinnehmen und möglichst zu vergessen suchen. „Ich verurtheile mich, was meine Leiden angeht, zu einem ewigen Schweigen, und werde Alles thun, um die Erinnerung und das Gefühl derselben in meinem Herzen auszutilgen. Mein letzter Trost ist, daß ich mich ihrem Ende nähere. Möglich, daß dasselbe

noch eine Weile auf sich warten läßt; früher oder später wird es doch eintreten."

Indeß, wir wissen das schon, war er nicht der Mann, sich für längere Zeit einer dumpfen Resignation und thatlosen Apathie hinzugeben. Seine nimmer ruhende Feuerseele erlag nur vorübergehend dem Drucke, welchen äußeres Mißgeschick oder inneres Leid auf sie ausübte. Man darf sich daher die Macht, welche die „Trägheit" über ihn gewann, nicht zu groß vorstellen; sie hinderte ihn keineswegs, sich mannigfach zu beschäftigen. Die Geschichte seines Lebens rückte weiter vor; die botanischen Studien wurden, soweit die Winterzeit es gestattete, eifrig fortgesetzt, auch Sorge getragen, daß eine passende Lectüre zur Hand war. Verse freilich braucht man ihm nicht zuzuschicken; es ist ihm unmöglich, sie zu lesen. Weniger noch mag er gelehrte oder strengwissenschaftliche Werke, falls sie nicht über Botanik handeln. Erwünscht aber sind ihm interessante Romane, neue Reisebeschreibungen, Brochüren, und andere „amüsante" Schriften von mäßigem Umfange. Neben der Literatur nahm dann auch die Musik seine Theilnahme in Anspruch. Sein „Musikalisches Wörterbuch", welches um diese Zeit endlich ans Licht trat [16]), gab, scheint es, dem Interesse für sie neue Nahrung. Dasselbe wurde so lebhaft, daß er, als ihm Mirabeau scherzweise von seiner Absicht sprach, sich auf das Componiren zu verlegen, nicht übel Lust hatte, ihm dabei die erbetene hülfreiche Hand zu leisten. „Wäre es möglich," schreibt er ihm, „daß Sie in allem Ernste daran dächten, eine Oper zu schreiben? O! wie liebenswürdig würden Sie sein, wie sehr würde ich es vorziehen, Sie in der Oper singen, statt in der Wüste predigen zu hören. In der That, machen wir es wie die Ammen, welche, wenn die Kinder unartig werden, ihnen etwas vorsingen und sie tanzen lassen. Schon Ihr Vorschlag allein hat mich alten Schwätzer diesen Kindern zugesellt, und es fehlt wenig daran, daß meine graue Muse bei den Klängen der Ihrigen, ja bei der bloßen Ankündigung dieser Klänge, sich neu belebt." Freilich kann er nicht recht glauben, daß es dem Freunde mit seinem Vorhaben Ernst ist; „sein Antrag sieht ihm ganz wie eine Lockspeise aus, die er ihm nur vorhält, um zu sehen, ob der alte Narr wohl noch anbeißen würde." Indeß mag er ihm immerhin gerade heraussagen, was daran ist; er seinerseits wird sich eben so offen darüber aussprechen, was er von der Sache denkt und dabei thun zu können glaubt [17]).

Es stellte sich bald heraus, daß seine Vermuthung richtig gewesen; wenigstens ließ der Marquis, als er so beim Worte genommen wurde, seine musikalischen Entwürfe sofort fallen. Vielleicht würde er mehr im Interesse des Freundes gehandelt haben,

wenn er an ihnen festgehalten hätte. Der Wunsch, sich ihm gefällig zu erweisen, wäre für Rousseau wahrscheinlich ein wirksamer Antrieb gewesen, sich einer Thätigkeit hinzugeben, die seiner Neigung entsprach und ihm in seiner gegenwärtigen Lage und Stimmung eine wohlthätige Zerstreuung bieten konnte. Er selbst war sich des heilsamen Einflusses, den die Welt der Töne auf ihn auszuüben vermöge, wohl bewußt. „Ich habe," äußert er, „das Bedürfniß, wenn auch nicht gerade Musik zu machen, so doch welche zu hören. Sie würde mir in hohem Grade wohlthun, den gebeugten Sinn in etwa aufrichten, und die trüben Gedanken verscheuchen, welche mich beständig verfolgen. Doch mir sind in allen Dingen die einfachsten Tröstungen versagt, und muß ich soviel wie möglich an mir selbst arbeiten, um sie durch die eigene Kraft zu ersetzen." Auch erwies sich dieses Bestreben nicht fruchtlos. Wiesehr ihn das persönliche Mißgeschick beschäftigte, er wußte sich doch eine warme Theilnahme für fremde Leiden zu bewahren. Als er erfuhr, daß seine alte Tante, die Pflegerin seiner Kindheit, der Unterstützung bedürfe, beeilte er sich, ihr von seinem mäßigen Einkommen ein kleines Jahrgeld auszusetzen. Von größerer Bedeutung ist der lebendige Antheil, den er, wie seither, so auch in diesen Tagen an der bedrängten Lage nahm, in welche seine Vaterstadt in Folge ihrer inneren Zerwürfnisse gerathen war.

Wir haben früher erzählt, wie er in der Besorgniß, daß ein fortgesetzter Parteikampf zu gewaltsamen Auftritten, am Ende gar zum offenen Bürgerkriege führen werde, sich von jeder Betheiligung an demselben zurückzog und zugleich den befreundeten Repräsentanten dringend rieth, ihre nutzlose und gefährliche Opposition gegen den Rath aufzugeben. Seine Mahnung fand indeß kein Gehör; die politischen Leidenschaften waren schon zu heftig entbrannt, als daß sie sich so leicht hätten beschwichtigen lassen. Weit entfernt, nachzugeben, bestand die Volkspartei hartnäckig auf ihrem Rechte oder was sie dafür hielt, und da die Machthaber fortfuhren, ihre Ansprüche schroff und rücksichtslos abzuweisen, setzte sie alle Hebel in Bewegung, um sie zur Anerkennung derselben zu zwingen. Auch gelang es ihr, sie mit Hülfe des Conseil general, in welchem die Gesammtheit der vollberechtigten Bürger Sitz und Stimme, und sie selbst die überwiegende Majorität auf ihrer Seite hatte, sehr in die Enge zu treiben. Sie konnten es nicht hindern, wenn diese Versammlung von der ihr gesetzlich zustehenden Befugniß, die höheren Staatsbeamten

zu wählen, keinen Gebrauch machte, vielmehr alle ihr zu dem Ende präsentirten Candidaten consequent zurückwies. Es blieb ihnen, sollte anders die Staatsmaschine nicht völlig lahm gelegt werden, nichts übrig, als entweder die Zugeständnisse zu bewilligen, von welchen die Bürgerschaft die Ausübung ihres Wahlrechtes abhängig machte, oder aber die Vermittlung der Mächte nachzusuchen, unter deren Garantie die bestehende Verfassung ins Leben getreten war. Unfähig, ihr Sonderinteresse der Unabhängigkeit des Vaterlandes zum Opfer zu bringen, trugen sie um so weniger Bedenken, sich für den zweiten Ausweg zu entscheiden, da sie gewiß sein durften, daß die Garanten, — Frankreich und die aristokratischen Cantone Bern und Zürich — für sie Partei ergreifen würden. Die auswärtigen Regierungen zögerten nicht, dem an sie ergangenen Rufe Folge zu leisten. Ihre Bevollmächtigten erschienen alsbald in Genf, um das Werk der Ausgleichung in die Hand zu nehmen.

Natürlich bemühten sich die beiden Parteien um die Wette, die Gunst der fremden Schiedsrichter zu gewinnen. Vor Allem galt es, sich den Vertreter Frankreichs, dessen Stimme am Ende den Ausschlag gab, geneigt zu machen. Die Repräsentanten, wohl bekannt mit der Antipathie, welcher ihre demokratischen Tendenzen auf dieser Seite begegneten, hielten es für rathsam, sich nach passenden Fürsprechern umzusehen. Niemand schien dazu mehr geeignet, als Voltaire, der nicht nur zu dem französischen Geschäftsträger, sondern auch zum leitenden Minister, dem Herzoge von Choiseul, in nahen Beziehungen stand, und bei seiner liberalen Denkweise und maßlosen Eitelkeit vielleicht nicht abgeneigt war, die Rolle eines Protektors der Volksrechte zu spielen. Indeß nahmen sie doch Anstand, mit einem Manne in Verbindung zu treten, den Rousseau zu seinen erbittertsten Feinden zählte. Die Besorgniß lag nahe, daß der verehrte Freund sich tief verletzt fühlen werde. Kaum aber hatte dieser — er befand sich damals auf dem Wege nach England in Paris — von ihrer Absicht gehört, als er sich beeilte, ihnen ihre Skrupel zu benehmen. „Haben Sie," schreibt er, „wirklich glauben können, daß ein solcher Schritt mir unangenehm sein werde? Wie schlecht kennen Sie doch mein Herz! Wollte Gott, daß durch die Bemühungen dieses berühmten Mannes eine glückliche Aussöhnung zu Stande käme; sie würde mich all sein Unrecht vergessen lassen, und mir gestatten, mich meiner Bewunderung für ihn ohne Einschränkung hinzugeben. Auch in den Zeiten, in welchen er mich am schmählichsten behandelte, habe ich stets weniger Abneigung gegen ihn, als Liebe zu meiner Heimath gehabt. Wer auch immer der Mann ist, der

euch den Frieden und die Freiheit wiedergiebt, er wird mir stets lieb und achtungswerth sein. Ist es Voltaire, so mag er mir im Uebrigen alles erdenkliche Böse zufügen; meine Wünsche werden stets auf sein Glück und seinen Ruhm gerichtet sein[18]." Weit entfernt, die Mitwirkung seines persönlichen Gegners ungern zu sehen, räth er den Freunden dringend, dieselbe in Anspruch zu nehmen. „Euer Schicksal liegt fast in seiner Hand; wenn er für euch ist, werden die Uebrigen euch weniger anhaben können. Schenkt ihm daher euer Vertrauen, nachdem ihr ihn hinlänglich sondirt habt. Es ist nicht glaublich, daß er, während er die Bewunderung der Welt sein kann, ihr Abscheu wird werden wollen; er fühlt den Vortheil seiner Stellung zu sehr, als daß er sie nicht zu seinem Ruhme ausnutzen sollte. Ich kann mir nicht denken, daß er sich, indem er euch verräth, mit Schande wird bedecken wollen. Freilich, verräth er euch, so seid ihr verloren; doch seid ihr es nicht minder, wenn er sich nicht um euch kümmert. Dient er euch aber, wie er es sollte, so überhäuft ihn mit Ehren, und weiht dem friedenstiftenden Apollo die Medaille, welche ihr mir bestimmt hattet."

Die Freunde zögerten nun nicht länger, sich dem einflußreichen Patriarchen zu nähern, verfehlten auch nicht, ihm die schmeichelhaften Mahnungen seines Nebenbuhlers mitzutheilen. Dieselben machten auf den beweglichen Alten doch großen Eindruck. „Als ich ihm," erzählt einer der Abgesandten[19]), „den Brief Rousseau's vorlas, griff er sich mit den Händen an den Kopf und sagte in einem Tone, der einen Mann von Gefühl zu verrathen schien: Sie demüthigen mich tief (vous m'accablez). — Nun, warum denn? antwortete ich. — Man muß, erklärte er, Rousseau zurückrufen. Lassen Sie ihn wissen, daß einige Wische umlaufen, in welchen von ihm die Rede ist; fallen sie ihm in die Hände, so soll er sie nicht weiter beachten; sie waren geschrieben, bevor ich seine Gesinnungen kannte. Als er dann aufgefordert wurde, zu sagen, ob er nicht zu dem ungerechten Verfahren der Regierung gegen Rousseau mitgewirkt habe, schien er von einem ungeheuchelten Erstaunen ergriffen zu werden und erwiederte: Jedermann beklagt sich über das Unrecht Anderer und Niemand gesteht das seinige. Nachdem er darauf alle seine Beschwerden gegen Rousseau wiederholt hatte, schloß er: Ich habe ihm ein Haus angeboten; schreiben Sie ihm, daß ich es ihm auch jetzt noch anbiete, und daß, wenn er will, ich mich stark mache, ihm bei den vermittelnden Mächten die Wiedereinsetzung in alle seine Rechte auszuwirken. Ich erbiete mich, Ihnen darüber eine von meiner Hand unterzeichnete Erklärung auszustellen,

welche Sie, wenn es Ihnen passend erscheint, veröffentlichen mögen. Ich erröthe weder über das, was ich schreibe, noch über das, was ich denke oder thue."

Man darf wohl glauben, daß es ihm mit diesem Anerbieten Ernst war. Er mochte in der That wünschen, sich mit seinem mächtigen Gegner auf einen freundlichen Fuß zu stellen, zumal wenn dieser zuerst die Hand zur Versöhnung bot, und ihm zugleich Gelegenheit gab, sich in den Augen der Welt als seinen hochherzigen Beschützer zu geriren. Doch Rousseau war nicht gewillt, von seiner Großmuth Gebrauch zu machen. „Sie haben wohl," schrieb er dem Freunde, der ihn von der Unterredung in Kenntniß setzte, „nicht geglaubt, daß ich Herrn von Voltaire meine Rehabilitation verdanken möchte. Wenn er Ihnen nützliche Dienste leistet, so mag er seine schlechten Späße auf meine Kosten nur immer fortsetzen; sie ärgern mich ebensowenig, wie sie mir schaden. Ich hätte mir seine Freundschaft zur Ehre anrechnen können, wenn er ihrer fähig gewesen wäre; seinen Schutz allein hätte ich nie gemocht; wie sollte ich ihn mir nach dem, was vorgegangen, gefallen lassen? Seine Vertheidigung ist kläglich. Er hält mich nicht für so gut unterrichtet, wie ich es bin. Sprechen Sie mit ihm auch künftig in freundlichen Ausdrücken von mir; nehmen Sie nichts an, aber schlagen Sie auch nichts aus. Je weniger von mir die Rede ist, desto besser, wenn Sie nicht etwa bemerken, daß er aufrichtig einlenkt. Das Unrecht ist ganz auf seiner Seite; an ihm ist es auch, entgegen zu kommen. Und das wird er sicherlich nicht thun; er will verzeihen und beschützen; wir sind doch sehr weit auseinander". — Ob man Voltaire auch diese Aeußerungen hinterbrachte, steht dahin. Gewiß ist, daß seine versöhnliche Stimmung sehr bald wieder in ihr Gegentheil umschlug. Als dann später einige Fanatiker der Volkspartei, den Brief Rousseau's über die Schauspiele in der Hand, den Theatersaal anzündeten, welcher auf sein Betreiben in Genf erbaut worden war, beschuldigte er seinen Gegner ganz laut, der Anstifter dieser That gewesen zu sein [20]). Zugleich dichtete er, um sich für die erlittene Unbill zu rächen, eine stellenweise recht witzige Burleske, den „Genfer Bürgerkrieg", in welchem am Schlusse der rothe Rousseau (roux Rousseau) in Gesellschaft seiner „Bettel" (gaupe) als moderner Herostrat vorgeführt wird.

Es läßt sich denken, daß unter diesen Umständen die Vermittelung, zu welcher die Repräsentanten ihn aufforderten, nicht viel zu bedeuten hatte. Zwar begegnete er ihnen recht freundlich, gab sich auch die Miene, als liege ihm ihre Sache am Herzen. Im Grunde aber war sie ihm ebenso gleichgültig, wie die

ihrer Gegner, mit welchen er auf gleich cordialem Fuße stand. Schmeichelte es ihm, sich so von verschiedenen Seiten gesucht und umworben zu sehen, es amüsirte ihn doch weit mehr, sich über das Treiben dieser hadernden Kleinstädter lustig zu machen. Was er eigentlich wünschte und erstrebte, sagt er selbst in einem Briefe an Choiseul: „O, wenn ich es wagte, würde ich Sie bitten, dahin zu wirken, daß Herr de Beauteville — der französische Geschäftsträger — kraft der Garantie in der Lage bleibt, über alle Streitigkeiten zu entscheiden, die in Genf beständig ausbrechen werden. Sie würden dann berechtigt sein, eines Tages in aller Freundschaft eine tüchtige Garnison zu schicken, um den Frieden aufrecht zu halten, und aus Genf in aller Freundschaft einen tüchtigen Waffenplatz zu machen, wenn Sie in Italien Krieg führen. Genf würde in aller Freundschaft von Ihnen abhängig sein". Auch verhehlt der alte Schlaukopf dem Minister nicht, daß er selbst dabei seine Rechnung finden würde. „Ich muß Ihnen sagen, daß ich, da meine kleinen Besitzungen zum Theil in ihrem kleinen Gebiete enclavirt sind, und deshalb immerfort Anlaß zu lästigen Erörterungen geben, mehr als irgend ein Anderer ein Interesse daran habe, diesen Ameisenhaufen ruhig und glücklich zu sehen. Ich bin aber gewiß, daß er es nur werden wird, wenn Sie sich herbeilassen, sein vornehmster Beschützer zu sein, und er von Ihrer permanenten Vermittelung seine Gesetze empfängt."

Vermuthlich dachte Choiseul nicht anders. Die Gelegenheit, seinen Einfluß auf die unbequeme Nachbarrepublik zu vermehren, war zu lockend, als daß das französische Kabinet sich nicht hätte versucht fühlen sollen, sie nach Möglichkeit auszubeuten. Jedenfalls lag es nicht in seinem Interesse, die Bestrebungen der Partei zu unterstützen, welche mit der inneren Freiheit auch die äußere Unabhängigkeit des Staates zu sichern bemüht war. Schon deshalb mußte ein weiterer Versuch Rousseau's, den Freunden durch seine Fürsprache zu Hülfe zu kommen, erfolglos bleiben. Er war früher mit Herrn de Beauteville im Hause des Marschalls von Luxembourg öfters zusammengetroffen und benutzte nun diese persönliche Bekanntschaft, um ihm die Vertreter der Volkspartei warm und dringend zu empfehlen. „Sie werden," schrieb er ihm von Chiswick aus [21]), „die Wahrheit kennen lernen und ihren Vertheidigern ein unparteiisches Ohr leihen wollen. Herr d'Ivernois ist in der Lage, sie Ihnen zu sagen, sowohl selbst, wie durch seine Freunde, die durch ihre Sitten, ihre Tugenden und ihre gesunde Einsicht alle Achtung verdienen. Es sind keine Leute, die brilliren, keine Intriguanten, geübt in der Kunst, zu bestechen.

Wohl aber sind es würdige Bürger, ebenso ausgezeichnet durch ihre kluge und maßvolle Haltung, wie durch ihre Anhänglichkeit an die Verfassung und die Gesetze. Wollen Sie ihnen eine freundliche Aufnahme gewähren und sie wohlwollend anhören. Sie werden Ihnen ihre Gründe und Rechte mit der ganzen Aufrichtigkeit und Einfachheit ihres Charakters auseinandersetzen". — Doch der Chevalier war nicht geneigt, ihm zu willfahren; seine Antwort enthielt eine ziemlich scharfe Zurückweisung. Zwar „bewundert auch er, wie ganz Europa, seinen Geist und seine Talente"; er fügt aber hinzu: „Wollte Gott, daß Sie dieselben nur zum Wohle Ihres Vaterlandes angewandt hätten. Ohne Zweifel lieben Sie es, und vielleicht ist es eben diese Liebe, in Folge deren Sie zu seinem Unglücke beigetragen haben. Ich wiederhole oft, was Sie früher zu sagen pflegten, daß sein Glück in jeder Rücksicht gesichert sei, daß man es nur zu genießen brauche, und sich vollkommen wohl befinden werde, wenn man sich damit zu begnügen wisse, es zu sein. Doch der Antheil, welchen Sie an den Zwistigkeiten gehabt haben, die gegenwärtig diesen Staat erschüttern, verbietet mir, mich mit Ihnen über sie zu unterhalten". — Noch schroffer und hochmüthiger benahm er sich gegen die Schützlinge Rousseau's. Als die Repräsentanten ihm ihre Aufwartung machten, empfing er sie mit den Worten: „Ich habe nur wenig Zeit für Sie. Sparen Sie sich die Mühe, zu mir zu kommen, wenn Sie mir keine vernünftigen Vorschläge zu machen haben."

Rousseau aber hielt es für gerathen, sich nicht ferner um eine Sache zu bemühen, die ihm doch verloren und durch seine Einmischung nicht gebessert, sondern eher noch verschlimmert zu werden schien. Hielt er sich aber fortan von jeder persönlichen Einwirkung fern, er hörte deshalb doch nicht auf, an dem Fortgange der Begebenheiten aufmerksamen Antheil zu nehmen. Der Verlauf derselben war für die Volkspartei sehr ungünstig. Die Gesandten der vermittelnden Mächte arbeiteten ein Vergleichsprojekt aus, in welchem ihr zwar in Nebendingen einige Zugeständnisse gemacht, die wichtigeren Streitpunkte aber zu Gunsten ihrer Gegner entschieden wurden. Da voraus zu sehen war, daß die Bürgerschaft solchen Vorschlägen ihre Zustimmung gutwillig nicht geben werde, zog man rings um die Stadt Truppen zusammen, um sie durch die Aussicht auf eine Blokade nachgiebiger zu stimmen. Sie ließ sich indeß nicht einschüchtern; am fünfzehnten October 1767 wurde vom Conseil general, der selten oder nie so zahlreich besucht gewesen, wie an diesem Tage, der proponirte Ausgleich mit 1095 Stimmen gegen 515 verworfen. Die Folge

war, daß die verbündeten Mächte die angedrohte Maßregel wirklich ausführten. Ihre Truppen schlossen die Stadt enge ein, die nun alle die Leiden zu erdulden hatte, welche mit einer förmlichen Belagerung verbunden zu sein pflegen. Der Verkehr stockte, Handel und Industrie lagen darnieder, die arbeitende Klasse war ohne Beschäftigung und darum außer Stande, ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Dazu kam, daß die Lebensmittel bald zu fehlen begannen und, um das Maß des Elends voll zu machen, der hereinbrechende Winter mit äußerster Strenge auftrat. Die Noth war groß und allgemein, vermochte aber nicht, eine Aussöhnung der streitenden Parteien herbeizuführen. Niemand wollte nachgeben, Jeder hielt unverrückt an seinen Ansprüchen fest. Doch „dieselben Menschen, die lieber Alles erduldeten, als daß sie eines ihrer Rechte preisgaben, brachten die größten pecuniären Opfer, um das öffentliche Elend zu lindern. Geld, Kleidung, Lebensmittel wurden in reicher Fülle an die dürftigen Familien vertheilt, alle Nothleidenden ohne Unterschied der Parteirichtung bereitwillig unterstützt. Ueber den politischen Kämpfen schwebte die christliche Liebe [22]).“

Rousseau war, als er von diesen Vorgängen nähere Kunde erhielt, einigermaßen überrascht. Er hatte sich bis dahin der Besorgniß nicht erwehren können, daß seine Parteifreunde zu gewaltsamen Schritten übergehen oder aber im entscheidenden Augenblicke zu Kreuze kriechen würden. Um so größer und unumwundener war nun die Anerkennung, die er ihrer ruhigen Entschlossenheit zollte. „Die Bürgerschaft,“ schreibt er an Roustan, „hat die hohe Meinung, welche ich von ihr hegte, in keiner Weise Lügen gestraft. Das kluge, gemäßigte, feste Benehmen, welches sie unter so schwierigen Umständen beobachtet, steht vielleicht einzig da und ist des höchsten Lobes würdig. Nie hat sie es mehr verdient, sich ihrer Freiheit zu erfreuen, als in dem Augenblicke, wo sie dieselbe verliert, und wage ich zu behaupten, daß sie den Ruhm derer, welche sie gegründet haben, in den Schatten stellt [23]).“ — Doch wie ruhmvoll ihm das Verhalten der Opposition erscheint, ermahnt er sie doch, zurückzutreten, sobald ihm die traurige Lage seiner Vaterstadt bekannt wird. „Seitdem ich erfahren habe,“ schreibt er, „in welche Noth das Volk gebracht ist, fühle ich, wie mein patriotisches Herz blutet, und glaube ich sagen zu müssen, daß es meiner Ansicht nach Zeit ist, nachzugeben. Ihr könnt das ohne Schande, weil der weitere Widerstand nutzlos ist, und ihr müßt es, um das zu retten, was nach dem Verluste der Freiheit noch zu retten übrig bleibt. Wenn ich sage, was euch übrig bleibt, so meine ich nicht eure Güter im gewöhnlichen Sinne,

sondern eure Heimath, eure Familien und diese Schaaren armer Landsleute, welche des Brodes noch mehr bedürfen, als der Freiheit."

Er selber that, was in seinen Kräften stand, um die Noth des darbenden Volkes zu lindern. Die Summe von 350 Franken, welche er zu diesem Zwecke einsandte, war bei seinem geringen Einkommen (von 1300 Franken) gewiß ein sehr namhafter Beitrag. Mehr freilich nützte er durch die beredten, eindringlichen Worte, mit welchen er nicht müde wurde, Versöhnung und Eintracht zu predigen. Unablässig drang er darauf, daß dem Hader ein Ende gemacht und der innere Friede um jeden Preis schleunigst hergestellt werde. Auch blieben seine Vorstellungen nicht fruchtlos, zumal sie von anderen Seiten nachdrücklich unterstützt wurden. Die Bedrängnisse der Gegenwart und die Gefahren der Zukunft wirkten doch allmälig dahin, daß die erhitzten Gemüther sich in etwa abkühlten und einer billigen Ausgleichung geneigt wurden. Durch diese versöhnlichere Stimmung ermuthigt, ließen es sich einige Männer von Ansehen und Einfluß angelegen sein, ihre Mitbürger im Interesse des Friedens zu bearbeiten. Wirksamer noch waren die Bemühungen des Clerus; es gelang den beiden allgemein geachteten Geistlichen, welche die Corporation der Pastoren mit dem Versöhnungswerke beauftragt hatte, dasselbe theils durch beruhigende Ansprachen von den Kanzeln, theils durch persönliche Besuche bei den vornehmsten Parteiführern erheblich zu fördern. Inzwischen nahmen auch die politischen Verhältnisse eine Wendung, welche die Herstellung des Friedens wesentlich erleichterte. Der König von Sardinien, den das gewaltthätige Vorgehen Frankreichs mit Argwohn und Besorgniß erfüllte, hatte es gleich anfangs abgelehnt, sich an der Blokade zu betheiligen, ihr auch später, als sie ohne sein Zuthun ausgeführt wurde, dadurch entgegengewirkt, daß er den ausdrücklichen Befehl gab, die bedrängte Stadt von Savoyen aus mit Lebensmitteln zu versehen. Zugleich wandte er sich, um der gefährlichen Intervention des Nachbarstaates ein Ziel zu setzen, an England, dessen mächtiger Einfluß denn auch die französische Regierung bald bewog, mildere Saiten aufzuziehen. Die Folge war, daß auch ihre Schützlinge, die Aristokraten des Kleinen Rathes, eine Nachgiebigkeit zu zeigen begannen, die ihnen bis dahin völlig fremd gewesen.

Es wurde so möglich, die Unterhandlungen über einen Vergleich mit größerer Aussicht auf Erfolg wieder aufzunehmen. Ob sie ihren Zweck erreichen würden, blieb allerdings vor wie nach zweifelhaft. Zwar suchte man sich einander zu nähern, doch stand man sich immer noch feindlich gegenüber; Niemand konnte dafür bürgen, daß die grollende Erbitterung der Parteien sich nicht doch

noch in einem gewaltsamen Ausbruche Luft machen werde. Rousseau, der mittlerweile in Trye seine Wohnung genommen, fuhr daher fort, die Freunde zur Mäßigung zu mahnen. Wiederholt fordert er sie auf, sich fügsam und entgegenkommend zu beweisen; namentlich dürfen sie, was auch geschehen mag, nicht daran denken, ihre Rechte mit den Waffen in der Hand durchsetzen zu wollen. Zwar „begreift er sehr wohl, daß es für Leute von Muth., die als freie Männer gelebt haben, natürlich ist, einen ehrenvollen Tod harter Knechtschaft vorzuziehen.“ Indeß, er ist überzeugt, „daß es nichts auf Erden gibt, was um den Preis menschlichen Blutes erkauft zu werden verdient“. Ueberdies, warum einen Kampf beginnen, der, wie die Dinge einmal liegen, völlig hoffnungslos ist? Mögen die Freunde wohl bedenken, daß selbst, wenn sie für einen Augenblick siegreich wären, ihre Leiden bald um so größer werden würden. Sie können sich nun einmal auf dem Wege der That aus ihrer kritischen Lage nicht befreien, ohne sie zu verschlimmern. Wohl mögen sie, falls sie sich rettungslos verloren sehen, und man wagt, die Sache zum Aeußersten zu treiben, bereit sein, sich unter den Trümmern des Vaterlandes begraben zu lassen. Er aber ruft ihnen zu: „Thut mehr, habt den Muth, in dem Augenblicke, wo es kein Vaterland mehr geben wird, zu seinem Ruhme weiterzuleben. Ja, meine Freunde, es steht euch, wenn der Fall, den ich im Auge habe, eintritt, ein letzter Ausweg offen, der einzige, welcher, ich wage es zu behaupten, eurer würdig ist. Statt eure Hände mit dem Blute eurer Mitbürger zu beflecken, überlaßt ihnen die Mauern, die ein Asyl der Freiheit sein sollten und nur noch eine Höhle für Tyrannen sein werden. Geht hinaus, alle zusammen, am hellen Tage, nehmt eure Frauen und Kinder in eure Mitte, und tragt, wenn ihr denn einmal Fesseln tragen müßt, wenigstens die irgend eines großen Fürsten und nicht das unerträgliche Joch von Euresgleichen.“ Sie haben nicht zu besorgen, daß sich ihnen keine Zufluchtsstätte öffnen werde. Ganz Europa bewundert ihren Muth, ihre Mäßigung und ihre Weisheit, und sicherlich gibt es keinen Herrscher, der es sich nicht zur Ehre rechnen würde, diese Auswanderer, die in seinem Lande ebenso treue Unterthanen sein werden, wie sie eifrige Bürger waren, bei sich aufzunehmen. Freilich würden, wenn es dazu käme, manche von ihnen ruinirt sein. Doch „läßt sich erwarten, daß Leute, die ihr Leben der Pflicht zu opfern wissen, auch wissen werden, ihr Hab und Gut der Ehre zu opfern“.

Als dann die Verhandlungen in lebhafteren Gang kommen, versetzt ihn die Ungewißheit über den Ausgang in eine fieberhafte Aufregung. „Die Zeit drängt,“ schreibt er an d'Ivernois, „ich

bin ganz erschöpft, außer mir vor Schmerz, da ich eine Katastrophe befürchte. Lassen Sie mir um's Himmels Willen Nachrichten zugehen, sobald das Schicksal Ihres armen Staates entschieden ist. O, der Friede, der Friede, mein lieber Freund! Ja! er ist das einzige Gut in diesem kurzen Leben. Ich umarme unsere Freunde, ich umarme sie mit der ganzen Innigkeit meines Herzens. Ich flehe den Segen des Himmels auf ihre patriotischen Bemühungen herab und erwarte den Erfolg derselben mit der lebhaftesten Ungeduld." — Zugleich beeilt er sich, seine Gedanken über die Vergleichsvorschläge, welche man ihm zur Prüfung vorgelegt hat, zu Papier zu bringen. Es scheint ihm, daß wenigstens einer von ihnen, falls er einige Zusätze und Aenderungen erfährt, nicht ungeeignet ist, eine annehmbare Friedensbasis abzugeben. Er geht deshalb näher auf ihn ein, nachdem er zuvor „zwei Grundsätze aufgestellt hat, die man hoffentlich nicht bestreiten wird. Zunächst setzt eine Verständigung nicht voraus, daß man von der einen Seite alles zugibt und von der anderen nichts, sondern daß man sich von beiden Seiten entgegenkommt". Sodann „handelt es sich in dieser Sache nicht darum daß eine der Parteien den Sieg erringt. Es gilt vielmehr, das gemeine Beste möglichst zu fördern, ohne daß man daran denkt, ob man Rutuler oder Troer ist". Man lasse also seine besonderen Wünsche und Ansprüche bei Seite, und sehe sich lediglich nach den Mitteln um, durch welche nicht nur die obwaltenden Differenzen beseitigt, sondern auch ihre Wiederkehr verhindert werden kann. „Die Genfer Verfassung, vortrefflich in vieler Hinsicht, hat den Fehler, daß sie eine beständige Quelle innerer Zwistigkeiten ist. Dominirende Familien werden stolz, mißbrauchen ihre Macht, erregen Eifersucht; das Volk, im Gefühle seines Rechtes, wird von Unwillen erfüllt, wenn es sich von Seinesgleichen in den Staub getreten sieht. Concurrirende Behörden und Gerichtshöfe chikaniren sich gegenseitig und arbeiten einander entgegen; Intriguen entscheiden über die Wahlen; die Autorität und die Freiheit in beständigem Kampfe, treiben ihre Zwistigkeiten bis zum Bürgerkriege." Rousseau selbst hat vor Zeiten gesehen, wie seine Landsleute sich innerhalb ihrer Mauern gegenseitig erwürgten, und ihn schaudert bei dem Gedanken, daß es auch jetzt wieder zu einer so entsetzlichen Katastrophe kommen könne. Er billigt es daher nicht, wenn die Freunde, statt dem alten Uebel durch milde und weise Institutionen die Wurzel abzuschneiden, auf Einrichtungen sinnen, die — man wollte die Mitglieder des Kleinen Rathes einer periodischen Censur unterwerfen — neue Feindschaften entzünden, neuen Haß anfachen müssen.

Ueberhaupt ist er weit davon entfernt, sich unbedingt auf die Seite der Volkspartei zu stellen. „Ohne Zweifel hat der Kleine Rath eine starke Tendenz zur schroffsten Aristokratie. Doch ist es ebenso gewiß, daß die Grundsätze der Repräsentanten in ihren Consequenzen nicht nur zu einem Uebermaß, sondern zum Mißbrauch der Demokratie führen. Nun ist aber weder das Eine, noch das Andere in eurer Republik am Orte; ihr alle fühlt das.“ — Freilich auch die Gegner müssen sich bescheiden; auch sie müssen auf Rechte verzichten, welche ihnen nicht gebühren, und die sie zum Verderben des Staates, wie zu ihrem eigenen Nachtheile geltend machen. „Sehen sie ja doch, wohin ihre übertriebenen Ansprüche geführt haben. Fließt noch ein Tropfen Genfer Blutes in ihren Adern, so müssen sie sich entsetzen bei dem Gedanken an die Gefahr, der das Vaterland durch ihre Herrschsucht ausgesetzt worden.“ Auch begreift man kaum, wie es ihnen entgehen konnte, daß sie, indem sie die Freiheit und Unabhängigkeit der Republik preisgaben, ihre eigene Macht und Stellung auf das Spiel setzten. Sie sollten deshalb, falls sie ihren Vortheil verstehen und die Liebe zur Heimath nicht ganz in ihnen erstorben ist, selbst Sorge tragen, daß ihnen und ihren Nachfolgern die Möglichkeit genommen werde, sich so verhängnißvolle Uebergriffe zu erlauben. Sie dürfen nicht zögern, den Anträgen Gehör zu geben, die zu dem Ende von anderer Seite gemacht werden. Rousseau bemüht sich nachzuweisen, daß sie dieselben annehmen können, ohne an Macht und Ansehen eine mehr als scheinbare Einbuße zu erleiden. Wir wollen ihm indeß in das Detail seiner Erörterungen nicht folgen, zumal sie doch keine praktische Bedeutung gewannen. Es erging ihm, wie es wohlmeinenden Vermittlern in der Regel ergeht; wies man auch seine Ansichten und Vorschläge nicht gerade schroff zurück, man fand sie doch hüben wie drüben ungeeignet.

Ihn selbst verdroß das wenig, da er unbefangen genug war, sich zu sagen, daß er bei seiner mangelhaften Kenntniß der Sachlage zu einem maßgebenden Urtheile über sie nicht competent sei. Auch „ist es ihm gleichgültig, ob man seine Ideen und Rathschläge berücksichtigen will; die Hauptsache bleibt, daß möglichst bald eine Ausgleichung zu Stande kommt. Der Staat bedarf der *schleunigen* Herstellung des Friedens; ein längerer Aufschub kann ihn in das größte Unglück stürzen.“ Ist es daher für den Augenblick unmöglich, zu einer definitiven Verständigung zu gelangen, so schließe man wenigstens eine provisorische Uebereinkunft, die nur für die nächsten zwanzig Jahre gesetzliche Kraft hat, und nach Ablauf derselben je nach den Erfahrungen, die

man inzwischen mit ihr gemacht, wieder aufgehoben, modificirt oder bestätigt werden kann. Ein solcher Ausweg würde den Anforderungen der Vorsicht und der Dringlichkeit gleich sehr entsprechen. Auch ist er völlig gefahrlos; „die Freunde irren, wenn sie besorgen, daß die Zukunft ihren Bestrebungen weniger günstig sein werde, als die Gegenwart. Es unterliegt vielmehr keinem Zweifel, daß in zehn oder gar zwanzig Jahren die allgemeine Weltlage der Sache, welche sie vertreten, weit mehr Chancen bieten wird." Sie können daher über Manches, was ihnen Bedenken erregt, getrost hinweggehen; die Zeit wird schon kommen, wo sich das Fehlende ergänzen und das Mangelhafte verbessern läßt. Für jetzt gilt es, den günstigen Augenblick zu benutzen. „Er ist kurz und geht schnell vorüber; ergreifen sie ihn nicht sofort, so wird er ihnen entschlüpfen[24]). Dann aber ist Alles gegen sie; sie sind verloren".

Man sieht, Rousseau variirt das Friedensthema auf jede mögliche Weise; es mußte wohl schließlich Anklang finden. Die Verhandlungen, wie wir wissen, auch von anderer Seite gefördert, nahmen einen guten und raschen Verlauf. Schon im März 1768 hatte man sich über einen Ausgleich geeinigt, der den Ansprüchen der Volkspartei in hohem Grade gerecht und deshalb vom Conseil general fast einstimmig genehmigt wurde. Rousseau, als er dieses günstige Resultat erfuhr, „vergoß Thränen der Freude". Sah er doch jetzt die ernsten Gefahren, welche die geliebte Vaterstadt bedrohten, glücklich abgewandt, und sich selbst zugleich von einer Verantwortlichkeit befreit, die darum nicht weniger schwer auf ihm lastete, weil er sie sich oder Anderen kaum eingestand. Konnte der verderbliche Hader ihm auch nicht ausschließlich oder auch nur vorzugsweise zur Last gelegt werden, immerhin war er es gewesen, der zum Streite den nächsten Anlaß gegeben und ihn wenigstens eine Zeitlang geschürt hatte. Doch nun ist die Eintracht hergestellt, und gilt es, dahin zu wirken, daß sie sich befestige und dauernden Bestand gewinne. „Endlich", schreibt er den Freunden, „athme ich auf. Ihr werdet den Frieden haben und zwar einen Frieden, der von Dauer sein wird. Die öffentliche Achtung, welche eure Magistrate euch zollen, gibt eine sichere Bürgschaft dafür .... Nun wünschte ich aber auch, daß ihr nicht auf halbem Wege stehen bliebet, daß die hergestellte Eintracht gegenseitiges Vertrauen und eine ebenso vollständige Unterwürfigkeit zurückführte, als wenn es nie einen Zwiespalt gegeben hätte. In einer Republik macht der Respekt vor den Behörden den Ruhm der Bürger aus, und nichts ist so schön, als wenn man sich zu unterwerfen weiß, nachdem man gezeigt

hat, daß man zu widerstehen wußte. Das Genfer Volk hat sich stets durch diese Achtung ausgezeichnet, die es selbst so achtungswerth macht. Grade jetzt muß es alle die socialen Tugenden in seine Mitte zurückführen, welche die Liebe zur Ordnung auf die Liebe zur Freiheit gründet. Es ist unmöglich, daß ein Vaterland, welches solche Kinder hat, nicht auch endlich seine Väter wiederfinde. Dann aber wird die große Familie ruhmreich, blühend, glücklich sein, und der Welt in Wahrheit ein der Nacheiferung würdiges Beispiel geben."

Was ihn selbst betrifft — die Freunde hatten ihn ersucht, sich über seine etwaigen Wünsche auszusprechen — so will er nicht, daß man sich irgendwie um ihn bemühe. Zwar muß er gestehen, daß der ungerechte und absurde Beschluß, den der Rath früher gegen ihn und seine Schriften erlassen, ihn seiner Zeit tief verletzt hat. Auch würde es ihm, obgleich eine Rehabilitation keinen praktischen Werth mehr für ihn hat, doch nicht gleichgültig sein, wenn die, welche den Fehler begangen haben, ihr Unrecht einsähen und den Muth hätten, es wieder gut zu machen. Er glaubt sogar, daß er in solchem Falle „vor Freude sterben" würde, denn „er würde darin das Ende eines unversöhnlichen Hasses erblicken und sich dem Gefühle der Ehrerbietung, die sein Herz ihm einflößt, hingeben können, ohne eine Selbsterniedrigung befürchten zu müssen". Sollte es wider sein Erwarten wirklich dahin kommen, so wird der Rath gewiß mit seinen Gesinnungen, wie mit seinem Benehmen zufrieden sein, und bald erkennen, welche „unsterbliche Ehre" er sich bereitet hat. Indeß, wie erwünscht die Aufhebung des Beschlusses ihm sein würde, sie kann ihn nur dann erfreuen, wenn sie von den Urhebern selbst ausgeht. Nie wird er zugeben, daß man sie nachsuche. Entschließen sich die Herren aus eigenem Antriebe dazu, so wird er seine Pflicht thun; geschieht es nicht, so wird das nicht die einzige Ungerechtigkeit sein, über die er sich zu trösten hat. Jedenfalls wird er sich nicht der Gefahr aussetzen, für die vollkommene Herstellung der Eintracht den Stein des Anstoßes abzugeben.

Die Freunde befolgten seine Weisung, pünktlicher vielleicht, als es in der Ordnung und ihm im Grunde recht war. Daß der Rath sich nicht ohne Noth zu einem, doch immer demüthigenden pater peccavi herbeiließ, ist sehr begreiflich. Wenn aber die Volkspartei so gar nichts that, um ihrem Haupte und Vorkämpfer zu seinem Rechte zu verhelfen, so war das mindestens ungehörig; die bloße Möglichkeit, einen neuen Conflikt herbeizuführen, durfte sie, scheint uns, nicht abhalten, zu versuchen, was sich unter den damaligen Verhältnissen am Ende unschwer hätte erreichen lassen.

Doch Niemand mochte die Sache in die Hand nehmen; man freute sich der erlangten Vortheile, aber von dem Manne, der zu ihrer Erreichung so wesentlich beigetragen hatte, war keine Rede weiter. Wenigstens nicht öffentlich oder in offizieller Weise, denn privatim ließ man es allerdings an Beweisen der Anerkennung und Verehrung nicht fehlen. Ein interessanter Vorgang, der sich grade in diesen Tagen zutrug, mag davon Zeugniß geben. „In Coutance, Nr. 76, in dem Hause, in welchem Rousseau zwei Jahre verlebt hatte, wohnte eine alte Dienerin, die Amme Jacqueline, die ihn wie eine Mutter gepflegt und vor mancher Züchtigung bewahrt hatte. Rousseau liebte sie zärtlich und theilte seine geringe Habe mit ihr. Er schickte ihr damals eine silberne Tasse, deren er sich lange bedient hatte. Die gute Alte beeilt sich, ihren Schatz in der Nachbarschaft zu zeigen. Alsbald strömt es von allen Seiten ihrer Wohnung zu. Man bringt Flaschen mit Wein; Jeder will aus Rousseau's Tasse trinken. Am nächsten Tage ist es Jacqueline, die Wein anbietet, und die Prozession nimmt kein Ende .... Dann aber in Erwägung, daß die Ausgabe etwas stark ist, läßt die maliziöse Frau einen Eimer Wasser bringen, und als zur Zeit der Feierstunde die Besuche sich einfinden, sagt sie ihnen: Meine Herren, ich habe keinen Wein mehr, aber hier ist Wasser aus dem Brunnen von Coutance, den einst Rousseau in seinem Briefe an d'Alembert verherrlicht hat. Auf die Gesundheit Rousseau's, mit dem Wasser aus seinem Brunnen! Man trank .... Auch wird versichert, daß der Wechsel der Flüssigkeit die Zahl der Gesundheiten nicht vermindert hat[25]).“

Leider konnten diese gutgemeinten Wünsche das Wohlbefinden Rousseau's nicht fördern. Weit entfernt, sich mit seiner Lage auszusöhnen, wurde sie ihm immer peinlicher. Unter dem Einflusse der dunklen Schatten, von welchen er sich beständig umlagert sah, verdüsterte sich seine Stimmung mehr und mehr. Merkwürdig doch, wie sein Blick, so klar und sicher, wenn er sich den großen Verhältnissen des Weltlebens zuwendet, sich trübt und verwirrt, sobald er ihn auf den engen Kreis des persönlichen Daseins richtet. Wohin das blöde Auge hier ausschaut, es sieht überall Schmach und Entehrung, offene Angriffe und verborgene Gefahren. Schon wagt er kaum noch, die Schwelle seiner Wohnung zu überschreiten. Die schlimmen Erfahrungen, welche er auf einigen Ausflügen gemacht, haben ihm alle Lust genommen, sie zu wieder-

holen. Er mag und darf sich den Insulten der feindlichen Bauern nicht länger aussetzen, lieber verzichtet er auf weitere Promenaden und begnügt sich mit dem Schloßgarten, wenn er auch „groß wie eine Hand und hohl wie ein Brunnen“ ist. Nur selten entschließt er sich, in der Umgegend einen Besuch zu machen. Es ist ein zu bedenkliches Unternehmen, denn wer bürgt dafür, daß draußen nicht Häscher oder gar Mörder lauern? Hat ihn auch der Ausgang wiederholt eines Besseren belehrt, Rousseau kann sich, sobald er die schützenden Mauern seines Asyles verläßt, nicht der ernsten Besorgniß erwehren, daß er dem Gefängniß oder dem Tode entgegengehe. Kein Wunder daher, wenn er es vorzieht, zu Hause zu bleiben, trotz der bösen Blicke und giftigen Zischelreden, die ihn hier beständig verfolgen. Es ist einmal nicht anders; er muß sich, will er sich nicht größeres Leid bereiten, die unwürdige Behandlung, die ihm von seiner Umgebung zu Theil wird, schon gefallen lassen. Wie tief sie ihn empört, er ist außer Stande, sich ihr zu entziehen; die Leute, in deren Hut man ihn gegeben, haben ihn ganz in ihrer Gewalt; er kann ihr Thun und Treiben weder hindern, noch unschädlich machen. Wohl sinnt er fort und fort auf Mittel, um sich aus seiner unwürdigen Lage zu befreien; doch er weiß keinen Weg zu finden, der aus ihr herausführen könnte. Sagt er sich auch zuweilen, daß die Gefahren, welche ihn in seiner Einsamkeit zurückhalten, am Ende nur in seiner Einbildung existiren, er hat nicht den Muth, es darauf ankommen zu lassen. Lieber noch entschließt er sich zu dem demüthigenden Schritte, das Mitgefühl eben der Personen anzurufen, die er für die eigentlichen Urheber seines Mißgeschicks halten zu müssen glaubt.

Zunächst ist es Gräfin Boufflers, an die er sich wendet. Die Dame war gewiß nicht wenig überrascht, als sie las: „Sie sind nicht frei von Unrecht gegen mich; ich fühle lebhaft das meinige. Aber haben denn soviele Leiden nichts gesühnt? — Darf ich nichts mehr von Ihnen hoffen? Besinnen Sie sich, Madame, und befragen Sie Ihre edle Seele. Sehen Sie doch, wen Sie opfern, und wem! — er denkt an Hume. — Ich bitte, widmen Sie diesem Vergleiche eine Stunde zwischen sich und dem Himmel. Gedenken Sie der Zeit, wo Sie für mich Alles gethan haben. Wie werden Ihre wohlwollenden Bemühungen einst gefeiert werden! Warum denn nun Ihr eigenes Werk zerstören, warum sich seinen ganzen Lohn rauben? Bedenken Sie, daß nach dem natürlichen Laufe der Dinge Sie mich geraume Zeit überleben werden, und daß die Wahrheit endlich in ihre Rechte wieder eintreten wird .... Ich wage es vorauszusagen, daß Sie mein Andenken früher oder

später geehrt sehen werden. Soll Sie dann die Erinnerung an mich, die so erfreulich für Sie sein könnte, beunruhigen? Soll es dahin kommen, daß Sie sich sagen müssen: Ich habe den um mich so verdienten Mann mitleidlos in den Koth ziehen und darin ersticken lassen? Nein, Madame, nie wird der hohe Sinn, den ich an Ihnen kenne, gestatten, daß Sie sich einen solchen Vorwurf zu machen haben. Aus Liebe zu sich selbst, ziehen Sie mich aus dem Abgrunde von Schmach, in welchen ich versunken bin. Lassen Sie mich meine Tage in Frieden endigen; es hängt von Ihnen ab, und es wird den Ruhm und die Freude Ihres Lebens ausmachen[26])". — Wir wissen nicht, was die Gräfin auf diese eben so stolze, wie rührende Mahnung erwiederte. Daß ihre Antwort keine befriedigende war, beweisen die wenigen Zeilen — es sind die letzten, die er überhaupt an sie richtete — mit welchen er ihren Empfang anzeigt. Der Brief hat ihn gerührt, da er in ihm die Sprache des Herzens wieder zu erkennen glaubt. Doch da er nichts mehr hofft und selbst nicht weiß, was er noch wünschen soll, so will er sie mit seinen Klagen nicht weiter behelligen.

Gleich wirkungslos blieb das Schreiben, welches er einige Tage später an den Herzog von Choiseul richtete, nachdem dieser die persönliche Audienz, welche er bei ihm nachgesucht — man sieht nicht, weshalb — abgelehnt hatte. Rousseau bedauert sehr, daß er ihn nicht hat sehen wollen. Ist ihm auch die Gabe der mündlichen Rede versagt, sein Herz würde für ihn gesprochen und der Herzog diese Sprache augenblicklich verstanden haben. Doch er hat sich wenigstens bereit erklärt, ihn anzuhören. Wohl ist ihm bekannt, daß er bei dem Herzoge in Ungnade steht, aber er weiß auch, daß diese Ungnade die Folge eines Irrthums ist, welcher leicht beseitigt werden kann. Dieselbe beruht lediglich auf der grundlosen Meinung, daß er sich in seinen Schriften über den Herzog und dessen Staatsverwaltung verletzende Aeußerungen erlaubt habe. Es findet sich in ihnen aber nur eine einzige Stelle, die auf ihn Bezug hat[27]), und diese enthält das größte und aufrichtigste Lob, welches ihm jemals zu Theil werden wird. Rousseau behauptet das nicht blos, er sucht es auch zu beweisen, indem er auf Anlaß und Sinn seiner Worte näher eingeht. Auch darf er versichern, daß das günstige Urtheil, welches sie aussprechen, anderswo nirgend von ihm dementirt worden ist. Zwar hat man hier und da gehässige Anspielungen auf den Minister entdecken wollen. Aber mit Unrecht; die betreffenden Stellen haben keineswegs die Bedeutung, welche man ihnen fälschlich unterlegt. Rousseau sucht auch dies mit allen möglichen Gründen zu beweisen.

Auch zweifelt er nicht, daß der Herzog den Werth seiner aufrichtigen Hochachtung anerkennen und ihm die verlorene Gunst wieder zuwenden wird. Er hat ein Recht auf sein Wohlwollen und nimmt es, ohne zu erröthen, in Anspruch. Verlangt er doch nichts weiter, als daß ihm gestattet sein möge, sich unter seinem Schutze der Ruhe und Freiheit zu erfreuen, deren Verlust er nicht verdient hat und die er nie mißbrauchen wird.

Vielleicht fordert er damit doch mehr, als der Herzog gewähren durfte. Wie geneigt dieser sein mochte, seinen Versicherungen Glauben zu schenken, er konnte sich nicht wohl offen zum Protektor eines Mannes erklären, der unter dem Banne des höchsten Gerichtshofes stand. Es mußte genügen, wenn er ihm seinen Schutz schweigend und unter der Hand zu Theil werden ließ. In der That hören wir nicht, daß er von Seiten der Regierung irgendwie gestört oder beunruhigt wurde. Sie legte seinem Aufenthalte im Lande durchaus kein Hinderniß in den Weg. Aeußerte er zu Zeiten die Absicht, das Königreich zu verlassen, so wurde ihm der erforderliche Paß bereitwillig ausgestellt. Gab er dann seinen Reiseplan wieder auf, so ließ man ihn ruhig auf französischem Boden weiterleben. Er selbst war freilich außer Stande, diese Connivenz für das zu nehmen, was sie war. Für ihn stand es fest, daß die Duldung, welche er erfuhr, nur geübt werde, weil man sich scheute, gewaltsam gegen ihn vorzugehen, und darauf rechnete, ihn unter der Maske der Toleranz um so wirksamer verfolgen zu können. Wie sollte es auch anders sein? Die nichtssagenden höflichen Phrasen, mit welchen der Minister seine Zuschrift beantwortete, ließen ja keinen Zweifel darüber, daß er bei seiner feindlichen Gesinnung beharre. Der Versuch, ihn umzustimmen, war mißlungen, und hatte am Ende gar den Groll, zu dessen Besänftigung er unternommen worden, noch gesteigert. Rousseau glaubte sich fortan von Choiseul des Schlimmsten versehen zu müssen. Ueberhaupt hatte er, die erfolglosen Bemühungen der letzten Zeit schienen das zu beweisen, von Außen weder Trost, noch Beistand, sondern nur Gleichgültigkeit und Verfolgung zu erwarten. Er war, wollte er sich anders aus seiner gegenwärtigen Lage befreien, lediglich auf sich selbst und die eigene Kraft angewiesen.

Freilich stand bei der großen Schwäche und Niedergeschlagenheit, welche sich seiner bemächtigt hatte, zu besorgen, daß auch diese letzte Hülfsquelle sich unzureichend erweisen werde. Doch wie wenig sie versprach, sie mußte benutzt werden, denn es wurde ihm nachgerade unmöglich, in den gegebenen Verhältnissen länger auszudauern. Die Feindschaft der Hausgenossen trat immer

rückhaltloser hervor. Hatten sie sich bis dahin auf mehr oder minder versteckte Angriffe beschränkt, so griffen sie jetzt zur offenen Gewalt. Es war unverkennbar ihre Absicht, sich des unbequemen Gastes möglichst schnell und um jeden Preis zu entledigen. Was sie zu dem Ende unternahmen, erfahren wir nicht. Rousseau sagt nur, sie hätten sich so abscheulicher Mittel bedient, daß er es nicht über sich gewinnen könne, dieselben genauer zu bezeichnen. Vermuthlich handelte es sich um Vorgänge, wie der, von welchem in einer unter seinen Papieren aufgefundenen handschriftlichen Notiz die Rede ist[28]). Der Schloßvogt Dechamps, den er von Anfang an für den eigentlichen Leiter der gegen ihn gerichteten Umtriebe gehalten hatte, erkrankte an der Wassersucht. Rousseau schickte ihm Wein, Gebäck und eine Fischspeise, hörte aber bald, daß seine gutgemeinte Gabe arge Mißdeutung erfahren. Wenigstens glaubte er aus einigen Worten, die der Patient über den Fisch geäußert, schließen zu dürfen, daß derselbe sammt seiner Umgebung den Argwohn hege, er habe ihn vergiften wollen. Nun lebte der Kranke zwar noch so lange, daß die Grundlosigkeit dieses Verdachtes Jedermann einleuchten mußte. Indeß er starb doch endlich und — wir lassen Rousseau selbst weiter erzählen — „Alles, was ich an diesem Tage sah und hörte, die zweideutigen Reden des Intendanten, des Bohners, des Perückenmachers, die dumpfen Gerüchte, die sich in der Nachbarschaft verbreiteten, das Benehmen, welches der Verstorbene in den letzten Tagen gegen mich beobachtet hatte, Alles sagte mir, daß ich beschuldigt werde, ihn umgebracht zu haben. Am nächsten Morgen schrieb ich dem Intendanten, um die Oeffnung des Leichnams vorzuschlagen. Er lehnt das entschieden ab. Auf diese Weigerung hin fasse ich den Entschluß, mich an den Meier zu wenden. Der Brief, welchen ich ihm für Se. Hoheit den Prinzen zustellte, enthielt die Erklärung, daß ich mich zur Vollstreckung des gegen mich erlassenen Parlamentsbeschlusses in Paris einfinden wolle, sodann die Bitte, er möge mich gleich am folgenden Tage dorthin führen lassen, da ich überzeugt war, daß wenn ich mich aus eignem Antriebe auf den Weg begäbe, die Leute, mit welchen ich zu thun hatte, nicht verfehlen würden, mich eines Fluchtversuches anzuklagen, endlich die Anzeige, daß, falls ich bis zum Samstage keine Nachricht erhielte, ich mich am Sonntage in das Gefängniß von Trye begeben und dort bleiben würde, bis es Sr. Hoheit gefiele, mich vor meinen Richter bringen zu lassen.“

Man sieht, zu welchen Extravaganzen die krankhafte Aufregung unseren Einsiedler führte. Zwar läßt sich nicht mit Gewißheit entscheiden, ob der Verdacht, welchen er bei seiner Um-

gebung voraussetzte, lediglich in seiner Einbildung existirte. Doch zweifeln wir kaum, daß es ihr eben so wenig, wie seinem Freunde du Peyrou, einfiel, ihn im Ernste für einen Giftmischer zu halten. Dagegen ist es wohl denkbar, daß ihr der Tod seines vornehmsten Gegners eine willkommene Gelegenheit bot, ihre Abneigung gegen ihn in recht auffälliger Weise an den Tag zu legen. Wie er übrigens dazu kam, grade jetzt seine Auslieferung an das Parlament, nicht, wie man hätte erwarten sollen, eine gerichtliche Untersuchung der in Rede stehenden Anklage zu verlangen, wird aus der obigen Notiz nicht klar. Wahrscheinlich glaubte er selbst nicht, daß die Gerichte sich mit einer solchen Beschuldigung befassen würden. Weil er aber nicht länger unter Menschen leben mochte, die ihn, wenn auch nur verstohlen, des Mordes ziehen, und doch für den Augenblick nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, erschien ihm das Gefängniß als die einzige noch übrige Zuflucht. Daß sein Gesuch kein Gehör fand, versteht sich von selbst; Conti war natürlich nicht geneigt, an seinem verehrten Gaste zum Büttel zu werden. Auch hören wir nicht, daß Rousseau seinen Entschluß, sich selbst dem Kerker zu überliefern, auszuführen versuchte. Vermuthlich war es dem Prinzen gelungen, ihn durch persönliches Zureden vorläufig zu beruhigen. Freilich half das nur für kurze Zeit; wie die Dinge einmal lagen, war für ihn in Trye des Bleibens nicht mehr. Im Laufe des Juni erhielt Conti eine weitere Zuschrift, in welcher sein Schützling ihn dringend bat, ihm die sofortige Abreise zu gestatten. „Die Leute," schreibt er, „welche zu Ihrem Hause gehören, sind, ich nehme keinen aus, wenig geeignet, mich zu verstehen. Ob sie nun einen Spion in mir sehen, oder mich für einen ehrlichen Menschen halten, alle haben gleichsehr meine Blicke zu scheuen. Auch haben sie nichts versäumt und werden sie nichts versäumen, um mich in Aller Augen verächtlich zu machen und zu zwingen, Ihr Schloß endlich zu verlassen. Darin, gnädiger Herr, muß und will ich ihnen willfahren. Die Beweise von Güte, mit welchen Ew. Hoheit mich überhäuft hat, genügen, mich über alle Leiden zu trösten, die mich erwarten, wenn ich aus diesem Asyle scheide, in welchem Ruhm und Schande meinen Aufenthalt getheilt haben. Mein Leben und mein Herz gehören Ihnen, aber meine Ehre gehört mir. Gestatten Sie, daß ich ihrer Stimme folge und schon morgen Ihr Haus verlasse. Ich wage zu behaupten, daß Sie dazu verpflichtet sind. Lassen Sie einen Schurken meiner Art nicht länger unter diesen ehrlichen Leuten [29])."

Es kann auffallend erscheinen, daß Rousseau trotz seiner entschiedenen Abneigung gegen den bisherigen Wohnort doch Be-

denken trug, ihn ohne die ausdrückliche Erlaubniß des Prinzen zu verlassen. Man darf indeß nicht vergessen, daß er denselben für die schmachvolle Behandlung, die er erfahren, keineswegs verantwortlich machte, vielmehr der Meinung war, daß er persönlich die besten Absichten habe, und nur zu schwach sei, um sie gegen den Willen seiner Umgebung und der von ihr geleiteten Dienerschaft auszuführen. Er mochte deshalb den wohlwollenden Mann, der sich seiner so freundlich angenommen, nicht kränken, hielt es auch vielleicht für gefährlich, sich durch ein brüskes Vorgehen seine Ungnade zuzuziehen. Die Bitte aber, die er an ihn gerichtet, wurde nur in einem beschränkten Sinne gewährt. Conti wollte seinen Schützling nicht definitiv entlassen, doch erklärte er sich einverstanden, als dieser nun eine zeitweilige Entfernung in Vorschlag brachte. Man beschloß, scheint es, daß er sich eine Weile durch Reisen und botanische Excursionen zerstreuen und dann nach Trye zurückkehren solle. Auch machte er sich alsbald auf den Weg. Einige Bücher und das unvermeidliche Herbarium begleiteten ihn. Therese dagegen — ein fernerer Beweis dafür, daß sie es nicht war, die auf den Abzug gedrungen — blieb zurück.

II.

Die Reiseroute unseres Touristen läßt sich nicht genauer verfolgen. Wir finden ihn zunächst in Lyon wieder, wo er mit der Diligence am 18. Juni (1768) eintraf. Die Erschöpfung, welche die anstrengende Fahrt ihm eingetragen, war schnell überwunden. Er fühlte sich bald wohl und behaglich; die Freude, den Quälgeistern, die ihn so lange beunruhigt, entronnen zu sein, der Orts- und Luftwechsel, die herzliche Aufnahme, die ihm seine treue Freundin, Madame Boy de la Tour, bereitet, der anregende Verkehr mit Männern von Rang und Bildung, die ihm mit achtungsvoller Aufmerksamkeit begegneten, das Alles übte auf Befinden und Stimmung den besten Einfluß. Du Peyrou hatte seit lange nicht so heitere, vergnügte Briefe gelesen, wie die, welche der Freund ihm jetzt von den Ufern der Rhone zusandte. Freilich viel zu schreiben, hat er nicht Zeit; er ist zu sehr beschäftigt; die Vorbereitungen zu den großen botanischen Expeditionen, welche in Aussicht stehen, nehmen seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Es gilt zunächst, der großen Karthause einen Besuch zu machen. Schon hat er eine „gute und schöne" Gesellschaft recrutirt, die ihn auf dieser Wallfahrt begleiten wird. Zu ihr gehört vor Allem Herr de La Tourette — er war Rath am

Münzhofe — „unser Haupt und Führer, ein ebenso gelehrter wie liebenswürdiger Botaniker, sodann Abbe Rosier, von dem sich dasselbe sagen läßt, endlich Abbe de Grange, „eifrig und unwissend, wie ich selbst". Schade doch, daß der leidende Freund nicht mit von der Partie sein kann; er würde gewiß die Gicht vergessen, und nicht mehr daran denken, sein Testament zu machen. Nun muß er sich mit dem Berichte begnügen, welcher ihm demnächst über „unsere Arbeiten" zugehen wird. Möge er auf Großes gefaßt sein; „wir haben Mühe, für die ungeheueren Sammlungen, die wir anzulegen denken, das erforderliche Papier zu beschaffen. Denn es steht fest: wir werden nichts zu sammeln übrig lassen [1])".

Leider war diese heitere Stimmung nicht von Dauer. Nur zu bald gewann der finstere Dämon, der ihn für einen Augenblick verlassen, seine Herrschaft wieder. Schon in Grenoble, wohin er sich in den nächsten Wochen von Lyon aus begab, wurden die alten Klagen und Besorgnisse von Neuem laut. Und doch hatte er, scheint es, allen Grund, mit dem Empfange zufrieden zu sein, welcher ihm in der alten Hauptstadt der Dauphiné zu Theil wurde. Es wird uns wenigstens berichtet, daß ihre Bewohner ihn überaus freundlich und zuvorkommend behandelten [2]). Wir sehen auch, wie die angesehensten Männer des Landes, Graf de La Tonnerre, Gouverneur der Provinz, der Generalprokurator Servan u. A. seinen Umgang suchen und pflegen. Bei dieser allgemeinen Theilnahme mochte es dann wohl geschehen, daß Manche in ihrem heiligen Eifer zu weit gingen. Es war eben nicht leicht, Rousseau gegenüber das richtige Maß der Anerkennung zu treffen. Benahm man sich kühl und zurückhaltend, so galt ihm das als ein Zeichen von Abneigung oder Feindschaft. Aeußerten sich aber die Sympathien etwas lebhafter, erging man sich in Schmeicheleien und devoten Wendungen, so witterte er bewußte Heuchelei oder gar die Absicht, sich über ihn lustig zu machen. Er begriff die oft alberne Weise nicht, in welcher gutmüthige Schwachköpfe ihren Respekt vor berühmten Männern an den Tag legen, und nahm deshalb nicht selten an Dingen ernsten Anstoß, über die er billig hätte lächeln sollen. Freilich ging die naive Ergebenheit der Dauphinaten zuweilen fast über den Spaß. Rousseau selbst erzählt [3]): „Während meines Aufenthalts in Grenoble unternahm ich oft kleine Excursionen in die Umgebung der Stadt, auf welchen mich ein gewisser Herr Bovier, seines Zeichens Advokat, zu begleiten pflegte, nicht weil er die Botanik liebte oder verstand, sondern weil er sich zu meinem Kalfakter gemacht und darum für verpflichtet hielt, keinen Augenblick von meiner

Seite zu weichen. Eines Tages nun gingen wir längs der Isère spazieren, an einer Stelle, die dicht mit stacheligen Weiden besetzt war. Ich sah auf diesen Stauden reife Früchte, kam auf den Einfall, dieselben zu kosten, und da ich fand, daß sie eine sehr angenehme Säure hatten, fing ich an, von den Beeren zu essen. Herr Bovier blieb an meiner Seite, ohne meinem Beispiele zu folgen und ohne ein Wort zu sagen. Einer seiner Freunde kam hinzu und sagte, als er mich so mit den Beeren beschäftigt sah: Was machen Sie da? Wissen Sie nicht, daß diese Frucht giftig ist? — Giftig? rief ich ganz erstaunt aus. — Ohne Zweifel, erwiederte er, alle Welt weiß das so wohl, daß es Niemandem einfällt, sie zu essen. Ich sah Bovier an und fragte ihn: Warum sagten Sie mir denn das nicht? — O, antwortete er in einem ehrfurchtsvollen Tone, ich wagte es nicht, mir diese Freiheit herauszunehmen."

Rousseau fügt hinzu, er habe über die Demuth des guten Advokaten herzlich gelacht, und wir glauben ihm gerne, daß sie ihn zu der Zeit, wo er die Anekdote niederschrieb, nur von ihrer komischen Seite berührte. In den Tagen aber, von welchen hier die Rede ist, nahm er sie nicht so gemüthlich auf. Auch war die Einfalt des Mannes allerdings so groß, daß sie wohl verdächtig erscheinen konnte. Es stellte sich zwar später heraus, daß der Genuß der fraglichen Beeren durchaus gefahrlos sei. Doch kann ihn dieser Umstand nicht rechtfertigen; seine Antwort beweis't klar genug, daß er die Ansicht des Freundes theilte [1]). Uebrigens fuhr er fort, sich dem Gegenstande seiner gefährlichen Bewunderung, wo immer er konnte, gefällig zu erweisen. Die Stadt Genf sah sich sogar veranlaßt, die Verdienste, welche er sich in dieser Rücksicht erworben, mit einer Büste Voltaire's zu belohnen. Allerdings ein seltsames Geschenk, das, wäre es Rousseau bekannt gewesen, den Argwohn, welchen das Benehmen Bovier's in ihm erregt hatte, vermuthlich nicht wenig gesteigert hätte. Er würde sich gesagt haben, daß, wer dem Freunde eines Mannes das Bild seines ärgsten Feindes schenkt, damit andeutet, daß der scheinbare Freund in Wahrheit selbst zu den Feinden gehört. Doch auch ohne daß er von der ungeschickten Liberalität seiner Landsleute wußte, war er nur zu geneigt, an der Aufrichtigkeit seines Begleiters zu zweifeln. Es war ja nicht weiter auffallend, daß ein heimlicher Gegner ruhig zusah, wie er sich selbst dem Tode überlieferte, wenn Andere darauf ausgingen, ihn herbeizuführen. Daß dem aber wirklich so sei, davon war er jetzt wieder ebenso überzeugt, wie vor Kurzem in Trye.

Man sieht dies namentlich aus einem Briefe, den er „am

25. Juli, Morgens um 3 Uhr“ an Therese schrieb. Im Begriffe, einen Abstecher nach Chamberi zu machen, um das Grab der Frau von Warens zu besuchen, hält er es für nöthig, von seiner „Schwester und Freundin“ Abschied zu nehmen, und ihr für den Fall, daß sie ihn nicht wiedersehen sollte, einige Verhaltungsregeln zu geben. Zwar ist er mit guten Pässen versehen und des Schutzes der staatlichen Behörden gewiß; es fehlt aber „das sichere Geleite der bekannten Philosophen,“ und er weiß daher nicht, ob ihm die Rückkehr gestattet sein wird. Wahrscheinlich ist das grade nicht; er hat, seitdem er von Trye abgereist, täglich neue Beweise dafür erhalten, daß „das Auge des Uebelwollens ihn auf Schritt und Tritt verfolgt, und ganz besonders an der Grenze auf ihn lauert“. Dennoch will er diese zu überschreiten versuchen. Nicht blos die Pietät bestimmt ihn dazu; er möchte auch seinen Feinden Gelegenheit bieten, ihre letzte Karte auszuspielen. Denn „unaufhörlich von ihren schweifwedelnden, schurkischen Trabanten umringt zu sein, das ist ein Leben, dem er den Tod bei Weitem vorzieht“. Natürlich kam er nicht in den Fall, beim Worte gehalten zu werden. Niemand hinderte ihn, die Grenze zu passiren, und ungefährdet kehrte er nach Grenoble zurück. Hier aber mag er nicht länger bleiben. Zwar gibt er die thörichte Hoffnung auf, ein friedliches Asyl zu finden, das ihn vor verborgenen Schlingen, wie gegen freche Angriffe schützen kann. Er erwartet von den Menschen keine Gerechtigkeit, kein Mitleid mehr. Doch da sie ihm einmal die ersehnte Ruhe nicht gönnen, ist es eben so gut, wenn er ruhelos in der Welt umherwandert, als daß er sie behaglich ihre Fallstricke da legen läßt, wo er seinen bleibenden Aufenthalt nehmen möchte. Er wird daher fortan beständig von einem Orte zum andern ziehen, bis er Menschen findet, die vor dem Mißgeschick Achtung haben und das Unglück wenigstens nicht verhöhnen. Ob man ihm erlauben wird, diesen Entschluß auszuführen, weiß er nicht und glaubt er kaum. Das aber versichert er: Nur die Gewalt kann seine Schritte hemmen. Selbst die Noth vermag ihn nicht aufzuhalten. Sind seine Hülfsquellen erschöpft, so wird er sein Brod betteln, und ohne Kummer sterben, wenn er keines mehr findet. Die Verfolger haben ihn nach sich beurtheilt; sie haben seine Milde für Schwäche genommen. Vielleicht kommt noch die Zeit, wo sie erkennen, daß sie sich geirrt haben[5]).

Vorläufig kam sie freilich noch nicht. Kaum hatte er seine ziellose Wanderung angetreten, als er es auch schon rathsam fand, sie zu unterbrechen. Darf er doch nicht hoffen, sie lange fortzusetzen; die Gewißheit, daß die Umtriebe, welchen er entgehen

möchte, ihm überall zuvorkommen werden, würde ihm den Muth dazu nehmen, auch wenn die Kräfte ihn nicht im Stiche ließen. Er bleibt also fürs Erste lieber, wo er grade ist, in dem kleinen, etwa 15 Stunden von Grenoble entfernten Flecken Bourgoin. Der Ort liegt im Departement der Isère, im Bezirke von La Tour du Pin, und zählt gegenwärtig 4 bis 5000 Einwohner, welche bedeutende Leinwandfabriken unterhalten. Wie es vor hundert Jahren in dem Städtchen aussah, ist uns nicht bekannt; jedenfalls empfahl es sich damals zu einem längeren Aufenthalte ebensowenig, wie heutzutage. Auch hatte Rousseau nicht die Absicht, sich hier dauernd niederzulassen. Vielmehr gedachte er demnächst nach Grenoble zurückzukehren, wo eine passende Wohnung für ihn offen stand. Schon war er mit dem Eigenthümer, einem Bekannten des Gouverneurs, in Unterhandlung getreten, als er sich veranlaßt sah, den Plan aufzugeben. Eine neue Teufelei, die von seinen dortigen Feinden auszugehen schien, überzeugte ihn, daß „es reiner Wahnsinn sein würde, sich freiwillig in eine solche Falle zu begeben".

Einige Tage nach seiner Ankunft in Bourgoin erhielt er von dem vorhin erwähnten Bovier folgende Zuschrift[6]: „Ein gewisser Thevenin, Gerber von Profession, logirte vor etwa 10 Jahren bei dem Wirthe Jeannin im Flecken Verrières in der Nähe von Neufchatel. Zur selbigen Zeit wohnte dort ein gewisser Herr Rousseau, der sich in der Lage befand, einiges Geld zu bedürfen, und sich an den Wirth wandte, um dieses Geld von Thevenin zu erhalten. Da der letztere nicht wagte, Herrn Rousseau die mäßige Summe, um welche er bat, anzubieten, so erwartete er dessen Abreise und begleitete ihn mit Herrn Jeannin bis nach St. Sulpice. Nachdem sie dort in einem Wirthshause, welches eine Sonne im Schilde führte, zusammen dinirt, ließ er ihm durch besagten Jeannin neun Franken zustellen. Rousseau, von Dankbarkeit erfüllt, gab ihm einige Empfehlungsbriefe, u. A. einen an Herrn de Fangues, Salzdirektor in Yverdun, und einen zweiten an Herrn Albiman ebendort, den er mit seinem Namen unterzeichnete. Dagegen trug ein dritter für Jemanden in Paris, dessen Name Thevenin vergessen hat, die Unterschrift „der beständige Spaziergänger" (le promeneur perpétuel). — „Ich glaube Ihnen," fügte der unglückliche Advokat hinzu, „eine Freude zu machen, indem ich Sie an einen Menschen erinnere, der Ihnen vor solanger Zeit einen Dienst geleistet hat und sich gegenwärtig

in einer Lage befindet, die es wünschenswerth macht, daß Sie dessen gedenken." — Rousseau aber, weit entfernt, sich angenehm berührt zu fühlen, war aufs Tiefste empört. Zwar konnte es ihm nicht schwer werden, nachzuweisen, daß der vieljährige Gläubiger sich an die unrichtige Adresse gewandt habe. Er hatte zur Zeit, wo die Anleihe angeblich gemacht worden, fern von Neufchatel im Thale von Montmorency gelebt, hatte den Flecken Verrières nie mit einem Fuße betreten, weder den großmüthigen Thevenin, noch den biederen Wirth jemals gesehen, auch zu den Personen, an welche er seinen Wohlthäter empfohlen haben sollte, in keiner näheren Beziehung gestanden. Hob er diese Thatsachen einfach hervor, so war der unberechtigte Anspruch natürlich erledigt. Indeß glaubte er sich damit nicht begnügen zu dürfen. Es galt ihm, sobald er die Mahnung gelesen, für ausgemacht, daß sie nicht auf einem zufälligen Irrthume beruhe, sondern die Folge einer absichtlichen Täuschung sei. Thevenin war seiner Ansicht nach ein Betrüger, den seine Feinde in Bewegung gesetzt, um seiner Ehre einen neuen Makel anzuheften. Wie konnte es auch anders sein? Wohnte der Mensch nicht in eben der Stadt, in welcher man ihn so unziemlich behandelt, und stand er nicht mit demselben Bovier in Verbindung, der sich durch sein zweideutiges Benehmen so verdächtig gemacht? War er aber ein Werkzeug Anderer, so mußte es rathsam erscheinen, die Sache weiter zu verfolgen. Vielleicht gelang es, ihm, wenn er schärfer inquirirt wurde, die Zunge zu lösen und die geheimen Urheber dieser Umtriebe zu entdecken.

Rousseau bat daher den befreundeten Gouverneur, die Angelegenheit selbst in die Hand nehmen und durch eine genaue Untersuchung aufklären zu wollen [7]). Herr de La Tonnerre war dazu bereit. Es lag ihm, scheint es, viel daran, den berühmten Gast in seine unmittelbare Nähe zu ziehen, und dieser erklärte auf das Bestimmteste, daß von einer Rückkehr nach Grenoble nicht die Rede sein könne, bevor die Anstifter der Intrigue demaskirt und ihnen damit die Lust zu neuen Ränken genommen worden. Das Verhör aber, welches der Graf mit ihrem angeblichen Gehülfen vornahm, führte nicht zu dem gewünschten Resultate. Thevenin blieb dabei, daß er einst einem gewissen Rousseau Geld geliehen, doch ließ er es weislich dahingestellt sein, ob es derjenige, von dessen Anwesenheit er zufällig Kunde erhalten, oder ein Anderer gleichen Namens gewesen. Da nichts weiter aus ihm herauszubringen war, mochte der Gouverneur es mit Recht für das Beste halten, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Weil er indeß sah, daß Rousseau nicht geneigt war, sich bei dem negativen Ergebnisse zu beruhigen, stellte er ihm anheim, selbst

nach Grenoble zu kommen, um in einer persönlichen Begegnung den Betrüger zu entlarven. Rousseau fand den Vorschlag zwar sehr verdächtig; es schien ihm kaum zweifelhaft, daß er dem Grafen eingegeben worden, um ihn an den Heerd der feindlichen Umtriebe zu locken, ihn dort vielleicht mit Gewalt festzuhalten oder doch in arge Verlegenheit und in eine unwürdige Stellung zu bringen. Doch der Wunsch, das mysteriöse Dunkel zu lichten, war stärker, als alle Bedenken. Er beschloß, das widerwärtige Rencontre zu wagen [8]). Als er in Grenoble ankam, war der Gouverneur, in dessen Gegenwart die Zusammenkunft mit Thevenin stattfinden sollte, abwesend. Ob er sich in Folge von dringenden Geschäften oder, was uns wahrscheinlicher dünkt, in der Absicht entfernt hatte, das Aufsehen zu vermeiden, welches seine persönliche Betheiligung erregen konnte, steht dahin. Jedenfalls mußte sich Rousseau, wollte er anders die Reise nicht vergeblich gemacht haben, entschließen, auch ohne ihn vorzugehen. Freilich wurde ihm das schwer genug; sah er sich doch genöthigt, die Vermittlung grade des Mannes in Anspruch zu nehmen, der nach seiner Ueberzeugung das ganze Manöver in Scene gesetzt hatte. Nur Bovier konnte füglich die Begegnung mit seinem Clienten herbeiführen. Auch war er dazu sofort bereit; Thevenin wurde citirt und zögerte nicht, zu erscheinen. Rousseau sah ihn „spät, in der Eile, zu zwei verschiedenen Malen. Ich war," fährt er in seinem Berichte fort, „die Beute von tausend quälenden Gedanken, war indignirt, empört, außer mir, nach sechszig in Ehren verlebten Jahren allein, ohne Schutz, ohne Freund, diesem Elenden gegenüber zu stehen, und in den Herzen der Anwesenden, selbst derer, welchen ich mein Vertrauen geschenkt hatte, ihr geheimes Uebelwollen zu lesen." — Vermuthlich wußten die guten Leute — außer dem Advokaten und seiner Familie waren einige Bekannte aus Bourgoin zugegen — nicht recht, was sie denken, noch wie sie sich verhalten sollten. Sie hatten am Ende keinen Grund, die Erzählung Thevenin's, der im Wesentlichen seine früheren Aussagen wiederholte, in Zweifel zu ziehen, wenn auch das Detail der Geschichte etwas märchenhaft klang und der Umstand, daß er sich seines Schuldners nur insofern erinnern wollte, als derselbe einen grauen Rock getragen habe, einigermaßen auffallend war. Doch kam es ihnen deshalb schwerlich in den Sinn, zu glauben, daß Rousseau gegen sein besseres Wissen eine frühere Verbindlichkeit abzulehnen suche. Wohl aber mußte es sie befremden, daß ein Mann, wie er, dieser gleichgültigen Bagatelle eine solche Wichtigkeit beilegte. Außer Stande, ihn und seine Motive zu begreifen, und zu schüchtern, um ihm gegenüber ihre wahre Meinung zu äußern, ergab sich

für sie von selbst eine gewisse verlegene Haltung, der er dann die schlimmste Deutung gab.

Uebrigens diente die Unterredung mit Thevenin nur dazu, ihn in seiner bisherigen Ansicht zu bestärken. Dieselbe wurde noch mehr befestigt, als er in Folge von Erkundigungen, die er in dessen Heimath eingezogen, die Nachricht erhielt, daß derselbe schon früher wegen mehrfacher Betrügereien zu Pranger, Brandmarkung und einer dreijährigen Galeerenstrafe verurtheilt worden*). Nun war es doch für Jeden, der nicht mit offenen Augen blind sein wollte, klar, daß man es mit einem unverschämten Lügner zu thun habe. Selbst der Gouverneur konnte sich nicht länger der Ueberzeugung verschließen, daß der bornirte, gutmüthige Mensch, den er zu sehen geglaubt, ein raffinirter Schurke sei. Auch versprach er jetzt, dem zudringlichen Mahner Schweigen zu gebieten — allerdings eine seltsame Weise, Gerechtigkeit zu üben. Rousseau hatte nicht so Unrecht, wenn er meinte: „Es ist, wie wenn man Jemandem, der mir meine Börse genommen hat, statt sie mir zurückgeben zu lassen, befehlen wollte, mich künftig nicht mehr zu bestehlen". Freilich war er deshalb nicht gewillt, eine ernstere Genugthuung zu verlangen. Als sich der Gouverneur erbot, Thevenin mit einigen Tagen Gefängniß zu bestrafen, schrieb er ihm: „Ich kann nicht denken, daß Sie mich für gemein genug halten, mich an einem solchen Elenden rächen zu wollen .... Was ich wünschte, war nicht seine Bestrafung, sondern sein Geständniß, und dieses mußte aus seiner Ueberführung hervorgehen, wenn man sie benutzt hätte, um auf die Quelle dieser Umtriebe zurückzugehen". — Vielleicht befand er sich doch im Irrthum. Uns scheint, daß der Gouverneur, wenn er den verdächtigen Gläubiger ins Gefängniß steckte, nicht blos, wie er versicherte, nicht mehr thun konnte, sondern schon mehr that, als er zu thun berechtigt war. Sprach auch Manches für die Annahme, daß Thevenin ein bewußter Lügner und Schwindler sei, genügende Beweise dafür lagen nicht vor. Selbst die von Rousseau beigebrachte gerichtliche Erklärung des Wirthes, der die Anleihe vermittelt haben sollte, ließ immer noch die Möglichkeit eines unfreiwilligen Irrthums bestehen. Standen ihre Angaben mit der Erzählung Thevenin's mehrfach in Widerspruch, so stimmten sie doch auch in wesentlichen Punkten mit ihr überein, und mochte er sich zur Erklärung der Incongruenzen nicht ohne Erfolg auf sein schlechtes Gedächtniß berufen. Jedenfalls konnte von einer Ueberführung im juristischen Sinne keine Rede sein, so lange er nicht selbst zugab, was er zu verschweigen allen Grund hatte.

Rousseau aber war überzeugt, daß man ihn nur deshalb nicht

zum Sprechen gebracht, weil man es nicht gewollt habe. Ihm unterlag es keinem Zweifel, daß er im Einverständnisse mit dem Advokaten, wie auch — wenigstens war das später seine Ansicht [10]) — mit dem Gouverneur gehandelt, daß ihn diese Beiden, der erstere als Werkzeug der Engländer und seiner Collegen von der Feder, der letztere im Auftrage Choiseul's, zu seinen Lügen und Verleumdungen veranlaßt und darum auch vor jeder ernsteren Verfolgung geschützt hätten. Gewiß eine kühne Voraussetzung, die unseres Erachtens durch die thatsächlichen Vorgänge, soweit sie bekannt geworden, in keiner Weise gerechtfertigt wird. Was den, wie es scheint, etwas bornirten Bovier angeht, so kann man ihm höchstens vorwerfen, daß er den Angaben Thevenin's vorschnell Glauben schenkte und dessen bloße Vermuthung, daß Rousseau vielleicht mit seinem Schuldner ein und dieselbe Person sei, alsbald für Gewißheit nahm. Herr de Tonnerre aber konnte nicht füglich weiter gehen, als er wirklich ging, ohne sich lächerlich zu machen. Auch verargen wir es ihm nicht, daß er sich schweigend zurückzog, als er wahrnahm, daß das Mißtrauen seines Schützlings sich gegen ihn selbst richtete. Doch abgesehen von ihm und seinem angeblichen Mitschuldigen, und angenommen, daß die wirklichen Feinde Rousseau's in der That die Hand im Spiele hatten, man begreift nicht, was dieselben mit einer so kläglichen Intrigue bezweckten. Allerdings könnte man sagen, daß, wenn es auch gerade kein Verbrechen ist, von einem Mitreisenden Geld zu borgen und die Rückgabe zu unterlassen, es doch auch eben nicht zur Ehre gereicht, wie ein verlumpter Vagabund durch das Land zu streifen und Strolche solcher Art anzubetteln. Der gute Ruf Rousseau's wurde ohne Zweifel erheblich geschädigt, wenn es den Gegnern gelang, derartige Nachrichten über ihn in seiner Umgebung zu verbreiten. Indeß bedurften sie dazu so weiter Umwege nicht. Sie hatten ihm längst — man denke an die Schmähungen Voltaire's und seiner Genossen — viel Schlimmeres nachgesagt, was sie in dem Lande, wo er jetzt lebte, ohne Mühe und Gefahr wiederholen mochten, während sie durch die Verbindung mit einem anrüchigen Menschen, wie Thevenin es war, doch leicht compromittirt werden konnten.

Anders freilich stände die Sache, wenn es mit der weiteren Absicht, die Rousseau ihnen zuschreibt, seine Richtigkeit hätte. „Sie sagen mir," schreibt er an du Peyrou, „daß meine Feinde zuviel Geist haben, um eine so absurde Verleumdung auszusinnen. Sehen Sie sich indeß vor; vielleicht haben sie dessen noch mehr, als Sie denken. Denn da es ihnen darauf ankam, zu sehen, welche Haltung ich einem falschen Zeugen gegenüber beobachten würde, so ist klar, daß je abgeschmackter die Anklage war, sie

ihrem Zwecke um so besser diente ... Man wußte sehr wohl, daß ich mich aus dieser Affaire ziehen würde, aber man wollte sehen, wie ich mich dabei benehmen werde. Man weiß nun, daß ein Betrüger mich in Verlegenheit setzen kann und das ist etwas[11])." — Dazu also wäre die ganze Comödie aufgeführt worden? Man staunt doch über die wunderlichen Combinationen, in welche sich ein sonst so scharfblickender Mann verirrt, um das Mißtrauen, welches ihn erfüllt, vor sich selbst zu rechtfertigen. Uebrigens meinen wir nicht, daß dasselbe all und jeden Grundes entbehrte. Ist auch die Betheiligung seiner Feinde, wie sie Rousseau mit solcher Bestimmtheit voraussetzt, weder nachzuweisen, noch wahrscheinlich, so läßt sich doch nicht leugnen, daß der in Rede stehende Vorgang Manches zu denken gibt. Es ist schon auffallend genug, daß ein einfacher Handwerker von der Anwesenheit Rousseau's auch nur hört, auffallender noch, daß er in ihm, dem berühmten und ihm persönlich unbekannten Manne, seinen Schuldner von ehemals wiederfindet. Wäre er der bornirte, einfältige Mensch gewesen, wofür ihn Herr de la Tonnerre anfangs hielt, so könnte man den Einfall zur Noth aus seiner Beschränktheit erklären. Ein routinirter Betrüger aber, wie er wirklich war, mußte sich sagen, daß er durch seine aus Wahrheit und Dichtung gemischten Angaben den beabsichtigten Zweck nicht erreichen, sich dagegen, falls es zu einer genaueren Prüfung derselben komme, ernsten Gefahren aussetzen werde. Möglich zwar, daß er diesen Fall gar nicht in Betracht zog, vielmehr annahm, Rousseau werde die Forderung einfach anerkennen oder zurückweisen. Doch befremdlich bleibt sein Auftreten, wenn er wirklich ganz auf eigene Hand verging, immerhin. Auch gibt es noch einen anderen Umstand, der unter dieser Voraussetzung kaum zu erklären ist. Wir gedachten oben der seltsamen Unterschrift, die nach der Behauptung Thevenin's einer der ihm übergebenen Empfehlungsbriefe getragen habe. Nun ist es doch gewiß sehr merkwürdig, daß dieselbe Bezeichnung, die er Rousseau auf sich anwenden läßt, zu eben der Zeit, wo er sich ihrer bedient haben soll, in einem der literarischen Cirkel von Paris wirklich auf ihn angewandt wurde[12]). Man mag darin ein zufälliges Zusammentreffen erblicken, wird aber zugeben müssen, daß es ein höchst sonderbarer Zufall war.

„Viel Lärm um Nichts", ruft wohl Mancher aus, wenn er den Bericht über diese unerquickliche Geschichte zu Ende gelesen hat. Und in der That, ob sie nun tieferliegende Motive hatte oder nicht, sie war der Mühen und Sorgen nicht werth, welche sie Rousseau bereitete. Auch fand er selbst den heiligen Eifer, womit er sie verfolgt, in ruhigen Augenblicken recht lächerlich, und

eine Entschuldigung desselben nur darin, daß er gehofft habe, einen Blick in die geheime Werkstätte der Umtriebe zu gewinnen, deren Gegenstand er schon seit mehreren Jahren gewesen. Leider sah er sich in seiner Erwartung getäuscht; statt ihn über seine Lage aufzuklären, dienten die Nachforschungen nur dazu, sie noch mehr zu verdunkeln. Da sie den Verdacht, aus welchem sie angestellt wurden, nicht nur bestehen ließen, sondern noch steigerten, bestärkten sie ihn in der Ansicht, daß er das Opfer einer planmäßigen Verfolgung sei, deren Ursprung und Zweck er ebensowenig kenne, wie ihre Mittel und Werkzeuge, deren Wirkungen ihm aber unausgesetzt fühlbar würden. Hatte er bis dahin immer noch an der Hoffnung festgehalten, irgendwo eine Stelle zu finden, an welcher er in Ruhe und Frieden werde leben können, jetzt glaubte er sie aufgeben zu müssen. Er darf nicht länger zweifeln, daß der Arm seiner Feinde ihn überall erreichen, daß er sich, wo immer er geht und steht, in ihrer Macht befinden wird. Ebendarum ist es fortan ziemlich gleichgültig für ihn, an welchem Orte er seine Zelte aufschlägt. Doch in der Dauphiné mag er nicht ferner leben; das Benehmen ihrer Bewohner hat ihm den Aufenthalt in diesem Lande gründlich verleidet. Nur weil er für den Augenblick nicht weiß, wohin er sich wenden soll, entschließt er sich, vorläufig in Bourgoin zu bleiben[13]).

Hier war inzwischen auch Therese eingetroffen, die er bei seiner Abreise von Trye dort zurückgelassen. Er hatte ihr, scheint es, einmal wieder den Vorschlag gemacht, ihr Loos von dem seinigen zu trennen, sie sich aber entschieden geweigert, darauf einzugehen. Diese unwandelbare Ergebenheit bewog ihn, ihr endlich auch vor der Welt die Stellung zu geben, welche sie thatsächlich schon solange an seiner Seite eingenommen hatte. Er „glaubte nichts zu wagen, wenn er eine Gemeinschaft von 25 Jahren, die sich durch eine beständig zunehmende wechselseitige Achtung bewährt habe, unauflöslich mache.“ Allerdings war die Form, in welcher er (im August 1768) seine bisherige Gefährtin zum Range seiner Gattin erhob, eine ziemlich lose und vor einem strengeren Forum keineswegs unanfechtbar. Graf d'Escherny hatte nicht so Unrecht, wenn er später behauptete: „Ich weiß ganz bestimmt, daß Rousseau und seine sogenannte Frau gar nicht verheirathet waren. Es hatte weder eine bürgerliche, noch eine kirchliche Trauung stattgefunden; weder war ein Vertrag gemacht, noch der Ehesegen eingeholt worden. Er hatte sie beim Verlassen der Tafel und in Gegenwart zweier Gäste einfach seine Frau genannt[14]).“ — Rousseau's eigener Bericht stellt die Sache im Wesentlichen ebenso dar: „Diese ehrbare und geheiligte Verbin-

dung," meldet er, „wurde in der ganzen Einfachheit, aber auch in der ganzen Wahrheit der Natur geschlossen, in Gegenwart zweier Männer von Ehre und Verdienst, Offiziere der Artillerie, der eine, Herr de Rozières, Sohn eines meiner alten Freunde, der andere, Herr de Champagneux, Maire dieser Stadt und naher Verwandter des Ersteren. Während dieses so einfachen und kurzen Aktes habe ich diese beiden würdigen Männer in Thränen zerfließen sehen, und kann ich Ihnen nicht sagen, wie sehr mich dieser Beweis ihrer Herzensgüte an sie gefesselt hat." — Offenbar konnte eine so zu Stande gekommene Ehe auf gesetzliche Gültigkeit keinen Anspruch machen. Ob sie aber deshalb gar nicht vorhanden war, ist eine andere Frage, die wir nicht unbedingt verneinen möchten. Jedenfalls vergißt, wer Rousseau seine formlose Weise zum Vorwurfe macht, daß ihm kaum eine andere zu Gebote stand. Eine Civilehe, wie sie heutzutage üblich ist, gab es nicht, und die kirchliche Trauung war für einen Protestanten nur möglich, wenn er sie entweder, mit Verleugnung seines Glaubens, von einem katholischen Priester, oder mit der Aussicht, auf die Galeeren geschickt zu werden, heimlich durch einen Geistlichen seiner Confession vollziehen ließ.

Wir hörten schon, daß es Rousseau in seinem abgelegenen Wohnorte an passenden Bekanntschaften nicht ganz fehlte. Die kleine Landstadt rechnete es sich zu großer Ehre, den berühmten Genfer in ihrer Mitte zu haben, und ihre Notabeln beeilten sich, ihm im „Goldenen Baum", wo er abgestiegen war, ihre Aufwartung zu machen. Die guten Leute wurden nicht gerade freundlich empfangen; verstimmt und argwöhnisch, gab Rousseau deutlich zu verstehen, daß er von ihren Besuchen wenig erbaut sei. Manche von ihnen ließen sich dadurch nicht abhalten, dieselben zu erneuern, und da er nicht füglich auf allen Umgang verzichten konnte, kam es, wenn auch zu keinen intimerern Beziehungen, so doch zu einem gewissen persönlichen Verkehre von oberflächlicher Art. Nur einem der Herren gelang es, obgleich oder weil er es sorgfältig vermied, sich vorzudrängen, zu ihm in ein näheres Verhältniß zu treten. Anglancier de St. Germain, Capitain im Dragoner-Regiment Languedoc, hatte sich aus dem Dienste zurückgezogen und lebte damals in Bourgoin von seiner kleinen Pension. Es „war ein biederer, rechtschaffener und zugleich streng gläubiger Mann, der alle Pflichten seiner Religion gewissenhaft erfüllte, täglich in die Messe ging und wenn er die Kirche verließ, von einer Schaar

armer Leute begleitet wurde, an welche er Almosen vertheilte [15]).“ Auch er hatte den fremden Gast bald nach seiner Ankunft aufgesucht, sich aber, als er merkte, daß er nicht gelegen komme, fern gehalten und nur noch hin und wieder am dritten Orte mit ihm verkehrt. Rousseau war weit entfernt, sich durch sein reservirtes Benehmen verletzt oder abgestoßen zu fühlen; im Gegentheil steigerte es noch die Achtung, welche er ihm durch sein gerades Wesen, wie durch seine werkthätige Humanität einflößte. Während die maßlosen Bewunderer, von welchen er sich umgeben sah, seinen Argwohn erregten, gewann er bald Vertrauen zu dem Manne, der ihm zwar ein freundliches Wohlwollen bewies, sich aber aller faden Complimente und leeren Schmeicheleien enthielt. Nicht lange und er glaubte in ihm zu finden, was er eben jetzt vor Allem bedurfte: einen zuverlässigen, aufrichtigen Menschen, mit welchem er sich über seine Lage besprechen, dem er sein von ängstlichen Zweifeln und quälenden Sorgen erfülltes Herz rückhaltlos öffnen könne.

Der Brief, den er zu dem Ende an ihn richtete, setzte den alten Herrn von der ihm zugedachten Rolle in Kenntniß. „Ich habe,“ schrieb er, „nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein, und ich weiß, daß Sie meine Ansichten nicht theilen. Aber ich weiß auch, daß Sie ein braver Soldat, ein Edelmann voll Ehre und Gradheit sind, der die wahre Religion im Herzen trägt, die, welche die redlichen Leute schafft, und das ist Alles, was ich suche. Man verführt Herrn von St. Germain nicht, man schüchtert ihn noch weniger ein. Lassen Sie mir den familiären Ausdruck hingehen. Sie sind gerade der Mann, den ich brauche. Ich hätte,“ fährt er dann fort, „in das Herz eines rechtschaffenen Mannes gewisse vertrauliche Mittheilungen niederzulegen, die seiner nicht unwürdig sind und das meinige erleichtern würden. Wollen Sie dieser großmüthige Depositär sein, so bitte ich, mir in Ihrer Wohnung Tag und Stunde zu einer friedlichen Audienz zu bestimmen, und ich werde mich dort einfinden.“ Eine Indiskretion hat er nicht zu besorgen; er verlangt weder Beistand, noch Rathschläge, noch irgend etwas, was ihm die geringste Mühe verursachen oder ihn irgendwie compromittiren kann. — Herr von St. Germain antwortete sofort: „Wenn Sie mir Dinge anzuvertrauen haben, die sich mit der Religion, zu welcher ich mich bekenne, nicht vertragen, so kann ich keinen Theil daran haben. Wird dieselbe aber in keiner Beziehung blosgestellt, so schreibt sie mir vor, Ihnen nützlich und gefällig zu sein, soweit das in meiner Macht steht. Bedürfen Sie eines Mannes, der ein Freund der Wahrheit ist und keine andere Furcht kennt, als die, Böses

zu thun, so können Sie über mich verfügen." — Es wurde Rousseau nicht schwer, seine frommen Skrupel zu beseitigen; er durfte ihm mit Recht versichern: „Fürchten Sie nicht, von mir etwas zu hören, was Ihnen mißfallen könnte; dazu achte ich Sie und Ihre Gesinnungen zu sehr. Auch stehen diesen die meinigen, die, wie ich sehe, Ihnen unbekannt sind, nicht so fern, wie Sie denken[16])."

Ueber die Zusammenkunft, welche nun stattfand, liegt ein Bericht vor, der vielleicht nicht ganz authentisch, aber interessant genug ist, um hier eine Stelle zu finden. Ihm zufolge „war Herr von St. Germain tief erschüttert, als er seinen Gast von den heftigsten Gemüthsbewegungen ergriffen sah und in leidenschaftlicher Erregung ausrufen hörte: Ich habe unversöhnliche Feinde in allen Ständen und von allen Gattungen; sie verfolgen mich auf jede Weise ꝛc. — Indeß von der Ursache dieser gewaltsamen Ausbrüche hinlänglich unterrichtet, faßte er sich schnell und erwiederte ruhig: Sie überraschen mich, mein Herr, und ich erkläre Ihnen, daß ich meine Philosophie, die nur gesunder Menschenverstand ist, nicht mit der Ihrigen vertauschen möchte, von der man soviel Aufhebens macht. Die Verzweiflung, in welcher Sie sich befinden, zerrüttet Ihren Geist. Was würden Sie von einem rechtschaffenen Menschen denken, den man ausgeplündert, verrathen, vielleicht selbst an seiner Ehre gekränkt hat, und der sich nun dazu verurtheilen wollte, vor Wuth zu sterben, weil es boshafte Menschen in der Welt gibt? — Diese Frage traf Rousseau so sehr, daß er keine Antwort gab. St. Germain benutzte seinen Vortheil und beharrte auf der Frage: Was würden Sie von diesem Manne sagen? Wie würden Sie ihn nennen? Zudem gibt es noch ein ebenso einfaches, wie unfehlbares Mittel, um die zu beschämen, welche uns verlästern. — Und das wäre? — Besser zu werden. — Rousseau, von der Macht der Vernunft bezwungen, fiel Herrn von St. Germain weinend um den Hals. — Nur ein Soldat, sagte er dann, spricht mit solchem Freimuthe. — Da dieser Freimuth, erwiederte St. Germain, Sie nicht beleidigt, so will ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie, voll Eigenliebe, eben durch das bestraft werden, worin Sie gefehlt haben. Sie glaubten die Menschen so in Erstaunen gesetzt zu haben, daß sie Ihnen Altäre errichten würden. Sie hätten sie aber hinlänglich kennen müssen, um zu wissen, daß sie morgen tadeln, was sie heute loben. Wären Ihre Grundsätze stärker als Ihre Leidenschaften, und Ihre Absichten andere gewesen, so würden Sie sich eines Trostes erfreuen, der Ihnen fehlen muß, so lange Sie auf Meinungen beharren, welche Sie über Ihr größtes Interesse verblenden."

Ob der würdige Capitain diesen etwas unzeitigen Sermon wirklich gehalten hat, steht dahin. Jedenfalls machte er sich vergebliche Mühe, denn Rousseau war nicht der Mann, und zu dieser Zeit weniger als je geneigt, sich eines Besseren belehren oder von seiner vorgefaßten Meinung abbringen zu lassen. Ihm war es nicht darum zu thun, die Ansichten Anderer zu hören, er wollte eben nur die seinigen aussprechen, seine Auffassung der Lage, in welcher er sich zu befinden meinte, zur Geltung bringen. Dieselbe erschien ihm so einzig in ihrer Art, so unerhört, ja unglaublich, daß er es schon deshalb für nöthig hielt, sie genauer zu schildern. Zugleich aber drängte es ihn, zu constatiren, daß sie von ihm selbst in keiner Weise verschuldet, vielmehr lediglich das Werk seiner persönlichen Feinde sei. Wir wissen, er sah sich beständig von Haß und Uebelwollen verfolgt, wohin er immer kam, von seiner Umgebung beschimpft und verhöhnt. Diese feindselige, verächtliche Haltung seiner Mitmenschen kränkte ihn nicht blos, sie machte ihn auch mehr oder weniger an sich selber irre. Mochte er sich auch sagen, daß er sie nicht verdiene, sie erschütterte doch, zumal sie ihm so allgemein entgegentrat, den Glauben an die eigene Unschuld, und rief damit das Bedürfniß hervor, dieselbe vor sich und der Welt näher zu erweisen. Er fühlte sich dazu um so mehr gedrängt, da über seinen Charakter, wie über sein Leben, manche verleumderische Angaben umliefen, die einer förmlichen Zurückweisung bedurften. Sie waren seiner Ansicht nach der eigentliche Grund des schlechten Rufes, in welchem er allerwärts zu stehen glaubte. Es galt, sie auf ihren wahren Ursprung zurückzuführen, die böswillige Absicht, in welcher sie erfunden und verbreitet wurden, ins rechte Licht zu stellen. Freilich hatte er selbst geraume Zeit nicht begriffen, wie sie so allgemeinen Glauben finden, und auf einem so weiten Gebiete überall dieselbe Wirkung haben konnten. Doch war es ihm nach reiflicher Ueberlegung allmälig gelungen, sich die Sache klar zu machen. Er glaubte wenigstens das Geheimniß zu durchschauen und wünschte nun nichts sehnlicher, als die gewonnene Einsicht der getäuschten Welt mitzutheilen. Sie mußte erfahren, daß er und welche Feinde er habe, mußte ihre Zahl und Macht, ihre Verbindungen und Hülfsmittel kennen lernen. Es konnte ihr dann nicht länger auffallend erscheinen, daß sie im Stande gewesen, ihn trotz seines tadellosen Lebens und verdienstlichen Wirkens in allgemeinen Verruf zu bringen. Damit aber fiel die Schmach, welche sie auf seinen Namen gehäuft, auf sie zurück, während er selbst die gebührende Anerkennung wiedererlangte.

Waren dies seine Wünsche und Hoffnungen, so mag es billig

Verwunderung erregen, daß er sich nicht unmittelbar, etwa in einer öffentlichen Erklärung, an das Publikum wandte. Er unterließ aber diesen Schritt, weil er sich von ihm keinen Erfolg versprach. Ueberzeugt, daß er von Spionen umgeben sei, die ihn unausgesetzt bewachten und Alles, was von ihm ausgehe oder an ihn gelange, streng controlirten, hielt er es für unmöglich, eine solche Ehrenrettung zu schreiben oder gar abzuschicken, ohne daß seine Feinde davon Kenntniß und Gelegenheit erhielten, sie alsbald auf die Seite zu schaffen. Entging sie aber auch den Argusaugen ihrer Späher, es mußte ihnen bei ihrem weitreichenden Einflusse leicht werden, ihren Abdruck oder doch ihre Verbreitung zu hintertreiben. Und selbst wenn sie in weitere Kreise Zugang fand, was war damit gewonnen? Seine Gegner hatten die öffentliche Meinung zu gründlich corrumpirt, als daß der Versuch, sie umzustimmen, für jetzt Aussicht auf Erfolg haben konnte. Rousseau wenigstens war gewiß, daß, was er auch sagen und wie er es beweisen möge, seine Zeitgenossen ihm keinen Glauben schenken würden. Verzweifelte er aber daran, in der Gegenwart zu seinem Rechte zu kommen, die Hoffnung auf die Zukunft verließ ihn nicht. Wie fein und dicht das Lügengewebe, womit man ihn umsponnen, auch war, es mußte doch früher oder später zerreißen. Auch konnte die blinde Antipathie, welche augenblicklich gegen ihn herrschte, nicht von Dauer sein; sie mußte über kurz oder lang einer freieren Stimmung weichen, die ein unbefangenes und gerechtes Urtheil zuließ. Nun war es, wenn dieser Umschwung eintrat, natürlich von der größten Wichtigkeit, daß die Aufklärungen, welche er zu geben hatte, alsbald zur Kenntniß des Publikums gelangten. Er selbst, schon bei Jahren und kränklich, durfte kaum hoffen, den in Aussicht stehenden Wendepunkt noch zu erleben. Es blieb ihm nur übrig, einem Anderen anzuvertrauen, was er der Welt zu sagen wünschte. Wo aber war der Mann, der durch Einsicht und Charakter eine sichere Bürgschaft dafür gab, daß er die ihm gemachten Eröffnungen treu bewahren und von ihnen zur rechten Zeit den richtigen Gebrauch machen werde? Seine Feinde hatten auf Alle, mit welchen er in Verbindung trat, ein wachsames Auge, und verstanden es meisterhaft, Jeden, der sich ihm näher anschloß, in ihr Interesse zu ziehen. Es schien ihm deshalb sehr zweifelhaft, daß er jemals finden werde, was er suche.

Um so größer war die Freude, als er nun in St. Germain die Eigenschaften zu entdecken glaubte, deren sein Vertrauter bedurfte. Das offene, ehrenhafte Wesen dieses Offiziers, sein klarer, gesunder Verstand, sein fester, furchtloser Sinn berechtigten zu

der Erwartung, daß er weder den boshaften Einflüsterungen der Ränkeschmiede sein Ohr leihen, noch für ihre Versprechungen oder Drohungen zugänglich sein werde. Auch wurde das Zutrauen, welches er ihm gleich anfangs einflößte, um so größer, je genauer er ihn kennen lernte. Zwar verdroß es ihn in etwa, daß der wackere Mann sich nicht geneigt zeigte, seine Ansichten und Empfindungen unbedingt zu theilen, vielmehr die einen wie die anderen gelegentlich bekämpfte. Doch trug selbst diese Opposition dazu bei, den Glauben an seine Redlichkeit zu befestigen; der rückhaltlose Widerspruch imponirte nicht nur, er bot auch eine weitere Garantie für die Zuverlässigkeit dessen, der ihn erhob. Rousseau nahm nicht länger Anstand, seinem neuen Freunde Alles mitzutheilen, was er auf dem Herzen hatte. Es geschah dies zunächst in den mündlichen Unterredungen, zu welchen der fortgesetzte Verkehr Gelegenheit gab. Erst später, als eine persönliche Trennung nöthig wurde, schrieb er ihm eine umfangreiche Epistel, welche, Anklage und Rechtfertigung zugleich, gewissermaßen sein Testament an die Nachwelt enthält.

Inzwischen ließ er es sich angelegen sein, einen Ort ausfindig zu machen, an welchem er sich dauernd niederlassen könnte. In Bourgoin mochte er nicht bleiben; der „theure" Aufenthalt in dem „schlechten" Gasthause war nur so lange erträglich, als sich keine andere Zufluchtsstätte darbot. Mannigfache Pläne gingen ihm durch den Kopf, die eine Weile mit lebhaftem Antheil verfolgt, dann doch wieder aufgegeben wurden. Auch fehlte es von Seiten der Freunde und Bekannten nicht an Vorschlägen und Anerbietungen, die einer näheren Prüfung werth schienen. Freilich „den Rath, nach Trye zurückzukehren, konnte nur Jemand ertheilen, der nicht wußte, was und wie er dort gelitten"; er „schaudert, wenn er daran nur denkt", und bittet inständig, von diesem Auswege nicht ferner zu reden. Eher schon könne er auf den Vorschlag eingehen, in den Sevennen seinen Wohnsitz zu nehmen. Er selbst hat früher schon den Gedanken gehabt, ihn auch seiner Zeit dem Prinzen Conti mitgetheilt, diesen aber nicht dafür zu gewinnen vermocht [17]). Indeß, wie sehr der Plan auch jetzt noch nach seinem Sinne sein würde, er muß doch gestehen, daß ihn eine so ganz und gar isolirte Wohnstätte in etwa erschreckt, seitdem er bemerkt, daß die Leute, in deren Gewalt er sich befindet, sich so eifrig bemühen, ihn auf eine solche zu beschränken. Zwar „weiß er nicht, was sie mit ihm in einer Einöde zu machen ge-

denken"; gewiß aber ist, daß „sie ihn mit aller Gewalt hineinziehen, ihn von jeder Verbindung mit der Welt absperren, in keiner Stadt, in keines Freundes, ja in keines Menschen Nähe dulden wollen". Natürlich trägt er Bedenken, ihren Wünschen durch einen freiwilligen Rückzug in das einsame Gebirge entgegenzukommen. Dazu kommen dann noch die großen und zahlreichen Unbequemlichkeiten, welche eine abgelegene Wohnung für ihn, den Fremden, in seinem Alter und in seinem Zustande, mit sich bringen würde, nicht minder der wenigstens dreifache Aufwand, den sie erfordert, vor Allem aber die trüben Gedanken, welchen er zur Beute werden müßte, wenn er sich so von allem Verkehre mit der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen sähe.

Nicht als ob die Einsamkeit ihm gegenwärtig weniger zusage, als vordem; im Gegentheil hat sein Mißgeschick die Neigung zu ihr noch gesteigert. Wäre er vollkommen frei und Herr seiner Lage, er würde die tiefste Zurückgezogenheit wählen, um in ihr sein Leben zu beschließen. Es darf daher die Freunde nicht befremden, wenn er eine auf den ersten Blick allerdings abenteuerliche Idee zur Sprache bringt. Wie wäre es, wenn er sich auf einer Insel des Archipels, auf Cypern, oder in irgend einem Winkel Griechenlands niederließe? Das Wo ist ihm ziemlich gleichgültig, falls er nur eine an Pflanzen reiche Gegend findet, in welcher „die christliche Liebe nicht mehr über ihn verfügen kann", denn er vermuthet, daß „die türkische Barbarei sich weniger hart gegen ihn erweisen wird, als sie". Leider bedarf er, um dieses Projekt auszuführen, des Schutzes und Beistandes. Ohne ausreichende Hülfsquellen kann er mit seiner Frau in dem fremden Lande nicht leben. Auch sieht er wohl ein, daß ohne eine Empfehlung an die Pforte oder an einen der auswärtigen Consuln seine Niederlassung unmöglich sein würde. Da er indeß die Hoffnung hegt, seinen Aufenthalt im Interesse der Botanik und Naturgeschichte nutzbar zu machen, so könnte er vielleicht auf diese Aussicht hin von den Fürsten, welche sich die Förderung der Wissenschaften zur Ehre rechnen, einige Unterstützung erlangen. Seine Dienste würden gewiß nicht ganz werthlos sein, und fragt es sich nur, ob der Pariser oder Londoner Hof geneigt ist, von ihnen Gebrauch zu machen. Ihr Beistand könnte die Ausführung des Vorhabens ermöglichen, denn wie sehr ihm dieselbe auch am Herzen liegt, er wird sich nie entschließen, die Hülfe eines Privatmannes in Anspruch zu nehmen.

Es wurde den Freunden nicht schwer, ihm begreiflich zu machen, daß die Verwirklichung dieses Planes unmöglich sei. Er ließ ihn ebenso fallen, wie das verwandte Projekt, nach Minorka überzu-

siedeln. Freilich war nun guter Rath theuer. Länger in Frankreich zu bleiben, ging nicht wohl an; hatte er doch zur Genüge erfahren, daß man ihm hier nirgendwo die ersehnte Ruhe gönnen werde. Ueberdies war der Paß für das Ausland, um welchen er Herrn von Choiseul vor längerer Zeit ersucht hatte, endlich eingetroffen. Durfte er ihn unbenutzt ablaufen lassen? Es ziemt sich doch nicht, die viel beschäftigten Minister um nichts und wieder nichts zu bemühen. Zudem hatte der Herzog mit keiner Silbe angedeutet, daß er sich des Passes nicht bedienen möge, ihn also gewissermaßen aufgefordert, von ihm Gebrauch zu machen. Wohin aber sollte er sich wenden? Könnte er seiner Herzensneigung folgen, so würde er, wie das auch früher seine Absicht gewesen, nach Italien gehen. Doch die Jahreszeit ist zu weit vorgerückt; die Alpen sind bereits mit Schnee und Eis bedeckt; er kann und darf in seinem leidenden Zustande den Uebergang nicht wagen. Auch würde er jenseits der Berge schwerlich vor den Verfolgungen seiner Feinde sicher sein. Nicht ohne Grund hat der Paß solange auf sich warten lassen. Man wollte Zeit gewinnen, um an den Orten, wohin er sich, wie man wußte, zu begeben gedachte, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Nur in England, wo ihn sicherlich Niemand erwartet, darf er hoffen, wenigstens eine Zeitlang unbehelligt zu bleiben. Freilich kann er an die Rückkehr in das düstere, unheimliche Nebelreich nicht denken, ohne von Angst und Schrecken ergriffen zu werden. Indeß wie gewaltsam der Entschluß auch ist, es bleibt kein anderer übrig. Schon hat er daher an seinen alten Gastfreund Davenport geschrieben, und dieser ihm in der zuvorkommendsten Weise sein früheres Asyl in Wootton von Neuem zur Verfügung gestellt. Es fehlt nur noch die Antwort des englischen Gesandten, den er ebenfalls von seinem Vorhaben in Kenntniß gesetzt. Sobald sie eintrifft, mag die Fahrt über den Canal angetreten werden[18]).

Der Gesandte aber war unhöflich genug, nichts von sich hören zu lassen. Wir kennen den Grund seines Schweigens nicht; Rousseau fand dasselbe ganz natürlich, seitdem er erfahren hatte, daß Horace Walpole, der „Freund und Schildknappe" Hume's, die Stelle des Gesandtschafts-Secretairs bekleide. Uebrigens war es ihm nicht grade unlieb, daß er vergeblich gewartet; eine überraschende Entdeckung, die er inzwischen gemacht, bestimmte ihn, die eben erst projektirte Reise wieder aufzugeben. „Während ich," so erzählt er selbst, „der noch rückständigen Antwort des Gesandten entgegen sah, bemerkte ich um mich her eine so auffallende Bewegung, trafen so geheimnißvolle Reden mein Ohr, schrieb man mir so beunruhigende Briefe, daß ich nicht verkennen konnte, wie

man darauf ausgehe, mich ganz aus der Fassung zu bringen. Auch erreichte man seinen Zweck. Mein Kopf gerieth in Folge der mysteriösen Andeutungen in Verwirrung, zumal man diese Schrecken durch das Dunkel, in welches man sich hüllte, noch zu steigern bemüht war. Genau zu derselben Zeit wurde, wie es hieß, an der Grenze der Dauphiné ein Mann verhaftet, den man als einen Mitschuldigen an einem abscheulichen Attentate — dem Mordversuche, welchen Damiens im Jahre 1757 gegen Ludwig XV. unternahm — bezeichnete, und man versicherte mir, daß dieser Mensch durch Bourgoin kommen werde. Die Aufregung war groß, die geheimnißvollen Reden wurden fortgeführt, und zwar mit der auffallendsten Absichtlichkeit. Kurz, hätte man den bestimmten Zweck verfolgt, mich ganz und gar wahnsinnig zu machen, man hätte keine geeigneteren Wege einschlagen können. Natürlich waren die düsteren Vorstellungen, die man unaufhörlich zu erneuern suchte, wenig dazu angethan, mich zu beruhigen und heiter zu stimmen. Mittlerweile fuhr ich fort, mich zur Abreise nach England vorzubereiten. Zu dem Ende sah ich die Papiere durch, welche ich, um sie nicht als unnützen Ballast mitschleppen zu müssen, zu verbrennen gedachte. Ich begann mit einer Sammlung von Briefen, die ich copirt hatte, und blätterte mechanisch in dem ersten Bande, als ich zufällig auf eine Lücke stieß, die mir schon früher aufgefallen und stets schwer begreiflich erschienen war."

Er hatte nämlich, als er sich vor sechs Jahren gezwungen sah, Montmorency schleunigst zu verlassen, seine sämmtlichen Papiere dem Marschall von Luxembourg übergeben, und dieser sie ihm der Abrede gemäß später in die Schweiz nachgeschickt. Schon damals ergab sich bei näherer Durchsicht, daß neben einigen anderen Manuscripten auch eine Anzahl Briefe fehlten, die ein und demselben Zeitraume angehörten. Auffallend wie ihr Verschwinden war, schien es sich nur durch eine absichtliche Unterschlagung erklären zu lassen. Wer sich dieselbe erlaubt habe, mußte freilich dahingestellt bleiben. Daß es der Marschall selbst nicht gewesen, stand bei seiner erprobten Rechtschaffenheit für Rousseau außer Zweifel. Ebensowenig wagte er, dessen Gemahlin in Verdacht zu haben; vielmehr gab er der Vermuthung Raum, daß d'Alembert, der sich seit einiger Zeit in ihre Nähe drängte, die Hand im Spiele gehabt. Doch wer auch immer der Urheber des Verlustes sein mochte, er machte ihm, da der Inhalt der Briefe von ganz unverfänglicher Art war, im Grunde wenig Sorge. Auch hatte er ihn im Laufe der Jahre fast vergessen. Nun aber — wir lassen ihn weiter erzählen — „wie wurde mir zu Muthe, als ich bemerkte, daß die in Rede stehende Lücke grade in die

Zeit fiel, an welche der durchpassirende Gefangene mich erinnerte, und ich ohne ihn nicht mehr gedacht hätte, als zuvor. Diese Entdeckung versetzte mich in die größte Bestürzung; ich fand in ihr den Schlüssel zu all den Geheimnissen, die mich umgaben. Ich sah ein, daß die Wegnahme der Briefe zu der Zeit, in welcher sie geschrieben wurden, in Beziehung stand, und man sich ihrer, wie unschuldig sie an sich auch waren, nicht ohne eine bestimmte Absicht bemächtigt hatte. Ich folgerte daraus, daß seit länger als sechs Jahren mein Untergang eine beschlossene Sache war, und daß die für jeden anderen Zweck unbrauchbaren Briefe dazu dienten, für den Aufbau des Lug- und Trugsystems, dessen Opfer ich werden sollte, feste zeitliche und örtliche Anhaltspunkte zu geben."

Was er bis dahin nur zweifelnd vermuthet, wurde ihm jetzt zur vollen Gewißheit: es bestand seit geraumer Zeit ein geheimes Complot, dessen Theilnehmer nach einem wohl überlegten Plane auf sein Verderben hinarbeiteten. War dem aber so, dann durfte er den Gedanken, sich in das Ausland zu begeben, nicht länger festhalten. Er war es sich selber schuldig, in Frankreich zu bleiben, um, lediglich auf seine Unschuld gestützt, den Feinden die Stirne zu bieten. Zwar kannte er die verborgenen Wege nicht, auf welchen sie ihre unheilvollen Absichten zu verwirklichen strebten. Doch war das nur ein Grund mehr, ihnen nicht aus dem Wege zu gehen. Nur wenn er in ihrer unmittelbaren Nähe blieb, konnte er hoffen, tiefer in das Geheimniß einzudringen, welches ihre Zwecke, wie ihre Thätigkeit umgab. Kaum war ihm daher das neue Licht aufgegangen, als er den Entschluß faßte, auf die Uebersiedelung nach England zu verzichten. Das Opfer, welches er damit brachte, war nicht gerade groß. Im Gegentheil kam es ihm sehr gelegen, daß sich ein Grund oder Vorwand fand, unter welchem er sich von der Ausführung der vorschnell projektirten Reise entbinden mochte. Von Anfang an widerwärtig, war sie ihm noch verhaßter geworden, seitdem ein anderer, in jeder Beziehung empfehlenswerther Zufluchtsort in Aussicht stand[19]). In der That entsprach Schloß Lavagnac, in der Nähe von Montpellier gelegen, allen Anforderungen, die er an seinen künftigen Wohnort stellen konnte. „Die reizende Lage, das milde, angenehme Klima, die einsame und doch nicht öde Gegend, der Herr, dem die Besitzung gehört — Prinz Conti — der achtbare Mann, den er zum Verwalter hat, die Nähe befreundeter Personen", das Alles war wohl geeignet, diesem Asyle vor jedem anderen den Vorzug zu geben. Auch erhielt Freund Moultou, der es in Vorschlag gebracht, alsbald eine zustimmende Antwort. Es fragte

sich nur noch, ob auch der Prinz den Plan billigen werde. Rousseau, welcher eine Weile Bedenken trug, seinen Beschützer mit einem neuen Anliegen zu behelligen, entschloß sich dann doch, ihm seinen Wunsch vorzutragen. Der Brief war aber kaum abgegangen, als er schon bereute, ihn geschrieben zu haben. Er hatte inzwischen erfahren, daß der Intendant von Lavagnac mit den Leuten, die ihn durch ihre Ränke genöthigt, Trye zu verlassen, in Verbindung stehe. Es bedurfte nichts weiter, um ihn das Schicksal, welches seiner wartete, mit Sicherheit voraussehen zu lassen; er kam ohne Zweifel, wenn er der eben noch so verlockenden Aussicht folgte, aus dem Regen in die Traufe.

Indeß war er schon zu weit gegangen, als daß er jetzt noch hätte umkehren können. Wurde sein Antrag genehmigt, so mußte er, wie die Folgen auch sein mochten, an ihm festhalten; er durfte nicht ablehnen, um was er selbst gebeten hatte, ohne sich die gerechte Ungnade des Prinzen zuzuziehen. Glücklicher Weise war dieser nicht in der Lage, seinem Wunsche sofort zu willfahren. Zwar erklärte er sich mit dem Plane selbst einverstanden, fügte aber hinzu, daß dessen Ausführung von gewissen Arrangements abhängig sei, die er nur im Einvernehmen mit anderen, nicht immer zur Verfügung stehenden Personen — vermuthlich mit Choiseul — treffen könne. Es verging so eine längere Zeit, während welcher dann Umstände eintraten, die eine schleunige Erledigung der Wohnungsfrage nöthig machten. Natürlich übte der traurige Gemüthszustand, in welchem sich Rousseau damals in der Regel befand, auf seine ohnehin wankende Gesundheit einen höchst nachtheiligen Einfluß. Wiederholt hatte er über die schlimmen Folgen, welche die stete Angst und Sorge, wie die nicht selten maßlose Aufregung nach sich zogen, zu klagen. „Ich bin," schreibt er wohl[20]), „in letzter Zeit sehr krank gewesen, Fieber und Schmerzen haben mich gequält. Gegenwärtig bin ich ruhiger, fühle mich aber äußerst schwach." Allerdings kamen auch wieder Tage, an welchen sich mit dem Befinden zugleich die Stimmung besserte; sie gingen indeß nur zu schnell vorüber. „Es ist mir," meldet er einem Freunde, „diese Woche sehr gut ergangen. Ich war heiter und hatte guten Appetit; mein Herbarium ist erheblich vermehrt worden. Seit zwei Tagen bin ich weniger wohl; ich habe Fieber und heftige Kopfschmerzen, die das gestrige Schachspiel gesteigert hat. Ich liebe dieses Spiel und muß es doch aufgeben. Meine Pflanzen amüsiren mich nicht mehr; ich singe nur noch Strophen aus Tasso. Es ist auffallend, welchen Reiz dieser Gesang trotz meiner gebrochenen und schon zitternden Stimme für mich hat."

Zu den kleinen Leiden, die ihn so vorübergehend heimsuchten, gesellte sich nun aber ein neues von ungewöhnlicher und bedenklicherer Art. Dasselbe bestand in einer bedeutenden Anschwellung des Magens, die, selbst äußerlich wahrnehmbar, das Athmen sehr erschwerte und starke Beklemmungen mit sich brachte. Der Patient mußte, wenn er nicht ersticken wollte, sich beständig aufrecht halten; außer Stande, sich zu bücken, konnte er weder sich selbst ankleiden, noch ohne große Beschwerden schreiben. Es war ein peinlicher und schmerzhafter Zustand, der ihm, weil er sich zusehends verschlimmerte, bald ernste Besorgnisse einflößte. Schon zweifelte er kaum noch, daß es mit dem Leben zu Ende gehe, und wenn ihn auch die Aussicht auf den Tod nicht sonderlich erschreckte, sie trieb ihn doch an, der drohenden Gefahr energisch zu begegnen. Ueberzeugt, daß der Grund des Uebels vorzugsweise in der Sumpfluft und dem schlechten Wasser seines bisherigen Wohnortes zu suchen sei, erschien ihm ein schneller Wechsel desselben als das einzige Rettungsmittel. Er zögerte daher nicht länger, auf ein Anerbieten einzugehen, welches ihm schon vor einiger Zeit von einer befreundeten Familie gemacht worden war. Der Marquis von Cesarges besaß in Monquin, etwa eine Stunde von Bourgoin entfernt, ein hübsches unbewohntes Haus, das, auf der Höhe an einem Abhange gelegen, sich einer reinen, gesunden Luft erfreute und mit gutem Trinkwasser reichlich versehen war. Er oder vielmehr seine Gemahlin, die, wie es scheint, das Regiment führte, stellte ihm dasselbe zur Verfügung. Auch erbot sie sich, die nöthigen Räume wohnlich für ihn einrichten zu lassen. Nun konnte er sich zwar eines leisen Schreckens nicht erwehren, wenn er dachte, daß er in dem einsamen, von allen andern menschlichen Wohnstätten weit abliegenden Hause lediglich in Gesellschaft seiner Frau und einer Magd werde leben müssen. Die Gelegenheit war doch recht günstig, falls die Feinde wünschen sollten, sich seiner zu entledigen[21]). Indeß was die Zukunft auch bringen mochte, für den Augenblick galt es, einer näheren und dringenderen Gefahr aus dem Wege zu gehen. Er faßte sich also ein Herz und siedelte um die Mitte des Januar (1769) nach Monquin über.

III.

Hier gefiel es ihm zunächst ganz gut. Frau von Cesarges war mit Erfolg bemüht gewesen, ihm eine hübsche und angenehme Wohnung zu bereiten. Er selbst rühmt die „noble Gastfreundschaft“, mit welcher er empfangen worden; könnte er vergessen,

daß er nicht zu Hause ist, er würde vollständig zufrieden sein. Das Uebel freilich, welches den Umzug veranlaßt hatte, wollte nicht sogleich weichen. Indeß wurde es doch auch nicht schlimmer und um so leichter ertragen, da die Stimmung sich wesentlich besserte. Er hatte die Sorgen und Kümmernisse, die den Aufenthalt in Bourgoin für ihn so widerwärtig und nachtheilig gemacht, dort zurückgelassen, und war entschlossen, sie künftig von sich fern zu halten. Warum auch sollte er sich noch ferner grämen und ängstigen? Der Zustand, in welchem er sich gegenwärtig befindet, „hat mehr für seine Ruhe gethan, als alle Lehren der Vernunft und Philosophie". Er hat ihn nachdrücklich daran erinnert, daß es mit dem Leben zu Ende geht, und er mahnt ihn dringend, die kurze Spanne Zeit, die ihm noch beschieden ist, in aller Ruhe zu genießen. Er wird sich daher um die äußere Welt und das Treiben der Menschen nicht weiter kümmern, und er wünscht nichts mehr von dem zu erfahren, was man da draußen in Bezug auf ihn sagt oder thut. Er „hat gelebt und ist mit dem Gebrauche seines Lebens zufrieden"; sein Gewissen erfreut sich einer süßen Ruhe, die er nicht gestört sehen mag. Fortan wird sein Bestreben nur darauf gerichtet sein, „sich mehr und mehr auf sich selbst zu koncentriren, und in Gemeinschaft mit der Gefährtin seines Mißgeschicks, mit seinem Herzen und mit Gott, der in dasselbe sieht, noch einige frohe Tage in Frieden zu verleben."

Natürlich gab er nun auch den Gedanken auf, sich in der Ferne eine bleibende Wohnstätte zu suchen; die bevorstehende Reise in die andere Welt ließ fernere Wanderungen auf der Erde zwecklos erscheinen. „Meine Lage," schreibt er seinem Freunde Moultou, „die Nothwendigkeit, meine Neigung, Alles drängt mich dahin, in dieser Einsamkeit mein Leben zu beschließen." Er mag daher von Projekten, die sich auf einen Wechsel seines Wohnorts beziehen, nichts mehr hören. Hoffentlich gestatten ihm die Menschen, zu bleiben, wo er eben ist. Er wird sie dann nicht weiter behelligen, sich vielmehr auf den Verkehr mit sich selbst und der Natur beschränken. — In der That fand er in diesem Umgange für eine Weile volle Befriedigung. Die Erwartung eines nahen Todes, welche ihn der irdischen Sorgen und Ansprüche enthob, gab ihm die langentbehrte innere Ruhe zurück. Ergeben in sein Schicksal, überließ er sich, freien und selbst heiteren Sinnes, den sanften Regungen seines Herzens, wie den freundlichen Eindrücken, welche die Beschäftigung mit der Pflanzenwelt darbot. Freilich war er, unfähig, sich zu bücken, genöthigt, seine botanischen Sammlungen einzustellen. Nichts aber hinderte ihn, sich der aufmerksamen Betrachtung seiner Lieblinge hinzugeben, und das machte

ihm gegenwärtig mehr Vergnügen, als je zuvor. „Ich fühle," schreibt er an du Peyrou, „daß trotz alledem die Botanik mich beherrscht. Ich werde sie pflegen bis zum Tode und darüber hinaus; wenn es in den elyseischen Gefilden Blumen giebt, so werde ich aus ihnen Kränze winden für die offenen und wahrhaften Menschen, welchen ich gewiß verdient hätte auf Erden zu begegnen [1])."

Neben den Pflanzen waren es besonders die Dichtungen Tasso's, die in diesen Tagen sein Interesse in Anspruch nahmen. Er hatte sie schon zur Zeit, als er in Venedig dem melodischen Vortrage der Gondoliere lauschen durfte, liebgewonnen, und sich seitdem mit ihnen, wie mit dem Dichter selbst, oft und gern beschäftigt. Die alte Neigung gewann jetzt neue Stärke. Wir hörten schon, wie sehr ihn der Gesang Tasso'scher Strophen erfreute. „Gestern," erzählt er, „zerfloß ich, fast ohne es zu merken, in Thränen, als ich die Geschichte von Olinde und Sophronia — die bekannte Episode aus dem zweiten Canto des Befreiten Jerusalem — so vor mich hinsang. Hätte ich ein wenn auch kleines Spinett, um meine schwache Stimme in etwa zu unterstützen, so würde ich vom Morgen bis zum Abend singen." Doch begnügte er sich nicht damit, sich die wundervolle Dichtung zu Gehör zu bringen, er versuchte auch, dieselbe, wenigstens in einzelnen Partien, in seine Muttersprache zu übertragen. So verarbeitete er namentlich die vorhin erwähnte Episode zu einer reizenden Erzählung in Prosa [2]), die nicht nur Therese, welcher er sie an Winterabenden beim traulichen Heerdfeuer vorlas, sondern auch anspruchsvollere Zuhörer erfreute, und wohl nicht wenig dazu beitrug, daß er später, als Lebrun seine Uebersetzung des Tasso veröffentlichte, vielfach für den Verfasser dieses Werkes gehalten wurde.

Inzwischen kehrte mit der besseren Jahreszeit auch die Gesundheit zurück. Das Magenleiden verschwand allmälig; er konnte sich wieder frei bewegen und in gewohnter Weise, mit Lupe und Botanisirbüchse versehen, seine Wanderungen durch Feld und Wald von Neuem beginnen. Zugleich bot ihm der eintretende Frühling Gelegenheit, einer anderen, nicht minder harmlosen Lieblingsbeschäftigung nachzugehen. Es hatte ihm von jeher sehr am Herzen gelegen, die Thiere in seiner Umgebung durch freundliche Fürsorge an sich zu fesseln. Hund und Katze gehörten gewissermaßen mit zur Familie, und der Zeisig, der in seinem Bauer an der Decke hüpfte und sang, wurde wie ein Kind des Hauses sorgsam gepflegt. Aber auch die freien Bewohner der Lüfte fanden, wenn sie es wagten, näher zu kommen, stets eine

gastliche Aufnahme; sie mochten sich sorglos der Bissen bemächtigen, die am offenen Fenster für sie bereit lagen. Gelang es dann ihrem Wirthe, sie zum Wiederkommen oder gar zu längerem Bleiben zu vermögen, so machte ihm das besondere Freude. Auch ließ er sich keine Mühe verdrießen, um ihre Schüchternheit zu besiegen. Hatten Geduld und Ausdauer nicht immer den gewünschten Erfolg, sie erreichten doch zuweilen ihren Zweck. So brachte er es zu der hier in Rede stehenden Zeit dahin, daß zwei Schwalben in seinem Zimmer ihr Nest bauten und selbst bei geschlossenen Fenstern zwitschernd und spielend darin verweilten. Freilich wußten sie, daß er nicht säumen werde, sie rechtzeitig aus ihrem Gefängnisse zu entlassen. In der That stand er schon vor vier Uhr des Morgens auf, um seine ungeduldigen Gäste in Freiheit zu setzen [3]).

Leider war dieses friedliche Stillleben nicht von langer Dauer. Die heitere Resignation, auf welcher es beruhte, schwand mit der Gefahr, die sie hervorgerufen. Kaum hatte Rousseau den Glauben an das Leben wiedergewonnen, als mit dem Antheile, den die Kämpfe und Leiden desselben forderten, Sorge und Mißmuth zurückkehrten. Schon fing der neue Wohnort, an welchem er sich bis dahin so wohl gefühlt, an, ihm unbehaglich zu werden. „Das Land," schreibt er Mitte Mai, „in welchem ich weile, würde sehr angenehm sein, wenn es andere Bewohner hätte. Ich hatte in unserem Garten einige Pflanzen gesä't; man hat sie zerstört. Dies hat mich bestimmt, künftig keinen anderen Garten mehr zu haben, als Wiesen und Wälder. Solange ich kräftig genug bin, in ihnen spazieren zu gehen, wird mir das Leben Freude machen, und zwar eine Freude, die mir die Menschen nicht nehmen können, da ihre Quelle in meinem Inneren liegt." — Ob dieser Rohheit, die ihn so empfindlich berührte, noch andere folgten, erfahren wir nicht. Man sollte es fast glauben, denn nur wenige Tage später erklärt er dem Prinzen Conti, daß er „freiwillig hier nicht länger bleiben werde". Die Gründe lassen sich schriftlich nicht mittheilen; es liegt ihm aber sehr viel daran, daß sein Beschützer dieselben kennen lerne [4]). Er bittet daher dringend, ihm eine persönliche Zusammenkunft zu bewilligen. Auf die Gefahren, welche die Reise vielleicht für ihn mit sich bringe, möge Se. Hoheit nicht mehr Rücksicht nehmen, wie er selbst; „sei es ja doch ihrer Hochherzigkeit nicht angemessen, seine Sicherheit auf Kosten seiner Ehre wahren zu wollen". Werde die Audienz aber verweigert, so wolle man ihm gestatten, sich selbst in aller Freiheit innerhalb des Königreiches einen Wohnort zu wählen, ohne daß er diesen Ort im Voraus anzugeben brauche. Findet auch dieser Antrag keine

Zustimmung, so ersucht er um einen Paß für das Ausland. Sollte aber der Prinz auf keinen dieser Vorschläge eingehen, so „nimmt er den Himmel zum Zeugen für die Hochachtung, die er seinen Anweisungen zollt, wie für den heißen Wunsch, sich seiner Güte stets würdig zu zeigen". Doch „da ihn nichts von dem entbinden kann, was er sich selbst schuldig ist, so wird er in solchem Falle über sich verfügen, wie das Herz es ihm eingiebt".

Conti hielt es nicht für gerathen, seinen Schützling zum Aeußersten zu treiben. Er lud ihn deshalb bald nachher, als er sich zu Nevers in größerer Nähe befand, ein, ihn dort zu besuchen. Rousseau begab sich im Laufe des Juli dahin, verweilte etwa acht Tage und kehrte dann über Lyon nach Monquin zurück. Die Reise war, obgleich sie ihn in eine hübsche und noch unbekannte Landschaft führte, nicht gerade angenehm. „Sie hat mich," schreibt er, „bei der Hitze, dem Staube und dem unbequemen Wagen ungemein ermüdet. Doch sah ich unterwegs manche neue Pflanzen, die mich sehr interessirten." Was aber den Erfolg des Ausfluges angeht, so erfahren wir darüber nichts Näheres; Rousseau gedenkt der Begegnung mit dem Prinzen mit keiner Silbe. Es ist indeß nicht zweifelhaft, daß sie ihn wenig befriedigt hatte; die durchgreifende Aenderung, welche in dem Verhältnisse zu seinem bisherigen Protektor seit dieser Zeit hervortritt, beweist das zur Genüge. Von einer persönlichen Beziehung zum Prinzen ist fortan keine Rede mehr; die Anweisungen und Befehle, welche er bis dahin ertheilte, fallen ganz weg. Der briefliche Verkehr mit ihm hört auf; weder wird er um Rath gefragt, noch seine Zustimmung nachgesucht; selbst sein Name wird nur noch selten genannt. Doch wurde das Verhältniß deshalb kein feindliches; wo Rousseau später auf seinen alten Gönner zu sprechen kömmt, geschieht es stets in Ausdrücken dankbarer Verehrung. Es ist daher wohl anzunehmen, daß die Zusammenkunft in Nevers nicht in ein eigentliches Zerwürfniß auslief, man vielmehr in freundschaftlicher Weise übereinkam, die bisherige Verbindung aufzuheben und beiden Theilen die volle Freiheit der Bewegung zurückzugeben. Auch blieb, wie die Dinge einmal lagen, kaum etwas Anderes übrig. Conti mochte einsehen, daß er sich vergeblich bemühe, seinen Clienten zufrieden zu stellen, und darum wünschen, der undankbaren Aufgabe, die er in bester Absicht übernommen hatte, enthoben zu werden. Rousseau dagegen hatte schon längst geglaubt, daß der Prinz, wenn er persönlich es auch gut mit ihm meine, von seiner Umgebung beherrscht und zur Ausführung ihrer feindlichen Absichten benutzt werde. Wahrscheinlich wurde er durch die Begegnung mit ihm in dieser An-

sicht noch bestärkt. Möglich sogar, daß sie, vielleicht in Folge der Versuche Conti's, ihm seine argwöhnischen Besorgnisse auszureden, sein Vertrauen zu ihm erschütterte. Wenigstens werden von nun an gelegentlich Aeußerungen laut, aus welchen hervorgeht, daß er ihn nicht mehr für so redlich und schuldlos hielt, wie er ihm früher erschienen war.

Uebrigens war er kaum wieder daheim, als er von Neuem zum Wanderstabe griff. Dies Mal handelte es sich von einer botanischen Wallfahrt nach dem jenseits der Rhone gelegenen Pilatusberge. Er hatte dieselbe schon vor längerer Zeit mit einigen Bekannten aus Bourgoin verabredet, und wollte jetzt, trotz seiner Ermüdung und wiewohl die weite Fußtour manche Beschwerden in Aussicht stellte, nicht zurücktreten. Vielleicht ging er um so lieber, da gerade in diesen Tagen der häusliche Friede eine Störung erlitt, die eine zeitweilige Entfernung rathsam erscheinen ließ. Ein Brief, welchen er vor seiner Abreise an Therese schrieb, giebt über den Vorgang und dessen Veranlassung näheren Aufschluß. Derselbe lautet [5]): „Seit 26 Jahren, die unsere Verbindung nun besteht, habe ich mein Glück nur in dem Deinigen gesucht, habe ich mich nur damit beschäftigt, Dich glücklich zu machen. Auch hast Du aus dem, was ich vor Kurzem gethan, ohne daß ich mich jemals dazu verpflichtet hätte, gesehen, daß mir Deine Ehre und Dein Wohl gleich theuer sind. Ich bemerke aber zu meinem Bedauern, daß der Erfolg meinen Bemühungen nicht entspricht, und es Dir weniger angenehm ist, meine Dienste hinzunehmen, als mir, sie zu erweisen. Ich weiß, daß der Sinn für Ehre und Rechtschaffenheit, welcher Dir eingeboren ist, sich niemals ändern wird. Was aber die Empfindungen der Zärtlichkeit und Zuneigung angeht, welche früher gegenseitig waren, so fühle ich, daß sie nur noch auf meiner Seite fortbestehen. Meine theure Freundin, Du hast nicht nur aufgehört, Dich in meiner Nähe wohlzufühlen, es kostet Dir sogar Mühe, aus Gefälligkeit einige Augenblicke bei mir zu verweilen. Es ist Dir bei aller Welt behaglich, nur nicht bei mir; die ganze Umgebung ist in Deine Geheimnisse eingeweiht, nur ich nicht. Dein einziger wahrer Freund ist allein von Deinem Vertrauen ausgeschlossen. Ich spreche nicht von manchen anderen Dingen; man muß seine Freunde mit ihren Schwächen hinnehmen, und ich Dir die Deinigen zu Gute halten, wie Du mir die meinigen. Wenn Du mit mir glücklich wärest, würde ich zufrieden sein; aber ich sehe klar, daß Du es nicht bist, und das zerreißt mir das Herz. Könnte ich mehr und Besseres thun, um zu Deinem Glücke beizutragen, so würde ich handeln und schweigen. Doch

das ist unmöglich, wie lebhaft ich es auch wünsche . . . Von Seiten eines Menschen, den man nicht liebt, gefällt und befriedigt nichts. Ebendarum sind, wie ich die Sache auch angreife, alle meine Bemühungen bei Dir unzureichend. Man kann dem Herzen nicht gebieten; gegen dieses Uebel giebt es kein Heilmittel." Indeß würde er trotz seines heißen Verlangens, sie um jeden Preis glücklich zu sehen, nie daran gedacht haben, sich zu dem Ende von ihr zu trennen, wenn sie nicht zuerst den Vorschlag gemacht hätte. Freilich weiß er wohl, daß man dem, was in der Hitze des Streites gesagt wird, nicht zu viel Gewicht beilegen darf. Aber sie ist zu oft auf diesen Gedanken zurückgekommen, als daß er nicht einigen Eindruck auf sie gemacht haben sollte. „Du kennst," fährt er dann fort, „meine Lage. Dieselbe ist so, daß man kaum wagt, sie zu schildern, weil sie fast unglaublich erscheint. Ich hatte nur einen einzigen, aber sehr süßen Trost, den, mein Herz vor Dir auszuschütten. Wenn ich über meine Leiden mit Dir gesprochen, so waren sie erleichtert, und wenn Du mich beklagt hattest, hielt ich mich nicht mehr für beklagenswerth. Es ist gewiß, daß, da ich nur noch verschlossenen oder falschen Herzen begegne, Du meine einzige Zuflucht bist. Es ist gewiß, daß, wenn Du mir fehlst, und ich dahin gebracht werde, ganz allein zu leben, mir das unmöglich und ich ein verlorener Mensch sein werde. Doch würde ich auf eine weit grausamere Weise zu Grunde gehen, wenn wir fortführen, mit einander in schlechtem Einvernehmen zu leben, wenn Vertrauen und Freundschaft aus unserer Mitte wichen. Ach! mein Kind, wolle Gott nicht, daß ich zu diesem namenlosen Elend aufbehalten bin. Es wäre doch tausend Mal besser, sich nicht mehr zu sehen, aber sich noch zu lieben und hin und wieder zu bedauern."

Er beschwört sie daher, mit sich zu Rathe zu gehen, ihr Herz wohl zu prüfen, und sorgfältig zu untersuchen, ob es nicht für beide Theile besser wäre, wenn sie ihren Plan ausführte, sich in irgend einem Kloster in Pension zu geben, um ihr selbst die unangenehmen Eindrücke seiner wechselnden Stimmungen und ihm die ihrer Kälte zu ersparen. Er giebt ihr volle Freiheit, ihr Asyl zu wählen und nach Belieben zu wechseln. Es soll ihr an nichts fehlen; er wird für sie mehr Sorge tragen, als für sich selbst. Kommt dann die Zeit, wo ein wirkliches Bedürfniß nach Wiedervereinigung sich regt, so wird dieselbe sofort stattfinden und nur durch den Tod gelöst werden. Den Gedanken an eine beständige Trennung würde er nicht ertragen; er will nur eine, die beiden zur Lehre diene, die es ihnen fühlbar macht, wie sehr sie für einander geschaffen sind und wie wenig sie sich entbehren können.

Indeß auch diese fordert er nicht, er schreibt sie nicht vor; er besorgt nur, daß sie nöthig geworden. Möge die Freundin darüber urtheilen, er stellt ihr die Entscheidung anheim. Nur das Eine verlangt er, daß sie ihren Entschluß im Einvernehmen mit ihm fasse; er verspricht ihr, daß er sich in Allem ihren Wünschen fügen wird, sofern dieselben gerecht und vernünftig sind. Zu dem Vorhaben aber, welches sie im Zorne geäußert, ihn zu verlassen und „zu verschwinden“, ohne sein Zuthun und ohne daß er erfahre, wohin sie gehe, wird er nie seine Zustimmung geben, weil es für beide schmachvoll und entehrend sein würde. Uebrigens läßt er ihr Zeit, Alles wohl zu erwägen; seine bevorstehende Abwesenheit giebt ihr dazu die nöthige Muße. „Bedenke," ruft er ihr zu, „was Du mir und Dir selbst schuldig bist, was wir einander solange gewesen sind und bis ans Ende unserer Tage sein müssen, von welchen der größte und schönste Theil dahin und nur noch soviel übrig bleibt, als nöthig ist, um ein unglückliches, aber schuldloses Leben durch ein Ende zu krönen, welches ihm Ehre macht und uns ein dauerhaftes Glück sichert. Wir haben Fehler zu beweinen und zu büßen, aber wir haben, dem Himmel sei Dank, uns keine Verbrechen, noch Niederträchtigkeiten vorzuwerfen. Heben wir nicht durch die Unbesonnenheit unserer letzten Tage die Reinheit und Milde derer auf, welche wir zusammen verlebt haben."

Die Reise, die er anzutreten im Begriffe ist, wird voraussichtlich weder von langer Dauer, noch besonders gefährlich sein. Indeß die Natur verfügt oft dann gerade über uns, wenn wir am wenigsten daran denken. Die Freundin ist mit seinen Gesinnungen zu wohl bekannt, als daß sie fürchten sollte, er werde seinem Leben vor der Zeit, welche die Natur oder die Menschen bestimmen, ein Ziel setzen. Sie darf, falls irgend ein Unfall seiner Laufbahn ein Ende macht, sicher sein, daß sein Wille daran nicht den mindesten Antheil hat. Hoffentlich findet er sich in spätestens vierzehn Tagen in ihren Armen wieder. Sollte er aber nicht das Glück haben, sie wiederzusehen, so möge sie des Mannes gedenken, dessen Wittwe sie dann ist, und sein Andenken in Ehren halten, indem sie sich selber ehre. Zugleich empfiehlt er ihr, in diesem Falle ihren bisherigen Wohnort möglichst bald zu verlassen. Doch „daß sich keine Mönche irgendwie um sie und ihre Angelegenheiten kümmern“. Er sagt das „nicht aus Eifersucht“, denn er ist überzeugt, daß man es nicht auf ihre Person abgesehen hat. Dennoch wird sie gut thun, seine Warnung zu beachten, wenn sie ihre noch übrigen Lebenstage vor Schmach und Unheil bewahren will. Er räth ihr dann, sich an Herrn von

St. Germain zu wenden und mit seiner Hülfe eine klösterliche Gemeinschaft auszuwählen, die ihr zusage; es wird so besser sein, als wenn sie allein lebt. „Vertraue," fügt er hinzu, „auf keinen Freund; Du hast deren ebenso wenig, wie ich. Wohl aber zähle auf die rechtschaffenen Leute; die Herzensgüte und die Billigkeit eines redlichen Mannes wiegt die Freundschaft eines Schurken hundert Mal auf. Meide auch die Nähe der Großen; nimm keine ihrer Anerbietungen an, weniger noch die der Gelehrten und Schriftsteller. Von ihnen ist Duclos der einzige, dem Du vertrauen darfst; er ist kein warmer Freund, aber ein redlicher Mann, der Dich nicht täuschen wird. Dagegen halte Dich fern von allen Frauen, die sich meine Freundinnen genannt haben. Nur Madame Dupin und Frau von Chenonceaux nehme ich aus; sie sind zuverlässig und keines Verrathes fähig." Sie hat genug, um unabhängig leben zu können. Will sie lieber allein, als unter Nonnen wohnen, so steht ihr auch das frei. Nur möge sie sich nicht beherrschen lassen, sich nicht mit den Nachbarinnen zu tief einlassen, noch auch den Menschen trauen, bevor sie dieselben kennt. — Nach diesen Ermahnungen schließt er mit den Worten: „Lebe wohl, theure Freundin meines Herzens, auf Wiedersehen! Sehen wir uns aber nicht mehr, so gedenke stets des einzigen wahren Freundes, den Du gehabt hast und jemals haben wirst. Ich unterzeichne mich nicht Renou, da dieser Name für Deine Zärtlichkeit verhängnißvoll gewesen ist, sondern ich nehme für diesen Augenblick den wieder an, welchen Dein Herz nie vergessen kann."

Der vorstehende Brief ist von Allen, welche Therese mehr oder weniger für das Mißgeschick Rousseau's verantwortlich machen, vielfach benutzt worden, um ihren Charakter in das schlimmste Licht zu stellen. Unseres Erachtens ohne genügenden Grund. Man darf doch nicht vergessen, daß es für eine Frau, wie sie auch immer geartet sein mochte, nicht gerade leicht war, mit einem Manne wie Rousseau stets zufrieden und glücklich zu leben. Freundlich und gutherzig, wie er in der Regel war, gab es doch der Stunden und Tage gar manche, an welchen seine gereizte Stimmung, sein mürrisches, aufgeregtes, unwirsches Benehmen den Umgang mit ihm höchst unbehaglich machte. Therese mußte das um so schwerer empfinden, da sie im Grunde auf ihn allein angewiesen war, beständig in seiner unmittelbaren Nähe verweilte, und der ausgleichenden Zerstreuungen entbehrte, die andere Frauen in ihrer Familie oder im geselligen Verkehre zu finden pflegen. Kein Wunder, wenn sie zu Zeiten eines Lebens müde wurde, welches für sie doch ziemlich reiz- und freudlos dahin floß, und

überdies bei dem steten Wechsel des Wohnortes immer neue Unruhe und Beschwerden mit sich brachte. Auch darf man es ihr nicht gar zu sehr verargen, daß sich ihr Unmuth hin und wieder in einem leidenschaftlichen Ausbruche Luft machte und es dann zu Auftritten kam, wie der in Rede stehende Brief sie andeutet. Scenen dieser Art begegnen auch wohl unter Personen, die in Folge ihrer gemeinsamen Bildung, Neigungen und Interessen in einer weit innigeren Gemeinschaft leben, als sie hier den Umständen nach vorhanden sein konnte. Eine Frau, die zuweilen mit Recht oder Unrecht in Harnisch geräth, und in ihrer Aufregung weder Maß, noch Ziel kennt, ist darum noch kein zänkisches, bösartiges Weib, welches dem Manne das Leben sauer und sein Haus zur Hölle macht. Auch Therese war die unholde Xantippe nicht, wofür man sie hat ausgeben wollen. Wir glauben vielmehr, daß sie die aufrichtige Achtung und die herzliche Zuneigung, welche Rousseau, wie zu anderer Zeit, so auch bei diesem Anlasse für sie an den Tag legt, in vollem Maße verdiente. Damit soll freilich nicht geleugnet werden, daß es vielleicht für beide Theile besser gewesen wäre, wenn sie den Vorschlag, von ihm getrennt zu leben, acceptirt hätte. Indeß, sie that das nicht; ob aus berechnender Sorge für ihre Zukunft, oder, was eher zutreffen möchte, weil ihre Anhänglichkeit doch größer war, als es den Anschein hatte, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls hat sie ihrem Gatten bis zu dessen Tode nie mehr Anlaß gegeben, sich irgendwie über sie zu beklagen oder den Wunsch nach einer Trennung zu äußern.

Es war schon gut, daß der Sturm am häuslichen Himmel vorübergezogen war, als Rousseau von seiner Excursion ziemlich verstimmt heimkam. Dieselbe hatte den Erwartungen, die er an sie geknüpft, keineswegs entsprochen. „Ich reiste," berichtet er du Peyrou, „zu Fuß mit drei Herren ab, welche sich die Miene gaben, als liebten sie die Botanik und die, weil sie mich, ich weiß nicht warum, zu cajoliren wünschten, sich einbildeten, es gebe dazu kein besseres Mittel, als wenn sie mir möglichst viele Complimente machten. Ich wollte gleich anfangs alle diese Faxen verbannen; um die Herren in Zug zu bringen, trug ich ihnen einige Canones vor; ich wollte sie solche lehren, denn ich dachte mir, daß wir den ganzen Tag singen und Possen treiben würden. Ich machte ihnen sogar ein Liedchen, natürlich mit der Begleitung, welches ich, während wir im Regen dahinwanderten, mit Ziffern von meiner Erfindung notirte. Als aber mein Lied fertig war, sprach man nicht weiter davon. Da ich ganz allein lustig sein wollte, erschien ich nur ungeschliffen; immerfort großes Ceremoniell

und beständig der verehrte Don Japhet. Sie begreifen, wie wenig sich das nicht nur mit meiner Sinnesweise, sondern auch mit der zwanglosen Heiterkeit einer Fußreise vertrug. Die Herren haben mich sehr langweilig gefunden, ich glaube es wohl; sie sagen aber nicht, daß sie mich dazu gemacht haben. Ueberdies hatten wir fast unausgesetzt schlechtes Wetter, und das ist nicht eben erbaulich, wenn man nur Pflanzen sammeln will und, weil die Intimität fehlt, keinen anderen Vereinigungspunkt hat. Ferner haben wir in dem Gebirge ein sehr mangelhaftes Nachtlager gefunden, als Bett nasses und dampfendes Heu, sammt einer einzigen, mit Flöhen ausgestopften Matratze, mit welcher ich, als der Sancho der Gesellschaft, in pomphafter Weise beschenkt wurde. Dazu kamen noch Unfälle aller Art. Einer der Herren wurde auf dem Berge von einem Hunde gebissen, mein Sultan von einem anderen Hunde halbwege massacrirt; er ist dann verschwunden, und ich glaubte, er sei an seinen Verletzungen gestorben oder von einem Wolfe gefressen worden. Um so mehr hat es mich überrascht, ihn hier bei meiner Rückkehr völlig geheilt wiederzufinden, ohne daß ich mir denken kann, wie es ihm in seinem Zustande möglich geworden, zwölf dicke Stunden zu machen und vor Allem die Rhone zu passiren, die doch kein kleines Bächlein ist, wie Herr Chazeron vom Rheine zu sagen pflegt. Das Schlimmste aber ist, daß wir fast gar keine Ausbeute gehabt haben, da wir für die Blüthen zu spät und für die Saamen zu früh gekommen waren, auch keinen Führer hatten, der uns zu den guten Stellen bringen konnte.“ Möge der Freund hinzunehmen, daß „das Gebirge trist, öde, ohne Anbau und Menschen ist, und nichts von der bewunderungswürdigen Mannigfaltigkeit der Schweizerberge an sich hat“. Er wird dann zugeben, „daß die ganze Tour die verstauchte Hand nicht werth ist, welche sie neben einigen wenigen, durch den Regen halb verfaulten Pflanzen eingetragen hat[6])“.

Ihr ungünstiger Verlauf aber nahm, scheint es, Rousseau die Lust, noch weitere Unternehmungen der Art zu versuchen. Er blieb den Rest des Sommers, wie den Herbst über, ruhig zu Hause. Von einem Wechsel des Wohnortes, den er noch vor Kurzem als unbedingt nothwendig bezeichnet hatte, war fürs Erste nicht mehr die Rede. Wurde derselbe hin und wieder von den Freunden in Anregung gebracht, so wies er sie mit der Bemerkung ab, daß er gewohnt, alle seine Wünsche vereitelt zu sehen, aufgehört habe, deren zu hegen. Freilich ging er auf ihre Vor-

schläge im Grunde nur deshalb nicht ein, weil er sich schon damals mit der Absicht trug, nach Paris überzusiedeln und nur noch im Zweifel darüber war, ob dieser Plan ausführbar sei oder nicht. Wohl mochte ihm der Aufenthalt in seiner einsamen Villa zu Zeiten etwas langweilig werden. Das Leben war hier doch gar still und einförmig; weder im Hause selbst, noch in der Umgebung fanden sich Leute, mit welchen er näheren Umgang hätte pflegen mögen. Die Herren aus Bourgoin, in deren Gesellschaft er früher manche müßige Stunde verbracht hatte, waren ihm durch ihre devote Höflichkeit unleidlich und selbst verdächtig geworden. Er brach den Verkehr mit ihnen ab und schloß überhaupt Fremden möglichst die Thüre. Nur Herr von St. Germain fand sie stets offen, doch sprach er nur sehr selten vor. Sein katholisches Gewissen erlaubte ihm, wie es scheint, nicht, sich dem ungläubigen Ketzer enger anzuschließen. Auch trug wohl die geringschätzige Weise, in welcher seine Frau Theresen begegnete, dazu bei, daß man über gelegentliche Besuche nicht hinaus kam. So war denn Rousseau meist auf sich selbst und die gewohnten Beschäftigungen angewiesen. Die botanischen Promenaden nahmen, solange die gute Jahreszeit andauerte, den größten Theil des Tages in Anspruch. Die wenigen Stunden aber, welche sie etwa übrig ließen, wurden zur Vollendung der „Bekenntnisse“ benutzt, oder an dem Clavière verträumt, welches die Fürsorge einer befreundeten Dame zur Verfügung gestellt hatte. Ueberdies gab es manche Briefe zu schreiben, theils an alte Freunde und Bekannte, theils auch an fernerstehende Personen, die ihn um Rath und Aufklärung angingen und, wie wenig er in der Regel geneigt war, solchen Petenten Gehör zu geben, doch hin und wieder zu einer eingehenden und gehaltvollen Antwort vermochten.

Interessant vor Allem ist die ausführliche Erwiederung, welche er einem jungen Manne zugehen ließ, der, von der herrschenden Skepsis angesteckt, ihm seine Skrupel und Zweifel vorgetragen und die Lösung derselben dringend ans Herz gelegt hatte. Er will nicht ablehnen, was man ihm so nachdrücklich zur Pflicht macht, wenn er auch voraussieht, daß er sich vergeblich bemühen wird. Er weiß eben nur zu wohl, „daß die gemeinsame Vernunft sehr beschränkt ist, daß, sobald man über diese engen Grenzen hinausgeht, Jeder die seinige hat, die nur ihm eigen ist, daß die Meinungen sich durch die Meinungen, nicht durch die Vernunft fortpflanzen, und daß, wer dem Raisonnement eines Anderen nachgiebt, was schon sehr selten geschieht, durch Vorurtheil, Autorität, Zuneigung, Trägheit, selten, vielleicht nie durch sein eigenes Urtheil dazu bestimmt wird“. — „Sie sagen mir,“ fährt er dann

fort, „daß das Resultat Ihrer Forschungen über den Urheber der Dinge ein Zustand des Zweifels ist. Ich kann über diesen Zustand nicht urtheilen, weil er nie der meinige gewesen. Ich habe stets geglaubt, in meiner Kindheit, weil ich der Autorität folgte, in meiner Jugend aus innerem Gefühl, im reifen Alter in Folge vernünftiger Ueberlegung, und gegenwärtig glaube ich, weil ich immer geglaubt habe. Während mein erloschenes Gedächtniß mir den Gang meiner früheren Raisonnements nicht mehr zurückruft, und die geschwächte Denkkraft mir nicht mehr gestattet, sie von Neuem zu beginnen, sind mir die Ansichten, welche aus ihnen resultirten, in ihrer ganzen Kraft geblieben, und ohne daß ich den Willen oder den Muth habe, sie nochmals in Erwägung zu ziehen, halte ich ruhig und mit Vertrauen an ihnen fest, gewiß, ihrer Erörterung zur Zeit meiner geistigen Vollkraft die ganze Aufmerksamkeit, deren ich fähig war, zugewandt zu haben. Wenn ich mich geirrt, so ist es nicht meine Schuld, sondern die der Natur, welche meinem Kopfe kein größeres Maß von Einsicht verliehen hat. Ich habe ihrer gegenwärtig nicht mehr, im Gegentheil weit weniger. Auf welchen Grund hin sollte ich denn nun die Untersuchung wieder aufnehmen? Der Augenblick drängt, der Abschied von der Welt rückt näher; ich würde weder Zeit, noch Kraft haben, die große Arbeit zu vollenden. Ueberdies möchte ich auf jeden Fall die Zuversicht und die Festigkeit eines Mannes, nicht die entmuthigenden Zweifel eines alten Schwätzers mit mir hinübernehmen."

Uebrigens ist es, da sein junger Freund bei seinen Forschungen einen ganz anderen Weg eingeschlagen hat, wie er, sehr begreiflich, wenn sie beide nicht zu demselben Ergebnisse gelangt sind. „Jener hat, indem er die Beweise für das Dasein Gottes gegen die Schwierigkeiten, welche sie darbieten, abwog, keine der beiden Seiten überwiegend genug gefunden, um sich für sie zu entscheiden, und er ist deshalb im Zweifel stecken geblieben." Rousseau hat es anders gemacht. Wir wissen, wie er verfahren ist, nicht minder, zu welchen religiösen Ansichten er gelangte, und wollen deshalb nicht wiederholen, was er hier in Uebereinstimmung mit dem savoyischen Vicar zur Empfehlung seines deistischen Systems hervorhebt. Weniger bekannt sind die Bemerkungen, welche er folgen läßt: „Sie werfen mir ein, daß, wenn Gott die Menschen hätte verpflichten wollen, ihn zu erkennen, er sein Dasein in den Augen Aller zur Evidenz erhoben haben würde. Es ist die Sache derer, welche den Glauben an Gott zu einem für die Seligkeit nothwendigen Dogma machen, auf diesen Einwand zu antworten, und sie beantworten ihn auch mit der Offenbarung.

Was mich betrifft, der ich an Gott glaube, ohne diesen Glauben für nothwendig zu halten, so sehe ich nicht, warum er sich hätte für verpflichtet halten sollen, ihn uns zu verleihen. Ich denke, daß Jeder nicht nach dem, was er geglaubt, sondern nach dem, was er gethan hat, gerichtet werden wird, und ich bin durchaus nicht der Meinung, daß zu den guten Werken ein bestimmtes Glaubenssystem nöthig ist, weil das Gewissen dessen Stelle vertritt." „Uebrigens hat sich Gott den Menschen sowohl in seinen Werken, wie in ihren Herzen hinlänglich offenbart, und wenn es Leute giebt, die ihn nicht erkennen, so liegt dies daran, daß sie ihn nicht erkennen wollen, oder dessen nicht bedürfen. In dem letzteren Falle befindet sich der culturlose Wilde, der von seiner Vernunft noch keinen Gebrauch gemacht hat, der, lediglich durch seine natürlichen Triebe geleitet, keinen anderen Führer nöthig hat und, da er nur den Impulsen der Natur folgt, stets auf geradem Wege einhergeht. Dieser Mensch erkennt Gott nicht, aber er beleidigt ihn auch nicht. — In dem anderen Falle dagegen ist der Philosoph, der, weil er mit aller Gewalt seine Intelligenz überspannen und über das, was man bis dahin dachte, grübeln und klügeln will, endlich alle Grundsätze der gesunden ursprünglichen Vernunft erschüttert, und weil er stets mehr und es besser wissen will, als die Anderen, schließlich dahin kommt, gar nichts mehr zu wissen. Der verständige und zugleich bescheidene Mensch, dessen geübte, aber beschränkte Geisteskraft ihre Grenzen fühlt und sie nicht überschreitet, findet innerhalb dieser Schranken den Begriff seiner Seele, wie den des Urhebers seines Daseins, denkt aber nicht daran, sich diese Begriffe klar machen und sie so aus der Nähe betrachten zu wollen, als wenn er ein reiner Geist wäre. Er bleibt, von Ehrfurcht ergriffen, stehen, und rührt nicht an den Schleier, zufrieden damit, zu wissen, daß er das unendliche Wesen verhüllt. Auch ist die Philosophie nur insoweit für das praktische Leben von Nutzen; alles Weitere ist nichts als eine müßige Spekulation, für die wir durchaus nicht geschaffen sind, und auf welche der gewöhnliche Mensch gar nicht eingeht. Der gewöhnliche Mensch aber, der weder ein unvernünftiges Thier ist, noch auch ein Wunder von Einsicht, ist der eigentlich so genannte Mensch. Er hält die Mitte zwischen den beiden Extremen und macht $^{19}/_{20}$ des menschlichen Geschlechtes aus. Dieser zahlreichen Klasse ziemt es, den Psalm „Die Himmel erzählen" zu singen, und sie singt ihn auch wirklich. Alle Völker der Erde erkennen Gott und beten ihn an, und wenn ihn auch jedes nach seiner Weise kleidet, man findet ihn unter allen diesen Gewändern doch wieder. Die geringe Zahl der Auserwählten, die auf eine höhere Weisheit erpicht

sind, und deren Genie sich nicht auf den gemeinen Menschenverstand beschränkt, will einen Gott von transscendentaler Art. Ich tadle sie deshalb nicht; wenn sie aber weiter geht, sich an die Stelle des ganzen Menschengeschlechtes setzt und sagt, Gott habe sich vor den Menschen verborgen, weil sie, die Wenigen, ihn nicht sehen, so finde ich, daß sie Unrecht haben. Zwar kann es geschehen, daß die Strömung der Mode und das Spiel der Intrigue die philosophische Sekte erweitern und für einen Augenblick die große Masse überreden, daß sie nicht mehr an Gott glaubt. Doch diese Mode kann keinen Bestand haben; was man auch thun mag, auf die Dauer wird der Mensch stets eines Gottes bedürfen."

Rousseau zweifelt nicht, daß man dies Alles „wenig philosophisch" finden wird. Indeß, wie einfach sein Raisonnement auch ist, er fühlt, daß es die innere Zustimmung für sich hat. Nun will sein junger Freund freilich, daß man dieser Autorität mißtraue. Doch kann er dessen Ansicht nicht theilen; er „sieht im Gegentheil in dem inneren Urtheil einen natürlichen Schutz gegen die Sophismen des Verstandes". Weit entfernt zu glauben, daß, wer ihm folgt, der Täuschung unterworfen ist, hält er vielmehr dafür, daß „es uns niemals täuscht, daß es die Leuchte unserer schwachen Einsicht ist, wenn wir über das, was wir begreifen können, hinausgehen wollen. Auch sieht sich die Philosophie selbst bei all ihrem Stolze oft genug gezwungen, zu diesem unmittelbaren Gefühle, auf das sie so geringschätzig herabsieht, ihre Zuflucht zu nehmen. Nur von ihm ließ sich Diogenes leiten, als er vor Zeno, der die Bewegung leugnete, statt aller Antwort auf- und niederging. Mit ihm begegnete das ganze philosophirende Alterthum den Einwürfen der Skeptiker. Doch gehen wir nicht so weit zurück. Während die gesammte neuere Philosophie die geistigen Wesen verwirft, erhebt sich mit einem Male der Bischof Berkeley und behauptet, daß es keine Körper gebe. Wie ist es möglich gewesen, diesem gewaltigen Logiker zu antworten? Man setze das innere Gefühl bei Seite und alle neueren Philosophen zusammen werden nicht im Stande sein, die Existenz der Körperwelt zu beweisen. Ueberhaupt würde, wenn dieser untrügliche Richter fehlte, bald keine Spur der Wahrheit auf Erden mehr übrig sein; wir würden zum Spielballe der abgeschmacktesten Meinungen werden und schließlich genöthigt, über unsere Vernunft selbst zu erröthen, nicht mehr wissen, was wir glauben oder denken sollen ...." 7)

Ob der angehende Skeptiker durch diese Auseinandersetzungen eines Besseren belehrt wurde, erfahren wir nicht. Vermuthlich

blieb er, wie das Rousseau vorausgesagt, bei seiner Ansicht; jedenfalls wurde die Correspondenz nicht weiter fortgeführt. Von etwas längerer Dauer war die mit einem jungen Abbé, der in einem vornehmen Hause die Stelle des Erziehers bekleidet und sich über manche Schwierigkeiten, die ihm in seinem Berufe begegnen, Raths erholt. Er weiß sich, scheint es, bei seinem Zögling nicht in den erforderlichen Respekt zu setzen. Der Bursche ist bereits von den Vorurtheilen, dem Uebermuthe und der Anmaßung seines Standes erfüllt; er sieht auf seinen Mentor mit Geringschätzung herab, betrachtet ihn als einen Söldling, der sich seinem Willen fügen muß, weil er ihn bezahlt. Was ist da zu thun? „Sehr wenig," meint Rousseau, „so lange man auf die Mitwirkung der Vernunft verzichten muß, und diese kommt den Kindern von Stande später, als allen anderen. Gründe geltend zu machen, würde für jetzt nutzlos sein. Ebenso vergeblich wäre es, auf das Gefühl einwirken zu wollen. Vorläufig bleibt nur übrig, sich an das dritte der Werkzeuge, mit welchen man die Menschen bearbeiten kann, an die Nothwendigkeit zu halten. Und dies dürfte um so eher am Orte sein, da für den Menschen jeden Standes und Alters die erste wichtigste Philosophie darin besteht, sich unter ihr hartes Joch beugen zu lernen. Inzwischen kann es nicht schaden, wenn der Erzieher versucht, die irrigen Ansichten des Kleinen durch richtigere zu ersetzen, ihm zu zeigen, daß es achtungswerthere Dinge giebt, als Geburt und Reichthum. Damit ihm dies aber einleuchte, muß er es ihm nicht sagen, sondern fühlbar machen: er muß seine kleine eitele Seele zwingen, Gerechtigkeit und Muth zu achten, sich vor der Tugend zu beugen. Nur hole er zu dem Ende keine Bücher herbei; die Büchermenschen werden für ihn immer nur Menschen aus einer anderen Welt sein. Es giebt nur ein Vorbild, welches in seinen Augen Wirklichkeit haben kann, der Erzieher selbst. Die Stellung," fügt Rousseau hinzu, „welche Sie einnehmen, ist die größte und edelste, die es auf Erden giebt. Wie der große Haufe darüber auch denken mag, ich sehe Sie an Gottes Stelle, Sie schaffen einen Menschen. Wenn Sie sich ebenso sehen, wie muß dieser Gedanke Sie innerlich erheben, wie kann er Sie in Wahrheit groß machen. Das aber ist nöthig: wären Sie es nur scheinbar, spielten Sie nur die Tugend, so würde der kleine Mann Sie unfehlbar bald durchschauen und Alles verloren sein." — Wir übergehen die weiteren Mahnungen und Rathschläge, zumal sie doch meist im Sinne und theilweise mit den Worten des Emil ertheilt werden. Besondere Beachtung verdient die scharf unterscheidende Genauigkeit, womit er den speciellen Fall und seine besonderen Anforderungen ins Auge faßt [8]).

Die bekannte Anziehungskraft, welche Rousseau von je her auf das weibliche Geschlecht ausübte, verleugnete sich auch in dieser vorgerückten Periode seines Lebens nicht. Wiewohl die Haare allmälig grau wurden, gab es immer noch selbst junge Frauen, die sich bemühten, ihm persönlich näher zu treten. Eine von diesen war Madame B., die, den höheren Ständen angehörig, damals 22 Jahre zählte. Rousseau hat sie, wie es scheint, auf seinem Ausfluge nach Nevers kennen und ihren liebenswürdigen Charakter schätzen gelernt. Jetzt wendet sie sich brieflich an ihn, um ihn zu einer regelmäßigen Correspondenz einzuladen. Sie bedarf des Rathes, der Leitung; ihr Seelenzustand ist wenig befriedigend. Obgleich Gattin und Mutter, fühlt sie sich doch nicht glücklich; der Lärm des gesellschaftlichen Lebens, in welchem sie sich bewegt, läßt nur Leere und eine habituelle Traurigkeit in ihrem Herzen zurück. Rousseau ist nicht abgeneigt, die Rolle des Pädagogen, welche sie ihm anträgt, zu übernehmen. „Sollte sie aber sein Gerede langweilig oder impertinent finden, so wird das eine kleine Rache für die Malice sein, mit welcher sie einen armen Graubart anlockt, der sich schleunigst zum Prediger macht, damit er der Versuchung entgeht, sich lächerlich zu machen." Vorläufig schickt er ihr eine ernste Mahnung, welche sie inmitten der geräuschvollen Pariser Vergnügungen, die sie hat aufsuchen wollen, wohl beherzigen mag. Zwar fürchtet er nicht, daß sie dieselben gegenwärtig, wo sie an ihnen Theil nimmt, gehaltvoller finden wird, als sie ihr früher erschienen sind. Wohl aber könnte die Gewöhnung an sie eine recht schlimme Folge haben. Es wäre möglich, daß sie zum Bedürfniß würden, ohne doch Befriedigung zu gewähren, und es giebt keinen peinlicheren Zustand, als wenn man gezwungen ist, seinen Lebenskreis da zu suchen, wo man weiß, daß man sein Glück nicht finden wird. Um solchem Unheil zuvorzukommen, giebt es, falls man sich einmal der Gefahr ausgesetzt hat, ihm zu begegnen, nur ein Mittel: man muß strenge über sich wachen und die Gewohnheit aufgeben, oder sie doch unterbrechen, bevor man von ihr beherrscht wird. Das Schlimme freilich ist, daß man auch in diesem Falle meist erst anfängt, das Joch zu fürchten, wenn man es trägt und es zu spät ist, dasselbe abzuschütteln. Doch Rousseau zweifelt nicht, daß Madame die nöthige Energie haben wird; es genügt, vorauszusehen, daß sie ihrer bedürfen wird.

Die junge Frau entsprach der günstigen Meinung, die er von ihr gefaßt hatte. Auch trug er nicht länger Bedenken, auf ihre Anliegen näher einzugehen. „Die innere Leere," schreibt er, „über welche Sie klagen, macht sich nur den Herzen fühlbar, welche geschaffen sind, um ausgefüllt zu werden. Die engen Herzen

fühlen nie eine Leere, weil sie stets voll von nichts sind. Dagegen giebt es andere, deren Fassungskraft so groß ist, daß die armseligen Wesen, welche sie umgeben, ihr nicht genügen können. Hat die Natur Ihnen das seltene, aber bedenkliche Geschenk eines für das Bedürfniß des Glückes zu empfänglichen Herzens verliehen, so suchen Sie nicht draußen, worin es sich befriedigen könnte; es muß sich von seinem eigenen Inhalte nähren. Das Glück, Madame, welches wir aus dem, was uns fremd ist, schöpfen, ist ein falsches Glück. Die Leute, die für kein anderes empfänglich sind, thun gut, sich damit zu begnügen. Sind Sie aber, wofür ich Sie halte, so werden Sie immer nur durch sich selbst glücklich sein. Erwarten Sie zu dem Ende nichts, außer von sich. Dieser moralische Sinn, der unter den Menschen so selten ist, dieses feine Gefühl für das Schöne, Wahre und Gute, welcher stets auf uns selbst zurückwirkt, erhält die Seele in einem beständigen Entzücken, welches den köstlichsten aller Genüsse bietet. Die Härte des Schicksals, die Bosheit der Menschen, Leiden und Unglücksfälle können es auf Augenblicke einschläfern, nicht aber ersticken. Ist es auch unter der Last menschlicher Niedertracht nahezu erstorben, eine plötzliche Erregung kann ihm seine ursprüngliche Kraft zurückgeben. — Wohl glaubt man, daß man solche Dinge einer Frau in Ihrem Alter nicht sagen darf; ich aber halte im Gegentheil dafür, daß sie nur in Ihrem Alter von Nutzen sind, nur in ihm das Herz sich ihnen öffnen kann. In einer früheren Zeit würde es sie nicht verstehen; später, wenn die Neigungen sich bereits festgestellt haben, würde es ihnen keinen Geschmack mehr abgewinnen."

„Was aber, werden Sie sagen, was ist zu thun, um diesen moralischen Sinn zu pflegen und auszubilden? Eben darauf wollte ich kommen. Das Wohlgefallen an der Tugend gewinnt man nicht durch Vorschriften und Anweisungen; es ist die Wirkung eines einfachen, gesunden Lebens. Man gelangt bald dahin, gern zu thun, was man thut, wenn man nur thut, was gut ist. Um aber diese Gewohnheit anzunehmen, die man erst liebgewinnt, wenn man sie angenommen hat, bedarf es eines Motivs. Ich biete Ihnen ein solches, welches Ihre Lage mir an die Hand giebt." Er empfiehlt ihr dann, ihr zu erwartendes Kind selbst zu nähren und im häuslichen Leben ihre Befriedigung zu suchen. „Es giebt keine süßere Gewöhnung als die des Familienlebens. Sie schließt und hält die Menschen fester und näher an sich selbst, wie irgend eine andere. Nichts identifizirt sich stärker und dauernder mit uns, als unsere Familie. Die Empfindungen, welche wir in diesem intimen Verhältnisse erlangen oder befestigen, sind die

wahrsten und beständigsten, die uns an vergängliche Wesen knüpfen können, weil nur der Tod allein sie auslöscht, während Liebe und Freundschaft selten so lange leben, wie wir. Sie sind auch die reinsten, weil sie der Natur und ihrer Ordnung zunächst liegen und uns durch ihre bloße Macht von Lastern und schlimmen Neigungen fern halten." Rousseau hat gut sich umsehen, wo das wahre Glück zu finden sein möchte; existirt es überhaupt auf der Erde, so zeigt seine Vernunft es ihm nur hier. Auch Madame wolle es nicht anderswo suchen; sie pflege und erziehe ihre Kinder selbst, suche sie und ihren Gatten an sich zu fesseln; sie wird dann zwar ein sehr einfaches, aber das denkbar beste und angenehmste Leben führen. Flößt ihr indeß so ein bürgerliches Hauswesen Widerwillen ein, kann sie sich der Macht der herrschenden Meinungen und Vorurtheile nicht entziehen, so muß sie sich von dem Durste nach Glück, der sie quält, frei machen, denn sie wird nie im Stande sein, ihn zu löschen. — Die Antwort der jungen Frau liegt uns nicht vor; wir sehen aber, daß Rousseau von ihr sehr wenig erbaut war; ihre „gesuchten Wendungen" schienen ihm nicht die Erwiederung, welche sein Brief ihr naturgemäß hätte eingeben müssen, noch auch die offene und freimüthige Sprache der Geradheit zu sein. Er glaubte sogar einen Augenblick, daß Madame, im Einvernehmen mit seinen Feinden, ihn durch ihre schmeichlerischen Liebkosungen habe fangen und täuschen wollen. Indeß sie wußte sich zu rechtfertigen, und wenn der einmal gefaßte Verdacht es auch zu keiner größeren Intimität kommen ließ, das freundliche Verhältniß bestand doch längere Zeit fort[9]).

Vorübergehend waren die Beziehungen zu einigen jüngeren und älteren Schriftstellern, die ihrem berühmten Collegen das eine oder andere ihrer Werke verehrten. So schickte ihm der Marquis von Condorcet, bekannt durch seine ausgezeichneten mathematischen Arbeiten, wie durch das tragische Ende, welches ihn in den Stürmen der Revolutionszeit erwartete, seine „Analytischen Versuche", durch die er sich schon damals den Zugang zur Akademie eröffnete. Rousseau war über die Aufmerksamkeit des jungen Gelehrten sehr erfreut, wiewohl er mit seiner Schrift nicht viel anzufangen wußte. „Mein schwacher Kopf," schreibt er ihm, „würde mir nicht gestatten, dem Gange Ihrer Untersuchungen zu folgen, auch wenn ich die dazu nöthigen Kenntnisse besäße. Wie beneide ich Sie darum, tiefe Studien zu betreiben, die zu Wahrheiten führen, welche ein einzelstehender Mann ungestraft sagen kann, ohne daß er nöthig hat, sich an eine Partei anzuschließen und fremde Stützen zu suchen. Hätte ich noch ein Mal zu leben, ich würde versuchen, Ihr Schüler zu sein, um so die Ehre zu ver-

dienen, dereinst Ihr Nacheiferer und Freund zu werden. Nun aber, da ich bei meiner Unwissenheit nur Ihr stupider Bewunderer sein kann, danke ich Ihnen für den Augenblick wahrer Freude, die Sie mir in meinem traurigen Dasein bereitet haben[10])."

Weniger fern lagen die Dichtungen, welche ihm ihr Verfasser du Belloy, ein dramatischer Schriftsteller von Ruf, zugehen ließ. Er „las sie um so lieber, da er in ihren Helden und Heldinnen seine Lieblinge aus der Neuen Heloise wieder zu erkennen glaubte". Was aber das Vorhaben des Dichters angeht, „die Herzen seiner Landsleute durch das Abbild der antiken Tugenden ihrer Vorväter zu erwärmen" — er hatte u. A. den ritterlichen Bayard auf die Bühne gebracht — so findet er es „zwar schön, aber nutzlos. Man kann wohl versuchen, Kranke zu heilen, nicht aber Todte aufzuwecken. Sie kommen siebzig Jahre zu spät. Zur Zeit des großen Catinat, des glänzenden Villars, des tugendhaften Fenelon hätten Sie sagen mögen: Das sind noch die Franzosen, von welchen ich zu euch rede; ihr Geschlecht ist noch nicht erloschen. Aber heutzutage sind Sie nichts als eine Stimme in der Wüste. Sie bringen Leute auf die Bühne, die nicht nur einem anderen Jahrhundert, sondern einer anderen Welt angehören. Es bleibt Ihrer Nation, um sich über den Verlust jeder Tugend zu trösten, nur übrig, nicht mehr an sie zu glauben und sie bei Anderen zu schmähen." — Freilich erkennt er bald nachher, als ihm du Belloy sein hartes Urtheil zum Vorwurfe macht, an, daß er zu weit gegangen. Er „hat sich einen Augenblick von dem Zorne darüber, daß man den großen Mann (Paoli) aus seinem Vaterlande vertrieben, fortreißen lassen, hat nicht bedacht, daß man furchtsam sein kann, ohne deshalb ungerecht zu sein, und über denjenigen, welche intriguiren und schreien, die vergessen, welche seufzen und schweigen. Ich habe," fügt er hinzu, „Ihre große Nation stets geliebt, sie ist sogar die in Europa, welche ich am meisten ehre. Nicht als ob ich in ihr mehr Tugenden zu bemerken glaubte, als in den übrigen, sondern wegen eines kostbaren Restes von Liebe zu ihnen, der sich bei ihr erhalten hat. Man darf nie an einem Volke verzweifeln, welches das Gute und Rechte liebt, wenn es dasselbe auch nicht übt. Die Franzosen mögen den heroischen Zügen, welche Sie ihnen vorführen, immerhin Beifall klatschen; ich zweifle, daß sie sie nachahmen werden. Aber sie werden über sie in Ihren Stücken außer sich gerathen und sie an Anderen lieben, wenn man sie nicht hindert, sie da zu sehen. Man ist auch gezwungen, sie zu täuschen, wenn man sie ungerecht machen will, eine Vorsicht, deren es, soviel ich gesehen habe, bei anderen Völkern nicht bedarf".

Man sieht, es fehlte unserem Einsiedler nicht an einem vielseitigen brieflichen Verkehre, der ihm den mangelnden persönlichen Umgang in etwa ersetzen konnte. Indeß mochte es ihm doch, als nun der einbrechende Winter den täglichen Wanderungen ein Ende machte, in seinen vier Wänden recht enge werden. Der Aufenthalt in ihnen war um so unbehaglicher, da die luftige Villa gegen die herrschende Kälte einen nur sehr ungenügenden Schutz bot. „Unsere Wohnung," schreibt er, „steht allen Winden offen; wir sind fast im Schnee begraben, und ist es in meinem Zimmer so kalt, daß ich, obgleich mit der Nase über einem mächtigen Feuer, außer Stande bin, meine Finger vor dem Erstarren zu bewahren." Auch trug es nicht gerade zur Erhöhung der Gemüthlichkeit bei, daß das Verhältniß zu den Hausgenossen sich immer unfreundlicher gestaltete. Er hatte, ebenso wie Therese, bis dahin mit ihnen im besten Einvernehmen gelebt. Dies änderte sich, als Frau von Cesarges das Dienstpersonal wechselte und eine ihrer Kammerfrauen an dessen Spitze stellte. Fräulein Bertier machte Anspruch auf Geist, und glaubte eben deshalb wohl, daß dem geistvollen Fremden ihre Nähe erwünscht sein müsse. Dieser aber, ihrer beständigen Besuche müde, wies ihr die Thüre. Natürlich war die Dame über solche Abfertigung sehr erbost. Um sich zu rächen, erzählte sie aller Welt, daß Rousseau sie habe verführen wollen — eine Sage, die, wie unglaublich sie auch zu sein schien, nach der Versicherung St. Germain's doch überall Glauben fand.

Zugleich bemühte sie sich, ihren Gästen das Leben möglichst sauer zu machen. Therese namentlich, die fortwährend mit ihr in Berührung kam, hatte nicht wenig zu leiden. Die Beschwerden, welche Rousseau bei der Herrin des Hauses erhob, blieben fruchtlos; Madame sprach zwar ihr tiefes Bedauern aus, that aber nichts, um eine Aenderung herbeizuführen. Wie es scheint, führte die Zofe das Regiment in der Familie. Weder Herr von Cesarges, noch seine Gemahlin wagten es, dem Willen des „Capitains", wie man sie zu nennen pflegte, entgegenzutreten. Kein Wunder daher, daß sie sich nicht nur in ihrer Stellung behauptete, sondern auch, weit entfernt, mildere Saiten aufzuziehen, sich immer rücksichtsloser benahm. Wir wissen nicht, wie es sich mit den „abscheulichen Beschimpfungen" verhielt, welche Therese von dem „Banditen im Unterrock" erfuhr. Jedenfalls waren sie so arg, daß Rousseau sich veranlaßt sah, seiner Wirthin zu erklären: „Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, daß ich, bis ich eine andere Wohnung finde, versuche, mir selbst Recht zu verschaffen, indem ich, so gut es mir möglich ist, für meine eigene Vertheidigung, wie für den Schutz meiner Frau, Vorkehrungen treffe. Entsteht

daraus in Ihrem Hause Scandal, so nehme ich Sie selbst zum Zeugen, daß es nicht meine Schuld ist [11])."

Während so das Leben im Hause selbst höchst unerquicklich wurde, geschah auch in der Umgebung Manches, was ihm den Aufenthalt in ihr verleiden mußte. Zwar mochte Madame de la Tour im Allgemeinen recht berichtet sein, wenn sie ihm schrieb [12]): „Ich höre, daß Sie in dem Lande, welches Sie bewohnen, angebetet werden, besonders von der Klasse von Leuten, die sich in ihren Empfindungen nicht von Vorurtheilen leiten lassen." Die Armen und Kranken hatten wenigstens allen Grund, dem Manne eine dankbare Verehrung zu zollen, der es sich, wie überall, wo er für kürzere oder längere Zeit seinen Wohnsitz nahm, auch hier angelegen sein ließ, ihre Leiden nach Kräften zu lindern. „Von einem Bekannten begleitet," erzählt Herr von St. Germain, „suchte ich eines Tages Rousseau auf. Bald nach unserer Ankunft klopfte Jemand an die Thüre. Rousseau erhebt sich, öffnet und sagt dem draußen stehenden Manne, er möge wiederkommen. Dieser aber dringt darauf, gleich jetzt abgefertigt zu werden; er komme weit her und habe Geld nöthig. Nun ließ er ihn eintreten und wir sahen sieben oder acht Anzüge, die der Mann bei sich hatte. Rousseau fragte ihn, wieviel er haben müsse. Er verlangte 18 Franken, die auch bezahlt wurden. Da er sah, daß wir bemerkt hatten, was er uns verbergen wollte, sagte er: es handelt sich von einer Familie, der es an der nöthigen Kleidung fehlt. Man darf eben nicht glauben, daß es die Pflicht der Mildthätigkeit erfüllen heißt, wenn man dem Drängen des Armen mit einem Geldstück begegnet. Man muß das Bedürfniß da suchen, wo es ist, muß die, welche von der Kälte leiden, erwärmen, Brod geben, wo es an solchem fehlt, und den Kranken Erleichterung zu verschaffen suchen. Wie oft," fügt derselbe Gewährsmann hinzu, „habe ich gesehen, daß die Leiden Anderer ihn krank machten, und er sich selbst des Nothwendigen beraubte, um Unglückliche zu unterstützen."

Leider wurde diese seine aufopfernde Theilnahme und werkthätige Güte nicht selten mißbraucht. Zum Belege mag ein Vorfall dienen, der sich freilich erst nach seiner Abreise von Monquin zutrug. Es wurde ihm nämlich von dem dortigen Pächter eine Rechnung über Lebensmittel zugeschickt, die er, äußerst pünktlich, wie er in solchen Dingen war, längst bezahlt hatte. Empört über diese Schurkerei, sandte er die Mahnung an St. Germain, indem er zugleich Bemerkungen über jeden einzelnen Posten hinzufügte, nach welchen der Freund sich über die Redlichkeit des angeblichen Gläubigers ein Urtheil werde bilden können. Der biedere Capitain

begnügte sich aber nicht damit, persönlich von dem Sachverhalte Kenntniß zu nehmen; er hielt es auch für seine Pflicht, die Schuldigen zu überführen. „Nachdem ich," berichtet er, „dem Pächter und seiner Frau Ihren Brief und die Rechnung vorgelesen, befragte ich sie scharf über jede ihrer Forderungen. Da hat denn besonders Ihre Entgegnung sie so aus der Fassung gebracht, daß sie den Betrug eingestanden und anerkannten, sie selbst, wie ihre Kinder, seien von Ihnen mit Wohlthaten überhäuft worden. Darauf machte der Mann es seiner Frau zum Vorwurfe, daß sie ihn zu dieser schlechten Handlung bewogen habe. Die Frau, um sich zu entschuldigen, antwortete: Dieser Herr Rousseau war so gut, so großmüthig, daß ich glaubte, er werde den Betrag der Rechnung ohne weitere Prüfung einschicken [13])." — Man sieht, wie fest der Ruf seiner Gutherzigkeit in den Kreisen des Volkes begründet war. Indeß vermochte derselbe doch nicht, zu hindern, daß man ihn gelegentlich der schlimmsten Unthaten fähig glaubte. Als er einem Arbeiter, der von einer heftigen Kolik befallen worden, einen Aufguß zu trinken gab und der Patient bald nachher starb, wurde er offen beschuldigt, den Mann vergiftet zu haben. Zu verwundern ist das gerade nicht. Unterlag es doch für die bornirten Bauern keinem Zweifel, daß er seine botanischen Wanderungen nur in der Absicht unternehme, giftige Pflanzen zu sammeln.

Daß er diese gehässigen Verleumdungen und Anklagen nicht ruhig hinnahm, läßt sich denken. Wohl versuchte er zuweilen, sich mit dem „spöttischen Lachen, welches seine einzige Antwort auf solche Invektiven sein muß", über sie hinweg zu setzen. Doch wollte das nur selten gelingen; es war ihm unmöglich, „sich an Beschimpfungen, wie albern und komisch sie auch erschienen, zu gewöhnen"; er „konnte die Aufwallungen einer stolzen Seele, die sich empört, nicht unterdrücken". Es kam hinzu, daß er die Angriffe, welche er in letzter Zeit erfahren, nicht auf ihre zufälligen Ursachen, sondern auf die feindliche Coalition zurückführte, deren Existenz für ihn nachgerade zur Gewißheit geworden war. Kein Zweifel, daß sie es gewesen, welche die infamen Verleumdungen hervorgerufen und verbreitet hatte. Die „keusche Vertier sowohl, wie der speculative Pächter waren in seinen Augen nur die Werkzeuge, deren sie sich zur Ausführung ihrer Pläne bedient hatten. Traten doch auch die Spuren ihrer geheimen Thätigkeit an anderen Punkten deutlich zu Tage [14]). Seine Briefe werden unterschlagen oder kommen eröffnet an; er sieht sich „umgeben von rührigen Spionen, von eifrigen Trabanten, die ihm schmeicheln, während sie ihn erdolchen". Die Verbindung mit der Außenwelt

ist ihm abgeschnitten oder steht doch nur in soweit offen, als seine Umgebung es gestattet. Alle seine Schritte werden überwacht; wohin er sich wendet, überall lauern Arglist und Verrath; Hohn und Schmach begleiten ihn auf allen Wegen. Wenn ihm aber die Wirkungen der feindlichen Mächte nur zu fühlbar werden, er kennt doch weder sie selbst, noch ihre Motive und Zwecke. Vor wie nach deckt sie ein tiefes Geheimniß, das er trotz allen Grübelns nicht mit Sicherheit zu ergründen vermag. Wohl fallen zuweilen einzelne Lichtstrahlen in das Dunkel; indeß sie genügen nicht, um es zu zerstreuen. Und doch möchte er es um jeden Preis aufgehellt sehen; es schreckt und ängstigt ihn; je länger es ihn umgiebt, um so unerträglicher wird es. Schon ist all' sein Denken und Sinnen darauf gerichtet, zu der ersehnten Klarheit zu gelangen; beständig sieht er sich nach Jemandem um, der ihm die nöthigen Aufschlüsse geben könne. Selbst seine Briefe sprechen diesen Herzenswunsch aus. An ihrer Spitze erscheinen fortan jene traurigen Vierzeilen, in welchen er klagt und bittet: „Arme Blinde, die wir sind, Himmel, entlarve die Verleumder, Und zwinge ihre Barbaren-Herzen, Sich den Blicken der Menschen zu öffnen [15]".

Erfreulicher ist der kühne Entschluß, zu welchem er sich bald, allerdings zunächst in Folge seiner augenblicklichen Lage, aufraffte. Daß er nicht länger an seinem bisherigen Wohnorte bleiben könne, verstand sich bei dem bösen Leumunde, den man ihm hier bereitet, von selbst. Wohin aber sollte er gehen? Sich nochmals in irgend einem abgelegenen Winkel der Provinz zu vergraben, schien um so weniger rathsam, da er damit den Verfolgungen seiner Feinde doch nicht entging, sie vielmehr nur in den Stand setzte, ihre Zwecke bequemer und sicherer zu erreichen. Es war am Ende doch besser, wenn er furchtlos in die Welt hinaus- und ihnen offen entgegentrat. Vielleicht wurden sie gerade dadurch veranlaßt, ihre letzten Trümpfe auszuspielen und so ihre wahren Absichten zu offenbaren. Ueberdies, er war es längst müde, sich wie ein schuldbewußter Missethäter vor den Menschen zu verstecken. Das Inkognito, in welchem er die letzten Jahre gelebt, war ihm von Anfang an widerwärtig gewesen. Nur weil sein Beschützer, der Prinz Conti, es für nothwendig erklärte, hatte er sich dazu verstanden. Jetzt, wo er sich von dessen Vormundschaft emanzipirt, mochte er ungehindert dem inneren Drange folgen, der ihn beständig antrieb, die unwürdige Maske abzuwerfen. „Ich nehme," schrieb er seinen Bekannten, „einen Namen wieder an, den ich niemals hätte aufgeben sollen. Bedienen Sie sich fortan keines anderen mehr, wenn Sie mir schreiben." Zugleich beschloß er, seinen bisherigen Kreuz- und Querzügen ein Ende zu machen,

und unbekümmert um die Gefahren, die er dabei laufen möchte, mitten in der Hauptstadt des Reiches seinen Wohnsitz zu nehmen.

Man hat wohl nach den Gründen gefragt, welche Rousseau bestimmten, Paris jedem anderen Aufenthaltsorte vorzuziehen. Die Einen versichern[16], man kenne sie nicht genau. Andere glauben, er sei lediglich durch Ehrgeiz und Ruhmsucht, durch das Verlangen, sich bewundert und gefeiert zu sehen, getrieben worden. Daß solche Wünsche sich zu Zeiten in ihm regten, möchten wir nicht leugnen. Entscheidend waren sie aber schon deshalb nicht, weil er, wie er sich die Stimmung des Publikums dachte, ihre Erfüllung nicht hoffen durfte. Wirksamer war vielleicht das wenn auch unbewußte Bedürfniß, das stille, einförmige Landleben einmal wieder mit einem bewegteren Dasein zu vertauschen. Wie lieb die Einsamkeit ihm in der Regel war, sie wurde doch, wenn sie keine Unterbrechung erfuhr, unbequem und langweilig. Die Befriedigung, welche er im Verkehre mit sich selbst und der Natur fand, hatte ihre Grenze. Sie konnte auf die Dauer der Ergänzung nicht entbehren, welche die Theilnahme am gesellschaftlichen Leben darbietet. Rousseau war, wie paradox das auch klingen mag, eine zu innerliche Natur, als daß er auf eine lebendige äußere Umgebung für längere Zeit hätte verzichten können. Sollte er sich in seiner Klause nachhaltig wohl fühlen, so mußte sie, wir sagen nicht mitten im geschäftigen Treiben der Welt, wohl aber in der Nähe gelegen sein, so daß ihre Ruhe von dem Geräusch der fernen Bewegung nicht gestört, sondern eben nur berührt wurde. Zudem, wie sehr er sich selbst genügte, er vermißte bei seinem expansiven, mittheilsamen Wesen gar oft den Umgang mit Menschen von gleicher Art und Bildung, wie sie in der Provinz selten oder nie begegneten, in der Hauptstadt dagegen jeden Augenblick zur Verfügung standen.

Dennoch würde er sich schwerlich entschlossen haben, dieselbe aufzusuchen, hätte sie nicht in Aussicht gestellt, was ihm zunächst und zumeist am Herzen lag: eine genauere Einsicht in das vorausgesetzte Complot und die Möglichkeit, ihm mit Erfolg entgegenzuwirken. Ueberzeugt, daß man es darauf abgesehen habe, ihn bei der Mit- und Nachwelt um Ehre und Ansehen zu bringen, hielt er es für seine heiligste Pflicht, nichts unversucht zu lassen, wodurch dieses Vorhaben vereitelt werden konnte. Vor Allem galt es, die „unterirdischen Wühler" an das Tageslicht herauszutreiben, und er erwartete, daß seine plötzliche Rückkehr in die Welt sie zu einem offenen und rücksichtslosen Vorgehen provoziren werde. Geschah das aber auch nicht, er durfte doch hoffen, in Paris weit eher, als anderswo, die gewünschten Aufklärungen zu erhalten.

ist ihm abgeschnitten oder steht doch nur in soweit offen, als seine Umgebung es gestattet. Alle seine Schritte werden überwacht; wohin er sich wendet, überall lauern Arglist und Verrath; Hohn und Schmach begleiten ihn auf allen Wegen. Wenn ihm aber die Wirkungen der feindlichen Mächte nur zu fühlbar werden, er kennt doch weder sie selbst, noch ihre Motive und Zwecke. Vor wie nach deckt sie ein tiefes Geheimniß, das er trotz allen Grübelns nicht mit Sicherheit zu ergründen vermag. Wohl fallen zuweilen einzelne Lichtstrahlen in das Dunkel; indeß sie genügen nicht, um es zu zerstreuen. Und doch möchte er es um jeden Preis aufgehellt sehen; es schreckt und ängstigt ihn; je länger es ihn umgiebt, um so unerträglicher wird es. Schon ist all' sein Denken und Sinnen darauf gerichtet, zu der ersehnten Klarheit zu gelangen; beständig sieht er sich nach Jemandem um, der ihm die nöthigen Aufschlüsse geben könne. Selbst seine Briefe sprechen diesen Herzenswunsch aus. An ihrer Spitze erscheinen fortan jene traurigen Vierzeilen, in welchen er klagt und bittet: „Arme Blinde, die wir sind, Himmel, entlarve die Verleumder, Und zwinge ihre Barbaren-Herzen, Sich den Blicken der Menschen zu öffnen [15])".

Erfreulicher ist der kühne Entschluß, zu welchem er sich bald, allerdings zunächst in Folge seiner augenblicklichen Lage, aufraffte. Daß er nicht länger an seinem bisherigen Wohnorte bleiben könne, verstand sich bei dem bösen Leumunde, den man ihm hier bereitet, von selbst. Wohin aber sollte er gehen? Sich nochmals in irgend einem abgelegenen Winkel der Provinz zu vergraben, schien um so weniger rathsam, da er damit den Verfolgungen seiner Feinde doch nicht entging, sie vielmehr nur in den Stand setzte, ihre Zwecke bequemer und sicherer zu erreichen. Es war am Ende doch besser, wenn er furchtlos in die Welt hinaus- und ihnen offen entgegentrat. Vielleicht wurden sie gerade dadurch veranlaßt, ihre letzten Trümpfe auszuspielen und so ihre wahren Absichten zu offenbaren. Ueberdies, er war es längst müde, sich wie ein schuldbewußter Missethäter vor den Menschen zu verstecken. Das Inkognito, in welchem er die letzten Jahre gelebt, war ihm von Anfang an widerwärtig gewesen. Nur weil sein Beschützer, der Prinz Conti, es für nothwendig erklärte, hatte er sich dazu verstanden. Jetzt, wo er sich von dessen Vormundschaft emanzipirt, mochte er ungehindert dem inneren Drange folgen, der ihn beständig antrieb, die unwürdige Maske abzuwerfen. „Ich nehme," schrieb er seinen Bekannten, „einen Namen wieder an, den ich niemals hätte aufgeben sollen. Bedienen Sie sich fortan keines anderen mehr, wenn Sie mir schreiben." Zugleich beschloß er, seinen bisherigen Kreuz- und Querzügen ein Ende zu machen,

und unbekümmert um die Gefahren, die er dabei laufen möchte, mitten in der Hauptstadt des Reiches seinen Wohnsitz zu nehmen.

Man hat wohl nach den Gründen gefragt, welche Rousseau bestimmten, Paris jedem anderen Aufenthaltsorte vorzuziehen. Die Einen versichern[16]), man kenne sie nicht genau. Andere glauben, er sei lediglich durch Ehrgeiz und Ruhmsucht, durch das Verlangen, sich bewundert und gefeiert zu sehen, getrieben worden. Daß solche Wünsche sich zu Zeiten in ihm regten, möchten wir nicht leugnen. Entscheidend waren sie aber schon deshalb nicht, weil er, wie er sich die Stimmung des Publikums dachte, ihre Erfüllung nicht hoffen durfte. Wirksamer war vielleicht das wenn auch unbewußte Bedürfniß, das stille, einförmige Landleben einmal wieder mit einem bewegteren Dasein zu vertauschen. Wie lieb die Einsamkeit ihm in der Regel war, sie wurde doch, wenn sie keine Unterbrechung erfuhr, unbequem und langweilig. Die Befriedigung, welche er im Verkehre mit sich selbst und der Natur fand, hatte ihre Grenze. Sie konnte auf die Dauer der Ergänzung nicht entbehren, welche die Theilnahme am gesellschaftlichen Leben darbietet. Rousseau war, wie parador das auch klingen mag, eine zu innerliche Natur, als daß er auf eine lebendige äußere Umgebung für längere Zeit hätte verzichten können. Sollte er sich in seiner Klause nachhaltig wohl fühlen, so mußte sie, wir sagen nicht *mitten im* geschäftigen Treiben der Welt, wohl aber *in der Nähe* gelegen sein, so daß ihre Ruhe von dem Geräusch der fernen Bewegung nicht gestört, sondern eben nur berührt wurde. Zudem, wie sehr er sich selbst genügte, er vermißte bei seinem expansiven, mittheilsamen Wesen gar oft den Umgang mit Menschen von gleicher Art und Bildung, wie sie in der Provinz selten oder nie begegneten, in der Hauptstadt dagegen jeden Augenblick zur Verfügung standen.

Dennoch würde er sich schwerlich entschlossen haben, dieselbe aufzusuchen, hätte sie nicht in Aussicht gestellt, was ihm zunächst und zumeist am Herzen lag: eine genauere Einsicht in das vorausgesetzte Complot und die Möglichkeit, ihm mit Erfolg entgegenzuwirken. Ueberzeugt, daß man es darauf abgesehen habe, ihn bei der Mit- und Nachwelt um Ehre und Ansehen zu bringen, hielt er es für seine heiligste Pflicht, nichts unversucht zu lassen, wodurch dieses Vorhaben vereitelt werden konnte. Vor Allem galt es, die „unterirdischen Wühler" an das Tageslicht herauszutreiben, und er erwartete, daß seine plötzliche Rückkehr in die Welt sie zu einem offenen und rücksichtslosen Vorgehen provoziren werde. Geschah das aber auch nicht, er durfte doch hoffen, in Paris weit eher, als anderswo, die gewünschten Aufklärungen zu erhalten.

Es schien fast unmöglich, daß sich dort unter alten Freunden und neuen Bekannten nicht Jemand finden werde, der bereit und im Stande wäre, sie ihm zu vermitteln. Auf alle Fälle war die Hauptstadt der geeignetste Ort, um, soweit das überhaupt geschehen konnte, den schlimmen Wirkungen der gegenwärtigen, wie der künftigen Angriffe vorzubauen. Hier bot sich ihm, wenn irgendwo, die Möglichkeit, für das, was er zur Beurtheilung seiner vermuthlichen Gegner, wie zur eigenen Rechtfertigung zu sagen hatte, williges Gehör zu finden und zugleich diesen Mittheilungen eine große Verbreitung zu sichern. Gerade darauf aber kam es seiner Meinung nach an; gelang es ihm, zu Worte zu kommen, seine Auffassung der Menschen und Verhältnisse zur Geltung zu bringen, so zweifelte er nicht, daß er über seine Feinde triumphiren werde. Ihre Anklagen mußten zu Boden fallen, wenn er Gelegenheit erhielt, ihnen mit der glänzenden Vertheidigung entgegenzutreten, die er in seinen Memoiren niedergelegt hatte. Diese „Bekenntnisse“, welche er eben jetzt zum Abschlusse gebracht, enthielten Alles, was er zu ihrer Widerlegung bedurfte. Sie stellten seinen Charakter, den man so schmählich verleumdet, in das richtige Licht; sie erklärten seine Schwächen und Irrungen, die man so maßlos übertrieben, so schonungslos ausgebeutet; sie gaben auch Aufschluß über die Personen, in welchen er seine vornehmsten Gegner erkannte, wie über die Umstände und Motive, welche sie zu ihrem feindlichen Auftreten bestimmt hatten. Wer sie las oder sonstwie ihren Inhalt kennen lernte, erhielt nicht nur einen klaren Einblick in die Sachlage, er konnte auch nicht länger darüber im Zweifel sein, auf welcher Seite Schuld oder Unschuld gelegen sei.

Stand nun aber der Entschluß fest, sich in Paris niederzulassen, so war es doch sehr fraglich, ob dessen Ausführung möglich sei. Zwar wollte es Rousseau hin und wieder scheinen, als ob die Gefahr, welche ihm drohe, wenn er den kühnen Schritt wage, nicht so gar groß sei. Er hielt es sogar, seitdem er auch an dem Prinzen Conti irre geworden, für sehr wohl denkbar, daß man sie absichtlich übertrieben habe, um ihn in Schrecken zu setzen und dadurch leichter in der Abhängigkeit zu erhalten, in welcher man ihn zu sehen wünschte. War doch das Inkognito, in welchem er bis dahin lebte, im Grunde eine reine Comödie. Jedermann wußte, wer und was er war, auch die Beamten, mit welchen er gelegentlich zusammentraf und nicht selten auf dem freundlichsten Fuße verkehrte. Hätte Regierung oder Parlament ihm etwas anhaben wollen, sie konnten sich seiner in jedem Augenblicke bemächtigen. Offenbar dachten sie nicht daran. Er hatte die mannigfachen Excursionen, die er im Laufe der Zeit unternommen, stets

mit der lebhaften Besorgniß angetreten, daß man ihn unterwegs festhalten werde, war aber immer unangefochten zurückgekehrt.

Indeß fehlte ihm doch jede Bürgschaft dafür, daß, was bisher nicht geschehen, auch künftig unterbleiben werde. Ohne Zweifel begriffen die Feinde ebenso gut, wie er selbst, daß seine Anwesenheit in Paris die Ausführung ihrer Absichten ernstlich gefährde. Es ließ sich daher erwarten, daß sie Alles aufbieten würden, um seine Uebersiedelung in die Hauptstadt zu hintertreiben. Daß sie dazu die Macht besaßen, stand außer Frage. War nicht Choiseul, der allmächtige Minister, die Seele oder doch der stets schlagbereite Arm des Complots? Ein Wink von ihm und statt der Thore von Paris öffneten sich die Pforten irgend eines Gefängnisses. Immer noch bestand der Haftbefehl des Parlamentes zu Recht; man konnte, falls man es überhaupt für nöthig hielt, in streng gesetzlicher Weise zu verfahren, jeden Augenblick auf ihn zurückkommen. Freilich durfte es andererseits zweifelhaft erscheinen, daß man sich so leicht zu einem Vorgehen entschließen werde, welches voraussichtlich beim Publikum ein nicht geringes und vielleicht bedenkliches Aufsehen erregen mußte. Doch Rousseau sagte sich, daß Haß und Furcht gar oft zu Schritten hinreißen, die man bei kaltem Blute und ruhiger Ueberlegung unterlassen hätte. Wie die Dinge lagen, war es immer möglich, daß er, sei es nun vor oder nach seiner Ankunft in Paris, der Freiheit beraubt und so für alle Zeit mundtodt gemacht wurde. Geschah das aber, so verlor er jede Aussicht, sich vor der Welt zu rechtfertigen, da es den Feinden nicht schwer werden konnte, sich auch der schriftlichen Vertheidigung, die in seinen Memoiren enthalten war, zu bemächtigen. Es läßt sich denken, daß ihn diese Eventualität mit Sorge und Schrecken erfüllte, und er auf Mittel sann, wie er, im Falle sie eintrat, den schlimmen Folgen in etwa vorbeugen könne. Nach reiflicher Erwägung hielt er es für das Beste, noch ein anderes, wenn auch kurzes Plaidoyer abzufassen, und dasselbe vor seiner Abreise einem zuverlässigen Manne zu übergeben, damit dieser es zur geeigneten Zeit veröffentliche. Gelang es ihm dann auch nicht, selbst zu Worte zu kommen, so konnte er doch hoffen, von der Mit- oder Nachwelt nicht ganz ungehört verurtheilt zu werden. Nach dem Manne aber, welchem er für den äußersten Nothfall den Schutz seiner Ehre mit voller Sicherheit anvertrauen mochte, brauchte er sich nicht lange umzusehen; der Charakter des Herrn von St. Germain bot alle Garantien, deren er für seinen Zweck bedurfte. Auch nahm er keinen Anstand, ihm die wichtige Mission, von deren gewissenhafter Erfüllung möglicher Weise sein Ansehen unter den Menschen abhing, zu übertragen.

Wir gedachten schon früher der ausführlichen Zu- oder Denkschrift, die er zu dem Ende an ihn richtete [17]). St. Germain aber, verständig und wohlmeinend, wie er war, versuchte, ihm die Uebersiedelung nach Paris auszureden. Doch seine Einwürfe und Bedenken blieben wirkungslos; Rousseau hielt an dem einmal gefaßten Entschlusse fest. „Pflicht und Ehre mahnten zu laut, als daß ihn selbst die größten Gefahren hätten abschrecken dürfen, ihrer Stimme zu folgen.“ Freilich „wußte er noch nicht, ob er, was er thun müsse und wolle, auch thun könne“. Es war doch sehr möglich, daß die Ausführung seiner Absicht auf unüberwindliche Schwierigkeiten stieß. Er beschloß daher, sich zunächst nach Lyon zu begeben, wo er hoffen konnte, die Nachrichten und Aufschlüsse zu erhalten, deren er zu einer definitiven Entscheidung bedurfte. Um die Mitte des März war Alles zur Abreise bereit, doch der tiefe Schnee, welcher die Wege ungangbar machte, verzögerte dieselbe. Erst im Laufe des Mai wurde es möglich, Monquin zu verlassen.

Der Aufenthalt in Lyon zog sich länger hinaus, als Rousseau gedacht hatte; er verweilte dort fast einen ganzen Monat. Allerdings hatte er auch keinen Grund, seine Abreise zu beschleunigen; es waren doch recht angenehme Tage, die er hier in einem traulichen Kreise von näheren Bekannten verlebte. Wie bei früheren Anlässen, fand er auch dies Mal im Hause seiner Freundin Madame Boy de la Tour die gastlichste Aufnahme. Sie selbst, wie ihre reizenden Töchter, „alle drei in der Blüthe der Jugend und Schönheit“, überhäuften ihn um die Wette mit zarten Liebkosungen. — Nicht weniger freundlich erwies sich Herr de la Tourette, der uns schon bekannte Rath am Münzhofe. Das milde, ruhige Wesen des Mannes, der überdies seine Vorliebe für die Botanik theilte, sagte Rousseau in hohem Grade zu; er gesteht, daß er nie einen Umgang gefunden, der ihm mehr convenirt habe. Möglich, daß die „anbetungswürdige Melanie“, der er in seiner Gesellschaft zu begegnen pflegte, zu diesem Behagen das ihrige beitrug. Wer die Dame war, erfahren wir nicht; wohl aber hören wir, daß es ihm großes Vergnügen machte, „nach dem gemeinsamen Mahle einige Stunden Ohr und Herz an den Klängen ihrer Stimme und ihrer Harfe zu erfreuen“. Es begreift sich, daß in solcher Umgebung die trübe, sorgenvolle Stimmung, welche ihn in letzter Zeit beherrscht hatte, sich bald verlor. Freien und heiteren Sinnes vergaß er für eine Weile, was ihn bisher so angelegentlich beschäftigt. Er war selbst unbefangen genug, durch die That zu beweisen, daß er auch seinem erbittertsten Feinde gegenüber persönlichen Zorn und Groll zu überwinden vermöge [18]).

Als er erfuhr, daß man die Absicht habe, Voltaire eine Statue zu errichten, und Allen, die sich durch ein gedrucktes Werk bekannt gemacht, gestatte, sich an dem Unternehmen zu betheiligen, bat er Herrn de la Tourette, auch ihn in die Liste der Subscribenten eintragen zu lassen. Habe er doch das Recht, an dieser Ehre zu partizipiren, theuer genug erkauft, um auf dasselbe Anspruch machen zu dürfen. Voltaire aber war nicht geneigt, dieses wohlbegründete Recht anzuerkennen. Vermuthlich fürchtete er, daß das hochherzige Benehmen seines Rivalen zu den niedrigen Schmähungen, in welchen er selbst sich unaufhörlich erging, einen gar zu auffallenden Contrast bilden werde. Kaum hatte er von dem Gesuche Rousseau's, welches alsbald durch die Zeitungen veröffentlicht wurde, Kenntniß erhalten, als er an la Tourette schrieb, um zu erfahren, ob die Nachricht begründet sei. „Ich besorge," fügte er hinzu, „daß die Pariser Literaten keinen Fremden zulassen werden. Es handelt sich um eine rein französische Artigkeit; diejenigen, welche sie ersonnen haben, sind alle entweder Künstler oder Liebhaber. Der Herzog von Choiseul steht an der Spitze; es dürfte ihn unangenehm berühren, wenn die Angabe richtig wäre." Natürlich zog Rousseau nun seinen Antrag sofort zurück; wir aber sehen, um das beiläufig zu bemerken, daß er nicht so ganz Unrecht hatte, wenn er Choiseul zu seinen erklärten Gegnern zählte.

Uebrigens hätte er vielleicht gut gethan, an einem Orte zu bleiben, wo es ihm unter befreundeten Menschen so wohl geworden war. Doch er war nun einmal der Ansicht, daß sein Schicksal ihn in die Hauptstadt rufe, und er glaubte nicht, daß die Rücksicht auf sein persönliches Behagen ihn berechtige, die Mahnungen desselben unbeachtet zu lassen. Nachdem er sich daher, wir wissen nicht wie, versichert, daß man seiner Reise und Uebersiedelung nach Paris keine ernstlichen Hindernisse in den Weg legen werde, schied er von Lyon, „nicht ohne aufrichtiges Bedauern und mit dem lebhaften Wunsche, zu gelegener Zeit dahin zurückzukehren". Er nahm seinen Weg über Dijon, wo er, ermüdet von der zweitägigen Reise, sich eine halbe Woche ausruhte. Er benutzte diese Rast, um Herrn von Buffon, der in dem nahen Montbard, seinem Geburtsorte, verweilte, einen Besuch abzustatten. Der berühmte Gelehrte nahm ihn, obgleich er ihm persönlich kaum jemals näher getreten war, sehr freundlich auf. Er hatte wohl noch nicht vergessen, daß sein Gast ihn einst „den ersten Schriftsteller seiner Zeit und die glänzendste Feder des Jahrhunderts" genannt. Ebenso zuvorkommend war sein Gehülfe, Herr Daubenton, der ihn in den Gärten umherführte und ge-

legentlich durch die Versicherung erfreute, daß er „nicht ohne Kenntnisse sei und Aussicht habe, ein tüchtiger Botaniker zu werden". Nicht wenig gehoben durch dieses schmeichelhafte Compliment, fuhr er dann weiter nach Auxerre, wo er sich abermals einige Tage Ruhe gönnte. Man sieht, er beeilte sich nicht grade, sein Reiseziel zu erreichen; der Monat Juni (1770) ging bereits zu Ende, als er in der Hauptstadt eintraf.

IV.

Vierzehn Jahre waren verflossen, seitdem Rousseau Paris verlassen und, abgesehen von den wenigen Tagen, die er auf seiner Reise nach England hier zugebracht, nicht wieder betreten hatte. Wohl war im Laufe dieser langen Zeit in ihm, wie um ihn her, Manches anders geworden. Dennoch schien es zunächst, als ob Alles beim Alten geblieben und sein jetziger Aufenthalt eine Fortsetzung des früheren sei. „Da bin ich denn," schreibt er an Herrn von St. Germain, „wieder in Paris. Seit drei Wochen habe ich meine alte Wohnung wieder bezogen, besuche ich meine alten Bekannten wieder, führe ich wieder meine alte Lebensweise, habe ich mein altes Copistenhandwerk wieder aufgenommen und bin ich so ziemlich wieder in derselben Lage, in welcher ich mich vor meiner Abreise befand." Die Wohnung freilich mußte er wegen der dumpfen, ungesunden Atmosphäre, welche sie erfüllte und „ihn zu beständigen Wanderungen zwang", sehr bald aufgeben [1]). Er vertauschte sie schon im Herbste mit einer anderen, die indeß in derselben Straße, der Rue Plâtrière, gelegen war. Sehr beschränkt und wenig zugänglich — sie befand sich im fünften Stock — bot sie doch, was er vor Allem bedurfte, eine freie Aussicht und eine reine, frische Luft, „wie sie im Herzen von Paris nicht leicht zu haben ist". Er fühlte sich daher wohl und behaglich in ihr; auch hat er sich, solange er in der Hauptstadt lebte, nicht veranlaßt gesehen, sie zu wechseln.

Was ihre innere Einrichtung angeht, so wußte man zwar im Publikum viel von „der Unordnung und schmutzigen Knauserei" zu erzählen, welche sie verrathen sollte. Doch entbehrte dieses Gerede, wie manches andere, allen Grundes. Die uns vorliegenden Aufzeichnungen von Zeitgenossen beweisen zur Genüge, daß sie, wenn auch sehr einfach, doch durchaus anständig und den Verhältnissen angemessen war. So berichtet Eymard [2]): „Die Wohnung bestand aus zwei Räumen, von welchen der eine, etwas dunkel und nach der Treppe hin gelegen, im Sommer als Küche

und im Winter als Vorrathskammer diente. In dem anderen, welcher zwei nach der Straße gehende Fenster hatte, standen zwei gleichgroße Betten; sie waren durch die Thüre von einander getrennt und mit einer Decke aus blauem Baumwollenzeuge belegt, einem Stoffe, der sich überall im Zimmer wiederfand. Neben dem Kamin befand sich ein Tisch mit einer grünen Decke, auf welchem ich außer einigen Notenblättern ein offenes Büchelchen bemerkte, das mit Notizen in sehr kleiner Schrift angefüllt war. An diesem Tische arbeitete Rousseau. Uebrigens hatte sein Zimmer mit dem eines Gelehrten durchaus nichts gemein; man sah keine Bücher, nur daß auf einer Kommode von Nußbaumholz, welche zwischen den beiden Fenstern stand, einige Folianten von sehr flachem Formate lagen, die ich für Musikhefte oder Atlanten hielt; alle anderen Bücher und Papiere waren in einem großen Schranke aus demselben Holze, wie die Kommode, eingeschlossen. Neben einem viereckigen Spiegel hingen am Kamin einige Medaillons aus Gyps, welche den Philosophen darstellten, und rings um den Rahmen sah man eine Menge Billets oder Karten, die dort, wie es schien, schon seit langer Zeit ihre Stelle gehabt hatten. Ueber dem Kamin fiel mein Auge auf zwei schöne Kupferstiche in einfachen Rahmen; der eine stellte einen Lahmen dar, wie er von seinen Kindern bedient wird, der andere einen Staatsmann in sitzender Stellung, wahrscheinlich Herrn von St. Florentin; die Abdrücke dieser Stiche schienen mir von sehr großem Werthe zu sein."

Genauer und ansprechender ist die Schilderung, welche Bernardin de St. Pierre zwei Jahre später von denselben Räumen entwirft [3]): „Im Monate Juni 1772 schlug mir einer meiner Freunde vor, mich bei Rousseau einzuführen. Er geleitete mich in ein Haus in der Rue Plâtrière, fast dem Postamte gegenüber. Wir stiegen zum vierten Stock hinauf. Als wir dann angeklopft, öffnete uns Madame Rousseau die Thüre mit den Worten: Treten Sie ein, meine Herren, Sie werden meinen Mann drinnen finden. Wir gingen nun durch ein sehr kleines Vorzimmer, in welchem Haus- und Küchengeräthe hübsch aufgestellt waren. Von hier kamen wir in ein Zimmer, wo Jean Jacques im Ueberrocke und in weißer Mütze am Tische saß, beschäftigt, Noten zu copiren. Er erhob sich mit heiterer Miene, präsentirte uns Stühle und setzte sich wieder an die Arbeit, indem er sich zugleich der Unterhaltung hingab. Neben ihm stand ein Spinett, auf welchem er von Zeit zu Zeit eine Arie versuchte. Zwei kleine Betten, eine Kommode, ein Tisch und einige Stühle bildeten das ganze Mobiliar. An den Wänden hingen ein Plan

des Parks und Waldes von Montmorency, wo er gewohnt hatte, und ein Portrait des Königs von England, seines Wohlthäters. Seine Frau saß an einem Fenster und nähte; ein Canarienvogel sang in seinem Bauer, der an der Decke hing; Sperlinge kamen und pickten Brod an den offenen Fenstern nach der Straße hin; auf dem des Vorzimmers standen Kistchen und Töpfe voll von Pflanzen, wie sie die Natur hervorzubringen pflegt. Das Ensemble des kleinen Hauswesens trug ein Gepräge der Reinlichkeit, des Friedens und der Einfachheit, welches angenehm berührte."

Man sieht, die „lustige Dachkammer", welche ein verwöhnter Grand-Seigneur, wie der Fürst von Ligne, allerdings „einen Aufenthalt für Ratten" nennen mochte, war doch auch für anspruchslose Menschen keine ganz ungeeignete Wohnstätte. Ohne Zweifel konnte sich Rousseau, falls es ihm darum zu thun war, sehr leicht eine bessere verschaffen; er brauchte nur auf die Anerbietungen einzugehen, die ihm von verschiedenen Seiten gemacht wurden. Indeß war er begreiflicher Weise jetzt noch weniger, wie in früheren Tagen, geneigt, sich die offene oder verdeckte Großmuth Anderer gefallen zu lassen. Begnügte er sich aber mit den eigenen Einkünften, so mußte er seine Anforderungen auf ein möglichst geringes Maß beschränken. Zwar beschuldigten ihn seine Feinde, daß er, in Wahrheit ein reicher Mann, die Dürftigkeit nur erheuchele, um seinem schmutzigen Geize zu fröhnen und sich nebenbei interessant zu machen. Doch liegt durchaus kein Grund vor, seine Angaben in Zweifel zu ziehen, nach welchen sein gesammtes, noch dazu mehr oder weniger unsicheres Einkommen sich nur auf 1100 Franken belief [4]). Freilich hing es lediglich von ihm ab, diese geringfügige Summe beträchtlich zu steigern. Du Peyrou war immer noch bereit, ihm für die künftige Ausgabe seiner Werke eine erhebliche Leibrente auszusetzen, und die englische Regierung wartete nur auf eine Anweisung, um ihm die fälligen Raten der königlichen Pension auszuzahlen. Indeß wir wissen, wie sich die Beziehungen zu seinem früheren Freunde zu sehr gelockert, als daß er ihm noch irgendwie hätte verpflichtet sein mögen. Auf das englische Jahrgeld aber hatte er, nachdem er die Insel verlassen, schon deshalb verzichtet, weil er es für ungehörig hielt, sich von dem Beherrscher eines Volkes, welches ihn seiner Meinung nach so schmählich behandelt und aus dessen Geringschätzung er kein Hehl gemacht, unterstützen zu lassen. Auch wies er wiederholt Versuche, ihm diese Geldquelle, anscheinend ohne sein Zuthun, von Neuem zu eröffnen, entschieden zurück [5]). Er zog es vor, die Ergänzung, deren seine pecuniären Hülfsmittel in dem theuern Paris allerdings bedurften, durch eigene Arbeit

zu gewinnen. Daß er zu dem Ende sein altes Copistenhandwerk wieder aufnahm, begreift sich. Es hatte schon früher und nicht ohne Erfolg demselben Zwecke gedient, und versprach auch jetzt, wo es voraussichtlich an Kunden noch weniger fehlen werde, wie vordem, recht einträglich zu werden. Es stellte zugleich in der rein mechanischen Thätigkeit, die es erfordert, jene Erholung und Zerstreuung in Aussicht, die er gleich anfangs in ihm gesucht hatte und in seiner gegenwärtigen Stimmung doppelt wünschenswerth finden mochte.

Uebrigens widmete er ihm nur die Morgenstunden; den Nachmittag verwandte er meist zu Ausgängen in die Stadt, oder zu Excursionen in ihre nähere und fernere Umgebung. Der Gedanke, daß er im Grunde ein schutzloser Flüchtling sei, den man in jedem Augenblicke auf seinem Wege anhalten könne, bestimmte ihn nicht, sich bei diesen Wanderungen irgend welchen Zwang aufzuerlegen. Nicht als ob er sich für vollkommen sicher gehalten hätte; besaß er doch keine bindende Zusage dafür, daß und wie lange er unangefochten bleiben werde. Indeß „er war auf das Schlimmste gefaßt", und entschlossen, die etwa drohenden Gefahren furchtlos an sich herankommen zu lassen. „Läßt man mich hier in Ruhe," schreibt er den Freunden, „so werde ich bleiben. Plagt und quält man mich, so werde ich das hinnehmen. Mein Wille ist nur dem Gebote der Pflicht unterworfen, meine Person dem Joche der Nothwendigkeit, und dieses habe ich gelernt ohne Murren zu ertragen. Die Menschen können sich, wenn sie wollen, volles Genüge thun; ich gebe ihnen die beste Gelegenheit, sich das Vergnügen zu machen [6])." Es fand sich indeß Niemand, der von ihr Gebrauch gemacht hätte. Polizei und Regierung schienen seine Anwesenheit nicht zu bemerken. Wenigstens geschah von ihrer Seite nichts, um ihn in der freien Bewegung, die er so auf eigene Hand für sich in Anspruch nahm, irgendwie zu stören. Ob diese Zurückhaltung dem Sturze Choiseul's, welcher noch im Laufe des Jahres 1770 erfolgte, zuzuschreiben ist, muß dahingestellt bleiben. Erinnert man sich der schroffen Weise, in welcher wenige Jahre früher dem vorübergehenden Aufenthalte Rousseau's in der Hauptstadt ein Ende gemacht wurde, so erscheint eine solche Annahme wohl gerechtfertigt. Möglich selbst, daß der Fall des mächtigen Ministers auch auf das Verhalten des Parlamentes nicht ohne bestimmenden Einfluß war. Es bleibt sonst in etwa auffallend, daß diese Körperschaft sich nicht bewogen fand, einzuschreiten, obgleich manche ihrer Mitglieder dazu nicht übel Lust hatten [7]).

Freilich mochten die Herren doch auch einsehen, daß sie sich

beim Publikum verhaßt oder lächerlich machen würden, wenn sie auf ihr antiquirtes Dekret jetzt noch zurückkommen und einen Mann beunruhigen wollten, der sich allgemein des höchsten Ansehens erfreute und, abgesehen von seinen Verdiensten, durch Alter und Kränklichkeit auf eine rücksichtsvolle Behandlung Anspruch hatte. Wo immer aber die Ursachen lagen, Rousseau wurde in keiner Weise gestört oder belästigt; er durfte ungehindert die Wege gehen, die es ihm einzuschlagen beliebte. Auch sagten wir schon, daß er, weit entfernt, sich in seine vier Wände einzuschließen, oft und gern aus ihnen heraustrat. Man sah ihn fast täglich durch die Straßen wandern, nicht mehr in Fez und Kaftan — er hatte sie, ohne Zweifel, um jedes unnöthige Aufsehen zu vermeiden, abgelegt — sondern in der üblichen Tracht des Landes. Die hagere, mittelgroße Gestalt in einen grauen oder kastanienbraunen Rock ohne Kragen, an warmen Sommertagen auch wohl ganz in Nanking gehüllt, eine runde Stutzperücke, wohl frisirt und gepudert, auf dem Kopfe, den kleinen Hut unter dem Arm, in der Hand einen langen, dicken Stab, so ging er in gebeugter Haltung, nach allen Seiten freundlich grüßend, einher. Eine einfache, anspruchslose Erscheinung, die in nichts an den großen und stolzen Geist erinnerte, welchen sie barg; wer ihr ohne nähere Kenntniß begegnete, konnte glauben, einen proper gekleideten Landmann vor sich zu haben [8]). Doch wie schlicht und gewöhnlich sie war, sie erregte überall, wo sie sichtbar wurde, die größte Aufmerksamkeit.

Wäre Rousseau wirklich, wie seine Feinde behaupteten, nur darum nach Paris gekommen, um sich bewundert und gefeiert zu sehen, so durfte er sich mit vollem Rechte gestehen, daß er seinen Zweck erreicht habe. Seine Ankunft in der Hauptstadt war in der That ein Ereigniß. Sie bildete überall den Gegenstand der Unterhaltung, und alle Welt beeiferte sich, den berühmten Gast, von dessen Wunderlichkeiten man so viel zu erzählen wußte, kennen zu lernen. Jedermann wollte ihn sehen, ihn hören; seine Wohnung wurde nicht leer von Besuchen; wer aber hier keinen Einlaß fand, suchte ihm draußen möglichst nahe zu kommen. Ging er Nachmittags in eines der Café's des Palais Royal, um nach alter Gewohnheit eine Partie Schach zu spielen [9]), so war der Platz mit Menschen angefüllt, die seine Ankunft mit Spannung erwarteten. Vielleicht sagt Grimm nur die Wahrheit, wenn er, nachdem er dieses Konfluxes von Neugierigen gedacht, in seiner hämischen Weise hinzufügt: „Man fragte die Leute, was es gebe? Sie antworteten, man wolle Jean Jacques sehen. Man fragte sie weiter, wer denn dieser Jean Jacques sei? Sie erwiederten, daß sie das nicht wüßten; er werde aber vorüberkommen". Er

übersieht indeß in seinem Aerger, wie gerade der Umstand, daß der bloße Name selbst auf die ungebildeten Volksklassen eine solche Anziehungskraft ausübte, für die Größe und Verbreitung des Ansehens, welches sein ehemaliger Freund genoß, den besten Beweis abgiebt.

Natürlich fehlte es den Wirthen, bei welchen er einkehrte, nicht an Gästen; seine Anwesenheit war eine sehr zugkräftige Reclame, und sie wurde als solche auch wohl benutzt. Madame Bourette zwar, die bekannte Limonadiere, welche damals alle berühmten und nichtberühmten Größen mit ihren schlechten Versen anzusingen pflegte, bemühte sich vergeblich, ihn zum Besuche ihres Etablissements zu veranlassen. Sie hatte ihn schon in früherer Zeit wiederholt zu sich eingeladen, ihm auch, falls er komme, die Benutzung der vergoldeten Tasse, welche Voltaire ihr geschenkt, in Aussicht gestellt, war aber mit der Bemerkung abgewiesen worden, daß „er mit diesem Manne nie aus einer Schaale trinken werde“. Jetzt machte sie ihm persönlich ihre Aufwartung, erreichte aber ihren Zweck ebensowenig, wie vordem. Eines besseren Erfolges durfte sich Madame Penaut rühmen, die Frau seines Hauswirthes, eines Spezereihändlers, der sich vom Geschäfte zurückgezogen. Sie hatte sich durch ihren gesunden Verstand, durch ihren Freimuth, wie durch ein unbefangenes Benehmen, sein besonderes Wohlwollen erworben. Er liebte es, mit ihr zu plaudern, und befand sich oft genug in ihrer Gesellschaft, um der beständig spähenden Verleumdung Stoff zu übler Nachrede zu bieten[10]). Die kluge Frau benutzte das freundliche Verhältniß, um ihrer Schwester, die ein Café hielt, aber keine sonderlichen Geschäfte machte, unter die Arme zu greifen. Sie bat ihn, seinen Kaffee, statt im Palais Royal, dort einzunehmen, und er war sofort bereit, ihr den Gefallen zu thun. Das Mittel verfehlte seine Wirkung nicht; das bis dahin wenig besuchte Lokal wurde alsbald der Sammelplatz einer zahlreichen Gesellschaft. Nicht lange indeß und der Gast, welcher sie angelockt, blieb aus. Einige junge Leute hatten sich in seiner Gegenwart erlaubt, in spöttischem Tone Stellen aus dem Emil zu citiren. Er fühlte sich dadurch so verletzt, daß er seine Besuche für immer aufgab.

Ungezogenheiten dieser Art mochten allerdings öfter vorkommen, und sie waren um so mehr zu bedauern, da Rousseau ihnen in der Regel eine weit größere Bedeutung beilegte, als sie verdienten. Im Allgemeinen aber begegnete ihm, wenn er sich öffentlich zeigte, das Publikum stets mit der Ehrerbietung und achtungsvollen Aufmerksamkeit, die ihm gebührte. So erzählt Bernardin de St. Pierre: „Als ich eines Tages mit ihm in die

Vorstellung der Gluck'schen Iphigenie ging, bemerkte ich, daß die Menge ihn belästigte. Wir erstickten fast. Ich hatte nicht übel Lust, seinen Namen zu nennen, weil ich hoffte, daß die Leute, welche uns umgaben, ihn vor dem Andrange schützen würden. Indeß schwankte ich lange in der Besorgniß, etwas zu thun, was ihm mißfallen möchte. Endlich wandte ich mich an die Gruppe, die sich vor mir befand, und wagte es, den Namen Rousseau auszusprechen, indem ich zugleich bat, die Sache geheim zu halten. Kaum war das Wort über meine Lippen gekommen, als ein tiefes Schweigen eintrat. Man sah ihn ehrfurchtsvoll an und bemühte sich um die Wette, ihn vor der Menge zu schützen, ohne daß Jemand den Namen wiederholte." — Mit gleicher Zurückhaltung benahmen sich die Anwesenden, als er einst in Gesellschaft der Madame de Genlis das Theater besuchte. Weil er nicht gesehen sein wollte, blieb er im Hintergrunde der Loge. Indeß wurde er doch, als er einen Augenblick den Kopf über die Brüstung vorbog, vom Parterre aus erkannt. Aller Augen richteten sich auf die Loge; man flüsterte einander ganz leise zu: „Da ist Rousseau!" ging aber über diese stille Huldigung nicht hinaus.

Die aufmerksame Beachtung, welche Rousseau von Seiten des Publikums zu Theil wurde, gab sich begreiflicher Weise in den Privatkreisen, die er besuchte, in noch gesteigertem Maße kund. Er hatte gleich nach seiner Ankunft die alten Freunde, welche ihm noch in der Hauptstadt lebten, aufgesucht und überall den zuvorkommendsten Empfang gefunden. Neue Bekannte traten hinzu, die sich eifrig bemühten, ihn in ihre Nähe zu ziehen. Man überbot sich in Artigkeiten und wurde nicht müde, ihn auf jede Weise zu fetiren. Eine Einladung folgte der anderen; er hatte allen Grund, zu klagen: „Ich bin mit Besuchen und Diners so überhäuft, daß ich, wenn das so fortgeht, es nicht aushalte. Leider fehlt es mir an Kraft, mich zu wehren. Wenn ich mich aber nicht beeile, eine andere Lebensweise anzunehmen, sind Magen und Botanik in großer Gefahr. Auch ist dies gewiß nicht der Weg, die Copie (der Noten) lukrativ zu machen; ich besorge, daß ich bei all den Diners in der Stadt schließlich zu Hause Hungers sterbe. Meine tief verwundete Seele bedurfte einiger Zerstreuung. Aber ich fürchte, hier nicht das richtige Maß einhalten zu können, und ich möchte doch lieber ganz in, als außer mir sein [11])." — Diese Erwägungen hatten indeß fürs Erste keine praktische Folge. Auf Abendgesellschaften ließ er sich zwar im Interesse seiner Gesundheit nicht ein; Mittags dagegen nahm er am Mahle der Freunde nicht selten Antheil. Befand er sich dann in guter Laune und kam nichts vor, wodurch seine Empfindlichkeit

gereizt wurde, so war er ein vergnügter Gast, der sich und Andere ganz gut unterhielt. Ein Bericht Dussaulx über ein Diner, welches er ihm zu Ehren veranstaltet hatte, mag dafür zum Belege dienen.

Man hatte sich bei Zeiten versammelt und Rousseau ließ nicht lange auf sich warten. Abgesehen von einigen leichten Wölkchen, mein Gott, wie liebenswürdig war er den Tag! bald heiter aufgeräumt, bald erhaben. Vor dem Essen erzählte er uns einige der unschuldigsten Anekdoten, die er in seinen Bekenntnissen aufgezeichnet hat. Mehrere von uns kannten sie schon, aber er wußte ihnen eine neue Gestalt und weit mehr Bewegung zu geben, als sie in seinem Buche haben. Ich darf wohl sagen, daß er sich selbst verkannte, wenn er meinte, die Natur habe ihm die Gabe der mündlichen Rede versagt. In Augenblicken der Hingebung, wenn nichts ihn störte, brach sie wie ein ungestümer Strom hervor, dem nichts widersteht .... Es war die Rede von unseren größten Schriftstellern, und absehend von seinen persönlichen Meinungen, charakterisirte er sie alle richtig, genau und vor Allem mit einer Unparteilichkeit, die uns entzückte; er schien damit andeuten zu wollen, daß ihr Ruhm dem seinigen keinen Abbruch thue. Als er auf Voltaire kam, der ihn auf eine so unwürdige Weise beschimpft hatte, gefiel er sich, statt sich zu rächen, darin, seiner unerschöpflichen Fruchtbarkeit und der Mannigfaltigkeit seiner Talente volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Was seinen Charakter angeht, so sagte er uns die merkwürdigen Worte: Ich kenne keinen Menschen, dessen ursprüngliche Regungen schöner gewesen sind..... Man zeigte ihm auf einem Bücherbrette seine Schriften, die da alle in einer Reihe aufgestellt waren. Er wird bei diesem Anblicke gerührt. „Ah, da sind sie ja; ich begegne ihnen überall; es scheint, daß sie mich verfolgen. Wieviel Schmerz und wieviel Freude haben mir diese Leutchen gemacht.“ Er nähert sich ihnen; er schlägt oder liebkost sie eines nach dem anderen; seinen Emil maltraitirte er am meisten, aber doch als Vater. „Wie viele Nachtwachen, wie viele Mühen hat er mir gekostet! Und wozu? Um mich der Wuth des Neides und meiner Verfolger auszusetzen. Dieses Kind hat mich nie angelächelt; gleich nach seiner Geburt unterdrückt, weiß ich nicht, welchen Weg es in der Welt gemacht hat. Meine Heloise hat mir doch frohe Augenblicke bereitet, obgleich ich auch sie nicht ohne Schmerzen erzeugt und man auch sie beschimpft hat.“ ... Nach dieser Musterung seiner Schriften wollte ihm einer der Gäste seine Zweifel über gewisse Stellen, die er nicht recht verstanden habe, vorlegen. „Was Sie davon auch denken mögen,“ erwiederte

er, „ich habe den Grundsatz: was geschrieben ist, ist geschrieben, und ich lasse mich nicht weiter darauf ein; desto schlimmer für mich und die, welche mich nicht verstehen. Indeß will ich Sie heute unserm Wirthe zu Liebe besser behandeln, als manche Leute, die mich seit der Veröffentlichung des Emil mit Fragen und Briefen belästigt haben.“ ... Dieser Zwischenfall störte die allgemeine Heiterkeit nicht; erfreut über den scheinbaren Rückzug seines Gegners, war Rousseau den Rest des Tages um so liebenswürdiger. Eine Büste, welche neben einem Bücherbrette stand, zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Es war die Büste Piron's, den er am Tage vorher gesehen hatte. Ich studire, bemerkte er, die Menschen lieber auf der Leinwand, in Marmor oder in Erz, als in ihrer lebendigen Erscheinung; ich kann sie dann ohne Scheu studiren .... So glaubten wir während dieses langen Diners, welches mir so kurz erschien, bald Plato, bald Lukrez zu hören. Höchst auffallend aber war die große Artigkeit unseres Gastes. Er machte Jedem ein freundliches Gesicht und sagte mir beim Abschiede leise: Ich bin mit Ihnen und diesen Herren sehr zufrieden.

Dussaulx mochte sich auf diese Anerkennung schon etwas zugute thun; sie wurde nicht gerade oft gespendet. Es trat bei solchen Gelegenheiten doch gar zu leicht irgend ein Zwischenfall ein, der Rousseau um den guten Humor brachte. Vor Allem verdroß es ihn, wenn er zu bemerken glaubte, daß er als Schaugericht für die Neugierde fremder und gleichgültiger Menschen verwandt werde. Auch lehnte er Einladungen, bei welchen sich Motive dieser Art voraussetzen ließen, selbst wenn sie von befreundeten Personen ausgingen, entschieden ab. Grimm freilich meldet seinen Correspondenten: „Rousseau hat mit dem armenischen Gewande seine Bärenhaut abgelegt; er ist wieder galant und süßlich geworden. Er soupirt auch bei Sophie Arnould mit der Elite der Stutzer und Höflinge.“ Doch gehört auch diese Notiz zu den zahlreichen Lügen und Entstellungen, die der Baron über seinen ehmaligen Freund in die Welt schickte. Wahr ist in seiner Angabe nur, daß Rousseau bei der berühmten Sängerin einige Male nicht zu Abend, sondern zu Mittag speiste. Anlaß dazu gab wohl der Umstand, daß sie in der Gluck'schen Iphigenie, für welche er damals schwärmte, mit glänzendem Erfolge die Titelrolle gab [12]). Von Stutzern und Höflingen aber war dabei keine Rede; man dinirte entweder tête à tête oder doch nur in Gesellschaft von einem oder zwei Tischgenossen. Allerdings machte die Künstlerin, von einigen Herren vom Hofe gedrängt, die ihren Gast zu sehen wünschten, einst den Versuch, ihn zur Theilnahme an einem gemeinschaftlichen Souper zu bewegen. Er weigerte sich

indeß entschieden, obgleich er sie damit in große Verlegenheit brachte. Ihre vornehmen Anbeter konnten nicht begreifen, daß sie, die alle Welt durch Geist und Schönheit bezauberte, außer Stande sei, ihren Wunsch zu erfüllen. Sie bestanden daher auf ihrem Anliegen und drohten schließlich selbst mit einem Zerwürfnisse, wenn sie ihm nicht gerecht werde. Da war nun guter Rath theuer; doch die kluge Dame wußte sich zu helfen.

Sie hatte bemerkt, daß der Theaterschneider einige Aehnlichkeit mit Rousseau hatte und beschloß nun, ihn die Rolle desselben spielen zu lassen. „Die Uebereinkunft ist bald getroffen: der Schneider wird die runde Perücke, den braunen Rock, den langen Stab, kurz das ganze Kostüm Rousseau's tragen. Er wird sich bemühen, den Kopf etwas geneigt zu halten und keine Silbe laut werden zu lassen; man gestattet ihm, nach Herzenslust zu essen und zu trinken, doch muß er stets das gleiche Schweigen beobachten. Auf ein gegebenes Zeichen wird er dann von der Tafel aufstehen und sich entfernen, ohne in den Salon einzutreten. Der Tag wird festgesetzt, die Einladungen erlassen; der Schneider kommt und spielt seine Rolle vortrefflich. Es war etwa ein Dutzend Gäste von hoher Geburt zugegen. Fräulein Arnould placirte den Schneider zu ihrer Rechten, nachdem sie Maßregeln getroffen, um die Gäste zu berauschen. Sie rechnete auf den Wein, um die Täuschung vollständig zu machen, war aber zugleich darauf bedacht, ihn dem angeblichen Rousseau sparsam zuzumessen, damit er nicht etwa anfange, zu plaudern. Trotz aller Vorsicht trank er viel; indeß das Gefühl seiner Pflicht und die Scheu bewirkten doch, daß er sich bis zum Ende des Mahles ruhig verhielt. Als nun aber alle Welt durcheinanderschwatzte, begann der Schneider es den Uebrigen nachzuthun, und führte Reden, die den Gästen, wären sie nicht trunken gewesen, höchst wundersam erschienen sein würden. Nun gibt Fräulein Arnould das Zeichen; der Schneider aber nimmt keine Notiz davon und trinkt lustig weiter, bis sie endlich droht, ihn von ihren Leuten vor die Thüre setzen zu lassen. Nun steht er auf und geht hinaus. Auffallend aber war, wie Jedermann den Stummen bewunderte und fand, daß er vollkommen der Vorstellung entspreche, die man sich von seinem Geiste und seiner Begabung gebildet habe. Man war sehr unzufrieden, als man ihn im Salon nicht wiedersah. In allen Pariser Gesellschaften war von diesem Souper die Rede, und man verfehlte nicht, die Bonmots und Sentenzen des Schneiders zu citiren. Fräulein Arnould erzählte ihren Gästen nach einiger Zeit, welchen Streich sie ihnen gespielt hatte, und sie waren klug genug, darüber zu lachen [15]).“

Wie es scheint, war der Einfall, den ächten Rousseau durch einen falschen zu ersetzen, in den Pariser Kreisen nicht grade ungewöhnlich. Wir hören wenigstens noch von einem anderen Falle, in welchem er zwar nicht, wie in dem eben erzählten, von einem Doppelgänger vertreten, dagegen in Folge einer ähnlichen Mystifikation für eine Copie seiner selbst gehalten wurde. „Meine erste Zusammenkunft mit Jean Jacques," berichtet Madame de Genlis, „macht meinem Geiste und meiner Unterscheidungsgabe wenig Ehre; sie hat aber etwas so Komisches, daß ich sie mir gern ins Gedächtniß zurückrufe. Er befand sich seit einem halben Jahre in Paris; ich war damals 18 Jahre alt [14]). Obgleich ich von seinen Werken nie eine Zeile gelesen hatte, hegte ich doch den lebhaften Wunsch, den berühmten Mann kennen zu lernen. Doch Rousseau war sehr unzugänglich. Auch traute ich mir nicht, in dieser Rücksicht irgend welche Schritte zu thun. Ich sprach also meinen Wunsch öfters aus, ohne daß ich es für möglich hielt, die Mittel zu seiner Erfüllung zu finden. Eines Tages sagte mir Herr von Sauvigny, welcher Rousseau zuweilen besuchte, im Vertrauen, daß Herr von .... (Genlis?) mir einen Streich spielen wolle. Er werde mir an einem der nächsten Abende Preville, einen bekannten Schauspieler, in der Maske Rousseau's zuführen und als solchen vorstellen. Ich lachte herzlich über diesen Einfall und versprach gern, auf den Scherz einzugehen." Mehrere Wochen vergehen. Preville wollte nicht kommen. Rousseau aber, welcher wünschte, die berühmte Harfenspielerin zu hören, ließ sich von Sauvigny bei ihr einführen. Natürlich hielt sie ihn für Preville. „Ich gestehe," fährt sie fort, „daß mir seine Erscheinung sehr spaßhaft vorkam; der Rock, die braunen Strümpfe, die kleine runde Perücke, Costüm und Haltung, Alles war in meinen Augen nur eine gutgespielte Comödie. Ich that mir indeß Gewalt an, stammelte einige höfliche Worte und setzte mich. Man plauderte und war zum Glück für mich recht munter; ich verhielt mich möglichst ruhig, brach aber doch von Zeit zu Zeit in lautes Lachen aus. Freilich auf eine so natürliche und unbefangene Weise, daß meine erstaunliche Heiterkeit Rousseau nicht mißfiel. Er sagte manches Hübsche über die Jugend im Allgemeinen .... Bald nachher wandte er sich an mich. Da er mir durchaus nicht imponirte, antwortete ich ungenirt, was mir grade durch den Kopf ging. Er fand mich sehr originell, und ich fand, daß er seine Rolle vortrefflich durchführe. Nur schien es mir, daß er Rousseau eine zu große Nachsicht, Bonhomie und Munterkeit beilege. Ich spielte dann auf der Harfe, sang auch einige Arien aus dem Devin und lachte bis zu Thränen über die Lobsprüche Rousseau's

und Alles, was er sagte. Er aber sah mich immerfort lächelnd an mit jener Art von Vergnügen, welches eine recht natürliche Kinderei hervorruft. Als er uns verließ, versprach er, am folgenden Tage zum Diner wiederzukommen. Er hatte mich so amüsirt, daß dieses Versprechen mich entzückte. Ich sprang vor Freude in die Höhe und sagte ihm, während ich ihn zur Thüre geleitete, alle möglichen Schmeicheleien und Narrheiten. Als er weg war, begann ich aus vollem Halse zu lachen. Herr von ...., ganz erstaunt, betrachtete mich mit einer unzufriedenen, strengen Miene, die meine Heiterkeit nur verdoppelte." Dieselbe schlug freilich in die äußerste Bestürzung um, als sie den wahren Sachverhalt erfuhr. Auch erklärte sie, daß sie Rousseau nie mehr unter die Augen treten werde, wenn man ihn von ihrer Albernheit unterrichte. Man versprach, sie ihm sorgfältig zu verbergen, und man hielt Wort.

Gedenken wir hier noch des interessanten Besuches, welchen er dem bekannten Dichter Piron abstattete. Dussaulx, der ihn bei diesem „ungezogenen Lieblinge der Grazien" einführte, erzählt: „Es war grade der Namenstag Piron's; vom frühen Morgen an hatte es Verse und Blumen bei ihm geregnet. Wir kamen einige Stunden nach Tisch und das war die günstige Zeit, die des Witzes und der Phantasie. Was Voltaire auch gesagt haben mag, Piron schlief nicht immer. Er war an diesem Tage das Entzücken eines Kreises auserlesener Menschen, die ihn trotz seines Widerstrebens mit Rosen, Myrthen und Lorbeeren bekränzt hatten. Ich meine ihn noch zu sehen und zu hören; es war Anakreon und Pindar zugleich. Während er sich unter seinen Freunden den reizendsten Phantasien hingab, konnte er nicht wissen, wie nahe wir ihm waren, denn er war sehr kurzsichtig. — Onkel, rief die Nichte athemlos aus, da ist er! — Wer denn? Ist es Jean Jacques? — Ja, es ist Herr Jean Jacques Rousseau, er selbst. — Bei diesen Worten hüpft er auf seinem Stuhle hin und her, sucht tastend die Hand Rousseau's, ergreift sie, öffnet seinen Schlafrock, läßt sie an seinem Herzen hingleiten und stimmt mit einer wahren Stentorstimme das Domine, nunc dimitte servum tuum an. Dabei hielt er noch immer an derselben Stelle, an seinem klopfenden Herzen die Hand des Mannes, den er als den beredtesten seines Jahrhunderts anerkannte. — Ich werde also nicht sterben, mein lieber Rousseau, ohne daß meine Wünsche erhört sind. Da ist er, sagte mir Nanette, und ich ahnte wohl, daß Sie es waren. Dann umarmt er ihn, drückt ihn mit aller Kraft an sich. — Ich sah Rousseau an. Welch' ein Contrast! Er berechnete kaltblütig diese Umarmungen und schien

sie gar nicht zu begreifen (??). Piron aber ließ sich nicht stören: O der treffliche Kopf, das gute Herz! Und doch haben Barbaren seinen Emil verbrannt. Nun, um so besser! Der Wohlgeruch eines solchen Brandopfers hat die Engel im Himmel erfreuen müssen. Wie aber sind Sie auf den Einfall gekommen, mich zu besuchen? Denn es fehlt viel daran, wie man mir gesagt hat, daß Sie überall hingehen. Etwa um die Weisheit mit der Thorheit in Contrast zu stellen? A propos, haben Sie auch gewisse Epigramme vergessen, die ich mir gegenwärtig zum Vorwurfe mache? Es sind die Produkte einer zügellosen Phantasie, die mich oft wider Willen mit sich fortreißt. — Mehr als das, antwortete Rousseau, ich erwarte, daß andere folgen. Fahren Sie fort, heiterer Sprößling des Bacchus, verwöhntes Kind der Musen, bleiben Sie stets derselbe, bleiben Sie Piron. Sie sind als Spötter geboren und doch nie boshaft gewesen. — Von diesem Augenblicke an entströmte dem Munde Piron's, der damals schon sechszehn Lustra zählte, eine Stunde lang in reicher Fülle, was man sich nur Scherzhaftes und Sinnreiches denken kann. Rousseau konnte gar nicht zur Besinnung kommen; sein großer Geist war betroffen; die Adern auf seiner Stirne schwollen an; er keuchte wie Jemand, der zu schnell gelaufen ist. Ich gab ihm das Zeichen, Piron guten Abend zu wünschen. — Wie! Sie verlassen mich? sagte dieser, und ich soll das Vergnügen nicht haben, Sie auch zu hören? Nun, auf Wiedersehen! Ich verspreche Ihnen, das nächste Mal zu schweigen und zuzuhören — wenn ich kann. — Als wir draußen waren, begann ich: Nun, Sie werden doch wiederkommen, hoffe ich? — Nein; wo hat er das doch Alles her? Was für ein Mann! Es ist die Pythia auf ihrem Dreifuß; seine Fülle, sein rastloses Feuer ermüden, blenden mich."

Es blieb denn auch bei dem einen Besuche, obgleich Dussaulx sich alle Mühe gab, ihn zu einer Wiederholung desselben zu bestimmen. Wenn dieser sein Cicerone aber insinuiren möchte, daß er sie blos darum abgelehnt, weil er nicht habe hoffen dürfen, in Piron's Gegenwart die erste Rolle zu spielen, so beweist er damit nur, wie wenig er den Mann kannte, dessen Freund er damals zu sein wähnte. Ohne Zweifel war der Grund eben der, welchen Rousseau unmittelbar nach der Zusammenkunft angab: das ruhelose, enthusiastische Wesen des geistreichen Witzbolds ergötzte ihn vielleicht eine Weile, beengte ihn aber noch mehr. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn er keine Lust hatte, ihm zum zweiten Male zu begegnen. Eher dürfte es auffallen, daß er überhaupt noch so oft in Gesellschaften ging, wie er das wirklich that. Er hatte sich in ihnen, wenn nicht lediglich Freunde

oder nähere Bekannte zugegen waren, nie wohl gefühlt. Sie mußten ihm jetzt, wo er, alt, kränklich und verstimmt, sich kaum noch unter fremden Menschen zurechtfand, doch nicht selten höchst unbequem werden. Lästiger freilich als die Besuche, die er machte, wurden die, welche er empfangen mußte. Ihre Zahl war groß und wuchs beständig; tagtäglich stiegen Leute jeden Standes und Geschlechtes die vielen Treppen hinan, die zu seiner Wohnung führten. Von allen Enden der Welt strömten die Touristen und Müßiggänger herzu; wer aus der Provinz oder dem Auslande nach Paris kam, hielt es für seine Pflicht, auch diese Sehenswürdigkeit in Augenschein zu nehmen. Es war meist bloße Neugierde, was diese Gäste von nah und fern herbeiführte. Nur wenige von ihnen mochten ein wirkliches Interesse oder gar eine aufrichtige Theilnahme für den Mann empfinden, welchen sie heimsuchten. Rousseau aber, wir sagten das schon, hatte nicht die Kraft, vielleicht auch, wenigstens im Anfange, nicht den ernsten Willen, den zudringlichen Menschen ein für alle Mal die Thüre zu schließen. Zwar machte er zuweilen den Versuch, sie von sich fern zu halten, und vor dem „Cerberus“, welcher dann in Gestalt Theresen's den Eingang bewachte, zog sich Mancher grollend und scheltend zurück. Doch war dieser Widerstand wenig nachhaltig. Meist zog er es vor, ruhig über sich ergehen zu lassen, was doch nicht immer ohne Mühe und Aufregung verhindert werden konnte. Nicht Jeder war geneigt, der abweisenden Pförtnerin ohne Weiteres Folge zu leisten. Man wollte den Weg nicht vergeblich gemacht haben und bot daher Alles auf, um den verweigerten Einlaß doch noch zu erhalten. Es kam sogar vor, daß derselbe halbwege mit Gewalt erzwungen wurde. Natürlich hatten solche Eindringlinge keine besonders freundliche Aufnahme zu erwarten. Rousseau pflegte sie, falls er überhaupt von ihnen Notiz nahm, kurz und nicht grade höflich abzufertigen. Eines besseren Empfanges erfreuten sich Diejenigen, welche mit seiner, wenn auch widerwilligen Zustimmung bei ihm eintraten. Wollte es auch nicht recht gelingen, er bemühte sich doch, ihre Komplimente geduldig hinzunehmen und in passender Weise zu erwiedern. Hin und wieder freilich, zumal wenn sie in größerer Anzahl erschienen, wußte er, verlegen wie er Fremden gegenüber stets war, nicht, was er thun oder sagen solle. War dann zufällig ein Bekannter anwesend, so übertrug er diesem wohl das Geschäft, den Gästen die Honneurs zu machen. Dussaulx erzählt einen Fall der Art, welcher komisch genug gewesen sein mag.

Einer der Wenigen, die zu jeder Zeit in das Heiligthum eintreten durften, und gewohnt, von dieser Erlaubniß häufigen

Gebrauch zu machen, äußerte er einst die Besorgniß, daß er am Ende doch zu oft komme. Rousseau beruhigte ihn: „Wenn ich nur Sie sähe, so würde mir das sehr recht sein. Aber bemerken Sie nicht, daß ich trotz meiner Zurückhaltung, meiner Vorsicht und meiner Grobheit sogar, von überlästigen Herren und ebenso überlästigen allerliebsten Damen, deren zierlich verschlungene Phrasen ich kaum verstehe, beständig überlaufen werde? Sie verstehen ja die Sache so gut und sind so oft hier; machen Sie mir das Vergnügen, künftig mein Dolmetscher zu sein. Ich will Sie schon auf den richtigen Weg bringen, und ich bin gewiß, Sie werden damit gut zu Stande kommen." Dussaulx ging auf den Vorschlag ein. Nun kamen eine Menge Hofdamen, von welchen nur einige es wirklich waren, lauter begeisterte Anbeterinnen Rousseau's. Ihnen folgten elegante ambraduftende Herren, die halb pfeifend sprachen. Bald nachher erschien auch die Kaffeehausmuse, Madame Bourette, die Hand voll unschuldiger kleiner Verschen ... Die Unterhaltung wird eingeleitet. Rousseau sagte mit verlegener Miene einige Worte, die alsbald in den Zeitungen veröffentlicht wurden. Darauf gab er mir das Zeichen, meine Rolle zu beginnen. Nachdem ich die Gäste im Namen des Hauswirthes höflich empfangen und ebenso höflich entlassen hatte, gingen sie so vergnügt weg, daß sie versprachen, bald wieder zu kommen. Ich gestehe, daß ich ebenfalls mit mir sehr zufrieden war. Rousseau war es nicht so sehr; er zitterte wegen der Folgen. — „Wenn ich Sie so fortgehen ließe, würden Sie mich weiter führen, als mir lieb ist. Warum muß ich doch zu meinem Unglück solche Geier auf der Brust sitzen haben! Es gibt Augenblicke, wo ich lieber unter den Pfeilen der Parther, als unter den Augen der Menschen leben möchte."

Man darf ihm diesen Stoßseufzer nicht gar zu sehr verargen; es war in der That keine angenehme Sache, immerfort von solchen neugierigen Müßiggängern belästigt zu werden. Seine Geduld wurde aber vollends erschöpft, wenn so ein unverschämter Kauz sich einfand, wie der, von welchem er eines Tages den Freunden erzählte: „Denken Sie sich, heute Morgen kommt ein Pflastertreter, wenn es nicht gar ein Spion war, zu mir und dringt mit Gewalt in meine Wohnung: „Sie sind gewiß ein recht sonderbarer Mann, die ganze Welt ist darüber einig, und ich bin es nicht weniger, als Sie. Von heute an will ich mit Niemandem mehr umgehen, außer mit Jean Jacques." — „Sie sind nicht so sonderbar wie ich," antwortete ich ihm, „denn Sie wollen mich besuchen, und ich will das nicht haben." — Der abscheuliche Mensch! Er kommt gewiß wieder." [15]) — Eine an-

dere Classe von Besuchern bildeten die, welche irgendein persönliches Anliegen hatten oder zu haben vorgaben. Ihre Zahl war nicht gering, und die Wünsche, welche sie zu erkennen gaben, sehr mannigfach. Die Einen baten um Belehrung oder einen guten Rath, Andere suchten seine Fürsprache oder eine Empfehlung nach; Dieser nahm seine beredte Feder, Jener seinen Geldbeutel in Anspruch. „Zwanzig Jahre angestrengten Fleißes," versichert er mit einiger Uebertreibung, „würden kaum ausreichen, wenn ich alle die Manuscripte auch nur lesen wollte, die ich durchsehen, verbessern, umarbeiten soll. Auch hätte ich zehn Hände und zehn Secretaire nöthig, um die Gesuche und Eingaben, die Briefe und Denkschriften, die Complimente und Verse zu schreiben, die man unausgesetzt von mir verlangt." — Uebrigens irrte er schwerlich, wenn er annahm, daß die große Mehrzahl dieser Bittsteller Comödie spiele. Waren sie auch keine verrätherischen Spione oder Sendlinge der Feinde, abgeschickt, um ihm das Leben zu verbittern, sie bedienten sich doch meist ihrer angeblichen Hülfsbedürftigkeit nur als eines Vorwandes, unter welchem sie füglich hoffen durften, vorgelassen zu werden. Wir möchten ihnen diese Täuschung, da es sich im Grunde um die Befriedigung einer verzeihlichen Neugierde handelte, nicht grade zum Verbrechen anrechnen. Weniger zu entschuldigen ist das Benehmen der Leute, die das Vertrauen, welches Rousseau ihnen entgegenbrachte, damit vergalten, daß sie sich über seine Schwächen und Wunderlichkeiten lustig machten.

Zu ihnen gehört u. A. Rulhières, ein eleganter Schöngeist und frivoler Weltmann, auch Günstling und Vertrauter der Großen, die ihn für seine geistreiche Unterhaltung durch einträgliche Pfründen belohnten. Er sah in Rousseau nur den berühmten Mann, und suchte ihn auf, um in den glänzenden Cirkeln, die er zu frequentiren pflegte, von dem Sonderling erzählen zu können. Zugleich benutzte er ihn gewissermaßen als Modell für die Hauptfigur in einer Comödie, die er unter dem Titel „Der Mißtrauische" zu schreiben gedachte. Nebenbei galt es, das Manuscript der Bekenntnisse zu erlangen, welches der damals in Paris anwesende Kronprinz von Schweden zu lesen wünschte. Auffallend ist, daß Rousseau sich von einem Freunde dieser Art auch nur für kurze Zeit dupiren ließ. Der lebhafte, gewandte Geist des Mannes, sein unbefangenes, heiteres, zu Scherzen und Witzen aufgelegtes Wesen erregte, scheint es, sein Interesse und flößte ihm selbst ein gewisses Zutrauen ein. Seine Thüre stand ihm zu jeder Zeit offen; auch ließ er ihm manchen Einfall hingehen, den sich ein Anderer nicht ungestraft hätte erlauben dürfen.

So beklagten ihn einst seine Freunde wegen der mannigfachen Leiden, die böse Menschen ihm bereitet. „Wie,“ sagte Rulhières, „Sie glauben also an boshafte Menschen? Das heißt in Wahrheit seinen Schatten fürchten.“ Betroffen von dieser beißenden Aeußerung, schnüffelte Jean Jacques, wie das seine Gewohnheit war, mit der Nase; zu Weiterem aber kam es nicht.“ — Größer noch war die Unverschämtheit, mit welcher er sich bei einer anderen Gelegenheit benahm. Er selbst erzählt [16]): „Neulich ging ich um elf Uhr des Morgens zu Jean Jacques. Ich klingele; er macht mir auf. — Was wollen Sie hier? Zum Mittagessen ist es zu früh und zu einem Besuche zu spät. — Dann besann er sich wieder: Kommen Sie herein, ich weiß, was Sie suchen, und ich habe keine Geheimnisse, selbst nicht für Sie. — Das versprach mir eine hübsche Scene. Ich gehe hinein; der Topf stand auf dem Feuer. — Meine Liebe, sagte Jean Jacques, hast Du die Suppe gesalzen? hast Du Möhren hinein gelegt? Und viele andere gleich wichtige Fragen. Ich wußte nicht, wo er hinaus wollte; es sollte mir indeß bald klar werden. — Sie sind nun, fuhr er zu mir gewendet fort, von den Geheimnissen meines Hauses hinlänglich unterrichtet, und ich fordere all Ihren Scharfsinn heraus, darin einen Beitrag zu der Comödie, an welcher Sie arbeiten, zu finden. — Er ahnte nicht, daß er mir eben den besten Zug für sie geliefert hatte. Ruhig und heiter erwartete ich sein letztes Wort. — Leben Sie wohl, mein Herr. Gehen Sie nun und vollenden Sie Ihren Mißtrauischen. — Ich werde Ihnen folgen, doch um Vergebung, mein lieber Jean Jacques, heißt es Défiant oder Méfiant? Die Grammatiker sind darüber nicht einig. — Wie es Ihnen beliebt, mein Herr, wie es Ihnen beliebt. Leben Sie wohl. — Ich ließ Jean Jacques reden und gab ihm durch Geberden und Stimme meinen Beifall zu erkennen. Als er zu Ende war, umarmte ich ihn wider seinen Willen, und aus Versehen drückte er mir die Hand, so daß ich mich noch nicht für geschlagen halte.“ — Ob es mit dem Händedruck seine Richtigkeit hatte, steht dahin; jedenfalls war es in der Ordnung, daß Rousseau dem anmaßenden Gecken bald nachher die Thüre schloß.

Glücklicher Weise wurden nicht alle Besucher von gleich kläglichen Motiven geleitet; es gab unter ihnen doch einige, die eine aufrichtige Theilnahme beseelte. Wir haben schon früher bemerkt, daß Rousseau seine zahlreichsten und wärmsten Anhänger unter seinen jüngeren Zeitgenossen fand. Solche waren es denn auch, meist angehende Gelehrte und Schriftsteller, die ihm jetzt eine ungeheuchelte Verehrung und Hingebung entgegenbrachten. Sie hatten seine Werke mit der reinen, kritiklosen Begeisterung gelesen,

welche der Jugend eigen ist, und waren zum Theil sehr geneigt, ihren Verfasser für ein höheres, fast göttliches Wesen zu halten. Sie hatten auch von den Verfolgungen gehört, die er um seiner Lehre willen erduldet, und sahen in dem ruhmreichen Apostel der Wahrheit zugleich ihren schwer geprüften Märtyrer. Kein Wunder, daß sie sich mit einer gewissen Andacht der Stätte nahten, an welcher ihr Abgott weilte, daß sie schüchtern und zagend, mit ehrfurchtsvoller Scheu vor ihn hintraten, und wenn sie sich wieder entfernten, bewegten Herzens und Thränen der Rührung im Auge, der geweihten Ausgangspforte einen feurigen Abschiedskuß aufdrückten[17]). Ebenso begreiflich ist, daß Rousseau sich unter diesen enthusiastischen Verehrern, zu Zeiten wenigstens, sehr gefiel. Ihre jugendliche Begeisterung belebte und erfrischte ihn; ihre herzliche Zuneigung that ihm wohl; der unbedingte Beifall, welchen sie Allem zollten, was von ihm ausging, schmeichelte seinem Selbstgefühle. Ueberdies durfte er hoffen, daß er durch ihre Vermittlung zur Klarheit über seine Lage gelangen und, falls es zum offenen Kampfe mit seinen Feinden kommen sollte, an ihnen zuverlässige und werthvolle Bundesgenossen haben werde. Er bewegte sich daher gern und oft in ihrem Kreise, und zeugt es für die volle Befriedigung, welche er in dem Umgange mit ihnen fand, wenn er gelegentlich ausruft: „Diese neue Welt, welche der Zufall um mich gebildet hat, ist gewiß die alte werth, die ich verlassen habe."

Freilich mußten sich die jungen Schwärmer vorsehen, wenn sie keinen Anstoß erregen wollten. Wir wissen, Rousseau liebte es nicht, daß man ihm gar zu sehr den Hof machte; maßlose Huldigungen und ein übertriebener Diensteifer waren ihm stets verdächtig. Seine neuen Freunde aber thaten des Guten nicht selten zu viel. Die Bewunderung ihres verehrten Herrn und Meisters verleitete sie zu Schmeicheleien, von welchen dieser unangenehm berührt wurde; ihre wohlgemeinten Versuche, der Dürftigkeit, in welcher er lebte, auf graden oder krummen Wegen abzuhelfen, verletzten ihn tief. Zudem konnte es ihm nicht entgehen, daß sie bei dem Cultus, welchen sie ihm weihten, wenn auch unbewußt, im Grunde mehr sich selbst, als ihn im Auge hatten. Schon in Folge ihrer Jugend außer Stande, auf sein eigenstes Wesen, wie auf seine persönlichen Interessen mit wirklichem Verständniß einzugehen, suchten und fanden sie in dem Verkehre mit ihm vorzugsweise die Befriedigung einer allerdings sehr natürlichen Eitelkeit. War es doch keine geringe Ehre, von dem schwer zugänglichen Manne eines näheren Umganges gewürdigt zu werden. Der Ruhmesglanz, welcher sein Haupt umstrahlte,

fiel in etwa auch auf seine Umgebung. Man war in der angenehmen Lage, sich von Vielen, die eine gleiche Bevorzugung vergeblich erstrebt, beneidet zu sehen. Man hatte auch das Vergnügen, überall gesucht und willkommen zu sein, da alle Welt die jüngsten Aeußerungen des interessanten Sonderlings, das Neueste über sein Thun und Treiben zu erfahren wünschte. Daß die Beziehungen Rousseau's zu Leuten dieser Art, auch abgesehen von der Verschiedenheit des Alters, wie der Denk- und Lebensweise, nicht den Charakter einer intimen Freundschaft gewinnen konnten, versteht sich von selbst. Es ließ sich im Gegentheil voraussehen, daß er mit ihnen bei den mannigfachen Anknüpfungspunkten, welche sie seinem stets wachen Mißtrauen darboten, früher oder später zerfallen werde. Doch hat er mit manchen von ihnen längere Zeit in einem regen freundlichen Verkehre gestanden. Man besuchte sich gegenseitig, machte zusammen Ausflüge, vereinigte sich auch wohl zu einem heiteren Mahle. Rousseau freilich konnte in seinen beschränkten Verhältnissen nicht daran denken, eine größere Gesellschaft bei sich zu bewirthen. Dagegen lud er nicht selten den Einen oder Anderen zu einem frugalen Mittag- oder Abendbrote ein, bei welchem die interessante Unterhaltung des aufmerksamen Wirthes den Mangel kostbarer Gerichte mehr als ersetzte.

Bernardin de St. Pierre schildert uns ein solches Diner in anziehender Weise: „Ich begab mich um elf Uhr des Morgens zu ihm und wir unterhielten uns bis gegen halb eins. Dann legte seine Frau das Tischtuch auf. Er nahm eine Flasche Wein und fragte mich, während er sie auf den Tisch stellte, ob wir damit genug haben würden und ob ich gern tränke? — Wie viele sind unserer? sagte ich. — Drei, Sie, meine Frau und ich. — Wenn ich Wein trinke, fuhr ich fort, und allein bin, begnüge ich mich meist mit einer halben Flasche; bin ich aber unter Freunden, so trinke ich wohl etwas mehr. — Da dem so ist, werden wir nicht ausreichen; ich muß in den Keller hinabsteigen. — Er holte eine zweite Flasche. Seine Frau setzte zwei Schüsseln auf, eine mit kleinen Pasteten und eine andere, die verdeckt war. Er zeigte auf die erstere und sagte: Das ist Ihr Gericht, das andere ist für mich. — Ich bin kein Freund von Pasteten, erwiederte ich, hoffe aber, daß die Ihrigen mir schmecken werden. — O! rief er aus, die beiden Schüsseln sind uns gemeinsam, aber viele Leute machen sich aus der da wenig. Es ist ein schweizerisches Gericht, ein Potpourri aus Speck, Hammelfleisch, Gemüse und Kastanien. — Es war ausgezeichnet. Auf die beiden Schüsseln folgten Fleischschnittchen mit Salat, dann Gebäck und Käse.

Darauf servirte seine Frau den Kaffee. — Bei Tische sprachen wir von Indien, von Griechen und Römern. Nach dem Diner holte er einige Manuscripte und las mir eine Fortsetzung des Emil, mehrere Briefe über Botanik und einzelne Abschnitte vor, die er aus dem Tasso übersetzt hatte. Inzwischen deutete mir seine Frau an, daß es neun Uhr Abends sei; ich hatte zehn Stunden hintereinander fast wie einen Augenblick hingebracht [18])."

Weniger angenehm verlief das Souper, von welchem Dussaulx berichtet. „Eines Tages", so erzählt derselbe, „erhielt ich von Rousseau folgendes Billet: Wenn Herr Dussaulx zuweilen sein Abendbrod en passant einnähme, um gegen zehn Uhr im Bette zu sein, so würde ich ihm für heute ein kleines Souper vorschlagen, in der Weise nicht des Apicius, sondern des Epikur und so wie man sie in Paris kaum findet. Dieses Souper würde durch eine Flasche seines spanischen Weines, vor Allem aber durch seine Gegenwart und seine Unterhaltung gewürzt werden. Wenn er einwilligt, so bitte ich um ein kleines Ja, damit dem Vergnügen, ihn zu sehen, das, ihn zu erwarten, vorausgehe, falls er nicht vorzieht zu glauben, daß ich es thue, um die Vorbereitungen zu diesem Gastmahle bei Zeiten treffen zu können." — Natürlich beeilte sich der Geladene, ihm das „kleine, einsilbige, mit so viel Grazie erbetene Ja" zuzuschicken. Er wurde indeß, als er dann persönlich erschien, sehr übel empfangen. Und nicht mit Unrecht, wie uns scheint. Er hatte statt der einen Flasche seines Lieblingsweines, die Rousseau verlangte, weil er ihn nicht verurtheilen wollte, den seinigen zu trinken, ein ganzes Dutzend geschickt und damit die ernste Strafrede, welche seiner wartete, wohl verdient. — „Doch", fährt er fort, „der Sturm zog bald vorüber und Rousseau's Stirne entwölkte sich. Ich sah mit Behagen, wie die Zurüstungen zu diesem Souper, an das ich noch lange denken werde, getroffen wurden. Madame Rousseau setzt in einem blechernen Halbcylinder ein Rebhuhn an das Feuer. Dann deckt sie den Tisch, während der Verfasser des Emil, ein zweiter Curius, den Bratspieß dreht. — Und Sie, unser Gast, sagte er darauf, wollen sich mit dem bloßen Zusehen begnügen? Auf! Verdienen Sie Ihr Abendbrod und drehen Sie auch einmal. — Ich glaubte mich in die Zeiten Homers oder der Patriarchen versetzt. Diese Vorbereitungen, welche durch das Verdienst und die freiwillige Armuth eines so großen Mannes wahrhaft rührend wurden, bewegten mich bis zu Thränen. Ich hielt sie indeß aus Scham und Achtung zurück und sie verwandelten sich in ein konvulsivisches Lachen. — Ich glaube, Sie lachen! — Allerdings, doch gilt dieses Lachen wohl einem Weinen gleich. — Er nahm dies Mal meine

fiel in etwa auch auf seine Umgebung. Man war in der angenehmen Lage, sich von Vielen, die eine gleiche Bevorzugung vergeblich erstrebt, beneidet zu sehen. Man hatte auch das Vergnügen, überall gesucht und willkommen zu sein, da alle Welt die jüngsten Aeußerungen des interessanten Sonderlings, das Neueste über sein Thun und Treiben zu erfahren wünschte. Daß die Beziehungen Rousseau's zu Leuten dieser Art, auch abgesehen von der Verschiedenheit des Alters, wie der Denk- und Lebensweise, nicht den Charakter einer intimen Freundschaft gewinnen konnten, versteht sich von selbst. Es ließ sich im Gegentheil voraussehen, daß er mit ihnen bei den mannigfachen Anknüpfungspunkten, welche sie seinem stets wachen Mißtrauen darboten, früher oder später zerfallen werde. Doch hat er mit manchen von ihnen längere Zeit in einem regen freundlichen Verkehre gestanden. Man besuchte sich gegenseitig, machte zusammen Ausflüge, vereinigte sich auch wohl zu einem heiteren Mahle. Rousseau freilich konnte in seinen beschränkten Verhältnissen nicht daran denken, eine größere Gesellschaft bei sich zu bewirthen. Dagegen lud er nicht selten den Einen oder Anderen zu einem frugalen Mittag- oder Abendbrote ein, bei welchem die interessante Unterhaltung des aufmerksamen Wirthes den Mangel kostbarer Gerichte mehr als ersetzte.

Bernardin de St. Pierre schildert uns ein solches Diner in anziehender Weise: „Ich begab mich um elf Uhr des Morgens zu ihm und wir unterhielten uns bis gegen halb eins. Dann legte seine Frau das Tischtuch auf. Er nahm eine Flasche Wein und fragte mich, während er sie auf den Tisch stellte, ob wir damit genug haben würden und ob ich gern tränke? — Wie viele sind unserer? sagte ich. — Drei, Sie, meine Frau und ich. — Wenn ich Wein trinke, fuhr ich fort, und allein bin, begnüge ich mich meist mit einer halben Flasche; bin ich aber unter Freunden, so trinke ich wohl etwas mehr. — Da dem so ist, werden wir nicht ausreichen; ich muß in den Keller hinabsteigen. — Er holte eine zweite Flasche. Seine Frau setzte zwei Schüsseln auf, eine mit kleinen Pasteten und eine andere, die verdeckt war. Er zeigte auf die erstere und sagte: Das ist Ihr Gericht, das andere ist für mich. — Ich bin kein Freund von Pasteten, erwiederte ich, hoffe aber, daß die Ihrigen mir schmecken werden. — O! rief er aus, die beiden Schüsseln sind uns gemeinsam, aber viele Leute machen sich aus der da wenig. Es ist ein schweizerisches Gericht, ein Potpourri aus Speck, Hammelfleisch, Gemüse und Kastanien. — Es war ausgezeichnet. Auf die beiden Schüsseln folgten Fleischschnittchen mit Salat, dann Gebäck und Käse.

Darauf servirte seine Frau den Kaffee. — Bei Tische sprachen wir von Indien, von Griechen und Römern. Nach dem Diner holte er einige Manuscripte und las mir eine Fortsetzung des Emil, mehrere Briefe über Botanik und einzelne Abschnitte vor, die er aus dem Tasso übersetzt hatte. Inzwischen deutete mir seine Frau an, daß es neun Uhr Abends sei; ich hatte zehn Stunden hintereinander fast wie einen Augenblick hingebracht [18])."

Weniger angenehm verlief das Souper, von welchem Dussaulx berichtet. „Eines Tages", so erzählt derselbe, „erhielt ich von Rousseau folgendes Billet: Wenn Herr Dussaulx zuweilen sein Abendbrod en passant einnähme, um gegen zehn Uhr im Bette zu sein, so würde ich ihm für heute ein kleines Souper vorschlagen, in der Weise nicht des Apicius, sondern des Epikur und so wie man sie in Paris kaum findet. Dieses Souper würde durch eine Flasche seines spanischen Weines, vor Allem aber durch seine Gegenwart und seine Unterhaltung gewürzt werden. Wenn er einwilligt, so bitte ich um ein kleines Ja, damit dem Vergnügen, ihn zu sehen, das, ihn zu erwarten, vorausgehe, falls er nicht vorzieht zu glauben, daß ich es thue, um die Vorbereitungen zu diesem Gastmahle bei Zeiten treffen zu können." — Natürlich beeilte sich der Geladene, ihm das „kleine, einsilbige, mit so viel Grazie erbetene Ja" zuzuschicken. Er wurde indeß, als er dann persönlich erschien, sehr übel empfangen. Und nicht mit Unrecht, wie uns scheint. Er hatte statt der einen Flasche seines Lieblingsweines, die Rousseau verlangte, weil er ihn nicht verurtheilen wollte, den seinigen zu trinken, ein ganzes Dutzend geschickt und damit die ernste Strafrede, welche seiner wartete, wohl verdient. — „Doch", fährt er fort, „der Sturm zog bald vorüber und Rousseau's Stirne entwölkte sich. Ich sah mit Behagen, wie die Zurüstungen zu diesem Souper, an das ich noch lange denken werde, getroffen wurden. Madame Rousseau setzt in einem blechernen Halbcylinder ein Rebhuhn an das Feuer. Dann deckt sie den Tisch, während der Verfasser des Emil, ein zweiter Curius, den Bratspieß dreht. — Und Sie, unser Gast, sagte er darauf, wollen sich mit dem bloßen Zusehen begnügen? Auf! Verdienen Sie Ihr Abendbrod und drehen Sie auch einmal. — Ich glaubte mich in die Zeiten Homers oder der Patriarchen versetzt. Diese Vorbereitungen, welche durch das Verdienst und die freiwillige Armuth eines so großen Mannes wahrhaft rührend wurden, bewegten mich bis zu Thränen. Ich hielt sie indeß aus Scham und Achtung zurück und sie verwandelten sich in ein konvulsivisches Lachen. — Ich glaube, Sie lachen! — Allerdings, doch gilt dieses Lachen wohl einem Weinen gleich. — Er nahm dies Mal meine

Worte sehr gut auf. — Inzwischen hatte man aufgetragen, d. h. seine Frau hatte einige Schüsseln auf den Tisch gestellt, in welchen man sich spiegeln konnte. Das Mahl war mäßig, aber Wohlgeschmack und Reinlichkeit würzten es; es waren sogar einige Leckereien da. Rousseau nöthigt mich zum Trinken, aber nicht von meinem Wein, sondern von dem seinigen. — Das geschieht, sagte er mir lachend, um mich wegen Ihrer Verschwendung zu rächen. Und alsbald geht es an meinen Korb. Er schenkte mir oft ein, trank selbst aber nicht. . . Die Beweise von Freundschaft, mit welchen er mich überhäuft hatte, die Freude, an einer Tafel zu sitzen, die mir noch von ganz anderer Bedeutung zu sein schien, als die der sieben Weisen, befreiten mich von jedem Zwange. Mein Blut wurde heiß, das Herz hob sich mir in der Brust. Alles, was ich jemals für Rousseau gefühlt hatte, wenn ich seine Schriften las und wenn ich ihn sprechen hörte, floß jetzt in Eins zusammen und wurde zum Brennpunkte meiner Reden. . . . Gesammelter als ich, sah mich Rousseau, den Ellenbogen auf den Tisch und den Kopf von Zeit zu Zeit auf beide Hände gestützt, scharf an und hörte mir aufmerksam zu. Er schien von Allem, was ich sagte, Notiz zu nehmen; sein von der Seite her schielendes Auge verlor keine Geberde. Ich mußte ihm sagen, wie ich zuerst in die große Welt eingetreten, was ich in ihr gebilligt oder getadelt, welches meine ersten Neigungen, meine gewöhnlichen Gedankengänge, meine liebsten Arbeiten gewesen. Ich mußte ihm meine gegenwärtigen Verbindungen aufzählen und namentlich angeben, mit wem ich am meisten verkehre." — Weitere Fragen, was er von ihm, von gewissen Vorgängen aus seinem Leben, von dem Gerede seiner Feinde u. s. w. halte, folgten. Offenbar wollte er seinem neuen Freunde, der ihm erst vor Kurzem näher getreten und schon in etwa verdächtig geworden, auf den Zahn fühlen. — „Unterdeß war es Mitternacht geworden und wir standen auf. Man ist beiderseits sehr erfreut, daß die Zeit so kurz erschienen, und man trennt sich mit dem Versprechen, sich am nächsten Tage wiederzusehen."

Ohne Zweifel hatte Dussaulx die üblen Folgen sich selbst zuzuschreiben, wenn er die zarte Aufmerksamkeit, welche Rousseau seinem verwöhnten Gaumen erwies, für eine versteckte Bettelei hielt. Vermied man solche Taktlosigkeiten und hütete man sich, seinen schlummernden Argwohn zu wecken, so war er in der Regel ein höchst liebenswürdiger Gesellschafter. Durchaus anspruchslos, offen und hingebend, heiteren Sinnes und zu munteren Scherzen geneigt, ließ er es sich angelegen sein, das Behagen seiner Gäste auf jede Weise zu fördern, während er zugleich Alles fern zu

halten suchte, was sie irgendwie verletzen oder unangenehm berühren konnte. Zwar kam es zuweilen vor, daß er, unwohl oder verstimmt, sie weniger freundlich empfing und dadurch veranlaßte, ihre Besuche einzustellen. Doch war er dann unbefangen genug, bei erster Gelegenheit sein Unrecht zu bekennen und sie um Entschuldigung und Nachsicht zu bitten. So erzählt Bernardin de St. Pierre: „Ich hatte ihn seit zwei und einem halben Monate nicht gesehen, als wir uns eines Nachmittags an einer Straßenecke begegneten. Er kam auf mich zu und fragte, warum ich ihn nicht mehr besuche? — Sie kennen den Grund, antwortete ich. — Rousseau hatte ihn schlecht empfangen. — Es gibt Tage, sagte er dann zu mir, wo ich allein zu sein wünsche. Ich komme so ruhig, so zufrieden von meinen einsamen Spaziergängen zurück. Da habe ich Niemandem, da hat mir Niemand gefehlt. Ich würde es bedauern, fügte er, weich werdend, hinzu, Sie zu oft zu sehen, aber mehr noch, wenn ich Sie gar nicht sähe. Ich fürchte die Intimität, ich habe mein Herz verschlossen . . . Die üble Laune übermannt mich zuweilen, haben Sie es nicht bemerkt? Ich halte sie eine Zeit lang in Schranken, aber ich beherrsche sie nicht mehr; sie bricht wider meinen Willen hervor. Ich habe meine Fehler, doch wenn man auf die Freundschaft eines Menschen Werth legt, muß man die Pfründe mit den Lasten hinnehmen."

Ein Mann wie Bernardin, der eine aufrichtige Zuneigung zu ihm hegte, ließ sich das gesagt sein und übersah fortan die Inconvenienzen, welche die wechselnde Stimmung des Freundes mit sich brachte. Andere dagegen, weniger anhänglich und leichter piquirt, nahmen sie nicht geduldig auf und zogen sich verletzt und grollend zurück. Wir wollen deshalb nicht den Stab über sie brechen; es war in der That zu dieser Zeit nicht leicht, mit Rousseau dauernd in gutem Einvernehmen zu bleiben. Die fixe Idee, die er sich von dem gegen ihn bestehenden Complotte gebildet hatte, machte es ihm unmöglich, zu irgendwem volles Zutrauen zu fassen; sie zwang ihn vielmehr, Alle, die ihm näher traten, mit argwöhnischem Blicke zu betrachten. Ueberzeugt, daß Jedermann wisse, was nur ihm allein sorgfältig verborgen werde, zweifelte er auch nicht, daß seine Bekannten über die Personen und Absichten der Feinde genau unterrichtet seien, und erwartete deshalb beständig, daß sie ihm über die Dinge, welche ihm vor Allem am Herzen lagen, die ersehnten Aufschlüsse geben würden. Blieben diese nun, wie das nicht anders sein konnte, aus, so sah er sich zu der Annahme gedrängt, daß sie nicht sprechen wollten, eine Schweigsamkeit, die sich ihrerseits nur dadurch erklären ließ, daß

sie entweder mit den Gegnern gemeinsame Sache machten oder von ihnen eingeschüchtert waren. In dem einen Falle hatte er es mit elenden Verräthern, die Zorn und Geringschätzung, in dem anderen mit feigen Schwächlingen zu thun, die wenigstens keine besondere Achtung verdienten. Für welche von diesen beiden Voraussetzungen er sich entschied, das hing von persönlichen Eindrücken und zufälligen Umständen ab; der einen und der anderen zu entgehen, war für Jemanden, der längere Zeit mit ihm verkehrte, kaum möglich.

V.

Der traurige Wahn, an welchem Rousseau nun einmal litt, schloß natürlich jede intimere Gemeinschaft aus. Andererseits trug derselbe nicht wenig dazu bei, daß er einen so lebhaften und nachhaltigen Antheil am gesellschaftlichen Leben nahm. Hätte er nicht beständig gehofft, daß es ihm die nothwendige Aufklärung über seine Lage vermitteln werde, er würde sich den Beschwerden und Aufregungen, mit welchen es verbunden war, nicht so lange ausgesetzt haben. Es war ihm doch voller Ernst, wenn er hin und wieder äußerte: „Die Leute machen mich müde und ich denke daran, mich in meine frühere Einsamkeit zurückzuziehen". Indeß wie unbequem der Aufenthalt in der Stadt ihm zu Zeiten wurde, er hielt es für seine Pflicht, auszuharren. Hatten seine Bemühungen nicht gleich anfangs den gewünschten Erfolg, es blieb doch die Aussicht, daß sie, konsequent fortgesetzt, endlich zum Ziele führen würden. Jeder Tag mochte ihm die Aufschlüsse bringen, deren er bedurfte; es schien fast undenkbar, daß sich unter den vielen Menschen, mit welchen er zusammentraf, nicht einer finden sollte, der ihm reinen Wein einschenkte. Freilich konnte er sich, je länger diese Offenbarung auf sich warten ließ, um so weniger verhehlen, daß er nicht unbedingt auf sie rechnen dürfe. Es war doch rathsam, auch für den Fall, daß sie nicht erfolgte, bei Zeiten Vorsorge zu treffen. Zu dem Ende beschloß er, von der starken Schutz- und Trutzwaffe, die er in seinen „Bekenntnissen" mitgebracht hatte, alsbald Gebrauch zu machen. Nicht als ob er es für zulässig gehalten hätte, diese Schrift schon jetzt durch den Druck zu veröffentlichen; sie konnte und sollte erst geraume Zeit nach dem Tode der in ihr besprochenen Personen ans Licht treten. Dagegen erschien es ihm wohl statthaft, einzelnen Freunden und Bekannten von ihrem Inhalte Kenntniß zu geben. Er glaubte sich dazu umsomehr berechtigt, da es, wie die Dinge lagen, doch

sehr zweifelhaft war, ob sie jemals in die Hände des Publikums kommen werde.

So veranstaltete er denn im Laufe des Winters (1770—71) mehrere kleine Gesellschaften, in welchen er das Werk ganz oder theilweise vorlas. Auffallender Weise waren es zunächst recht vornehme Persönlichkeiten, die er sich als Zuhörer ausersah: Graf und Gräfin Egmont, der Prinz Pignatelli, die Marquise von Mesme und der Marquis von Joigné bildeten den hocharistokratischen Kreis, in welchem die erste Vorlesung stattfand. Bevor sie begann, hielt er eine kurze Ansprache, welche den Versammelten über die Motive seines ungewöhnlichen Schrittes den nöthigen Aufschluß gab [1]). Es ist für ihn von Wichtigkeit, daß das Detail seines Lebens Jemandem bekannt werde, der Recht und Wahrheit liebt und jung genug ist, um ihn voraussichtlich zu überleben. Er hat sich daher nach langem Schwanken entschlossen, die Geheimnisse seines Herzens der kleinen, aber auserwählten Zahl rechtschaffener Menschen, die ihn gegenwärtig anhören, zu offenbaren. Er wird ihnen seine Bekenntnisse ablegen und bittet sie, dieselben in ihr Gedächtniß aufzunehmen, ohne jede andere Bedingung als die, daß sie zu seinen Lebzeiten von ihnen Gebrauch machen, um gelegentlich zu verificiren, was er ihnen gesagt hat, und nach seinem Tode, um seinem Andenken ohne Gunst und Parteinahme die Gerechtigkeit zu erweisen, welche sie glauben werden, ihm schuldig zu sein. Es sind nun zehn Jahre, seitdem er es unternommen, seine Bekenntnisse in der ganzen strengen Bedeutung des Wortes niederzuschreiben. Leider hat er sich, als die Ausführung des Planes schon ziemlich weit vorgerückt war, genöthigt gesehen, ihn fallen zu lassen. Doch was fertig ist, genügt, um über ihn, wie über die Leute, mit welchen er zu thun gehabt, ein richtiges Urtheil zu fällen. Denn freilich, sollte, was er über sich selbst zu sagen hatte, verständlich sein, so konnte er nicht umhin, auch von Anderen zu sprechen. Er hatte eben deshalb Vorkehrungen getroffen, daß diese Memoiren erst in einer fernen Zukunft bekannt würden. Seine mißliche Lage indeß macht dieselben unzureichend. Es bleibt nur e i n sicheres Mittel, sein Depositum zu retten; er muß es redlichen Herzen anvertrauen, die es treu bewahren.

Nun würde es zwar zur richtigen Würdigung seines Verhaltens von Wichtigkeit sein, seine Natur und seinen Charakter von Grund aus zu kennen. Doch möchte das, weil er auf seine frühesten Lebenstage zurückgehen müßte, zu weit führen. Es liegt ihm daran, mit dem zu beginnen, was er für das Wesentlichere hält, damit, wenn sich weiteren Sitzungen Hindernisse entgegen-

stellen sollten, die Frucht der gegenwärtigen nicht verloren gehe. Er beschränkt sich deshalb für jetzt darauf, über die Jahre, welche zwischen seiner Ankunft in Frankreich und der Abreise von Montmorency liegen, einen treuen Bericht zu geben, der nicht nur Alles, was ihm in dieser Periode begegnet ist, sondern auch, wenn er so sagen darf, die Geschichte seiner Seele enthalten wird. Mögen die Anwesenden, er bittet sie dringend darum, ihn mit der Aufmerksamkeit hören, welche nicht die Bedeutung der Dinge, die er mitzutheilen hat, wohl aber die Aufgabe verdient, die er ihnen zu stellen wagt. Sie ist eine der edelsten, welche Menschen auf Erden erfüllen können, denn es handelt sich darum, für die gesammte Nachwelt zu entscheiden, ob sein Name mit Schmach oder mit Ruhm bedeckt auf sie übergehen soll. Man hat die erstaunlichsten Maßregeln getroffen, um ihm seine niederträchtigen Ankläger, sowie die geheimen Verleumdungen zu verbergen, welche sie nach seinem Tode veröffentlichen werden. Er ist daher außer Stande, sich zu vertheidigen, kann dies wenigstens nur in der Weise, daß er das Schlimme, das Gute und alle Einzelheiten seines Lebens der Wahrheit gemäß erzählt und dann vergleichen und urtheilen läßt. Die Versammelten sind die Ersten und wahrscheinlich auch die Einzigen, welchen er diesen Bericht geben wird; sie werden folglich auch die Einzigen sein, welche, da sie beide Theile gehört haben, als competente Richter auftreten können. Schließlich ersucht er die anwesenden Damen, wohl zu bedenken, daß man die Funktion eines Beichtigers nicht übernehmen kann, ohne sich den von ihr unzertrennlichen Inconvenienzen auszusetzen, und daß bei diesem strengen und hohen Amte das Herz die Ohren rein erhalten muß. Was ihn angeht, so hat er sich in die Nothwendigkeit versetzt, seine Aufgabe treu zu erfüllen, und diese besteht nicht nur darin, immer wahr und aufrichtig zu sein, sie fordert auch, die Scham zu überwinden und sie der Wahrheit zu opfern.

Ob es bei der einen Sitzung blieb oder ihr noch andere folgten, erfahren wir nicht. Rousseau bemerkt nur [2]), daß er seinen Vortrag mit den Worten schloß: „Ich habe die Wahrheit gesagt. Wenn Jemand Dinge weiß, die dem eben Erzählten widersprechen, so weiß er, und wären sie tausend Mal bewiesen, nur Lügen und Verleumdungen. Weigert er sich, sie mit mir, so lange ich noch lebe, zu untersuchen und aufzuklären, so liebt er weder die Gerechtigkeit, noch die Wahrheit. Was mich betrifft, so erkläre ich laut und furchtlos: Wer, selbst ohne meine Schriften gelesen zu haben, mit eigenen Augen mein Naturell, meinen Charakter, meine Sitten und Neigungen, meine Vergnügungen

und Gewohnheiten prüft und mich für einen schlechten Menschen halten kann, ist selber ein Mensch, den man erwürgen sollte." — Die Anwesenden mochten, zumal nach dieser bündigen Erklärung, nicht recht wissen, was sie sagen sollten. Sie schwiegen und gaben auch sonst in keiner Weise zu erkennen, daß und welchen Eindruck das Gehörte auf sie gemacht habe. „Nur die Gräfin Egmont schien bewegt; sie zitterte sichtlich, faßte sich aber sehr bald wieder und blieb stumm wie die ganze Gesellschaft". Rousseau aber war von der zweifelhaften Wirkung, die er erzielt, wenig befriedigt und deshalb wohl um so eher geneigt, es mit einem anderen Kreise zu versuchen. Als ihn daher Dussaulx, dem er von den projektirten Vorlesungen gesprochen, wiederholt an die Ausführung seines Vorhabens mahnte, erklärte er sich nach einigem Sträuben dazu bereit.

Es galt nun zunächst, die Liste der Personen festzustellen, welche er zulassen wollte. „Die Aufgabe", erzählt Dussaulx [1], „war nicht grade leicht. — Sie wollen es? sagte er zu mir; nun wohl, machen wir das Verzeichniß und setzen Sie Ihren Namen zuerst hinein. — Ich schlug ihm dann verschiedene berühmte Personen vor, aber er verwarf sie. — Ich sage Ihnen im Voraus, daß bei dieser Vorlesung nicht mehr als acht Personen, mich eingerechnet, zugegen sein dürfen. Ich schließe ohne Ausnahme alle meine alten Bekannten von ihr aus, ich brauche neue. Denn ich will es mit einem zweiten Leben versuchen, will sehen, ob dasselbe besser sein wird, als das erste. — Die Liste war nun bald gemacht: Dorat „de Pezai, Barbier de Neuville, Lemierre u. s. w. wurden eingetragen; Lemierre wegen seiner Milde und mehr noch wegen seiner Unbefangenheit; die Uebrigen kannte er im Grunde nicht." Um sechs Uhr des Morgens fanden sich alle Auserwählten am Versammlungsorte bei Herrn de Pezai ein. Rousseau war zuerst gekommen. Diese Sitzung, vielleicht die längste, welche die literarischen Annalen aller Zeiten aufzuweisen haben, dauerte siebenzehn Stunden und wurde nur durch zwei sehr kurze Mahlzeiten unterbrochen. . . . Während dieser Vorlesung wurde die Stimme Rousseau's nicht einen Augenblick schwach. Ebenso merkwürdig ist, daß die Aufmerksamkeit der Zuhörer bis zum Ende gleich rege blieb. Man war ganz Auge, ganz Ohr; man gerieth außer sich, man erblaßte bei jeder Zeile. Als er zu der Stelle gekommen war, wo er die Preisgebung seiner fünf Kinder erzählt, hatte er einen schweren Schritt zu thun. Er hielt inne und sah uns mit einem fragenden Blicke an. Alles schlug die Augen nieder. „Haben Sie mir nichts zu bemerken?" Man antwortete ihm nur durch ein düsteres Schweigen. Er sah unsere

Verlegenheit, wie den Schmerz, der sich auf allen Gesichtern aussprach, sehr wohl. Als wir nun zu Tische gingen, redete er uns, nachdem er sich eine Weile gesammelt, also an: „Gerechte Männer! Ihr dürft nicht richten, ohne mich zuvor gehört zu haben. Höret denn, was mein Verhalten gegen meine Kinder angeht, eine gewissenhafte Vertheidigung, welche ich in das Herz eines tugendhaften Mannes niedergelegt habe". — Er spricht und mit jedem Worte wird unsere Stirne heiterer. Wir bereueten es fast, ihn betrübt zu haben und er hatte allen Grund, mit seiner Rechtfertigung zufrieden zu sein. Einige von uns ergriffen seine Hände, küßten sie und bemühten sich, ihn zu trösten. Er weinte und auch wir vergossen heiße Thränen."

Dussaulx fügt hinzu, daß dieser Vorlesung noch mehrere andere folgten. Möglich, daß dem so war; wir glauben indeß, daß seine Angabe auf einem Irrthum beruht. Zu bald schon traten Umstände ein, die es Rousseau unmöglich machten, noch ferner als Rhapsode seiner eigenen Werke aufzutreten. Sein Vorgehen hatte begreiflicher Weise ungewöhnliches Aufsehen erregt. „Schon die bloße Ankündigung dieser drohenden Bekenntnisse machte die größte Sensation. Könige, Prinzen, Jedermann lief darnach, wenn auch aus verschiedenen Gründen: die Einen, um zu erfahren, wie sie darin behandelt würden, Andere aus Interesse für Rousseau, die große Mehrzahl aus boshafter Neugierde". Daß es dieser nicht an reichlicher Befriedigung fehlte, dafür sorgten Diejenigen, welche bei der einen oder anderen Vorlesung zugegen gewesen waren. Sie hatten natürlich, zumal Rousseau sie nicht zum Schweigen verpflichtet, nichts Eiligeres zu thun, als alle Welt mit dem, was sie gehört, mündlich oder in Journalartikeln bekannt zu machen. Das gab nun großen Anstoß und vielfaches Aergerniß. War die Reproduction auch unvollständig, es kam doch Manches ans Licht, was einzelne Personen mehr oder weniger compromittirte. Die so Getroffenen boten, wie sich denken läßt, Alles auf, um diese indiskreten Mittheilungen zu beseitigen, suchten auch wohl die Quelle zu verschließen, aus welcher sie stammten. Herr von Malesherbes, der sich selbst nicht gerade zu beklagen hatte, ließ, ohne Zweifel von Bekannten dazu bestimmt, Rousseau ersuchen, gewisse Anekdoten, die ganze Familien entehren könnten, zu unterdrücken. Doch der erwiederte: „Was geschrieben ist, ist geschrieben; ich werde nichts davon zurücknehmen. Indeß beruhige man sich; meine Bekenntnisse werden nicht erscheinen, bevor die letzten der Leute, welche ich in ihnen erwähnt habe, gestorben sind." Allerdings ein sehr zweifelhafter Trost, wenn er fortfuhr,

in der bisherigen Weise die Zukunft vorwegzunehmen. Man begreift, daß er nicht Jeden zufriedenstellte.

Auch Madame d'Epinay, der, wie wir wissen, in den Memoiren Rousseau's gar übel mitgespielt wurde, und die diese Ungunst um so schwerer empfand, da sie kein gutes Gewissen hatte, mochte sich nicht dabei beruhigen. Es waren doch sehr bedenkliche Geheimnisse, die da ausgeplaudert oder angedeutet wurden; man kann es ihr nicht verargen, wenn sie die weitere Verbreitung derselben auf jede Weise zu hindern suchte. Das Mittel aber, zu welchem sie in dieser Absicht ihre Zuflucht nahm, war in jener Zeit nicht gerade ungewöhnlich. Sie wandte sich an den Polizeipräsidenten, Herrn von Sartine, zunächst mündlich, dann auch in einem Briefe [4]), der ihre heillose Verlegenheit deutlich ausspricht. „Es gibt zwar", schreibt sie ihm, „für Leute, die mit Geschäften überladen sind, nichts so Unerträgliches, wie die, welche deren nur eines haben. Doch da ich auf Ihre freundliche Nachsicht zählen darf, theile ich Ihnen mit, daß der Mann, von welchem ich gestern mit Ihnen sprach, sein Werk auch Herrn Dorat, de Pezai und Dussaulx vorgelesen hat. Wenn man diese Herren zu Vertrauten einer Schmähschrift nimmt, haben Sie gewiß das Recht, Ihre Meinung darüber zu sagen, ohne daß man deshalb in den Verdacht kommt, sich bei Ihnen beschwert zu haben. Nach reiflicher Ueberlegung denke ich, daß Sie mit ihm selbst sprechen müssen, und zwar so freundlich, daß er sich nicht beklagen kann, aber zugleich auch so entschieden, daß er nicht mehr darauf zurückkommt. Wenn Sie ihn sein Wort geben lassen, so glaube ich, daß er es halten wird. Ich bitte tausend Mal um Verzeihung, aber es handelt sich um meine Ruhe, und das ist die Ruhe von Jemandem, den Sie mit Ihrer Achtung und Freundschaft beehren, und der sich, was Jean Jacques auch sagen mag, schmeichelt, dieselbe zu verdienen. Ich werde Ihnen Ende der Woche persönlich meinen Dank abstatten. Geben Sie sich nicht die Mühe, mir zu antworten; es bedarf dessen nicht. Ich rechne auf Ihre Güte, das genügt." — Der Polizeimann war galant genug, dem Gesuche der Dame zu willfahren. Rousseau wurde auf das Bureau beschieden und die Vorlesungen hörten auf; vermuthlich hatte man ihm das Versprechen abgenommen, sie einzustellen.

Schwer wurde es ihm eben nicht, dieses Zugeständniß zu machen. Er erkannte sehr bald, daß das Unternehmen, von welchem er so viel gehofft, ein verfehltes gewesen und ihm nicht genützt, sondern erheblich geschadet habe. Er sagte sich, daß er seine Mühe an Leute verschwendet, von welchen nur wenige zum Verständniß der Mittheilungen, die er ihnen gemacht, befähigt,

und eine noch geringere Zahl ihrer würdig gewesen. Er begriff nicht minder, daß er durch sein unkluges Beginnen den Feinden eine Waffe in die Hand gegeben, deren sie sich mit bestem Erfolge gegen ihn bedienen konnten. Sie hatten bis dahin, so lange er sich ruhig verhielt, sie weder provozirte, noch bekämpfte, mit einiger Vorsicht und Mäßigung auftreten müssen. Jetzt, wo er selbst zum Angriffe vorging, durfte es ihnen Niemand verdenken, wenn sie jede Rücksicht und Schonung bei Seite setzten. Sie hatten ferner von den wirklichen Verschuldungen, welche sie ihm zur Last legten, bisher nur eine unsichere oder aus seinen eigenen vertraulichen Eröffnungen geschöpfte Kenntniß gehabt, und sich deshalb genöthigt gesehen, sie mit Vorbehalt und unter dem, wenn auch sehr durchsichtigen Schleier des Geheimnisses weiteren Kreisen bekannt zu geben. Nun er selbst sie offen und in ihrem ganzen Umfange eingestand, mochten sie dieselben ohne Scheu vor aller Welt als ausgemachte Thatsachen hinstellen. Schlimmer noch war, daß er ihnen durch seine rückhaltlosen Bekenntnisse eine Handhabe bot, mittelst deren sie alle möglichen Beschuldigungen plausibel machen konnten. Es war doch sehr naiv von ihm, zu meinen, daß das Publikum ihm aufs Wort glauben und ihn nur in soweit für schuldig halten werde, als er selbst dies zuzugeben für gut fand. Er bedachte nicht, wie die meisten Menschen auch in diesem Falle nur zu bereit sind, die ganze Hand zu nehmen, wenn man ihnen einen Finger reicht. Warum sollte, wer sich solcher Sünden anklagte, nicht auch andere von ähnlicher oder noch schlimmerer Art begangen haben? Die zahlreichen Thorheiten und Vergehungen seiner Jugend gaben wahrlich keine Bürgschaft dafür, daß das reifere Alter rein und schuldlos gewesen, und wenn er behauptete, daß er die mannigfachen bösen Triebe und Neigungen, die in ihm lebten, besiegt oder im Zaume gehalten, so erschien diese Versicherung vielleicht den Wenigen glaubhaft, welche die Möglichkeit einer solchen Selbstüberwindung persönlich erfahren hatten; der große Haufe ließ sich durch sie gewiß nicht abhalten, den Leuten bereitwillig Gehör zu schenken, welche, gestützt auf die zugestandenen Schwächen, mit geschickter Benutzung brauchbarer Thatsachen den bekannten Vergehen neue von eigener Erfindung hinzufügten.

Es lag aber im Interesse der Gegner Rousseau's, das Maß seiner Schuld möglichst zu häufen. Sie wußten jetzt, was ihrer wartete, wenn seine Memoiren später veröffentlicht wurden. Wollten sie sich und ihren Ruf sicher stellen, so mußten sie bei Zeiten darauf bedacht sein, die Wirkung der gefährlichen Angriffe, welche ihnen drohten, aufzuheben oder doch abzuschwächen. Und

dazu gab es kein besseres Mittel, als wenn sie ihren Urheber in der öffentlichen Meinung so discreditirten, daß er keinen Glauben mehr fand. Auch haben sie sich in dieser Richtung eifrig und mit Erfolg bemüht; es ist doch vorzugsweise ihren beharrlich fortgesetzten Verunglimpfungen zuzuschreiben, daß der Charakter Rousseau's noch gegenwärtig, besonders in Frankreich, weit ungünstiger beurtheilt wird, als er es verdient. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß er selbst ihnen vielfach in die Hände gearbeitet hat. Man darf namentlich wohl fragen, ob es nicht besser für ihn gewesen wäre, wenn seine Bekenntnisse, wenigstens in der Gestalt, in welcher sie jetzt vorliegen, niemals das Licht der Oeffentlichkeit erblickt hätten. Zwar konnte der Ruhm, den er sich als Denker und Schriftsteller erworben, durch dieses bedeutende Werk nur befestigt und erhöht werden. Ueberaus interessant durch seinen reichen und mannigfaltigen Inhalt, eignen ihm zugleich in eminentem Grade alle die Vorzüge, durch welche die Darstellung seines Verfassers sich auszeichnet. Ob er nun die Erlebnisse und Abenteuer seiner Jugend oder die Kämpfe und Leiden des reiferen Alters erzählt, ob er sich dem Strome seiner wechselnden Empfindungen überläßt oder in geistvollen Reflektionen und Betrachtungen ergeht, in den reizenden Naturschilderungen, die er in reicher Fülle entwirft, wie in den piquanten Portraits der Personen, welche er aus den verschiedensten Kreisen der Gesellschaft vorführt, der Zauber seines Vortrages ist überall gleich mächtig, die Gewalt seiner Rede stets gleich hinreißend. Auch bewährt sich, wenn irgendwo, in dieser Schrift seine seltene Befähigung, das Leben der Seele bis in seine innerste Tiefe zu verfolgen, sie in ihren zartesten und geheimsten Regungen zu belauschen und diese, wie an sich, so nach ihren Motiven und Wirkungen mit bewunderungswürdiger Klarheit ins Licht zu stellen. Man mag die Ergebnisse dieser feinen und scharfsinnigen Analysen nicht immer erbaulich finden, sie selbst sind meisterhaft und verdienten wohl, von der wissenschaftlichen Psychologie, die sich freilich um nicht fachgemäße Arbeiten wenig zu kümmern pflegt, sorgfältig beachtet zu werden.

Sind aber die Bekenntnisse für den Schriftsteller ein neuer und unanfechtbarer Ruhmestitel geworden, seine Geltung als Mensch hat durch sie eher Einbuße, als Förderung erfahren. Wir wollen nicht auf alle die abfälligen Urtheile eingehen, zu welchen sie nicht blos persönlichen Gegnern, sondern auch unparteiischen und freundlich gesinnten Lesern Anlaß geboten. Nur der eine oder andere Punkt, den man mit besonderem Nachdruck zu betonen pflegt, mag hier hervorgehoben werden. So wird

namentlich der maßlose Stolz und Hochmuth gerügt, welchen Rousseau in seinen Memoiren unverhüllt an den Tag lege. Und allerdings macht es den Eindruck einer anmaßenden Ueberhebung, wenn er sich selbst seines sittlichen Werthes rühmt, wiederholt behauptet, er sei ein guter Mensch und Niemand besser als er, ja wohl gar andeutet, daß er besser sei, als alle Anderen. Man darf solchen Aeußerungen indeß keine größere Bedeutung beilegen, als sie wirklich haben, und ebensowenig die Umstände außer Acht lassen, unter welchen sie laut werden. Die Güte, welche Rousseau für sich in Anspruch nimmt, ist doch in einem sehr beschränkten Sinne zu fassen. Er denkt nicht daran, sich für ein sittlich vollkommenes Wesen auszugeben, will vielmehr nur sagen, daß er trotz seiner moralischen Schwäche im Grunde des Herzens das Gute liebt und anstrebt, auch sich frei weiß von manchen schlimmen Leidenschaften, deren Herrschaft die Menschen vielfach böse macht. Er spricht am Ende damit nur aus, was jeder rechtschaffene Mann, der einiges Selbstgefühl besitzt, von sich denkt. Daß er es aber aussprach, ist ihm unseres Erachtens in seiner Lage schon zu verzeihen. Wer ohne Grund vor aller Welt als ein nichtswürdiger Bösewicht hingestellt wird, hat ohne Zweifel das Recht und selbst die Pflicht, seine sittliche Integrität zur Geltung zu bringen. Und Rousseau war in diesem Falle, wenn er auch manche Beschuldigungen ernster nahm, als sie gemeint sein mochten. Es gibt in der That kaum eine schlechte Eigenschaft, die ihm nicht beigelegt wurde, fast kein Verbrechen, welches man ihm nicht zur Last gelegt hätte.

Man bezeichnete ihn als einen abgefeimten Lügner und Heuchler, der die Welt mit seinen trügerischen Sophismen hinters Licht führe und an die zweifelhaften Wahrheiten, die er ihr mit so großer Ostentation vortrage, selber nicht glaube. Man nannte ihn einen unverschämten Ignoranten, der sich beständig mit fremden Federn schmücke, einen liederlichen Vagabunden, der unter der Maske der Ehrbarkeit den unnatürlichsten Lastern fröhne, einen schmutzigen Filz, der seine erlogene Dürftigkeit als Deckmantel für seine versteckten Betteleien benutze [5]). Er verrathe, hieß es ferner, seine Freunde und gebe seine Angehörigen preis, er schmeichle den Vornehmen, sei hart und lieblos gegen die Armen, stelle unschuldigen Frauen und Mädchen nach. Man ging selbst so weit, ihn für einen gemeinen Betrüger, Brandstifter und Giftmischer auszugeben. Wo solche Anklagen erhoben wurden, durfte die Vertheidigung, sollten wir meinen, schon etwas stark auftragen. Die Ueberhebung, welche man Rousseau vorwirft, war, sofern sie wirklich stattfand, der nothwendige Rückschlag der tiefen

Erniedrigung, in welche man ihn zu stürzen suchte. — Vielleicht aber hat die starke Betonung der besseren Seite seines Wesens doch noch einen anderen Grund. Er war von jeher und besonders in seinen reiferen Jahren bemüht gewesen, der mannigfachen Antriebe zum Bösen, welche von Hause aus in ihm lagen, Herr zu werden. Wer unbefangen die Geschichte seines Lebens liest, wird nicht ohne lebhafte Theilnahme und zuweilen mit einer gewissen Rührung wahrnehmen, wie er beständig nach sittlicher Läuterung strebt und unablässig ankämpft gegen die feindlichen Gewalten, die im eigenen Inneren, wie aus der umgebenden Welt, seinen idealen Strebungen entgegenwirken. Auch gelang es ihm allmälig, die bösen Geister im Zaume zu halten; sie wichen zurück vor den reinen und edlen Grundsätzen, die er sich gebildet und mit unbeugsamer Consequenz zu befolgen suchte. Doch machte auch er die Erfahrung, daß moralische Prinzipien eine widerstrebende Natur zwar zu beherrschen, nicht aber umzuwandeln vermögen. Sein empfindliches Gewissen sagte ihm, daß die schlimmen Neigungen vor wie nach fortlebten und sich jeden Augenblick von Neuem bethätigen könnten. Er fühlte sich so stets unsicher, in seiner moralischen Existenz bedroht, und deshalb gedrängt, das Bewußtsein seines besseren Selbst in sich wach zu erhalten. Er hebt den eigenen Werth auch darum so nachdrücklich hervor, weil er nicht selten Grund hat, ihn in Zweifel zu ziehen.

Einen ferneren und unseres Erachtens gerechteren Anstoß hat die rücksichtslose Offenheit gegeben, mit welcher er von sich und Anderen die bedenklichsten Dinge, auch solche erzählt, die der Sitte Hohn sprechen und das natürliche Schamgefühl verletzen. Wir hörten schon, daß er sich dieser Ausschreitungen wohl bewußt, zugleich aber der Meinung war, daß sie durch die Pflicht, der Wahrheit unter allen Umständen die Ehre zu geben, vollkommen gerechtfertigt würden. Ohne Zweifel befand er sich im Irrthum. Zwar verdient die aufrichtige Liebe, welche er für die Wahrheit hegte, alle Anerkennung, und der kühne Muth, womit er sie, wie in Fragen von allgemeinem Interesse, so auch in Bezug auf die eigene Person zur Geltung brachte, flößt Achtung, ja Bewunderung ein. Indeß trieb er die Verehrung für sein Idol doch auf eine Spitze, wo sie mit anderen, nicht minder berechtigten sittlichen Geboten in einen unlösbaren Konflikt gerieth. Fragen wir, wie er dazu kam, der Wahrheit einen so einseitigen, man möchte sagen, abstrakten Cultus zu weihen, so dürfte der Grund in dem Umstande liegen, daß ihm die Macht der Lüge in einem ungewöhnlichen Grade fühlbar und diese selbst überaus verhaßt geworden. Er hatte die unheilvollen Wirkungen erkannt,

welche die Herrschaft des Scheines im Gesammtleben der Menschen nach sich zieht. Er hatte auch an sich selbst wiederholt den corrumpirenden Einfluß erfahren, welchen die Verleugnung der Wahrheit auf die Denk- und Handlungsweise des Einzelnen ausübt. Ihm erschien die Lüge als die vornehmste Quelle, als der letzte Grund aller Uebel, an welchen Völker, wie Individuen, kranken. Sie mußte daher, wo immer sie begegnete, schonungslos aufgedeckt und bekämpft, und ihr zu dem Ende überall die nackte, unverhüllte Wahrheit entgegengestellt werden. Keine Rücksicht irgend welcher Art kann seiner Ansicht nach von dieser ersten und heiligsten Pflicht entbinden; weder die Besorgniß, Andere zu verletzen, noch die Scheu, die eigenen Blößen zu enthüllen, darf von ihrer Erfüllung abhalten.

Jedenfalls verfuhr Rousseau ganz consequent, wenn er von der Regel, die er als richtig erkannt, sich selbst nicht ausnahm. Daß es ihm aber möglich wurde, das natürliche und bei ihm selbst stark entwickelte Schamgefühl so völlig zu überwinden, erklärt sich, abgesehen von der unbeschränkten Macht des vorhin hervorgehobenen Prinzips, auch aus dem Zwecke, welchen er bei Abfassung seiner Lebensgeschichte im Auge hatte. Es war keine bloße Wortklauberei, wenn er auf seine „Bekenntnisse" nicht die gebräuchlichere Bezeichnung Memoiren angewandt wissen wollte. Sie enthielten seiner Ab- und Ansicht nach eben das, was ihr Name besagte, waren gewissermaßen eine öffentliche Beichte, die er vor seinen Mitmenschen ablegte. Die Irrungen und Vergehen, welche er im Laufe der Jahre begangen, lasteten schwer auf ihm, wie sehr er es sich auch angelegen sein ließ, sie zu erklären und zu entschuldigen. Er fühlte das Bedürfniß, Herz und Gewissen durch ein unumwundenes Bekenntniß seiner Schuld zu erleichtern. Eine solche Selbstanklage aber befriedigt um so mehr, je vollständiger und rückhaltloser sie ist. — Ueberdies, er hatte mehrfach Gelegenheit gehabt, die schlimmen Folgen zu beobachten, welche die Scheu vor dem Geständniß der Wahrheit haben kann. Wir erinnern uns, wie sie ihn selbst in seiner Jugend einmal dahin brachte, die Ehre und den guten Namen eines schuldlosen Mädchens preiszugeben[6]). Der tiefe Eindruck, welchen dieser Vorfall schon damals auf ihn machte, wirkte auch später fort und trug nicht wenig dazu bei, daß er sich über die Regungen der Scham so leicht hinwegzusetzen vermochte. Es erschien ihm bedenklich, auf eine Stimme zu hören, die ihn vordem irre geführt, und als eine gerechte Sühne für den Stolz, der ihn einst verleitet, die eigene Schuld auf einen Anderen abzuwälzen, wenn er jetzt in aller Demuth seine sämmtlichen Sünden offen eingestand.

Freilich konnte das geschehen, ohne daß er gewisse, recht unerbauliche Details zu erwähnen oder gar behaglich auszumalen brauchte. Es ist nicht zu leugnen, daß in den Bekenntnissen manche Stellen begegnen, die sich auf keine Weise rechtfertigen lassen. Man kann zu ihrer Entschuldigung nur darauf hinweisen, daß zu der Zeit, in welcher sie geschrieben wurden, ein lasciver Cynismus an der Tagesordnung war.

Rousseau rühmt sich wohl, daß er unternommen, was Keiner vor ihm gewagt habe und Niemand nach ihm versuchen werde. Er sagt damit am Ende nicht zu viel; seine Bekenntnisse sind in der That ein Werk einzig in seiner Art. Doch möchte eine Wiederholung desselben auch nicht grade wünschenswerth sein. Die Menschheit hat viel Aerger, aber wenig Gewinn davon, wenn der Einzelne ganz so, wie er ist, vor sie hintritt. Ist schon der Anblick körperlicher Mängel sehr unerquicklich, die Wahrnehmung moralischer Gebrechen macht einen noch peinlicheren Eindruck. Liegt keine zwingende Nothwendigkeit vor, sie ans Licht zu ziehen, so thut man jedenfalls besser, sie vor fremden Augen verborgen zu halten. Indeß mag es immer noch hingehen, wenn Jemand, der nun einmal das Bedürfniß fühlt, sich von der Kehrseite zu zeigen, lediglich sich selbst preisgibt. Dagegen kann es ihm unter keinen Umständen, es sei denn etwa im Falle der Nothwehr, gestattet sein, auch Andere, mit welchen der Gang seines Lebens ihn zusammengeführt hat, ohne deren Zustimmung bloßzustellen. Rousseau, selbst seinen Feinden gegenüber sonst so ängstlich bemüht, Alles fern zu halten, was die Ehre der fremden Persönlichkeit irgendwie antasten kann, hat sich doch in seinen Bekenntnissen nicht gescheut, die Schwächen und Mängel grade der Menschen, welche ihm am nächsten standen und auch vorzugsweise lieb und werth waren, schonungslos aufzudecken. Wohl trägt er Sorge, die Schatten, welche seine Darstellung auf sie wirft, dadurch abzuschwächen, daß er ihre guten Seiten in das hellste Licht stellt. Doch fallen die dunkeln Flecken, welche er an ihnen aufzeigt, deshalb nicht weniger in die Augen, und sie genügen, um ihren guten Ruf für immer zu untergraben. So wird z. B. Frau von Warens trotz des Strahlenkranzes, welchen er um ihr Haupt gewunden, stets mit einem Makel behaftet bleiben, der sie entehrt und ihr die Achtung und Sympathie der Menschen raubt. Möglich, daß, wie er glaubte, zum vollen Verständniß des eigenen Lebens die rücksichtslose Enthüllung des fremden nothwendig war. Konnte er aber ohne sie wirklich der Aufgabe, die er sich gestellt, nicht ganz gerecht werden, so hätte er sich mit einer mangelhaften Lösung begnügen sollen.

Die Enttäuschung, welche Rousseau durch den geringen Erfolg seiner Vorlesungen erfuhr, war für ihn schmerzlich genug. Er empfand sie um so schwerer, da auch die Hoffnung, unter alten und neuen Bekannten eine Leuchte zu finden, die das umgebende Dunkel erhellen möchte, vor wie nach unerfüllt blieb. Es wurde ihm allmälig klar, daß er den Zweck, zu welchem er vorzugsweise in die Hauptstadt gekommen war, schwerlich erreichen werde. Die Menschen standen hier ebenso, wie in der Provinz, unter der Macht der feindlichen Gewalten, die ihn verfolgten; weit entfernt, ihm in dem Kampfe gegen sie irgendwie Hülfe zu leisten, waren sie vielmehr eifrig bemüht, ihre unheilvolle Wirksamkeit nach Kräften zu förrern. Es ließ sich nicht verkennen: sie alle theilten die ungünstigen Ansichten und Urtheile, welche die Feinde über ihn verbreitet, sie alle hegten die gleiche Abneigung, dieselbe Geringschätzung gegen ihn; auch nahmen sie alle an dem Werke der Schmach und Entehrung, dessen Opfer er war, bereitwillig Antheil. Wohl mußte es im höchsten Grade auffallend erscheinen, daß soviele, sonst doch verständige und billig denkende Menschen einem so ungerechten und widersinnigen Hasse Raum gaben. Indeß wie unbegreiflich die allgemeine Verblendung war, er konnte nicht umhin, sie für eine ausgemachte Thatsache zu halten. Die Beweise von Achtung und Verehrung, welche ihm von allen Seiten zu Theil wurden, vermochten nicht, ihn eines Besseren zu belehren. Sie waren in seinen Augen eitel Lug und Trug, eine heuchlerische Maske, bestimmt, die feindlichen Gesinnungen und Absichten zu verbergen. Wie sollte es auch anders sein? Diese faden Caressen und albernen Huldigungen, die den Stempel des Gemachten an der Stirne trugen, diese maßlosen Lobhudeleien, diese geschraubten Phrasen und emphatischen Wendungen, in welchen sich eine affectirte Bewunderung breit machte, ließen ja keinen Zweifel darüber, daß sie von Schurken und Verräthern stammten, die ihm nur schmeichelten, um ihn leichter hintergehen und sicherer verderben zu können [7]).

Stand es aber so in seiner Umgebung, hatte er von ihr keine aufrichtige Theilnahme, sondern nur Spott und Verachtung zu erwarten, so war es ebenso thöricht, wie nutzlos, den Verkehr mit ihr fortzusetzen. Lange genug hatte er nach einem Menschen gesucht, er durfte „seine Laterne füglich auslöschen". Die Gene und Unruhe, welche die Betheiligung am gesellschaftlichen Leben mit sich brachte, waren ihm längst unbequem gewesen; es gab jetzt keinen vernünftigen Grund mehr, sie sich noch ferner gefallen zu lassen. Auch hielt er es seiner unwürdig, mit Menschen Umgang zu pflegen, die er geringschätzen mußte. Mochten

sie immerhin trotz der schlechten Meinung, welche sie von ihm hegten, fortfahren, ihn aufzusuchen, er war nicht gewillt, ihrem Beispiele zu folgen. „Ich bedauere sehr," schreibt er an eine befreundete Dame, „daß Sie etwas zu spät kommen, denn ich hätte Sie wirklich gar gerne um die Zusammenkunft gebeten, welche Sie mir anbieten. Aber ich gehe zu Niemandem mehr, weder in der Stadt, noch auf dem Lande. Mein Entschluß ist gefaßt, und er muß wohl keine Ausnahme gestatten, da ich selbst für Sie eine solche nicht mache." In der That enthielt er sich fortan — es war kaum ein Jahr seit seiner Rückkehr verflossen, — jeden Besuches, der nicht etwa durch Geschäfte nöthig wurde. Was aber die Leute anging, welche ihn mit ihren Visiten behelligten, so schloß er zwar den „Quidams", wie den „Brutalen", möglichst die Thüre. Dagegen nahm er diejenigen, welche ihm dem Namen nach bekannt und „wenigstens so anständig waren, daß sie ihn nicht in seinem eigenen Hause insultirten", mit Gleichgültigkeit, doch ohne Widerwillen auf. Wiesehr er sich durch das Benehmen, welches die Zeitgenossen ihm gegenüber beobachteten, verletzt und empört fühlte, er konnte und wollte ihre feindliche Gesinnung nicht theilen. „Der Haß war seinem Herzen fremd und selbst die Geringschätzung ein zu peinliches Gefühl, als daß er ihm dauernd hätte Raum geben sollen." Lieber doch sah er die Menschen, die ihn so ungerecht behandelten, als Fremde an, als Wesen einer anderen Art, die er nicht begriff, von welchen er nur wußte, daß er mit ihnen wenig oder nichts gemein habe. Es wurde ihm so möglich, ihnen ohne Zorn und Groll zu begegnen; vollkommen gleichgültig, wie sie ihm waren, hatte er nicht das Bedürfniß, sie aufzusuchen, aber auch keinen Grund, sie zu fliehen. Kamen sie ihm ohne sein Zuthun nahe, es stand, falls sie nicht gradezu unverschämt oder beleidigend wurden, nichts im Wege, sich ihre Anwesenheit eine Weile gefallen zu lassen. Er mochte es sogar, wenn sich dazu Gelegenheit bot, nicht verschmähen, sich mit ihnen oder über sie zu amüsiren, soweit sie und er selbst das passend fanden.

Allerdings konnte, wie er nun einmal über die Menschen und seine Stellung zu ihnen dachte, von einer intimeren persönlichen Beziehung zu irgendwem keine Rede mehr sein. Indeß gab es unter den zahlreichen Gästen, die ihn fort und fort in seiner einsamen Dachkammer heimsuchten, doch einige, welche, aus dem einen oder anderen Grunde, ein größeres und ernsteres Interesse in Anspruch nahmen. Wir nennen vor Allem unseren berühmten Landsmann Gluck, mit welchem er damals bekannt wurde und längere Zeit in einem recht freundlichen Verkehre

stand. Man weiß, wie dieser große Componist, nachdem er bis dahin dem herrschenden Styl der italiänischen Oper gefolgt war, in den sechziger Jahren eine neue Bahn betrat, die zu einer durchgreifenden Umgestaltung des musikalischen Dramas führte. Gleich die ersten Werke, in welchen die veränderte Richtung entschieden zu Tage trat, Orpheus, Alkeste u. s. w., machten ungemeines Aufsehen und ernteten vielfach enthusiastischen Beifall. Dies und der Wunsch, die neue Kunstweise auch auf der heimischen Bühne einzubürgern, bewog den Bailli du Rollet, welcher den deutschen Maestro in Wien kennen gelernt hatte, die Racine'sche Tragödie Iphigenie (in Aulis) in eine Oper umzuarbeiten und das Manuscript seinem Freunde zur Composition anzubieten. Gluck ging um so lieber darauf ein, da er glaubte, daß die französische Sprache bei ihrer größeren Fähigkeit, tiefen, kräftigen und männlichen Empfindungen Ausdruck zu geben, sich besser für seine Zwecke eigne, als die italiänische, die ihm bisher seine Texte geliefert hatte. Er machte sich alsbald an die Arbeit, wandte ihr aber, der Weltstadt eingedenk, für welche sie bestimmt war, so große Sorgfalt zu, daß er, sonst gewohnt, eine Oper in wenigen Wochen niederzuschreiben, zu ihrer Vollendung ein ganzes Jahr gebrauchte. Inzwischen ließen es sich die Pariser Freunde angelegen sein, seinem Werke die Wege zu bahnen, welche ihm den schwierigen Zugang zur Großen Oper eröffnen konnten. Doch hatten ihre Bemühungen keineswegs den gewünschten Erfolg. Die bloße Ankündigung, daß ein Produkt der fremden Muse in die Pforten des nationalen Heiligthums Einlaß begehre, rief einen wahren Sturm der Entrüstung hervor. Nicht nur die Musiker von Fach, auch die einflußreichsten Kunstkenner erhoben lauten Protest; man durfte nicht hoffen, daß es gelingen werde, ihren heftigen und gewichtigen Widerspruch zum Schweigen zu bringen.

Wie es scheint, trat Rousseau gleich damals für den deutschen Componisten ein. Man würde es sonst nicht recht begreifen, wie dieser dazu kam, ihm in einem Briefe, welchen er, um seine der Aufführung harrende Oper in Erinnerung zu bringen, im Merkure de France veröffentlichte (Febr. 1773), so reiches Lob zu spenden. „Ich hätte," schrieb Gluck, „diese Oper sehr gerne in Paris ausgearbeitet, weil ich von ihrer Wirkung geleitet und durch den Rath und Beistand des berühmten Herrn Rousseau von Genf unterstützt, bei meinem Streben nach einer edlen, rührenden und natürlichen Melodie, wie nach einer der Prosodie jeder Sprache, dem Charakter eines jeden Volkes angemessenen Declamation, vielleicht im Stande gewesen wäre, meinen Lieblingsgedanken zu verwirklichen, d. h. eine allen Nationen zusagende

Musik zu schaffen und damit den lächerlichen Gegensatz der nationalen Musikweisen aufzuheben. Das Studium der Werke dieses großen Mannes, u. A. des Briefes, in welchem er den Monolog der Armide von Lully zergliedert, läßt den gediegenen Werth seiner Kenntnisse und die Sicherheit seines guten Geschmacks erkennen. Es hat mich mit Bewunderung erfüllt und die Ueberzeugung in mir geweckt, daß er, wenn er sich der Ausübung dieser Kunst gewidmet hätte, selbst das Höchste in ihr geleistet haben würde. Mit wahrem Vergnügen benutze ich diese Gelegenheit, um ihm hier öffentlich den Zoll meiner tiefen Verehrung darzubringen."

Diese warme Anerkennung war wohl geeignet, ihm bei Rousseau eine freundliche Aufnahme zu sichern, als er im Herbste des Jahres persönlich in Paris erschien, um seine Oper endlich in Scene zu setzen. Ein ausdrückliches Gebot der Dauphine Marie Antoinette hatte die unübersteiglichen Hindernisse, welche sich bis dahin ihrem früheren Lehrer entgegengestellt, aus dem Wege geräumt. Schon im Laufe des April 1774 konnte die vielbesprochene Aufführung stattfinden. Ihr Erfolg übertraf alle Erwartungen; sie mußte in den nächsten zwei Jahren nicht weniger als hundertsiebzig Mal wiederholt werden. Rousseau, der den Vorstellungen mehrfach beiwohnte, war des Lobes voll. Er hatte seither mit der größten Entschiedenheit die Ansicht vertreten, daß es unmöglich sei, zu einem französischen Texte gute Musik zu machen[8]). Jetzt, wo er sie als irrig erkannt, gab er sie ohne Zögern und Bedenken auf. „Jean Jacques," berichtet Grimm, „ist einer der eifrigsten Anhänger des neuen musikalischen Systems geworden. Er hat mit jener Selbstverleugnung, welche unsere Weisen so wenig kennen, erklärt, daß er bisher im Irrthum gewesen, daß die Oper des Herrn Gluck alle seine Ideen über den Haufen geworfen habe, und er gegenwärtig vollkommen überzeugt sei, daß die französische Sprache ebenso gut, wie eine andere, eine kräftige, rührende und zum Herzen sprechende Musik zulasse." Nicht weniger deutlich war die Erklärung, welche er abgab, als ihn nach einer Aufführung des Orpheus, der bald nach der Iphigenie in französischer Bearbeitung über die Bretter ging, Jemand fragte: „Nun, Herr Rousseau, glauben Sie noch, daß unsere Sprache mit einer guten Musik unvereinbar ist?" und er statt aller Antwort zu singen begann: J'ai perdu mon Eurydike.

Nahm er aber seine Behauptung in der schroffen und unbedingten Form, in welcher er sie früher aufgestellt, zurück, so ließ er sie darum doch nicht ganz fallen. Vielmehr hielt er auch später an der nicht unbegründeten Ansicht fest, daß die französische

Sprache eine wesentlich unmusikalische sei, wenn er gleich, von der Erfahrung belehrt, zugab, daß ein genialer Kopf die ungewöhnlichen Schwierigkeiten, welche sie dem Componisten biete, zu überwinden vermöge. In dieser Einschränkung spricht er seine bisherige Meinung u. A. noch in den „Bemerkungen“ aus, welche er auf Gluck's dringenden Wunsch über dessen „italiänische Alkeste“ niederschrieb[9]). Dieselben entstanden vermuthlich zu der Zeit, als es sich darum handelte, auch dieses Werk des deutschen Meisters auf die Pariser Bühne zu bringen (1775). Was ihren Inhalt betrifft, so erkennt ein sehr competenter Beurtheiler (Jahn in seinem Mozart) an, daß sie „vielfach ungemein treffend“ sind. Rousseau hebt den Werth der Oper und das Verdienst des Componisten nachdrücklich hervor. Doch hindert ihn die Bewunderung, welche er seiner seltenen Begabung zollt, nicht, auch manche mehr oder minder erhebliche Ausstellungen zu machen. So findet er, um hier eine Bemerkung allgemeinerer Art anzuführen, „wenn er den Gang des Stückes genau verfolgt, in ihm einen gewissen Widersinn, sofern der erste Akt, was die Musik angeht, der stärkste, der letzte aber der schwächste ist, während doch eine gute Anordnung des Dramas verlangt, daß das Interesse sich fortwährend steigere.“ Er begnügt sich indeß nicht damit, auf diesen Mangel hinzuweisen, er erörtert zugleich eingehend die Mittel, welche dem Musiker zu Gebote stehen, um ihm abzuhelfen. Gluck, weit entfernt, seine tadelnden Randglossen übel aufzunehmen, zögerte nicht, sich die Einsicht und die Kenntnisse des Kritikers zu Nutze zu machen. Bei den mannigfachen Aenderungen, die er an seinem Werke in der französischen Bearbeitung vornahm, sind die Rathschläge Rousseau's nicht selten maßgebend gewesen.

Sie vermochten freilich der neuen Oper nicht den durchschlagenden Erfolg zu sichern, welcher ihren Vorgängerinnen zu Theil geworden war. Alkeste wurde, als sie im April 1776 auf der Bühne erschien, vom Publikum recht kühl aufgenommen. Für den Ruf ihres Componisten und die Geltung seiner Musik war diese Ungunst ziemlich gleichgültig. Beide standen bereits zu fest, als daß sie noch ernstlich hätten erschüttert werden können. Nicht als ob der Widerspruch, welcher sich gleich anfangs gegen die neue Kunstweise erhoben hatte, verstummt oder auch nur schwächer geworden wäre. Er wurde im Gegentheil um so lauter und heftiger, je größer und allgemeiner die Anerkennung war, welche dieselbe allmälig gewann. Die Vertreter der überlieferten nationalen Richtung bildeten im Verein mit den Freunden der italiänischen Musik eine zahlreiche und mächtige Opposition, die den gemeinsamen Feind mit der größten Erbitterung und allen zu

Gebote stehenden Waffen bekämpfte. Sie setzte es durch, daß im Jahre 1776 Piccini, der berühmteste italiänische Componist seiner Zeit, nach Paris berufen wurde, um dem gefährlichen Gegner die Spitze zu bieten. Der Kampf, bis dahin schon heftig genug, wurde nun noch heißer; er erfüllte die Stadt, wie den Hof; die ganze gebildete Welt nahm an ihm eifrigen Antheil. Und wenn die beiden Nebenbuhler, um derentwillen er geführt wurde, sich bald versöhnten, der Streit ihrer Anhänger dauerte eine Reihe von Jahren mit unverminderter Heftigkeit fort[10]). Ob derselbe auch Rousseau zu irgendwelcher Betheiligung veranlaßte, muß, da keine bestimmten Angaben über sie vorliegen, dahingestellt bleiben. Wahrscheinlich ist es eben nicht. Seine damalige Stimmung war durchaus nicht der Art, daß er hätte geneigt sein können, sich der Unruhe und Aufregung des Parteihaders auszusetzen. Auch sah er vermuthlich keinen genügenden Grund, unbedingt auf die eine oder die andere Seite zu treten. Seine alte Vorliebe für die italiänische Musik war keineswegs erloschen und vertrug sich am Ende ganz wohl mit der lebhaften Sympathie, welche die Schöpfungen des deutschen Meisters ihm eingeflößt hatten. Er mochte die eigenthümlichen Vorzüge der letzteren, ihre einfache, ernste Größe, die Prägnanz der Charakteristik, ihre dramatische Kraft und Wirkung nach ihrem vollen Werthe schätzen, ohne daß ihn deshalb der Reichthum an Gesang und Melodie, welchen die erstere darbot, weniger erfreute.

Es kam hinzu, daß seine persönliche Beziehung zu Gluck, die ihn bei längerem Fortbestande vielleicht bewogen hätte, für diesen Partei zu nehmen, nicht von Dauer war. „Er hatte ihn," erzählt Corancez, „geraume Zeit stets freundlich empfangen. Eines Tages indeß bemerkte er ihm, es thue ihm leid, ihn in seinem Alter vier Etagen hinaufsteigen zu sehen; er bitte deshalb dringend, sich in Zukunft diese Anstrengung zu ersparen. Der arme Gluck weinte noch am nächsten Tage darüber. Unter dem Vorwande, daß das Benehmen Gluck's, den ich ja bei ihm eingeführt, mich persönlich mit angehe, fragte ich Rousseau nach seinen Beschwerden über ihn. — Glauben Sie, antwortete er, daß Herr Gluck, welcher bisher immer nach der italiänischen Sprache, die der Musik so günstig ist, gearbeitet hat, diese mit der französischen, welche ihr in jeder Beziehung widerstrebt, lediglich vertauscht habe, um eine Schwierigkeit zu überwinden? Sehen Sie nicht, daß ich behauptet habe, es sei unmöglich, zu einem französischen Texte gute Musik zu machen, und er diesen Weg nur eingeschlagen hat, um mich Lügen zu strafen? — Auf dieses Raisonnement hin hielt er sich für berechtigt, ihn von sich fern zu halten." — Man staunt

ob solcher fast unglaublichen Motivirung und ist geneigt, noch andere unbekannte Beweggründe vorauszusetzen. Doch sind diese nirgend zu finden, während es die eigenen Aeußerungen Rousseau's außer Zweifel stellen, daß er den Argwohn, welchen Corancez ihm zuschreibt, wirklich hegte [11]).

Wir werden leider noch öfter Gelegenheit haben, von den excentrischen Einfällen und grundlosen Anklagen zu berichten, zu welchen ihn sein beständig wachsendes Mißtrauen verleitete. Hier mag noch eines anderen Componisten gedacht werden, den er in dieser Zeit kennen lernte und nicht selten bei sich sah. Es war Gretry, der würdige Vertreter jener leichteren und anspruchsloseren Gattung des musikalischen Dramas, welche sich unter dem Namen der komischen Oper in den letzten Jahrzehnten ausgebildet hatte und die er selbst zu einer gewissen Vollendung brachte. Rousseau lauschte gerne den einfachen, gefälligen Melodien, in welchen er den menschlichen Empfindungen einen lebendigen, naturwahren Ausdruck zu geben wußte, und dankte ihm wohl, daß „er sein Herz wieder Gefühlen geöffnet, für die er es nicht mehr zugänglich geglaubt habe". Dem noch jungen Musiker mochte das ungewöhnliche Lob nicht wenig schmeicheln. Auch spricht er von dem Manne, welcher es ihm zu Theil werden ließ, in seinen späteren Schriften stets mit liebevoller Verehrung. Es begegnen in ihnen manche werthvolle Charakterzüge, auch einzelne interessante Anekdoten, von welchen wir wenigstens eine hier mittheilen wollen. „Ich kannte," erzählt Gretry [12]), „ein ganz gewöhnliches Mädchen, eine angehende Opernsängerin, welche von Rousseau oft besucht wurde; sie wohnte mit ihm in demselben Hause. — Er logirt da ganz oben, sagte sie mir eines Tages, ein guter, lieber Mann, der oft bei mir eintritt, wenn er mich beim Heruntergehen singen hört. — Wer ist der Mann? fragte ich, wie heißt er? — Ich weiß es nicht, antwortete sie; er hat mir gesagt, daß er mir Rathschläge in Betreff meines Talentes geben wolle. Ich habe ihn lachend angeblickt: Singen Sie denn auch, Sie? habe ich zu ihm gesagt. — Ja, erwiederte er; ich componire sogar zuweilen. — Worüber sprechen Sie denn zusammen? — Er sieht mich häufig an und sagt fast nichts. — Und Sie? — Nun, ich besorge mein Hauswesen, singe und lasse ihn dastehen. Neulich, als ich sang, sagte er mir, daß ich gewisse Worte nicht gut ausspräche. Ich werde meinen Lehrer darnach fragen, antwortete ich, und ich wollte sie nicht anders singen. Er aber lachte wie närrisch, so oft ich diese Passage wiederholte. Erst vor Kurzem hatte ich einen anderen hübschen Auftritt mit ihm. — O, erzählen Sie doch und vergessen Sie nichts. — Kennen Sie diesen Mann

etwa? — Ich denke wohl, doch wie war's mit dem Auftritt? — Er saß da auf dem Stuhle, und da ich eben ausgehen wollte, machte ich Toilette und legte Roth auf. — Sie sind viel hübscher, sagte er zu mir, ohne diese Malerei. — Oh, doch nicht, antwortete ich, man sieht ja aus, wie ein Todter. — In Ihrem Alter bedarf man der Kunst nicht; ich habe Mühe, Sie wiederzuerkennen. — Gut, gut; in jedem Alter muß man, wenn man blaß ist, Roth auflegen. Sie sollten das auch thun. — Ich? — Jawohl. — Alsbald setze ich mich ihm auf den Schoß und lege ihm trotz seines Widerstrebens die Schminke auf. Er hat sich, während er sich abtrocknete, aus dem Staube gemacht und ich glaubte, daß er auf der Treppe vor Lachen ersticken wollte. — Die kleine Närrin kannte den Schatz nicht, welchen sie besaß; sie wechselte ihre Wohnung, ohne ihrem Nachbarn Lebewohl zu sagen."

Man sieht, wie Rousseau, trotz seiner oft so trüben Stimmung, sich doch die heitere Freiheit des Gemüthes zu bewahren wußte. Daß auch die Kraft und Klarheit des Geistes, sobald ihn eine Frage von allgemeiner Bedeutung in Anspruch nahm, durch sie nicht beeinträchtigt wurde, beweis't eine sehr gehaltvolle Schrift, die er zu dieser Zeit verfaßte. — Es ist bekannt, wie im Jahre 1768 die polnischen Patrioten, nachdem sie sich in der Conföderation von Bar vereinigt, sich erhoben, um ihren von Rußland octroyirten König Stanislas Lescinski und seine fremden Beschützer mit den Waffen in der Hand zu bekämpfen. Während sie mit gewohntem Muthe für die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes stritten, richteten sie zugleich ihr Augenmerk auf die Reformen, deren die bestehende Verfassung im Interesse der Ruhe und Sicherheit des Staates allerdings dringend bedurfte. Sie schickten daher einen der Ihrigen, den Grafen Wielhorski, nach Paris, um sich mit hervorragenden politischen Schriftstellern in Verbindung zu setzen und ihr Gutachten über die vorzunehmenden Verbesserungen einzuholen. Dieser wandte sich zunächst, wie es scheint, an den Abbé Mably, einen gründlichen Kenner des Staatsrechtes alter und neuer Zeit. Grimm wenigstens glaubt, das „Manifest der Conföderirten der polnischen Republik", welches im Jahre 1769 zu Paris erschien, sei von dem Abbé „unter den Auspicien des Grafen fabricirt" worden [13]. „Der gute Abbé," fügt er hinzu, „hält sich allen Ernstes für einen weit scharfsinnigeren Kopf, wie Montesquieu. Hört man ihn über fremde Verfassungen raisonniren und seine Orakel über

die Wissenschaft der Politik von sich geben, so meint man, ein Kind vor sich zu haben, welches sich wichtig macht, indem es Dummheiten auftischt. Neulich hielt er mir einen hübschen Vortrag über die Achtung, welche man in Polen vor dem Gesetze habe. Ich wünsche dem Abbé, daß der schöpferische Geist des öffentlichen Rechtes in seinem Kopfe wohnen möge."

Natürlich war der bezahlte Correspondent der russischen Kaiserin den rebellischen Polen ebenso wenig gewogen, wie den Leuten, welche ihre patriotischen Bestrebungen zu fördern suchten. Es kann daher nicht weiter überraschen, wenn er ihrem Mandatar in seiner insolenten Weise wünscht, daß „er mit seinen Unterhandlungen ebensoviel Erfolg haben möge, wie mit einer Symphonie oder einem Concerte, wenn er seine Violine oder Laute in der Hand halte". — Ob der Graf seiner Stellung wirklich nicht gewachsen war, steht dahin. Rousseau, bei welchem er sich bald nach dessen Ankunft in Paris einführen ließ, hat eine bessere Meinung von ihm. Er nennt ihn „einen der besten Patrioten seines Volkes", einen „redlichen Mann und trefflichen Bürger", rühmt auch seine Einsicht, wie seine ausgebreiteten Kenntnisse. Auf sein Gesuch aber, die politischen Institutionen seiner Heimath einer genaueren Prüfung unterziehen zu wollen, mochte er lange nicht eingehen. Er fühlte sich zu einer solchen Arbeit weder aufgelegt, noch glaubte er sie bei seiner sehr mangelhaften Kenntniß von Land und Leuten befriedigend ausführen zu können. Indeß der Graf kam so oft auf seine Wünsche zurück, er bat so inständig, und wußte ihm die Sache so dringend als eine Pflicht der Humanität ans Herz zu legen, daß er endlich nachgab. Wielhorski beeilte sich, ihm eine ausführliche Darstellung der in Rede stehenden Verfassung, sowie eine Reihe von Bemerkungen vorzulegen, die er selbst zu ihrer Erläuterung niedergeschrieben hatte. Rousseau ging sofort ans Werk und war schon nach Ablauf eines halben Jahres in der Lage, seinem Auftraggeber die Resultate seiner Untersuchung mitzutheilen. Wir finden sie in den „Betrachtungen über die polnische Verfassung und ihre Reform" [14]), einer Schrift interessant und bedeutend genug, um etwas länger bei ihr zu verweilen.

VI.

Rousseau spricht zunächst sein Erstaunen darüber aus, daß ein so wunderlich constituirtes Gemeinwesen, wie Polen, so lange hat bestehen können und immer noch solche Lebenskraft besitzt.

„Ein großer Staatskörper, gebildet aus einer beträchtlichen Zahl von todten und aus einer kleinen Zahl von uneinigen Gliedern, deren Bewegungen von einander fast unabhängig sind und weit entfernt, einen gemeinsamen Zweck zu haben, sich gegenseitig aufheben, der sich oft und heftig regt, ohne doch etwas zu thun, der, wenn Jemand Lust hat, ihn anzutasten, durchaus keinen Widerstand zu leisten vermag, der in jedem Jahrhundert fünf oder sechs Mal der Auflösung anheim fällt, der bei jeder Anstrengung, die er machen, bei jedem Bedürfnisse, dem er abhelfen will, in Ohnmacht sinkt, und der trotz alledem fortlebt und sich in seiner Kraft erhält — das ist ohne Frage eine der auffallendsten Erscheinungen, welche dem Blicke eines denkenden Menschen begegnen können." Und „während die übrigen Staaten Europa's, alle die trefflich organisirten und wohlgepflegten Monarchien und Republiken, von Altersschwäche ergriffen, einem nahen Tode zueilen, zeigt Polen, dieses entvölkerte, verwüstete, seinen Angreifern preisgegebene Land, auf dem Gipfel seines Unglücks und seiner Anarchie das ganze Feuer der Jugend. Es wagt eine Verfassung und Gesetze zu verlangen, als wenn es eben erst entstanden wäre. Es liegt in Fesseln und beräth über die Mittel, seine Freiheit sicher zu stellen; es fühlt in sich jene Kraft, welche die Macht der Tyrannei nicht zu beugen vermag."

Institutionen aber, unter deren Herrschaft ein solcher Sinn zu Tage tritt, können nicht so ganz schlecht sein. Mögen die Polen sich deshalb hüten, die ihrigen unbesonnen anzutasten; es könnte sonst leicht geschehen, daß sie, weil sie es gar zu gut haben wollen, ihre Lage verschlimmern. Die Anarchie, welche sie gegenwärtig zu beseitigen trachten, ist doch die Geburtsstätte der thatkräftigen Patrioten, welche sie vor dem Joche der Fremdherrschaft bewahrt haben. Auch dürfen sie nicht vergessen, daß, wie berechtigt ihr Verlangen nach Ruhe sein mag, die Erfüllung desselben ohne Gefährdung der Freiheit kaum möglich ist. Der Friede des Despotismus und die Annehmlichkeiten der Freiheit lassen sich eben nicht vereinigen: man muß zwischen ihnen wählen. — Damit will Rousseau indeß nicht gesagt haben, daß die Dinge in ihrem jetzigen Zustande zu belassen seien; er fordert nur, daß man bei etwaigen Aenderungen mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehe. In diesem Augenblicke fallen mehr ihre Mängel, als ihre Vorzüge in die Augen. Doch kommt vermuthlich eine Zeit, wo man sich der letzteren deutlicher bewußt wird und dann lebhaft bedauert, sie für immer verloren zu haben. Ueberdies ist es am Ende leicht, die Gesetze besser, aber unmöglich, sie so zu machen, daß die Leidenschaften der Menschen sie nicht mißbrauchen. Es kommt

daher weniger auf ihren Inhalt und Werth, als darauf an, daß sie Macht über die Herzen gewinnen. Wie aber dringt man zu diesen vor? Rousseau antwortet: „Durch Kinderspiele, durch Einrichtungen, die in den Augen oberflächlicher Menschen überflüssig erscheinen werden, die aber liebe Gewohnheiten und eine unzerstörbare Anhänglichkeit erzeugen."

Freilich darf, wer solche Mittel zu finden wünscht, sie in der modernen Welt, die nur Gewalt und Strafen kennt, nicht suchen. Er muß sich bei den Alten umsehen, deren Gesetzgeber nicht blos Gesetze gaben, sondern sie auch den Bürgern lieb und werth zu machen wußten. Indem sie erkannten, daß die aufrichtige Achtung der öffentlichen Institutionen einen stets regen Gemeinsinn voraussetzt, waren sie bemüht, die Menschen auf jede Weise an ihr Vaterland, wie an einander, zu fesseln. Religion und Kunst, das öffentliche wie das private Leben, selbst die Spiele und Vergnügungen mußten diesem Zwecke dienen. Stets stand das Vaterland den Bürgern vor Augen; überall wurden sie an dasselbe erinnert, unaufhörlich mit ihm beschäftigt. Kein Wunder, daß es ihnen eine so tiefe und glühende Liebe einflößte, daß ihre Herzen von einem feurigen und thatkräftigen Patriotismus erfüllt waren, wie ihn die modernen Völker in ihrem kleinlichen, egoistischen Treiben nicht mehr kennen und kaum noch begreifen.

Nur die Polen machen in dieser Beziehung eine Ausnahme. Während die übrigen Bewohner Europa's eben nur Europäer sind, die allenfalls Franzosen werden möchten, besitzen sie noch ein eigenthümliches und starkes Nationalgefühl. Mögen sie es sich angelegen sein lassen, dasselbe mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu kräftigen. Sie haben dazu um so mehr Ursache, da es ihnen die einzige sichere Bürgschaft für den Fortbestand ihres Vaterlandes bietet. „Polen ist zwar ein großer Staat, aber von noch größeren umgeben, die vermöge ihres Despotismus und ihrer militärischen Disciplin über eine starke Offensivmacht verfügen. Schwach durch seine Anarchie, kann es trotz der Tapferkeit seiner Bewohner ihren Beleidigungen und Angriffen nicht wehren. Es hat keine festen Plätze, um ihre Einfälle zu hemmen. Seine Entvölkerung macht es ihm fast unmöglich, sich zu vertheidigen. Keine Ordnung in den Finanzen, wenige oder keine Truppen, keine militärische Zucht, noch Subordination, stets im Innern getheilt und beständig von Außen bedroht, hängt seine Existenz nicht von ihm selbst, sondern von dem Belieben seiner Nachbarn ab."

Auch ist diese prekäre Lage nicht zu ändern. Die Polen mögen thun, was sie wollen, bevor sie ihrem Lande Alles gegeben haben, was ihm fehlt, um seinen Feinden Widerstand zu leisten,

kann und wird es längst überwältigt sein. Sie können nicht hindern, daß die Nachbarn sie verschlingen, wohl aber dafür sorgen, daß dieselben außer Stande sind, sie zu verdauen. „Die Tugend der Bürger, ihr patriotischer Eifer, das charakteristische Gepräge, welches nationale Institutionen ihrer Seele geben können, das ist der einzige Wall, welcher das Vaterland unter allen Umständen zu schützen, den kein feindliches Heer zu übersteigen vermag. Kann man es dahin bringen, daß nie ein Pole zu einem Russen werde, so darf man sicher sein, daß Rußland Polen nie unterjochen wird."

Um aber zu diesem Ziele zu gelangen, ist es nothwendig, alle Mittel anzuwenden, die zur Belebung des patriotischen Sinnes dienen können. Man gebe den Polen eine hohe Meinung von sich selbst und ihrer Heimath. Man preise und feiere die Männer, die sich um das Gemeinwohl verdient gemacht haben. Man ehre sie durch öffentliche Auszeichnungen und Belohnungen. Man errichte Denkmäler und ordne Feste an, damit ihre Thaten und Leiden in lebendigem Andenken bleiben. Zugleich trage man Sorge, daß die Bürger nie das Vaterland aus den Augen verlieren, daß es stets ihre wichtigste Angelegenheit ist und ihre Thätigkeit beständig in Anspruch nimmt. Sie werden so allerdings weniger Zeit und Mittel haben, sich zu bereichern, aber auch den Wunsch und das Bedürfniß danach weniger empfinden. Auch ist es von Wichtigkeit, die nationalen Gebräuche zu erhalten und herzustellen, dagegen alle fremden Sitten, Moden und Trachten zu verbannen. Vor Allem aber viele Spiele, an welchen das Vaterland seine Söhne sich gerne betheiligen sieht. Man muß sich in Polen mehr amüsiren als anderswo, aber nicht auf dieselbe Weise. Die gewöhnlichen Unterhaltungen, Theater, Oper, Spiel u. s. w., welche die Menschen verweichlichen, sie zerstreuen und isoliren, dürfen auch am Hofe nicht geduldet werden. Statt ihrer ordne man öffentliche Feste an, wenn möglich unter freiem Himmel, an welchen das gesammte Volk Antheil nimmt, ohne daß deshalb die verschiedenen Stände und Rangstufen sich vermischen. Man entfalte dabei eine gewisse einfache und edle Pracht, denn „man glaubt kaum, wie weit das Herz des Volkes seinen Augen folgt, wiesehr der Glanz des Ceremoniells ihm imponirt."

Schlimm, daß in Polen eine so große Ungleichheit der Vermögen besteht; der Luxus, welchen sie nothwendig zur Folge hat, wird stets ein ernstes Hinderniß sein, wenn es gilt, die Vaterlandsliebe zur herrschenden Leidenschaft zu erheben. Ihn ganz zu beseitigen, dürfte indeß, wie die Dinge einmal liegen, schwerlich gelingen. Doch ist es vielleicht möglich, ihn auf minder bedenk-

liche Wege zu leiten. Rousseau gibt deren einige an und fährt dann fort: Man glaube übrigens nicht, daß sich dem Luxus durch Aufwandgesetze beikommen lasse; er wurzelt in der Tiefe des Herzens und kann nur dadurch ausgetilgt werden, daß man diesem gesundere und edlere Neigungen einpflanzt. „Einfachheit in Sitten und Schmuck ist weniger die Frucht des Gesetzes, als die der Erziehung."

Die Erziehung ist es auch, welche den Seelen der Menschen ihr nationales Gepräge geben, ihre Ansichten und Empfindungen so leiten muß, daß sie aus Neigung, aus Nothwendigkeit Patrioten sind. Sie wird aber diese Wirkung nur haben können, wenn sie möglichst früh beginnt und ihre Aufgabe stets im Auge behält. „Das Kind muß, sobald es die Augen öffnet, das Vaterland vor sich, und darf bis zu seinem Tode außer ihm nichts mehr sehen." Rousseau will, daß, wenn es lesen lernt, es lese, was zu seiner Heimath in Beziehung steht, daß es mit zehn Jahren alle ihre Erzeugnisse, mit zwölf alle Provinzen, alle Wege, alle Städte kenne, daß es mit fünfzehn seine ganze Geschichte, mit sechszehn alle Gesetze inne habe, daß es in Polen keine schöne That und keinen berühmten Mann gebe, wovon sein Herz nicht voll ist und worüber es nicht augenblicklich Rechenschaft zu geben vermag. — Stoff, Gang und Methode dieses Unterrichtes sind durch das Gesetz festzustellen. Auch darf er nicht von Fremden und Geistlichen, sondern nur von Polen ertheilt werden, die, wenn möglich, in der Ehe leben und sich durch Einsicht und Kenntnisse, wie durch ihr sittliches Verhalten auszeichnen. Man hüte sich aber, aus dem Berufe des Lehrers ein ständiges Geschäft zu machen, betrachte vielmehr das Amt desselben als eine Probe und Durchgangsstufe zu höheren Würden. Besondere Schulen für die reicheren und die ärmeren Bürger sind nicht zu dulden. Da sie alle nach der Verfassung gleich sind, müssen sie auch auf dieselbe Weise erzogen werden. Kann man keinen ganz unentgeltlichen Unterricht einführen, so setze man wenigstens einen Preis fest, den auch die Armen bezahlen können. Ziehen die Eltern es vor, ihre Kinder, statt in den öffentlichen Lehranstalten, zu Hause unterrichten zu lassen, so mag ihnen das gestattet sein. Der Unterricht kann privatim ertheilt werden; die Spiele der Kinder aber müssen stets öffentlich und allen gemeinsam sein. Denn es handelt sich nicht blos darum, sie zu kräftigen und gewandt zu machen, es gilt auch, sie bei Zeiten an Regel und Ordnung, an Gleichheit und Brüderlichkeit, an ein wetteiferndes Zusammenwirken und nicht minder daran zu gewöhnen, unter den Augen ihrer Mitbürger zu leben und den öffentlichen Beifall zu er-

streben. Wie man aber das Erziehungswesen im Einzelnen auch regeln will, es ist unbedingt nothwendig, für die oberste Leitung desselben ein Collegium aus Beamten vom höchsten Range zu ernennen.

Die bisherigen Erörterungen betrafen die unumgänglichen Voraussetzungen, ohne deren Erfüllung das in Rede stehende Reformwerk nutzlos sein würde. Eine andere Frage ist, ob und unter welchen Bedingungen dasselbe ausgeführt werden kann. Rousseau mahnt die Polen, sich in dieser Rücksicht keinen sanguinischen Hoffnungen hinzugeben. Ihr Reich ist zu ausgedehnt, als daß es eine gute, vom Geiste der Freiheit getragene Verfassung und Gesetzgebung haben könnte. „Nur Gott vermag die Welt zu regieren, und es bedarf mehr als menschlicher Kräfte, um große Völker zu lenken.“ Die Erfahrung lehrt, daß sie, von ihrer eigenen Größe erdrückt, entweder in Anarchie oder in Knechtschaft verfallen. Es ist daher höchst auffallend, ja ein wahres Wunder, daß die weite Ausdehnung Polens das Land nicht längst dem Despotismus überantwortet, den Geist seiner Bewohner depravirt und die Masse des Volkes corrumpirt hat. Die Geschichte kennt kein zweites Beispiel dafür, daß ein solcher Staat nach Jahrhunderten erst bei der Anarchie steht. Die erste Reform, deren die Polen bedürfen, ist daher eine Beschränkung des Staatsgebietes. „Beginnt damit,“ ruft Rousseau ihnen zu, „eure Grenzen zu verengern, wenn ihr eure Verfassung reformiren wollt. Vielleicht,“ fährt er dann, wie in Voraussicht der schon drohenden Theilung, fort, „denken eure Nachbaren daran, euch diesen Dienst zu leisten. Es wäre das gewiß für die abgelös'ten Glieder ein großes Unglück, für den ganzen Staatskörper aber würde es eine große Wohlthat sein.“

Kommt es zu solchen Beschränkungen nicht, so bleibt nur eine Auskunft, die glücklicher Weise dem Geiste der Verfassung entspricht. Man trenne die beiden (Groß- und Klein-) Polen ebenso scharf, wie Litthauen es bereits ist; man hat dann drei Staaten, zu einem verbunden. Besser noch, wenn sich deren ebenso viele bilden ließen, als Palatinate vorhanden sind. Man gebe diesen besondere Verwaltungen, verbessere die Form ihrer Landtage und erweitere deren Befugnisse. Doch bestimme man genau die Grenzen derselben und sorge dafür, daß nichts das Band der gemeinsamen Gesetzgebung und die Unterordnung unter das Ganze des Staates lockere. Mit einem Worte, man bemühe sich, das

System der föderativen Verfassung zu entwickeln; es ist das einzige, welches die Vorzüge der großen und der kleinen Staaten in sich vereinigt, und darum allein für Polen geeignet.

Ein anderes Gebrechen, an welchem dieses Land leidet, ist die Rechtlosigkeit der großen Mehrzahl seiner Bewohner. Von den drei Ständen, aus welchen die polnische Nation besteht, sind die Adeligen Alles, die Bürger Nichts und die Bauern weniger als Nichts. Der Ritterstand allein hat die gesetzgebende Gewalt; so will es in Polen das Gesetz des Staates. Doch das Gesetz der Natur, dieses heilige, unverletzliche Gesetz, gestattet nicht, daß man die legislative Macht so beschränke und ihre Ge- oder Verbote Jemanden verpflichten, der nicht persönlich oder durch seinen Vertreter an der Abstimmung über sie Theil genommen hat. Rousseau fordert daher entschieden, daß die Polen im Interesse des Gemeinwohls, wie in dem der Humanität, dem unfreien und rechtlosen Zustande ihrer Landsleute ein Ende machen. Indeß verkennt er die Schwierigkeiten nicht, welche die Lösung dieser Aufgabe zu überwinden hat. Was er fürchtet, ist nicht blos das schlecht verstandene Interesse, die Eigenliebe und das Vorurtheil der Herren. Wäre dieses Hinderniß beseitigt, so würden ihm die Laster und die Feigheit der Leibeigenen Besorgniß erregen. Ihre Befreiung ist ein großes und schönes, aber auch ein kühnes und gefährliches Unternehmen, das man nicht vorschnell und unüberlegt versuchen darf. Unter den zu treffenden Vorkehrungen gibt es eine, die unumgänglich ist und Zeit erfordert: man muß die Leute, welchen man die Freiheit geben will, vor Allem derselben würdig und fähig machen, sie zu ertragen. Erst wenn ihre Seelen frei geworden, befreie man ihre Körper; sonst wird das Werk sicherlich nicht gelingen.

Indem sich Rousseau nun zur Verfassung selbst wendet, erörtert er die Mittel und Einrichtungen, welche ihr einen festen Bestand sichern können. Er geht dabei von der „merkwürdigen Thatsache“ aus, daß die legislative Gewalt, welche überall anderswo dem natürlichen Gange der Dinge gemäß von der Exekutive unterjocht wurde, in Polen ihre volle Autorität bewahrt hat. Zwar ist sie hier schwach und unfähig, etwas zu schaffen, aber sie sieht nichts über sich. Der Reichstag ist noch ebenso souverain, wie er es zur Zeit seiner Begründung war; wenn ihm Niemand gehorcht, so wird er doch auch von keiner anderen Macht beherrscht. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung liegt theils in der be-

ständigen Gegenwart des Gesetzgebers — die häufige Berufung des Reichstages und die stete Erneuerung der Abgeordneten haben die Republik erhalten — dann auch in der Theilung der exekutiven Gewalt unter die Könige, Minister u. s. w., welche die Inhaber verhinderte, gemeinsam zu handeln, endlich in dem öfteren Durchgange dieser Gewalt durch verschiedene Hände, welcher die consequente Verfolgung eines bestimmten Usurpationssystems unmöglich machte. Ist aber die getheilte Exekutive von großem Vortheile gewesen, sie bringt doch andererseits nicht minder erhebliche Nachtheile mit sich. Der Einheit und Harmonie entbehrend, verursacht sie eine beständige Unruhe, die mit der nothwendigen Ordnung unvereinbar ist. Ihre einzelnen Träger stellen sich über die Gesetze und Magistrate, mißachten die Gerichtshöfe und trotzen ihren Urtheilen. Es sind lauter kleine Despoten, die, ohne grade eine souveraine Gewalt zu usurpiren, die Bürger im Einzelnen unterdrücken, indem sie die Freiheit und die Rechte derselben ohne Scheu verletzen. Rousseau zweifelt nicht, daß die hier in Rede stehende Einrichtung die erste und vornehmste Ursache der herrschenden Anarchie ist.

Er räth deshalb, sie dadurch zu beseitigen, daß man die Exekutivgewalt ganz und ungetheilt einer permanenten Corporation übertrage, welche, wie etwa der Senat*), durch ihre Autorität und feste Organisation im Stande sei, die zu Ausschreitungen geneigten Magnaten im Zaume zu halten. Freilich wirksam, wie dieses Mittel ohne Frage sein würde, ist seine Anwendung doch mit einer sehr ernsten und kaum abzuwehrenden Gefahr verbunden. „Jede Körperschaft, die sich im Besitze der Exekutive befindet, strebt eifrig und unablässig dahin, die gesetzgebende Gewalt zu unterjochen, und sie erreicht ihr Ziel auch früher oder später." Um dieser Eventualität mit Erfolg vorzubeugen, genügt es nicht, daß die Personen, welchen die Exekutive anvertraut ist, in bestimmten Zeitfristen wechseln. Vielmehr kommt es vor Allem darauf an, daß sie soviel wie möglich nur unter den Augen des Gesetzgebers thätig sind, daß er es ist, der sie leitet. Dies ist das wahre Geheimniß, sie zu hindern, daß sie seine Autorität an sich reißen. Solange die Reichstage sich häufig versammeln und ihre Mit-

---

*) Der polnische Senat bestand aus den vom Könige ernannten Erzbischöfen, Bischöfen, Wojewoden (oder Provinzialgouverneuren), Kastellanen (Commandanten der Schlösser und Städte) und Ministern, und bildete als erster Reichsstand mit der Kammer der Nunzien oder Landboten, d. h. der gewählten Vertreter des Adels, den Reichstag, welcher in Gemeinschaft mit dem Könige die gesetzgebende Gewalt ausübte.

glieder rasch wechseln, wird es für den Senat, wie für den König, schwer sein, die gesetzgebende Macht zu usurpiren oder lahm zu legen.

Mißlich allerdings, daß diese Macht sich, wie in allen großen Staaten, so auch in Polen, nicht unmittelbar, sondern nur durch Vertretung bethätigen kann. „Das Volk in seiner Gesammtheit ist zwar leicht zu täuschen, aber unmöglich zu bestechen. Seine Vertreter dagegen werden zwar nicht oft getäuscht, aber um so leichter bestochen; nur selten geschieht es, daß sie es nicht sind.“ Will man dieser Corruption zuvorkommen, so muß man Sorge tragen, daß die Deputirten oft erneuert, nicht häufig wiedergewählt und streng an ihre Instructionen gebunden werden. Rousseau legt namentlich auf diesen letzteren Punkt großes Gewicht. Er verlangt nicht blos, daß die Abgeordneten mit genauen Weisungen versehen werden, sondern auch, daß sie gehalten sind, über die Befolgung derselben ihren Committenten die strengste Rechenschaft abzulegen. Diese Prüfung, von deren Ausfall die Zulassung zu jeder anderen Candidatur abhängen muß, ist von äußerster Wichtigkeit; man kann ihr nicht zu viel Aufmerksamkeit schenken und ihr Resultat nicht sorgfältig genug feststellen. Es ist nothwendig, daß der Volksvertreter bei jedem Worte, welches er im Reichstage spricht, bei jedem Schritte, den er thut, sich im Voraus unter den Augen seiner Committenten wisse und des Einflusses sich bewußt bleibe, den ihr Urtheil sowohl auf seine Beförderungspläne, wie auf die zu ihrer Ausführung unentbehrliche Achtung seiner Landsleute üben wird. Schickt doch die Nation ihre Vertreter, um durch sie ihren Willen kund zu thun, nicht damit dieselben ihre Privatmeinungen zur Geltung bringen.

Uebrigens bedürfen die Reichstage, weil sie oft zusammentreten, keiner langen Dauer; eine Session von sechs Wochen möchte für die gewöhnlichen Bedürfnisse des Staates ausreichen. Doch wäre es ein Widerspruch, wenn die souveraine Autorität sich selbst Fesseln anlegen wollte. Es muß daher der Versammlung freistehen, die normale Frist beliebig zu verlängern, vorausgesetzt, daß sie dieselbe nicht über den Zeitpunkt ausdehnt, in welchem ihr Mandat abläuft. Um aber die kostbare Zeit möglichst zu schonen, sollte man versuchen, die nutzlosen Diskussionen fernzuhalten, welche nur dazu dienen, sie zu vergeuden. Ohne Zweifel bedarf es im Reichstage nicht nur der Ordnung und Regel, sondern auch der Würde und eines gewissen Ceremoniells. Rousseau wünscht sogar, daß man diesem Punkte eine besondere Aufmerksamkeit zuwende, daß man z. B. einsehe, „wie barbarisch und unanständig es ist, das Heiligthum der Gesetze durch das

Geräusch der Waffen zu entweihen*)". „Seid ihr," ruft er den Polen zu, „kriegerischer, als die Römer es waren? Und doch hat, auch während der heftigsten bürgerlichen Unruhen, nie der Anblick eines Schwertes die Comitien, noch den Senat befleckt." — Er wünscht aber auch, daß man sich an das Wichtige und Nothwendige halte, und Alles vermeide, was anderswo ebenso gut geschehen kann. Dahin gehört seiner Meinung nach die Prüfung der Vollmachten, welche besser an den Wahlorten der Abgeordneten vorgenommen wird. — Indeß wie heilsam die strenge Ordnung sein mag, man darf sie nicht zu stark betonen. „Die Ordnung ist gut, aber die Freiheit doch noch mehr werth, und je mehr man die Freiheit durch Formen einengt, um so mehr Mittel zur Usurpation werden diese Formen darbieten." Gewiß sind die langen, inhaltlosen Reden ein großes Uebel. Aber ein weit größeres ist es, wenn ein guter Bürger, der etwas Nützliches zu sagen hat, nicht zu sprechen wagt. Um das müßige Geschwätz in etwa einzuschränken, könnte man jeden Redner verpflichten, gleich anfangs den Vorschlag, welchen er zu machen gedenkt, bestimmt anzugeben und, nachdem er seine Gründe entwickelt hat, kurz und bündig seine Schlüsse zu ziehen. Wenn das auch die Reden nicht kürzer machen sollte, es hält doch diejenigen zurück, welche nur sprechen wollen, um nichts zu sagen.

Die Form, in welcher beim Reichstage die Gesetze sanktionirt werden, ist Rousseau nicht genau bekannt; das aber weiß er: es darf nicht dieselbe sein, wie im Parlamente von Großbritannien. Der polnische Senat soll die höchste Autorität in der Verwaltung, aber als solcher keine legislativen Befugnisse haben, wie sie dem englischen Oberhause zustehen. In allen Fragen, welche dem Gebiete der Gesetzgebung angehören, dürfen die Senatoren nur als Mitglieder des Reichstages, nicht als Mitglieder des Senates stimmen. Auch müssen die Stimmen in beiden Kammern (in der der Nunzien, wie im Senate) auf gleiche Weise nach Köpfen gezählt werden. Nun ist aber die Zahl der Senatoren fast ebenso groß, wie die der Abgeordneten, was zur Folge hat, daß der Senat auf die Berathungen einen zu großen Einfluß ausübt und vermöge seines Ansehens leicht die wenigen Stimmen gewinnen kann, deren er bedarf, um sich das Uebergewicht zu sichern. — Rousseau sieht hierin eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Das einfachste Mittel, ihr zu begegnen, wäre eine Vermehrung der Zahl der Abgeordneten. Es steht indeß zu besorgen, daß damit

*) Die Mitglieder des Reichstages pflegten bei den Berathungen bewaffnet zu erscheinen.

im Staate eine zu heftige Bewegung hervorgerufen werde, die leicht in demokratische Tumulte ausarten könnte. Auch ist eine kleinere Versammlung, in welcher den Mitgliedern mehr Freiheit verstattet werden kann, einer größeren, in der diese Freiheit beschränkt werden muß, stets vorzuziehen. Ueberdies darf man den Reichstag gegenwärtig schon deshalb nicht so zahlreich machen, wie er vielleicht sein kann, weil man sich die Möglichkeit offen halten muß, später neue Deputirte hinzuzufügen, wenn man einst dazu kommt, die Städte zu adeln und die Leibeigenen zu befreien, wie es für die Kraft und Wohlfart der Nation zu wünschen ist.

Rousseau würde daher, statt die Zahl der Nunzien zu vermehren, lieber die der Senatoren vermindern. Doch verliere man nie den wichtigen Grundsatz aus den Augen, daß in staatlichen Dingen nichts ohne die dringendste Nothwendigkeit geändert werden darf. Eine solche liegt aber hier nicht vor; das Ziel läßt sich auch auf anderem Wege erreichen. — Alle Senatoren werden vom Könige ernannt und sind folglich dessen Creaturen; sie bekleiden ferner ihre Würde auf Lebenszeit und bilden somit eine unabhängige Corporation, die als solche ihre besonderen Interessen hat und nach der höchsten Gewalt strebt. Es ist nun zunächst geboten, dem Könige die Ernennung des Senates zu nehmen, nicht sowohl wegen der Macht, die er durch sie über die Senatoren selbst erlangt, als wegen des Einflusses, den er auf Alle, die es werden wollen, und durch sie auf die ganze Nation ausübt. Abgesehen von ihrer Wirkung auf die Verfassung, würde diese Aenderung noch den unschätzbaren Vortheil haben, im Adel den Höflingsgeist zu ersticken und durch einen patriotischen Sinn zu ersetzen. Wem aber soll fortan die Berufung in den Senat zustehen? Rousseau meint, es spreche nichts dagegen, wohl aber manches dafür, daß der Reichstag selbst sie vornehme, sei es direct oder durch Auswahl aus einer gewissen Zahl von Candidaten, die von den Provinziallandtagen präsentirt werden. Auch könnte er sich damit begnügen, aus den Vorgeschlagenen eine kleinere Anzahl auszusondern und dem Könige das Recht lassen, unter diesen den ihm zusagenden Bewerber zu ernennen. Einfacher freilich und besser wäre es, wenn die Senatoren direkt von den Landtagen ihrer Provinzen erwählt würden; man würde damit der föderativen Form, welche die polnische Verfassung anstreben muß, näher kommen. — Was die Amtsdauer der Senatoren angeht, so hält Rousseau es nicht für rathsam, sie alle gleichmäßig auf Zeit zu ernennen. Abgesehen von anderen Bedenken, ist es hart für Männer, die an die Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten

gewöhnt sind, plötzlich und ohne daß sie etwas verschuldet, in den Privatstand zurückversetzt zu werden. Auch müßte man zu Gunsten der Bischöfe eine Ausnahme machen, welche, falls sie nur diesen zu Gute käme, die ohnehin schon zu große Macht des Clerus erheblich vermehren würde. Es dürfte sich daher empfehlen, die Senatoren vom ersten Range, d. h. außer den Bischöfen und Palatinen die Kastellane erster Klasse, auf Lebenszeit, und nur die Kastellane zweiten Ranges für eine bestimmte Zeit von zwei oder mehr Jahren zu ernennen. Diese auf Zeit gewählten Senatoren würden in Wahrheit Vertreter des Reichstages sein, der Korporation des Senates das Gleichgewicht halten und den Einfluß des Ritterstandes in den Versammlungen der Nation verstärken, der Senat selbst aber, zur Hälfte aus ihnen und zur Hälfte aus lebenslänglichen Mitgliedern bestehend, so gut, wie es eben möglich ist, konstituirt sein, um eine vermittelnde Macht zwischen dem Hause der Nunzien und dem Könige zu bilden, da er die zur Leitung der Verwaltung nöthige Festigkeit hätte und zugleich abhängig genug wäre, um sich stets den Gesetzen unterordnen zu müssen.

Wir übergehen, was Rousseau von dem Modus der Wahlen und Abstimmungen im Reichstage sagt. Wichtiger sind seine Bemerkungen über das Königthum und dessen Befugnisse. — Polen ist zu groß, als daß es eines Königs, d. h. eines lebenslänglichen Oberhauptes, entbehren könnte. Macht und Einfluß desselben müssen aber so beschränkt werden, daß er weder versuchen, noch selbst hoffen kann, jemals die Herrschaft an sich zu reißen. Nun haben die polnischen Gesetzgeber ihren Fürsten zwar die Mittel genommen, zu schaden, aber nicht die Möglichkeit, zu bestechen. Die Ertheilung der Würden und Gnaden, über welche sie verfügen, gewährt ihnen diese in überreichem Maße. Daß hier eine Beschränkung noth thut, unterliegt keinem Zweifel. Indeß ist nicht außer Acht zu lassen, daß man ihnen mit dem in Rede stehenden Rechte so ziemlich alles entziehen würde. Und das darf doch nicht geschehen; „besser kein König, als einer, der eine reine Null wäre". Sehen wir also zu, welche Befugnisse ihm ohne Gefährdung der öffentlichen Freiheit eingeräumt werden können. — Die Ernennung der Senatoren darf ihm, wie schon gezeigt wurde, in dem bisherigen Umfange nicht ferner zustehen. Nur die der Bischöfe mag ihm verbleiben, falls man nicht etwa vorzieht, sie durch ihre Capitel wählen zu lassen. Doch muß der Erzbischof von Gnesen, solange er zugleich die Würde des Primas

bekleidet, vom Reichstage berufen werden. Was die Minister angeht, so würde es unklug sein, die Wahl derselben unbedingt dem Könige zu überlassen; man kann ihm höchstens gestatten, ihre Stellen mit einem der wenigen Candidaten zu besetzen, die ihm zu dem Ende vom Reichstage präsentirt werden. Eine Ausnahme ist nur in Bezug auf den Großkanzler zu machen, da dessen Ernennung unzweifelhaft zu seiner alleinigen Competenz gehört. „Die Könige sind die geborenen Richter ihrer Völker. Für dieses Amt sind sie, obgleich sie es alle aufgegeben haben, eingesetzt worden; es kann ihnen daher auch nicht genommen werden." Wollen sie es nicht persönlich ausüben, so ist das ihre Sache. Das Recht aber, ihre Stellvertreter zu bestimmen, müssen sie schon darum haben, weil sie stets für die Urtheile verantwortlich sind, welche in ihrem Namen erlassen werden. Freilich kann die Nation ihnen Beisitzer geben und sie muß es sogar, wenn sie nicht selbst richten. — Die übrigen Würden, welche mehr Ehrenämter oder Titel sind und mehr Glanz als Einfluß verleihen, mögen unbedenklich der freien Verfügung des Königs anheimgegeben werden. „Es ist ganz gut, daß er das Verdienst ehren und der Eitelkeit schmeicheln kann, wenn er nur nicht in der Lage ist, wirkliche Macht zu übertragen." Dagegen muß man zu hindern suchen, daß die öffentlichen Gelder in irgend erheblichem Maße durch seine Hände gehen. Es empfiehlt sich deshalb, den Aufwand, welchen der nothwendige Glanz des Thrones erfordert, die Gehälter der Hofbeamten u. s. w., soweit das eben thunlich ist, nicht aus der königlichen, sondern aus der Staatskasse zu bestreiten.

Ueberhaupt ist es von Wichtigkeit, daß der König möglichst selten Macht und Gelegenheit habe, selbstthätig einzugreifen, direkt und unmittelbar aus und durch sich selbst handelnd aufzutreten. Er bedarf aber andrerseits einer großen Autorität, um seine wahre Aufgabe, die Leitung, Ueberwachung und Beaufsichtigung des Gemeinwesens, mit Erfolg lösen zu können. Die Thätigkeit, welche ihm dieser sein eigentlicher Beruf zuweis't, ist ebenso wichtig, wie umfassend. Der Vorsitz im Reichstage, im Senate und allen anderen öffentlichen Körperschaften, die strenge Prüfung des Verhaltens aller Beamten, die Sorge für die Aufrechthaltung der Integrität bei allen Gerichtshöfen, wie für die der Ruhe und Ordnung im Lande, das Bestreben, dem Staate nach Außen eine würdige und geachtete Stellung zu sichern, die Führung der Heere im Kriege, die Leitung der nützlichen Unternehmungen in Friedenszeiten — das Alles sind Pflichten, die dem königlichen Amte inhäriren. Auch zweifelt Rousseau nicht, daß sie den Fürsten

hinlänglich beschäftigen werden, wenn er sie selbst erfüllen will. Und „es muß für den König von Polen ein Verbrechen sein, irgend einen Theil seiner Berufsthätigkeit Günstlingen anzuvertrauen. Er verrichte seine Geschäfte persönlich oder er verzichte auf seine Würde“, ein wichtiger Punkt, den die Nation stets scharf im Auge behalten muß.

Bekanntlich trugen sich die polnischen Reformfreunde schon damals mit dem Gedanken, die Krone erblich zu machen. Rousseau will davon nichts hören. Er ist überzeugt, daß in dem Augenblicke, in welchem dies geschieht, Polen seiner Freiheit für immer Lebewohl sagen kann. Zwar glaubt man, daß sich die ihr drohende Gefahr durch eine Beschränkung der königlichen Macht abwenden lasse. Man sieht indeß nicht, daß diese gesetzlichen Schranken im Laufe der Zeit durch allmälig wachsende Uebergriffe durchbrochen werden, und ein von der königlichen Familie consequent und stetig verfolgtes System auf die Dauer über eine Gesetzgebung triumphiren muß, die ihrer Natur nach beständig an Spannkraft verliert. Polen ist grade deshalb frei, weil jeder Regierung eine Zwischenzeit vorausgeht, in welcher die Nation wieder in den vollen Besitz aller ihrer Rechte gelangt, die weitere Entwickelung der entstandenen Mißbräuche abgeschnitten wird und die mehr oder weniger erschlaffte Gesetzgebung ihre ursprüngliche Energie zurück erhält. Ist aber der Thron einmal im dauernden Besitze einer bestimmten Familie, so bleibt zwischen dem Tode des Vaters und der Krönung des Sohnes nur der leere Schatten einer ohnmächtigen Freiheit. Die Pacta conventa, diese Schutzwehr Polens, werden dann bald ihre Bedeutung verlieren. Freilich kann und wird man sie von den Fürsten beschwören lassen. Doch „wer wüßte nicht, daß solche Eide, kaum geleistet, für immer vergessen werden“? Es ist eben nicht anders: „Welche Vorsichtsmaßregeln man auch treffen mag, Erblichkeit des Thrones und Freiheit des Volkes werden stets unvereinbare Dinge sein und bleiben“.

Gilt dies überall, so ganz besonders für Polen, wo es keine Macht gibt, welche, wie etwa in England die Pairie, einem erblichen Könige das Gleichgewicht halten und ihn zur Unterordnung unter die Gesetze nöthigen könnte. Man hat hier also, wenn irgendwo, allen Grund, sich vor der in Rede stehenden Neuerung zu hüten. Indeß wird dieselbe schwerlich zu umgehen sein, falls man an der bisherigen Neigung, die Krone, wenn auch unter steter Wahrung des Wahlrechtes, vom Vater auf den Sohn oder den nächsten Verwandten zu übertragen, festhält, da diese Gewohnheit früher oder später nothwendig zur Erblichkeit führen

muß. Rousseau würde deshalb rathen, durch ein Grundgesetz des Staates jeden Sohn eines jeden Königs von der Thronfolge auszuschließen, wenn er nicht weiterhin einen Plan zu entwickeln hätte, der eine solche Maßregel überflüssig macht.

Uebrigens glaubt er, nachdem er so die Befugnisse des Reichstages, des Senates und des Königs festgestellt, die Machtsphäre dieser verschiedenen Gewalten zweckmäßig umgrenzt, ihr Gleichgewicht gesichert und sie in das richtige Verhältniß zu einander gebracht zu haben. Ob und in wieweit nun die Polen diese seine Ideen und Vorschläge adoptiren wollen, muß er ihrem Ermessen anheimstellen. Gewiß aber ist, daß ihnen auch die besten Institutionen wenig nützen werden, solange die Mißachtung der Gesetze, die Anarchie, welche bis dahin in ihrem Lande geherrscht hat, fortdauert. Die Ursachen dieser traurigen Erscheinung liegen ziemlich offen vor Augen. Eine von ihnen und zwar die wirksamste ist schon früher, zugleich mit der möglichen Abhülfe, angegeben worden. Von den übrigen kommt zunächst der Mißbrauch in Betracht, welchen die einzelnen Bürger mit dem Rechte, Krieger oder Söldlinge in ihrem Dienste zu halten, getrieben haben. Derselbe ist von so gefährlicher Art, daß, wenn man nicht damit beginnt, ihn zu beseitigen, alle anderen Reformen nutzlos sein werden. „Solange die Großen des Reiches die Macht haben, der ausführenden Gewalt Widerstand zu leisten, werden sie glauben, auch das Recht dazu zu haben." Und „wie will man dem Staate den Frieden bewahren, wenn es den Bürgern gestattet ist, mit einander kleine Kriege zu führen"? Rousseau fordert daher, daß die in Rede stehende Befugniß aufgehoben, und hofft, daß die Betheiligten vernünftig genug sein werden, auf ein so gemeinschädliches Vorrecht zu verzichten. Freilich weiß er, „daß das Herz des Menschen weit mehr an persönlichen Privilegien, als an größeren und allgemeineren Vortheilen hängt". Wäre dem nicht so, dann würde sich auch eine zweite Quelle der Anarchie unschwer schließen lassen. Das Liberum Veto*) — denn von ihm handelt es sich — ist zwar an sich kein unzulässiges Recht, wird aber, wenn es die geziemenden Grenzen überschreitet, zu einem der gefährlichsten

---

*) D. h. die gesetzliche Befugniß jedes einzelnen Landboten, im Reichstage durch seinen Widerspruch (Nie pozwulam „ich erlaube es nicht") die von den übrigen Mitgliedern genehmigten Beschlüsse ungültig machen zu können.

Mißbräuche. Und dazu ist es in Polen geworden; „ursprünglich Bürge der öffentlichen Freiheit, ist es gegenwärtig nur noch ein Werkzeug der Unterdrückung“. Man wird daher am Besten thun, es ganz und gar aufzuheben; Ruhe und Ordnung sind unmöglich, wenn ein Recht fortbesteht, welches, gut und am Orte bei der Gründung eines Gemeinwesens oder wenn dasselbe seine ganze Vollendung erreicht hat, abgeschmackt und verhängnißvoll ist, solange noch Aenderungen vorzunehmen sind, was in einem großen, von mächtigen Nachbarn umgebenen Staate immer der Fall sein wird.

Kann man sich aber zu einer vollständigen Beseitigung des Veto nicht entschließen, so beschränke man wenigstens seine Anwendung auf die Fundamentalartikel der Verfassung. Es würde so nicht blos statthaft, sondern auch von wesentlichem Nutzen sein. Denn „da zur Feststellung der Grundgesetze von rechtswegen Einstimmigkeit erforderlich ist, muß auch für ihre Abschaffung dieselbe Bedingung gelten. Gilt sie aber, so wird der Bestand der Verfassung so fest und die Gesetzgebung so unwiderruflich werden, wie es überhaupt möglich und zu wünschen ist“. Indeß darf die Zahl der durch das Veto zu schützenden Cardinalspunkte nicht zu groß sein, und muß deshalb die Frage reiflich erwogen werden, welche der vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen in diese Kategorie gehören. Die polnische Verfassung enthält eine ganze Reihe von Artikeln, die man lächerlicher Weise als Grundgesetze bezeichnet, während sie doch in das Bereich der gewöhnlichen Gesetzgebung fallen. Diese dem Veto zu unterwerfen, wäre ungehörig. Ebensowenig darf dasselbe bei all den Dingen zur Anwendung kommen, welche man unter der Rubrik Staatssachen zu begreifen pflegt. Hier genügt, wie bei den laufenden Geschäften, welche der Augenblick mit sich bringt, eine Mehrheit von Stimmen, die indeß nicht immer eine einfache zu sein braucht, sondern je nach der Wichtigkeit der Gegenstände abgestuft sein mag. — Absurd ist es auch, daß, in welchem Falle immer, ein Mitglied des Reichstages dessen Thätigkeit hemmen, daß der Rückzug oder Protest eines oder mehrerer Abgeordneten die Versammlung auflösen und so die souveraine Autorität brechen kann. Diese „barbarische Befugniß“ muß abgeschafft und ihre Ausübung bei Todesstrafe verboten werden. — Uebrigens meint Rousseau, nachdem er so durchgreifende Beschränkungen des Veto empfohlen hat, schließlich doch, daß dieses „schöne Recht“ in einem Staate, wie Polen, wo „den Seelen noch eine große Energie einwohnt“, ohne erhebliche Gefahr und vielleicht mit Vortheil in seinem ganzen Umfange aufrecht erhalten werden könne, wenn

man an seine Geltendmachung ernste Consequenzen knüpfe. Nimmt ein einzelner Opponent sich heraus, einen nahezu einstimmigen Beschluß durch seinen Widerspruch zu hintertreiben, so muß er für solches Unterfangen mit seinem Kopfe einstehen, und zwar nicht blos seinen Committenten, sondern der ganzen Nation, die er ja in die größte Verlegenheit, vielleicht gar ins Verderben stürzt. Man stelle ihn daher nach Ablauf eines halben Jahres vor ein außerordentliches, lediglich ad hoc berufenes Tribunal, welches, aus den angesehensten Männern des Landes gebildet, über die Berechtigung seiner Opposition zu entscheiden hat, ihn aber nicht einfach freisprechen darf, sondern verpflichtet ist, ihm entweder den Tod oder eine Belohnung und öffentliche Ehren zuzuerkennen. Ein Veto, welches so mit Gefahr für Leib und Leben verbunden wäre, könnte unter Umständen den Staat retten, und würde doch nie sonderlich zu fürchten sein.

Ueber die Conföderationen *), eine weitere Ursache innerer Zerrüttung, denkt Rousseau anders, wie die „Gelehrten", welche sie ohne Weiteres aufheben wollen. Diese sehen eben nur die Uebel, welche sie verursachen, nicht aber die, welche sie verhindern. Ohne Frage ist die Conföderation ein gewaltsamer Zustand; indeß es gibt einmal ungewöhnliche Leiden, die gewaltsame Heilmittel erfordern und deren man sich doch um jeden Preis entledigen muß. Ueberall wo die Freiheit herrscht, wird sie beständig angegriffen und sehr oft ernstlich bedroht. Und „jeder freie Staat, in welchem die großen Krisen nicht vorhergesehen sind, läuft bei jedem Sturm Gefahr, zu Grunde zu gehen". Nur die Polen haben es verstanden, aus diesen Krisen selbst ein neues Mittel zur Erhaltung des Gemeinwesens zu gewinnen. Ihre Conföderationen sind ein politisches Meisterwerk, „der Schild, das Asyl, das Heiligthum der Konstitution"; geeignet, die erschütterte Verfassung herzustellen und zu befestigen, können sie die gelähmte Energie des Staates von Neuem anspannen und verstärken, während sie nicht die Macht haben, dieselbe zu brechen. Rousseau ist überzeugt, daß ohne sie die Republik schon längst nicht mehr bestehen würde, und fürchtet sehr, daß sie nach ihrer Beseitigung nicht lange mehr existiren wird. Sind sie es doch, die erst neuerlich, als der Staat bereits unterjocht war, ihn und die Freiheit gerettet haben. Man hüte sich also, sie abzuschaffen,

---

*) Es war ein verfassungsmäßiges Recht der Polen, in und neben der staatlichen Gemeinschaft besondere Verbindungen (Conföderationen) zu schließen, deren eidlich verpflichtete Mitglieder sich ein Oberhaupt wählten und einen „allgemeinen Rath" ernannten, welcher die Autorität aller Staatsbehörden in sich vereinigte.

begnüge sich vielmehr damit, sie zu regeln. Zu dem Ende bestimme man die Fälle, in welchen sie statthaben dürfen, und stelle dann ihre Form und Wirkung fest, um ihnen, soweit das möglich ist, eine legale Sanktion zu geben, ohne doch ihrer Bildung und Thätigkeit Fesseln anzulegen. Freilich würden sie, wenn alle Mißbräuche beseitigt wären, fast nutzlos werden. Auch muß die in Angriff genommene Reform Sorge tragen, daß es dahin kommt. Künftig dürfen nur gewaltsame Ereignisse in die Nothwendigkeit versetzen, auf sie zu rekurriren, aber solche Vorgänge liegen in der natürlichen Ordnung der Dinge, die man voraussehen muß. Es gibt sogar Fälle, in welchen ganz Polen augenblicklich conföderirt sein muß, wie z. B. wenn fremde Truppen, außer im offenen Kriege, das Staatsgebiet betreten, wenn der Reichstag verhindert ist, sich zur gesetzlichen Zeit zu versammeln, wenn seine Form angetastet, seine Thätigkeit suspendirt, seine Freiheit irgendwie beeinträchtigt wird.

An die Erörterungen, welche die Verfassung betreffen, schließt sich die der Verwaltung. Rousseau nimmt den Begriff derselben nicht im gewöhnlichen, sondern in einem weiteren Sinne, in welchem er auch die Rechtspflege umfaßt. Diese darf seiner Ansicht nach nicht in der Hand von Leuten liegen, die sie als das einzige und beständige Geschäft ihres Lebens betrachten. Vielmehr muß das Amt des Richters eine vorübergehende Probestellung sein, die ihm, falls er sie in befriedigender Weise ausfüllt, den Zugang zu höheren Würden eröffnet. Die Aussicht auf eine künftige Beförderung wird ihn veranlassen, sich sorgsam vor jedem berechtigten Vorwurfe zu hüten und seine Pflichten mit all dem Eifer und all der Redlichkeit zu erfüllen, welche sie fordern. Richter dieser Art aber bieten zugleich den Vortheil, daß es nur weniger Gesetze bedarf, da man ihnen unbedenklich die Vollmacht geben kann, dieselben zu interpretiren und im Nothfalle zu ergänzen. „Nichts kann kindischer sein, als die Vorsichtsmaßregeln, welche in diesem Punkte von den Engländern ergriffen worden sind. Um die willkürlichen Urtheile zu beseitigen, haben sie sich zahllosen ungerechten und selbst absurden Urtheilen unterworfen. Ganze Schaaren von richterlichen Beamten verschlingen, ewige Prozesse ruiniren sie; mit der närrischen Idee, Alles vorhersehen zu wollen, haben sie aus ihren Gesetzen ein ungeheures Labyrinth gemacht, in welchem sich Gedächtniß und Verstand auf gleiche Weise verlieren." — Was von den Richtern gesagt wurde,

gilt mit noch größerem Rechte von den Advokaten. Dieser an sich so ehrenwerthe Stand erniedrigt sich, sobald er zu einem Geschäfte wird. Der Advokat soll der erste und strengste Richter seiner Clienten, sein Amt aber, wie vor Zeiten in Rom und noch gegenwärtig in Genf, der erste Schritt zur Magistratur sein.

Gestattet ein tüchtiger Richterstand, die Zahl der Gesetze erheblich zu beschränken, ganz kann man ihrer doch nicht entrathen. Rousseau fordert daher die Abfassung eines politischen, eines bürgerlichen und eines Strafgesetzbuches, die alle drei möglichst kurz, klar und präcis gehalten sein müssen. Er will dann ferner, daß diese Gesetzbücher nicht blos auf den Universitäten, sondern in allen höheren Schulen gelehrt werden. Es ist nothwendig, daß sämmtliche Bürger, namentlich die, welche sich mit den öffentlichen Angelegenheiten befassen, über die positiven Gesetze ihres Landes, wie über die Normen, nach welchen sie regiert werden, unterrichtet sind. Ebendarum müssen alle Adeligen, bevor sie zu irgend einer staatlichen Thätigkeit zugelassen werden, sich einer strengen Prüfung unterziehen, welche den Nachweis liefert, daß sie sich mit den verschiedenen Gesetzbüchern hinlänglich vertraut gemacht haben. Einer Kenntniß des römischen oder des Gewohnheitsrechtes bedarf es dagegen nicht, da die Geltung des einen wie des anderen, wenn und wo sie noch besteht, aufhören muß. Man darf keine andere Autorität anerkennen, als die der Gesetze des eigenen Landes, und diese müssen in sämmtlichen Provinzen dieselben sein.

Im Einzelnen bemerkt Rousseau dann noch, daß es dem Prinzip der Gleichheit widerstreitet, innerhalb des Ritterstandes Substitutionen und Majorate zu gestatten. Die Gesetzgebung sollte eher dahin streben, die große Ungleichheit zu vermindern, welche in Rücksicht auf Vermögen und Macht zwischen den Magnaten und dem einfachen Adel schon besteht und in Folge eines natürlichen Fortschritts beständig wächst. — Was den Census angeht, nach welchem man die Zulassung zu den Landtagen von einem gewissen Grundbesitze abhängig machen will, so hat derselbe sein Gutes, aber auch seine schlimme Seite. Ohne Zweifel ist es wünschenswerth, daß der Bürger da, wo er Stimmrecht hat, auch einige Ländereien besitze. Doch ihren Umfang zu fixiren, wäre bedenklich. „Sollen, weil der Besitz mit Recht viel gilt, die Menschen darum gar nichts gelten? Und ist die Armuth ein so großes Verbrechen, daß sie allein Jemandem sein Bürgerrecht rauben kann?“ — Welcher Art die Gesetze aber sein mögen, man darf nie zugeben, daß sie einschlafen. Wären sie auch überflüssig, ja selbst schädlich, sie müssen entweder formell

abgeschafft oder in ihrer vollen Wirksamkeit erhalten werden. Man unterwerfe daher die bestehenden Gesetze einer strengen Revision, beseitige viele von ihnen und gebe denjenigen, welche man beibehalten will, die strengste Sanktion. „Der Despotismus nöthigt stets zu der Maxime, bei vielen Dingen ein Auge zuzudrücken; in einem freien Staate ist das der Weg, die Gesetzgebung zu entkräften und die Verfassung zu erschüttern." In ihm muß das Gesetz ein Etwas sein, vor dem jeder Bürger zittert, und der König zu allererst. Man dulde eher alles Andere, als daß die Federkraft der Gesetze sich abnutzt; ist sie einmal verbraucht, so ist der Staat rettungslos verloren.

Von der Justiz wendet sich Rousseau zu den Finanzen, für die er Grundsätze aufstellt, welche, wie er selbst sehr wohl weiß, der herrschenden Ansicht und Gewohnheit zu sehr widersprechen, als daß sie sonderlich goutirt werden sollten. Indeß sie scheinen ihm gut und heilsam, und will er sie deshalb den Polen nicht vorenthalten. Mögen diese, bevor sie ihre Entscheidung treffen, sich klar darüber werden, was sie eigentlich wollen. Die Wahl des für sie geeigneten ökonomischen Systems hängt von dem Zwecke ab, welchen sie bei der Reform ihrer Verfassung im Auge haben. Wünschen sie, zu glänzen, sich bemerklich und furchtbar zu machen, auf die übrigen europäischen Völker einzuwirken, so werden sie gut thun, sich dieselben zum Muster zu nehmen. Es gilt dann, Künste und Wissenschaften, Handel und Industrie sorgsam zu pflegen, reguläre Truppen, Festungen und Akademien zu unterhalten, vor Allem für eine gute Finanzwirthschaft zu sorgen, die das Geld recht in Umlauf bringt und dadurch stetig vermehrt. Auch muß man, um die Nation in großer Abhängigkeit zu halten, das Bedürfniß des Geldes zu steigern suchen und zu dem Ende den materiellen, wie den geistigen Luxus möglichst befördern. Man wird so ein Volk bilden, welches, ebenso regsam, intrigant, habgierig, ehrgeizig, servil und spitzbübisch, wie die anderen, gleich ihnen beständig zwischen den Extremen des Elends und des Reichthums, der Zügellosigkeit und der Sklaverei hin und her schwankt. Aber dieses Volk wird unter den Großmächten Europas eine Rolle spielen, in alle politischen Systeme eintreten, an allen Verhandlungen Theil nehmen. Man wird sich mit ihm zu verbinden, es durch Verträge zu fesseln suchen; es wird in Europa keinen Krieg geben, in den es nicht die Ehre hat mit hineingezogen zu werden. Auch

wird es, wenn das Glück ihm günstig ist, seine verlorenen Besitzungen wiedererlangen, vielleicht selbst neue dazu erwerben können.

Gewiß eine verlockende Aussicht, der die Polen wohl schwerlich zu widerstehen vermögen. Wäre dies aber doch der Fall, sollten sie es in der That vorziehen, ein freies, friedliches und weises Volk zu sein, das Niemanden fürchtet, noch bedarf, das sich selbst genügt und glücklich ist, so müssen sie freilich eine von der eben entwickelten sehr verschiedene Methode befolgen. Sie müssen dann dahin wirken, in ihrer Heimath einfache Sitten und gesunde Neigungen zu erhalten, einen kriegerischen Geist ohne Ehrgeiz zu wecken, den Seelen Muth und Uneigennützigkeit einzuflößen, die Thätigkeit des Volkes auf den Ackerbau und die zum Leben nöthigen Gewerbe zu richten, das Geld verächtlich, es soviel wie möglich überflüssig zu machen, und statt seiner zur Ausführung großer Dinge andere, mächtigere und zuverlässigere Triebfedern in Wirksamkeit zu setzen. Auf diesem Wege werden sie allerdings nicht die Zeitungen mit dem Lärm ihrer Feste, Unterhandlungen und Heldenthaten erfüllen; die Philosophen werden ihnen keinen Weihrauch streuen, die Dichter sie nicht besingen; man wird in Europa wenig von ihnen sprechen, vielleicht sogar eine gewisse Geringschätzung affektiren. Aber sie werden in gesichertem Wohlstande ein freies und gerechtes Leben führen. Niemand wird Händel mit ihnen suchen; man wird sie fürchten, ohne es merken zu lassen. Weder die Russen, noch andere Völker werden es künftig versuchen, in ihrem Lande die Herren zu spielen, sollten sie aber doch wagen, dasselbe zu betreten, sich sehr beeilen, wieder herauszukommen.

Es versteht sich von selbst, daß die speziellen Vorschläge und Maßregeln, welche Rousseau weiterhin empfiehlt, lediglich der Begründung und Ausführung des zweiten der angedeuteten Systeme dienen. Es sind übrigens im Wesentlichen dieselben, die er schon früher den Korsen empfohlen hat. Wir gehen deshalb hier über sie weg und wenden uns zu dem, was er über das Kriegswesen bemerkt. — Wie anderwärts, so ist auch in Polen die bedeutendste Ausgabe des Staates die für das Heer. Der Nutzen dieser Armee aber entspricht keineswegs der Größe des Aufwandes, welchen sie erfordert. Sie hat das Land noch nie vor einem feindlichen Einfalle bewahrt und wird dazu auch künftig schwerlich im Stande sein. Die kriegerischen Mächte, welche

Polen umgeben, verfügen beständig über zahlreiche und wohldisciplinirte Truppen, denen es unmöglich auch nur annähernd gleiche Streitkräfte entgegenstellen kann, ohne sich in sehr kurzer Zeit zu erschöpfen. Wollte es aber dennoch versuchen, seine Armee auf einen achtunggebietenden Fuß zu bringen, so würden die Nachbarn dem nicht ruhig zusehen, es vielmehr niederwerfen, bevor es seine Absicht ausführen könnte. Es ist einmal nicht anders: „Die Natur kennt kein unantastbareres Recht, als das des Stärkeren. Keine wie immer geartete Gesetzgebung, keine Verfassung kann von ihm eximiren.“ Die Polen jagen daher einer Chimäre nach, wenn sie darauf ausgehen, sich vor den Angriffen ihrer stärkeren Nachbarn zu schützen. Weniger noch dürfen sie daran denken, selbst Eroberungen machen und sich zu dem Ende für die Offensive rüsten zu wollen. Diese ist mit der Form, wie mit dem Geiste ihrer Constitution unvereinbar; „wer frei sein will, muß auf die Rolle des Eroberers verzichten.“ Somit ist eine reguläre Armee für Polen nutz- und zwecklos, und wird es daher gut thun, diese „Pest des übrigen Europa“ von sich fern zu halten.

Natürlich hat Rousseau, wenn er sich gegen die Bildung eines größeren Heeres erklärt, die Armeen seiner Zeit im Auge, welche, meist aus geworbenen Truppen bestehend, den Kriegsdienst als ein ständiges Gewerbe betrieben. Er weiß sehr wohl, daß „der Staat nicht ohne Vertheidiger bleiben darf“. Seine wahren Beschützer sind aber die eigenen Bürger, welche sämmtlich Soldaten „aus Pflicht, doch nicht von Beruf“ sein müssen. Weil Polen nicht in der Lage ist, eine zu seiner Vertheidigung ausreichende Armee zu besolden, muß es diese in seinen Bewohnern finden. Zu dem Ende schaffe es sich, nach dem Vorbilde Roms und der Schweiz, eine tüchtige, wohleingeübte Miliz. Diese wird dem Staate wenig kosten, stets bereit sein, ihm zu dienen, und ohne Zweifel gute Dienste leisten, da man das eigene Hab und Gut stets besser vertheidigt, als das eines Anderen. An den erforderlichen Mannschaften kann es nicht fehlen. Zwar wird die bestehende Knechtschaft sobald nicht gestatten, die Bauern heranzuziehen; Waffen in der Hand von Sklaven dürften der Republik eher gefährlich, als von Nutzen sein. Indeß ist Polen ja reich an Städten, aus deren Bewohnern man ohne Schwierigkeit die nöthige Infanterie entnehmen kann. Es kommt nur darauf an, den Dienst so zu vertheilen, daß er eine genügende Einübung ermöglicht, ohne deshalb lästig zu werden. Man wechsele daher die unter die Fahnen berufenen Truppen wenigstens alle Jahre; den Einzelnen trifft dann nur selten die Reihe, während es zu-

gleich möglich wird, allmälig die ganze Nation kriegstüchtig zu machen. Um aber die in Rede stehende Einrichtung erfolgreich durchzuführen, muß vor Allem der Stand des Soldaten in der öffentlichen Meinung wieder zu Ehren gebracht werden. In dieser Beziehung ist es von Wichtigkeit, daß man bei der Wahl der Offiziere nicht auf Rang, Ansehen und Vermögen, sondern lediglich auf Erfahrung und Befähigung Rücksicht nehme.

Bisher war nur von der Infanterie die Rede; es ist indeß nicht abzusehen, warum die Ritterschaft sich nicht auf ähnliche Weise organisiren sollte. Man errichte in allen Palatinaten Reitercorps, welche den gesammten Adel in sich aufnehmen und jährlich zu militairischen Uebungen zusammentreten. Bei diesen wird es rathsam sein, nicht sklavisch die Taktik der übrigen Nationen nachzuahmen. Weit besser, die Polen bilden sich eine eigene Kampfweise, die geeignet ist, ihre natürlichen und nationalen Anlagen zu entwickeln. Rousseau wünscht deshalb, daß sie vorzugsweise die Exercitien und Manövres betreiben, welche der sogenannte „kleine Krieg" erfordert, daß sie lernen, nach Art der alten Parther auch die bestdisciplinirten Armeen zu besiegen, ohne jemals eine förmliche Schlacht zu liefern. Jedenfalls dürfen sie nicht vergessen, daß sie der Ausbildung ihrer Reiterei eine ganz besondere Aufmersamkeit zuwenden müssen. Sie ist der eigentliche Kern ihres Heeres und muß es auch bleiben. Man mag für eine gute Infanterie sorgen, weil sie einmal nicht zu entbehren ist, aber man verlasse sich nur auf die Kavallerie und bemühe sich eben darum, ein System der Kriegführung zu ersinnen, nach welchem ihr stets die entscheidende Rolle zufällt. Eine solche Bevorzugung entspricht durchaus dem Geiste und Charakter des polnischen Volkes. Dagegen dürfte ihm die in Vorschlag gebrachte Anlage von Festungen nicht ebenso zusagen. Auch ist dieselbe in einem freien Lande schon deshalb unzuläſſig, weil sich in befestigten Orten überall früher oder später Tyrannen einnisten. Glaubt man aber, sich durch sie vor feindlichen Einfällen schützen zu können, so ist man sehr im Irrthum. Mögen die Polen sich überzeugt halten, daß sie die Plätze, welche sie gegen die Russen zu armiren meinen, unfehlbar für sie armiren und sich so Fesseln anlegen werden, deren sie sich nie mehr entledigen können. Besser doch, sie lassen die Invasionen ihrer Nachbarn, die sie doch nicht zu hindern vermögen, ruhig über sich ergehen. Es fehlt ja auf ihrem weiten Gebiete nicht an Zufluchtsorten, wohin sich die Bewohner in solchen Fällen zurückziehen können. Auch ist nicht zu befürchten, daß die Feinde in einem offenen Lande, in welchem sie, ohne Aussicht auf dauernde Erfolge, beständigen Angriffen

ausgesetzt sind, lange verweilen werden. Von allen Seiten bedrängt und gefährdet, werden sie sich vielmehr sehr bald zum Rückzuge entschließen. Man biete dann Alles auf, daß ihnen derselbe möglichst theuer zu stehen kommt. Je mehr ihnen die Heimkehr erschwert wird, um so weniger werden sie pressirt sein, ihre Einfälle zu wiederholen.

Möglich, daß Polen nicht immer im Stande ist, eine vorübergehende Fremdherrschaft von sich abzuwehren. Eine dauernde Unterjochung aber ist undenkbar, solange die Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit in den Herzen seiner Söhne fortlebt. Man arbeite deshalb ohne Unterlaß dahin, diesen Patriotismus möglichst zu steigern. Rousseau hat bereits einige der Mittel angedeutet, die diesem Zwecke dienen können. Hier fügt er noch ein anderes hinzu, welches seiner Ansicht nach kräftiger als alle übrigen und, wenn es richtig angewandt wird, von unfehlbarer Wirkung ist. Man sorge dafür, daß Jedermann sich unausgesetzt unter der Aufsicht seiner Mitbürger wisse, daß Niemand ohne deren Gunst etwas zu erreichen oder weiter zu kommen vermag, daß kein Amt, keine Würde anders, als nach dem Wunsche der Nation vergeben werde, kurz, daß Alle, vom geringsten Bauern bis zum Könige, so von der öffentlichen Werthschätzung abhängig sind, daß sie ohne dieselbe nichts thun, durchsetzen oder erlangen können. Aus der lebhaften und tiefen Erregung, welche der dann entstehende gemeinsame Wetteifer zur Folge hat, wird jene patriotische Begeisterung hervorgehen, die allein im Stande ist, die Menschen über sich hinauszuheben und ohne welche die Freiheit nur ein leeres Wort, die Gesetzgebung eine bloße Chimäre bleibt. Rousseau zweifelt nicht, daß sich innerhalb des Ritterstandes die fragliche Einrichtung leicht durchführen läßt. Es kommt nur darauf an, einen festbestimmten Stufengang einzuhalten, und Niemanden zu den höheren Ehren und Würden des Staates zuzulassen, der nicht zuvor die niederen Grade, welche als Probestationen dienen müssen, durchlaufen hat. Der Zutritt zu den öffentlichen Aemtern darf keinem vollberechtigten Bürger, in Polen also keinem Mitgliede des Adels, versagt sein. Wer sich aber dem Staatsdienste widmen will, muß, schon im Interesse der Gleichheit, mit einem der untergeordneten Posten beginnen. Auch ist es nöthig, daß Jeder, der diese Carrière einmal eingeschlagen hat, nach Ablauf der festzustellenden Fristen, falls er nicht etwa freiwillig zurücktritt, entweder zu einer höheren Stelle aufsteigt

oder förmlich ausgestoßen wird. Wie das allmälige Avancement zweckmäßig geregelt werden kann, zeigt ein detaillirter Plan, den Rousseau in möglichst engem Anschlusse an die gegebenen Verhältnisse entworfen hat. Genauer auf dieses originelle Projekt einzugehen, würde zu weit führen. Wir bemerken nur, daß drei Rangstufen unterschieden werden, von welchen jede zu gewissen Aemtern oder Würden berechtigt und wie durch einen bestimmten Namen, so auch durch eigenthümliche Insignien bezeichnet wird. Natürlich darf in eine höhere nur eintreten, wer die niederen zurückgelegt, seine Befähigung in einer strengen Prüfung nachgewiesen und sich die allgemeine Anerkennung seines seitherigen Wohlverhaltens erworben hat. Kein Zweifel, daß diese stufenweise Beförderung, konsequent und gewissenhaft durchgeführt, den einzelnen Bürger zur vollen Entfaltung seiner Kräfte anspornen und dem Staate für alle Zweige des öffentlichen Dienstes tüchtige und pflichtgetreue Beamte sichern wird. Auch bietet sie, wie Rousseau glaubt, ein geeignetes Mittel, die Königswahl von den bis dahin mit ihr verbundenen Unzuträglichkeiten zu befreien.

Es ist gewiß nicht leicht, dem Staate ein Oberhaupt zu geben, welches durch seine Wahl keine Unruhen verursacht, die Freiheit nicht gefährdet und alle die großen Eigenschaften besitzt, deren es zur Beherrschung freier Männer bedarf. Die Berufung eines fremden Fürsten, wie sie in Polen seit geraumer Zeit üblich geworden, kann dieser Schwierigkeit unmöglich begegnen. Sie ist vielmehr ebenso widersinnig, wie verderblich, denn sie öffnet den Intriguen des Auslandes Thür und Thor, macht das Land zum Spielballe der fremden Höfe, verlängert und steigert ohne Noth die stürmischen Bewegungen der Zwischenreiche, bringt die nationalen Sitten und Gebräuche in Mißkredit und nimmt den Bürgern mit der Aussicht auf den Thron den wirksamsten Antrieb zur Bethätigung eines hingebenden und fruchtbaren Patriotismus. Ueberdies ist es eine Schmach für das Vaterland und eine große Ungerechtigkeit gegen seine Söhne, wenn man, als ob unter ihnen selbst kein der höchsten Ehre würdiger Mann zu finden wäre, ihn im Auslande sucht. Auch hat sich, was der Vernunft und Billigkeit widerspricht, in der Praxis schlecht bewährt. Mögen die Polen die Jahrbücher ihrer Geschichte aufschlagen, sie werden finden, daß sie stets nur unter eingeborenen Königen ruhm- und siegreich gewesen, unter fremden Herrschern dagegen fast immer unterdrückt und erniedrigt worden sind. Sie haben somit allen Grund, den bisherigen Gebrauch aufzugeben und den Fürsten fortan aus ihrer eigenen Mitte zu ernennen.

Der Modus aber, welchen Rousseau ihnen für diese Wahl empfiehlt, ist höchst einfach.

Nach dem Tode des Königs wird alsbald, d. h. in einer möglichst kurzen, vom Gesetze bestimmten Frist, der Wahlreichstag feierlich zusammenberufen, sodann aus der Gesammtheit der allein wahlfähigen Palatine — der höchsten Würdenträger nach dem Könige — durch das Loos eine Dreizahl von Candidaten ausgeschieden, von diesen durch die Versammlung in derselben Sitzung einer mit Stimmenmehrheit gewählt und der also Erkorene am nämlichen Tage zum Könige ausgerufen. Dieses Verfahren beseitigt alle Inconvenienzen, die eine solche Wahl sonst wohl zu haben pflegt, und sichert ihr zugleich ein befriedigendes Ergebniß. Vielleicht hat Rousseau nicht so Unrecht, wenn er meint, daß die von ihm empfohlene Methode die Vorzüge der Wahl mit den Vortheilen der Erblichkeit verbinde. Jedenfalls ist sie, strenge im Geiste ihres Urhebers befolgt, geeignet, die Schwierigkeiten und Gefahren der Wahlmonarchie erheblich zu vermindern. Sie schützt vor den Kabalen der Bewerber, wie gegen die Corruption der Stimmberechtigten, und wahrt zugleich dem Lande für die Zeit der Thronvakanz die wünschenswerthe Ruhe. Diese wird übrigens umsomehr gesichert sein, je weniger der Gang der Staatsverwaltung durch den Tod des Königs unterbrochen oder gehemmt wird. Die polnische Sitte, in solchem Falle die Thätigkeit der öffentlichen Gewalten, selbst die der Gerichtshöfe, zu suspendiren, ist an sich höchst anstößig und steht mit dem Geiste der Verfassung in Widerspruch. Gewinnt es so doch den Anschein, als ob der Fürst ein so wesentlicher Bestandtheil der Staatsmaschine wäre, daß sie ohne ihn nicht weiter arbeiten könne. Sie kann das aber sehr wohl und muß es auch. Man sorge deshalb dafür, daß nach dem Tode des Königs Alles unverändert fortgeht, wie wenn er noch lebte. Wichtiger freilich ist, daß er nicht vor seinem Ende störend einwirke, die ihm übertragene Macht nicht irgendwie mißbrauche. Einmal auf dem Throne, sieht er nur noch die Gesetze über sich, sind sie der einzige Zügel, der ihn zurückhalten mag. Der öffentlichen Zustimmung kann er, da er sie nicht mehr nöthig hat, ohne Gefahr entrathen, wenn seine Pläne es fordern. Man könnte nun zwar, um diesem Uebelstande zu begegnen, verordnen, daß die Könige nach Ablauf gewisser Perioden in ihrem Amte bestätigt werden müssen. Indeß hält Rousseau dieses Auskunftsmittel nicht für zulässig, weil es Thron und Staat in steter Aufregung erhalten und der Regierung die ruhige Festigkeit rauben würde, deren sie im Interesse des Gemeinwohls bedarf. Dagegen

empfiehlt er eine andere Einrichtung, die den „modernen Staatsweisen“ vermuthlich als eine Thorheit erscheinen wird, den Polen aber schon eher zusagen möchte. Es handelt sich von der Erneuerung der altägyptischen Sitte, nach welcher über die verstorbenen Könige ein feierliches Todtengericht gehalten wurde.

Wir übergehen die speziellen Vorschriften, welche Rousseau für die Ausführung seines Vorschlages ertheilt, verweilen aber noch einen Augenblick bei einem schon früher erwähnten Punkte, dessen Erledigung, wenn die Polen sie rechtzeitig und im Sinne ihres Rathgebers in Angriff genommen hätten, ihrem Geschicke vielleicht eine andere Wendung gegeben haben würde. „Bis dahin war in Polen der Adel Alles, das übrige Volk Nichts; soll aber der Staat Kraft und Festigkeit gewinnen, so müssen auch Bürger und Bauern etwas gelten.“ Freilich ist es weder klug, noch möglich, die dazu erforderlichen Aenderungen schon jetzt und plötzlich vorzunehmen. Wohl aber kann man sie anbahnen und allmälig herbeiführen. — Vor Allem muß dahin gewirkt werden, daß der zahlreichste Theil der Nation sich dem Vaterlande und seiner Regierung mit aufrichtiger Zuneigung anschließe. Eine strenge, unparteiische Rechtspflege würde in dieser Beziehung gute Dienste leisten. Haben die Bürger und Leibeigenen von Seiten ihrer adeligen Herren keine ungerechten Vexationen mehr zu fürchten, so wird sich ihre nur zu natürliche Antipathie gegen dieselben verlieren. Doch thut es die bessere Justiz nicht allein; man muß auch den Bauern einen Weg zur Freiheit und den Bürgern den Zugang zum Adel eröffnen.

Rousseau führt genauer aus, wie das ohne irgendwelche Erschütterung der bestehenden Verhältnisse geschehen kann. Welche Wege aber die Polen auch einschlagen wollen, sie werden gut thun, möglichst bald vorzugehen. Eben jetzt bietet sich ihnen Gelegenheit, das große Werk auf eine edle und wirkungsvolle Weise zu beginnen. Es ist nicht denkbar, daß in den Kämpfen der letzten Jahre die Conföderirten nicht von manchem Bürger und Bauern mehr oder minder erheblichen Beistand erhalten haben sollten. Solche Dienste nun vergelte man dadurch, daß man den Leuten, welche sie geleistet, feierlich, je nach ihrem Stande, den Adel oder die Freiheit gibt. Doch lasse man es bei dieser Auszeichnung nicht bewenden; die so Geehrten müssen fortan als Adoptivsöhne des Vaterlandes auf jede Weise unterstützt und gefördert werden, damit alle Welt erkenne, was die von Polen

im Glücke zu erwarten haben, welche ihm im Unglück helfend zur Seite stehen.

Indeß ist nicht zu vergessen, daß jede durchgreifende Reform der Verfassung das Gemeinwesen in einen Zustand der Schwäche und Anarchie versetzt, der ihm nicht gestattet, äußeren Angriffen erfolgreich zu widerstehen. Solange daher der gegenwärtig noch andauernde Kampf nicht zu einem glücklichen Ende geführt und die Sicherheit des Staates für geraume Zeit verbürgt ist, dürfen die Polen an die Umwandlung ihrer Institutionen nicht denken. Gelingt es ihnen, der Russen vollständig Herr zu werden und sie zu einem günstigen Vertrage zu zwingen, so werden sie bei der Erschöpfung, welche der Krieg mit den Türken für Rußland zur Folge haben muß, auf die erforderliche Frist vielleicht rechnen können, zumal wenn sie dann Sorge tragen, die eigene Kraft durch Bündnisse mit anderen Mächten zu verstärken. Es ist dies, wie Rousseau meint, der einzige Fall, in welchem solche Allianzen für sie von Vortheil und selbst nothwendig sind. Haben sie erst ihren Zweck erreicht, Staat und Verfassung in aller Ruhe zweckmäßig geordnet, so können sie der diplomatischen Verhandlungen füglich entrathen und sich die Kosten für auswärtige Gesandtschaften ersparen. Sind doch Verträge und Bündnisse, wie heutzutage die Dinge liegen, ziemlich nutz- und werthlos. „Die christlichen Staaten namentlich kennen keine anderen Bande, als die des Interesses; sie halten oder brechen ihre Verpflichtungen, je nachdem sie bei dem Einen oder Anderen ihre Rechnung zu finden glauben.“ Die Polen haben daher alle Ursache, sich auf ihre etwaigen christlichen Alliirten nicht sonderlich zu verlassen. Der einzige Bundesgenosse, dem sie einigermaßen trauen dürfen, ist der türkische Sultan. Nicht als ob bei der hohen Pforte festere Grundsätze herrschten, wie anderswo. Aber ihre Interessen sind klar und einfach, und es steht für sie Alles auf dem Spiele; auch findet sich bei ihr zwar weniger Geist und Schlauheit, dagegen mehr Redlichkeit und gesunder Verstand. Rousseau räth deshalb, sich enger an sie anzuschließen; ein Vertrag mit ihr, möglichst präcis und bindend abgefaßt, und auf etwa zwanzig Jahre gültig, ist vielleicht der einzige Schutz, welcher den Polen zu Gebote steht. Mögen sie trachten, sich ihn zu sichern; er kann am Ende genügen, um ihnen die ungestörte Ausführung ihrer Reformplane zu ermöglichen, zumal es doch auch im gemeinsamen Interesse der übrigen Mächte und besonders ihrer Nachbarn liegt, die Schranke, welche sie zwischen ihnen und den Russen bilden, fortbestehen zu lassen. Kommt aber die Zeit, wo man Hand ans Werk legen kann, so geschehe es mit der

größten Vor- und Umsicht. „Man darf die Reform nicht damit eröffnen, daß man das Land mit Unzufriedenen erfüllt." Man belasse daher die meisten der gegenwärtigen Inhaber in ihren Aemtern und Würden, und besetze diese nur insoweit nach den neuen Grundsätzen, als sie allmälig vakant werden. Rousseau zweifelt nicht, daß ein gutes System, einmal angenommen, auch den Geist von Leuten, die unter einem anderen an der Regierung Theil gehabt haben, umwandeln wird. Jedenfalls muß man, da es nicht angeht, mit einem Male neue Bürger zu schaffen, die vorhandenen möglichst zu verwerthen suchen.

VII.

Die Vorsicht und Mäßigung, welche Rousseau den Polen empfahl, war ohne Zweifel sehr am Orte. Ihm selbst aber hat die ebenso gründliche, wie besonnene Weise, in welcher er seinen Gegenstand behandelt, reiches und wohlverdientes Lob eingetragen. Die „Betrachtungen" fanden auch da volle Anerkennung, wo man sich mit dem Inhalte seiner früheren politischen Schriften nicht zu befreunden vermochte. Die „gefährliche Kühnheit", womit er vordem „abstrakte Grundsätze" aufgestellt, hatte vielfach Anstoß erregt; der „weisen Schüchternheit", womit er jetzt „positive Rathschläge" ertheilte, konnte man seinen Beifall nicht versagen [1]). Freilich erschien es Manchem fast unbegreiflich, daß der einseitige Theoretiker des Contrat social sich zugleich als einen so umsichtigen Praktiker erwies. Und in der That durfte der große Unterschied, welcher zwischen dem einen und dem andern besteht, wohl einigermaßen in Erstaunen setzen. Wenn man sie aber, wie das hin und wieder geschah, in einen förmlichen Gegensatz stellen wollte, so ging man doch zu weit. Wer die in Rede stehende Schrift unbefangen lies't, wird zugeben müssen, daß ihr Verfasser die Prinzipien, zu welchen er sich bis dahin bekannte, keineswegs verleugnet, und die Urtheile, die er abgibt, die Vorschläge, welche er macht, ihnen nicht widerstreiten, sondern, soweit die Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse es gestattet, durchgängig entsprechen.

Uebrigens hatte Niemand weniger Freude an seiner Arbeit, als Rousseau selbst. Kaum war sie vollendet, als er auch schon lebhaft bedauerte, sie unternommen zu haben. Denn wieder flüsterte ihm sein böser Dämon zu, daß seine Feinde die Hand im Spiele gehabt und er abermals das Opfer ihrer Tücke geworden sei. — „Wüßten Sie," sagt er [2]), „warum, für und

durch wen diese Schrift erbeten wurde, wäre Ihnen der Gebrauch bekannt, den man von ihr gemacht, die Wendung, die man ihr zu geben gewußt, Sie würden begreifen, wie sehr es für den Verfasser zu wünschen gewesen wäre, daß er es verstanden hätte, allen Schmeicheleien zu widerstehen und dies verlockende gute Werk abzuweisen, welches von Seiten derer, die es so inständig erbaten, nur den Zweck hatte, es für ihn verderblich zu machen." — Wie er zu dieser Ansicht kam, ergibt sich aus der Note, die er der eben angeführten Stelle beifügt: „Die Schrift ist in die Hände d'Alembert's gefallen, vielleicht sogleich nach ihrer Abfassung. Gott weiß, welchen Gebrauch er von ihr gemacht hat." Er sah — wir sagten das schon früher — in dem Philosophen seinen „verschlagensten" und darum gefährlichsten Gegner. Kein Wunder also, daß er in Schrecken gerieth und argen Befürchtungen Raum gab. Natürlich wurde ihm der Graf, da er offenbar mit seinen Feinden in Verbindung stand, nun auch verdächtig, zumal er bald nachher den unglücklichen Einfall hatte, ihm zum Danke für die aufgewandte Mühe eine Sendung Wein in Aussicht zu stellen.

Wir wissen, daß Geschenke dieser Art besonders geeignet waren, seinen Argwohn zu wecken. Doch bedurfte es zur Erregung desselben kaum noch eines bestimmten Anlasses. Besorgniß und Mißtrauen hatten allmälig einen Grad erreicht, der fast keine Steigerung mehr zuließ. Wieweit sie gingen, ersieht man recht deutlich aus einer merkwürdigen und ziemlich umfangreichen Schrift, die er in demselben Jahre, in welchem er die Abhandlung über Polen vollendete, auszuarbeiten begann[3]). Es handelt sich in ihr lediglich von ihm selbst; er ist eben durch seine Lage und Umgebung bestimmt worden, sich nochmals eingehend mit seiner Person zu beschäftigen. Wohl war er, als er nach Paris zurückkehrte, entschlossen, der Leiden und Widerwärtigkeiten, die ihn bis dahin betroffen, nicht weiter zu gedenken, namentlich über diesen Gegenstand nie mehr zu schreiben. Doch die unwürdige Behandlung, die er hier beständig erfahren, die unaufhörlichen Quälereien, die man ihn hat erdulden lassen, die Unverschämtheit, mit der man ihm fort und fort neue Bücher zugeschrieben, und die stupide oder boshafte Leichtgläubigkeit, welche das Publikum in dieser Beziehung an den Tag gelegt, haben seine Geduld endlich erschöpft. Es ist ihm klar geworden, daß er für seine Ruhe nichts dabei gewinnt, wenn er schweigt. Er greift daher von Neuem zur Feder, um sich über sein Schicksal, wie über die Leute, die es ihm bereitet, auszusprechen. Freilich unternimmt er die Arbeit mit dem größten Widerstreben, führt er sie nur mit äußerstem Mißbehagen fort. Auch würde er sie längst

aufgegeben haben, zwängen ihn nicht die maßlosen und immer noch wachsenden Beschimpfungen, bei ihr zu beharren. Der Widerwille aber, den sie ihm einflößt, gestattet nicht, daß er sich längere Zeit ununterbrochen mit ihr abmüht. Er widmet ihr selten mehr als eine Viertelstunde täglich — weshalb er denn auch vier Jahre (1772—76) gebrauchte, um sie zum Abschluß zu bringen. Auch kann von einer zweckmäßigen Anlage und folgerechten Ausführung keine Rede sein. Er schreibt die einzelnen Gedanken nieder, wann und wo sie ihm grade einfallen, ohne weiter darauf zu achten, ob und wie oft er sie schon vorher ausgesprochen hat. Er weiß später nicht mehr, was er früher gesagt, sieht es erst, wenn er das Ganze wieder durchlies't, und ist dann außer Stande, die nöthigen Aenderungen vorzunehmen. Er hat wiederholt den Versuch gemacht, doch diese „neue Qual" nicht zu ertragen vermocht. Das lebhafte Gefühl seines Mißgeschicks, durch die Lektüre noch gesteigert, ertödtet die Aufmerksamkeit, welche die Arbeit fordert. Es ist ihm unmöglich, irgendetwas zu behalten, zwei Gedanken oder zwei Sätze mit einander zu vergleichen; während die Augen den Zeilen folgen, ergeht sich das Herz in Klagen und Seufzern. Er verzichtet daher auf eine Arbeit, zu welcher er unfähig ist, läßt die Schrift in ihrem gegenwärtigen, freilich höchst unvollkommenen Zustande. Voll von lästigen Wiederholungen, ohne Ordnung und festen Zusammenhang, kann sie weder auf literarischen Werth, noch auf Leser Anspruch machen, welchen es um eine angenehme Unterhaltung zu thun ist. Doch wie mangelhaft sie sein mag, sie enthält so ziemlich Alles, was er hat sagen wollen, und das ist die Hauptsache.

Fragen wir aber nach der Aufgabe, die er sich in ihr gestellt, wie nach dem Zwecke, welchen er durch sie zu erreichen gedachte, so gibt er darüber in der Einleitung weiteren Aufschluß. „Ich habe," sagt er hier, „oft geäußert, daß, wenn man mir einen anderen Menschen in dem Lichte gezeigt hätte, in welchem man mich meinen Zeitgenossen dargestellt hat, ich mich gegen ihn ganz anders benommen haben würde, wie sie sich gegen mich benehmen. Diese Bemerkung hat indeß alle Welt vollkommen gleichgültig gelassen; ich habe bei Niemandem auch nur das geringste Verlangen wahrgenommen, zu erfahren, worin denn mein Verhalten von dem der Uebrigen verschieden und welches meine Motive gewesen wären. Ich habe daraus den Schluß gezogen, daß das Publikum, von der Unmöglichkeit überzeugt, mich auf eine gerechtere und anständigere Weise zu behandeln, als es gegenwärtig geschieht, ebenso gewiß ist, daß ich bei meiner Voraussetzung Unrecht gehabt haben würde, seinem Beispiele n i c h t zu folgen. Ich habe sogar in seinem

Selbstvertrauen einen geringschätzigen Hochmuth zu bemerken geglaubt, welcher nur auf einer hohen Meinung von der tugendhaften Gesinnung, die seine Führer, wie es selbst, in dieser Sache bewährt, beruhen konnte. Dies Alles, für mich in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt, hat mich bewogen, meine Gründe mitzutheilen, um sie der Widerlegung eines Jeden zu unterwerfen, der geneigt sein möchte, mich eines Besseren zu belehren. Denn mein Irrthum, falls er wirklich vorhanden, ist nicht ganz irrelevant. Er zwingt mich, von Allen, die mich umgeben, schlecht zu denken, und da nichts meinem Willen ferner liegt, als ungerecht und undankbar gegen sie zu sein, so würden diejenigen, welche mich veranlassen, eine bessere Meinung von ihnen zu hegen, an die Stelle des Unwillens, der jetzt mein Herz erfüllt, Erkenntlichkeit setzen. Doch ist dies nicht das einzige Motiv, welches mir die Feder in die Hand gegeben hat; ein anderes, stärker und nicht weniger berechtigt, wird sich in der Schrift selbst fühlbar machen. Ich versichere indeß, daß an diesem Beweggrunde nicht die Hoffnung und kaum noch der Wunsch Antheil hat, von denjenigen, welche über mich abgeurtheilt, die Gerechtigkeit zu erlangen, welche sie mir verweigert haben und fest entschlossen sind, mir stets zu verweigern."

Als er aber an die Ausführung seines Unternehmens gehen wollte, sah er sich in einer höchst seltsamen Verlegenheit. Es wurde ihm nicht grade schwer, Gründe für seine eigne Ansicht zu finden, wohl aber, solche für die entgegenstehende Auffassung zu erdenken. Und doch durfte er sich dieser Mühe nicht entziehen. Wenn er wahrnahm, wie ganz Paris, ganz Frankreich, ja ganz Europa in seinem Benehmen gegen ihn mit dem größten Vertrauen Maximen folgte, die ihm so neu und so wenig verständlich waren, konnte er doch nicht füglich annehmen, daß diese allgemeine Uebereinstimmung nicht auf einer wenn auch nur anscheinend vernünftigen Basis beruhe. Es schien unmöglich, daß eine ganze Generation dahin übereinkommen sollte, jede natürliche Einsicht unterdrücken, alle Gesetze der Gerechtigkeit, alle Regeln des gesunden Menschenverstandes verletzen zu wollen, ohne Grund, ohne Vorwand, blos um einer Laune willen, deren Zweck und Anlaß er nicht einmal entdecken konnte. Indeß das tiefe Schweigen, welches rings um ihn herrscht, hat es ihm unmöglich gemacht, von außen her irgendwelche Aufschlüsse über dieses sonderbare Verhalten zu gewinnen. Er sah sich lediglich auf seine eigenen Conjekturen angewiesen, muß aber bekennen, daß es ihm trotz aller Anstrengungen nicht gelungen ist, durch sie, was ihm begegnet, so aufzuklären, daß er glauben könnte, die Wahrheit ermittelt zu haben. Er hat

keine Mühe gescheut, Gründe zu suchen, zu ersinnen, welche geeignet wären, die Menge irre zu führen. Doch sie ist vergeblich gewesen. Es blieb ihm daher, da er über keine speziellen Motive, die ihm unbekannt und unfaßbar waren, sprechen konnte, falls er sich verständlich machen wollte, nur übrig, bei seinen Erörterungen von einer allgemeinen Hypothese auszugehen, die alle möglichen Beweggründe in sich aufnimmt. Alles erschöpfen, was sich zu Gunsten der Gegner sagen ließ, war das einzige Mittel, ausfindig zu machen, was sie in Wirklichkeit sagen. Und diesen Ausweg hat er eingeschlagen: er hat alle plausibeln Motive und bestechenden Argumente, die er aufzutreiben vermochte, in ihrem Interesse geltend gemacht, zugleich aber gegen sich selbst alle denkbaren Beschwerden aufgehäuft.

Was die Form der Schrift angeht, so hat er die des Dialogs gewählt, weil sie vorzugsweise geeignet erschien, das Für und Wider zu discutiren. Der Sprechenden sind zwei: Rousseau, der sich als unparteiischer Richter seines Alterego Jean-Jacques gerirt, und ein „Franzose", welcher das gegen ihn eingenommene Publikum vertritt. Die drei Unterredungen, welche sie miteinander führen, entsprechen nur hier und da den Anforderungen, welche ein naturgemäß verlaufender Dialog zu erfüllen hat. Sie ziehen sich langsam in ermüdender Länge dahin und gehen jeden Augenblick in endlose Vorträge über, die von dem einen oder dem anderen Theilnehmer gehalten werden. Es ist deshalb weder leicht, noch angenehm, ihrem breitspurigen Gange zu folgen. Dennoch verlohnt sich das wohl der Mühe, da sie nicht blos einen klaren Einblick in den Charakter und die Stimmung ihres Verfassers gewähren, sondern auch das Verhältniß desselben zu seiner Zeit und Umgebung in das hellste Licht stellen.

Der Eingang des ersten Dialogs führt sogleich in medias res. Der Franzose hat Rousseau bereits die zahllosen Verbrechen Jean-Jacques, sowie die Beweise mitgetheilt, welche sie außer Zweifel stellen. Rousseau ist empört über den abscheulichen Menschen, den er persönlich nicht kennt, zugleich aber überzeugt, daß dieser Unhold nicht der Verfasser der Schriften sein kann, welche unter seinem Namen umlaufen und ihn entzückt, erhoben und begeistert haben. Die ideale Welt, welche sich in ihnen abspiegelt — und die er trefflich zu schildern weiß — kann nach seiner Meinung unmöglich das Werk eines solchen Bösewichtes sein. Indeß wie sehr er sich bemüht, seine Ansicht aus dem Inhalte und Charakter

der in Rede stehenden Schriften, des Emil, der Neuen Heloise, des Contrat social ꝛc. zu beweisen, seine Argumente wollen dem Franzosen nicht einleuchten. Dieser hat zwar selbst, da er die genannten Werke niemals gelesen, kein competentes Urtheil, doch er weiß, daß alle Welt Jean-Jacques als ihren Verfasser anerkennt. Und das genügt; nur wer, wie Rousseau, kein Franzose ist, wird die Autorität des Publikums nicht für ausreichend halten. Vermuthlich ist es ihm ergangen, wie so manchem Anderen: er hat sich durch die schönen Grundsätze, die in jenen Büchern so pomphaft verkündet werden, täuschen lassen, und die verderblichen Lehren, welche sie enthalten, nicht bemerkt. Zum Glück ist man seit längerer Zeit mit Erfolg bemüht, dieses versteckte Gift ans Licht zu ziehen, obgleich der Verfasser es so kunstreich gemischt hat, daß man es nur durch die feinsten Analysen entdecken kann. Rousseau aber meint, daß ein Gift, welches man suchen müsse, um es wahrzunehmen, eben nur für diejenigen existire, welche es suchen oder vielmehr erst hineintragen. Er bleibt dabei, daß die Gesammtwirkung der fraglichen Schriften auf ihn eine reine und wohlthätige gewesen, und es ebenso für jeden anderen redlichen Menschen sein werde, der sie mit gleicher Unbefangenheit durchlese. Auch sein Partner wird dieselbe an sich erfahren, wenn er sich entschließt, sie zur Hand zu nehmen. Und Rousseau fordert ihn dringend dazu auf. Ist das ja doch der einzige Weg, auf welchem er zu einer richtigen Schätzung ihres inneren Gehaltes gelangen kann.

Der Franzose sträubt sich zwar eine Weile, doch erklärt er sich schließlich bereit, auf einen Compromiß einzugehen. Er wird die gefährlichen Bücher lesen, wenn Rousseau inzwischen ihren wirklichen oder angeblichen Verfasser aufsuchen will, um sich durch eigne Beobachtung von dem wahren Charakter des heuchlerischen Schurken zu überzeugen. Der aber findet die Zumuthung denn doch gar zu stark. Wie sollte es einem rechtschaffenen Manne möglich sein, einem so verworfenen Menschen näher zu treten? Schlimm genug, wenn er ihm etwa zufällig auf seinem Wege begegnet; er würde sich über das Zusammentreffen nur dadurch trösten können, daß er ihm unverblümt vorhielte, was er von ihm weiß und denkt. Der Franzose erschrickt über die in Aussicht stehende Offenherzigkeit und mahnt den Freund an sein feierliches Gelöbniß, die Enthüllungen, welche er ihm gemacht, vor dem Gegenstande derselben stets sorgfältig geheim zu halten. Es ist ihm gestattet und er hat sogar die Pflicht, das Detail seiner Laster und Verbrechen überall zu verbreiten; er darf und muß eifrig an seiner Entehrung mitarbeiten, sich bestreben, ihn Jedermann

möglichst verächtlich und verhaßt zu machen. Aber er ist zugleich gehalten, ihm nie eine Aufklärung zu geben, die ihn in den Stand setzen könnte, sich zu vertheidigen. Er muß vielmehr, wie alle Welt, Sorge tragen, daß ihm verborgen bleibt, was man weiß und wie man es weiß. So fordert es der wohlüberlegte Plan der Leute, welche die Leitung seines Geschicks in die Hand genommen haben.

Rousseau bittet sich eine nähere Erklärung aus, und der Franzose beeilt sich, ihm die genaueste Auskunft zu geben. Er hört, daß es seine ehemaligen Freunde sind, welchen Jean-Jacques die ihm zu Theil werdende Behandlung verdankt; er erfährt nicht minder die wohlwollenden Motive, von welchen diese hochherzigen Männer geleitet werden, die edlen Zwecke, die sie im Auge haben, und die klug erdachten, überaus sinnreichen Mittel, durch welche sie deren Erreichung zu sichern gewußt. Sie hatten den Heuchler hinter der Maske, die ihn solange den Blicken seiner Umgebung verborgen, erkannt; er selbst war unvorsichtig genug gewesen, sie durch das Geständniß eines schweren Vergehens — der Aussetzung seiner Kinder — zu lüften. Einmal auf der Spur seines wahren Wesens, hatten sie dann bald in Folge geschickter Nachforschungen die Ueberzeugung gewonnen, daß der große Tugendprediger nichts sei als ein moralisches Monstrum. Natürlich mußten und wollten sie den Bösewicht entlarven. Machten sie aber seine Frevel öffentlich bekannt, so setzten sie ihn Strafen aus, welche ihre Großmuth ihm zu ersparen wünschte. Auch konnten sie selbst einem gewissen Tadel nicht entgehen, wenn sie den bisherigen Freund rücksichtslos preis gaben. Es galt daher, die Welt über ihn vollständig aufzuklären, aber von jedem Angriffe auf seine Person zurückzuhalten; er mußte geschont, aber, da an Reue und Besserung nicht zu denken war, für immer unschädlich gemacht werden. Das Unternehmen war nicht leicht, zumal das Publikum, durch seine Heuchelei getäuscht, im Ganzen und Großen eine günstige Meinung von ihm hegte. Man konnte nur langsam mit den nothwendigen Enthüllungen vorgehen und durfte sie nur in dem Maße stärker betonen, in welchem die bestehenden Vorurtheile allmälig schwanden.

Glücklicher Weise gab es in Folge der brutalen Deklamationen, die er gegen sie losgelassen, in allen Ständen Leute genug, die nur auf eine Gelegenheit warteten, ihm seine Invektiven heimzuzahlen. Sie hatten bis dahin aus Furcht, der persönlichen Rancune geziehen zu werden, nicht gewagt, hervorzutreten. Jetzt mochten sie sich, ohne in den Verdacht der Animosität zu gerathen, zum Echo seiner Freunde machen, die ihn ja auch nur mit Be-

dauern und lediglich aus Gewissenspflicht anklagten. Es fehlte somit nicht an frommen Seelen, die auf die Absichten der Urheber des Planes bereitwillig eingingen und seine Ausführung nach Kräften förderten. Da das eine Faktum, welches den nächsten Gegenstand der Anklage abgegeben, unzweifelhaft feststand, fanden alle anderen Schandthaten, die man nun aufdeckte, überall leicht Glauben. Nicht lange und Jedermann wußte, was er von Jean-Jacques zu halten habe. War er aber einmal genügend bekannt, so konnte man ihn ruhig in vollständiger Straflosigkeit fortleben lassen; es war nicht zu besorgen, daß er irgendwen täuschen oder verführen werde. Man durfte ihm selbst den Genuß einer wenigstens scheinbaren Freiheit gestatten; es kam nur darauf an, ihn so strenge und so unausgesetzt zu überwachen, daß es ihm unmöglich wurde, seinen Mitmenschen irgendwie zu schaden. Der Franzose schildert die Maßnahmen, die man zu dem Ende getroffen:

„Sobald er sich irgendwo niederläßt, was man immer im Voraus weiß, werden die Mauern, die Fußböden, die Schlösser, kurz Alles um ihn her in passender Weise eingerichtet. Auch vergißt man nicht, ihm geeignete Nachbarn zu geben, d. h. schlaue Spione, gewandte Schurken und gefällige Mädchen, die man genau instruirt hat .... Natürlich werden alle seine Briefe geöffnet und diejenigen zurückgehalten, aus welchen er einen Aufschluß über seine Lage gewinnen könnte. Dagegen läßt man ihm beständig andere von verschiedener Hand zugehen, um aus den Antworten seine Stimmungen und Absichten zu erfahren .... Man hat es so verstanden, ihm aus Paris eine Einöde zu machen, die schrecklicher ist als Höhlen und Wälder. Er findet mitten unter den Menschen weder Umgang, noch Trost, weder Rath, noch Aufklärung, noch irgend etwas, was ihm helfen könnte, sich in angemessener Weise zu erhalten. Es ist ein ungeheures Labyrinth, in welchem man ihn in der Finsterniß nur falsche Wege entdecken läßt, die ihn immer weiter in die Irre führen. Niemand spricht ihn an, der nicht über das, was er ihm sagen, wie über den Ton, welchen er gegen ihn anschlagen soll, genaue Anweisung erhalten hat. Man notirt sich Alle, die ihn zu sehen wünschen, und gestattet es ihnen erst, nachdem sie über ihn gehörig instruirt worden. Wenn er an einem öffentlichen Orte erscheint, wird er wie ein mit der Pest Behafteter angesehen und behandelt. Alle Welt umringt und fixirt ihn, aber so, daß man sich von ihm fern hält und ohne mit ihm zu sprechen, blos um ihm als Barriere zu dienen. Wagt er es, selbst zu sprechen, und läßt man sich herbei, ihm zu antworten, so geschieht es entweder

mit einer Lüge, oder man umgeht seine Frage in einem so harten und verächtlichen Tone, daß ihm die Lust vergeht, deren noch weiter zu stellen. Im Theater bemüht man sich eifrig, ihn seiner Umgebung zu empfehlen und stets eine Wache oder einen Polizisten neben ihn zu placiren, der so sehr deutlich von ihm spricht, ohne etwas zu sagen. Man hat ihn überall und Jedermann gezeigt und signalisirt, den Commis, den Packträgern, den Polizeispionen, den Savoyarden, in allen Theatern, allen Cafés, den Barbieren, den Kaufleuten, den Colporteuren, den Buchhändlern. Wenn er ein Buch, einen Kalender, einen Roman suchte, in ganz Paris würde keiner zu finden sein; das bloße Verlangen nach einer Sache ist, wenn er es ausspricht, das unfehlbarste Mittel, sie für ihn verschwinden zu machen. Man hat es durch gelegentliche, stets erneuerte Hinweisungen möglich gemacht, ihn mitten in dieser ungeheuern Stadt beständig unter den Augen der Bevölkerung zu halten, die ihn nur mit Abscheu sieht. Will er den Fluß passiren, so wird man für ihn nicht übersetzen, auch wenn er das ganze Gefähr bezahlt. Wünscht er sich des Schmutzes zu entledigen, die Schuhputzer werden ihm verächtlich ihre Dienste weigern. Tritt er in die Tuilerien oder in das Luxembourg, so haben die Leute, welche an der Thüre gedruckte Billets vertheilen, Befehl, ihn mit beleidigender Affektation zu übergehen, oder sie ihm rundweg abzuschlagen, wenn er sich nähert, um sie in Empfang zu nehmen."

Rousseau kann nicht umhin, den Scharfsinn und die Umsicht zu bewundern, womit diese Vorkehrungen erdacht und ausgeführt worden. Indeß, zweifelt er auch nicht, daß Jean-Jacques der Bösewicht ist, als welchen man ihn behandelt, er vermißt die legalen juridischen Formen, in welchen sonst in aller Welt solche Verbrecher verurtheilt zu werden pflegen. Sein Gegenüber meint freilich, daß dieselben in diesem Falle überflüssig sind, da die Schuld zur Evidenz erwiesen ist, und es sich zudem nicht davon handelt, den Schuldigen zur Strafe zu ziehen, ihm vielmehr Gnade für Recht widerfahren zu lassen. Doch er zeigt ihm in schlagender Weise, daß, wo ein Verbrechen in Frage steht, die Evidenz nur aus der Ueberführung des Angeklagten resultiren kann. Er führt ferner aus — und die betreffenden Stellen bekunden eine kraftvolle, markige Beredtsamkeit — wie die persönliche Vernehmung des Beschuldigten die geheiligte Basis aller Gerechtigkeit ist, die man nicht antasten kann, ohne den Bau der menschlichen Gesellschaft in seinen Grundfesten zu erschüttern. Ist es aber unter keinen Umständen statthaft, einen Menschen zu verurtheilen, den man nicht zuvor gehört hat, Jean-Jacques gegen-

über mußte diese unverletzliche Regel erst recht beobachtet werden. Er hat sich vierzig Jahre lang der öffentlichen Achtung und der Zuneigung aller seiner Bekannten erfreut; ist es gerecht oder auch nur natürlich, über ihn ohne Weiteres den Stab zu brechen? Uebrigens liegt es ebenso im Interesse des Anklägers, wie in dem des Angeklagten, daß dieser Gelegenheit erhält, sich zu rechtfertigen. Wird sie ihm nicht geboten, so tritt die Vermuthung nahe, daß die Anklage auf sehr schwachen Füßen steht. Geht man aber, wie in dem vorliegenden Falle, so weit, sie ihm geradezu abzuschneiden, so ist es beinahe gewiß, daß sie eine absichtliche Verleumdung enthält.

Der Franzose ist begreiflicher Weise außer Stande, gegen diese Wahrheiten etwas Erhebliches einzuwenden. Er beruft sich deshalb darauf, daß bisher noch Niemand an der Weisheit und Berechtigung des in Rede stehenden Verfahrens gezweifelt habe, dasselbe im Gegentheil von Jedermann gebilligt und gepriesen, auch in seiner Ausführung nach Kräften gefördert werde. Diese allgemeine Uebereinstimmung scheine doch seinen Werth außer Frage zu stellen, da man nicht füglich annehmen könne, daß die ganze jetzt lebende Generation aus Dummköpfen oder Schurken bestehe. Rousseau muß die Stärke des Einwandes anerkennen; indeß vermag ihn keine Autorität, wie gewichtig sie auch ist, zu bestimmen, das für ausgemacht zu halten, was ihm selbst zweifelhaft erscheint. Wie die Sache liegt, kann nur die eigene Prüfung die Bedenken lösen, zu welchen sie Anlaß gibt. Er ist deshalb jetzt entschlossen, zu thun, was er vor Kurzem noch ablehnte: er wird Jean-Jacques persönlich aufsuchen. Der Franzose aber erklärt sich, da die von ihm gestellte Bedingung nunmehr acceptirt wird, seinerseits bereit, an die Lektüre der verdächtigen Bücher zu gehen. Beide trennen sich mit dem Versprechen, wenn sie ihre Aufgaben erfüllt, nochmals zusammenzutreffen.

Es ist zunächst Rousseau, welcher — in der zweiten Unterredung — über den Gang und das Resultat seiner Forschungen Bericht erstattet. Er hat Jean-Jacques mitgetheilt, daß er das Bedürfniß fühle, ihn kennen zu lernen, und dieser ihm sofort bereitwillig seine Thüre geöffnet. Dem freundlichen Empfange ist ein zwangloser Verkehr gefolgt, der, geraume Zeit fortgesetzt, ihm alle die Aufschlüsse gab, deren er für seinen Zweck bedurfte. Allerdings hat er auch das Zeug dazu, eine Untersuchung, wie er sie übernommen, erfolgreich durchzuführen; er weiß, worauf es

ankommt, wenn es gilt, das wahre Wesen eines Menschen zu erkunden. Ohne sich sonderlich um das zu kümmern, was Jean-Jacques etwa öffentlich gesagt und gethan hat, hat er sich vorzugsweise an sein häusliches und Privatleben gehalten, diesem aber in allen seinen Einzelnheiten die größte und ausdauerndste Aufmerksamkeit gewidmet. Man muß mit dem Franzosen gestehen, daß der Beobachter scharf zugesehen und seine Augen so ziemlich überall gehabt hat. Auch ist die Schilderung, welche er nun auf Grund seiner Wahrnehmungen von Jean-Jacques entwirft, ebenso genau, wie umfassend; sie gibt ein bis in das kleinste Detail ausgeführtes Bild seines äußeren, wie seines inneren Lebens. Wir erfahren, wie er körperlich gebildet und geistig organisirt ist, was die Natur ihm mitgegeben und was im Laufe der Zeit daraus geworden, wie er denkt, fühlt und handelt, aber auch, wie er sich benimmt, beschäftigt und amüsirt. Wir hören, was er mit Andern gemein hat, und mehr noch, worin er sich von ihnen unterscheidet, wie er sich zu sich selbst und wie zu seinen Mitmenschen verhält, was er von Welt und Leben denkt und wie er ihren Ansprüchen gerecht wird; wir lernen seine Ansichten und Grundsätze, seine Wünsche und Bedürfnisse, auch seine Eigenheiten und Liebhabereien, seine Schwächen und Fehler kennen.

Die letzteren freilich nur in einem beschränkten Maße. Werden sie auch nicht ganz verschwiegen, es ist doch dafür gesorgt, daß sie nicht zu sehr in die Augen fallen. Die Schilderung hat eben, wie das ihr nächster Zweck mit sich bringt, einen vorwiegend apologetischen Charakter. Bei aller Unbefangenheit, die ihr eignet, läßt sie doch deutlich erkennen, daß sie nicht sowohl zeigen will, wer und was Jean-Jacques, sondern daß er nicht der ist, wofür er gehalten wird. Indeß könnte man nicht sagen, daß das Portrait unwahr oder garzu geschmeichelt ist. Der Mann, welcher zu ihm gesessen hat, ist, wenn nicht besser, so doch weit bedeutender, als es ihn darstellt. Uebrigens muß man bedauern, daß die einzelnen Züge vielfach zu breit gezeichnet sind und sich nur schwer zu einem einheitlichen Gesammtbilde verbinden lassen. Wenn aber die Arbeit des Künstlers keineswegs tadellos ist, die des Psychologen verdient ungetheilte Anerkennung. Ins Besondere ist die feine und scharfsinnige Weise, in welcher er das Seelen- und Geistesleben, wenigstens theilweise, auf die gegebene Naturbestimmtheit zurückzuführen, und den ganzen Menschen aus wenigen Grundelementen seines Wesens zu erklären sucht, von großem Werthe und nicht geringem Interesse.

Daß die Mittheilungen Rousseau's auf den Franzosen nicht ohne Eindruck bleiben, läßt sich denken. Er gibt bereitwillig zu,

daß Jean-Jacques, wie er sich in ihnen präsentirt, sehr verschieden, ja das grade Gegentheil von der unholden Persönlichkeit ist, welche sich die Menschen unter seinem Namen vorstellen. Doch ist er vor wie nach ungewiß, welches der beiden Bilder er für das richtige halten soll. Es scheint ihm nicht unmöglich, daß Rousseau sich getäuscht, daß er, von dem geheimen Verlangen erfüllt, den nach seiner Ansicht so ungerecht behandelten Mann schuldlos zu finden, ihn so gesehen hat, wie er ihn zu sehen wünschte. Jedenfalls kann er nicht begreifen, wie so viele wohldenkende und scharfsichtige Leute, die ihn früher genauer gekannt und geraume Zeit mehr oder minder intim mit ihm gelebt haben, eine so ganz andere Vorstellung von ihm gewinnen mochten, und weniger noch, daß diese Auffassung von Allen, welche ihm gegenwärtig näher treten, ohne Ausnahme getheilt und bestätigt wird. Leider hat Rousseau für die Richtigkeit seiner Schilderung keine andere Gewähr, als die Unbefangenheit und Sorgfalt, womit er seine Beobachtungen angestellt hat. Genügt sie ihm selbst vollkommen, er muß es sich doch gefallen lassen, wenn Andere sie für unzureichend halten. Seine persönliche Ueberzeugung steht unverrückbar fest, aber er verkennt nicht, daß sie wenig Aussicht hat, durchzudringen. Die gegentheilige Auffassung ist zu verbreitet, ihre Herrschaft zu allgemein und zu unbedingt. Wie sie diese unbeschränkte Geltung hat erlangen können, er weiß es ebensowenig wie Jean-Jacques selbst. Es liegt hier ein Räthsel vor, welches er nicht zu lösen vermag; er kann nur die eine oder andere Bemerkung wagen, die vielleicht geeignet ist, das unbegreifliche Faktum in etwa aufzuklären.

Es gibt, meint er, geistige Epidemien, welche die Menschen wie durch Ansteckung einen nach dem andern ergreifen. Der Geist, von Natur träge, liebt es, sich Anstrengungen zu ersparen, und denkt deshalb, besonders in Dingen, die den eignen Neigungen schmeicheln, gerne wie seine Umgebung. Dieser Hang, sich bestimmen zu lassen, erstreckt sich auch auf die Leidenschaften, die Liebhabereien, die Sym- und Antipathien. Ist einmal eine gewisse Zu- und Abneigung geweckt worden, so braucht man für ihre weitere Verbreitung kaum zu sorgen. Sie macht sich von selbst; der Einzelne folgt blindlings dem allgemeinen Strome; von eigener Prüfung, von einem selbständigen Urtheile ist keine Rede mehr; er denkt und fühlt, wie die herrschende Ansicht und Empfindung es fordert. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß, nachdem Jean-Jacques gleichviel wie ein Gegenstand des allgemeinen Widerwillens geworden, sich Niemand mehr findet, der fähig oder geneigt wäre, ihn unbefangen zu beurtheilen.

Jeder flieht ihn, da ihre Antipathie auch die seinige ist, eben so wie er den Andern erscheint; mag sein Auge sonst noch so klar, sein Sinn noch so gerecht sein, der Wahn, von welchem er umstrickt ist, trübt seinen Blick und erstickt in ihm jedes Gefühl für Recht und Billigkeit. Er vermag an dem Manne, den er mit Haß und Abneigung betrachtet, nichts Gutes mehr zu entdecken; Alles, was von ihm ausgeht, stellt sich ihm in einem schlechten Lichte dar. Er hat deshalb auch keinen Grund, an der schmachvollen Behandlung, die ihm widerfährt, Anstoß zu nehmen; im Gegentheil, er findet sie ganz in der Ordnung und ist wohl selber geneigt, sich an ihr zu betheiligen.

Freilich ist damit noch nicht erklärt, wie es möglich geworden, diese Antipathie oder vielmehr, denn sie geht über eine bloße Abneigung weit hinaus, diese feindliche Gesinnung im Publikum hervorzurufen. Handelt es sich doch um einen Mann, der nie den Wunsch, nie ein Interesse daran hatte, Anderen zu schaden, der nie irgendwem Böses gewollt oder gethan hat, der ohne Eifersucht und Neid, nie Jemandem den Rang abzulaufen suchte, der stets allein auf seiner Bahn einherging und nie einem Andern im Wege stand. Indeß, wie wenig er dazu auch Anlaß gegeben, die allgemeine Animosität unterliegt keinem Zweifel. „Schon die Miene, mit der man ihn ansieht, wenn er über die Straße geht, verräth nur zu deutlich die feindliche Gesinnung, von welcher die gegenwärtige Generation gegen ihn erfüllt ist. Thut sich dieselbe auch zuweilen bei den Leuten, die ihm begegnen, Gewalt an, sie bringt doch durch und wird selbst gegen ihren Willen bemerkbar. Sieht man die plumpe Hast, womit sie, Maulaffen gleich, stehen bleiben, sich umdrehen, ihn fixiren, ihm folgen, hört man das spöttische Geflüster, welches ihre unverschämten Blicke auf ihn hinlenkt, so sollte man sie für eine Schaar von Banditen halten, die, hocherfreut, das Opfer in ihrer Gewalt zu haben, sich ein Vergnügen daraus machen, es zu insultiren. Tritt er in's Theater, augenblicklich ist er von erhobenen Armen und Stöcken dicht umschlossen, und es läßt sich denken, wie behaglich es ihm in solcher Presse wird. Wozu dient diese Barriere? Wird sie Widerstand leisten, wenn er sie durchbrechen will? Nein, gewiß nicht. Wozu dient sie denn? Man bildet sie nur, weil es amüsirt, ihn in solchem Käfig eingeschlossen zu sehen, und man ihn merken lassen möchte, wie es seiner ganzen Umgebung Spaß macht, ihm gegenüber die Rolle von Häschern und Aufsehern zu spielen. — Geschieht es auch aus Wohlwollen, daß man nicht verfehlt, auf ihn zu spucken, so oft er in geeigneter Entfernung vorübergeht? Alle Beweise des Hasses, der Geringschätzung, selbst

der erbitterten Wuth, die man einem Menschen geben kann, ohne zu einer offenen, direkten Beleidigung fortzugehen, werden ihm von allen Seiten im reichsten Maße geboten. Während man ihn mit faden Complimenten überhäuft und die kleinen honigsüßen Aufmerksamkeiten, die man hübschen Frauen erweis't, für ihn affektirt, würde man ihn, wenn er einer reellen Hülfe bedürfte, mit Freuden umkommen sehen, ohne ihm den geringsten Beistand zu leisten. Neulich begegnete es ihm, in der Straße St. Honoré einen gefährlichen Fall zu thun. Man eilt herzu, aber sobald man Jean-Jacques erkennt, zerstreut sich Alles, die Vorübergehenden setzen ihren Weg fort, die Kaufleute gehen in ihre Läden zurück und er würde in diesem Zustande allein geblieben sein, wenn ihn nicht ein armer Krämer, noch unerfahren und schlecht unterrichtet, zu einer Bank geführt und eine Magd, die ebensowenig zu den Philosophen gehörte, durch ein Glas Wasser erquickt hätte."

Aus diesem Verhalten des Publikums geht deutlich hervor daß es in Jean-Jacques einen persönlichen Feind, nicht etwa, blos einen nichtswürdigen Menschen erblickt. Einen Bösewicht fürchtet und flieht man; man wendet die Augen von ihm ab, verschmäht es, sich mit ihm zu beschäftigen; zufrieden damit, nicht sein Opfer zu sein, kommt es Niemandem in den Sinn, sein Henker werden zu wollen. Jean-Jacques aber erregt nicht nur Widerwillen, Abscheu und Schrecken; ihn verfolgt ein glühender, unermüdlich thätiger Haß, der, weit entfernt, seinem Gegenstande aus dem Wege zu gehen, ihn eifrig aufsucht, um an ihm sein Müthchen zu kühlen. Man überbietet sich gegenseitig in dem Bestreben, ihn zu hintergehen, mit Verräthereien und verborgenen Schlingen zu umgeben, ihm jedes Mittel zu seiner Rechtfertigung zu nehmen, seine Feinde, seine Ankläger und deren Mitschuldige sorgfältig vor ihm zu verbergen. Man zittert bei dem Gedanken, daß er zu seiner Vertheidigung die Feder ergreifen könne; man geräth über Alles, was er sagt, thut oder thun kann, in Unruhe; die Möglichkeit einer Apologie setzt alle Welt in Schrecken. Auch beobachtet, umspäht man ihn mit der größten Sorgfalt, um ein solches Unheil abzuwenden. Man überwacht Alles, was ihn umgibt, in seine Nähe kommt, Jeden, der ihm nur ein einziges Wort sagt. Selbst seine Gesundheit gibt neuen Grund zur Sorge. Man fürchtet, daß ein so rüstiges Alter die schmachvollen Gebrechen Lügen strafe, von welchen man hoffte, daß sie ihn zu Grunde richten würden. Man fürchtet auch, daß die getroffenen Vorsichtsmaßregeln auf die Dauer nicht ausreichen, um ihn am Sprechen zu verhindern. Wenn die Stimme der Unschuld endlich doch durch das Hohn- und Wuthgeschrei hindurch vernehmbar

würde, es wäre ja ein schreckliches Unglück für die Literaten, die Aerzte, die Großen, kurz für Jedermann. Gelänge es ihm, seine Ankläger zu widerlegen, seine Zeitgenossen zu zwingen, ihn für einen rechtschaffenen Mann zu halten, seine Rechtfertigung würde eine öffentliche Calamität sein.

Daß die Leute, welche die Verfolgung gegen ihn eingeleitet haben, von einem unversöhnlichen Hasse erfüllt sind, kann nicht weiter befremden. Wie aber ist es ihnen möglich gewesen, ihn auch den übrigen Menschen einzuflößen? Rousseau antwortet: Sie begannen damit, die Grundsätze, welche Jean-Jacques in seinen Schriften vertreten hatte, zu entstellen, den strengen Republikaner in einen ruhelosen Aufwiegler, seine Liebe zur geordneten Freiheit in einen Hang zur zügellosen Anarchie, seine Achtung vor den Gesetzen in Widerwillen gegen die Machthaber zu verkehren. Sie klagten ihn an, die ganze gesellschaftliche Ordnung umstürzen zu wollen, weil ihn die Mißbräuche empörten, die man unter diesem Namen zum Verderben der Menschen zu heiligen sucht. Zugleich wurden die harten Wahrheiten, welche er den verschiedenen Ständen gesagt, geschickt benutzt, um sie sämmtlich gegen ihn aufzubringen. Man sagte ihren Angehörigen, daß er sie persönlich geringschätze, gab den allgemein gehaltenen Vorwürfen die Bedeutung von speziellen Satyren, und verschärfte diese noch dadurch, daß man ihnen die boshaftesten Beziehungen unterlegte. Er hatte die Menschen von den Institutionen, unter welchen sie leben, stets scharf geschieden, hatte ausdrücklich hervorgehoben, daß ihre persönliche Corruption nicht ihnen, sondern ihrer sozialen Stellung zur Last fällt, und nicht selten darauf hingewiesen, wie sie, obgleich von dem Geiste ihres Standes beherrscht, ihn doch zu ihrer Ehre gar oft verleugnen, wenn ihre angeborene bessere Natur sich geltend macht. Diese Unterscheidung aber wurde mit Vorbedacht völlig ignorirt; man stellte den Widerwillen, welchen er aus Liebe zu den Menschen gegen die gesellschaftlichen Einrichtungen hegt, als Abneigung gegen die Menschen selbst dar. So ist es mit Hülfe von Lügen und Erdichtungen allmälig gelungen, die Eigenliebe aller Stände und aller Individuen gegen ihn aufzuregen.

Einmal geweckt, breitet sich aber dieser feindliche Sinn von selbst in den Familien, wie in der Gesellschaft mehr und mehr aus; er wird gleichsam ein angeborenes Gefühl, welches sich bei den Kindern durch die Erziehung, bei den jungen Leuten durch die öffentliche Meinung befestigt Auch läßt sich nicht verkennen, daß die Generation, in welcher Jean-Jacques gelebt hat, ihn im Allgemeinen weit weniger haßt, als das nachfolgende Geschlecht. Seine

Feinde haben es sich eben zur besonderen Aufgabe gemacht, die heranwachsende Jugend gegen ihn einzunehmen, und ihren Zweck um so vollständiger erreicht, da sie sich eine fast unbegrenzte Herrschaft über sie zu verschaffen gewußt. Sie sind es, die allen Adepten der Philosophie die Parole geben; aus ihrer Hand erhalten die Kinder ihre Erzieher, die Väter ihre Secretaire, die Mütter ihre Vertrauten; ohne daß sie sich um irgend etwas zu kümmern scheinen, geschieht im Innern der Familien Alles nach ihrer Anweisung; sie haben es verstanden, ihre Lehre und Denkweise in die Seminarien, in die Gymnasien einzuführen; das ganze werdende Geschlecht ist ihnen von der Wiege an preisgegeben. Eifrige Nachahmer der Jesuiten, waren sie, ohne Zweifel aus Handwerksneid, deren heftigste Feinde; gegenwärtig, wo sie mit derselben Macht und Gewandtheit, mit welcher jene die Gewissen beherrschten, die Geister beherrschen, nur daß sie, feiner und schlauer, ihr Treiben besser zu verbergen wissen, setzen sie die philosophische Intoleranz an die Stelle der religiösen und werden unvermerkt ebenso gefährlich, wie ihre Vorgänger. Kein Wunder daher, wenn die junge Generation, obgleich sie Jean-Jacques doch Manches zu verdanken hat, die gehässigsten Vorurtheile gegen ihn hegt, und wo es gilt, ihn zu beschimpfen und zu erniedrigen, einen noch größeren Eifer an den Tag legt, als diejenigen, welche sie in diesen feindlichen Gesinnungen erzogen haben.

Freilich wäre es zu jeder andern Zeit wohl unmöglich gewesen, in den Gemüthern der Menschen eine so allgemeine Erbitterung hervorzurufen. Aber „die gegenwärtige ist recht eigentlich eine Zeit des Hasses und Uebelwollens. Ihr böser, grausamer Sinn tritt in allen Gesellschaften, bei allen öffentlichen Angelegenheiten zu Tage; er genügt allein, um die, welchen er in höherem Grade eignet, in die Mode und in eine glänzende Stellung zu bringen. Der stolze Despotismus der neuern Philosophie hat den Egoismus der Eigenliebe auf die äußerste Spitze getrieben. Der Geschmack, welchen die Jugend dieser bequemen Lehre abgewonnen, hat zur Folge, daß sie dieselbe mit rasendem Eifer annimmt und mit der größten Intoleranz predigt. Man hat sich gewöhnt, in das gesellschaftliche Leben denselben gebieterischen Ton zu übertragen, in welchem man die Orakel seiner Sekte verkündigt, und Alles, was zögert, sich ihren Entscheidungen zu unterwerfen, mit anscheinender Geringschätzung, die aber im Grunde nur frecher Haß ist, zu behandeln. Diese Herrschsucht hat nicht verfehlen können, alle Leidenschaften, die in der Eigenliebe wurzeln, anzufachen. Dieselbe Galle, welche mit der Dinte in die Schriften der Lehrer fließt, tränkt auch die Herzen ihrer Schüler. Sklaven

geworden, um Tyrannen zu sein, haben sie schließlich in ihrem eignen Namen die Gesetze vorgeschrieben, welche jene ihnen diktirt hatten, und sehen nun in jedem Widerstande die unverzeihlichste Empörung. Ein Geschlecht von Despoten kann weder sehr milde, noch sehr friedliebend sein, und eine so hochmüthige Lehre, die überdies weder Tugend, noch Laster zuläßt, ist wenig geeignet, den Stolz ihrer Anhänger durch eine Moralität in Schranken zu halten, die gegen Andere nachsichtig und für sie selbst ein Zügel wäre. Daher jene Neigung zu Haß und Feindschaft, welche die lebende Generation charakterisirt. Es gibt in den Dingen keine Mäßigung, in den persönlichen Verbindungen keine Zuneigung, keine Wahrheit mehr. Jeder haßt, was er nicht selber ist, mehr, als er sich selbst liebt. Man beschäftigt sich zusehr mit Anderen, als daß man im Stande sein könnte, sich mit sich selbst zu beschäftigen; man versteht nur noch zu hassen, und man hält zu seiner eignen Partei nicht aus Anhänglichkeit, weniger noch aus Achtung, sondern lediglich aus Haß gegen die feindliche Partei."

Diese Disposition der Zeitgenossen ist den Verfolgern Jean-Jacques ohne Zweifel sehr zu Statten gekommen; sie brauchten dieselbe nur gegen ihn zu kehren, um des Erfolges gewiß zu sein. Auch würde ihnen die Zustimmung des Publikums nicht gefehlt haben, wenn sie ihn offen und rückhaltlos angegriffen hätten. Doch wäre damit ihre Rache nur ungenügend befriedigt und zugleich die Gefahr einer Niederlage näher gerückt worden. Sie haben daher ein anderes Verfahren eingeschlagen, welches ihren Absichten besser entspricht und allen Unannehmlichkeiten vorbeugt. Das Meisterwerk ihrer Kunst besteht darin, daß sie die Vorsichtsmaßregeln, welche sie zu ihrer eigenen Sicherheit trafen, in schonende Rücksichten für ihr Opfer umzuwandeln wußten. Der humane Firniß, mit welchem sie ihr verrätherisches Treiben verhüllten, führte das Publikum vollends irre, und Jeder beeilte sich, zu dem, was ihm als ein gutes Werk erschien, mitzuwirken. Indeß gibt Rousseau zu, daß, wenn alle Welt sich an der Verfolgung seines Schützlings betheiligt, dies nur darum geschieht, weil man meist den eigentlichen Grund und Zweck derselben nicht kennt. Die Urheber der Intrigue haben sich wohl gehütet, sie allen Augen gleichmäßig zu enthüllen. Nur sehr wenige Personen sind in das Geheimniß vollständig eingeweiht worden; die übrigen erfahren nicht mehr, als grade nöthig ist, um ihre Mitwirkung zu erlangen. Auch darf man wohl annehmen, daß drei Viertel von denjenigen, welche gegenwärtig zum Gelingen dieser Umtriebe so bereitwillig beitragen, ihre Betheiligung versagen würden, wenn sie den abscheulichen Zweck und Charakter derselben durchschauten. Fehlt es

doch vermuthlich schon jetzt nicht an Leuten, die sich von ihnen fern halten, sie im Geheimen beklagen und mißbilligen, und nur deshalb nicht offen bekämpfen, weil sie sich nicht nutzloser Weise compromittiren mögen. Man kann eben das Unrecht meiden, ohne daß man den Muth hat, ihm entgegenzutreten, und die Theilnahme an einem Verrathe ablehnen, ohne daß man es wagt, die Verräther zu entlarven. Wer weiß, wie viele redliche, aber schwache Menschen sich in diesem Falle befinden. Rousseau wenigstens, von der eingeborenen Rechtschaffenheit des menschlichen Herzens überzeugt, kann und mag nicht daran zweifeln, daß die Zahl derselben beträchtlich ist.

Der Franzose hat die Auseinandersetzungen seines Gegenüber meist schweigend angehört; nun ergreift er — in der dritten Unterredung — seinerseits das Wort, um über den Eindruck, welchen die inzwischen beendigte Lektüre der Schriften Jean-Jacques' auf ihn gemacht hat, Bericht zu erstatten. Sie hat ihm zunächst über den Grund der Feindschaft, welche der Verfasser von allen Seiten erfährt, mehr als genügenden Aufschluß gegeben. Eine Reihe von Stellen in der Hand, welche seine Angriffe auf die verschiedenen Gesellschaftsclassen constatiren, kann ihn die allgemeine Erbitterung, der er unter seinen Zeitgenossen begegnet, nicht weiter befremden. Wohl aber muß er sich wundern, wie Jemand, zumal wenn er, wie Jean-Jacques, ein einzelnstehender Fremder ohne Schutz und Anhang ist, glauben mochte, solche Dinge ungestraft sagen zu können. Rousseau versichert, daß sein Client eine solche Straflosigkeit auch keineswegs erwartet habe; er sei im Gegentheil auf den Haß und die Rache aller der Leute, die sich durch die Wahrheit verletzt fühlen, und eben darum auf Leiden und Verfolgungen jeder Art gefaßt gewesen. Die Schmach und Schande aber womit man ihn überhäufe, habe er nicht vorhergesehen; es gibt eben Dinge, worauf ein rechtschaffner Mann nicht vorbereitet sein darf. Auch ist die entehrende Behandlung, welche ihm gegenwärtig zu Theil wird, schwerlich eine Folge seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe; sie hat andere, mehr versteckte und zufällige Ursachen, die mit seinen Schriften in gar keinem Zusammenhange stehen. Es handelt sich hier um einen Plan, der schon entworfen wurde, bevor sie noch seinen literarischen Ruhm begründet hatten, um das Werk eines höllischen, aber tiefen Geistes, in dessen Schule der Verfolger Job's viel hätte lernen können. Wäre dieser Mensch nie geboren worden, Jean-Jacques würde ein zwar unglückliches,

aber ruhmreiches Leben geführt haben. Der „geniale Teufel“ aber, den er für sein trauriges Geschick verantwortlich macht, ist kein Anderer, als Grimm. Er bezeichnet ihn deutlich genug, wenn er anerkennt, daß die Franzosen, obgleich sie sich an der Ausführung des verruchten Planes so eifrig betheiligen, doch nicht die Urheber desselben sind. Er ist zwar in ihrer Mitte entstanden, aber nicht von ihnen ersonnen worden; die raffinirte Bosheit, deren es dazu bedurfte, ist ihrem Charakter glücklicher Weise fremd.

Natürlich läßt sich ihr Vertreter das schmeichelhafte Kompliment gerne gefallen. Er meint indeß, daß, wie es sich auch mit dem Ursprunge des Complots verhalte, die Wirkung desselben Niemanden überraschen könne, der die in Rede stehenden Schriften gelesen habe. Die Hiebe, die in ihnen nach allen Seiten hin ausgetheilt werden, sind so geartet, daß die Wunden, welche sie schlagen, sich niemals schließen. Auch ist es für ihn nicht länger zweifelhaft, daß die Leute, welche sich, obgleich sie „bis ins Herz getroffen“ wurden, als Freunde und Beschützer Jean-Jacques geriren, Heuchler und Betrüger sind. Ihr perfides, hinterhaltiges Benehmen hatte sie ihm längst verdächtig gemacht, ihr Lug- und Trugsystem das Vertrauen, welches er ihnen früher schenkte, tief erschüttert. Jetzt ist es ganz dahin; hat er sich doch überzeugt, daß sie ihm von den Schriften ihres Opfers eine ganz falsche Vorstellung beigebracht, daß sie Geist und Inhalt derselben absichtlich entstellt und verdreht haben. Damit verliert natürlich auch, was sie über die Person des Verfassers aussagen, in seinen Augen alle Glaubwürdigkeit. Er hat deshalb keinen Grund mehr, die Wahrheit der Schilderung, welche Rousseau von ihm entworfen, irgendwie anzuzweifeln. Im Gegentheil muß er sie für durchaus zutreffend halten, da sie mit dem Bilde, welches er durch das Studium seiner Werke von ihm gewonnen hat, vollkommen übereinstimmt. Der Mensch, wie ihn Rousseau, und der Schriftsteller, wie er selbst ihn kennen gelernt, sind ohne allen Zweifel ein und dieselbe Person; die Denk- und Anschauungsweise des einen entspricht in jeder Beziehung dem Wesen und Charakter des andern. Nachdem er dies genauer nachgewiesen, erklärt er dann freimüthig, daß er Jean-Jacques bis dahin falsch beurtheilt und ihm so ein Unrecht zugefügt habe, welches er nach Kräften wieder gut machen werde.

Rousseau ist begreiflicher Weise über diese Bekehrung sehr erfreut. Auch läßt er es sich alsbald angelegen sein, sie im Interesse seines Freundes auszubeuten. Er fordert den Franzosen auf, nun er keine Abneigung mehr gegen ihn hege, zu Jean-Jacques

in persönliche Beziehung zu treten. Hat er sich durch längeren Umgang mit ihm überzeugt, daß er in der That der ist, als welchen Rousseau ihn geschildert, so wird er sich an dem weiteren Schritte, der dann noch zu thun übrig bleibt, gewiß gerne betheiligen. Es genügt nicht, daß sie beide der Unschuld Jean-Jacques innerlich gewiß sind; dieselbe muß auch in ihren, wie in den Augen der Welt, klar und unwiderleglich bewiesen werden. Das aber ist nur möglich, wenn er genau weiß, wessen man ihn beschuldigt, und gilt es daher, seine Feinde zu zwingen, mit ihren bis dahin geheim gehaltenen Anklagen offen hervorzutreten. — Der Franzose mag indeß von einem so kühnen Beginnen nichts hören; er hat keine Lust, sich nutzloser Weise für Jemanden zu opfern, den er doch nicht retten kann, und er würde das thun, wenn er auf den Vorschlag Rousseau's eingehen wollte. Jean-Jacques muß, wie die Dinge einmal liegen, auf eine Aenderung seiner Lage verzichten. Ihm vermag Niemand zu helfen; stiege auch ein Engel vom Himmel herab, um sich seiner anzunehmen, er würde sich vergeblich bemühen. Seine Verfolger haben Zeit und die Mittel gehabt, sich für alle Fälle vorzusehen; was immer geschehen, was man auch thun mag, der Erfolg ihres Unternehmens ist gesichert. Sie haben ihre Maßregeln so zu treffen gewußt, daß sie selbst eine regelrechte öffentliche Discussion, wie Rousseau sie herbeiführen möchte, nicht zu fürchten brauchen. Jean-Jacques würde, falls es zu einer solchen käme, weder Richter finden, die nicht zum Complote gehören, noch Zeugen, die nicht erkauft wären, noch Rathgeber, die ihn nicht irre führten. Allein einer ganzen feindlichen Generation gegenüber, wie könnte er an die Wahrheit appelliren, ohne daß die Lüge an ihrer Stelle antwortet? Wo fände er Schutz, wo eine Stütze, um dieser allgemeinen Verschwörung die Spitze zu bieten?

Rousseau muß das leider zugeben. Auch zögert er nicht, seinen wohlgemeinten Vorschlag fallen zu lassen, zumal er weiß, daß, wenn auch eine erfolgreiche Ausführung desselben möglich wäre, sie seinem Schützlinge zu keiner sonderlichen Befriedigung mehr gereichen würde. Jean-Jacques hat die Hoffnung, sich vor seinen Zeitzenossen gerechtfertigt zu sehen, längst aufgegeben, und hegt kaum noch den Wunsch, daß die Gesinnung, welche sie gegenwärtig gegen ihn an den Tag legen, sich ändere. Nachdem sie solange Vergnügen daran gefunden, ihn unter barbarischen Liebkosungen zu beschimpfen, können die Beweise ihrer wenngleich aufrichtigen Achtung keinen Werth mehr für ihn haben. Nie kann er ihre Perfidie und Doppelzüngigkeit, nie ihr ungerechtes und gemeines Benehmen vergessen; es steht nicht mehr in ihrer

Macht, ihm die Geringschätzung zu nehmen, die sie ihm einzuflößen so sehr bemüht gewesen. Mögen sie also fortfahren, ihn zu hassen und zu schmähen; es liegt ihm wenig daran und es würde ihn noch weniger kümmern, wenn er nur einen Menschen fände, der ihm wahrhaft zugethan wäre. Die aufrichtige Theilnahme desselben würde ihn die ungerechte Härte aller Anderen vergessen machen, seine ungeheuchelte Achtung für die Geringschätzung der übrigen Welt vollkommen entschädigen. — Rousseau ist entschlossen, ihm diesen Trost, den einzigen, der in seiner Lage für ihn noch Werth hat, zu bieten, zweifelt auch nicht, daß der Franzose, wenn er ihm erst persönlich näher getreten, zu gleichem Liebesdienste bereit sein wird. Stehen sie ihm beide in treuer Anhänglichkeit zur Seite, so mögen seine Verfolger immerhin triumphiren; er wird ihrem Siege ohne Bedauern zusehen. Trotz all' ihrer Erfolge beklagt er sie, denn er hält sie für viel unglücklicher als sich selbst. Könnte auch die traurige Freude an den Leiden, die sie ihm bereitet, ihre Herzen wahrhaft befriedigen, sie wird ihnen nie die Besorgniß nehmen können, dereinst entdeckt und entlarvt zu werden. Auch verräth das wachsame Auge, welches sie beständig auf ihn gerichtet halten, nur zu deutlich, daß ihre Seele von Angst und peinlicher Unruhe erfüllt ist. Ohne daran zu denken, haben sie die Ruhe ihres Lebens ihrem Hasse geopfert, und weit entfernt, ihre Zwecke zu erreichen, nur die entgegengesetzte Wirkung erzielt: sie haben Jean-Jacques in sich selbst Hülfsquellen entdecken lassen, die er ohne sie nicht kennen würde.

Nachdem sie ihm das Schlimmste, was in ihrer Macht stand, angethan, ist er nunmehr in der Lage, nichts mehr zu fürchten und alle menschlichen Vorgänge mit der größten Gleichgültigkeit anzusehen. Wohl gibt es keine tiefe und schmerzliche Wunde, die sie seinem Herzen nicht geschlagen. Sie wußten, wie warm und aufrichtig er in seinen freundschaftlichen Beziehungen war, und sie haben es sich zur Aufgabe gemacht, ihm keinen einzigen Freund übrig zu lassen. Sie wußten, daß er, empfänglich für die Werthschätzung redlicher Menschen, auf den Ruf, den die Talente verschaffen, wenig Werth legte, und sie haben seine Begabung in affektirter Weise betont, während sie seinen Charakter mit Schmach bedeckten, seinen Geist gefeiert, um sein Herz herabzusetzen. Sie kannten ihn, wie er, offen und rückhaltlos bis zur Unvorsichtigkeit, jedes Heimlichthun, jede Falschheit verabscheute, und sie haben ihn mit Lüge und Verrath, mit Heuchelei und Perfidie umgeben. Sie wußten, wie theuer ihm seine Vaterstadt war, und sie haben Alles aufgeboten, um sie verächtlich und ihn seinen Landsleuten verhaßt zu machen. Sie haben es dahin gebracht, daß er von

Jedermann verabscheut wird, von dem Volke, dessen Elend er beklagte, von den Guten, deren Tugenden er achtete, von den Frauen, die er schwärmerisch verehrte, kurz von Allen, deren Haß ihn am meisten schmerzen mußte. Doch damit ist auch das Maß der Leiden, die sie ihm bereiten können, erschöpft; außer Stande, ihn noch unglücklicher zu machen, als er es ist, darf er fortan ihrer Ohnmacht spotten. Allem Anschein nach ist es ihre Absicht, ihn allmälig zum Aeußersten zu treiben, ihn so zu quälen und zu ängstigen, daß er schließlich selbst Hand an sich legt. In dieser Erwartung werden sie sich indeß getäuscht sehen. Wie klug sie auch Alles erwogen und berechnet, Eines ist ihnen entgangen: die Zuflucht, welche er in seiner Unschuld und Ergebung findet. Trotz seines Alters und Unglücks hat seine Gesundheit sich befestigt; die Ruhe seiner Seele scheint ihn zu verjüngen, und wiewohl ihm unter den Menschen keine Hoffnung mehr bleibt, er war doch von Verzweiflung nie weiter entfernt, wie eben jetzt.

Uebrigens zweifelt er nicht, daß die Zeit endlich die Lüge aufdecken und der Wahrheit zu ihrem Rechte verhelfen wird. Seine Feinde haben ihm Alles, nur nicht den Glauben an die Zukunft nehmen können. Er hofft nicht mehr, daß die Revolution, welche das Publikum über ihn enttäuschen muß, noch zu seinen Lebzeiten eintreten wird, wünscht auch keineswegs, seine Verfolger überführt und bestraft zu sehen. Kommt nur die Wahrheit endlich an den Tag, er verlangt nicht, daß es auf ihre Kosten geschehe. Wohl aber hält er dafür, daß die Rehabilitation seines Andenkens, die Wiedererlangung der ihm gebührenden Achtung für die Menschen keine gleichgültige Sache ist. Es würde doch für sie ein gar zu großes Unglück sein, wenn die Weise, in welcher man ihn behandelt, als Beispiel und Vorbild diente, wenn die Ehre des Einzelnen von jedem geschickten Verleumder abhinge, und die Gesellschaft, die heiligsten Gesetze der Gerechtigkeit mit Füßen tretend, nur noch ein im Dunkeln schleichendes Räuberwesen voll heimlichen Trugs und tückischen Verrathes wäre. Die Menschen würden dann, der Willkür preisgegeben, bald nur noch die Kraft haben, sich gegenseitig zu zerfleischen, die Guten, ganz in der Gewalt der Bösen, zunächst ihre Beute, später ihre Schüler werden, die Unschuld keine Zufluchtsstätte mehr finden, und die Erde, zur Hölle geworden, mit Dämonen bevölkert sein, die sich gegenseitig quälen und verfolgen. Nein, der Himmel wird nicht zugeben, daß ein so verhängnißvolles Beispiel dem Verbrechen eine neue, bis dahin unbekannte Bahn öffne; er wird die Bosheit eines so grausamen Complotes enthüllen. Einst wird kommen der Tag — Jean-Jacques vertraut fest darauf — wo die rechtschaffenen

Leute sein Andenken segnen und sein Schicksal beweinen werden. Kennt er auch die Zeit nicht, der Sache selbst ist er gewiß.

Der Franzose theilt zwar diese bescheidenen Wünsche, nicht aber die Hoffnung, daß sie in Erfüllung gehen werden. Die Zeit verhilft der Wahrheit allerdings nicht selten zum Siege; daß es aber immer geschieht, kann Niemand wissen und mit Grund behaupten. Im Gegentheil darf man annehmen, daß sie weit öfter alle ihre Spuren verwischt und so den Triumph der Lüge sichert, besonders wenn die Menschen ein Interesse daran haben, dieselbe aufrecht zu erhalten. Die Zuversicht Jean-Jacques ist daher wenig begründet; wer das in Rede stehende Complot genauer kennt, weiß, daß die Voraussetzungen, auf welche sie sich stützt, schwerlich zutreffen werden. Die Verbindung ist zu stark, zu zahlreich und zu fest geschlossen, als daß sie sich leicht auflösen könnte; solange sie aber in ihrer gegenwärtigen Gestalt fortbesteht, ist es zu gefährlich, sich von ihr zu trennen, als daß Jemand einen solchen Schritt wagen sollte. Es ist deshalb in nächster Zeit für die Enthüllung ihrer Umtriebe kaum etwas zu hoffen. Was aber die spätere Zukunft angeht, so sind ihre Urheber schon längst bemüht gewesen, auch für sie die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. So arbeiten sie unablässig an einer umfassenden Sammlung der lügenhaften Anekdoten, welche sie und ihre Helfershelfer über Jean-Jacques aufgestöbert oder erdichtet haben. Dieses Werk, welches gleich nach seinem Tode erscheinen wird, soll das Urtheil des Publikums in Bezug auf ihn so fixiren, daß es Niemandem auch nur in den Sinn kommt, an seiner Richtigkeit irgendwie zu zweifeln. Zugleich lassen sie es sich angelegen sein, den günstigen Eindruck, welchen seine Schriften auf die Nachwelt machen könnten, in sein Gegentheil zu verkehren. Außer Stande, diese unbequemen Zeugnisse zu vernichten, und nicht zufrieden damit, ihrem Inhalte die boshafteste Deutung zu geben, haben sie es sich zur Aufgabe gemacht, sie gradezu zu fälschen. Fast unmöglich, wie ein solches Unternehmen anfangs zu sein schien, wird ihnen bei der großen Connivenz des Publikums die Ausführung desselben doch äußerst leicht, und kann man nicht länger zweifeln, daß sie auch nach dieser Seite hin ihren Zweck vollständig erreichen werden.

Jean-Jacques täuscht sich somit, wenn er von der Zukunft erwartet, was ihm die Gegenwart versagt; sein Schicksal ist nach menschlicher Voraussicht für alle Zeit entschieden. Gewiß eine traurige Perspektive, zu traurig, als daß Rousseau sie für unbedingt richtig halten könnte. Ihm erscheint trotz der Aufschlüsse, die er so eben über die klug berechneten Maßregeln der Feinde

erhalten, die Lage seines Schützlings nicht so ganz hoffnungslos. Gibt doch der Franzose selbst durch seine Bekehrung einen schlagenden Beweis dafür, daß eine Sinnesänderung zu Gunsten des Verfolgten sehr wohl denkbar ist. Warum sollte, was bei ihm möglich war, es nicht auch bei Anderen sein? Die gegenwärtige Disposition des Publikums beruht auf einer Verblendung, die von den Leitern des Complots unterhalten wird. Ließen diese in ihrer Wachsamkeit nur einen Augenblick nach, die Menschen, die sie durch ihre schlauen Künste berückt, würden alsbald zu ihrer natürlichen Denkweise zurückkehren und sich über ihre bisherige Verirrung nicht wenig wundern. Die Zeit ist aber nicht fern, wo mit ihrem Leben auch ihre Herrschaft über die Gemüther ein Ende nehmen muß. Kommt sie, so wird man die jetzt so leichtfertig entschiedene Frage einer neuen, sorgfältigeren Prüfung unterwerfen und, frei von Haß und Vorurtheilen, der Wahrheit die ihr gebührende Ehre geben. Inzwischen mag, wem es um den endlichen Sieg des Rechtes zu thun ist, ihm auch schon jetzt, ohne sich deshalb zu compromittiren, in wirksamer Weise vorarbeiten. Der Nachwelt die Materialien und Aufklärungen, deren sie zur Feststellung ihres Urtheiles bedarf, überliefern, heißt das Werk der Vorsehung anbahnen, ja vielleicht es ausführen. Rousseau fordert daher den Franzosen auf, sich gleich ihm in dieser Rücksicht bemühen zu wollen. Kein Zweifel, daß, wenn sie vereint ihre Nachforschungen fortsetzen, die Resultate sammeln und mit geeigneten Bemerkungen versehen, wenn sie ruhig und ohne Aufsehen die bereits entdeckten Spuren der geheimen Umtriebe so weit wie möglich verfolgen, sie den kommenden Geschlechtern einen Faden in die Hand geben werden, der sie in dem Labyrinthe der vorliegenden Fragen und Bedenken sicher leiten kann. Sie dürfen das um so zuversichtlicher erwarten, da Jean-Jacques, ihrer aufrichtigen Zuneigung und Theilnahme gewiß, nicht zögern wird, ihnen sein Herz rückhaltlos zu öffnen und alle die Mittheilungen zu machen, deren es zur Aufhellung einzelner dunkeln Punkte vielleicht bedarf.

Die Beredtsamkeit Rousseau's hat dies Mal die gewünschte Wirkung; der Franzose geht bereitwillig auf seine Vorschläge ein, sträubt sich auch nicht länger, Jean-Jacques hin und wieder mit der nöthigen Vorsicht zu besuchen. Rousseau, über seine Anerbietungen hoch erfreut, darf versichern, daß durch sie alle Wünsche seines Schützlings erfüllt sind. Er weiß, wie die Hoffnung, daß er selbst dereinst zu der verdienten Ehre und Achtung gelangen, und seine Schriften in Folge dessen der Menschheit von Nutzen sein werden, die einzige ist, die ihm in dieser Welt noch schmeicheln

kann. „Fügen wir ihr," so schließt er dann, „die Freude hinzu, zwei redliche und treue Herzen um sich zu haben, die sich dem seinigen mit voller Hingebung erschließen. Mildern wir so die Schrecken der Einsamkeit, in welcher man ihn inmitten der Menschen zu leben zwingt, und sichern wir ihm für seine letzte Stunde den Trost, daß befreundete Hände ihm die Augen zudrücken."

Man bemerkt nicht selten, daß wenn eine fixe Idee im Geiste des Menschen einmal Wurzel gefaßt hat, er unablässig alle seine Kräfte aufbietet, um sie zu befestigen und auszubilden. Eine so sorgfältige Begründung und umfassende Entwicklung aber, wie Rousseau sie seinem Wahne gegeben, dürfte sich anderswo kaum wiederfinden. Wir haben von dem kunstreichen Bau, zu welchem er ihn gestaltet, in unserer Skizze fast nur den Grundriß nachzeichnen können; wer ihn genauer, wir möchten sagen in seiner ganzen wunderlichen Größe kennen lernen will, muß sich auch das Detail der Ausführung näher ansehen. Dieselbe ist in der That meisterhaft; man staunt über die Umsicht, mit welcher die erforderlichen Materialien beschafft und benutzt, über das Geschick, womit die einzelnen Theile vollendet und verbunden, über die Sorgfalt, mit der die etwaigen Fugen und Lücken verdeckt und ausgefüllt werden. Rastlos bemüht sich der geniale Architekt, die lockeren Fundamente tiefer und fester zu legen; er sieht, wie die Mauern schwanken, doch er weiß Stützen zu finden, welche sie aufrecht halten. Kühn fügt er Stein zu Stein, bis sich der Bau zu schwindelnder Höhe empor hebt, ein stattliches, ja imponirendes Werk, bei dem man nur bedauert, daß es in der Luft schwebt. Gewiß hätte die Kraft und Mühe, welche ihm gewidmet wurde, zu etwas Besserem verwandt werden können; es ist wirklich schade um all den Geist und Scharfsinn, der hier an die Verfolgung eines wesenlosen Phantoms verschwendet wird. Indeß thut dieser Windmühlenkampf, wiewohl er in etwa an den Ritter von der Mancha gemahnt, der Bedeutung des Mannes, welcher ihn führt, keinen Eintrag. Es liegt doch etwas Großes darin, sich so der ganzen Welt gegenüber und entgegenzustellen, sich in allem Ernste für den Gegenstand der allgemeinsten, wenn auch einer feindlichen Beachtung zu halten, und sich deshalb von jeder Gemeinschaft mit den Menschen innerlich abzulösen.

Freilich setzt eine solche Auffassung der eigenen Person und Lage ein Uebermaß von Selbstgefühl und, was schlimmer ist,

einen bedenklichen Mangel an Liebe voraus. Wer, wie Rousseau, keinen Anstand nimmt, sich allein für wahr, gut und gerecht, seine Mitmenschen aber insgesammt, wenigstens sofern sie zu ihm selbst in Beziehung stehen, für falsch, böse und ungerecht zu erklären, treibt den lieblosen Egoismus auf eine Spitze, über die er kaum noch hinausgehen kann. Wir wollen ihm diese Verirrung nicht zu hoch anrechnen; er hat sie schwer genug gebüßt. Man verliert den Glauben an die Menschheit nicht, ohne an sich selbst irre zu werden, und wer sich von ihr absondert, fällt einer qualvollen Isolirung anheim. Es ist furchtbar, allein zu sein, und Rousseau hat die Schrecken dieser Einsamkeit oft und tief empfunden. Auch ist er unablässig bestrebt, sich ihr zu entziehen; fort und fort sucht er nach einem Pfade, der ihn in die Gemeinschaft der Menschen zurückführen kann. Das harte Urtheil, welches er über sie fällen zu müssen meint, steht doch nicht so fest, daß er ihm unbedingt folgen müßte. Die kalte Reflektion mag es für vollkommen berechtigt halten, das warme Herz protestirt beständig; es ist selbst zu liebevoll und der fremden Liebe zu bedürftig, als daß es an die allgemeine Lieblosigkeit glauben könnte. Leider vermag es mit seinem Widerspruche nicht durchzudringen. Sein Sehnen und Ringen ist vergeblich; wie kräftig es sich regt, es unterliegt der stärkeren Macht des Wahnes. Oder sagen wir lieber dem Einflusse des Gehirnleidens, von welchem, wie Manche annehmen, Rousseau schon seit längerer Zeit ergriffen worden? Eine solche Erklärung hat jedenfalls den Vortheil, daß sie jede andere überflüssig macht; indem sie den Knoten durchhaut, entbindet sie von der Lösung desselben. Ob sie aber zutrifft, ist unseres Erachtens schwer zu entscheiden, wenn auch die Sektion, welche nach dem Tode Rousseau's an seiner Leiche vorgenommen wurde, eine krankhafte Affection des Gehirns zu beweisen scheint. Gewiß ist, daß die oft wiederholte Behauptung, er sei wahnsinnig gewesen, wenn sie so schlechtweg ausgesprochen wird, des zureichenden Grundes entbehrt. Abgesehen von den Vorstellungen, welche sich auf das Complot und dessen Folgen bezogen, erfreute sich sein Geist bis in die letzten Lebensstunden einer vollkommen ungetrübten Klarheit. Es handelt sich somit, wenn überhaupt, nur von einem sehr eng begrenzten Irrsinn, den man, falls man das Bedürfniß dazu fühlt, immerhin auf eine partielle Krankheit des Denkorgans zurückführen mag.

Wir wollen hier lieber nochmals daran erinnern, daß den Wahngebilden Rousseau's eine reale Grundlage keineswegs fehlt. Es ist selbst nicht grade leicht, die Grenze genau zu bestimmen, wo in ihnen die Wahrheit aufhört und der Irrthum beginnt.

Die Thatsachen, auf welche er Bezug nimmt, sind vielfach richtig; der durchgreifende Zusammenhang aber, in welchen er sie bringt, existirt lediglich in seiner Einbildung. Er täuscht sich auch nicht in den Personen, die er für seine erbittertsten Feinde und Verfolger hält. Doch ist er ohne Zweifel im Irrthum, wenn er sie nach einem vorbedachten, gemeinsamen Plane handeln läßt. Es bestand unter ihnen kein so herzliches Einvernehmen, wie er es voraussetzt, und wie klug und gerieben sie sein mochten, auf die fast wunderbare Schlauheit und Alles erwägende Umsicht, welche er ihnen zuschreibt, hatten sie keinen Anspruch. Mehr noch überschätzt er die Größe und den Umfang ihres Einflusses. Derselbe war allerdings bedeutend und unausgesetzt im Wachsen begriffen; man kann nicht leugnen, daß die lebendige Schilderung, welche er von der steigenden Macht der Philosophen und ihrer Denkweise entwirft, im Wesentlichen richtig ist. So unbegrenzt indeß, wie sie ihm zu sein schien, war sie nicht; es fehlte doch viel daran, daß sich das Publikum der vorherrschenden Strömung allgemein und ohne Vorbehalt überlassen hätte. Auch ging er zu weit, wenn er die Freunde seiner Gegner sämmtlich als seine Feinde ansah. Die Parteinahme für sie schloß die ihm gebührende Anerkennung schon deshalb nicht aus, weil er, trotz mancher erheblichen Differenzen, im Grunde mit ihnen auf demselben Boden stand und gleiche Ziele verfolgte. Gab es aber Leute, die über den Unterschieden die Uebereinstimmung vergaßen, so fanden sie sich nicht blos auf einer Seite. Auch er hatte in allen Classen der Gesellschaft zahlreiche Anhänger, die, ihm unbedingt ergeben, neben seiner Autorität keine andere gelten ließen. Freilich waren diese begeisterten Verehrer, meist noch ohne persönliches Ansehen und literarischen Ruf, wenig geeignet, ihrem Lieblinge wirksamen Beistand zu leisten. Ihre Bewunderung und Theilnahme äußerten sich mehr nur privatim, in engerem Kreise. Oeffentlich dominirte, in den Salons und gesellschaftlichen Cirkeln, wie in den Büchern und Zeitschriften, die laute und mächtige Stimme der Gegner.

Die Ansicht Rousseau's, daß er nicht hoffen dürfe, diese Stimme zum Schweigen zu bringen, war wohl begründet. Er sah auch richtig voraus, daß sie stark und eindrucksvoll genug sein werde, um sich selbst bei der Nachwelt noch ein fast unbedingtes Gehör zu verschaffen. Zwar hat es Zeiten gegeben, in welchen sie vor den dröhnenden Beifallrufen seiner Anhänger verstummen mußte. Doch sie gingen schnell vorüber; bald drang sie von Neuem durch, und wer scharf zuhört, kann sie noch heutzutage in den Meinungen und Urtheilen, welche auf französischem Boden

über ihn laut werden, deutlich vernehmen. In der That beruht die ungünstige Auffassung seines Charakters, welche sich trotz mancher Versuche, ihn zu rechtfertigen, im Allgemeinen unverändert behauptet hat, vorzugsweise auf den Anklagen und Verleumdungen seiner persönlichen Feinde. Diese nachhaltige Wirkung ist indeß nicht, wie Rousseau annehmen zu müssen glaubt, eine Folge von klug berechneten, weitaussehenden Vorkehrungen, sondern das natürliche Ergebniß des großen Einflusses, welchen Männer, wie Voltaire, Diderot, d'Alembert ꝛc. vermöge ihrer schriftstellerischen Begabung bis zur Gegenwart hin ausübten. Sie konnten der durchdachten Pläne und sinnreichen Kunstgriffe, die er ihnen zuschreibt, sehr wohl entbehren. Es genügte vollkommen, wenn sie ihrem giftigen Hasse in gelegentlichen Invektiven Luft machten. Die Skandalsucht des Publikums sorgte schon dafür, daß ihr boshaftes Gerede die erwünschte Verbreitung fand. Auch ist es nicht zu verwundern, daß Ansicht und Benehmen der Menschen durch dasselbe vielfach bestimmt wurden. Die Beweise von feindlichem Uebelwollen und spöttischer Geringschätzung, welche Rousseau wahrzunehmen glaubte, waren keineswegs immer grundlose Einbildungen. Er irrte nur insofern, als er solche auch in zufälligen oder gleichgültigen Vorgängen erblickte und die zahlreichen Aeußerungen aufrichtiger Achtung und Theilnahme, die ihnen beständig zur Seite gingen, übersah.

Freilich begreift man kaum, wie eine so consequente Verkennung zweifelloser Thatsachen möglich war. Es läßt sich eben nur sagen, daß eine fixe Idee, wenn sie einmal Bestand gewonnen hat, in Allem, was geschieht und nicht geschieht, ihre Bewährung sucht und findet. Wenn aber der Wahn, welcher den Geist Rousseau's umnachtete, von außen her genährt und gesteigert wurde, seine Quelle lag doch in ihm selbst. Wir haben wiederholt, auch bei der Erörterung seiner größeren Werke, hervorgehoben, daß die persönliche Unabhängigkeit zu jeder Zeit den vornehmsten Gegenstand seines Denkens und das eigentliche Ziel seines Strebens bildete. Immer und überall ist es ihm darum zu thun, die volle Selbständigkeit des Ich, die unbedingte Freiheit des Individuums von Seinesgleichen zu begründen und sicherzustellen. Von diesem Gedanken beherrscht, mußte er nothwendig dahin kommen, sich von seinen Mitmenschen vollständig zu isoliren; man kann sich nicht ausschließlich auf sich selber stellen, ohne auf die Gemeinschaft mit Anderen zu verzichten. Natürlich war er sich des dunkeln Dranges, der ihn wie ein Verhängniß mit sich fortriß, nicht bewußt, und suchte er daher die Nöthigung, welche das Pathos des eignen Wesens ihm auflegte,

außer sich. Während er sich von den Menschen absonderte, schien es ihm, als ob sie sich von ihm entfernten. Die feindliche Gesinnung aber, von welcher er sie erfüllt sah, war im Grunde nur der Ausdruck der Gebundenheit, durch die er sich beengt fühlte. Das Ich, bestrebt, seine Freiheit in einseitiger, abstrakter Weise zu verwirklichen, empfindet den gegebenen Zusammenhang mit den übrigen Individuen als eine Hemmung, die es dann auf eine persönliche Antipathie zurückführt. Wie es diese Feindschaft näher bestimmt und motivirt, hängt von seiner Beziehung zu ihnen und mehr noch von seiner Auffassung des eignen Wesens ab. Rousseau, welcher die charakteristische Eigenthümlichkeit des Menschen in den sittlichen Willen setzte, glaubte sich ebendarum in seiner moralischen Integrität bedroht.

Uebrigens konnte die neue Schutzschrift, die er unter so vielen Mühen und Schmerzen vollendet, ihm wenig helfen, wenn es nicht gelang, ihre spätere Veröffentlichung sicherzustellen[4]). Das aber schien, wie die Dinge lagen, fast unmöglich; von Spionen und Verräthern umgeben, stand es außer Zweifel, daß sie, sobald er sie aus den Händen gebe, in die seiner Feinde fallen werde. Hatte er doch vor Kurzem erst erfahren, daß er sich selbst auf Leute, an deren Redlichkeit er bis dahin trotz aller Enttäuschungen fest geglaubt, nicht verlassen dürfe. Sein alter Freund Duclos, der einzige unter den namhafteren Schriftstellern, dem er Achtung und Vertrauen bewahrt und deshalb das Manuscript seiner Bekenntnisse übergeben hatte, war „treulos genug gewesen, dieses unantastbare Vermächtniß zu einem Werkzeuge der Verleumdung und des Verrathes zu machen". Wir wissen nicht, was der Mann eigentlich verschuldet; wahrscheinlich hatte er der Versuchung nicht widerstehen können, seinen Bekannten aus dem reichen Inhalte des interessanten Werkes Einzelnes mitzutheilen. Rousseau aber wurde durch seine Indiskretion in der Ansicht bestärkt, daß er „von den Menschen nur Perfidie und Falschheit zu erwarten habe", und es nutzlos sei, sich unter ihnen nach einem zuverlässigen Depositar für seine Schrift umzusehen. Der Himmel allein, so schien es ihm, konnte sie vor dem Untergange retten und unversehrt der Nachwelt übermitteln. Er beschloß daher, sie unter seinen speziellen Schutz zu stellen und zu dem Ende auf dem Altare einer Kirche zu hinterlegen. Freilich wußte er nicht recht, welches von den vielen Gotteshäusern er wählen solle. Er entschied sich indeß nach reiflicher Ueberlegung für die Kathedrale von Notre Dame. Sie bot seines Erachtens wenn auch keine unbedingte, so doch die relativ größte Sicherheit dafür, daß sein Depositum nicht von der Geistlichkeit unterschlagen werde. Auch

mußte, falls er grade sie zum Schauplatze seines ungewöhnlichen Beginnens erkor, die Sache ganz besonderes Aufsehen erregen. Es war selbst nicht unmöglich, daß die Kunde von ihr zu den Ohren des jungen Königs (Ludwig's XVI.) drang und dieser wohlgesinnte Monarch sich dann veranlaßt sah, von dem Manuscripte Notiz und es in seine persönliche Obhut zu nehmen.

Fraglich aber blieb, ob und wie das hoffnungsreiche Unternehmen ohne fremdes Zuthun und Vorwissen auszuführen sei. Rousseau verhehlte sich nicht, daß er wenig Aussicht habe, seinen Zweck zu erreichen. Ueberaus schüchtern, wie er war, und außer Stande, unerwarteten Schwierigkeiten zu begegnen, mochte auch ein geringfügiges Hinderniß den bestcombinirten Plan vereiteln. Doch es stand zuviel auf dem Spiele, als daß die Besorgniß vor einem etwaigen Mißlingen ihn hätte zurückschrecken dürfen. Der Versuch mußte gemacht werden und kam es nur noch darauf an, die geeignete Zeit und Weise näher festzustellen. Nun war es ihm bekannt, daß Samstags in Notre Dame vor dem Hochaltar eine Motette gesungen wurde, während welcher das Chor leer blieb. Er durfte daher hoffen, zu dieser Zeit ungehindert in dasselbe eintreten und bis an den Altar gelangen zu können, auf welchem er seine Schrift zu deponiren gedachte. Entschlossen, die günstige Stunde zu benutzen, unterließ er doch nicht, sich zuvor die Oertlichkeit und ihre Zugänge wiederholt aus einiger Entfernung anzusehen. Erst als er so die nöthige Lokalkenntniß gewonnen zu haben glaubte, schritt er zur Ausführung seines Vorhabens. Eine inzwischen angefertigte Copie der Schrift war zur Hand. Sie enthielt auf dem Rücken des Titels, vor der ersten Seite, die Worte: „Wer Du auch immer bist, den der Himmel zum Herrn dieser Schrift machen wird, wie Du sie zu gebrauchen entschlossen bist und welche Meinung Du von ihrem Verfasser hast, dieser unglückliche Verfasser beschwört Dich bei Deiner menschlichen Seele und bei der Herzensangst, die er erlitten, als er sie niederschrieb, keine Entscheidung über sie zu treffen, bevor Du sie ganz zu Ende gelesen. Bedenke, daß diese Gunst, um welche Dich ein von Schmerz gebrochenes Herz bittet, eine Pflicht ist, die der Himmel Dir auferlegt.“ — Der Umschlag aber, womit sie versehen wurde, trug die Aufschrift: „Der Vorsehung übergebenes Depositum“, der dann die Bitte folgte:

„Beschützer der Unterdrückten, Gott der Gerechtigkeit und Wahrheit, nimm dieses Depositum, welches ein unglücklicher Fremdling auf Deinen Altar legt und Deiner Vorsehung anvertraut. Er ist allein auf Erden, ohne Schutz, ohne Vertheidiger, von einer ganzen Generation beschimpft, verspottet, geschmäht, ver-

worfen, seit fünfzehn Jahren das Opfer einer Behandlung, die schlimmer ist als der Tod, und mit Unwürdigkeiten überhäuft, wie sie bis dahin unter den Menschen unerhört waren, ohne daß er jemals auch nur die Ursache hat erfahren können. Jede Erklärung wird mir verweigert, jede Mittheilung abgeschnitten; ich erwarte von den Menschen, die ihre eigne Ungerechtigkeit erbittert, nur noch Schmach, Lüge und Verrath. Ewige Vorsehung, Du bist meine einzige Hoffnung. Nimm mein Depositum in Deine Hut und lasse es in junge und treue Hände fallen, die es unversehrt einer besseren Generation überliefern. Möge diese, mein Schicksal beklagend, erfahren, wie von dem jetzt lebenden Geschlechte ein Mann ohne Arg und Falsch behandelt wurde, der, ein Feind der Ungerechtigkeit, aber fähig, sie geduldig zu ertragen, nie Jemandem Böses gewollt, gethan oder vergolten hat. Niemand hat, ich weiß es, das Recht, ein Wunder zu hoffen, selbst nicht die unterdrückte und verkannte Unschuld. Da Alles früher oder später zur Ordnung zurückkehren muß, so genügt es, zu warten. Ist meine Arbeit vergeblich, sollte sie, wie das unvermeidlich zu sein scheint, meinen Feinden überliefert und von ihnen vernichtet oder entstellt werden, so werde ich deshalb nicht weniger auf Deine Hülfe bauen, obgleich ich ihre Zeit und ihre Mittel nicht kenne. Nachdem ich mich, wie es meine Pflicht war, bemüht habe, das Meinige zu thun, warte ich mit Vertrauen, hoffe ich getrost auf Deine Gerechtigkeit, ergebe ich mich in Deinen Willen."

„Ich steckte nun" — wir lassen Rousseau selbst erzählen — „das so adressirte Paquet zu mir und begab mich am Samstag, den 24. Februar 1776, gegen zwei Uhr nach Notre Dame, um dort selbigen Tags meine Gabe darzubringen. Ich wollte durch eine der Seitenthüren eintreten, weil ich darauf rechnete, durch sie in das Chor zu gelangen. Erstaunt, sie geschlossen zu finden, ging ich weiter unten durch die zweite Seitenthür, welche in das Schiff führt. Als ich eintrat, fiel mir sogleich ein früher nie bemerktes Gitter in die Augen, welches das Schiff von dem Theil der Abseiten, welcher das Chor umgibt, trennte. In dem Augenblicke, wo ich das Gitter bemerkte, wurde ich von einem Schwindel ergriffen, wie ein Mensch, den der Schlag rührt, und diesem Schwindel folgte eine solche Erschütterung meines ganzen Wesens, daß ich mich nicht erinnere, jemals eine ähnliche erfahren zu haben. Das Aussehen der Kirche schien mir völlig verändert zu sein; ich zweifelte, ob ich wirklich in Notre Dame sei; ich strengte mich an, mich zurechtzufinden und besser zu unterscheiden, was ich sah. In den 36 Jahren, die ich in Paris gelebt, war ich sehr

oft und zu verschiedenen Zeiten nach Notre Dame gekommen. Stets hatte ich den Gang um das Chor offen und frei gesehen, dort nie, soviel ich mich erinnern konnte, ein Gitter oder eine Thüre bemerkt. Von diesem unerwarteten Hindernisse um so mehr überrascht, da ich von meinem Vorhaben mit Niemandem gesprochen, glaubte ich in der ersten Aufregung, daß selbst der Himmel an dem Werke menschlicher Ungerechtigkeit Theil nehme. Auch wird das Murren, in welches ich unwillkürlich ausbrach, nur da begreiflich sein, wo man sich an meine Stelle zu setzen weiß, wie es auch nur von dem entschuldigt werden kann, der in die Tiefen der Herzen zu schauen vermag. — Ich verließ schleunigst die Kirche, entschlossen, sie nie wieder zu betreten, und lief in meiner fieberhaften Aufregung den Rest des Tages umher, ohne zu wissen, wo ich war, noch wohin ich ging, bis ich nicht mehr weiter konnte, und die Müdigkeit, wie die hereinbrechende Nacht mich zwangen, völlig erschöpft und vor Schmerz außer mir, nach Hause zurückzukehren."

Nicht lange indeß und er hatte sich über den schlechten Erfolg seines Versuches vollständig getröstet. Er begriff, daß derselbe, wenn überhaupt, nur durch ein Wunder gelingen konnte, auf dessen Eintritt er vernünftiger Weise nicht rechnen durfte. Auch erschien ihm die Erwartung, man werde sein Manuscript allsogleich dem Könige zustellen, nachträglich so thöricht, daß er selbst darüber erstaunte, wie er sie nur einen Augenblick habe hegen können. Ließ sich doch voraussehen, daß die Schrift, falls sie wirklich an den Hof gelangte, dort zunächst nicht in die Hände des Fürsten, sondern in die seiner erbittertsten Feinde fallen werde. Er hatte somit allen Grund, was er anfangs als ein schweres Mißgeschick empfunden, für ein besonderes Glück zu halten. Das ernstlich gefährdete Manuscript war gerettet und mochte nun auf eine andere, sicherere Weise untergebracht werden. Grade jetzt bot sich dazu eine günstige Gelegenheit. Rousseau erfuhr, daß ein Bekannter aus alter Zeit — es war der Philosoph Condillac —, der meist auf dem Lande lebte, sich seit einigen Tagen in Paris befand. Diese Nachricht galt ihm als eine Weisung des Himmels, der ihm offenbar durch sie den richtigen Depositar für seine Schrift bezeichnen wollte. Zwar war der Mann „Philosoph, Schriftsteller, Akademiker und aus einer Provinz — der Dauphinée — deren Bewohner nicht grade im Rufe großer Redlichkeit stehen". Doch was wollten solche „Vorurtheile" bedeuten, da er persönlich von seiner Rechtschaffenheit überzeugt war, und zudem die Vorsehung so deutlich auf ihn hinwies? Gewiß, er durfte nicht säumen, ihrem Winke zu folgen.

Leider sah er sich auch dies Mal in seiner Zuversicht getäuscht. „Nachdem ich,“ erzählt er, „meinen Entschluß gefaßt, suche ich die Wohnung des Mannes auf und finde sie endlich, nicht ohne Mühe. Ich bringe ihm mein Manuscript und übergebe es ihm in einer Freude, mit einem Herzklopfen, welches vielleicht die würdigste Huldigung war, die ein Mensch der Tugend darbringen kann. Ohne noch zu wissen, wovon es sich handelte, sagte er mir beim Empfange, daß er von meinem Depositum nur einen guten und redlichen Gebrauch machen werde. Die günstige Meinung, die ich von ihm hatte, machte diese Versicherung für mich sehr überflüssig. — Vierzehn Tage später besuchte ich ihn wieder, fest überzeugt, daß der Augenblick gekommen sei, wo der Schleier, den man mir vor die Augen gelegt, fallen und ich auf die eine oder andere Weise die Aufklärung erhalten werde, welche, wie ich glaubte, die Lektüre meines Manuscriptes zur Folge haben müsse. Aber nichts von dem, was ich erwartet, geschah. Er sprach von der Schrift, wie er von einem literarischen Werke gesprochen haben würde, über welches ich mir sein Urtheil erbeten. Er sprach von Umstellungen, die vorzunehmen wären, um den Stoff besser zu ordnen. Aber er sagte nichts von dem Eindrucke, den die Schrift auf ihn gemacht, noch auch, was er von ihrem Verfasser denke. Dagegen schlug er mir vor, eine correkte Ausgabe meiner Werke zu veranstalten, und erbat sich auch meine Anweisungen dazu. Dieser Antrag, welcher mir schon von den Leuten in meiner Umgebung wiederholt gemacht worden war, brachte mich auf den Gedanken, daß er ebenso gesinnt sei, wie diese. Da er sah, daß sein Vorschlag mir nicht zusagte, erbot er sich, mir meine Schrift zurückzugeben. Ohne darauf einzugehen, ersuchte ich ihn nur, sie einem jüngeren Manne zu übergeben, der Aussicht habe, mich und meine Verfolger lange genug zu überleben, um sie dereinst veröffentlichen zu können, ohne daß Jemand verletzt werde. Diese letzte Klausel interessirte ihn ganz besonders und hat es mir nach der Aufschrift, die er für die Enveloppe des Paquets gemacht, geschienen, wie er vor Allem dafür Sorge trage, daß das Manuscript, meiner Bitte gemäß, nicht vor Ablauf des Jahrhunderts bekannt oder gedruckt werde. Was meine weitere Absicht betrifft, die dahin ging, daß dasselbe nach dieser Zeit treu und vollständig zur Kenntniß des Publikums gelange, so weiß ich nicht, was er gethan hat, um ihre Erfüllung zu sichern.“

Jedenfalls glaubte Rousseau in dieser Rücksicht nicht viel erwarten zu dürfen. Vielmehr schien es ihm ziemlich ausgemacht, daß er „seinen Zweck verfehlt, Mühe und Depositum verloren habe“.

Indeß gab er darum die Hoffnung, doch noch zum Ziele zu gelangen, nicht auf. Er sagte sich, daß der Grund des Mißlingens in der unpassenden Wahl liege, die er getroffen. Wie hatte er doch so verblendet sein können, sich einem Franzosen anzuvertrauen, den schon die Eifersucht auf die Ehre seiner Nation abhalten mußte, die Ungerechtigkeit derselben zu offenbaren? Und wußte er denn nicht, daß ältere Leute zu klug, zu vorsichtig sind, um sich für das Recht, für die Vertheidigung eines Unterdrückten zu erwärmen? Es ließ sich nicht leugnen: wäre es ihm darum zu thun gewesen, den für seine Zwecke wenigst geeigneten Depositar auszusuchen, er hätte kaum besser wählen können. Nun er aber seinen Irrthum erkannt, mochte er ihn künftig leicht vermeiden und der Aussicht Raum geben, daß ein fernerer Versuch bessern Erfolg haben werde. Von frischem Eifer erfüllt, begann er alsbald eine neue Copie seiner Schrift anzufertigen. Noch war er mit dieser Arbeit beschäftigt, als er den Besuch eines jungen Engländers erhielt, der in Wootton sein Nachbar gewesen war. Natürlich zweifelte er nicht, daß er in ihm einen Abgesandten des Himmels vor sich habe, der speziell zu seinem Dienste geschickt worden. Erfüllte er doch die Bedingungen, an welche er fortan die Gewährung seines Vertrauens knüpfen zu müssen glaubte. Auch beeilte er sich, ihm die Abschrift, soweit sie inzwischen fertig geworden, zu übergeben, indem er sich vorbehielt, ihm den Rest im nächsten Jahre einzuhändigen, wo ihn — er durfte das mit voller Zuversicht voraussetzen — „die Liebe zur Wahrheit wieder in seine Nähe führen werde."

Kaum aber war der Engländer abgereist[5]), als er sich wieder eines Anderen besann. Er hatte schon seit geraumer Zeit die Gewißheit erlangt, daß Niemand in seine Nähe komme, der nicht von den Feinden abgeschickt und mit diesen im Bunde sei. Wie konnte er also erwarten, in seiner Umgebung Jemanden zu finden, der das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigen werde? Es unterlag keinem Zweifel: alle seine bisherigen Maßnahmen waren falsch, alle seine Bemühungen nutzlos gewesen. Wollte er einem zuverlässigen Menschen begegnen, so mußte er ihn fern von sich, unter Leuten suchen, welchen er sich nicht zu nähern vermochte. Diese Erwägungen bestimmten ihn, das Schicksal seines Manuscriptes auf sich beruhen zu lassen, brachten ihn aber zugleich auf einen neuen Gedanken, von dessen Ausführung er sich eine bessere Wirkung versprach. Er beschloß, eine „Art von Rundschreiben" zu verfassen und dasselbe auf Straßen und Promenaden an die Personen zu vertheilen, deren Physiognomie ihm besonders zusagen würde. Dieses Billet war adressirt an „Jeden

Franzosen, der noch Recht und Wahrheit liebt", und sprach neben den bekannten Klagen und Beschwerden vor Allem das Verlangen aus, über die Motive und Urheber des Bannes, unter welchem er zu stehen meinte, endlich einmal aufgeklärt zu werden. Ueberzeugt, daß die Leute, mit welchen er persönlich verkehrte, ihr hartnäckiges Schweigen nicht brechen wollten, noch würden, blieb ihm nur übrig, sich an Fremde und Unbekannte zu wenden. Es war, wenn auch nicht grade wahrscheinlich, doch immer möglich, daß sich unter ihnen Jemand fand, der offen mit der Sprache herausging. Er ließ sich daher die Mühe nicht verdrießen, von seinem Cirkular eine große Zahl von Copien anzufertigen, die er dann draußen an den Mann zu bringen suchte. „Bei der Vertheilung aber," erzählt er selbst, „stieß ich auf ein Hinderniß, welches ich nicht vorhergesehen hatte: die Personen, welchen ich das Billet darbot, weigerten sich, es anzunehmen. Ich konnte mir nicht denken, daß bei der Aufschrift, die es trug, Jemand wagen werde, es zurückzuweisen. Doch fast Niemand nahm es an; Alle erklärten, nachdem sie die Aufschrift gelesen, mit einer Unbefangenheit, die mich trotz meines Schmerzes zum Lachen brachte, daß das nicht *ihre* Adresse sei. „Sie haben Recht", sagte ich, während ich das Billet zurücknahm, „ich sehe, daß ich im Irrthum war." Es war das einzige aufrichtige Wort, welches ich seit fünfzehn Jahren aus dem Munde eines Franzosen gehört habe."

Abermals enttäuscht, gab er seine Bemühungen doch noch nicht auf. Suchte, was nicht selten geschah, irgend ein Unbekannter um die Erlaubniß nach, ihm seine Aufwartung machen zu dürfen, so schickte er ihm eine Abschrift seines Billets mit dem Bemerken, daß die Gewährung seines Wunsches von der klaren und bestimmten Beantwortung desselben abhange. Auch hatte er immer Exemplare zur Hand, wenn er gelegentlich mit Jemandem zusammentraf, der einer solchen Gabe werth zu sein schien. Doch alle diese Versuche waren erfolglos; die vagen, zweideutigen Antworten, die er erhielt, dienten nur dazu, die „bodenlose Falschheit" der Befragten außer Zweifel zu stellen. Er entschloß sich deshalb endlich, von weiteren Schritten abzusehen und ruhig hinzunehmen, was er doch nicht ändern konnte. Es war ja klar: die Menschen *wollten* keines Bessern belehrt sein, *wollten* von ihrem Irrthum, ihrem Unrecht nicht zurückkommen. Mochten sie denn fortfahren, ihn für einen Schurken und Bösewicht zu halten, er blieb darum doch der rechtschaffene Mann, der er stets gewesen. Was sie von ihm denken und sagen, es wird ihn fortan wenig kümmern; er kennt den Werth oder Unwerth der öffentlichen Meinung zu genau, als daß er sich ihrem Joche auf Kosten

seiner Seelenruhe unterwerfen sollte. Gelingt es, die kommenden Geschlechter über ihn zu täuschen, so kann ihm auch das gleichgültig sein; er wird mit ihnen nicht zu leben, also auch die Folgen ihrer falschen und ungerechten Beurtheilung nicht zu tragen haben. Einmal in der andern Welt, hat, was auf Erden vorgeht, schwerlich noch Interesse für ihn; in dem Augenblicke, wo die Schranke der Ewigkeit fällt, wird Alles, was diesseits liegt, für immer verschwinden. Jedenfalls ist es zu seiner Seligkeit nicht nothwendig, daß die Menschen ihn kennen und ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der Himmel verfügt ohne Zweifel über andere Mittel, um ihn glücklich zu machen und für die Leiden zu entschädigen, die man ihm bereitet hat.

So ist denn sein Entschluß gefaßt: „Abgelöst von Allem, was der Erde und den sinnlosen Urtheilen der Menschen angehört, ergibt er sich darein, unter ihnen für immer verkannt zu sein, ohne darum weniger auf den Lohn seiner Unschuld zu rechnen. Sein Glück muß einer anderen Ordnung der Dinge entspringen; er darf es bei den Menschen nicht mehr suchen. Auch steht es nicht mehr in ihrer Macht, es zu hindern oder nur zu erkennen. Bestimmt, in diesem Leben das Opfer des Irrthums und der Lüge zu sein, sieht er der Stunde seiner Befreiung und dem Triumphe der Wahrheit entgegen, ohne sie noch unter den Sterblichen zu erwarten. Aller irdischen Neigungen und Interessen enthoben, frei selbst von der Unruhe, welche die Hoffnung hienieden begleitet, sieht er nicht ab, wie man den Frieden seiner Seele noch stören könnte. Zwar wird er die erste Regung des Unwillens, der Empörung, des Zornes nie zu unterdrücken vermögen; er versucht das selbst nicht mehr. Doch die Ruhe, welche dieser vorübergehenden Aufregung folgt, ist ein permanenter Zustand, aus welchem ihn nichts mehr herausbringen wird.“

VIII.

Wirklich gelang es ihm, sich von nun an einen gewissen Gleichmuth zu bewahren. Nicht als ob er sich mit seiner Lage ausgesöhnt hätte; sie lastete vor wie nach schwer auf ihm, wurde aber dadurch erträglicher, daß er, von der Unabwendbarkeit seines Geschickes überzeugt, den Kampf gegen dasselbe aufgab. Lange genug war er bemüht gewesen, es zu ändern; er hatte eine Reihe von Jahren hindurch diesen nutzlosen Versuchen Zeit und Kraft geopfert. Der einzige Gewinn, welchen sie ihm eintrugen, bestand in einem Zuwachs schmerzlicher Enttäuschungen, unter

deren Einfluß sein Sinn sich mehr und mehr umdüsterte. Inhalt und Geschichte seiner letzten Apologie lassen den traurigen Gemüthszustand, in welchem er sich vor und während der Abfassung derselben befand, zur Genüge erkennen. Doch mag hier der eine oder andere Vorgang, der zur Charakteristik seiner damaligen, von Sorge und Argwohn beherrschten Stimmung dienen kann, noch mitgetheilt werden. Freilich beruht wohl Manches von dem, was die Zeitgenossen über ihn zu berichten wissen, auf einem Mißverständnisse oder auch auf absichtlicher Uebertreibung. So, wenn Rulhières behauptet, er „habe seinem eigenen Hunde mißtraut, weil er hinter den Liebkosungen des armen Thieres irgend ein Geheimniß gewittert" — oder ihn erzählen läßt:[4]) „Ein Schwarm Sperlinge kam häufig an mein Fenster, um die Brosamen zu essen, die ich ihnen regelmäßig zur selben Stunde zuwarf. Da sie nicht hinreichten, um sie und ihre eben ausgekommenen Jungen zu ernähren, nahm ich von meinem täglichen Brode, um es ihnen an nichts fehlen zu lassen, und freute mich, für diese Thiere der Diener der Vorsehung zu sein. Ich hatte wohl, denke ich, ein Recht, zu glauben, daß wir die besten Freunde von der Welt seien. Doch nichts weniger als das; sie waren um kein Haar besser, wie die Menschen. Ich will sie liebkosen, aber siehe da! die Schelme fliegen weg, als wenn ich ein Raubvogel wäre. Gewiß waren sie noch keine zwei Straßen weit von meinem Hause entfernt, als sie schon von mir, wie von Jemandem sprachen, der Schlimmeres verdiene, als Galgen und Rad."

Glaublicher ist, was Corancez berichtet: „Man gab in Folge seiner Anwesenheit den Devin de village, welcher seit geraumer Zeit nicht mehr aufgeführt worden war. Ich gehe am andern Morgen zu ihm und glaube ihn durch die Schilderung des enthusiastischen Beifalls, welcher dem Stücke zu Theil geworden war, zu erfreuen. Ich sehe aber einen Mann vor mir, der roth wird vor Zorn. „Wird man denn nicht endlich aufhören, mich zu verfolgen?" Ich begriff nicht, wie man durch lauten Beifall verfolgen, welche Gedankenfolge zu diesem Schlusse führen könne. — „Es ist sehr natürlich, daß Sie bei Ihrer Gutmüthigkeit in diesem Beifalle nichts als Beifall sehen. Sie wissen nicht, wie eifrig und geschickt meine Feinde sind, um mich in der öffentlichen Meinung zu Grunde zu richten. Anfangs haben sie von dieser Oper ungünstig gesprochen; da sie aber dem Publikum vor wie nach gefällt, mußte man seine Batterien wohl anders richten. Man sagt, daß ich sie gestohlen habe, und Sie sehen selbst ein, wie es ihnen nun am Herzen liegen muß, sie zu loben, um den Diebstahl zu vergrößern." — Man könnte geneigt sein, diese Aeuße-

rungen für apokryph zu halten. Indeß finden sich in den Dialogen andere, die keinen Zweifel darüber lassen, daß Rousseau in der That der für ihn so schmeichelhaften Ovation die in Rede stehende Deutung gab. „Was den Devin angeht," heißt es dort, „so haben Sie selbst die Ausbrüche der Bewunderung gesehen, welche durch die Wiederaufnahme des Stücks hervorgerufen wurden; die bis zur Raserei gesteigerte Begeisterung des Publikums bürgt für die Erhabenheit dieses Werks. Sein Verfasser war der göttliche Jean-Jacques, ein anderer Orpheus, die Oper selbst das Meisterwerk der Kunst und des menschlichen Geistes. Nie war der Enthusiasmus so lebhaft, als seitdem man wußte, daß dieser göttliche Jean-Jacques nichts von Musik verstand [2])."

Bei solcher Neigung, selbst die unzweideutigste Anerkennung in ihr grades Gegentheil zu verkehren, kann eine Hypothese, wie die folgende, nicht weiter befremden. „Eines Tages bleibt er ziemlich lange vor einem Holzschnitte stehen, der an dem Schaufenster eines Bücherladens ausgestellt ist. Einige junge Leute, begierig zu erfahren, was ihn so angelegentlich beschäftigt, aber doch ausnahmsweise höflich genug, um sich nicht zwischen ihn und den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit zu drängen, warten mit lächerlicher Ungeduld auf seine Entfernung. Sobald er fortgeht, eilen sie zu dem Stiche hin und finden, daß er den Angriffsplan des Kehler Forts enthält. Er sieht sie dann lange in lebhafter Unterhaltung. Ohne Zweifel boten sie ihre ganze Geisteskraft auf, um zu ermitteln, auf welches Verbrechen man wohl sinnen könne, wenn man diesen Festungsplan betrachte [3])." — Auffallender ist, wie er auch ganz zufällige Ereignisse, die zu seiner Person nicht die mindeste Beziehung haben, mit sich und seiner Lage in Verbindung bringt. Corancez erzählt: „Seit längerer Zeit bemerkte ich in seiner äußeren Erscheinung eine auffallende Veränderung. Ich sah ihn oft in einem Zustande der Verzückung oder Geistesabwesenheit, der sein Gesicht unkenntlich machte und durch den in ihm herrschenden Ausdruck wahrhaft Entsetzen erregte. In diesem Zustande schienen seine Blicke den ganzen Weltraum zu umfassen, seine Augen Alles zu sehen; in der That aber sahen sie nichts. Er drehte sich auf seinem Stuhle herum und warf den Arm über die Lehne. Dieser so herabhängende Arm schwankte hin und her in einer beschleunigten Bewegung gleich der des Pendels an einer Wanduhr. Wenn ich ihn bei meiner Ankunft in dieser Stellung sah, ging es mir ans Herz und war ich auf die extravagantesten Reden gefaßt. Auch wurde ich in dieser Erwartung nie getäuscht. In solch' trister Stimmung sprach er einst von dem Tode Ludwig's XV. mit mir. Da ich

seine schweren Seufzer und alle Zeichen des bittersten Schmerzes an ihm bemerkte, sprach ich mein Erstaunen aus. „Bei Ihren Grundsätzen,“ sagte ich, „sollte Sie Ludwig XV. in keiner Rücksicht, weder als Familienvater, noch als König, so sehr interessiren; seine Sitten und seine sträfliche Sorglosigkeit haben nur Unheil zur Folge gehabt.“ — „Sie sehen,“ antwortete er, „die Consequenzen nicht, welche dieser Todesfall speziell für mich nach sich ziehen muß. Für alle anderen Menschen ist der Tod dieses Königs vielleicht eine Wohlthat. Aber bedenken Sie, daß er allgemein gehaßt war. Ich hatte, ohne es zu verdienen, das gleiche Schicksal. Der allgemeine Haß war unter uns beide getheilt; jetzt bin ich noch allein übrig und werde ich nun die ganze Last allein tragen müssen.“

Stark und fast unglaublich, wie dieser Einfall ist, wird er doch noch von einem andern überboten, den derselbe Gewährsmann mittheilt: „Eines Tages, als ich ihn wieder in der schon erwähnten Stellung antraf, fragte er mich: Wissen Sie, warum ich Tasso so entschieden vorziehe? — Nein, doch ich vermuthe es.“ Und Corancez hebt hervor, was er eben zum Lobe des großen Dichters zu sagen weiß. Rousseau aber entgegnet: „In dem, was Sie da sagen, ist manches Wahre; erfahren Sie aber, daß er all mein Unglück geweissagt hat.“ — Ich machte eine Bewegung des Erstaunens; er hielt inne. — „Ich verstehe Sie, fuhr er fort, Tasso hat vor mir gelebt; wie konnte er von meinem Mißgeschick Kunde haben? Davon weiß ich nichts und wahrscheinlich wußte er es selbst nicht. Aber vorausgesagt hat er mein Unglück. Denn beachten Sie: Tasso hat das Eigene, daß Sie von seinem Werke keine Strophe, keinen Vers von einer Strophe und kein Wort aus einem Verse wegnehmen können, ohne daß das ganze Gedicht zusammenfällt; so prägnant ist seine Kürze, so nothwendig ist Alles in seinem Werke. Doch nehmen Sie die ganze Strophe weg, die ich meine; nichts leidet darunter, das Werk bleibt vollkommen. Sie hat weder auf das Vorhergegangene, noch auf das Folgende Bezug; sie steht durchaus müßig und abgesondert da. Vermuthlich hat Tasso sie unwillkürlich und ohne sie selbst zu verstehen, hingeschrieben; aber klar ist sie.“ — Er hat mir diese wunderbare Strophe citirt, doch konnte ich, da ich kein Italiänisch verstehe, mir die Stelle nicht merken, an welcher sie in dem Gedichte vorkommt.“

Man kann nicht umhin, zu lächeln, wenn man diese seltsamen, im Grunde übrigens recht stolzen Träume mit solcher Sicherheit für zweifellose Thatsachen ausgeben sieht. Leider haben sie eine zu tief traurige Seite, als daß die Heiterkeit von Dauer sein könnte. Es war doch ein Glück für Rousseau, daß er nicht beständig von ihnen heimgesucht wurde, es nicht an mannigfachen Beschäftigungen fehlte, die ihn wenigstens zeitweise von der verderblichen Grübelei über sein Schicksal abzogen. Vor Allem erforderte das Notenschreiben, zumal es als unentbehrliche Nahrungsquelle keine längere Unterbrechung gestattete, ein großes Maß von regelmäßiger und aufmerksamer Thätigkeit. Wenig befähigt zu diesem Gewerbe, mußte er, was ihm an Talent und Geschick abging, durch Fleiß und Sorgfalt zu ersetzen suchen. Sie vermochten indeß nicht zu hindern, daß er fortwährend zahlreiche Fehler machte, deren Correktur unglaublich viel Zeit und Mühe kostete. Wäre es ihm möglich gewesen, die Arbeit, statt durch Radiren nachzuhelfen, von vorne zu beginnen, er hätte den Schaden in der Regel weit schneller heilen können. Doch seine „geschäftig träge" Weise erlaubte ihm nicht, was er einmal, wenn auch schlecht gemacht, ganz von Neuem zu machen. Mit eigensinniger Hartnäckigkeit radirte er wieder und wieder; brach dann schließlich das Papier, so klebte er kleine Streifen auf. Natürlich rückte so die Arbeit nur sehr langsam vor, und ist es immerhin zu verwundern, daß sie dennoch nicht unerhebliche Resultate lieferte. Rousseau durfte sich mit einigem Rechte seines ausdauernden Fleißes rühmen, wenn er, das genaue Verzeichniß seiner Leistungen in der Hand, den Umfang derselben übersah. Belief sich doch die Zahl der Seiten, die er im Laufe von etwa sechs Jahren copirt, auf mehr als siebentausend. Freilich waren die Musikstücke, welche sie enthielten, meist Lieder mit einfacher Begleitung. Doch fanden sich auch andere, die, für einzelne Instrumente bestimmt, eine verwirrende Fülle von Noten aufwiesen. Uebrigens copirte er nicht blos in der hergebrachten Weise. Der erfinderische Geist, welcher ihn vor Jahren zur Anwendung der Ziffernschrift geführt hatte, war noch keineswegs erstorben. Er ersann auch für die gewöhnliche Bezeichnung der Musik eine neue Methode, die das Lesen derselben seiner Ansicht nach wesentlich erleichterte [4]).

Interessanter und anziehender aber als die Wiedergabe fremder Schöpfungen, war die Composition eigner Tonwerke. Wir wissen, die Musik hatte Rousseau schon in jungen Jahren angelegentlich beschäftigt und im reiferen Alter den Grund zu seinem Ruhme gelegt. Sie war dann später, als er sich der schriftstellerischen Thätigkeit zuwandte, zwar nie ganz vernachlässigt worden, doch

aber sehr in den Hintergrund getreten. Die literarischen Arbeiten und Interessen gestatteten ihm nicht, sich nachhaltig mit ihr zu beschäftigen. Auch ließ es der beständige Wechsel des Wohnortes nur selten zu der nöthigen Ruhe kommen, während zugleich das Leben auf dem Lande fast jede wirksame Anregung ausschloß. Ueberdies gewann die neue Leidenschaft, welche die Botanik ihm einflößte, zu dieser Zeit eine solche Gewalt über ihn, daß ihr gegenüber die alte Liebe zur Musik nothwendig verstummen mußte. Sie gewann erst wieder größere Kraft, als jene heiße Neigung sich allmälig in etwa abkühlte und die zunehmende Entfremdung von Welt und Menschen das Bedürfniß weckte, den Empfindungen des Herzens in Tönen Ausdruck zu geben. Es war namentlich in Monquin, wo sie, nachdem Rousseau allen geselligen Verkehr abgebrochen, um lediglich sich selber zu leben, ihre frühere Macht von Neuem auszuüben begann. In Paris fand dann das wiedererwachte Interesse durch den öfteren Besuch der Oper, wie im Umgange mit hervorragenden Musikern, reiche Nahrung. Es steigerte sich mehr und mehr, wurde auch nicht schwächer, als die anfangs recht lebhaften Beziehungen zur Außenwelt sich nach und nach löſ'ten. Im Gegentheil gab ihm der Rückzug aus dem gesellschaftlichen Leben eine noch erhöhte Stärke. Je entschiedener sich Rousseau von den Menschen absonderte, um so rückhaltloser warf er sich der Musik in die Arme. Sie gewährte ihm in seiner Einsamkeit eine stets bereite Zerstreuung; sie beruhigte und erheiterte ihn, wenn aufregende Gedanken und trübe Vorstellungen ihn heimsuchten.

„Wird er," sagt uns sein Alterego [5]), „von schmerzlichen Gefühlen bewegt, so findet er auf dem Claviere den Trost, welchen die Menschen ihm versagen. Der Schmerz verliert so seine Bitterkeit, gibt ihm Gesang und Thränen zugleich. Auf der Straße sucht er im Kopfe nach irgend einer Arie, um sich über die beleidigenden Blicke der Passanten hinwegzusetzen. Mehrere Romanzen, welchen eine traurig klagende, aber zarte und sanfte Melodie zu Grunde liegt, sind so entstanden." Die Musik ist für ihn, was für den Dichter nicht selten die Poesie: er befreit sich in ihr von den Sorgen und Leiden, die Herz und Seele bedrücken. Ebendarum „macht er sie lieber, als er sie hört, namentlich in Paris, wo es keine gibt, die ihm so zusagt, wie seine eigne". Meist versucht er sich an einfachen Liedern, zu welchen Bekannte ihm den Text an die Hand geben. Er „singt sie mit einer schwachen, gebrochenen, aber immer noch lebhaften Stimme; er begleitet sie nicht ohne Mühe, die Finger zittern ihm, nicht sowohl der vorgerückten Jahre wegen, als in Folge

einer unüberwindlichen Schüchternheit." Diese Scheu war allerdings groß. Corancez erzählt: „Er hatte sich aus freien Stücken verpflichtet, alle Verse, die meine Frau ihm vorlegen würde, in Musik zu setzen. Eines Tages bringe ich ihm in ihrem Auftrage den Othello in der Letourneur'schen Uebersetzung mit der Bitte, die Stelle ‚Am Fuß einer Weide ꝛc.' componiren zu wollen. Zugleich machte ich ihn darauf aufmerksam, daß er, um den Worten ihren wahren Charakter zu geben, sich die Mühe werde machen müssen, das ganze Stück zu lesen. „Es thut mir leid," entgegnete er, „aber ich habe mir selbst gelobt, nichts mehr zu lesen.„ — Da ich seine Gewissenhaftigkeit in diesem Punkte kannte, so gab ich ihm zu bedenken, wie sehr man sich hüten müsse, Vorsätze zu fassen, die mit gegebenen Versprechungen im Widerspruch stehen, und ließ ihm die Wahl, entweder sich selbst oder meiner Frau untreu zu werden. Er besann sich einen Augenblick; dann nahm er mir das Buch ab. „Geben Sie her; ich werde es lesen." — Einige Zeit nachher theilte er mir mit, daß die Arie fertig sei und meine Frau sich nun zu ihm bemühen möge, um sie zu billigen oder zu verwerfen, denn laut seiner Uebereinkunft mit ihr habe er sich verpflichtet, jede Composition nach ihrem Urtheile drei Mal zu ändern. Er hatte die Arie doppelt gesetzt und die Wahl hing von ihr ab. Ich führte meine Frau zu ihm, die nie anmaßend ist und es bei dieser Gelegenheit gewiß am wenigsten war. Er setzte sich vor sein kleines Clavier; seine Finger zitterten und seine Stimme konnte nicht durchdringen. Er hustete, seufzte und befand sich in großer Unruhe. Doch versicherte er uns, es werde bald vorübergehen. In der That gelang es ihm endlich, die beiden Arien zu singen, und meine Frau wählte die, welche in der nach seinem Tode veröffentlichten Sammlung von Romanzen erschienen ist."

Corancez fügt hinzu, daß diese Arie „die Situation, welche der Dichter vorführe, durch den wahren und ergreifenden Ausdruck der Musik meisterhaft wiedergebe". Inwiefern dieses Urtheil zutrifft, wissen wir nicht; jedenfalls ist die Thatsache von Interesse, daß Rousseau sein Compositionstalent auch an dem großen Britten erprobt hat. Uebrigens spricht die beträchtliche Zahl von musikalischen Productionen, die er in den letzten Lebensjahren zu Stande brachte, wie für einen gewissen Reichthum an schöpferischer Kraft, so auch für den nachhaltigen Eifer, womit er sie bethätigte. Die vorhin erwähnte Sammlung von „Romanzen, Arien und Duos [6])" enthält nicht weniger als 95 Gesangstücke mit der zugehörigen Begleitung, gibt aber keineswegs alle Arbeiten dieser Art. Von größerem Umfange ist die neue Musik, welche er zu seinem Devin

de village schrieb, sowie eine zweite Operette, Daphnis und Chloe, die er freilich nur theilweise vollendete. Dazu kommen dann noch mehrere Motetten und andere Werke religiösen Inhalts; auch fehlt es nicht ganz an kleinen Piecen für einzelne Instrumente. Natürlich sind diese mannigfachen Compositionen, was ihren inneren Gehalt angeht, von ungleichem Werthe. Dagegen zeigen sie in Form und Charakter eine durchgreifende Uebereinstimmung, deren sich auch ihr Verfasser sehr wohl bewußt war. Rousseau sagt in seiner Beurtheilung Jean-Jacques': „Ich fand in all der Musik, die er seit seiner Rückkehr nach Paris componirt hat, eine Gleichförmigkeit des Styls und der Mache, welche zuweilen in Monotonie verfallen würde, wäre sie nicht durch die große Aehnlichkeit der Texte gerechtfertigt oder entschuldigt. Bei einem nur zu gefühlvollen Herzen hatte er stets eine entschiedene Vorliebe für das Landleben. Seine Musik, wenn auch ihrem jedesmaligen Gegenstande angepaßt, trägt überall das Gepräge dieser Neigung. Man glaubt den Ton derselben Hirtenflöte zu hören, die sich schon vor Jahren im Dorfpropheten vernehmen ließ. Auch hat sie eine Einfachheit, ich möchte sagen, eine Wahrheit, wie sie bei uns keiner anderen modernen Musik eigen ist. Weit entfernt, der Triller und kleinen Noten, Figuren oder Verzierungen irgend welcher Art zu bedürfen, kann sie vielmehr nichts von alledem ertragen. Ihr Ausdruck liegt lediglich in den Nuancen des Forte und Piano, was eben das wahre Kennzeichen einer guten Melodie ist. Diese Melodie, stets ein und dieselbe, tritt deutlich und bestimmt heraus. Die Begleitung belebt sie, ohne sie zu verdunkeln; man hat nicht nöthig, dem Musiker, welcher sie ausführt, beständig zuzurufen: Leiser, leiser!“

Man darf das Urtheil, welches Rousseau über die eigenen Leistungen fällt, wohl für etwas zu günstig halten; die Charakteristik aber, welche er von seiner Musik entwirft, ist im Wesentlichen richtig. Sie bewegt sich stets auf demselben beschränkten Gebiete; fort und fort wiederholen sich die zarten, weichen Klänge, die sanften, bald rührenden, bald heiteren Weisen, wie sie auf dem Boden der Natur in einfachen Menschenherzen laut werden. Sie muthet uns an wie eine Idylle: friedliche Stille ringsum, zu unsern Füßen rieselt die Quelle, leise rauscht der Wind in den Wipfeln, im Gebüsch singt eine Nachtigall, während auf dem blumigen Rasen zwei schuldlose Seelen sich von den Freuden und Leiden ihrer jungen Liebe unterhalten. Es sind reizende Bilder, wohl geeignet, nicht verwöhnte Augen und Herzen durch ihre schmucklose Schönheit zu erfreuen. Doch gleichen sie einander zu sehr, als daß sie nicht auf die Dauer in etwa ermüden sollten.

Rousseau freilich, wiewohl ihm dieser Mangel nicht entging, hatte kein Interesse daran, sich um seine Beseitigung zu bemühen. Er suchte und fand in den idealen Gebilden, welche seine künstlerische Phantasie ihm vorführte, nur den Trost und die Erhebung, deren er in seiner Lage und Stimmung bedurfte.

Neben der Kunst aber war es die Natur, die ihn in manchen Stunden die Misère des Lebens vergessen ließ. Hatte er am Morgen die Arbeit des Tages erledigt, so brach er auf, um bis zum Abend in der Umgebung der Hauptstadt umherzuschweifen. Kaum konnte er die Zeit erwarten, wo es ihm gestattet war, ihr zu entfliehen; er fühlte sich erst frei und wohl, wenn er sie im Rücken hatte. „Ich habe oft," sagt Bernardin de St. Pierre, „auf seiner Stirne eine Wolke bemerkt, die allmälig verschwand, wenn wir Paris verließen, und die sich neu bildete, wenn wir uns der Stadt wieder näherten. War er einmal im freien Felde, so wurde sein Gesicht zusehends heiterer. Da sind wir endlich, sagte er dann wohl, aus dem Bereiche der Wagen, des Pflasters und der Menschen." Leichten Schrittes ging er einher; der rüstige Spaziergänger wurde des Wanderns nicht sobald müde. Geschah es dennoch, so bot das Zimmer, welches er zu Belleville, im Hause seines Pariser Wirthes gemiethet hatte, eine willkommene Ruhestätte. Auch anderswo sah man den freundlichen, anspruchslosen alten Herrn gerne bei sich eintreten. Bernardin, der ihn auf diesen Promenaden öfters begleitete, erzählt:

„Als wir das Theater verließen, machte er mir den Vorschlag, am Ostermontage nach dem Mont Valerien zu pilgern. Wir kamen überein, uns in den Elysäischen Feldern zu treffen. An das Ufer des Flusses gelangt, setzten wir auf der Fähre über. Dann stiegen wir einen sehr steilen Abhang hinan und waren kaum auf dem Gipfel, als wir, von Hunger gequält, ans Mittagessen dachten. Nun führte mich Rousseau zu einer Einsiedelei, wo er wußte, daß man uns gastfreundlich aufnehmen werde. Der Mönch, welcher öffnete, geleitete uns zur Kapelle, wo man die Litanei von der Vorsehung recitirte. Wir traten grade in dem Augenblicke ein, als man die Worte sprach: O Vorsehung, die Du für die Reisenden Sorge trägst! Die so einfachen Worte rührten uns tief . . . . Man führte uns dann in das Refectorium; wir setzten uns, um die Vorlesung anzuhören, welcher Rousseau die größte Aufmerksamkeit schenkte. Ihr Gegenstand war die Ungerechtigkeit der Klagen des Menschen. Nach derselben sagte mir

Rousseau mit tief bewegter Stimme: Wie glücklich ist man, wenn man glauben kann. — — Bei der Rückkehr vom Mont Valerien wurden wir in der Nähe des Bois de Boulogne vom Regen überrascht. Wir gingen hinein, um unter den Kastanienbäumen Schutz zu suchen, und fanden viele Leute, die sich, wie wir, hierhin geflüchtet. Einer der Schweizer Kellner, welcher Rousseau bemerkte, kam hocherfreut auf ihn zu und sagte: „Mein lieber Herr, wo kommen Sie denn her? Wir haben Sie ja seit undenklicher Zeit nicht gesehen." Rousseau antwortete ruhig: „Meine Frau ist lange krank und ich selbst bin unwohl gewesen.„ — „Oh! mein armer lieber Herr," fuhr der Kellner fort, „hier ist es nicht gut für Sie. Kommen Sie doch; ich will Ihnen einen Platz im Hause suchen." In der That beeilte er sich, uns in ein oberes Zimmer zu führen, wo er uns, trotz der vielen Gäste, Stühle, einen Tisch, Brod und Wein besorgte [7])."

Gemeinsame Spaziergänge dieser Art kamen übrigens nur selten vor; meist wanderte Rousseau allein umher, ohne daß es ihm deshalb an mannigfacher Unterhaltung fehlte. Noch waren Geist und Phantasie zu rege, als daß ihm der Stoff zum Sinnen und Träumen so leicht hätte ausgehen sollen. Gerieth aber der Strom der Gedanken und Empfindungen ins Stocken, so wandte er seine Aufmerksamkeit den Pflanzen zu, die ihn in reicher Fülle umgaben und, waren sie auch alte Bekannte, immer neues Interesse erregten. Der Aufenthalt in Paris hatte die Neigung zu diesen seinen Lieblingen nicht vermindert; sie waren ihm vor wie nach eine Quelle reiner Freude und, besonders in den ersten Jahren nach seiner Rückkehr, der Gegenstand eifriger Studien. Man sah ihn zu dieser Zeit nicht selten im Jardin des Plantes, sowie in anderen öffentlichen oder Privatgärten, die eine Erweiterung seiner Kenntnisse hoffen ließen. Er suchte im Umgange mit hervorragenden Fachgelehrten, mit Adanson, den beiden Jussieu, Daubenton u. s. w., Rath und Belehrung, nahm auch an den Excursionen Theil, welche damals unter der Leitung des jüngern Jussieu in der Umgebung der Hauptstadt unternommen wurden. Die botanischen Correspondenzen, welche er schon früher mit der Herzogin von Portland, Herrn de la Tourette u. A. geführt, wurden fortgesetzt, neue von gleichem Inhalte angeknüpft. Unter diesen verdienen besonders acht „Briefe über elementare Botanik" hervorgehoben zu werden [8]). Rousseau schrieb sie an eine befreundete Dame, die ihre heranwachsende Tochter in das Studium der Pflanzenwelt einzuführen wünschte. Dieselbe hätte sich für diesen Zweck allerdings keinen besseren Mentor wählen können. Er weiß den an sich ziemlich trockenen Gegenstand auf eine so

interessante und zugleich so klare, lichtvolle Weise darzustellen, daß man dem Vortrage ohne Mühe und mit wahrem Vergnügen folgt. Ueber den Werth der zahlreichen Bemerkungen, welche er später der Regnault'schen „Botanik für Jedermann" hinzufügte [9]), gestatten wir uns kein Urtheil. Von größerer Bedeutung sind vielleicht die „Fragmente zu einem botanischen Wörterbuche", in welchem er die in dieser Disciplin gebräuchlichen technischen Ausdrücke zu erklären unternahm.

Im Ganzen freilich dürfte die wissenschaftliche Ausbeute, welche die Schriften Rousseau's über Botanik gewähren, nicht eben hoch anzuschlagen sein. Dagegen hat er das Studium derselben insofern wesentlich gefördert, als durch ihn das Interesse für sie in weiten Kreisen geweckt und verbreitet wurde. Schon der Umstand, daß ein Mann von seiner tonangebenden Autorität ihr eine so eifrige Theilnahme zuwandte, war für Manche ein genügendes Motiv, seinem Beispiele zu folgen. Mehr noch wirkten die warmen und lebhaften Farben, mit welchen er die reizende Schönheit der Pflanzenwelt, wie den reinen und hohen Genuß schilderte, den Geist und Herz aus dem Verkehre mit ihr zu schöpfen vermögen. Jeweniger diese Quelle der Freude und Bildung bis dahin gekannt und gewürdigt worden, um so größer war die Anziehungskraft, welche sie ausübte. Was da in Aussicht gestellt wurde, war so verlockend, man konnte dem Zauber nicht widerstehen, mußte ihn auch an sich selbst zu erfahren suchen. Nicht lange und es gehörte fast zum guten Ton, mit Lupe und Büchse versehen, durch die Fluren zu schweifen. Wer aber selbst die Mühe des Wanderns und Sammelns scheute, trug wenigstens Sorge, daß Salon oder Boudoir ein mehr oder minder reichhaltiges Herbarium aufwies. Lief die neue Beschäftigung meist lediglich auf eine unterhaltende Spielerei hinaus, das einmal erregte Interesse kam doch auch vielfach der ernsten Wissenschaft zu Gute. Das leichte, anmuthige Gewand, in welchem diese auftrat, gewann ihr manchen Jünger, den ihre strenge, nackte Form vielleicht zurückgeschreckt hätte. Zudem ist, namentlich in diesem Falle, der spielende Dilettantismus nicht so werthlos, wie er gelehrten Zeloten zu sein scheint. Um sich an den lieblichen Kindern Flora's zu erfreuen und den wohlthätigen Einfluß zu empfinden, welchen sie auf Sinn und Gemüth zu üben geeignet sind, braucht man nicht grade genaue systematische Kenntnisse zu besitzen. Man darf sogar zweifeln, ob nicht die Pflanzenkunde ihre heilsamen Wirkungen zum guten Theile verliert, wenn sie in die beengende Form der Schulweisheit gezwängt wird.

Jedenfalls verdient der ästhetisch-ethische Gesichtspunkt, welchen

Rousseau, ohne den Werth und die Nothwendigkeit einer streng wissenschaftlichen Behandlung zu verkennen, vorzugsweise betont, namentlich da, wo es sich um pädagogische Zwecke handelt, größere Beachtung, als ihm in der Regel zu Theil wird. Wenn er aber grade diese Seite ins Auge faßte, so geschah es, weil sie ihn persönlich zumeist berührte. Sein Interesse an der Pflanzenwelt war eben vorwiegend sinnlich-gemüthlicher Art; ihre zarten Formen und reinen Farben erfreuten das Auge und erheiterten die Stimmung; die Betrachtung ihres stillen, gleichförmigen Lebens gab seiner ruhelosen Seele den ersehnten Frieden; die Dämonen des Innern wichen zurück vor dem offenen, mildfrohen Blicke, womit sie ihn wie aus unschuldigen Kindesaugen anschaute. Auch machte er sich, wie er selbst sagt, aus der Beschäftigung mit ihr „mehr ein amüsantes Kinderspiel, als ein ernstes Studium, ließ er es sich mehr angelegen sein, hübsche Herbarien anzufertigen, als die Arten und Gattungen zu bestimmen. Er verwandte unglaubliche Zeit und Mühe darauf, Zweige zu trocknen und abzuplatten, das feine Blattwerk zu entfalten und auszubreiten, den Blüthen ihre natürlichen Farben zu bewahren. Indem er dann diese Fragmente sorgfältig auf Papierbogen klebte, die mit kleinen rothen Rahmen geschmückt wurden, gesellte er zu der vollen Naturwahrheit den Glanz des Miniaturbildes, wie den Reiz der Nachahmung[10].“

War aber, namentlich in späteren Jahren, die Botanik für ihn mehr nur ein unterhaltender Zeitvertreib, er hörte doch nicht auf, auch den Gang ihrer wissenschaftlichen Entwicklung mit regem Interesse zu verfolgen. Unbefangener und gerechter, als die meisten seiner Landsleute, hatte er schon früher das große Verdienst, welches sich Linné in dieser Rücksicht erworben, in seiner vollen Bedeutung erkannt und gewürdigt. „Ich möchte,“ schreibt er (1767) einem Bekannten[11], „Ihnen doch nicht unbedingt zugeben, daß Tournefort der größte Botaniker unsers Jahrhunderts ist. Allerdings darf er sich rühmen, zuerst eine wirklich methodische Behandlung der Botanik eingeführt zu haben. Doch blieb dieselbe auch nach ihm immer noch ein bloßes Apothekerstudium. Dem berühmten Linné war es vorbehalten, sie zu einer philosophischen Wissenschaft zu erheben. Ich weiß wohl, mit welcher Geringschätzung man in Frankreich von diesem großen Naturforscher zu sprechen pflegt. Indeß das übrige Europa entschädigt ihn dafür und die Nachwelt wird ihn rächen.“ — Anderswo sagt er: „Dieser große Beobachter ist meines Erachtens neben Ludwig der einzige, welcher bis dahin die Botanik als Naturforscher und als Philosoph betrieben hat. Freilich, fügt er hinzu, hat er sie zusehr in Herbarien und Gärten, und nicht genug in der Natur selbst

studirt.“ Ueberhaupt entgingen ihm die Mängel seiner Leistungen ebensowenig, wie die relativen Vorzüge, welche die Arbeiten seiner mehr oder minder ebenbürtigen Gegner, eines Haller, Adanson, Jussieu rc. auszeichneten. Indeß war die entschiedene Vorliebe, die er für ihn und sein System gefaßt, so fest gewurzelt, daß er „sich von ihr nie recht zu befreien vermochte, selbst dann nicht, als er die Leere desselben empfunden hatte.“

Es läßt sich denken, daß die schmeichelhafte Weise, in welcher Rousseau sich gelegentlich über ihn aussprach, Linné nicht unbekannt blieb. Auch war sie wohl der Grund, daß er sich bewogen fand, ihn in seinen alten Tagen durch eine persönliche Zuschrift zu erfreuen. Leider kam ihr Inhalt nicht zu seiner unmittelbaren Kenntniß. Er hatte, da ihm die Handschrift auf der Adresse fremd war, die Annahme des Briefes verweigert. Als er dann erfuhr, wer der Absender sei, bot er zwar Alles auf, um nachträglich in seinen Besitz zu gelangen, erreichte aber, wie es scheint, seinen Zweck nicht. Ob Linné sich durch die Abweisung wider Willen verletzt fühlte, steht dahin; jedenfalls machte er keinen weitern Versuch, seinem schwer zugänglichen Verehrer näher zu treten, obgleich die freundliche Antwort, welche ihm zu Theil wurde, dazu wohl einladen konnte. Sie lautet: „Lassen Sie sich gütigst die Huldigungen eines sehr unwissenden, aber sehr eifrigen Schülers Ihrer Schüler gefallen, welcher der Beschäftigung mit Ihren Schriften großen Theils die Ruhe verdankt, deren er sich inmitten einer grausamen Verfolgung erfreut. Allein mit der Natur und Ihnen, verlebe ich auf meinen ländlichen Spaziergängen köstliche Stunden, und schöpfe ich aus Ihrer philosophischen Botanik einen reelleren Nutzen, wie aus allen Moralschriften der Welt. Ich höre zu meiner Freude, daß ich Ihnen nicht ganz unbekannt bin und Sie mir einige Ihrer Schriften zugedacht haben. Sie dürfen überzeugt sein, daß sie meine Lieblingslektüre bilden und die Freude an ihnen um so größer sein wird, da ich sie Ihnen verdanke. Ich amüsire mich in meinen alten Tagen damit, eine kleine Sammlung von Früchten und Saamen anzulegen. Findet sich unter Ihren Schätzen in diesem Genre einiger Abfall, mit dem Sie Jemanden glücklich machen wollen, so denken Sie gütigst an mich. Ich werde ihn dankbar annehmen. — Leben Sie wohl und fahren Sie fort, den Menschen das Buch der Natur zu öffnen und zu deuten. Ich meinerseits, zufrieden damit, auf den Blättern des Pflanzenreichs unter Ihrer Anleitung einige Worte zu entziffern, ich lese und studire Sie, ich denke mit Ihnen, ich ehre und ich liebe Sie von ganzem Herzen [12].“

Im steten Wechsel seiner anziehenden Thätigkeit mochte es Rousseau schon leichter werden, der Gemeinschaft mit den Menschen immer engere Grenzen zu ziehen. Wir sagten bereits, daß er keine Besuche mehr machte, falls ihn nicht ein dringendes Geschäft dazu nöthigte. Ebensowenig empfing er deren, wenn es sich irgend umgehen ließ. Einigen Bekannten freilich, die von Zeit zu Zeit bei ihm einsprachen, stand seine Thüre vor wie nach offen. Den Fremden aber, die sich ihr ohne gute Empfehlungen oder plausible Vorwände nahten, blieb sie hartnäckig verschlossen. Eine gleiche Beschränkung, wie der persönliche Umgang, erfuhr auch der briefliche Verkehr. Zuschriften von unbekannter Hand wurden uneröffnet zurückgewiesen, andre, deren Absender sich erkennen oder errathen ließen, zwar angenommen, doch nur beantwortet, wenn der Inhalt eine Erwiederung durchaus forderte. Die früher so lebhafte und umfassende Correspondenz gerieth mehr und mehr ins Stocken; selbst die Mittheilungen an näherstehende Freunde, welche in der ersten Zeit des Pariser Aufenthaltes noch fortgesetzt wurden, hörten in den späteren Jahren allmälig auf. War auch das Bedürfniß, sich auszusprechen, keineswegs erstorben, Rousseau glaubte es unterdrücken zu müssen. Nur eine vollständige Isolirung konnte, so schien es ihm, die Ruhe gewähren, die er sich für seine noch übrigen Lebenstage zu sichern wünschte. Jede Berührung mit den Menschen störte oder verletzte ihn; jede Kunde, die er von ihrem Thun und Treiben erhielt, regte ihn auf. Kein Wunder, daß er fast ängstlich bemüht war, der einen aus dem Wege zu gehen und die andere von sich fern zu halten. Wollte man ihm erzählen, was draußen in der Welt vorging, so wurde er unwirsch. Er vermied es sorgfältig, Zeitungen oder Journale zu lesen. Auch Bücher nahm er nur selten und ausnahmsweise zur Hand, wenn sie nicht die Botanik zum Gegenstande hatten.

So gegen die Außenwelt abgeschlossen, „allein mit sich und der Natur", lebte er, soweit das der Schmerz über sein unverdientes Geschick und die doch stets wache Sorge um Ehre und Nachruhm gestatteten, still und friedlich dahin. Es kam ihm dabei sehr zu Statten, daß seine Gesundheit, je älter er wurde, sich um so mehr befestigte. Die Klagen und Besorgnisse, zu welchen sie früher beständig Anlaß gab, durften verstummen. Von Krankheiten ernsterer Art blieb er, solange er in Paris weilte, verschont, und fehlte es auch nicht ganz an kleinen Leiden und Beschwerden, sie gingen schnell vorüber, ohne in den gewohnten Lebensgang störend einzugreifen. Die einzige längere Unterbrechung, welche dieser zu der in Rede stehenden Zeit erfuhr,

war die Folge eines immerhin bedenklichen Unfalls, der sich im Spätherbste des Jahres 1776 ereignete. Rousseau selbst erzählt den Hergang und zwar so lebhaft und anschaulich, daß wir es uns nicht versagen wollen, den interessanten Bericht hier wiederzugeben[13]). — „Am Donnerstage den 24. October verfolgte ich nach dem Mittagessen die Boulevards bis zur Straße Chemin-vert, durch welche ich auf die Höhen von Menilmontant gelangte. Von dort aus schlug ich die Fußwege ein, die quer durch die Weinberge und Wiesen führen, und wanderte so bis Charonne durch die reizende Landschaft, welche die beiden Dörfer von einander trennt. Dann machte ich einen Umweg, um durch dieselben Wiesen auf einem andern Pfade zurückzukehren. Ich ging einher mit dem Vergnügen und Interesse, welches hübsche Punkte mir stets einflößen, blieb auch zuweilen stehen, um die eine oder andere Pflanze näher ins Auge zu fassen. Ich bemerkte deren zwei, die ich nur selten in der Umgebung von Paris gesehen, hier aber in reicher Fülle vertreten fand. Diese Entdeckung erfreute und beschäftigte mich sehr lange, zumal ihr schließlich die einer andern noch selteneren Pflanze folgte.“ —

„Nachdem ich dann noch andre Gewächse, die grade in Blüthe standen, genauer besichtigt hatte, gab ich diese kleinen Beobachtungen auf, um mich dem nicht weniger angenehmen, aber ergreifenderen Eindrucke hinzugeben, den das Ensemble auf mich machte. Die Weinlese war seit einigen Tagen beendigt; die Spaziergänger aus der Stadt hatten sich schon zurückgezogen; auch die Landleute verließen die Felder. Die Landschaft, noch grün und lachend, aber zum Theil entblättert und fast schon öde, bot das Bild der Einsamkeit und des nahenden Winters. Ihr Anblick machte einen gemischten, süß-traurigen Eindruck, der meinem Alter und Geschick zu sehr entsprach, als daß ich ihn nicht auf mich hätte beziehen sollen. Ich sah mich an der Neige eines schuldlosen und unglücklichen Lebens, das Herz noch voll lebhafter Empfindungen, den Geist noch mit einigen, leider von Trauer gebleichten Blüthen geschmückt. Allein und verlassen, fühlte ich die Kälte des ersten Eises näher kommen, und meine versiegende Phantasie bevölkerte die Einsamkeit nicht mehr mit Wesen nach meinem Herzen. Ich sagte mir seufzend: Was habe ich hienieden gethan? Ich war geschaffen, um zu leben, und ich sterbe, ohne gelebt zu haben. Doch ist das wenigstens nicht meine Schuld; ich werde meinem Schöpfer wenn nicht das Opfer der guten Werke, die man mich nicht hat ausführen lassen, so doch einen Tribut an guten Absichten und redlicher Gesinnung darbringen. — Ich wurde bei diesen Betrachtungen weich; ich vergegenwärtigte

mir die Bewegungen, die meine Seele seit den Tagen der Jugend erfüllt, verweilte wohlgefällig bei den Gefühlen, die mein Herz beseelt, bei den Gedanken, die meinen Geist beschäftigt. In solchen Erinnerungen verstrich der Nachmittag, und ich ging, sehr zufrieden mit meinem Tagwerk, heimwärts, als mich mitten in meinen Träumereien ein Vorfall aus ihnen herausriß, den ich nun erzählen will."

„Gegen sechs Uhr befand ich mich auf dem Abhange von Menilmontant, als einige Leute, die vor mir hergingen, sich plötzlich rasch entfernten und ich einen großen dänischen Hund auf mich losstürzen sah, welcher vor einem Wagen — es war die Carosse des Herrn von St. Fargeau — daherstürmte und, als er mich bemerkte, selbst keine Zeit mehr hatte, seinen Lauf zu hemmen oder auszuweichen. Ich dachte, das beste Mittel, nicht umgeworfen zu werden, sei, einen Sprung in die Höhe zu wagen, sodaß der Hund unter mir durchginge, während ich in der Luft schwebte. Dieser Gedanke, der mir schnell wie der Blitz durch den Kopf fuhr, zu dessen Erwägung oder Ausführung ich aber keine Zeit mehr hatte, war der letzte vor meinem Sturze. Ich fühlte weder den Stoß, noch den Fall, noch irgend etwas von dem, was folgte, bis ich wieder zu mir kam. Es war fast Nacht, als ich das Bewußtsein wieder erlangte. Ich fand mich in den Armen einiger jungen Leute, die mir erzählten, was mir so eben begegnet war. Der dänische Hund war in seinem unaufhaltsamen Laufe gegen meine Beine gerannt und hatte mich durch seine Masse und Schnelligkeit, den Kopf vornüber, zu Falle gebracht. Die obere Kinnlade, welche die ganze Last des Körpers trug, war auf das holprige Pflaster gestoßen, und der Sturz um so heftiger gewesen, da an dem Abhange mein Kopf tiefer gefallen war, als die Füße. Der Wagen, zu welchem der Hund gehörte, folgte unmittelbar und würde mir über den Leib gegangen sein, wenn der Kutscher nicht augenblicklich die Pferde angehalten hätte. Das war es, was ich aus dem Berichte der Leute erfuhr, die mich aufgehoben hatten und noch festhielten, als ich wieder zu mir kam. Der Zustand aber, in welchem ich mich in diesem Augenblicke befand, war zu sonderbar, als daß ich ihn nicht beschreiben sollte."

„Die Nacht rückte vor. Ich sah den Himmel, einige Sterne und etwas Grün. Diese erste Empfindung war ein köstlicher Moment. Ich hatte zunächst nur das Gefühl meiner selbst. Es war, als würde ich eben geboren, und es schien mir, als wenn ich Alles, was ich wahrnahm, mit meinem Dasein erfüllte. Ganz in den gegenwärtigen Augenblick verloren, erinnerte ich mich an

nichts; ich hatte keinen deutlichen Begriff von mir selbst, keine Vorstellung von dem, was mir begegnet war. Ich wußte weder wer, noch wo ich war; ich fühlte weder Schmerz, noch Besorgniß, noch Unruhe. Ich sah mein Blut fließen, wie ich einen Bach hätte dahinfließen sehen, ohne auch nur daran zu denken, daß dieses Blut mir angehöre. Ich empfand in meinem ganzen Wesen eine köstliche Ruhe, der ich, so oft ich mich an sie erinnere, aus dem bekannten Kreise der bewegten Freuden nichts vergleichen kann. — Man fragte mich, wo ich wohne; ich war außer Stande, es zu sagen. Ich fragte dann, wo ich sei; man antwortete: in der Haute-Borne, und hätte ebensogut „auf dem Berge Atlas" sagen können. Ich mußte successive nach dem Lande, nach der Stadt, nach dem Viertel fragen. Doch genügte auch das noch nicht, um mich zu orientiren; es bedurfte des ganzen Weges bis zum Boulevard, um mir meinen Namen und meine Wohnung ins Gedächtniß zu rufen. Ein unbekannter Herr, der mich begleitete, rieth mir, als er erfuhr, daß ich soweit ab wohne, im Temple einen Fiaker zu nehmen. Ich ging ohne Beschwerde ganz leicht daher, fühlte weder Wunde, noch Schmerz, obgleich ich beständig viel Blut ausspie. Doch überliefen mich kalte Schauer, in Folge deren die erschütterten Zähne auf eine sehr unbehagliche Weise zusammenschlugen. Am Temple angekommen, dachte ich, daß es, da ich mühelos gehen könne, besser sei, so fortzuwandern, als mich der Gefahr auszusetzen, in einem Fiaker vor Kälte umzukommen. Ich legte denn auch die halbe Stunde, welche der Temple von der Rue Plâtrière entfernt ist, ohne Anstoß zurück, wich den Hindernissen, den Wagen aus, und verfolgte meinen Weg ebensogut, als wenn ich vollkommen gesund gewesen wäre. Ich komme an, öffne, steige im Dunkeln hinauf und trete in meine Wohnung, ohne daß ich auch jetzt noch von dem Falle und seinen Folgen etwas bemerke."

„Erst als meine Frau bei meinem Anblicke laut aufschrie, wurde mir klar, daß ich schlimmer mitgenommen worden, als ich dachte. Ich brachte indeß die Nacht hin, ohne meine Leiden zu kennen und zu empfinden. Die Untersuchung aber, welche am nächsten Morgen stattfand, ergab folgendes Resultat: Die Oberlippe war im Innern bis zur Nase aufgerissen; auswärts hatte die Haut sie besser geschützt und eine vollständige Spaltung verhindert; vier Zähne in der oberen Kinnlade waren eingedrückt, der ganze Theil des Gesichtes, der sie bedeckt, gequetscht und ungemein angeschwollen, der rechte Daumen verstaucht und sehr dick, der linke arg verletzt; der linke Arm verstaucht; das Knie am linken Bein auch sehr angeschwollen und in Folge einer starken

und schmerzhaften Contusion außer Stande, sich zu bewegen. Doch bei alledem nichts zerbrochen, nicht einmal ein Zahn, ein Glück, das bei einem solchen Falle fast ein Wunder zu nennen ist."

Man sieht, die Verletzungen waren zwar nicht grade gefährlich, aber doch schlimm genug. Auch hielten es die herzugerufenen Aerzte für rathsam, einen Aderlaß anzuordnen. Doch davon wollte der Patient nichts hören; er verweigerte hartnäckig seine Zustimmung. Es half wenig, daß man seine Hauswirthin, der man einigen Einfluß auf ihn zuschrieb, ins Mittel zog. Als sie ihm versicherte, daß sie in einem ähnlichen Falle ohne Aderlaß unterlegen sein würde, unterbrach er sie mit den Worten: „Das kam daher, daß Sie schlechtes Blut hatten; ich aber habe nur gutes [14])." Uebrigens nahm er sein Mißgeschick zunächst ziemlich ruhig, ja selbst mit heiterem Sinne hin. Corancez erzählt: „Als ich von dem Vorfalle gehört, eile ich am nächsten Morgen zu ihm. Wie ich in das Zimmer trete, dringt mir ein entsetzlicher Fieberdunst entgegen. Er befand sich im Bette; ich sehe ihn an, nie werde ich sein Aussehen vergessen. Neben der Geschwulst, welche das ganze Gesicht bedeckte und es völlig entstellte, bemerkte ich eine Menge kleiner Papierstreifen, die er auf die Wunden seiner Lippen hatte heften lassen. . . . Er erzählte mir den Vorgang ganz ruhig; trotz seines bedenklichen Zustandes und der heftigen Erschütterung, welche der Sturz und das Fieber verursacht hatten, war er doch besonnen genug, in dem Unfalle weder etwas Außerordentliches, noch irgend welche Absicht zu sehen. Ich hatte nie weniger Anlaß zur Heiterkeit und Rousseau nie mehr Grund zur Trauer. Dennoch wurde unsere Unterhaltung in ihrem zwanglosen Verlaufe so lebhaft und munter, daß der Unglückliche, der durch sein Lachen die verklebten Wunden immer wieder öffnete, mich endlich um Erholung bat, und ich die Nothwendigkeit einsah, mich zu entfernen."

Diese heitere Unbefangenheit war indeß nicht von Dauer; Argwohn und Besorgniß kehrten bald zurück und regten sich um so stärker, da die Fieber, welche der leidende Zustand mit sich brachte, den getrübten Blick noch mehr verdunkelten. Es war am Ende sehr natürlich, daß der Unfall in den Berichten, welche über ihn in Paris umliefen, so verändert und entstellt wurde, daß man die Wahrheit nicht mehr erkennen konnte. Rousseau indeß fand „diese Metamorphose" höchst verdächtig. Ueberdies „gesellten sich ihr so viele auffallende Umstände, sie war von so vielen dunkeln Reden begleitet, man verschwieg so Manches und sprach von der Sache mit einer so lächerlichen Zurückhaltung, daß ihn alle diese Geheimnisse ernstlich beunruhigten". Seine

Aufregung wuchs, als er nach seiner Herstellung die gewohnten Spaziergänge wieder aufnahm und aus dem Erstaunen der Begegnenden schließen zu müssen glaubte, daß es „über ihn noch irgend eine andere ihm unbekannte Nachricht gebe". Er erfuhr endlich, es gehe im Publikum das Gerücht, daß er in Folge des Falles gestorben sei. In der That galt sein Tod selbst noch einige Wochen später bei Hofe, wie in der Stadt, für eine ausgemachte Sache. Schon wurde eine Subscription eröffnet, um den Druck der Manuscripte zu sichern, die man in seinem Nachlaß finden werde. Er selber freilich war überzeugt, daß es sich nicht um diese, sondern von einer Sammlung unächter Schriften handle, die man seit geraumer Zeit angefertigt, um sie ihm, sobald er von der Erde geschieden sei, unterzuschieben. Mußte er doch auch erleben, wie das eine oder andere Journal der Nachricht von seinem Tode einen vorzeitigen Nekrolog hinzufügte, in welchem sein Andenken auf die schmählichste Weise beschimpft wurde. Konnte er noch länger an dem traurigen Loose zweifeln, das seiner wartete, wenn er erst wirklich gestorben? Gewiß waren die Erfahrungen, die er eben jetzt machte, nur zu geeignet, ihn in der Ansicht zu bestärken, daß für ihn nichts mehr zu hoffen, das Schicksal seiner Person, wie seines Rufes, unabänderlich festgestellt sei.

Nun hatte er sich zwar mit diesem trostlosen Gedanken allmälig in etwa ausgesöhnt. Doch die neue Bestätigung, welche die jüngsten Erlebnisse ihm zu geben schienen, erneuerten auch seine niederschlagende Wirkung. Die kaum gewonnene und mühsam behauptete Fassung war ernstlich gefährdet; Rousseau vermochte sie nur dadurch zu bewahren, daß er seine Lage aus dem religiösen Gesichtspunkte, als eine unmittelbare Fügung des göttlichen Willens ansah. Wie sollte es auch anders sein? Die Uebereinstimmung, mit welcher die ganze lebende Generation sich ausnahmslos an seiner Verfolgung betheiligte, war zu ungewöhnlich, als daß man sie für zufällig hätte halten können. „Ein einziger Mensch, der seine Mitwirkung verweigerte, eine einzige Begebenheit, die sich hindernd entgegenstellte, ein einziger unvorhergesehener Umstand, der hemmend in den Weg trat, reichte aus, um das Complot scheitern zu machen." Aber „alle Willensäußerungen, alle zufälligen Ereignisse, das Schicksal, alle Umwälzungen haben das Werk der Menschen gefördert. Ein so auffallendes Zusammentreffen, das ans Wunderbare streift", ließ keinen Zweifel darüber, daß „sein vollständiges Gelingen in den ewigen Beschlüssen des Himmels geschrieben stehe". Rousseau gab dieser Auffassung um so eher Raum, da er sich alsbald an

eine Menge von speziellen Wahrnehmungen erinnerte, die ihr in der Vergangenheit, wie in der Gegenwart, zur Stütze dienten. Er konnte nicht länger umhin, „in dem, was ihm bisher als eine Frucht menschlicher Bosheit erschienen war, eines jener göttlichen Geheimnisse zu sehen, in welche der Verstand des Menschen nicht einzudringen vermag."

Fast möchte man, wenn man ihn so reden hört, meinen, der Geist Calvin's spreche aus ihm. Jedenfalls zeigt seine Ansicht mit der Lehre von der Vorherbestimmung, wie sie der große Theologe zur Geltung brachte, eine unverkennbare Verwandtschaft. Gott hat ihn nach seinem unergründlichen Rathschlusse zwar nicht zu ewiger Verdammniß, wohl aber zu zeitlichem Mißgeschick prädestinirt. Was er auch thun mag, er kann es nicht abwenden, noch ihm entrinnen. Es ist einmal der Wille des Höchsten, daß er leide, und der Gang der Dinge so geordnet, daß dieser Wille zur Ausführung gelangen muß. Ein solcher Glaube, der übrigens ein starkes Selbstgefühl voraussetzt, kann, sollte man denken, nur dahin führen, den Unglücklichen, welcher sich ihm hingibt, vollends zu entmuthigen. Rousseau indeß fand in ihm Trost und Beruhigung. Zwar ging er nicht soweit, wie der heilige Augustin, „dem es recht gewesen wäre, verdammt zu werden, wenn Gott es so gewollt hätte". Seine Ergebung entsprang aus einer Quelle, die „vielleicht weniger uneigennützig, aber gleich rein" und nach seinem Dafürhalten „des vollkommenen Wesens würdiger" war. Er sagte sich: „Gott ist gerecht und er weiß, daß ich unschuldig bin. Ich darf Vertrauen haben; Herz und Vernunft rufen mir zu, daß es mich nicht täuschen wird. Lassen wir also Menschen und Schicksal walten; lernen wir, ohne Murren zu dulden. Alles muß schließlich zur Ordnung zurückkehren; auch ich werde früher oder später an die Reihe kommen."

Es steht doch bedenklich um eine Resignation, welche die Hoffnung nicht aufgeben kann, und wer sein gegenwärtiges Mißgeschick als ein nicht verdientes Unrecht empfindet, wird es darum kaum leichter ertragen, weil er an eine künftige Ausgleichung glaubt. Rousseau hat sich ohne Zweifel ernstlich bemüht, seine, wie er meinte, trost- und aussichtslose Lage in ruhiger Ergebung hinzunehmen. Aber wenn ihm das auch zeitweilig gelang, er war außer Stande, sich dauernd über sie zu erheben. Der Druck, womit sie auf ihm lastete, wollte nicht weichen; er machte sich immer wieder fühlbar und beugte ihn trotz aller Versuche, sich aufzurichten, stets von Neuem wieder. Es ist ein ergreifender Anblick, dieses beständige mühevolle und doch vergebliche Ringen; man kann dem traurigen Kampfe nicht ohne tiefe Rührung folgen,

wiewohl man weiß, daß er im Grunde gegen ein selbstgeschaffenes Phantasiegebilde gerichtet ist. — Uebrigens gesellten sich zu den Sorgen und Bedrängnissen, welche nur in der Einbildung existirten, bald auch andere von sehr reeller Art. Rousseau selbst erholte sich zwar schnell von den Folgen des Unfalls, der ihn betroffen. Nun begann aber Therese zu kränkeln, und war auch ihr Zustand nicht grade bedenklich, er verschlimmerte sich doch mehr und mehr. Nicht selten genöthigt, das Bett zu hüten, war sie außer Stande, dem kleinen Haushalte in gewohnter Weise vorzustehen. Eine Magd, die zur Aushülfe genommen wurde, ließ sich auf die Dauer nicht halten. Ob, wie erzählt wird[15]), die Unverträglichkeit Theresen's daran schuld war, mag dahingestellt bleiben. Gewiß ist, daß die geringen Einkünfte, auf welche man angewiesen war, die fortgesetzte Verwendung eines Dienstboten nicht gestatteten. Sie reichten dazu um so weniger aus, da der Zuschuß, welchen bis dahin die Copie geliefert, allmälig wegfiel. Der berühmte Sonderling verlor im Laufe der Zeit seine Anziehungskraft; die Zahl der Kunden verminderte sich mit der Neugierde, die sie ihm zugeführt. Zudem kam es nicht selten vor, daß die Arbeiten, die man in Auftrag gegeben, nach ihrer Vollendung nicht abgeholt wurden. Rousseau mochte sich nicht länger um Mühe und Lohn betrogen sehen; er beschloß, eine Beschäftigung aufzugeben, die ihm ohnehin schon deshalb unbequem wurde, weil sie ihn fortwährend mit fremden und meist widerwärtigen Menschen in Berührung brachte.

Freilich konnte er ohne sie in der bisherigen Weise nicht fortleben. Wie gering die Bedürfnisse sein mochten, die Führung eines eigenen Haushaltes mitten in dem theuern Paris war auf die Länge unmöglich. Es bedurfte einer anderen billigeren Einrichtung, wollte man nicht in arge Verlegenheiten, vielleicht gar in Mangel und Noth gerathen. Ueberdies, man wurde beiderseits immer älter und schwächer; unfähig, sich selbst einander den nöthigen Beistand zu leisten, war man auf fremde Hülfe angewiesen, die sich doch unter den gegebenen Verhältnissen nicht beschaffen ließ. Hätte es sich nur um seine eigne Person gehandelt, Rousseau würde die ernsten Schwierigkeiten, welche die Zukunft zu bringen drohte, wohl mit größerem Gleichmuth erwartet haben. Doch er stand eben nicht allein, und das traurige Loos, dem auch die Gefährtin seines Lebens entgegenzugehen schien, erfüllte ihn mit ängstlicher Sorge. Sie hatte sich stets als eine treue, zuverlässige Freundin bewiesen, hatte ihm, während alle Welt von ihm abfiel, eine unveränderte Anhänglichkeit bewahrt. Es war natürlich, daß er sich ihr, je mehr er sich den übrigen Menschen entfremdete, um so fester und inniger verbunden fühlte. Gab es

doch außer ihr Niemanden, der sein Vertrauen verdiente, den er achten und lieben durfte. Die einzige unter den Lebenden, die ihm noch eine wahrhafte Zuneigung einflößte, lag ihm ihr künftiges Wohl aufrichtig am Herzen. Er sah mit Schrecken die herben Prüfungen, welche ihrer warteten, und wünschte sehnlichst, sie ihr zu ersparen. Wie aber war das zu ermöglichen? Ueberzeugt, daß er rings von Feinden und Verräthern umgeben sei, an wen sollte er sich wenden? Die Menschen, mit welchen er persönlich verkehrte, waren ihm insgesammt mehr oder weniger verdächtig; es fand sich unter ihnen Keiner, dessen Beistand er in Anspruch nehmen konnte oder wollte. Nur der Zufall, so schien es ihm, mochte gewähren, was er kaum noch zu hoffen wagte.

Er griff daher zu dem Mittel, von welchem er in letzter Zeit schon öfter Gebrauch gemacht: er verfaßte (im Februar 1777) ein kurzes Cirkular, in welchem er seine Lage, wie seine Wünsche zu Jedermanns Kenntniß brachte und das er dann gelegentlich dem Einen oder Anderen, dessen Physiognomie einiges Zutrauen erweckte, übergab. Man hat dieses Rundschreiben später unter den Papieren des Grafen Duprat, der zur Zeit der Schreckensherrschaft hingerichtet wurde, aufgefunden [16]). Rousseau sagt darin: „Meine Frau ist seit geraumer Zeit leidend und ihre zunehmende Kränklichkeit macht es ihr nicht nur unmöglich, ihre kleine Haushaltung zu besorgen, sie bedarf auch selbst des Beistandes Anderer, wenn sie gezwungen ist, das Bett zu hüten. Ich habe sie bis dahin in allen ihren Krankheiten gewartet und gepflegt; das Alter gestattet mir diese Dienste nicht mehr. Ueberdies, wie klein die Haushaltung auch ist, sie besorgt sich nicht von selbst; die Lebensmittel müssen beschafft und zubereitet, die Reinlichkeit muß erhalten werden. Da ich das alles nicht allein besorgen kann, habe ich es mit einer Magd versucht. Eine zehnmonatliche Erfahrung hat mich indeß belehrt, daß diese Aushülfe nicht genügt und in unserer Lage mit großen Unannehmlichkeiten verknüpft ist, die sich weder vermeiden, noch auf die Dauer ertragen lassen. Gezwungen, durchaus allein zu leben, und doch außer Stande, der Dienste Anderer zu entrathen, bleibt uns bei unserer Schwäche und Verlassenheit nur ein Mittel, uns in unseren alten Tagen zu erhalten, die Bitte an die, welche über unser Geschick verfügen, auch über unsere Personen disponiren, uns ein Asyl öffnen zu wollen, in welchem wir auf unsere Kosten, aber frei von den Mühen und Sorgen, die fortan über unsere Kräfte gehen, leben können."

„Uebrigens, wie man mich auch behandeln mag, ob man mich in förmlichem Verschluß hält oder in scheinbarer Freiheit läßt, in ein Hospital oder in eine Wüste, unter harte oder milde,

falsche oder offenherzige Menschen bringt, ich gebe zu Allem meine Zustimmung, wenn man meiner Frau die erforderliche Pflege zu Theil werden läßt und mir bis zum Ende meiner Tage die unentbehrliche Wohnung, die einfachste Kleidung und Nahrung gibt, ohne daß ich mich um irgendetwas zu kümmern brauche. Wir werden dafür Alles hingeben, was wir an Geld, Effekten und Renten besitzen, und habe ich Grund, zu hoffen, daß dies ausreichen wird, namentlich in Provinzen, wo die Lebensmittel billig, und in Häusern, die zu diesem Zwecke eingerichtet sind, zumal ich mich von Herzen gerne jedem meinen Mitteln entsprechenden Regime unterwerfe. — Ich glaube hiermit nichts zu verlangen, was in einer so traurigen Lage unter Menschen verweigert wird. Ich bin sogar überzeugt, daß dieses Arrangement den Leuten, die über mein Schicksal verfügen, viel Sorge und Geld ersparen würde. Doch was ich bisher von dem Systeme erfahren, welches man mir gegenüber befolgt, läßt mich zweifeln, daß mir diese Gunst zu Theil werden wird. Ich bin es mir aber schuldig, sie zu erbitten; wird sie mir verweigert, so werde ich in meinen alten Tagen meine traurige Lage doch geduldiger ertragen, wenn ich mir das Zeugniß geben kann, daß ich Alles gethan, was von mir abhing, um sie erträglicher zu machen."

Die Besorgniß Rousseau's, daß er sich vergeblich bemühe, war doch grundlos. Sein Appell an die Humanität blieb nicht ungehört; von mehr als einer Seite wurde ihm ein Asyl, wie er es wünschte und bedurfte, angeboten. Namentlich war es der schon erwähnte Graf Duprat, der sich beeilte, ihm eines seiner Landgüter zur Verfügung zu stellen. Er hatte diesen Mann, welcher damals die Stelle eines Obristlieutenants im Regimente Orleans bekleidete, soweit das bei seiner menschenfeindlichen Stimmung möglich war, liebgewonnen. Ein interessanter Vorfall zeugt von der herzlichen Zuneigung, die er für ihn hegte. „Der Graf pflegte ihn, wenn er sich in Paris aufhielt, jeden Morgen zu besuchen. Nun war eine ganze Woche vorübergegangen, ohne daß er sich eingestellt hatte. Rousseau wurde unruhig, zog Erkundigungen über ihn ein und erfuhr, daß er krank sei. Da er es sich zum Gesetze gemacht, zu Niemandem mehr hinzugehen, konnte von einem Besuche keine Rede sein. Dagegen richtete er seine Spaziergänge so ein, daß sie ihn stets zum neuen Boulevard und an der Wohnung des Grafen vorüberführten. Eines Abends indeß bleibt er der Thüre gegenüber stehen, besinnt sich eine Weile, stürzt plötzlich hinein und dringt bis zu den Gemächern des Grafen vor, der so die süße Genugthuung hatte, das Herz über die Grundsätze triumphiren zu sehen[17])." — Er durfte sich nicht

minder der beifälligen Aufnahme freuen, die seinem Anerbieten zu Theil wurde. Es kam darüber zu längeren Verhandlungen, die schon einen günstigen Abschluß hoffen ließen, als die Sache sich doch wieder zerschlug. Das in Aussicht gestellte Asyl lag weitab in einer fernen Provinz; der Umzug dorthin war nicht nur mit erheblichen Kosten, sondern auch mit großen Beschwerden verknüpft, und man durfte doch zweifeln, ob Therese diese in ihrem gegenwärtigen Zustande werde ertragen können. Rousseau selbst wurde durch die Andeutung verstimmt, daß es für ihn und seine Ruhe vielleicht bedenklich sei, unter seinem wahren Namen aufzutreten und sich inmitten einer streng katholischen Bevölkerung als Protestanten zu geriren. Der Wechsel des Wohnortes lohnte am Ende nicht der Mühe, wenn anderswo neue Unannehmlichkeiten drohten. Dennoch würde der Graf, ernstlich bestrebt, die vorhandenen Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, seinen Zweck wohl erreicht haben, hätte sich nicht mittlerweile eine andere Zufluchtsstätte geboten, die allen Anforderungen zu entsprechen schien.

Unfern dem Städtchen Chantilly im Departement der Oise liegen, etwa zehn Wegstunden nördlich von Paris, Dorf und Schloß Ermenonville. Der Ort ist historisch nicht unbekannt. Zur Zeit der Religions- und Bürgerkriege fanden in seiner Nähe blutige Kämpfe statt. Später lebte hier Gabriele d'Estrées, die reizende Geliebte König Heinrichs IV.; ein übrig gebliebener Thurm des alten Jagdschlosses, in welchem sie wohnte, trägt noch heute ihren Namen. In den Tagen, die unsere Erzählung im Auge hat, mochte die Erinnerung an diese ferne Vergangenheit ziemlich verblichen sein. Um so mehr sprach man von der neuen Schöpfung, welche der gegenwärtige Besitzer des Gutes auf dem wenig günstigen Terrain vor Kurzem ins Leben gerufen hatte. René Louis, Marquis von Girardin, hatte nach einer ehrenvollen militairischen Laufbahn, die ihm den Rang eines Obersten eingetragen, seinen Abschied genommen und sich auf seinen Landsitz Ermenonville zurückgezogen. Ein sinniger und kenntnißreicher Freund landschaftlicher Schönheit [18]), benutzte er seine Muße dazu, in der etwas verwahrlosten Umgebung des Schlosses großartige Anlagen auszuführen. Das wüste, sumpfige Terrain verwandelte sich so in einen weiten, prächtigen Park, der allgemein bewundert und vielfach nicht nur von Parisern, sondern auch von den Fremden, welche in der Hauptstadt verweilten, besucht wurde.

Vielleicht war dieser Umstand nicht grade geeignet, den Ort als eine für Rousseau passende Wohnstätte erscheinen zu lassen. Indeß hören wir nicht, daß er ihm irgendwie Bedenken erregte,

als Herr von Girardin ihn einlud, nach seiner reizenden Besitzung überzusiedeln. Möglich, daß Corancez nicht ganz Unrecht hat, wenn er andeutet, man habe ihm keine Zeit zur Ueberlegung gelassen, vielmehr den Umzug gegen oder doch ohne seinen Willen so beschleunigt, daß er ihn als eine vollendete Thatsache habe hinnehmen müssen [19]). Es ist wenigstens in etwa auffallend, daß er den Vorschlag so schnell und leicht acceptirte, zumal derselbe von einem Manne ausging, welchen er persönlich, wie es scheint, kaum näher kannte. Zwar wird uns berichtet, daß der Marquis in früherer Zeit, als er am Hofe des Königs Stanislas zu Nancy in Diensten stand, Rousseau gegen die damaligen Angriffe Palissot's vertheidigt habe. Doch hatte diese Parteinahme, soviel man sieht, keine persönliche Annäherung zur Folge. Ebensowenig liegt ein Grund zu der Annahme vor, daß es in Paris zu einer intimeren Beziehung gekommen sei. Rousseau gedenkt seines späteren Gastfreundes mit keiner Silbe, und stand ihm derselbe allem Anscheine nach nicht näher, wie andere Bekannte, mit welchen er gelegentlich und obenhin verkehrte. Wenn sein Vorschlag trotzdem keinem Widerspruch begegnete, so lag das wohl zum Theil daran, daß er Therese für ihn zu gewinnen wußte. Die verständige Frau mochte einsehen, daß durch die Annahme desselben den Verlegenheiten, welche die Lage mit sich brachte, am besten abgeholfen werde. Rousseau aber folgte ihrem Rathe um so eher, da ihr Zustand ihn in hohem Grade beunruhigte und der Hausarzt, welcher wahrscheinlich mit ins Geheimniß gezogen wurde, den Aufenthalt auf dem Lande für sie dringend geboten hielt. Er beschloß, die Lokalität persönlich in Augenschein zu nehmen. Natürlich fand er eine höchst freundliche Aufnahme; Herr von Girardin und seine Frau kamen ihm und seinen Wünschen bereitwilligst entgegen. Zugleich verfehlte der schöne, eben jetzt im frischen, vollen Schmucke des Frühlings prangende Park seine anziehende Wirkung nicht. Man begreift es schon, daß er sich unschwer übereden ließ, gleich dort zu bleiben, und die Sorge für den Umzug Theresen und ihren Gehülfen zu überlassen.

IX.

Am 20. Mai (1778) hatte Rousseau seine neue Wohnung, die er nur noch mit dem Grabe vertauschen sollte, bezogen. Sie befand sich nicht im Schlosse selbst — vermuthlich wollte er weder geniren, noch genirt werden — sondern in dem „kleinen, bescheidenen“ Hause des Kastellans. Die Zimmer, im oberen Stocke

gelegen, waren enge und niedrig; so hatte das Kabinet, in welchem er schlief und starb, nicht mehr als sechs Fuß Länge und Breite. Schlimmer noch war, daß es wegen der Bäume, die das tiefliegende Gebäude dicht umstanden, sowohl an Luft und Licht, wie an jeder Aus- und Fernsicht fehlte. Madame Roland, welche das Asyl ihres Lieblings einige Jahre nach dessen Tode besuchte, meint daher, er habe hier „recht schlecht" gewohnt. Freilich ist sie auch von dem Parke, den Andere nicht genug zu preisen wissen, nur wenig erbaut. „Die Gegend an sich," sagt sie, „das Thal, welches Ermenonville einnimmt, ist so trist wie möglich: Sand auf den Höhen, Sümpfe in den Niederungen, trübe, schwärzliche Gewässer; keine Aussichtspunkte, nicht ein einziger Durchblick auf lachende Fluren; Wälder, in welchen man wie begraben ist, tief liegende Wiesen, das ist die Natur. Die Kunst aber hat die Gewässer geleitet, vertheilt, gehemmt, das Gehölz coupirt, durchbrochen; sie bilden vereint ein anziehendes, melancholisches Ganze, graziöse Details und malerische Parthien. Namentlich gewährt die Pappelinsel inmitten eines von waldigen Hügeln umkränzten Sees einen sehr hübschen und interessanten Anblick." Weniger behagen die Ruinen, Grotten und andere künstliche Bauten, welchen man hier und da begegnet. Sie sind, wie das bei solchen Nachbildungen in englischem Style gewöhnlich der Fall ist, zu klein gerathen, verstoßen daher gegen die Wahrscheinlichkeit und werden lächerlich. „Im Ganzen," so schließt die Dame ihre Schilderung, „zeigt Ermenonville nicht jene glänzende Schönheit, welche dem Reisenden imponirt. Doch glaube ich wohl, daß die Anlage den Bewohner, der sie täglich besucht, zu fesseln vermag [1])."

Von Rousseau selbst liegen uns über seinen Wohnort und den Grad der Befriedigung, welche er ihm gewährte, keine Aeußerungen vor. Jedenfalls bot er, was ihm vor Allem erwünscht war: eine stets bereite Gelegenheit zu bequemen, anziehenden Wanderungen im Freien. Auch brachte er, wenn ihn nicht Regen oder Unwohlsein an das Zimmer fesselte, den größten Theil des Tages draußen zu. Wie in jüngeren Jahren, so erhob er sich auch jetzt schon bei oder vor Sonnenaufgang, um sich in der frischen Morgenluft zu ergehen. Nachdem er dann gefrühstückt, begab er sich ins Schloß, wo er den beiden Kindern seines Wirthes eine Stunde Unterricht in der Musik ertheilte. Er mochte, was er dem Marquis für Wohnung und Unterhalt zahlen konnte, nicht für ausreichend halten und sich deshalb zu persönlichen Diensten dieser Art verpflichtet glauben. Die Kinder [2]) gewannen ihn, scheint es, bald lieb; sie begleiteten ihn oft auf den botanischen Promenaden, die er in den späteren Morgen- und

Nachmittagsstunden zu unternehmen pflegte. Der Umgang mit diesen unschuldigen Seelen, vor welchen sein Argwohn verstummen mußte, that ihm wohl. Er vermißte etwas, wenn sie sich nicht an seiner Seite befanden; namentlich durfte der „Gouverneur", wie er den Knaben scherzweise nannte, bei seinen Ausgängen nicht fehlen. Uebrigens verkehrte er nicht nur mit den Kleinen, sondern auch vielfach mit ihren Eltern. Die Einladungen, welche sie ihm zugehen ließen, wurden meist bereitwillig angenommen. Er wich ihnen selbst dann nicht aus, wenn er Fremde anwesend wußte, war vielmehr bemüht, im geselligen Kreise zur Unterhaltung der Gäste das Seinige beizutragen. Herr von Magellaes, ein Portugiese, welcher zu dieser Zeit einige Tage in Ermenonville verweilte, erzählt:

„Wir langten kurz vor dem Diner im Schlosse an und fanden hier Gesellschaft, die gekommen war, um Herrn von Girardin und seine Familie zu besuchen. Nach dem Essen erschien Rousseau in dem Augenblicke, als man sich zu einem Spaziergange anschickte und schon auf der Brücke des Grabens war, welcher das Schloß umgibt. In seinem Gesichte lag nichts, was ihn verrieth, es sei denn die Lebhaftigkeit der Augen. Nach seiner einfachen, bescheidenen Haltung, die, durchaus anspruchslos, in keiner Weise seinen hohen Geist ahnen ließ, hätte man nie in ihm den Mann gesucht, der er war .... Allmälig knüpfte ich, wie zufällig, eine Unterhaltung mit ihm an und war sehr erfreut, ihn in einer ganz behaglichen Stimmung zu finden. Die Ruhe seiner Seele und die Zufriedenheit seines Herzens sprachen sich auf seinem Gesichte, wie in seinen Reden deutlich aus. Er ging ohne alle Schwierigkeit auf die gleichgültigsten Gegenstände der Unterhaltung ein, wenn man sich an ihn wandte oder er sie fortzuführen hatte. Es war die Einfachheit selbst; er drückte sich mit einer reizenden Naivetät aus, welche die Reinheit und Aufrichtigkeit seiner Seele so recht erkennen ließ. Es freute mich, zu bemerken, wie selbst die Kinder des Herrn von Girardin seiner Neigung für die Botanik entgegenkamen, da sie ihm die selteneren Pflanzen brachten, welche sie auf dem Spaziergange antrafen. Er unterhielt sich mit ihnen, indem er ihnen die Kennzeichen der Classe angab und die spezifischen Unterschiede zeigte. Indeß wurden auch von Zeit zu Zeit, wiewohl sehr selten, Aeußerungen laut, die einen Rousseau verriethen — es waren energische, sinnvolle Lakonismen. Mir entfuhr, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, die Bemerkung, die Menschen seien böse. Die Menschen, ja, erwiederte er, aber der Mensch ist gut. — Als wir gegen Abend in das Schloß zurückkehrten, erfreute uns

Herr von Girardin durch ein Conzert, an welchem Rousseau einigen Antheil nahm. Ich erinnere mich namentlich, daß er die Romanze von der Weide, die er vor Kurzem componirt hatte, auf dem Pianoforte begleitete. Ich erhielt mit seiner Erlaubniß eine Copie dieser kleinen Piece. — Am folgenden Tage nahm Rousseau die Einladung zum Diner an. Er kam zur gewöhnlichen Stunde, betheiligte sich auch an der Promenade, die nach Tisch unternommen wurde. Der Tag verlief ebenso angenehm, wie der vorhergehende. Hätte ich nur meine Neigung zu befragen gehabt, so würde ich der verbindlichen Aufforderung Herrn von Girardin's, noch einige Tage zu bleiben, gefolgt sein. Doch die Rückreise nach London ließ sich nicht länger hinausschieben. Ich war genöthigt, diese anziehende Gesellschaft zu verlassen, in welcher man mich so gütig behandelt und ich die Tugenden der Gastfreundschaft, der Großmuth und liebevollen Fürsorge an dem außerordentlichen Manne hatte üben sehen, der solange ein Gegenstand des Neides und der Spielball des Schicksals gewesen ist [3])."

Man sieht, Rousseau hatte trotz seiner Antipathie gegen die Menschen die Fähigkeit, mit ihnen in zwanglos heiterer Weise zu verkehren, noch nicht verloren. Ebensowenig war der herzliche Antheil, welchen er von jeher an dem Loose der leidenden, gedrückten Volksclassen genommen, in ihm erstorben. Wie an andern Orten, wo er bis dahin lebte, suchte er auch in Ermenonville gleich anfangs die Wohnungen der Landleute auf, um sie, wenn es dessen bedurfte, mit Rath und That zu unterstützen. Noch manche Jahre nach seinem Tode gedachten die dankbaren Dörfler des schlichten Mannes, der sich ihnen stets freundlich und hülfreich erwiesen. „Der arme Herr Rousseau!" so klagten sie wohl, „er ist nicht lange unter uns geblieben, kaum sechs Wochen! Aber schon kannte er alle Armen des Dorfes, und nie kehrte er nach Hause zurück, ohne Gutes gethan zu haben. Das ganze Dorf hat ihn beweint und beweint ihn noch [4])." Auch hatte es allen Grund dazu, denn er begnügte sich nicht damit, augenblicklicher Noth nach Kräften zu steuern, sondern war zugleich bestrebt, den Bewohnern dauernd ein behaglicheres und froheres Dasein zu schaffen. Herr von Girardin, selbst ein wohldenkender, menschenfreundlicher Mann, ließ sich gerne von ihm bestimmen, die Dienste und Abgaben seiner Gutsunterthanen zu vermindern. Er folgte ebenso seiner Anregung, wenn er für sie auf seine Kosten ländliche Feste veranstaltete. Von einfacher Art, aber ihrem Zwecke durchaus angemessen, fanden dieselben in der Regel auf einer offenen Lichtung im Walde Statt. Hier erhob sich in der Mitte des Platzes eine prachtvolle Buche. Um sie her lief eine sechs Fuß hohe

Gallerie, das Orchester der bescheidenen Dorfkapelle, die von diesem erhabenen Sitze aus ihre heiteren Weisen erschallen ließ. Die älteren Leute saßen lauschend oder plaudernd ringsum; das junge Volk tanzte. Andere spielten Ball oder übten sich mit dem Bogen; es galt, bei dem in Aussicht stehenden jährlichen Wettschießen den Preis davonzutragen. — War das Wetter ungünstig, so versammelte man sich in einer großen Halle, die, an drei Seiten offen, auf hohen Pfeilern ruhte. Die Anwesenheit des freundlichen Schloßherrn, weit entfernt, die heitere Festlust zu stören, diente nur dazu, sie zu heben und in den geziemenden Schranken zu halten. Er verfehlte denn auch nicht, sich, so oft es anging, mit seiner Familie einzufinden. Daß Rousseau ebenfalls regelmäßigen Antheil nahm, läßt sich denken. Sah er hier doch in etwa verwirklicht, was er vor Jahren (in seiner Neuen Heloise) so reizend geschildert und den Gutsherrn so dringend ans Herz gelegt hatte.

Seine Stimmung aber erfuhr den wohlthätigen Einfluß nicht, welchen man von der freundlichen Umgebung, wie von den mannigfachen Interessen und Beschäftigungen, die sie anregte, hätte erwarten sollen. Zwar mochte die innere Ruhe und Zufriedenheit, welche Herr von Magellaes bei ihm bemerkt haben will, zu Zeiten wirklich vorhanden sein. Von Dauer war sie indeß nicht; der Dämon des Mißtrauens, wenn er auch eine Weile schlummerte, wachte nur zu bald von Neuem auf. Noch befand er sich kaum einige Wochen in Ermenonville, als es ihn schon gereute, sich dahin begeben zu haben. Therese versichert, daß er, von schweren Sorgen und Befürchtungen erfüllt, auf die Rückkehr nach Paris gedrungen habe, und es ihr nur mit Mühe gelungen sei, ihn unter Hinweisung auf die großen Kosten eines abermaligen Umzuges von diesem Vorhaben abzubringen. Auch Corancez erfuhr, daß er, seines bisherigen Wohnortes überdrüssig, ernstlich daran denke, ihn sobald wie möglich zu verlassen[5]). Woran er eigentlich Anstoß nahm, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen. Therese gibt zu verstehen, es sei Herr von Girardin gewesen, der seinen Argwohn erregt; sie behauptet wenigstens, er habe sie noch in der letzten Lebensstunde vor „diesem Manne“ gewarnt. Doch fällt ihre Aussage in eine Zeit, in welcher sie selbst mit dem Marquis zerfallen war; man darf ihr daher nicht unbedingt trauen. Was wir von dem Benehmen Girardin's wissen, spricht dafür, daß er seinem Gaste aufrichtig ergeben und unausgesetzt bestrebt war, ihm das Leben in seiner Nähe möglichst angenehm zu machen. Ob er dabei lediglich von der Rücksicht auf das Wohl desselben geleitet wurde, mag dahingestellt bleiben; die Vermuthung liegt nahe,

daß es ihm persönlich nicht wenig schmeichelte, dem berühmten Manne gegenüber die Rolle der Vorsehung zu spielen. Können Motive dieser Art, falls sie ihn wirklich bestimmten, den Werth seiner Handlungsweise nicht wesentlich beeinträchtigen, so mochten sie ihn doch in seinem Diensteifer weiter führen, als rathsam war. Wir hatten schon oft Gelegenheit, zu bemerken, wie leicht man Rousseau verdächtig wurde, wenn man sich zu angelegentlich um ihn bemühte. — Einen ferneren Grund zum Mißtrauen fand er wahrscheinlich in dem Umstande, daß der Marquis mit Leuten verkehrte, die er für seine offenen oder geheimen Feinde hielt. Gewiß ist, daß die zahlreichen Fremden, welche seinet- oder auch des Parkes wegen nach Ermenonville kamen, ihn ernstlich beunruhigten. Wiesehr er sich durch ihre Zudringlichkeit gestört und beengt fühlte, sehen wir aus dem Berichte, den uns einer dieser unwillkommenen Gäste von seinem Besuche hinterlassen hat.

In Paris wohnte damals in der kleinen Dachstube eines Hauses der Rue St. Jacques ein junger Mann von achtzehn Jahren, der vor Kurzem das College Louis le Grand verlassen hatte und nun mit Eifer seinen juristischen Studien oblag. Es war Maximilian Robespierre, der spätere Diktator von Frankreich. Ernsten Sinnes und von regem, strebsamem Geiste, hinderten ihn die Arbeiten, welche sein künftiger Beruf erforderte, nicht, sich mit den Werken der großen Schriftsteller seines Jahrhunderts eingehend zu beschäftigen. Vor Allem fesselten ihn die Schriften Rousseau's; er las sie wieder und wieder, und erfüllte sich mit ihrem Geiste, wie mit den Gedanken und Grundsätzen, welche sie vortrugen. Nicht lange und sie gewannen für ihn fast die Bedeutung eines Evangeliums, das seinem Denken fortan Norm und Inhalt, seinem Leben Ziel und Richtung gab. Die begeisterte Hingebung aber, welche er seinen Lehren entgegenbrachte, übertrug sich auch auf ihren beredten Apostel. Rousseau wurde ihm ein Gegenstand schwärmerischer Zuneigung, der Liebling und das Idol seines Herzens, dem er eine unbegrenzte, fast abgöttische Verehrung zollte. Kein Wunder, wenn er „sehnlichst wünschte, den berühmten Mann zu sehen", und dieses Verlangen „allmälig zu einer wahren Leidenschaft wurde". Zwar empfand er eine gewisse Scheu, ihm persönlich näher zu treten. War er doch gewohnt, zu ihm, wie zu einem Wesen höherer Art, hinaufzuschauen. Auch sagte er sich, daß ein junger, unbekannter Mensch, wie er, nicht hoffen dürfe, dem schwer zugänglichen Manne nahe zu kommen.

„Indeß" — wir lassen ihn nun selber reden[5a]) — „ermuthigt durch meinen Enthusiasmus, beschloß ich, mich in seine

Einsiedelei zu begeben, sollte ich auch nicht seine Stimme hören, sondern nur seine geliebten Züge betrachten können. Ich theilte meinen Plan Niemandem mit, man hätte ihn für eine Narrheit erklärt. — „Ich ging an einem schönen Junimorgen allein nach Ermenonville. Ich machte den Weg zu Fuß; die Betrachtungen, welche mich beschäftigten, ließen mich ihn nicht zu lang finden. Auch kommt man im 19. Jahre, wenn man von einer Idee beherrscht wird, eine offene Bahn vor sich und die Zukunft im Kopfe hat, bald zum Ziele .... Das Herz schlug mir, als ich ankam; je näher man dem ersehnten Gegenstande ist, um so furchtsamer wird man. Doch jetzt war es nicht mehr Zeit, umzukehren, und ich wäre vor Aerger gestorben, wenn ich mich durch eine unwürdige Schwäche selbst des Glückes beraubt hätte, welches ich suchte. Ich trat daher in den schönen Park und irrte darin eine Zeit lang auf gut Glück umher. Eine Person aus dem Schlosse, der ich begegnete, fragte mich, wen ich besuchen wolle? Ich stammelte den Namen Jean Jacques Rousseau. Der Fragende lächelte, während er mich näher betrachtete. „Ich zweifle," sagte er, „daß Sie so glücklich sein werden, Herrn Rousseau zu sehen. Er liebt die Besuche nicht und seine Thüre dürfte für Sie verschlossen sein. Indeß wenn es Sie nicht verdrießt, einige Stunden zu verlieren, so wenden Sie sich nach jenem kleinen Hügel, den Sie rechts von den Pappeln gewahren. Dort ist die Einsiedelei; Herr Rousseau geht täglich dahin, um Pflanzen zu sammeln; vielleicht begegnen Sie ihm."

„Ich wandte mich wirklich nach jener Seite und zwar um so eiliger, weil mir Schamröthe in die Wangen gestiegen war und ich das Gelächter unverschämter Bedienten zu hören glaubte, die sich über den bartlosen Adepten des Philosophen lustig machten. Ich wartete lange in der Nähe der Einsiedelei, setzte mich bald auf einen künstlichen Felsblock, bald stand ich auf, ging umher oder blieb stehen, um nachzusinnen. Endlich zeigte sich am Fuße des Hügels ein Mann, der, das Auge auf die Erde geheftet und ein großes Herbarium in der Hand, jeden Augenblick stille stand und hastig eine Blume, eine Pflanze pflückte, die er sorgfältig einlegte. Ich hätte ihm entgegengehen sollen, aber eine heilige Scheu bannte mich an die Stelle, wo ich stand. Inzwischen schritt er glücklicher Weise in der mir zugewandten Richtung so vor, daß er bald nur noch einige Schritte von mir entfernt war. Ich konnte ihn nun nach Herzenslust betrachten, da er mich gar nicht bemerkte; er war von mittlerer Statur, hatte lebhafte und melancholische Augen; auf seiner Stirne las man zugleich Tief-

sinn und Kummer; sein ganzes Wesen verrieth einen durch das Böse und das Bewußtsein desselben abgehärmten Mann. Von Zeit zu Zeit leuchtete in seinem Gesichte wie ein Blitzstrahl der Befriedigung auf und zwar dann, wenn er einen neuen Schatz für seine Sammlung entdeckte.

„Er stand neben mir; ich war nicht von der Stelle gewichen und er hatte mich nicht bemerkt. Ich sah, wie er sich bückte, um eine Primel zu pflücken. Schnell sprang ich herzu, brach die Blume und überreichte sie ihm. Er nahm sie, blickte mich an und sagte: „Ist das nicht Stanislaus?“ (der junge Girardin) — „Nein, mein Herr,“ antwortete ich, „es ist ein junger Mensch, der den Himmel heute um nichts mehr zu bitten weiß, da er so glücklich war, Sie zu sehen.“ — Er betrachtete mich aufmerksam: „Sie verstehn sich schon aufs Schmeicheln, junger Mann; um so schlimmer für Sie.“ — „In meinem Alter schmeichelt man nicht, aber in meinem Alter fühlt man alle Glut der Begeisterung und macht zehn Stunden zu Fuß, um ....“ — „Wirklich? zehn Stunden zu Fuß? Sie haben gute Beine, junger Mann. Dies ist etwas, was man im Merkur aufzeichnen sollte. Zehn Stunden zu Fuß! Sie wissen, daß ich mich darauf verstehe und mich vor Fußreisen nicht fürchte.“ — Ich biß mir auf die Lippe und erröthete. — „Nehmen Sie sich das nicht zu Herzen, mein Freund, Sie wollen mich sehen, nicht wahr? Ich bin das Wunderthier von ganz Paris. Erst wurde ich von großen Herren, nun werde ich in der ganzen Stadt genannt; man redet sich nur noch mit den Worten an: Haben Sie den Narren Jean Jacques gesehen? Sind Sie in Ermenonville gewesen? Jetzt besonders, da Herr von Voltaire nicht mehr lebt, soll ich für ihn mit figuriren. Das ist hier ein unerträglicher Zulauf. Doch gilt das nicht von Ihrem Besuch. Die Physiognomie der Menschen hat mich selten getäuscht und ich glaube bei Ihnen eine Richtung zum Höheren und wahren Freimuth zu erkennen.“ — Ich berief mich auf die Lauterkeit meiner Ergebenheit und warf den Gedanken an eine kindische Neugier weit von mir. — „Ich glaube es Ihnen,“ sprach der große Mann, „und achte Sie deshalb um so mehr. Wissen Sie auch, wohin sie mich mit dieser barbarischen Neugierde noch bringen werden? Sie werden mich tödten. Nachdem sie mich verfolgt, wie ein Wild gehetzt haben, ersticken sie mich in ihren Umarmungen. Sollte ich denn genöthigt werden, auch diese Einsamkeit zu verlassen? Ich könnte hier so glücklich sein! Sie ist so reizend, sie vereinigt Alles, was ich mir nur wünschen konnte, und da Sie meine Werke gelesen haben, wissen Sie, was das heißen will. Ach nein!' lebendig

werde ich nicht von hier weggehen; ich habe hier schon meinen letzten Ruheplatz gewählt."

„Dürfte ich es wagen, mich mit der ganzen Offenherzigkeit meines Alters auszusprechen, so würde ich Sie bitten, solche trübe Gedanken zu verbannen. Nein, ein Mann, wie Sie, darf nicht aus einem Leben scheiden, das für seine Mitmenschen noch so segensreich werden kann. Niemals hat das Vaterland Ihre beredte Unterweisung nöthiger gehabt, wie jetzt." — „Ja," antwortete er, „der Horizont von Frankreich umwölkt sich. Ich hoffe, denn ich liebe es wie mein Vaterland, ich hoffe, daß das Gewitter, welches im Anzuge ist, nicht von langer Dauer sein und die Sonne bald wieder mit ihren lebhaften und wohlthätigen Strahlen über ihm glänzen wird. Doch das ist nicht meine Sache; es werden Andere kommen, um die Vollendung dieses großen Werkes zu beschleunigen; ihr Tagewerk wird sehr schön sein. Das meinige ist nun zu Ende; ich habe den Boden bereitet, ich habe den Saamen ausgestreut, der wachsen und gedeihen muß." — Ich wollte fortfahren, aber er unterbrach mich: „Lassen Sie es gut sein, junger Mann. Sehen Sie, wie die Erde so schön ist! Lassen wir die Welthändel ruhen und freuen wir uns der Natur! . . Wollen Sie den Spaziergang mit mir fortsetzen? Nehmen Sie mein Herbarium und sprechen Sie mir von nichts als von den lieblichen Blumen, welchen Sie begegnen. Ich will Ihnen eine Vorlesung über die liebenswürdigste aller Wissenschaften halten."

Ich folgte ihm und verlebte zwei köstliche Stunden. — „Stanislaus hat mir heute einen schlimmen Streich gespielt. Ich bin wie alle Greise; ich halte an meinen Gewohnheiten fest und habe ihn auf meinen botanischen Wanderungen gewöhnlich bei mir. In seiner Abwesenheit haben Sie, ohne daß ich Ihnen schmeicheln will, viel besser gesammelt, als ich es unter andern Umständen gekonnt hätte." Ich bat um die Erlaubniß, ihn wieder besuchen zu dürfen. — „Nein," antwortete er, „ich würde mich an Sie gewöhnen, und an dem Punkte der Reise, an welchem ich angekommen bin, muß ich, wie ich wohl fühle, darauf denken, mich von Allem zu entwöhnen, was ich noch lieb habe, und mir jede neue Zuneigung versagen." — Ich drang lebhafter in ihn und erhielt endlich die Erlaubniß, im nächsten Monate zurückkehren zu dürfen, um, wie er sich ausdrückte, eine weitere Vorlesung über Botanik anzuhören. Ich verließ ihn mit Thränen in den Augen . . . ."

Wer kann sagen, welchen Einfluß es auf die Denkweise und Lebensrichtung des Mannes, an dessen Namen und spätere Wirksamkeit sich so blutige Erinnerungen knüpfen, gehabt hätte,

wäre es ihm vergönnt gewesen, mit seinem verehrten Meister längere Zeit persönlichen Umgang zu pflegen? Man gibt sich gerne dem Glauben hin, daß die weise Milde und Mäßigung desselben auch bei ihm Eingang gefunden und den grausamen Fanatismus, der in der Tiefe seiner Seele schlummerte, im Keime erstickt haben würde. Doch wie nahe solche Betrachtungen liegen mögen, sie sind leider müßig. Als der junge Mann einen Monat später seinen Besuch erneuern wollte, befand sich Rousseau schon nicht mehr unter den Lebenden. Rasch und unerwartet war, am Morgen des zweiten Juli, der Tod an ihn herangetreten und so die Ahnung in Erfüllung gegangen, welche er schon vor Jahren in den Worten ausgesprochen hatte: „Der fortschreitende Verfall meines Leibes hält die Seele täglich mehr an ihn gefesselt, bis sie sich endlich plötzlich von ihm losreißt[5b]).“

Ohne Zweifel hat grade dieses jähe Ende nicht wenig dazu beigetragen, daß die Versicherung, es sei von Rousseau selbst herbeigeführt worden, bei der Mit- und Nachwelt vielfach leicht und schnell Glauben fand. Freilich fehlte es auch zu keiner Zeit an Stimmen, die gegen diese Annahme laut und entschieden Protest erhoben. Sie vermochten indeß nicht durchzudringen; im Allgemeinen hält man bis auf den heutigen Tag den Selbstmord Rousseau's wenn nicht für ausgemacht, so doch für „glaublich“ und mehr oder weniger „wahrscheinlich“. Es ist das zum Theil eine Folge des Umstandes, daß das Urtheil über ihn, wie in anderen, so auch in dem hier in Rede stehenden Punkte, vorzugsweise durch die Schriften seiner einflußreichen Feinde bestimmt wird, und diese es sich angelegen sein ließen, eine Ansicht zu verbreiten, welche den verhaßten Gegner in den Augen der meisten Menschen mit neuer Schmach bedeckte. Dazu kommt, daß auch Musset-Pathay, der einzige nennenswerthe Biograph Rousseau's, sich für den freiwilligen Tod erklärt und ihm so ziemlich Alle folgen, welche, wie die Mitarbeiter an Encyclopädien und biographischen Wörterbüchern, die Verfasser von Literaturgeschichten rc., keine Zeit oder Lust zu eigener Prüfung und doch irgend eine Meinung zu äußern haben. Ist doch seine Autorität in dieser Frage von um so größerem Gewichte, da er sich im Uebrigen stets beflissen zeigt, seinen vielgeschmähten Clienten gegen ungerechte Beschuldigungen in Schutz zu nehmen. Die wenigen Schriften aber, in welchen die herrschende Ansicht nicht getheilt oder bestritten wird, stehen zu vereinzelt da, sind auch weder bekannt,

noch verbreitet genug, um dieselbe erschüttern zu können. Dennoch sollte sie unseres Erachtens nicht länger festgehalten werden. Wer die in Betracht kommenden Berichte und Documente, sowie die faktischen und persönlichen Verhältnisse unbefangen prüft, wird sich überzeugen, daß es für den vorausgesetzten Selbstmord an jedem irgendwie stichhaltigen Beweise fehlt und die Annahme eines natürlichen Todes schon deshalb die einzig zulässige ist.

Hören wir zuvörderst die Aussagen einiger Zeugen, die, weil sie mit Rousseau zusammen lebten, von den Umständen, unter welchen er starb, genau unterrichtet waren. Vor Allem wären hier die Angaben Theresen's, die sich während seiner letzten Stunden in seiner unmittelbaren Nähe befand, hervorzuheben. Doch da dieselben erst zwanzig Jahre später niedergeschrieben wurden, schicken wir ihnen voraus, was Herr von Girardin, zum Theil auf die Mittheilungen der Wittwe gestützt, einige Tage nach dem Eintritt der Katastrophe über sie niederschrieb [6]). — „Am Mittwoch, den ersten Juli, ging Rousseau, wie gewöhnlich, mit seinem kleinen „Gouverneur“ — dem Sohne Girardin's — spazieren. Es war sehr heiß; er blieb wiederholt stehen, um sich auszuruhen, was sonst seine Art nicht war. Wie das Kind uns sagte, klagte er über Leibschmerzen, doch waren sie verschwunden, als er zum Abendessen zurückkehrte. Auch fiel es seiner Frau gar nicht ein, zu vermuthen, daß er unwohl sein könne. Am nächsten Morgen erhob er sich zur gewohnten Stunde, machte bei Sonnenaufgang eine Promenade und kam dann heim, um in Gesellschaft seiner Frau seinen Milchkaffee zu nehmen. In dem Augenblicke, wo sie das Zimmer verlassen wollte, um ihrer Hausarbeit nachzugehen, empfahl er ihr, einen Schlosser zu bezahlen, der für ihn gearbeitet hatte, und nichts an der Rechnung abzuziehen, weil dieser Handwerker ein redlicher Mann zu sein scheine. Kaum war sie eine Weile draußen gewesen, als sie bei ihrem Wiedereintritt ihren Mann in einem Strohsessel, den Arm auf eine Kommode gestützt, sitzen sieht. Sie fragt ihn: Was fehlt Dir, mein Lieber? — Ich fühle, antwortet er, starke Beängstigungen und Leibschmerzen. — Nun gab seine Frau, um sich Hülfe zu verschaffen, ohne ihn zu beunruhigen, vor, daß sie etwas holen wolle, und ersuchte den Hausverwalter, im Schlosse zu sagen, daß ihr Mann unwohl sei. Meine Frau, zuerst benachrichtigt, eilte alsbald zu ihm. Rousseau indeß, der ihre Empfindlichkeit schonen wollte, bat sie dringend, sich zu entfernen, was sie denn auch that. —

„Sobald er mit seiner Frau allein war, ersuchte er sie, sich neben ihn zu setzen. — Wie Du willst, mein Freund; da bin ich

schon. Wie befindest Du Dich? — Meine Schmerzen sind sehr heftig. Oeffne das Fenster, damit ich noch einmal ins Grüne sehe. — Mein theurer Freund, warum sagst Du mir das? — Ich habe stets zu Gott gebetet, er möge mich ohne Krankheit und ohne Arzt sterben lassen, und Du in der Lage sein, mir die Augen zuzudrücken. Meine Wünsche werden nun erfüllt werden. — Er bat dann seine Frau um Verzeihung wegen der Leiden und Mühen, die er ihr verursacht, und sagte ihr, daß seine Freunde ihm versprochen, über die Papiere, welche er ihnen übergeben, nie ohne ihre Zustimmung zu verfügen. Endlich empfahl er ihr, seinen Leichnam nach dem Tode öffnen und darüber ein Protokoll aufnehmen zu lassen. — Inzwischen steigerten sich seine Schmerzen. Er klagte über scharfe Stiche in der Brust, wie über heftige Stöße im Kopfe. Seine unglückliche Frau verlor mehr und mehr die Fassung; er vergaß die eignen Leiden, um sie zu trösten. — Wie, meine Freundin, liebst Du mich denn nicht mehr, da Du über mein Glück weinst? Sieh' doch, wie rein der Himmel ist! Siehst Du nicht, daß seine Thore mir geöffnet sind und Gott mich erwartet? — Bei diesen Worten fällt er vornüber auf den Kopf, indem er seine Frau mit sich zieht. Sie will ihn aufheben und findet, daß er sprachlos und ohne Bewegung ist. Sie schreit laut auf; man eilt herzu, hebt ihn auf und legt ihn aufs Bett. Ich nähere mich ihm, ich ergreife seine Hand; ich finde noch einen Rest von Wärme bei ihm und glaube eine Art von Bewegung zu fühlen. Die ungemeine Schnelligkeit, mit welcher dieser traurige Vorgang in weniger als einer Viertelstunde, verlaufen war, läßt mir noch einige Hoffnung. Ich schicke zu dem in der Nähe wohnenden Chirurgen; ich schicke nach Paris zu einem ihm befreundeten Arzte; ich lasse ihn flüchtige Salze einathmen. Vergebliche Mühe! das Leben wollte nicht zurückkehren; es war für immer erloschen. Während der beiden Tage aber, die er todt auf dem Bette lag, hätte man sagen sollen, er schlafe friedlich den Schlaf des Gerechten; so unverändert bewahrte sein Gesicht das Abbild der Heiterkeit seiner Seele [7]).“

Mannigfach abweichend ist die Weise, in welcher Therese den Hergang darstellt. In einem Briefe an Corancez, der sie — im Jahre 1798 — um nähere Auskunft über den Tod ihres Mannes ersucht hatte, schreibt sie: [8]) „Am dritten und nicht am zweiten Juli stand mein Mann zur gewohnten Stunde auf. Er ging den Morgen nicht aus; er sollte der älteren Fräulein Girardin eine erste Musikstunde geben. Er ließ von mir und der Magd die für die Toilette erforderlichen Gegenstände bereit stellen. Wir frühstückten; er frühstückte nicht; er hatte am vorhergehenden Tage

im Schlosse dinirt; ob er nun zuviel gegessen, er fühlte sich unwohl. Nach dem Frühstück sagte er mir, daß der Schlosser, welcher unsere häusliche Einrichtung besorgt hatte, bezahlt zu werden wünsche. Ich ging, um ihm das Geld zu bringen. Bei meiner Rückkehr — es war noch nicht zehn Uhr — höre ich, während ich die Treppe hinaufsteige, die Klagerufe meines Mannes. Ich trete schleunigst ein und sehe ihn auf dem Boden liegen. Ich rufe um Hülfe; er aber sagte mir, ich möge mich ruhig verhalten; da ich zurückgekommen, habe er Niemanden nöthig. Auch hieß er mich die Thüre schließen und das Fenster öffnen, was ich that. Darauf half ich ihm, sich auf das Bett zu legen. Ich ließ ihn Melissenwasser nehmen; er goß selbst die Tropfen aus. Ich schlug ihm ein Klystier vor; er lehnte es ab; ich drang in ihn und er willigte ein, es zu nehmen. Ich gab es ihm, so gut ich konnte. Dann stieg er, um es wieder von sich zu geben, ohne meine Hülfe aus dem Bette und setzte sich auf den Nachtstuhl. Ich ging zu ihm und hielt ihn an den Händen fest. Er entledigte sich des Heilmittels; in dem Augenblicke aber, wo ich ihn recht erleichtert glaubte, fiel er mit dem Gesicht auf den Boden und zwar mit solcher Gewalt, daß er mich umwarf. Ich stand wieder auf und stieß einen durchdringenden Schrei aus. Die Thüre war geschlossen; Herr von Girardin, der einen Schlüssel zu unserer Wohnung hatte, trat ein und nicht Frau von Girardin. Ich war mit dem Blute bedeckt, welches von der Stirne meines Mannes herabfloß. Er starb, indem er meine Hände fest in den seinigen hielt, und ohne auch nur ein einziges Wort zu sprechen."

Man darf der Wittwe Rousseau's wohl Glauben schenken, wenn sie im Eingange ihres Berichtes versichert: „Der Tod meines Gatten ist meinem Gedächtnisse gegenwärtig und wird es bleiben, solange ich lebe. Auch kann ich alle Umstände, die ihn begleiteten, angeben." Dennoch ist es sehr wahrscheinlich, daß sie nach so langer Zeit manche Einzelheiten vergessen hatte oder sich ihrer nur undeutlich erinnerte. Wir glauben daher, daß wo ihre Erzählung mit der des Marquis in Widerspruch steht, die letztere der Wahrheit näher kommt. In manchen Punkten mag auch die Differenz nur eine scheinbare sein. So fällt die Anwesenheit der Frau von Girardin nach der Angabe ihres Mannes in eine frühere Stunde, wie die, für welche Therese sie in Abrede stellt. Ihre Behauptung ferner, Rousseau sei gestorben, ohne ein Wort zu sprechen, kann für die letzten Augenblicke seines Lebens recht wohl zutreffen, ohne daß sie deshalb für die nächstvorhergehende Zeit richtig zu sein braucht. Wir wollen damit nicht leugnen, daß die ihm in den Mund gelegten Aeußerungen, wie sie gleich nach

seinem Tode veröffentlicht wurden, erweitert und ausgeschmückt worden sind. Rousseau war nicht der Mann, sich in so ernster Stunde behaglich in schönen Redewendungen zu ergehen. Es sieht ihm aber ebensowenig ähnlich, daß er sich, als er sein Ende nahe glaubte, vollkommen schweigsam verhalten haben soll. Ueberdies läßt sich kaum annehmen, daß der Marquis ohne Grund und Zweck eine Erdichtung in die Welt schickte, die sich nur auf eine fremde Autorität stützen und leicht dementirt werden konnte. Lieber setzen wir einen Irrthum von Seiten Theresen's voraus, zumal aus einem noch vorhandenen Schriftstück von offiziellem Charakter hervorgeht, daß andere Angaben, welche sie mit gleicher Bestimmtheit hinstellt, — so die über das Datum des Todestages, dann auch die Versicherung, daß ihr Mann am Morgen desselben nicht gefrühstückt — unzweifelhaft falsch sind.

Wir hörten schon, daß Rousseau, bevor er starb, den dringenden Wunsch äußerte, man möge seine Leiche einer Obduction unterwerfen und deren Ergebniß veröffentlichen. Was ihn dazu veranlaßte, werden wir sogleich erfahren. Es ist indeß sehr möglich, daß er neben dem Grunde, den er anzugeben für gut fand, noch von einem andern bestimmt wurde, den er für sich behielt. Es galt wohl, der Beschuldigung eines Selbstmordes, die er ohne Zweifel voraussah, in wirksamer Weise zu begegnen [9]). Herr von Girardin aber nahm um so weniger Anstand, seiner Bitte zu entsprechen, da die Erfüllung derselben auch in seinem eignen Interesse lag. Die Oeffnung der Leiche wurde am Tage nach dem Tode von drei Chirurgen — aus Ermenonville, Senlis und Montagny — unter Aufsicht zweier Aerzte, der Herren La Begue du Presle aus Paris und de Villéron aus Senlis, und in Gegenwart von zehn Personen vorgenommen. Das darüber aufgenommene Protokoll vom 3. Juli besagt, daß Rousseau am vorhergehenden Tage gegen elf Uhr Morgens gestorben, nachdem er etwa eine Stunde lang an Rücken-, Brust- und Kopfschmerzen gelitten; daß er sowohl bei diesem, wie bei einem früheren Krankheitsanfalle empfohlen habe, seinen Körper zu öffnen, um, wenn möglich, die Ursachen verschiedener Leiden zu entdecken, welchen er im Laufe seines Lebens unterworfen gewesen und deren Sitz und Natur man nicht habe ermitteln können .... daß sich an der Stirne ein leichter Riß (une légère déchirure) vorfand, welcher durch den Fall Rousseau's auf den Boden seines Zimmers veranlaßt worden; daß die Organe der Brust und des Bauchs sich vollkommen gesund erwiesen, daß die Urinwege und Genitalien, welche mit der größten Sorgfalt untersucht wurden, nichts darboten, was die Nierenschmerzen und Retentionen, worüber Rousseau vielfach

zu klagen hatte, erklären könnte; daß der Magen nur den Milchkaffee enthielt, den er am Morgen des Todestages, wie gewöhnlich, getrunken; daß die Anfälle von Kolik, welchen er seit dem fünfzigsten Lebensjahre unterworfen gewesen, aller Wahrscheinlichkeit nach von zwei Leistenbrüchen herrührten; endlich, daß die Oeffnung des Kopfes und die Untersuchung des Schädelinhaltes eine sehr bedeutende Menge, mehr als acht Unzen Blutwasser (sérosité) ergab, welches sich zwischen der Gehirnsubstanz und den sie bedeckenden Membranen ergossen hatte. Zum Schlusse werfen die Experten die Frage auf, ob man den Tod Rousseau's nicht mit großer Wahrscheinlichkeit dem Drucke dieses Serums, seinem Eindringen in die Umhüllungen oder in die Substanz des ganzen Nervensystems zuschreiben könne? Gewiß sei wenigstens, daß man bei manchen anderen Personen, die ebenso plötzlich gestorben, keine andere sichtbare Todesursache entdeckt habe.

Man hat diese Hypothese, nach welcher Rousseau also an einem serösen Schlagflusse gestorben wäre, später mehrfach bestritten, allerdings auch die gegen sie erhobenen Einwendungen zu entkräften gesucht[10]). Wie es scheint, kommt die in Rede stehende Krankheit nicht grade häufig vor, und ist deshalb ihre Natur und Symptomatik nicht genügend festgestellt. Es muß daher unentschieden bleiben, ob sie in dem vorliegenden Falle den Tod wirklich herbeigeführt hat. Viel liegt daran eben nicht; die Hauptsache ist, daß an der Leiche Rousseau's keine Spur eines gewaltsamen Endes bemerkt und darum eine natürliche Erklärung desselben gesucht wurde. In Bezug auf diese mögen die Sachverständigen immerhin geirrt haben; über das, was sie mit eignen Augen sahen oder nicht sahen, ist ihr Zeugniß unanfechtbar, falls man sie nicht gradezu der Lüge beschuldigen will. Noch hat, soviel wir wissen, Niemand gewagt, eine solche Anklage gegen sie laut werden zu lassen. Auch diejenigen, welche, obgleich sie mit ihren Aussagen bekannt sind, den Selbstmord für ausgemacht halten, begnügen sich damit, dieselben zu ignoriren oder mit einer nichtssagenden Wendung über sie wegzugehen. Steht aber ihre Wahrhaftigkeit außer Zweifel, so kann unseres Erachtens von einem freiwilligen Tode keine Rede mehr sein. Die amtliche Erklärung schließt ihn unbedingt aus, man müßte denn annehmen wollen, er sei auf eine Weise bewirkt worden, die keine sichtbaren Merkmale zurückgelassen habe. Indeß der Glaube an ihn ist einmal so verbreitet, daß eine genauere Prüfung der Gründe, auf welche er sich stützt, nicht wohl umgangen werden kann.

Wir sagten schon, daß die Ansicht, Rousseau habe sich selbst entleibt, gleich nach seinem Ableben auftauchte und bald in weiteren

Kreisen umlief. Sie pflanzte sich zunächst auf mündlichem oder privatem Wege fort; die erste namhafte Schrift, in welche sie, soviel uns bekannt geworden, Eingang fand, datirt aus dem Jahre 1788. Es war die junge Frau von Staël, die damals in ihren „Briefen über den Charakter J. J. Rousseau's" mit aller Entschiedenheit für sie auftrat. Das große Ansehen, dessen sich diese Dame später erfreute, hat in Verbindung mit dem Umstande, daß sie zu den begeisterten Anhängern Rousseau's gehörte, die Verbreitung der ihm ungünstigen Sage ohne Zweifel erheblich gefördert. Die Beweise aber, welche sie für ihre Meinung beibringt, wollen nicht viel bedeuten. Sie selbst hat mit ihrem Lieblinge nie in irgend welcher persönlichen Verbindung gestanden; was sie von ihm weiß, beruht lediglich auf Mittheilungen von Bekannten, deren Glaubwürdigkeit sich um so weniger feststellen läßt, da sie ihre Namen nicht angibt. Wir sehen daher vorläufig von ihrem Zeugnisse ab, um uns einem anderen zuzuwenden, welches, obgleich es erst zehn Jahre später veröffentlicht wurde, schon deshalb auf eine größere Autorität Anspruch machen darf, weil es von einem Manne stammt, der nicht nur im Leben vielfach mit Rousseau verkehrte, sondern sich auch fast unmittelbar nach seinem Tode an Ort und Stelle befand.

Herr von Girardin wußte, scheint es, nicht recht, wie das Begräbniß seines verstorbenen Schützlings anzuordnen sei. Als Protestant konnte derselbe natürlich nicht nach katholischem Ritus beerdigt werden; die Gebräuche der Genfer Kirche aber waren ihm unbekannt. In seiner Verlegenheit wandte er sich an Romilly, einen Freund und Landsmann Rousseau's, der denn auch dem an ihn ergangenen Rufe alsbald Folge leistete. Sein Schwiegersohn Corancez, der ihn auf dieser Tour begleitete, berichtet über sie[11]): „Als wir in Louvres, der letzten Poststation vor Ermenonville, ankamen, ging der Postillon, um sich die Schlüssel zu den Eingängen der Gärten auszubitten. Der Postmeister trat an unseren Wagen; er hieß Payen. Er sagte uns, wie er vermuthe, unsere Reise sei durch den Tod Rousseau's veranlaßt worden. Dann fügte er im Tone der Rührung hinzu: Wer hätte geglaubt, daß dieser Mann sich so selbst vernichten würde! Sehr erstaunt über diese Nachricht, fragten wir ihn, auf welche Weise er sich entleibt habe. „Durch einen Pistolenschuß," antwortete er. Wir zweifelten beide nicht, daß er eines natürlichen Todes gestorben sei. Mein Herz blutete, aber ich gestehe, daß mich die Sache nicht überraschte. — Wir kommen an und werden freundlich empfangen. Wir theilten Herrn von Girardin mit, was uns der Postmeister so eben gesagt hatte. Er schien darüber erstaunt und betroffen. Er leugnete

die Thatsache entschieden und empfahl uns dringend, sie nicht weiter zu verbreiten. Er erbot sich, mir den Leichnam zu zeigen; ohne zu wissen, was ich erwiedern würde, theilte er mir mit, daß Rousseau vom Nachtstuhle auf den Boden gefallen sei und sich ein Loch in den Kopf gefallen habe. Ich lehnte ab, theils aus Rücksicht auf meine Empfindlichkeit, dann auch, weil ich diese Besichtigung, welche Indicien sie mir auch bieten konnte, für nutzlos hielt." — Das Begräbniß findet Statt und Corancez fährt fort: „Beständig von Herrn Girardin begleitet, den seine Höflichkeit abhielt, mich zu verlassen, war es mir unmöglich, mit den Leuten aus dem Hause oder mit den Bewohnern des Ortes zu plaudern. Mein Schwiegervater erzählte mir, er habe erfahren, daß Rousseau am Morgen vor seinem Tode nicht, wie gewöhnlich, im Schlosse gewesen, um dem jungen Girardin die übliche Stunde zu geben, daß er aber botanisirt, Pflanzen mit nach Hause gebracht, dieselben präparirt und in die Tasse Kaffee, die er getrunken, eingetaucht habe. — Madame Rousseau erzählte mir, daß er bis zum letzten Augenblicke das Bewußtsein bewahrte. Er ließ das Fenster öffnen; das Wetter war schön, und während er den Blick auf den Garten richtete, sprach er Worte aus, welche den Zustand seiner reinen und ruhigen Seele verriethen, als er sich mit Vertrauen der Ewigkeit in die Arme warf. — Madame Girardin erzählte mir ihrerseits, daß sie, erschrocken über den Zustand Rousseau's, zu ihm ins Zimmer ging. „Was wollen Sie hier?" sagte er zu ihr „soll denn Ihre Empfindlichkeit einem solchen Auftritte und der Katastrophe, welche ihn beschließen muß, ausgesetzt werden?" Er beschwor sie, ihn allein zu lassen und sich zurückzuziehen. Kaum hatte sie den Fuß aus dem Zimmer gesetzt, als sie den Riegel vorlegen hörte, was sie verhinderte, nochmals einzutreten."

Auf diese „Thatsachen" gestützt, erklärt sich dann Corancez weiterhin von dem Selbstmorde Rousseau's überzeugt. Daß Girardin und Therese Widerspruch erheben, kann ihn nicht irre machen; sie haben beide ein zu naheliegendes Interesse daran, die Wahrheit zu vertuschen, als daß er ihren Versicherungen Glauben schenken könnte. Nicht so bestimmt spricht er sich über die Weise aus, in welcher der Tod herbeigeführt worden. Es bleibt ungewiß, ob er mit dem Postmeister den Gebrauch einer Schußwaffe oder, worauf die Ermittlungen seines Schwiegervaters hinweisen, eine Vergiftung, oder endlich, wie später Musset-Pathay, annimmt, Rousseau habe zunächst Gift genommen, weil dasselbe aber zu langsam gewirkt, durch eine Kugel nachgeholfen. Unseres Erachtens würde diese letzte Hypothese, wenn der Selbstmord einmal feststände, den Vorzug verdienen. Wenigstens ist nicht abzusehen,

warum man sich für die Anwendung des einen Mittels eher entscheiden sollte, als für die des anderen. Die angeführten Beweise sind in Bezug auf beide gleich stark, freilich auch, wie uns scheinen will, gleich schwach. Denn was zuvörderst den in Frage stehenden Schuß angeht, so hat von ihm, außer dem fernab wohnenden Postmeister, Niemand etwas gehört. Wir geben Corancez gerne zu, daß dieser Mann keinen Grund hatte, zu erzählen, woran er selbst nicht glaubte. Doch ist darum, was er mittheilte, noch kein Faktum, und zwar um so weniger, da er es der Natur der Sache nach von Anderen erfahren haben mußte. Auffallend genug, daß Corancez daran nicht gedacht, jedenfalls sich nicht veranlaßt gesehen hat, ihn über seine Gewährsmänner, wie über das etwaige Detail des Vorganges zu befragen.

Mehr noch muß es überraschen, daß er der Aufforderung Girardin's, sich die Leiche des Verstorbenen genauer anzusehen, nicht folgte. Die Berufung auf seine „empfindlichen Nerven" mochte unter andern Umständen zulässig sein; in diesem Falle hat sie den Anschein einer Ausflucht. Galt es doch, über eine Sache ins Reine zu kommen, die für den Ruf seines „verehrten" Freundes von der größten Wichtigkeit war, für ihn aber keineswegs ausgemacht sein konnte, zumal die am Wege erhaltene Mittheilung von einem weit competenteren Zeugen entschieden für falsch erklärt wurde. Auch kann es ihn nicht entschuldigen, daß er in der Stirnwunde, von welcher der Marquis ihm erzählte, eine Bestätigung des Gehörten finden durfte. Girardin gab zugleich die Ursache derselben an, und wenn er in dessen Erklärung Zweifel setzte, so war es um so mehr seine Pflicht, sich selbst die erforderliche Gewißheit zu verschaffen. An der Möglichkeit dazu fehlte es ja nicht; ein rascher Blick auf die Leiche genügte, um den Umfang und Ursprung der Verletzung zu erkennen. Man schießt sich eben keine Kugel vor den Kopf, ohne daß sie starke und unzweideutige Spuren zurückläßt. Statt aber diesen einfachen und sicheren Weg einzuschlagen, denkt er nur an die zweifelhafte Auskunft, die er vielleicht von den Bewohnern des Schlosses und Dorfes erlangen kann, und dann doch nicht nachsucht. Freilich gibt er deutlich genug zu verstehen, Girardin habe ihn durch seine beständige Gegenwart mit Absicht daran gehindert. Indeß ist diese Annahme, wenn nicht eine bewußte Verdächtigung, so doch die Folge einer argen Selbsttäuschung. Daß der Marquis nicht daran gedacht hat, ihn von seinen Dienstleuten fern zu halten, beweist zur Genüge der Umstand, daß sein Schwiegervater sich ungehindert mit ihnen besprechen konnte[12]). Natürlich war, was dieser hörte, auch ihm gesagt, und ist es nur zu verwundern,

daß die Mittheilungen seines Begleiters ihn in dem Glauben an die Aussage des Postmeisters nicht wankend machten. Ließen sie doch keinen Zweifel darüber, daß die Befragten zwar einen Selbstmord vermutheten, von einem Schusse aber nichts zu berichten wußten.

Allerdings würde ihre Unkenntniß, wie auffallend sie auch wäre, kaum in Betracht kommen, wenn die fragliche Thatsache sonstwie feststände. Doch dem ist eben nicht so. Das „Loch“ in der Stirne, von welchem Corancez wiederholt mit besonderem Nachdrucke spricht, kann, selbst vorausgesetzt, daß es in der That vorhanden war, schwerlich beweisen, was es beweisen soll. Eine Kugel, die so aus nächster Nähe auf den Vorderkopf abgeschossen wird, pflegt sich nicht blos durch eine einfache Oeffnung zu verrathen. Doch davon abgesehen, ist der Ausdruck, dessen sich Corancez wohl nicht ohne Absicht bedient — man denkt, wenn man ihn liest, unwillkürlich an eine breite und tiefe Wunde — auf die in Rede stehende Verletzung keineswegs anwendbar. Wir wissen aus dem oben mitgetheilten Protokoll über die Obduction, daß dieselbe sich nicht als ein „Loch“, sondern als einen „leichten Riß“ zu erkennen gab. Offenbar hat Corancez dieses offizielle Schriftstück entweder gar nicht vor Augen gehabt oder nur sehr obenhin angesehen [13]), denn er sagt: „Von dieser wichtigen Wunde findet sich kein Wort in dem Berichte der Aerzte, welche doch den Körper vollständig untersucht haben wollen.“ Ebenso unwahr ist eine andere Angabe, die seiner Voraussetzung zur Stütze dienen soll. Er versichert nämlich, der Bildhauer Houdon, welcher im Auftrage des Marquis von dem Kopfe Rousseau's einen Gypsabguß nahm, habe ihm erzählt, das „Loch“ sei so tief gewesen, daß man nicht gewußt, wie man die Höhlung ausfüllen solle. Der genannte Künstler aber hat später in einem Briefe erklärt, daß er nur einen „Riß“, kein Loch wahrgenommen, und die Aeußerung, welche Corancez ihm in den Mund lege, schon deshalb nicht gethan haben könne, weil die angebliche Schwierigkeit für ihn keine gewesen sein würde. Fügen wir hinzu, daß seine Aussage nach dem Zeugniß Morin's durch den von ihm angefertigten Abguß bestätigt wird, so kann man über die wahre Beschaffenheit der Wunde nicht länger im Zweifel sein. Auch leuchtet ein, daß sie, weit entfernt, für den vorausgesetzten Schuß zu sprechen, vielmehr gegen denselben zeugt. Wer an dieser Todesart festhält, kann sich eben nur auf die Behauptung des Postmeisters berufen, die, ganz isolirt, wie sie dasteht, völlig in der Luft schwebt.

Gebrechlicher noch ist die Basis, auf welcher die Annahme

einer Vergiftung ruht. Sie besteht lediglich in dem, was Corancez als das Resultat der Erkundigungen bezeichnet, welche sein Schwiegervater bei den Hausgenossen Rousseau's einzog. Nun mag es, obgleich Therese entschieden widerspricht, immerhin richtig sein, daß dieser am Morgen seines Todestages ausging und Pflanzen mit heimbrachte. „Wer aber," fragt Morin mit Recht, „konnte wissen, daß diese Pflanzen giftig waren? Wer hat gesehen, daß er einen Aufguß von ihnen machte und dem Kaffee beimischte? Etwa die Magd? Wäre dem so, man würde gewiß nicht verfehlt haben, ihr Zeugniß anzurufen." Auch hätte, ließe sich hinzufügen, was ihrem Blicke nicht entging, Theresen nicht verborgen bleiben und dann wohl schwerlich ausgeführt werden können. Ueberhaupt ist kaum zu glauben, daß Rousseau, wenn er einmal entschlossen war, Gift zu nehmen, die Bereitung desselben auf den letzten Augenblick verschoben und sie zu einer Zeit vorgenommen haben sollte, wo sie von fremden Augen bemerkt werden mußte. Doch es ist im Grunde überflüssig, die Zweifel und Bedenken, zu welchen die aller Beglaubigung entbehrenden Aussagen unbekannter Personen herausfordern, weiter zu verfolgen. Es genügt zur Erledigung der Frage auf das Ergebniß der ärztlichen Obduction zu verweisen, demzufolge weder im Innern, noch an der Außenseite des Körpers irgendwelche Spur des angeblich genossenen Giftes wahrgenommen wurde.

Uebrigens begreift sich leicht, wie die einfachen Dienst- und Landleute zu ihrer Vermuthung kommen mochten. Ohne Zweifel war Rousseau für sie eine räthselhafte und einigermaßen unheimliche Erscheinung. Sie sahen sein seltsames Wesen und Treiben, welches von dem der übrigen Menschen so erheblich abwich; sie hörten auch wohl von der Gemüths- und Geisteskrankheit, die ihn der Welt und dem Leben entfremdete. Kein Wunder daher, wenn sie, als er nun plötzlich, ohne daß von einer Krankheit etwas bekannt geworden, starb, an Selbstmord dachten. Ist man doch in diesen Kreisen ohnehin geneigt, einen jähen Tod, dessen natürliche Ursache sich der Wahrnehmung entzieht, auf Willkür oder Absicht zurückzuführen. Und hier lag das um so näher, da der Weg, auf welchem er herbeigeführt worden, unschwer zu erkennen war. Die heftigen Leibschmerzen, die ihm vorausgegangen, wiesen von selbst auf das Gift hin, dessen Genuß sie veranlaßt hatte. Daß der Verstorbene solches besessen, stand außer Frage; wir bemerkten schon früher, daß und warum seine eifrige Beschäftigung mit den Pflanzen ihn in den Augen des Volks zum Giftmischer stempelte. Andrerseits ließ sich die Wunde, welche sein Leichnam an der Stirne trug, am Einfachsten durch eine Kugel erklären.

Wer freilich in unmittelbarer Nähe wohnte, konnte, weil er weder einen Schuß gehört, noch bei Rousseau jemals irgendwelche Waffe gesehen hatte, an den Gebrauch derselben nicht wohl glauben. Vielleicht hat es eben darin seinen Grund, daß man von ihm nur in einiger Entfernung vom Schlosse Kenntniß hatte oder doch zu haben meinte.

Dieses Gerede aber fand, obgleich ihm von competenter Seite und mit Berufung auf beglaubigte Thatsachen entschieden widersprochen wurde, sehr bald doch auch in weitere Kreise Eingang. Wie das möglich war, wurde zum Theil schon früher angedeutet: die zahlreichen Feinde Rousseau's glaubten bereitwillig, was ihrem Bestreben, das Ansehen des Gegners zu untergraben, förderlich sein konnte. Indeß würde man doch zu weit gehen, wollte man mit Morin die Accreditirung des Gerüchtes lediglich ihrem Hasse zuschreiben. Es fehlte nicht an Umständen und Erwägungen, die auch einen aufrichtigen Freund des Verstorbenen, falls er nicht sehr auf seiner Hut war, irre führen mochten. So durfte ein Selbstmord wohl plausibel erscheinen, wenn, wie versichert wurde, aus Briefen Rousseau's an nahestehende Personen hervorging, daß er ihn beabsichtigt habe. Frau von Staël stützt ihre uns schon bekannte Ansicht vorzugsweise auf eine solche schriftliche Aeußerung. „Man wird vielleicht," sagt sie, „darüber erstaunt sein, daß ich es für gewiß halte, daß Rousseau sich selbst den Tod gegeben hat. Aber ein Genfer, der während der letzten zwanzig Jahre mit ihm in der größten Intimität gelebt hat, erhielt einige Zeit vor seinem Tode einen Brief von ihm, welcher diese Absicht anzukündigen schien. Er hat sich dann später mit dem größten Eifer nach seinen letzten Augenblicken erkundigt und erfahren, daß Rousseau am Morgen seines Todestages vollkommen gesund aufstand, aber sagte, er gehe, um die Sonne zum letzten Male zu sehen, und bevor er ausging, Kaffee nahm, den er selbst bereitete. Nach einigen Stunden kehrte er zurück, fing nun an, schrecklich zu leiden, verbot indeß beharrlich, Hülfe herbeizurufen. Wenige Tage vorher hatte er die gemeine Zuneigung seiner Frau zu einem Manne aus der niedrigsten Volksclasse bemerkt. Er schien von dieser Entdeckung sehr erschüttert und blieb, in tiefes Nachdenken versunken, acht Stunden lang am Rande des Wassers stehen. Es scheint mir, daß, wenn man diese Details mit seiner gewohnten Schwermuth, sowie mit der Steigerung seiner Angst und seines Mißtrauens verbindet, es nicht mehr möglich ist, daran zu zweifeln, daß dieser große und unglückliche Mann seinem Leben freiwillig ein Ende gemacht hat." — Als dann später Frau von Vassy, die Tochter Girardin's, versucht, sie

eines Besseren zu belehren, behauptet sie sogar, „selbst die Briefe gesehen zu haben, in welchen der Entschluß, sich zu tödten, angekündigt wurde“.

Ob diese Verstärkung ihrer ursprünglichen Aussage nicht blos eine Folge des erfahrenen Widerspruches war, mag dahingestellt bleiben; wir wollen ihre Wahrhaftigkeit nicht in Zweifel ziehen. Auffallend aber ist, daß sie weder den Adressaten, noch den Inhalt der in Rede stehenden Briefe näher angibt. Zarte Rücksichten auf die Wünsche ihres Gewährsmannes haben sie schwerlich davon abgehalten. Da dieser einmal so weit ging, Andere von den vertraulichen Mittheilungen seines Freundes nicht nur Einsicht nehmen, sondern auch zur Begründung einer ihm nachtheiligen Hypothese öffentlichen Gebrauch machen zu lassen, sieht man nicht ab, warum er sich gegen eine vollständige Reproduction derselben hätte sträuben sollen. Im Gegentheil mußte es ihm, sollte man meinen, ganz recht sein, wenn Schriftstücke veröffentlicht wurden, welche geeignet waren, seine Ansicht von der an sich zweifelhaften Sache zu bestätigen. Doch sei dem, wie ihm wolle, unseres Erachtens würde es, um die Beweiskraft der angezogenen Briefe festzustellen, nöthig sein, sowohl ihren Wortlaut, wie das Datum ihrer Abfassung genau zu kennen. Die ohngefähre Angabe, daß sie „einige Zeit vor dem Tode“ geschrieben worden, genügt nicht, und wenn sie die Absicht, dem Leben ein Ende zu machen, „anzukündigen schienen“, so mochte der Schein trügen. Wir wissen, daß Rousseau in den letzten Jahren keine intimen Freunde mehr besaß, vor welchen er sein Herz hätte ausschütten können, wissen auch, daß er beschlossen hatte, den brieflichen Verkehr auf die Fälle zu beschränken, in welchen derselbe durch eine äußere Nothwendigkeit geboten erschien. Daß er seinen Vorsatz auch wirklich ausführte, dafür gibt die überlieferte Correspondenz einen augenfälligen Beweis. Früher so umfassend und reichhaltig, wird sie in der hier in Rede stehenden Zeit von Jahr zu Jahr dürftiger, bis sie endlich seit der Uebersiedelung nach Ermenonville ganz ins Stocken geräth. Nun kann man es freilich, wenn man will, für zufällig halten, daß aus dieser Periode keine Briefe übrig geblieben oder zum Abdrucke gelangt sind. Indeß wäre das immer eine willkürliche Voraussetzung, die jedes ausreichenden Grundes entbehrt. Ist es nicht grade unmöglich, daß Rousseau seinem Entschlusse untreu geworden, für ausgemacht kann es nur gelten, wenn überzeugende Beweise beigebracht werden.

Zugegeben aber, daß die Briefe, auf welche Frau von Staël Bezug nimmt, nicht nur vorhanden waren, sondern auch aus den letzten Lebenstagen Rousseau's stammten, es fragt sich doch weiter,

was denn eigentlich in ihnen gesagt wurde. Vergessen wir nicht, daß sie die einzigen Schriftstücke sind, in welchen die Absicht, aus dem Leben zu scheiden, zu Tage tritt oder treten soll. Keiner der Briefe, die uns aus der späteren Zeit noch vorliegen, verräth dieselbe. Ebensowenig ist in den größeren Schriften, welche dieser Periode angehören, irgendwo von ihr die Rede. Sie begegnet weder in den „Dialogen", noch in den „Träumereien", obgleich sich die einen, wie die anderen, fast ausschließlich mit der Person ihres Verfassers beschäftigen. Wohl hören wir oft genug, daß ihm das Leben zur Last ist, daß er den Tod herbeiwünscht, ihn auch nahe glaubt. Nie aber spricht er den Willen oder auch nur die Neigung aus, ihn selbstthätig herbeizuführen. Vielmehr erklärt er wiederholt, daß seine Feinde, die offenbar darauf ausgingen, ihn zum Aeußersten zu treiben, sich in ihrer Hoffnung getäuscht sehen würden. Wie lieb es ihm auch wäre, sich von der Qual des Daseins befreit zu sehen, er werde sie schon deshalb nicht abkürzen, weil sie es wünschten. — Nun ist damit zwar nicht ausgeschlossen, daß er sich später eines Anderen besinnen konnte. Doch würde ein solcher Wechsel nur glaubhaft sein, wenn er aus bestimmten Aeußerungen unzweideutig hervorginge. Da diese fehlen, wird man mit Fug und Recht annehmen dürfen, daß die fraglichen Schriftstücke, wenn sie anders wirklich existirten, dieselben Klagen, Wünsche und Hoffnungen enthielten, welche auch anderwärts laut werden.

Wir wollen übrigens nicht leugnen, daß es allerdings von Rousseau Briefe gibt, in welchen er den Entschluß, sich das Leben zu nehmen, ankündigt, und möglich ist, daß Frau von Staël, als sie ihrer ersten Angabe die zweite hinzufügte, eben diese im Auge hatte. Sie sind indeß für die vorliegende Frage irrelevant, da sie nicht aus der letzten Lebenszeit, sondern aus einer weit früheren Epoche datiren. Will man aber einmal auf sie zurückgehen, so wird sich bei näherer Erwägung herausstellen, daß sie gegen, nicht für den Selbstmord zeugen.

Es kann bei einem Manne, wie Rousseau, dessen Wesen und Lebensgang so manche tiefgreifende Conflikte mit sich brachten, nicht befremden, wenn ihm hin und wieder der Gedanke nahe trat, sich diesen inneren und äußeren Kämpfen durch einen freiwilligen Tod zu entziehen. Auch entspricht es seiner gründlichen und gewissenhaften Weise, daß er solche unwillkürliche Regungen nicht gleichgültig kommen und gehen ließ, sondern zum Gegenstande einer ernsten, eindringenden Betrachtung machte. Wie tief dieselbe ging und wie umfassend sie war, zeigen die beiden Briefe der Neuen Heloise (3, 21 und 22), in welchen er ihre Ergebnisse

niederlegte. Wer sie nachliest, wird gestehen müssen, daß die Frage, ob und wann es dem Menschen gestattet sei, seinem Leben selbst ein Ziel zu setzen, selten oder nie eine so allseitige und zugleich so licht- und geistvolle Erörterung gefunden hat. Interessant, wie die Untersuchung selbst, ist auch das Resultat, zu welchem sie gelangt. Im Allgemeinen wird der Selbstmord in ihr entschieden bekämpft, was gegen ihn spricht, nachdrücklich hervorgehoben, was für ihn zu sprechen scheint, ebenso bestimmt zurückgewiesen. Indem sie die mannigfachen Gründe, welche man in der Regel zu seiner Rechtfertigung anführt, genauer prüft, weist sie nach, daß keiner von ihnen für stichhaltig gelten kann. Sind aber die gewöhnlichen Motive unzureichend, es gibt doch einen Fall, in welchem der freiwillige Tod zulässig ist. Wer ohne irgendwelche Aussicht auf Besserung an einer mit unerträglichen Schmerzen verbundenen Krankheit leidet, mag sich immerhin von einem Leben befreien, welches für ihn fortan eine Qual, für seine Mitmenschen aber völlig nutz- und werthlos ist.

Ob Rousseau auf seinem Standpunkte befugt war, eine solche Ausnahme zu statuiren, darf billig bezweifelt werden. Die Voraussetzungen, auf welche hin er sie anerkennt, treffen unseres Erachtens keineswegs zu. Davon abgesehen, daß ein schmerzerfülltes Dasein, wie er es im Auge hat, weder für den Leidenden, noch für seine Umgebung ohne Nutzen ist, läßt sich auch die Möglichkeit einer Besserung niemals mit voller Gewißheit in Abrede stellen. Ebendarum wird der in Rede stehende Fall, wenn er auch prinzipiell zulässig erscheint, nicht so leicht praktisch werden. Rousseau selbst erfuhr das, als er ihn später einmal auf sich anwendbar glaubte. Es war in Motiers, wo sich die Schmerzen, welche ihn von Zeit zu Zeit heimsuchten, in einem Grade steigerten, daß er sie nicht länger ertragen zu können meinte, und deshalb eine Weile allen Ernstes mit dem Gedanken umging, sich ihrer durch ein freiwilliges Ende zu entledigen. Er theilte auch damals seinen Entschluß einigen Freunden mit [14]), schob aber, da die nie ersterbende Hoffnung stets neue Geduld mit sich brachte, die Ausführung so lange hinaus, bis sie überflüssig wurde. Seitdem ist er, obgleich ähnliche Zustände noch oft genug eintraten, auf eine so verzweifelte Abhülfe nicht mehr zurückgekommen. Wenn sich aber das einzige Motiv, welches seiner Ansicht nach den Selbstmord rechtfertigen konnte, bei ihm unwirksam erwies, so werden andere Gründe, die er nicht für ausreichend hielt, für ihn schwerlich maßgebend gewesen sein. Zwar sind namentlich da, wo es sich um Sein oder Nichtsein handelt, die thatsächlichen Verhältnisse in der Regel mächtiger, als theoretische Grundsätze und

Ueberzeugungen. Rousseau indeß war doch nicht der Mann, klar erkannte Prinzipien, die er zur Richtschnur seines Lebens genommen, im Drange der Umstände zu verleugnen. Man darf ihn eines solchen Widerspruches nur zeihen, wenn derselbe unzweifelhaft feststeht.

Davon aber kann in dem vorliegenden Falle keine Rede sein. Es fehlt jeder Beweis dafür, daß er seine ursprüngliche Ansicht jemals geändert oder sie durch sein persönliches Verhalten dementirt hätte. Vielmehr bezeugen manche Aeußerungen der späteren Zeit, daß er stets an ihr festhielt und sie gelegentlich entschieden zur Geltung brachte. Es kam wohl vor, daß Jemand, der ihn in bedrängter Lage um seinen Rath oder Beistand anging, die Absicht, sich zu entleiben, laut werden ließ; eine nachdrückliche, zuweilen recht derbe Zurechtweisung war dann die Folge [15]. Was ihn selbst betrifft, so schreibt er an Therese: „Du kennst meine wahren Gesinnungen zu gut, um zu fürchten, daß ich, bis zu welchem Grade sich meine Leiden auch steigern mögen, im Stande wäre, jemals über mein Leben vor der Zeit zu verfügen, welche die Natur oder die Menschen bestimmen werden. Wenn irgend ein Zufall meiner Laufbahn ein Ziel setzen sollte, so sei, was man darüber auch sagen mag, fest überzeugt, daß mein Wille daran nicht den mindesten Antheil gehabt hat.“ Man übersehe nicht, daß diese Versicherung in eine Zeit fällt, in welcher ihn sein Mißgeschick bereits der Verzweiflung nahe brachte. Obgleich dann in Paris die Auffassung seiner Lage immer trüber wurde, sprach er sich — wir sagten das schon — in den letzten Jahren seines dortigen Aufenthalts ganz ebenso aus, und wäre es doch sehr auffallend, wenn er in Ermenonville plötzlich anders gedacht hätte. Zwar weist man darauf hin, daß ihn die Verhältnisse, in welchen er hier lebte, nicht befriedigten. Indeß konnte dieser Umstand für ihn jetzt ebensowenig ein Grund zum Selbstmorde sein, wie er es vorher gewesen. Auch war ja, falls der neue Wohnort ihm unleidlich wurde, ein abermaliger Wechsel desselben keineswegs unmöglich.

Was aber die äußeren Verhältnisse nicht vermochten, bewirkte vielleicht der innere Gemüthszustand. Wer für die Ansicht eintritt, daß Rousseau sich selbst das Leben genommen, verfehlt nicht, seine „gewohnte Schwermuth“, die „Steigerung seiner Angst und seines Mißtrauens“ mit besonderem Nachdruck hervorzuheben. Nun läßt sich freilich nicht leugnen, daß ihn sein trauriges Geschick oft schmerzlich ergriff, zu Zeiten auch in eine düstere, dem Leben feindliche Stimmung versetzte. Aber diese Melancholie ging weder so tief, noch war sie so nachhaltig, daß sie ihn zu ver-

zweifelten Schritten hätte treiben sollen. Wie dunkel die Schatten sein mochten, welche seine Seele nicht selten umnachteten, das Licht erlosch nie ganz und brach stets von Neuem durch. Noch waren Geist und Phantasie rege genug, um ihn immer wieder über die Misère des Daseins hinauszuheben. Gewohnt, das gesammte Weltleben denkend zu umfassen, konnte das persönliche Leid keine unbedingte Herrschaft über ihn gewinnen, und wenn die Wirklichkeit nicht länger erträglich schien, boten die idealen Schöpfungen der Einbildungskraft eine stets bereite Zuflucht. Zudem fand er in seinem Glauben an ein künftiges Leben, wie an der gerechten Vergeltung, welche jenseits des Grabes seiner warte, einen ausgiebigen Trost, der auch mit einer völlig hoffnungslosen Gegenwart versöhnen mochte. Man darf überhaupt den großen Einfluß, welchen seine religiöse Denkweise in dieser Frage auf ihn üben mußte, nicht außer Acht lassen. Sie hielt nicht blos die Hoffnung wach, sie erfüllte auch mit scheuer Furcht, wenn die Neigung zum Selbstmorde sich je zuweilen regte. Wer an einen persönlichen Gott und seine allwaltende Vorsehung glaubt, empfindet die willkürliche Verfügung über das eigne Dasein als einen frevelhaften Eingriff in die Rechte einer höheren Macht und bebt vor einer Verantwortung zurück, die ihn um so ernstlicher erschreckt, da er ihre Tragweite nicht zu ermessen vermag [16]).

Aber auch abgesehen von solchen religiösen Skrupeln, hatte das Leben an sich für Rousseau einen zu hohen Werth, als daß er geneigt sein konnte, ihm vor der Zeit ein Ende zu machen. Das entschieden subjektive Gepräge seines Wesens brachte es mit sich, daß ihm die Fortdauer seiner individuellen Existenz vor Allem am Herzen lag. Menschen seiner Art verzichten auf alles Andere eher, als auf ihr persönliches Dasein; wie gering sie das Leben zu schätzen scheinen, es ist für sie der Güter höchstes doch. Ebendarum wird es ihnen so schwer, sich mit dem Tode zu befreunden. Mögen sie immerhin sich und Anderen einreden wollen, daß derselbe ihnen gleichgültig oder gar erwünscht sei, sie fürchten ihn im Grunde doch und werden sicherlich nichts thun, was seinen Eintritt beschleunigen kann. — Es sind somit nicht blos durch Reflektion gewonnene Ansichten, welche Rousseau von einem freiwilligen Tode zurückhielten. Seine eigenste Natur sträubte sich dagegen, und sie war ohne Zweifel mächtiger, als jedes äußere Mißgeschick. Wir glauben deshalb, daß er auch die bittere Enttäuschung, in Folge deren sein bis dahin schwankender Entschluß zur Reife gediehen sein soll, überwunden haben würde, wenn er sie wirklich erfahren hätte.

Man behauptet nämlich, es sei ihm wenige Tage vor seinem

Tode bekannt geworden, daß Therese mit einem Bedienten des Herrn von Girardin verbrecherischen Umgang pflege. Diese Wahrnehmung habe ihn auf das Tiefste erschüttert und vermocht, aus einem Leben zu scheiden, das durch den Treubruch des einzigen Menschen, zu dem er noch Vertrauen gehabt, allen Reiz verloren und fortan jeden Trostes, jeder Stütze entbehrt habe. Wie gesagt, wir zweifeln sehr, daß ein solcher Schlag, wie schwer er auch treffen mußte, ihn niedergeworfen hätte. Ohne Frage war ihm Therese lieb und werth; der feste Glaube an sie ließ ihn die Perfidie der übrigen Menschen leichter ertragen, ihre stete hülf- und trostreiche Gegenwart die Einsamkeit weniger empfinden. Indeß so nahe stand sie ihm nicht, daß er außer Stande gewesen wäre, sich von ihr zu trennen. Wer sich so, wie er, auf sich selber stellen, so von Allem, was nicht er selbst, ablösen konnte, für den gab es eben kein unlösbares Band. Die Untreue seiner Lebensgefährtin mochte ihn empören, ihre Schmach, zumal sie mehr oder weniger auf ihn selbst zurückfiel, schmerzlich ergreifen, einen Grund zum Selbstmord hätte ihr Verlust ihm schwerlich geboten. Uebrigens kam er glücklicher Weise nicht in den Fall, die allerdings schwere Prüfung bestehen zu müssen. Es verhält sich mit der obigen Behauptung ganz ebenso wie mit anderen, deren wir früher gedachten: sie ist eine willkürliche Hypothese, die nur darum imponirt, weil sie als eine zweifellose Wahrheit hingestellt wird. Zwar läßt sich, scheint es, nicht bestreiten, daß Therese später wirklich zu dem vorhin erwähnten Bedienten in eine nähere persönliche Beziehung trat. Von welcher Art aber dieses Verhältniß gewesen, ist ungewiß. Wenn man ohne Weiteres voraussetzt, daß es sich um eine Liebschaft gehandelt, so vergißt man, daß Therese, die nie sehr heißblütig und anspruchsvoll war, zur Zeit als Rousseau starb, schon 57, ihr angeblicher Galan aber 53 Jahre zählte. Die Angaben über eine spätere Heirath, welche hier und da begegnen, sind wenig zuverlässig, werden auch durch anderweitige Nachrichten und widersprechende Thatsachen dementirt [17]). Irren wir nicht, so geschah, was Rousseau stets befürchtet und seiner Frau wiederholt vorausgesagt hatte: leichtgläubig und unvorsichtig, wie sie war, fiel sie in die Hände eines schlauen Spekulanten, der sich ihrer annahm, um sie auszubeuten [18]).

Gewiß war es der Wittwe Rousseau's wenig würdig, mit einem Kammerdiener gewöhnlichen Schlages in nähere Verbindung zu treten. Man darf ihr diese Unziemlichkeit indeß nicht gar zu sehr verargen. Sie hatte bei ihrer geringen Bildung wohl kaum einen Begriff von den Pflichten, welche die Lebensgemeinschaft mit einem Manne, wie Rousseau, ihr auflegte. Zudem stand sie nach

dem Tode desselben so ziemlich allein. Waren seine vornehmen Freunde auch bereit, in jeder Rücksicht für sie Sorge zu tragen, sie konnte mit ihnen nicht auf gleichem Fuße verkehren und mochte andrerseits keine Lust haben, ihre gehorsame Clientin zu spielen. Es begreift sich schon, daß sie es vorzog, sich Jemandem anzuschließen, der, gleich ihr ein Kind des Volkes, vermuthlich auch ihre Denkweise theilte. Doch wie dem immer sein mag, jedenfalls hat ihre Mesalliance den Tod Rousseau's nicht veranlaßt, da sie erst längere Zeit nach dessen Eintritt geschlossen wurde. Herr von Girardin, der Sohn, erklärt ausdrücklich, daß die in Rede stehende Bekanntschaft erst mehrere Monate später begonnen habe, und seine Schwester, Frau von Vassy, versichert sogar, es sei erst nach Ablauf eines Jahres dahin gekommen, daß man Therese in Ermenonville nicht länger habe dulden können. Ob ihr Benehmen damals Grund zu gerechten Beschwerden gab, mag unentschieden bleiben[19]). Für unseren Zweck genügt es, zu constatiren, daß sie sich nach dem Zeugnisse von Personen, welche von der Sachlage genau unterrichtet sein konnten, solange Rousseau lebte, nichts zu Schulden kommen ließ, was ihre eheliche Treue hätte in Frage stellen können.

Es versteht sich von selbst, daß damit das Motiv zum Selbstmorde, welches ihr Verhalten dargeboten haben soll, wegfällt. Wir sahen aber, daß auch alle anderen, direkten und indirekten Gründe, welche die Vertreter desselben geltend machen, keine strengere Prüfung aushalten. Es muß daher bei der Annahme eines natürlichen Todes, die ja auch durch die Aussagen competenter und glaubwürdiger Zeugen bestätigt wird, sein Bewenden haben[20]).

X.

Das Leben Rousseau's endet nicht mit seinem Tode; selbst sein Grab hat noch eine eigne, in mannigfachem Wechsel verlaufende Geschichte. Er hatte, bevor er starb, den Wunsch geäußert, daß man ihn irgendwo im Parke, wenn möglich auf der Pappelinsel beerdigen möge. Hier war es denn auch, wo die Leiche, nachdem sie zuvor einbalsamirt worden, am zweiten Tage nach dem Tode beigesetzt wurde. Sanftes Mondlicht erhellte den Weg, als der Trauerzug an dem stillen, warmen Sommerabende der nahen Ruhestätte zuschritt. Ueber die Personen, welche ihn bildeten, erfahren wir ebensowenig, wie über die Vorgänge am Grabe. Vermuthlich war außer den Schloßbewohnern und den beiden von Paris gekommenen Freunden kaum Jemand zugegen. Und

wenn der ernsten Feier die religiöse Weihe nicht ganz fehlte — wir wissen, der alte Romilly war wegen seiner Kenntniß der protestantischen Beerdigungsformen herzugerufen worden — eine priesterliche Einsegnung der Leiche fand schwerlich statt. Prediger der reformirten Kirche waren nicht zur Hand, und der katholische Pfarrer der Dorfgemeinde durfte es natürlich nicht wagen, einem Ketzer und Freigeist das letzte Geleite zu geben. Kam der Mann doch auch ohne das in nicht geringe Verlegenheit. Zufällig war an demselben Tage, an welchem Rousseau aus dem Leben schied, ein gleichnamiger Bauer gestorben, und hatte er dessen, wie üblich, im Kirchengebete namentlich gedacht. Der Bischof von Senlis, welcher davon hörte, mochte denken, die Fürbitte habe dem Philosophen gegolten. Der Pfarrer wurde zur Verantwortung gezogen und war, um sich zu rechtfertigen, genöthigt, zwei Mal nach Paris zu reisen [1]).

Wer in späterer Zeit Rousseau's Grab besuchte, sah auf demselben ein einfaches, aber hübsches Denkmal, welches die Inschrift trug: „Dem Manne der Natur und der Wahrheit". Kehrte er von der Insel zurück, so begegnete sein Blick einer unvollendeten Rotunde, die sich auf einer ihr grade gegenüberliegenden Anhöhe erhob. Zu einem „Tempel der Philosophie" bestimmt, war jede ihrer sechs Säulen einem berühmten Denker geweiht, dessen Name auf einem an ihr befestigten Medaillon zu lesen stand. Natürlich durfte Rousseau in dem Kreise dieser Auserwählten nicht fehlen; neben Descartes, Newton, Montesquieu, Voltaire und William Penn war auch ihm die Ehre einer Stelle zu Theil geworden. — Ein weiterer Gang durch den Park führte dann noch zu manchen Punkten, an welchen eine mehr oder minder passende Inschrift an ihn erinnerte. So las man über einem von dichtem Gebüsch umgebenen Ruhesitze: „Zu dieser Bank kam der gute Jean-Jacques, um das reizende Grün zu betrachten, seine Vögel zu füttern und mit unseren Kindern zu spielen." Herr von Girardin hatte so in recht sinniger Weise Sorge getragen, daß die Orte, welche sein verstorbener Freund mit Vorliebe aufzusuchen pflegte, das Andenken an ihn bewahrten.

Für die Fremden aber, welche Rousseau's wegen nach Ermenonville kamen, war es ohne Zweifel erwünscht und erfreulich, ihm auf seinen letzten Wegen folgen zu können. Auch wurde ihre Zahl, die schon bei seinen Lebzeiten beträchtlich gewesen, nach seinem Tode noch größer. Von nah und fern, nicht nur aus Frankreich, sondern ebenso aus den übrigen Ländern Europas, strömten sie herzu, die Einen von wahrer Pietät und aufrichtiger Verehrung geleitet, die Andern aus Neugierde oder weil Mode und guter

Ton es forderten. Selbst die Königin Marie Antoinette sah sich (im Sommer des Jahres 1780) veranlaßt, der Pappelinsel und ihrem berühmten Todten einen Besuch zu machen. Grimm, der sich beeilt, dieses „Ereigniß" in seiner Correspondenz zu notiren, fügt mit gewohnter Malice hinzu: „Die erhabene Pilgerin äußerte nicht das mindeste Interesse für den Mann, dem dort das Denkmal errichtet worden. Wie mußte dieses Schweigen dem Haß und der Eifersucht — vor Allem des Schreibers selbst — zum Troste gereichen [2])!" Traurig genug, daß es Leute gab, die solchen Trostes bedurften. Erheiternd aber wirkt der fromme Eifer, womit manche der Wallfahrer irgend eine Reliquie des Verstorbenen zu erlangen suchten. Als unser Campe nach Paris kam, waren solche Andenken kaum noch aufzutreiben. Doch gelang es ihm endlich, dem Barbiere Rousseau's die Tabaksdose abzuhandeln, welche dieser ihm kurz vor seinem Tode geschenkt hatte. Um dieselbe Zeit kaufte eine Dame in Ermenonville einem Bauern die Stutzperücke des Philosophen vom Kopfe weg, um sie dann selbst triumphirend aufzusetzen. Kein Wunder, wenn der dortige Waldhüter bedauernd ausrief: „Oh! hätte ich gewußt, was für ein Mann dieser Rousseau war, ich hätte mein Glück gemacht. Ich habe ihn einbalsamirt, habe sein Herz, seine Eingeweide berührt, ihm die Haare abgeschnitten; ich habe einen Finger von ihm gehabt, aber Alles recht hübsch wieder in den Sarg gelegt. Später hat man mir hundert Louisd'or für ein Büschel Haare oder ein Kleidungsstück geboten [3])."

Weniger harmlos war das Benehmen der Leute, die selbst am Grabe des Gegners ihren Haß und Groll nicht zu beherrschen vermochten. Man entblödete sich nicht, den Leichenhügel, wie das Denkmal, welches ihn zierte, auf die gemeinste Weise zu beschmutzen. Die Inschriften, welche die Hand der Freundschaft eingegraben, wurden getilgt und beleidigende Ausfälle oder schlechte Witze an ihre Stelle gesetzt. Es kam soweit, daß Herr von Girardin sich genöthigt sah, unbekannten Personen den Besuch der Insel zu verbieten. Die Entweihung aber, welche das Grab Rousseau's erfuhr, war nur die Ergänzung, vielleicht auch eine Folge der maßlosen Angriffe, welche zu dieser Zeit gegen seine Person gerichtet wurden. Er hatte sich doch nicht getäuscht, als er schon einige Jahre vor seinem Tode „den Tribut an Schmähungen und Beschimpfungen wahrzunehmen glaubte [4]), den man seinem Andenken in Form einer Leichenrede bereite". — „Seitdem wir ihn verloren haben," sagt Madame Boy de la Tour, „haben fast Alle, die über ihn gesprochen, seine Asche mehr oder weniger insultirt. Man hat es sich, scheint es, zur Aufgabe gemacht, das

Gedächtniß eines Mannes herabzusetzen, dessen edler Stolz gegen jede Art von Mißgeschick anzukämpfen wagte. Griffe man nur seine Schriften an, so könnte man schweigen. Aber es sind seine Sitten, seine Absichten, seine Grundsätze, die man mit einer schranken- und beispiellosen Wuth verleumdet." — Ein anderer Zeitgenosse, Eymar, bemerkt: „Ich will es nicht zu erklären versuchen, wie es möglich geworden, daß inmitten einer aufgeklärten Nation Männer und namentlich Gelehrte oder Literaten, die im Uebrigen, was ihre Denk- und Handlungsweise betrifft, einander so schroff gegenüberstehen, in dem einen Punkte zusammentreffen konnten, ein ehrenvolles Andenken zu beschimpfen, und einen Schriftsteller und seine Werke, welche die vorhergehende Generation mit Lob und Bewunderung überhäuft hatte, mit einer bis dahin unerhörten Erbitterung in den Koth zu ziehen." — Schärfer noch spricht sich du Peyrou aus: „Zu sehen, wie die noch zuckenden Ueberreste eines Mannes mit Füßen getreten werden, welcher uns theuer war und der uns liebte, zu hören, wie man sein Andenken entehrt, seine Moralität verleumdet, seinen Charakter anschwärzt, und doch ein kühles oder furchtsames Schweigen zu beobachten, das hieße sich für ebenso gemein erklären, wie der Feigling es ist, welcher dem Manne, der ehemals sein Freund war, am Rande des Grabes auflauerte und wartete, bis er im Sarge lag, um seine Wuth an einem Leichname zu kühlen."

Es war Diderot, dem dieser herbe Vorwurf galt, und wir wissen, daß er ihn in vollstem Maße verdiente[5]). Seine im Jahre 1779 veröffentlichte Schandschrift ist in der That ein Non plus ultra von perfider Niedertracht und brutaler Gemeinheit. Weniger roh und plump, aber ebenso hämisch und boshaft waren die Angriffe, welche gleichzeitig von seinem Freunde und Collegen, dem „schlauen" d'Alembert, ausgingen. Die „Lobrede auf den Marschall Keith", welche dieser in der Akademie vortrug und dann drucken ließ, wurde, so scheint es beinahe, nur verfaßt, weil sie Gelegenheit bot, den Schützling Milord's zu verleumden. Daß Baron Grimm hinter seinen würdigen Genossen nicht zurückblieb, läßt sich denken. Seine Erbitterung machte sich fort und fort in den heftigsten Ausfällen Luft. Namentlich als im Jahre 1781 die sechs ersten Bücher der „Bekenntnisse" Rousseau's ans Licht traten, kannte seine Wuth keine Grenzen mehr.

Das Beispiel aber, welches von den Koryphäen der Literatur gegeben worden, fand unter den Schriftstellern niedrigeren Ranges eifrige Nachahmer. Es lohnt indeß nicht der Mühe, auf die mehr oder minder giftigen Machwerke dieser Kleingeister, eines Laborde, Servan 2c., näher einzugehen. Von größerer Be-

deutung sind vielleicht die Schriften einiger Genfer, die ihren berühmten Landsmann damals nicht viel besser behandelten, wie seine französischen Widersacher. So wird er von Sennebier, dem Verfasser einer bekannten Literargeschichte Genfs, ein „gottloser Mensch, Sophist, Feind des Eigenthums", der Contrat social „eine Absurdität mehr" genannt, und seine reizbare Eigenliebe als „die einzige Triebfeder seiner Handlungen" bezeichnet[6]). Verletzender noch scheint sich der Pastor und Naturforscher Trembley geäußert zu haben. Eymar, der sich die Mühe gab, ihn, wie Andere seines Schlages zu widerlegen, sagt: „Es ist, glaube ich, ohne Beispiel, daß ein genialer Schriftsteller von einem Landsmann, den er persönlich nicht beleidigt hat, auf eine so empörende Weise beschimpft worden." Die Feindschaft dieser Leute darf freilich nicht Wunder nehmen; sie stammten aus patrizischen Familien und gehörten zu jener Partei der Negatifs, die Rousseau einst in seinen Briefen vom Berge so nachdrücklich bekämpft hatte.

Die Schmähungen und Verleumdungen aber, welche in Büchern und Brochüren nur einem beschränkten Leserkreise bekannt wurden, fanden durch Journale und Zeitschriften auch in das größere Publikum ihren Weg. Meist im Dienste der Rousseau feindlichen Parteien, waren diese Blätter stets bereit, die ihm ungünstigen Aussagen und Urtheile aufzunehmen, während sie jeder etwaigen Rechtfertigung ihre Spalten beharrlich schlossen. Eben darum wurde es den wenigen Freunden und Anhängern, die noch den Muth hatten, öffentlich für ihn einzutreten, schwer, zu Worte zu kommen, und fast unmöglich, ihren Dementis und Berichtigungen die wünschenswerthe Verbreitung zu geben. Daß sie sich dennoch die undankbare Mühe nicht verdrießen ließen, gereicht ihnen zu großer Ehre. Ins Besondere verdient der rastlose und unerschrockene Eifer, welchen Madame Boy de la Tour, wie in früheren Tagen, so auch jetzt wieder der Vertheidigung ihres oft so unwirschen Freundes widmete, alle Anerkennung. Gewiß war es, zumal für eine Frau, ein kühnes Unterfangen, gegen Männer wie Diderot, d'Alembert und Andere ihrer Art, in die Schranken zu treten. Die rücksichtslose Weise, in welcher diese Leute ihre Gegner zu behandeln pflegten, setzte sie den schlimmsten Insulten aus, ohne daß sie hoffen durfte, in dem ungleichen Kampfe irgendwelche Lorbeeren zu ernten. In der That machten ihre gutgemeinten und sachlich wohlbegründeten Schutzschriften[7]) schon wegen ihres breiten, langweiligen Styles nur geringen Eindruck. Uebrigens hatten die Plaidoyers ihrer männlichen Kollegen keinen besseren Erfolg. Die Huldigung, welche der Dichter Roucher dem Andenken Rousseau's in seinen „Monaten" darbrachte, wollte um so weniger bedeuten,

da der Gefeierte sie mit Voltaire theilen mußte. Ein größeres Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er zuerst (in den Noten zum elften Gesange seiner Dichtung) die vier Briefe an Malesherbes veröffentlichte, in welchem Jean-Jacques vor Jahren seinen Charakter und Lebensgang so meisterhaft geschildert hatte. Ihre Mittheilung war nicht so leicht und unbedenklich, wie man wohl glauben möchte. „Die Schritte, welche man that, um ihren Abdruck zu hindern, sind kaum glaublich, aber nur zu gewiß. Man wollte ein förmliches System der Verleumdung begründen, und man begriff, daß diese Briefe nur einen für ihren Verfasser günstigen Eindruck machen konnten. Roucher aber hatte den Muth, allen Lockungen zu widerstehen und den Drohungen derer zu trotzen, welche damals in der Literatur den Ton angaben."

Von anderen Apologien Rousseau's, die in diesen Jahren erschienen, mögen hier noch die Schriften von Barère, dem späteren „Anakreon der Guillotine", und Frau von Staël erwähnt werden[8]). Eine durchschlagende Wirkung hatte keine von ihnen; die jungen, unbekannten Verfasser, von mäßiger oder noch unentwickelter Begabung, waren außer Stande, die herrschende Stimmung und Ansicht erheblich zu beeinflussen. Sie blieb Rousseau vor wie nach abgeneigt, und wenn es ihm auch an stillen Verehrern keineswegs fehlte, man sprach öffentlich, in der Gesellschaft, wie in der Literatur, fast nur mit spöttischem Achselzucken oder mit unverhohlener Geringschätzung von ihm. Dies änderte sich erst, als die Revolution über Frankreich hereinbrach. Es war natürlich, daß diese große Bewegung den Mann, der mehr als irgend ein Anderer ihr geistiger Vorläufer und Bahnbrecher gewesen, zu Ehren brachte. Die Macht und Bedeutung, welche seine Ideen und Grundsätze durch sie gewannen, mußte auch seinem persönlichen Ansehen zu Gute kommen. In den ersten Jahren freilich war diese Geltung noch dem Grade, wie dem Umfange nach beschränkt. Man berief sich zwar in Wort und Schrift beständig auf ihn; man prägte seine Gedanken und Grundsätze vielfach zu Rechten und Gesetzen aus; man pries und ehrte ihn auch. Indeß wie hoch seine Autorität stieg, sie wurde doch nur innerhalb gewisser Grenzen, und weder allgemein, noch ohne Vorbehalt anerkannt. Die damaligen Leiter der revolutionären Bewegung waren in ihrer großen Mehrzahl keineswegs geneigt, ihr unbedingt zu folgen. Ihre Denk- und Sinnesweise unterschied sich doch wesentlich von der seinigen; auch verfolgten sie im Grunde andere Ziele, wie er sie im Auge gehabt hatte. Wohl mochte er ihnen, sofern es sich um die allgemeinen Prinzipien der neuen Freiheit handelte, ein willkommener Führer sein. Die berühmte

„Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers“ ist bekanntlich nur ein Auszug aus seinen Schriften. Der monarchische Verfassungsstaat aber, welchen sie zu begründen versuchten, fand an ihm keine Stütze. Im Gegentheil mußten die Freunde desselben in dem entschiedenen Republikaner einen ihrer gefährlichsten Feinde erkennen. Ueberdies konnten die Vertreter des Mittelstandes den Anwalt der unteren Volksclassen ebensowenig goutiren, wie die Aristokraten des Geistes den Mann der Natur, und die glaubens-, vielfach auch sittenlosen Anhänger der „Philosophen“ den Vorkämpfer der Religion und Moral. Leuten dieser Art stand trotz der mannigfachen Berührungspunkte, welche sie mit Rousseau gemein hatten, ein Mann wie Voltaire doch weit näher, als er. Auch ist es für seine relativ geringere Geltung bezeichnend, daß die Constituante, während sie der Asche seines Rivalen die Ehre des Pantheons zuerkannte, ihn nur mit einer einfachen Statue bedachte [9]).

Was sie aber versäumt hatte, holte der Convent bald nach. Mit der rasch anwachsenden Sturmfluth der Revolution stieg das Ansehen Rousseau's immer höher; je mehr das reifere Alter der enthusiastischen Jugend und die bis dahin dominirende Bourgeoisie dem eigentlichen Volke weichen mußte, um so größer wurde sein Einfluß. Derselbe steigerte sich noch, als man, nachdem die Republik an die Stelle der Monarchie getreten, daran ging, auf den Trümmern der alten Staats- und Gesellschaftsordnung einen politisch-sozialen Neubau zu errichten. Rousseau stand zu dieser Zeit auf dem Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes; seine Autorität überwog nicht nur jede andere, sie war nahezu allein maßgebend. Prophet und Apostel des neuen Heils, galten seine Schriften als ein unantastbares Evangelium, dessen Wahrheit Jedermann anerkennen mußte. Wehe dem Frevler, der es wagte, sie in Zweifel zu ziehen oder ihren Verkündiger irgendwie anzugreifen, das Fallbeil der Guillotine schwebte drohend über seinem Haupte. Die früheren Gegner und Nebenbuhler Rousseau's durften sich Glück wünschen, daß sie sich nicht mehr unter den Lebenden oder doch außerhalb des Bereiches der damaligen Machthaber befanden. Selbst der harmlose Palissot entging nur mit Mühe dem Tode, als man sich erinnerte, daß er ihn vor Jahren zur Zielscheibe seines schalen Witzes gemacht hatte. Er war eben der Heilige des Tages, der Abgott des Volkes und seiner Führer; wenn er einst im Bewußtsein seiner Verdienste geäußert, daß „die Menschheit ihm Altäre schulde“, so wurde dieser stolze Anspruch jetzt erfüllt. Freilich waren die Priester, welche den Dienst an ihnen versahen, meist herzlose Fanatiker, und die Opfer, die sie

ihm oder seinen Ideen darbrachten, nicht selten blutige Menschenleichen. Doch ist das nicht seine Schuld; man kann ihn für die Frevel seiner Anhänger ebensowenig verantwortlich machen, wie etwa, falls ein solcher Vergleich gestattet ist, den Gott der Liebe für die Gräuel, welche von seinen Bekennern in seinem Namen und zu seiner Ehre verübt worden sind.

Traurig immerhin, daß die Hand eines Hebert es wagen durfte, seine Büste mit einem Kranze zu schmücken, und ein Robespierre sich berufen glaubte, ihn in das Pantheon einzuführen. Der Anlaß aber, welchen dieser für die Apotheose seines Meisters wählte, war des Gefeierten nicht unwürdig. Sie fällt in die Zeit, in welcher er es, nach dem Sturze Danton's und der atheistischen Commune, unternahm, der Republik eine religiös-sittliche Grundlage zu geben. Rousseau hatte ihn gelehrt, daß jedes Gemeinwesen, dem solche Basis fehle, der Garantie eines sicheren Bestandes entbehre. Er hatte ihm zugleich die einzelnen Glaubensartikel bezeichnet, deren allgemeine Anerkennung unbedingt nothwendig sei. Entschlossen, der Weisung seines Orakels auch in diesem Punkte zu folgen, ging er an die Abfassung des Berichtes, durch welchen er den Convent für seine Ideen zu gewinnen dachte. Im Anfange des April (1794) verbrachte er mehrere Tage im Walde von Montmorency. Er besuchte hier oft das Häuschen, in welchem Jean-Jacques einst gewohnt, und beendete seinen Vortrag „in den nämlichen Räumen, in demselben Garten und unter denselben Bäumen, unter welchen sein Meister so herrlich über Gott geschrieben hatte". Am 7. Mai bestieg er dann im Convente die Rednerbühne, um das Dekret zu beantragen, welches den Glauben des französischen Volkes an Gott und Unsterblichkeit aussprach. Es war nicht mehr als billig, daß er in der glänzenden Motivirung, die er seinem Antrage vorausschickte, auch des Mannes rühmend gedachte, dem er sie ihrem wesentlichen Inhalte nach verdankte. „Unter den Denkern," so ließ er sich u. A. vernehmen, „welche sich als Schriftsteller und Philosophen bemerkbar machten, zeigte Ein Mann, Rousseau, sich durch den hohen Schwung seines Gemüthes und durch die Größe seines Charakters des Amtes würdig, der Lehrer des menschlichen Geschlechtes zu sein. Er griff die Tyrannei mit Freimuth an; er sprach mit Begeisterung von der Gottheit; seine männliche Beredtsamkeit schilderte in Flammenzügen die Reize der Tugend; sie vertheidigte jene tröstenden Dogmen, welche die Vernunft dem menschlichen Herzen als Stütze gibt. Die Reinheit seiner Lehre, welche er ebensosehr aus der Natur und seinem tiefen Hasse gegen das Laster, wie aus seiner Verachtung der ränkesüchtigen

Sophisten, die den Namen Philosophen usurpirten, schöpfte, zog ihm den Haß und die Verfolgung seiner Nebenbuhler und seiner falschen Freunde zu. Ach! wer kann daran zweifeln, daß sein edler Sinn mit der größten Begeisterung die Sache der Gerechtigkeit und der Gleichheit erfaßt haben würde, wenn er hätte Zeuge der Revolution sein können, deren Vorläufer er war und die ihn ins Pantheon gebracht hat."

Oder doch zu bringen im Begriffe war. Denn schon hatte der Convent, und zwar auf den Antrag des Redners, den Beschluß gefaßt, daß seine sterblichen Ueberreste in diesem „Tempel der großen Männer" beigesetzt werden sollten. Die Ausführung desselben fand indeß erst am Tage nach jener denkwürdigen Sitzung statt, in welcher sein religiöses Credo zum Glaubensbekenntniß des gesammten französischen Volkes erhoben, und damit dem unter seinen Auspizien begonnenen und fortgeführten Werke revolutionärer Erneuerung gewissermaßen das Siegel aufgedrückt wurde [10]). Anderswo freilich begegnet die Angabe, daß die Aufnahme in das Pantheon an der zweiten Dekade des Vendemiaire (11. October), also mehrere Monate nach dem Sturze Robespierre's erfolgt sei. Das Dekret aber, welches sie verfügte, stützt sich auf die Erwägung, daß „Jean-Jacques Rousseau sich in seinen Schriften zu den erhabensten Ideen über das höchste Wesen und die Tugend erhob, daß er die Irrthümer in der physischen und moralischen Erziehung der Kindheit und Jugend verbesserte, daß er die Würde des Menschen in ihr schönstes Licht stellte und die Völker ihre wahren Rechte kennen lehrte." Ueber die Feier, welche die Beisetzung der Asche begleitete, liegt uns kein genauerer Bericht vor. Daß es weder an einem glänzenden Festzuge, noch an Kränzen, Hymnen und schwungvollen Reden fehlte, läßt sich denken. Recht sinnig war die Weise, in welcher die in Paris wohnenden Genfer den Ehrentag Rousseau's begingen. Sie beschlossen in ihrem, dem „Berge" verbrüderten Club, einen Verein zur Unterstützung ihrer kranken Landsleute zu gründen, brachten auch für diesen Zweck noch im Laufe der Sitzung eine nicht unerhebliche Summe zusammen.

In Genf selbst, wo die revolutionäre Bewegung mit der des Nachbarlandes ziemlich gleichen Schritt hielt, war man nicht weniger bemüht, den berühmten Mitbürger zu ehren. Mitten in der Bastion Bourgeois wurde eine vierzig Fuß hohe Säule errichtet, die seine Büste trug. Man gab einem öffentlichen Platze, sowie der Straße, in welcher sein Geburtshaus lag, seinen Namen. Man ging selbst, als die Volkspartei zur unbestrittenen Herrschaft gelangte, so weit, ihm Altäre zu weihen, und die Stätte, an welcher er das Licht der Welt erblickt hatte, wie ein nationales Heiligthum zu

verehren. Das ihm gewidmete Denkmal aber bildete den Mittelpunkt des Festes, mit welchem der Tag seiner Geburt alljährlich von der gesammten Bürgerschaft gefeiert wurde. Es war dann mit Blumen und Kränzen geschmückt; man brachte Inschriften an, wie: „Rousseau rief uns zu den heiligen Pflichten der Natur zurück — Die Arbeit ist ein Schatz — Rousseau war arm und seine Beredtsamkeit übernahm den Schutz der Unglücklichen — Rousseau lehrte uns, in der Tugend unsere höchste Freude zu suchen." Am Fuße der Säule aber wurden Reden gehalten und Lieder gesungen, welche die unsterblichen Verdienste priesen, die sich der Gefeierte um Menschenglück und Völkerfreiheit erworben habe [11].

Fünf Jahre lang wurde so das Wiegenfest Rousseau's von der Genfer Gemeinde gefeiert. Eingeführt in den Tagen, wo der Jakobinismus alle Gewalt in Händen hatte, bestand der Gebrauch doch auch nach dessen Sturze noch eine Weile fort. Man gab ihn erst auf, als im Jahre 1798 Genf und sein Gebiet der französischen Republik gewaltsam einverleibt wurden. „Da unser Genfer Vaterland," so erklärte die damalige Regierung, „aufgehört hat, zu existiren, ist es nicht mehr an der Zeit, den Geburtstag unseres großen Mitbürgers festlich zu begehen." Vermuthlich war dieser Grund nur ein Vorwand; die Gelegenheit, der öffentlichen Verehrung des Abgottes der Demokratie ein Ende zu machen, mochte den Gegnern derselben, die inzwischen wieder zu Macht und Einfluß gelangt waren, sehr erwünscht sein. Lag es doch in der Natur der Sache, daß der Haß und Abscheu, welchen das blutige Regiment der Terroristen erregte, sich auch auf den Mann übertrug, unter dessen Aegide es geführt worden. Rousseau mußte für die zweifelhafte Auszeichnung, deren er sich als geistiges Haupt der Ultras erfreut hatte, schwer büßen. Man nahm sich weder die Zeit, noch war man unbefangen genug, zu untersuchen, ob und inwieweit er für die Excesse seiner Anhänger verantwortlich zu machen sei; sie wurden ihm ohne Weiteres in ihrem ganzen Umfange zur Last gelegt. Kein Wunder daher, daß, wie ein Zeitgenosse sagt, „sein Name eine Schmach wurde, und es keinen Genfer gab, der, besonders wenn er aus einer patrizischen Familie stammte, es nicht vermied, ihn auszusprechen, oder ihn, ohne zu schaudern, über die Lippen brachte." [12])

Ein ähnlicher Umschwung, wie in Genf, fand in Paris und Frankreich statt. Auch hier erfuhr das persönliche Ansehen Rousseau's den Einfluß der rückläufigen Bewegung, in welche die Revolution nach dem 9. Thermidor eintrat. Je entschiedener sie dieselbe verfolgte, um so mehr sank es von der Höhe herab, zu

welcher sie es in ihrem aufsteigenden Gange erhoben hatte. Zunächst freilich bestand die Republik und mit ihr eine gewisse, wenngleich beschränkte Autorität ihres intellektuellen Urhebers noch fort. Der Cultus indeß, welcher seiner Person bis dahin geweiht worden, hörte sehr bald auf; er war mit den Gräueln der Schreckenszeit zu enge verbunden, als daß er sie hätte überdauern können. Mochten die Freunde Rousseau's immerhin hervorheben, daß er an ihnen unschuldig sei, die öffentliche Meinung schrieb, was die Jünger verbrochen, auch dem Meister zu. War es doch nicht mehr das Volk, sondern die Mittelclasse, von welcher sie beherrscht wurde, und diese hatte, auch wenn sie an der Republik festhielt, weder Grund, noch Neigung, den Vorkämpfer der feindlichen Demokratie in Schutz zu nehmen. Weniger noch schonten ihn, als sie allmälig wieder zu Worte kamen, die Monarchisten und anderweitigen Gegner der Revolution. Bestrebt, das alte Regime in Staat, Kirche und Gesellschaft herzustellen, richteten sie ihre Angriffe vorzugsweise gegen den Mann, der zu seinem Sturze so wesentlich beigetragen hatte. Zugleich nahmen auch die Anhänger Voltaire's und der Philosophen den Kampf, welchen sie eine Zeitlang hatten unterbrechen müssen, mit frischem Eifer auf. Ihr Groll und Haß, der vor der drohenden Guillotine verstummt war, machte sich von Neuem in Anklagen und Schmähungen Luft. Wieder trugen sie emsig zusammen, was den Charakter Rousseau's verdächtigen und den Werth seiner Leistungen herabsetzen konnte [13]).

Ihre Stimmen fanden indeß, wenn sie auch nicht ungehört verhallten, keine sonderliche Beachtung. Die Zeiten waren vorüber, in welchen das Thun und Treiben der Schriftsteller, ihre Arbeiten und Fehden im Publikum das allgemeinste und lebhafteste Interesse erregten. Das Geräusch der Waffen übertönte das Gezänk der Literaten, und die Helden des Schlachtfeldes drängten die der Feder in den Hintergrund. Vom Glanze ihrer kriegerischen Großthaten und der durch sie errungenen Machtstellung geblendet, verlor die Nation ihre geistigen Führer allmälig aus den Augen, während ihr neuer Gebieter, soviel an ihm lag, Sorge trug, daß die Erinnerung an sie nicht wieder auflebte. Der despotische Gewaltherrscher, bemüht, in der gleichzeitigen Literatur alle freieren Regungen zu unterdrücken, mußte auch die Männer perhorresciren, die in früheren Tagen die Grundsätze des Liberalismus verfochten hatten. So lange sein eisernes Regiment bestand, wurde daher über sie und ihre Werke, wenn überhaupt, nur beiläufig und dann mit souveräner Verachtung gesprochen. Von Rousseau namentlich war in diesen Jahren öffentlich kaum noch die Rede; nur daß „einzelne Journalisten und Schriftsteller,

meist Leute, die heutzutage Niemand mehr kennt, von Zeit zu Zeit über seine Person und seine Schriften einige wegwerfende Worte fallen ließen". Sie folgten darin dem Beispiele, welches der Imperator selbst ihnen gab. „Napoleon hat es auf der Höhe seines Ruhmes nicht unter seiner Würde gehalten, das Andenken des bescheidenen Philosophen zu insultiren. Zwar hat er nur selten von ihm gesprochen, aber stets mit herber Geringschätzung. Wie hätte auch, was sich seiner Natur nach abstößt, das Wahre und das Falsche, Recht und Unrecht, Freiheit und Unterdrückung, mit einander sympathisiren sollen?" [14])

Die Abneigung des Autokraten gegen den Verfasser des Contrat social ist begreiflich genug. Ob sie aber so weit ging, daß er selbst die Ruhe seiner Gebeine störte, möchten wir doch bezweifeln. Die Angabe, daß unter dem Vorwande, Rousseau habe in Ermenonville beerdigt sein wollen, dessen Asche im Jahre 1806 auf seinen Befehl aus dem Pantheon entfernt worden, beruht auf einem Irrthume [15]). Sie legt ihm zur Last, was erst unter der nachfolgenden Regierung der restaurirten Bourbonen geschah. Uebrigens wurde, bevor diese zur Herrschaft gelangten, Rousseau eine Anerkennung zu Theil, die ihm und nicht minder denjenigen, von welchen sie ausging, zur größten Ehre gereicht. Als im Jahre 1814 die Heerhaufen der Verbündeten vor Paris erschienen, kam auch ein preußisches Truppencorps nach Ermenonville. „Der Maire dieses Ortes stellt sich dem Befehlshaber vor, theilt ihm mit, daß er sich auf dem Boden befinde, auf welchem Rousseau sein Leben beschlossen habe, zeigt ihm das Grab des Philosophen, und der preußische Offizier respektirt Ermenonville; man läßt das Schloß unberührt, die strengste Disziplin wird geübt, den Bauern Alles bezahlt. Derselbe Vorgang wiederholt sich am nächsten Tage in Montmorency; die beiden Orte bleiben allein von den Leiden und Lasten des Krieges verschont." Natürlich handelten die betreffenden Offiziere nicht nach eigenem Ermessen; sie führten nur die Weisungen aus, welche die Monarchen selbst ertheilt hatten.

Zu der rührenden Pietät der fremden „Barbaren" bildet die empörende Rohheit ihrer vermeintlich so hochcivilisirten Schützlinge einen grellen Contrast. Kaum sahen sich diese im gesicherten Besitze der Gewalt, als sie ihren lang genährten Haß und Grimm, wie an den lebenden, so auch an den todten Gegnern auszulassen begannen. Schon im Mai 1814 wurden die Gebeine Voltaire's und Rousseau's unter der Leitung des ehemaligen Münzdirektors de Puymarin aus den sie umschließenden Särgen herausgenommen und auf den Anger in eine Kalkgrube geworfen. Freilich hatte

man nicht den Muth, sich öffentlich zu diesem Frevel zu bekennen; auch ist er, im Dunkel der Nacht verübt, bis in die jüngste Zeit verborgen geblieben[16]). Vielleicht wirkte die Furcht vor einer Entdeckung des Geheimnisses dazu mit, daß die ihres Inhaltes beraubten Sarkophage zunächst nicht weiter angetastet wurden. Man ließ sie, selbst nachdem das Pantheon wieder zu einer christlichen Kirche geworden, unbehelligt in der Krypta des Heiligthums stehen. Erst gegen Ende des Jahres 1821 wagte man es, sie von diesem ihrem Ehrenplatze zu entfernen. Sie wurden damals in ein dumpfes, licht- und luftloses Gewölbe gebracht und dessen Eingang vermauert. So den Blicken der Menschen entzogen, stand zugleich zu erwarten, daß die stete Einwirkung der feuchten Atmosphäre sie in nicht zu langer Zeit vollständig zerstören werde.

Wie es scheint, war man bemüht, auch diese neue Infamie möglichst geheim zu halten. Als im März des nächsten Jahres Herr von Girardin, der von der Absicht, die Asche Rousseau's aus dem Pantheon zu verbannen, gehört hatte, dieselbe in der Kammer für Ermenonville in Anspruch nahm, entgegnete der Minister des Innern, daß „man ihm, solange das Gesetz von 1794, welches ihre Uebertragung angeordnet, in Kraft stehe, die sterblichen Ueberreste Rousseau's, das Eigenthum der Nation, ja der ganzen Welt, nicht werde überlassen können.“ Dieser diplomatisch schlauen Antwort, welche die dem Antrage zu Grunde liegende Frage geschickt zu umgehen wußte, folgte eine minder vorsichtige Rede des Deputirten Marcellus, der, als einer der Heißsporne der reaktionären Partei, sich nicht enthalten konnte, aus der Schule zu schwatzen. „Wenn,“ so schloß er, „die angeblichen Philosophen, welche die Welt wie ein verzehrendes Feuer erleuchtet haben, um sie zu verheeren, wenn, sage ich, diese angeblichen Philosophen aus dem Tempel, den die Religion endlich zurückerobert hat, verschwunden sind, so ist das geschehen, weil die falschen Götzen vor dem wahren Gotte fliehen und fallen, und stets fliehen und fallen werden.“ Die Rechte gab bei diesen Worten ihren lauten Beifall zu erkennen; eine Stimme auf der Linken verlangte ironisch den Druck der Rede und erregte damit das Gelächter seiner Umgebung. Herr von Girardin aber fragte sofort: „Die Philosophen *sind* also aus dem Tempel verschwunden?“ Doch man antwortete nicht, sondern ging zu etwas Anderem über[17]).

Die Entweihung der Gräber war doch ein zu gehässiger Akt, als daß man hätte wagen dürfen, sie offen einzugestehen; man würde damit der liberalen Partei eine gefährliche Waffe

in die Hand gegeben haben. Im Uebrigen aber legte man sich keinen Zwang auf; die Erbitterung gegen die Männer, welche als die vornehmsten Urheber der Revolution und ihrer verhaßten Errungenschaften galten, machte sich fort und fort in den heftigsten Angriffen Luft. Tribüne und Kanzel hallten von ihnen wieder; sie füllten die Journale, wie die Hirtenbriefe der Bischöfe; sie bildeten auch den Inhalt zahlreicher Flugschriften und Brochüren. Rousseau, obgleich er nicht eigentlich zu den Philosophen gehörte, kam doch nicht glimpflicher weg, als sie; im Gegentheil wurde grade er vielleicht am meisten mißhandelt. Die Partisane des Ancien Regime wußten sehr wohl, daß sie in ihm ihren gefährlichsten Gegner bekämpften. Er hatte mehr wie irgend ein Anderer dazu beigetragen, daß der Thron gestürzt, die Vorrechte der privilegirten Stände beseitigt, die Macht des hierarchischen Kirchenthums gebrochen wurde. Auch ließ sich nicht verkennen, daß der Einfluß, den seine Schriften vor wie nach auf Geist und Sinn der Menschen übten, für die Herstellung der früheren Ordnung der Dinge eines der größten und wirksamsten Hindernisse sei. Kein Wunder daher, wenn Royalisten, Adel und Klerus sich um die Wette beeiferten, seine Autorität zu untergraben. Dabei war ihnen jedes Mittel recht, das zur Erreichung ihres Zieles führen konnte. Nicht zufrieden damit, seine Ansichten und Grundsätze zu bestreiten, zogen sie vor Allem gegen sein Leben und seinen Charakter zu Felde. Der ganze reiche Vorrath von Schmähungen und Verleumdungen, den seine persönlichen Feinde angesammelt, wurde nach Kräften ausgebeutet; neue Anklagen und Verdächtigungen kamen hinzu; man überbot sich in beschimpfenden Ausfällen und maßlosen Invektiven[18]). Ohne Zweifel war es den politischen und kirchlichen Ultras sehr erwünscht, daß grade jetzt mehrere Schriften von Zeitgenossen Rousseau's ans Licht traten, die sich mit Erfolg gegen ihn verwerthen ließen. Im Jahre 1818 erschienen die Memoiren, in welchen Madame d'Epinay, persönlich gereizt und von ihrem Vertrauten Grimm inspirirt, ihren ehemaligen Liebling an den Pranger stellt. Nicht viel besser behandelten ihn die bald nachher (1821) veröffentlichten Denkwürdigkeiten des Abbé Morellet. Auch sie boten bei der feindlichen Gesinnung, die ihren Verfasser beseelte, mannigfachen Stoff zu gehässigen Angriffen und Beschuldigungen.

Der gute Name Rousseau's war abermals ernstlich gefährdet. Von allen Seiten geschmäht und verlästert, gestaltete sich das öffentliche Urtheil über ihn immer ungünstiger, zumal es kaum noch Jemand wagte, zu seiner Vertheidigung in die Schranken zu treten. Zwar nahm sich die liberale Opposition in ihrem

heißen Kampfe für die Prinzipien von 1789 gelegentlich des Mannes an, dem sie dieselben verdankte. Der Schutz aber, welchen sie ihm zu Theil werden ließ, galt mehr dem politischen Denker und seinen Ideen, als dem Menschen und seiner persönlichen Ehre. Selbst befangen in der herrschenden Ansicht und wohl auch außer Stande, die zuversichtlichen Behauptungen und angeblichen Thatsachen, auf welchen sie basirte, zu widerlegen, konnte und wollte sie im Allgemeinen zu ihrer Berichtigung nur wenig thun. Indeß war es doch eines ihrer gemäßigten Mitglieder, aus dessen Feder zu dieser Zeit eine sehr werthvolle Apologie Rousseau's hervorging. Musset-Pathay hatte sich mit den Schriften desselben schon in jungen Jahren vertraut gemacht, und in Folge der erhebenden Eindrücke, welche Geist und Herz von ihnen empfangen, der Person ihres Verfassers eine liebevolle Verehrung zugewandt. Von der Wahrnehmung betroffen, daß seine Sympathien in seiner Umgebung wenig getheilt wurden, vielmehr selbst diejenigen, welche die Werke seines Lieblings bewunderten, ihn persönlich geringschätzten, war er dann bemüht gewesen, die Ursache dieses auffallenden Widerspruches zu ermitteln. Sie wurde ihm bald klar; er bemerkte, daß man über die Schriften Rousseau's meist aus eigner Kenntniß, über seine Person dagegen nach dem, was man von Anderen gehört oder gelesen, urtheilte. Der „lebhafte Wunsch, die Wahrheit zu erforschen, zu erfahren, woran er sich zu halten habe", bestimmte ihn nun, alle diese fremden Berichte und Zeugnisse einer genaueren Prüfung zu unterziehen. Das Ergebniß derselben war wohl geeignet, ihn „höchlich zu überraschen". Er fand „in den einen bewußte Lüge und Täuschung, in den anderen beschränkte Einsicht und Voreingenommenheit, in allen ohne Ausnahme die Sprache der Leidenschaft oder des Irrthums; hier Ungenauigkeit in den Thatsachen, willkürliche Conjekturen; da Entstellungen in den Citaten, grundlose Voraussetzungen, falsche Interpretationen; überall Vorurtheile". Zugleich überzeugte er sich, daß aus diesen trüben Quellen die ungünstige Meinung, welche man im Publikum über Rousseau hege, geflossen sei. Er hielt es daher für seine Pflicht, zur Bekämpfung derselben die Aufklärungen, die er selbst gewonnen, auch Anderen mitzutheilen. So entstand die „Geschichte von Rousseau's Leben und Werken," die er im Jahre 1821 veröffentlichte[19])."

Dank freilich konnte er für die redliche Mühe, die er auf seine Arbeit verwandt hatte, kaum erwarten. Es half ihm wenig, daß er sich sorgfältig gehütet, den Zorn der herrschenden Partei irgendwie durch direkte Angriffe oder Ausfälle zu reizen. Die Absolutisten und Klerikalen verziehen es ihm nicht, daß er gewagt,

den Mann in Schutz zu nehmen, der ihnen ein Dorn im Auge war; sie überhäuften den „Hohenpriester Rousseau's", den „Handlanger der Philosophen" mit Schmähungen und Sarkasmen. Aber auch in anderen Kreisen fand er nicht die Anerkennung, die ihm wohl gebührt hätte. Ohne Zweifel lag das zum Theil an dem Umstande, daß seine Schrift wenig geeignet ist, das Gros der Lesewelt zu fesseln, den kundigen Leuten von Fach aber gerechten Anlaß zu mannigfachen Ausstellungen bietet. Sie empfiehlt sich weder durch eine piquante, geistreiche Auffassung, noch durch eine anziehende, geschmackvolle Darstellung; der einfache, trockene Vortrag entbehrt des lebendigen Schwunges; die Composition läßt jede künstlerische Anlage vermissen. Zugleich tritt vielfach ein bedenklicher Mangel an Umsicht und kritischer Schärfe hervor. Man stößt nicht selten auf Widersprüche und ungenaue Angaben; auch fehlt es nicht an Thatsachen und Zeugnissen, die ohne vorgängige Prüfung ihrer Glaubwürdigkeit hingenommen werden. Was aber die eigentliche Aufgabe des Werkes angeht, so löst es dieselbe in einer sehr ungeeigneten Weise. Zwar bemüht es sich und nicht ohne Erfolg, das Leben und den Charakter Rousseau's in ein richtigeres und günstigeres Licht zu stellen. Doch gelingt ihm dies nur dadurch, daß es für manche seiner angeblichen oder wirklichen Schwächen und Irrungen ohne genügenden Grund Andere, namentlich Therese, verantwortlich macht. Ein tieferes Verständniß seines Wesens ist aus ihm ebensowenig zu gewinnen, wie ein klarer Einblick in den Umfang und die Bedeutung seiner Wirksamkeit. Dagegen enthält es eine reiche Sammlung sehr schätzbaren Materials, dessen Werth um so größer ist, da es wenigstens theilweise aus entlegenen und bis dahin verschlossenen Quellen stammt.

Ein Buch dieser Art mochte immerhin hier und da, besonders in dem weniger befangenen Auslande, auf die Beurtheilung Rousseau's einen merkbaren Einfluß üben; in Frankreich konnte es die gang und gäbe Ansicht von ihm nicht wesentlich ändern. Gleich wirkungslos erwies sich in dieser Rücksicht die Julirevolution, obgleich sie die liberale Partei ans Ruder und seine Grundsätze in etwa wieder zur Geltung brachte. Sie hatte aber doch die Folge, daß sein Andenken fortan nicht mehr so rücksichtslos entehrt und beschimpft, auch die Schmach, die ihm noch im Grabe angethan worden, möglichst gesühnt wurde. Seine auf die Seite geschafften Gebeine waren zwar nicht wiederzufinden; der Sarkophag aber, in welchem sie einst geruht, wurde (im August 1830) aus seinem dumpfen Versteck, freilich durch die feuchte Luft schon halb zerstört, an seinen Ehrenplatz im Gewölbe des Pantheons zurückversetzt. Dort steht er, soviel wir wissen, noch heute, „ein

graubemaltes Holzgrab, das die Inschrift trägt: „Hier ruht der Mann der Natur und Wahrheit“, und aus welchem sich eine gemalte Hand mit einer Fackel hervorzustrecken scheint[20]).“

Nicht lange nach dieser Rehabilitirung gelang es auch endlich den Genfern, ihrem berühmten Landsmanne ein würdiges Denkmal zu errichten. Die Absicht dazu war längst gehegt worden, die Ausführung aber ließ eine Reihe von Jahren auf sich warten. Man hatte schon zur Zeit, als die Republik ihre Unabhängigkeit wiedererlangte, die in der Bastion Bourgeois befindliche dünne Säule mit der großen Büste beseitigt, und Niemand dagegen Einspruch erhoben, weil „der Kopf am Ende der langen Pike“ einen lächerlichen Eindruck machte, und die Zusicherung ertheilt wurde, daß demnächst auf einem der öffentlichen Plätze der Stadt ein angemessenes Monument errichtet werden solle. Nur der Gefeierte selbst war, schien es, mit der Entfernung des ihm geweihten Kunstwerkes nicht einverstanden. Wenigstens sagten sich die Wachen, welche in der folgenden Nacht in der Ferne eine feurige Kugel gewahrten, die, einem menschlichen Kopfe nicht unähnlich, sich unter den Bäumen der Bastion langsam fortbewegte, zitternd vor Angst: „Das ist die Seele, der Geist Rousseau's, welcher gegen die Wegnahme seiner Büste protestirt!“ Die Regierung aber, welche bei ihrer hochconservativen Gesinnung nicht geneigt sein mochte, dem Vorkämpfer der Demokratie gerecht zu werden, fand sich weder durch diese Erscheinung, noch durch die Mahnungen der liberalen Opposition veranlaßt, die Erfüllung des gegebenen Versprechens zu beschleunigen. Vielmehr erklärte sie, als später im legislativen Rathe der Entwurf eines Monumentes vorgelegt wurde, daß „Genf nie daran gedacht habe, den Bürgern, die ihm zum Ruhme gereicht, öffentlich Ehren zu erweisen“. Somit blieb den Verehrern Rousseau's nur übrig, auf dem Privatwege vorzugehen. Ein Comité, aus Männern der verschiedensten Richtungen gebildet, nahm die Sache in die Hand und führte sie allen Hindernissen zum Trotze in kurzer Zeit durch. Im Februar des Jahres 1832 war die Statue Jean-Jacques' auf der reizenden Barkeninsel aufgestellt[21]).

Doch Bildsäulen bieten noch keine Gewähr für eine ungetheilte Achtung, und der Ruf Rousseau's wurde darum nicht besser, weil an manchen Orten Plätze und Straßen seinen Namen trugen. Zwar nahmen die persönlichen Angriffe und Schmähungen allmälig ein Ende; man wurde es nachgrade müde, sich mit einem Manne zu beschäftigen, dessen Leben schon einer ziemlich entfernten Vergangenheit angehörte, und dessen Einfluß, wenn er auch vor wie nach fortwirkte, sich nicht mehr so direkt und unmittelbar

geltend machte. Indeß die ihm ungünstige Meinung stand, in Frankreich wenigstens, einmal fest und pflanzte sich um so leichter fort, da sie auch in späterer Zeit von den namhaftesten Vertretern der Literatur getheilt und verbreitet wurde. Man lese nur die abfälligen Urtheile eines Barante, Villemain, Cousinx, und man wird es begreiflich finden, daß, zumal in einem Lande, wo die Autorität in solchen Dingen Alles gilt, Rousseau in der Schätzung des Publikums bis auf den heutigen Tag eine relativ niedrige Stelle einnimmt. Allerdings gab und gibt es immer noch Männer von Ansehen und Einfluß, die ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen oder auch wohl eine zuweit gehende Anerkennung zollen. Demokraten, wie Lamartine, und Sozialisten, wie Louis Blanc, haben ihn ohne Zweifel über Gebühr und Verdienst gefeiert. Es war und ist eben schlimm für ihn, daß sich in die Würdigung seines Wesens und Wirkens beständig irgend ein Parteiinteresse mischt, welches ihr einen einseitigen Charakter gibt. Denn davon abgesehen, daß übertriebenes Lob verdächtig wird und den Tadel herausfordert, kommt er dabei schon deßhalb zu kurz, weil die Macht und Bedeutung der Gegner ungleich größer ist, als die der Anhänger. Auf dem politischen Gebiete sind es im Grunde nur die extremen, die, wenn man will, revolutionären Parteien, die ihn als ihren Vorkämpfer ansehen und darum auf den Schild heben. Alle anderen Richtungen, selbst diejenigen, welche dem Liberalismus huldigen, beobachten ihm gegenüber eine wenn nicht gradezu feindliche, so doch kühl reservirte Haltung. In religiöser Beziehung aber ist die weitaus größte Mehrzahl der Franzosen entweder positiv gläubig, auch kirchlich gesinnt, oder indifferent und von demselben Geiste der sogenannten Philosophie beseelt, der schon zu Rousseau's Zeiten umging, und dem er ebenso entschieden entgegentrat, wie der christlichen Orthodoxie.

Uebrigens wollen wir nicht behaupten, daß a l l e Schriften, welche über Rousseau erschienen sind, die Signatur einer bestimmten Partei an sich tragen. Es finden sich unter ihnen, soweit sie uns bekannt geworden, doch einige, die ihren Ursprung lediglich dem Interesse an der objektiven Wahrheit verdanken. Zu ihnen gehört das vorhin erwähnte Werk von Musset-Pathay, und nicht minder die geharnischte Apologie, welche M o r i n dreißig Jahre später in seinem „Versuche über das Leben und den Charakter Rousseau's“ geliefert hat. Wir haben dieses Buch, eine Frucht umfassender Studien und eingehender, wenn auch nicht ganz unbefangener Forschung, vielfach benutzt, und können nur bedauern, daß es in Frankreich kaum beachtet worden und in Deutschland wenig bekannt zu sein scheint. Wahr ist freilich, was wir irgendwo

lasen: der Verfasser eignet sich den Bericht, welchen Rousseau selbst über seine persönlichen Beziehungen und Zerwürfnisse gibt, durchgängig an. Aber er copirt ihn nicht blos, er begründet ihn auch, indem er mit großer Sachkenntniß und einem nicht geringen Aufwande von Scharfsinn nachweist, daß derselbe überall der Wahrheit entspricht, während die Angaben der Gegner auf Lüge und Entstellung beruhen. Daß er dabei manchmal über das Ziel hinausschießt, läßt sich nicht leugnen; ebenso gewiß ist aber, daß er es meist trifft oder ihm doch recht nahe kommt. Unseres Erachtens ist seine Vertheidigung Rousseau's fast durchweg gelungen, und versieht er es nur darin, daß er sie ohne Noth und nicht immer mit zureichendem Grunde auf eine Anklage seiner Widersacher stützt.

Vielleicht hat er grade durch dieses Verfahren seinen Zweck verfehlt und seinem Clienten erheblich geschadet. Kein Unbefangener wird ihm glauben, daß Diderot, d'Alembert, Voltaire, St. Lambert, Helvetius u. s. w. so boshafte, niederträchtige Menschen gewesen, wie er sie, wenigstens in ihren Beziehungen zu Rousseau, schildert. Und die Franzosen sind weit davon entfernt, unbefangen zu sein, wenn es sich um diese ihre nationalen Größen handelt. Wer sie schmäht und herabsetzt, darf nicht hoffen, bei ihnen Gehör zu finden. Sie werden nichts dagegen haben, daß man ihnen einige kleine Schwächen oder Unarten nachsagt, sich aber persönlich verletzt fühlen, wenn Jemand ihren Ruf und Werth ernstlich in Frage stellt. Haben sie daher zwischen ihnen und Rousseau zu wählen, so kann ihre Entscheidung nicht zweifelhaft sein; der arme Jean-Jacques muß für schuldig gelten, wenn und solange seine Unschuld die Schuld der Lieblinge voraussetzt. Fiele aber auch diese Voraussetzung weg, sie würden ihn doch schwerlich milder und gerechter beurtheilen. Die Geringschätzung und Abneigung, welche sie gegen ihn empfinden, entspringt nicht blos aus der Achtung und Vorliebe, die sie für seine Gegner hegen. Ebensowenig reichen die besonderen Motive, auf welche sie bei einzelnen politischen oder religiösen Parteien und Richtungen zurückzuführen sein mag, zu ihrer Erklärung aus. Diese Antipathie geht zu tief und ist zu weit verbreitet; sie begegnet nicht nur in gewissen Kreisen, in der einen oder andern Classe des Volks, sie wird, so zu sagen, von der gesammten Nation bewußt oder unbewußt getheilt. Und das hat doch einen anderen allgemeineren Grund.

Man übersieht zu leicht, daß Rousseau, wiewohl Franzose, kein Sohn Frankreichs, und wenn auch dessen Volke angehörig, ihm doch zugleich fremd ist. Er hat zwar in Geist und Charakter

Manches mit ihm gemein, in Anderem aber und grade in dem, was den Kern seines Wesens ausmacht, ist er durchgreifend von ihm verschieden. Die eminent soziale Natur des Franzosen bringt es mit sich, daß er in seiner äußeren Erscheinung, wie in seinem inneren Leben, immer nur den allgemeinen Typus seiner Umgebung wiederholt. Vor Allem Glied eines engeren oder weiteren gesellschaftlichen Verbandes, geht bei ihm das Individuum in der Gattung auf und unter. Er repräsentirt seinen Stand, seine Partei, seine Confession, sein Volk, vielleicht auch die Menschheit; eine bestimmte, eigenartige Persönlichkeit ist er nicht. Ebendarum muß ihn ein Mann, wie Rousseau, in dessen Leben und Denkweise das Ich, die Individualität, eine so bedeutsame, so entscheidende Rolle spielt, wie ein fremdes, unverständliches Wesen berühren, und trotz der Anziehung, die der scharfe Gegensatz üben mag, unwillkürlich abstoßen. Es kommt hinzu, daß dieser Antipode sich durchaus nicht geneigt zeigt, seine Eigenthümlichkeit zu verleugnen oder gar preiszugeben. Im Gegentheil, er kehrt sie schroff heraus, urgirt sie beständig und macht sie selbst zum Maßstabe, an welchem er den Werth oder Unwerth der „großen Nation" abmißt. Die Schwächen und Fehler, die er an ihr wahrnimmt, wurzeln meist in dem Mangel dessen, was für ihn persönlich charakteristisch ist. Die Franzosen entbehren des individuellen Gepräges: „wer ihrer zehn gesehen, hat sie alle gesehen; sie gleichen einander sosehr, daß es nicht die Mühe lohnt, sie einzeln zu studiren." Nichts für sich, sind sie nur, was Stand, Partei, Clique aus ihnen macht, und, ohne bestimmten eignen Gehalt, wollen sie stets anders sein oder erscheinen, wie sie sind. Weil ihnen jede persönliche Initiative abgeht, folgen sie in ihren Ansichten und Urtheilen der Autorität, in ihrem Thun und Treiben einer allgemeinen Norm und Regel. „Alles ist bei ihnen Sitte, Gebrauch, Convenienz; sie fragen beständig: was ist üblich? und halten sich an die Maxime: man muß es machen, wie die Andern [22])."

Eine weitere Folge dieser Unselbständigkeit ist der Mangel an Consequenz und Ausdauer. „Ihr veränderlicher Sinn liebt den Wechsel; das Neue zieht sie an, nicht weil und wenn es Werth hat, sondern weil es eben neu ist." Bieg- und schmiegsam, wissen sie sich, wie in alle möglichen Speisen, so auch in jede Rolle, in jeden Charakter zu finden. Aber „flüchtig und leichtfertig, hat nichts bei ihnen Bestand; alles ist ein Werk des Augenblicks und geht mit ihm vorüber. Gilt es, etwas zu unternehmen, so sind sie Feuer und Flamme; doch verstehen sie weder, das Begonnene zu Ende zu führen, noch das Erreichte zu behaupten". Beharrliche Thätigkeit ist ihre Sache nicht; „sie

sprechen mehr, als sie handeln, und sie legen, im Leben wie auf der Bühne, den Worten grösseren Werth bei, als den Thaten". Ebendarum darf man, was sie sagen, nicht zu genau, ihre Versprechungen und Anerbietungen nicht buchstäblich nehmen. „Sie werden oft nur gemacht, damit man sie ablehne; es sind Schlingen, welche die Höflichkeit der Einfalt stellt." Nicht als ob sie in bewußter Absicht darauf ausgingen, zu täuschen; sie empfinden meist wirklich die Theilnahme, welche sie an den Tag legen. Aber es heißt bei ihnen: aus den Augen, aus dem Sinn; ihre Empfindungen, an sich wahr und aufrichtig, haben weder Tiefe, noch Dauer. Auch entspringen sie mehr aus dem Kopfe, wie aus dem Herzen. Die leidenschaftliche Vorliebe für den Esprit, von der alle Welt erfüllt ist, erstickt das einfache natürliche Gefühl; man ersetzt es durch „hohe Sentiments, die lediglich in allgemeinen Phrasen und leeren Subtilitäten" bestehen.

Fügen wir noch hinzu, daß Rousseau dem „wesentlich nachahmenden" Volke alle Originalität und Ursprünglichkeit, Sinn für das Studium und den Genuß der Natur, jede Befähigung zur Musik, und seiner accentlosen Rede Anmuth und Energie abspricht. Man wird dann zugeben, daß er die schwachen Seiten der großen Nation ziemlich genau und vollständig kannte, es aber auch begreiflich finden, daß sie ihm nicht grade wohl wollte. Zwar hebt er auch ihre löblichen Eigenschaften gebührend hervor; er rühmt sie als „gutherzig, gefällig, dienstfertig, gastfreundlich", und nennt sie sogar „das einzige Volk, welches, wohlthätig von Natur, die Menschen wahrhaft liebt". Indeß wie angenehm sie dieses Lob aus seinem aufrichtigen Munde berühren, und wie sehr die große Vorliebe, die er für sie hegte, ihr schmeicheln mochte, ihre Eigenliebe fühlte sich durch seine Ausstellungen doch tief verletzt. Ein Volk, das, wie Rousseau sehr wohl weiß, „auf eine unbedingte Bewunderung selbst der Mängel, die es zugibt, Anspruch macht", erträgt und verzeiht den Tadel nicht. Es muß in seiner maßlosen Eitelkeit dem Manne grollen, der seine Schwächen so scharfsichtig erkennt und so unverhüllt vor aller Welt bloslegt. Es mag sich des Ruhmes freuen, den er sich und ihm durch seine Schriften erworben hat; für seine Person aber wird es stets eine instinktive Abneigung empfinden. Auch ist es unseres Erachtens eben diese Antipathie, welche die einzelnen Fehler und Gebrechen, die man an ihm wahrzunehmen glaubt, so schlimm erscheinen und so schonungslos hervorkehren läßt. Bei jedem Anderen würde man sie übersehen oder doch mit dem Mantel der Liebe zudecken; an Rousseau dagegen stellt man sie in das grellste Licht, weil sie so geeignet sind, den Widerwillen zu rechtfertigen, den er nun einmal einflößt.

Uebrigens wollen wir damit nicht leugnen, daß die mannigfachen Vorwürfe, die ihm gemacht zu werden pflegen, wenigstens theilweise begründet sind. Die mehr oder minder bedenklichen Charakterschwächen, auf welche sie Bezug nehmen, sind meist schon im Fortgange unserer Erzählung zur Sprache gekommen. Andere werden noch hervortreten, wenn wir nunmehr ein Gesammtbild des Mannes und seiner Wirksamkeit zu entwerfen versuchen.

XI.

Fassen wir zunächst die äußere Erscheinung in's Auge. Sie hat nichts Auffallendes, nichts Imponirendes; man muß schon schärfer zusehen, wenn man sie nur interessant finden will. Von mittlerer Statur, eher klein wie groß, sieht er in Folge seiner gebückten Haltung noch kleiner aus, als er ist. Wie an Größe, so fehlt es ihm auch an Fülle; die kleine Gestalt ist zugleich hager und fleischlos. Dagegen eignet ihr eine graziöse Zierlichkeit. Alles ist an ihr feinzugespitzt; die Beine sind zart und wohlgeformt, Hände und Füße gleich hübsch. Auch zeigt der Körperbau, wenn man von der einen, etwas höheren Schulter absieht, ein vollkommenes Ebenmaß. Der braune Teint läßt auf den Wangen ein leises Roth durchschimmern; der Mund ist zierlich und schön, die Nase wohlgebildet, die Stirne rund und hoch. Die kleinen Augen liegen tief in ihren Höhlen. Ihre Sehkraft reicht nicht weit; der Blick, mehr nach Innen, wie nach Außen gewandt, ist in der Regel matt, nicht selten verschleiert und ohne sonderlichen Ausdruck. Die Gesichtszüge, an sich regelmäßig, sind eher schlaff, als belebt zu nennen; sie bilden eine Physiognomie, die, einfach und gewöhnlich, zwar nicht grade auf geistige Beschränktheit, aber ebensowenig auf eine größere Bedeutung ihres Trägers schließen läßt.

Weniger noch verräth sich dieselbe in Benehmen und Redeweise. Die Haltung ist unsicher und verlegen, das Auftreten schüchtern und ängstlich. Zwar hat die Stimme, wenn sie, selten genug, laut wird, einen angenehmen, lieblichen Klang. Doch was sie sagt, will nicht viel bedeuten; es sind meist Gemeinplätze, die, ohne Kraft, ohne Feinheit und Präzision, mehr gestottert, als gesprochen werden. Man merkt es dem Sprechenden an, daß es ihm schwer wird, etwas zu sagen. Auch verhält er sich schweigend, solange es eben angeht. Inzwischen hört er anscheinend recht aufmerksam zu. Doch versteht er nur wenig und mit Mühe, oft auch

gar nicht. Es kommt daher wohl vor, daß seine Bemerkungen mit dem Gegenstande des Gespräches, seine Antworten mit den gestellten Fragen kaum etwas gemein haben. Weiß er auch, was er zu erwiedern hat, er kann den richtigen Ausdruck nicht finden, findet ihn wenigstens erst nachträglich, wenn es zu spät ist. Trifft er aber das passende Wort, kommt ihm eine glückliche Wendung, so liebt er es, sie zu wiederholen. Der seltene Fund macht ihm offenbar großes Vergnügen.

Freilich erscheint er nicht immer in diesem ungünstigen Lichte. Es gibt Zeiten und Umstände, in welchen er sich anders und mehr zu seinem Vortheile präsentirt. Die Art des Benehmens wechselt bei ihm ebenso, wie der Ausdruck des Gesichtes, der deshalb nicht leicht zu fixiren ist. Er selbst hat sich in späteren Jahren bitter über die beiden Portraits beklagt, welche zu seinen Lebzeiten vorzugsweise in Umlauf waren. Das eine, ein Werk des Engländers Ramsay, stelle ihn als einen „abscheulichen Cyclopen", das andere — es war von Fiquet gemalt — als einen „Grimassen schneidenden Crispinus" dar; jenes gebe ihm „in düsterer Färbung" das „abschreckende Aussehen eines wilden Unholds", dieses „die süßliche Miene und das perfide Lächeln eines gemeinen Beutelschneiders". Wir haben die Originale der betreffenden Bildnisse nicht gesehen, wissen also auch nicht, inwieweit ihre Charakteristik zutrifft. Daß sie an einiger Uebertreibung leidet, steht wohl außer Zweifel; ganz grundlos war sie indeß schwerlich. Die copirten Portraits wenigstens, die uns gelegentlich zu Gesichte gekommen sind, entsprechen mehr oder weniger der obigen Schilderung. Wir glauben aber darum noch nicht, daß Rousseau Recht hat, wenn er den Künstlern, von welchen sie ursprünglich ausgingen, eine absichtliche Entstellung zur Last legt. Diese Annahme entsprang doch nur aus der krankhaften Sucht, überall den unheilvollen Einfluß seiner persönlichen Feinde zu wittern. Wäre er unbefangen gewesen, er hätte die, vielleicht unleugbaren Mängel auf die Unfähigkeit der Maler oder, falls sich eine solche nicht voraussetzen ließ, auf die Schwierigkeit ihrer Aufgabe zurückgeführt.

Dieselbe war in der That nicht gering; es galt, das Widersprechende einheitlich zu gestalten. Die Physiognomie Rousseau's zeigt eine eigenthümliche Mischung von männlichen und weiblichen Zügen, so zwar, daß die ersteren gewissermaßen den Hintergrund bilden, auf welchem die letzteren hervortreten. Natürlich kommen in dieser Verbindung weder die einen, noch die anderen zu ihrem Rechte. Der Gegensatz, mit welchem sie behaftet sind, gestattet nicht, daß sie sich rein und klar ausprägen; sie werden von ihm entweder zurückgedrängt, paralysirt, oder aber genöthigt, sich gewaltsam

und eben darum in einseitiger Schroffheit geltend zu machen. Ein Gesicht dieser Art hat bald einen verschwommenen, unbestimmten, bald einen gezwungenen, outrirten Ausdruck. Die männliche Kraft erscheint auf ihm als brutale Gewalt, der würdevolle Ernst wird zur finsteren Strenge, während die weibliche Zartheit und Anmuth sich in weichliche Schwäche und coquette Geziertheit verkehrt. Auch bei Rousseau war dies mehr oder weniger der Fall; nur selten mochte sich, namentlich in späteren Jahren, das eine oder andere Element in seinem Antlitze mit maßvoller Bestimmtheit abspiegeln, seltener noch sich beide zu einem harmonischen Ganzen vereinigen. Geschah das aber zuweilen, so war es jedenfalls nur für kurze Zeit. Die flüchtige Erscheinung ging schnell vorüber; wer sie festhalten wollte, bedurfte nicht nur des scharfen Blicks und einer raschen Hand, sondern auch der Gunst des Zufalls. Es fehlte diesen Zügen neben der Einheit und Uebereinstimmung zugleich die Beharrlichkeit. In stetem Wechsel begriffen, ändern sie sich beständig. Ihr Träger ist außer Stande, sie zu beherrschen; er hat keine Gewalt über sie, kann auch beim besten Willen nicht hindern, daß sie sich den mannigfachen Wandlungen seines Innern anpassen. Sein Gesicht ist der treue Spiegel seiner Seele, welcher jede ihrer Bewegungen, jede Regung des Gefühls, die inneren Affekte, wie die äußeren Eindrücke sofort reflektirt.

Kein Wunder, wenn es, einem Kaleidoskope gleich, immer neue Bilder zeigt. Das Seelenleben Rousseau's ist in beständigem Flusse; fort und fort schlägt es mehr oder minder hohe Wellen; ein leiser Hauch genügt, es in Bewegung zu bringen. Der physische Organismus, auf welchem es basirt, ist äußerst reizbar. Er kann den Einwirkungen, die ihn von Außen her treffen, nicht widerstehen; die feinen, scharfen Sinne gewähren ihnen einen stets offenen Zugang. Freilich sind diese nicht für alle Eindrücke gleichsehr empfänglich. Dieselben bedürfen einer gewissen mittleren Stärke, müssen auch von einem bestimmten Kreise von Gegenständen ausgehen, wenn sie leichte Aufnahme finden und länger haften sollen. Die Organe sind zu zart, zu fein, als daß sie Affektionen von heftigerer oder gröberer Art ertragen und festhalten könnten. Zu helles Licht blendet das Auge; es liebt weder den Glanz, noch die Pracht; es meidet nicht minder das tiefe Dunkel, die düsteren Schatten. Auch das Maß- und Grenzenlose sagt ihm, selbst wenn es groß und erhaben ist, wenig zu. Rousseau hat lange in unmittelbarer Nähe der Hochalpen gelebt, hat auch wiederholt das Meer gesehen, sich aber nie veranlaßt gefühlt, diese Naturgebilde genauer zu schildern. Sie mochten ihn momentan mit staunender Bewunderung erfüllen, doch er verweilte

nicht bei ihnen. Sein Blick ruhte lieber auf einer begrenzten Landschaft, die sich mälig hebt und senkt und, von einer mild heiteren Sonne beleuchtet, in weichen, sanften Farben erglänzt.

Wie mit dem Auge, so ist es auch mit dem Ohre. Starke, erschütternde Klänge behagen ihm nicht; es erfreut sich vorzugsweise an milden, süßen Tönen. Das Brausen des Sturmes ist ihm weniger sympathisch, als das sanfte Rauschen des Windes in den Baumwipfeln; es hört den laut tosenden Wasserfall, wenn er aus der Ferne herüberschallt, vielleicht nicht ungern, aber lieber lauscht es doch dem leisen Rieseln der Quelle. Es zieht die Nachtigall der Lerche, die Cyther der Tuba, die menschliche Stimme dem Orchester vor. Ein schlichtes Volkslied kann es in Entzücken versetzen, während es bei einer kunstreichen Bravourarie ungerührt bleibt. Auch gilt ihm die einfache schmucklose Melodie mehr als der vielstimmige harmonische Zusammenklang. Wußte Rousseau die Kraft und Tiefe der Gluck'schen Musik recht wohl zu würdigen, er machte doch kein Hehl daraus, daß ihm die leichten, anmuthigen Weisen, wie er selbst sie nach dem Vorbilde der Italiäner zu componiren pflegte, besser gefielen. Vermuthlich würde er, hätte er sie gekannt, einen Bach und Beethoven bewundert, Haydn und Mozart aber liebgewonnen haben. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß ihm, wie in aller Kunst, so auch in der Musik diejenigen Produktionen die liebsten sind, welche sich enge an die Natur anschließen. Andrerseits fesselt ihn die Natur nur da, wo sie in ihren Erscheinungen selbst gleichsam als Künstlerin auftritt. Die nackte Materie ist ihm widerwärtig; der rohe, massige Stoff stößt ihn ab. Er muß sich, wenn er anziehen soll, in schöner Form präsentiren, muß individuell gestaltet, harmonisch gegliedert sein. Gilt das besonders von dem, was in die Augen und Ohren fällt, so trifft es doch auch bei den Dingen zu, die dem Gebiete der niederen Sinne, z. B. dem des Geschmacks, angehören.

Rousseau hat eine feine Zunge, die in Speise und Trank wohl zu unterscheiden weiß und deren Urtheil er gerne folgt. Es ist ihm nicht gleichgültig, was er ißt oder trinkt; er liebt guten Wein und wohlschmeckende Gerichte. Die Stoffe, welche zu diesen verwandt werden, müssen wenn möglich die besten in ihrer Art, sie müssen nicht minder sorgfältig zubereitet sein. Dagegen legt er gar keinen Werth darauf, daß sie selten und ungewöhnlich sind; im Gegentheil gibt er den einfachen, allgemein gebräuchlichen Nahrungsmitteln entschieden den Vorzug. Feine Schüsseln, ausgesuchte Speisen munden nicht; er kann den Kunstprodukten des culinarischen Raffinements keinen Geschmack abgewinnen. Was

aber dem Gaumen zusagt, wird mit Behagen, doch ohne Gier und mäßig genossen. Das Verlangen ist zwar lebhaft, aber auch bald gestillt; es bedarf keiner vollen Sättigung, es genügt schon, wenn es halbwege befriedigt wird. Ueberhaupt hat die Macht, welche die Sinne über Rousseau üben, ihre Grenzen. Wie sehr er von ihnen abhängt, sie beherrschen ihn nicht so unbedingt, daß sie ihn widerstandslos mit sich fortreißen. In jungen Jahren kam es allerdings zuweilen vor, daß er sich unbefugter Weise aneignete, was ihm in die Augen fiel oder die Zunge reizte. Später indeß verloren solche Lockungen ihre Kraft. Es blieb nur eine gewisse Lüsternheit zurück, deren naive Aeußerungen die Anklagen keineswegs rechtfertigen, zu welchen sie von seinen Gegnern ausgebeutet wurden. Es war absurd, wenn man ihn fast für einen „Spitzbuben" erklärte, weil er in den Flegeljahren das Obst seines Lehrherrn oder andere Kleinigkeiten annektirt hatte. Es ist nicht weniger abgeschmackt, daß er als Gourmand oder Trunkenbold verschrieen wurde, weil er gelegentlich seine Vorliebe für einen guten Bissen oder ein Glas kräftigen Weines unverholen an den Tag legte.

Kaum mehr begründet sind die geschlechtlichen Excesse, die man ihm zum Vorwurfe machte. Wahr ist freilich: er hat ein glühendes, leicht entzündliches Temperament; heiße Triebe leben in ihm, die schon frühe, lange vor der normalen Zeit, geweckt und genährt wurden. Außer Stande, ihrem Drange zu widerstehen, hat er sie auf unnatürliche Weise zu befriedigen gesucht, und dadurch nicht blos die Schwäche und Reizbarkeit des Körpers erhöht, sondern auch die keusche Reinheit der Seele für immer getrübt. Andrerseits bot diese Umgehung der Natur wenigstens den einen Vortheil, daß er vor der Berührung mit schamlosen Weibern geraume Zeit bewahrt blieb. Dennoch wäre er ihr auf die Dauer schwerlich entgangen, hätte nicht der intime Verkehr mit Frau von Warens und später die Verbindung mit Therese dem Bedürfnisse eine ausreichende Abhülfe gewährt. Zwar konnten diese, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorwiegend sinnlichen Beziehungen dem sexuellen Triebe weder Adel, noch Weihe geben. Wohl aber genügten sie, um regellose Ausschweifungen fern zu halten. Nur sehr selten und dann unter Umständen, die eine Verirrung wohl entschuldigen können, hat sich Rousseau zu solchen Extravaganzen fortreißen lassen. Es war eine niederträchtige Verleumdung, wenn Voltaire und seine Genossen ihm nachsagten, daß er die Höhlen des Lasters frequentire und die Folgen dieser Besuche in schmutzigen Krankheiten mit sich herumtrage. Ebenso grundlos war die Beschuldigung, daß er Frauen und Mädchen

nachstelle oder gar gelegentlich Gewalt anthue. Nicht als ob er für ihre Reize unempfänglich gewesen oder geworden wäre; sie übten vielmehr selbst noch in späteren Jahren eine große Anziehungskraft. An dem Vergnügen, womit er in weiblicher Gesellschaft verweilte, hatte das sinnliche Wohlgefallen nicht geringen Antheil. Auch dem Graubarte mochte eine blühende Frauengestalt, zumal wenn ihr eine gewisse Fülle eignete, ein faunisches Lächeln entlocken. Doch zwischen der sinnlichen Begierde und dem Versuche, sie zu befriedigen, lag für Rousseau eine weite Kluft, die er selten oder nie zu überspringen wagte.

Es waren weder moralische Grundsätze, noch ein fester sittlicher Wille, was ihn zurückhielt. Ihm fehlte vielmehr der Muth, auf Unternehmungen auszugehen, von welchen er sich bei seinem Ungeschick keinen Erfolg versprach. Wirksamer noch erwies sich das Schamgefühl, welches die Sinnlichkeit bei feiner organisirten Naturen begleitet und zügelt. Ueberdies — und das war am Ende die Hauptsache — die Sinne erfuhren keinen irgendwie stärkeren, nachhaltigeren Eindruck, ohne daß zugleich das Herz mitergriffen wurde. Geht dem physischen Verlangen kein psychisches Interesse zur Seite, so bleibt es kraftlos und erstirbt sehr bald. Der rein materielle Genuß reizt wenig; er lockt nur, wenn auch Seele und Geist eine Befriedigung ihrer Ansprüche hoffen dürfen. Ebendarum ruft den Frauen gegenüber der sinnliche Affekt alsbald eine persönliche Zuneigung hervor. Die Leidenschaft geht in Liebe über, an die Stelle des stürmischen Dranges tritt eine scheue Zurückhaltung, die jedes kühnere Vorgehen ausschließt. Rousseau hat oft und viel geliebt, aber meist aus der Ferne; man mußte ihm sehr weit entgegenkommen, wenn er näher herantreten sollte. Doch kam man ihm zu nahe, so wich er aus; er verschmähte, was sich anbot, und wandte sich ab, wo man zudringlich wurde. Einem schamlosen Weibe gelang es selten oder nie, ihn in ihre Netze zu verstricken. Nur die Frauen wurden ihm gefährlich, die ihre Reize unter der Hülle der Sittsamkeit wirken und sich suchen ließen, ohne daß es den Anschein hatte. Die geschäftige Phantasie wob dann ihre Zauber um sie und weckte eine schwärmerische Verehrung, die sich von einer sehr realen Basis aus nicht selten zu idealer Höhe aufschwang. Kaum dem Knabenalter entwachsen, spielte er schon die Rolle der ritterlichen Paladine, die er aus vorzeitiger Romanlektüre kennen gelernt, und schon hatte er die Mitte des Lebens längst hinter sich, als ihn stärker und tiefer, wie je zuvor, die Gluth und Begeisterung leidenschaftlicher Liebe erfüllte. Ohne Zweifel war diese späte hoffnungslose Flamme mehr das Produkt der Phantasie und des Herzens, als der Sinne,

wenn sie auch von diesen angefacht und geschürt wurde. Umgekehrt mußte, wo sie ursprünglich das treibende Motiv abgaben, ihre Wirksamkeit durch irgend ein geistiges oder gemüthliches Interesse gestützt und erhalten werden.

Solche Theilnahme zu erregen, war namentlich einer Frau nicht grade schwer; der kunstlose Ausdruck des weiblichen Gefühls durfte sicher sein, in dem Herzen Rousseau's Wiederhall zu finden. Leicht und schnell bewegt, steht es den mannigfachsten Empfindungen, besonders aber sanften und milden Regungen offen. Es liebt nicht, stark und heftig erschüttert zu werden; den aufwühlenden Sturmfluthen des Gefühls weicht es aus, während es sich von seinem leisen Wellenschlage gerne behaglich schaukeln läßt. Es erschließt sich bereitwillig den Empfindungen, die erweitern oder erheben, und wehrt die ab, welche beengen und niederdrücken. Man irrt doch sehr, wenn man glaubt, Rousseau sei von Natur zu einer düsteren, selbstquälerischen Schwermuth geneigt gewesen. Sein Sinn war im Gegentheil auf heitere Freude, auf einen mäßigen, aber frohen Genuß des Daseins gerichtet. Auch übte, was dieser Neigung widersprach, meist nur eine geringe und rasch vorübergehende Wirkung. Der peinliche Eindruck verschwand mit der Ursache, die ihn hervorgerufen; die Schmerzen waren vergessen, sobald sie sich nicht mehr fühlbar machten. Er liebte es nicht, vergangene Leiden in der Erinnerung nochmals zu durchleben. Es war ihm ebensowenig eigen, sich mit dem möglichen Mißgeschick einer noch fernen Zukunft im Voraus zu plagen. Nur die Gegenwart und mehr noch die ihr unmittelbar folgende Zeit vermochte ihn zu schrecken. Er gerieth wohl in eine ängstliche Spannung, wenn drohende Wolken heraufzogen und er nicht wußte, was sie in ihrem dunkelen Schooße bargen. Entluden sie sich erst, so wich die quälende Sorge; die Schatten der Wirklichkeit waren selten so trübe und dicht, daß das Licht der Phantasie sie nicht gemildert und bald durchbrochen hätte.

Ein guter Mensch ist in der Regel heiteren Sinnes, und Rousseau besaß, was auch seine Gegner sagen mögen, ein reiches Maß natürlicher Herzensgüte. Nichts lag ihm ferner, als Anderen wehe zu thun; geschah es dennoch in einem unbewachten Augenblicke, so drängte es ihn, die Wunde zu heilen, die er absichtslos geschlagen. Leicht verletzt, denkt er doch kaum daran, erlittene Kränkungen zu erwiedern. Er empfindet sie tief und sie mögen ihn momentan in einen maßlosen Zorn versetzen, der dann

wohl den Wunsch, sich zu rächen, hervorruft. Indeß ist das nur eine folgenlose Velleität, die keinen längeren Bestand hat, wie die augenblickliche Aufwallung, aus welcher sie entspringt. Der Durst nach Rache ist für ihn ein zu peinliches Gefühl; er verzeiht die Beleidigungen nicht grade, aber er vergißt sie. Auch geht er nicht soweit, die zu lieben, welche ihn hassen, oder denjenigen Gutes zu erweisen, die ihm Böses zugefügt haben. Solcher Selbstverleugnung ist er nicht fähig. Dagegen wird es ihm leicht, seiner Feinde ohne Haß zu gedenken, ihre Vorzüge anzuerkennen und, falls sie nicht zu rücksichtslos auftreten, selbst ihre Schwächen zu schonen. Sie haben im Grunde wenig von ihm zu fürchten. Zwar räumt er ihnen nicht ohne Widerstand das Feld; er vertheidigt sich, wenn er angegriffen wird. Aber er gebraucht keine unedlen Waffen. Hinterlist und Verleumdung sind ihm fremd; er spinnt keine Ränke und legt keine Schlingen. Er greift weder zu den Pfeilen des boshaften Witzes, noch schwingt er den Dolch der Ironie und Satyre. Auch fällt er dem Gegner nicht heimlich in den Rücken; er geht vielmehr, zuweilen allerdings plötzlich und wider Erwarten, mit offenem Visir graden Wegs auf ihn los, versetzt ihm einige wuchtige Hiebe und zieht sich möglichst schnell aus der Arena zurück. Er ist eben kein Freund des Kampfes und wird, wenn er ihn nicht vermeiden kann, seiner bald müde. Gerne überläßt er die Feinde sich selbst, um sich dem friedlichen Verkehre mit den Freunden hinzugeben.

An Gelegenheit dazu fehlte es nicht; er hat immer und überall Menschen gefunden, mit welchen er einen mehr oder minder intimen persönlichen Umgang pflegen konnte. Nicht als ob er darauf ausgegangen wäre, Bekanntschaften zu machen. Davon wurde er schon durch seine Schüchternheit abgehalten, die er nur mit Mühe überwand, wenn die Umstände ihn nöthigten, mit Fremden in Verbindung zu treten. War aber erst die hemmende Schranke gefallen, so bildete sich leicht ein näheres Verhältniß. Er hatte ein zu lebhaftes Bedürfniß, sich enger anzuschließen, als daß diese Neigung sich und ihre Anziehungskraft hätte verleugnen sollen. Und kam man ihm freundlich entgegen, so war er bald ganz gewonnen. Ein Wort der Theilnahme, ein Beweis von Wohlwollen genügte, um ihn zu fesseln; er vermochte nicht zu widerstehen, wenn ihm eine Aufmerksamkeit oder gar eine Liebkosung zu Theil wurde. Ohne den Charakter des neuen Freundes und die Aufrichtigkeit seiner Zuneigung lange zu prüfen, gab er sich ihm unbedingt hin. Er mochte nach Belieben über ihn verfügen, durfte auf jeden Dienst, jede Gefälligkeit rechnen, und sicher sein, daß er auf seine Wünsche und Anliegen, auf seine Gedanken

und Bestrebungen bereitwillig eingehen werde. Wer ihm einmal lieb geworden, wurde für ihn ein Idol, das er verehrte, ein Vorbild, dem er nacheiferte. Er that für ihn, was er für sich selbst nie gethan hätte: er brachte ihm seine Ruhe, seine Bequemlichkeit, unter Umständen selbst sein Gewissen zum Opfer.

Indeß wie weit diese Fügsamkeit ging, sie hatte doch ihre Grenzen. Wurde sie mißbraucht oder auf gar zu schwere Proben gestellt, so nahm sie ein Ende; die Macht der Freundschaft durfte nicht zur Tyrannei werden, wenn sie Bestand haben sollte. Man behauptet zuviel, wenn man sagt, Rousseau habe sich keinen seiner Freunde zu bewahren gewußt. Richtig ist nur, daß ihm wenige und zwar solche, die ihm nicht allzu nahe standen, stets treu blieben. Auch hat er nicht, wie vielfach angenommen wird, leichtfertig und ohne Grund mit ihnen gebrochen. Es wurde ihm meist sehr schwer, eine persönliche Beziehung aufzugeben; nur langsam lösten sich die Bande, die sein Herz umschlossen hielten; er schwankte und zweifelte lange, bevor er sich, nicht ohne schmerzliches Widerstreben, für die Trennung entschied. War dieselbe aber endlich beschlossen, so wurde sie offen und rückhaltlos vollzogen. Der Vorwurf, er habe seine Freunde hintergangen oder gar verrathen, entbehrt jeden Grundes; war er selbst über seine Sinnesänderung im Klaren, so zögerte er nicht, sie ihnen unverhelen bekannt zu geben. Auch durfte eine solche Aufkündigung für unwiderruflich gelten. Es geschah äußerst selten, daß er eine Verbindung wieder anknüpfte, die sich einmal gelöst hatte. Doch vergaß er darum nicht, daß sie bestanden; die Erinnerung an sie lebte in ihm fort, und mit ihr die achtungsvolle Sympathie für diejenigen, welche an ihr Theil genommen hatten.

Rousseau konnte der Freunde nicht entbehren; wie oft er sich von ihnen getäuscht sah oder glaubte, er suchte sie immer wieder durch andere zu ersetzen. In ihrem Kreise fühlte er sich frei und wohl; die schüchterne, schweigsame Haltung, die er in Gesellschaft von Fremden beobachtete, wich einer ungenirten, zwanglosen Beweglichkeit. Er wurde munter, gesprächig, und zeigte sich ebenso aufgelegt zu heiteren Scherzen, wie zu ernster Unterhaltung. Dabei war er, auch als er auf der Höhe seines Ruhmes stand, fern von jeder Anmaßung oder Ueberhebung. Er drängte sich weder vor, noch ging er darauf aus, in den Schatten zu stellen. Bescheiden und rücksichtsvoll, trat er gerne hinter Andere zurück, ließ Jeden gewähren und verkehrte mit Allen auf dem Fuße der vollsten Gleichheit. Es lag etwas kindlich Naives in der Weise, in welcher er sich unbefangen gab, wie er war, und harmlos aussprach, was ihm grade durch den Sinn fuhr. Es war aber auch

überaus anziehend, ihn zu hören, wenn ein Gegenstand zur Sprache kam, der ein tieferes Interesse erregte. Die schlaffen Züge belebten sich dann, die nichtssagende Miene wurde ausdrucksvoll, die Augen leuchteten und blitzten wie Sterne, und von den Lippen floß, begleitet von energischen Gesten, jener mächtige Redestrom, der sich sonst nur aus seiner Feder zu ergießen pflegte. Oft bot sich die Gelegenheit zu solchem Genusse nicht grade; wenn der Zufall sie nicht brachte, Rousseau war weit entfernt, sie herbeizuführen. Er zog es vor, gemüthlich über Dies oder Das zu plaudern; er suchte die Freunde nicht, um das Licht seines Geistes vor ihnen leuchten zu lassen, sondern lediglich, um dem Bedürfnisse nach vertrauter Gemeinschaft und herzlicher Mittheilung Genüge zu leisten. Ihr Kreis ersetzte ihm die größere Gesellschaft, in welcher er sich nicht heimisch fühlte; sie vertraten ihm gewissermaßen die Menschheit, zu deren einzelnen Mitgliedern er nur ausnahmsweise ein persönliches Verhältniß gewinnen konnte.

Dennoch würde man ihm Unrecht thun, wollte man meinen, er sei an Fernerstehenden gleichgültig und ohne Antheil vorübergegangen. Dem war keineswegs so, besonders da nicht, wo Noth und Kummer seinem Blicke begegneten. Er besaß ein lebendiges Mitgefühl für fremde Leiden; sie rührten und schmerzten ihn tief; er mochte sie zuweilen selbst stärker empfinden, als die eignen. Auch begnügte er sich nicht mit einem fruchtlosen Bedauern; vielmehr war er nach Kräften bemüht, ihnen abzuhelfen. Man hat ihm wohl vorgeworfen, daß er der Armuth den Rücken gewandt oder erbarmungslos die Thüre gewiesen. Und in der That mag das, namentlich während seines späteren Aufenthaltes in Paris, hin und wieder geschehen sein. Er war doch zu verständig, um die schwindelhafte Bettelei, wie sie in großen Städten betrieben wird, durch unzeitige Almosen zu fördern. Ueberdies ließ ihn das maßlose Mißtrauen, womit er damals alle Welt ansah, selbst in den Dürftigen, die sich ihm nahten, spionirende Abgesandte seiner Feinde erblicken. Früher waren sie ihm weder verdächtig, noch unbequem gewesen; er hatte sie, ohne erst ihre Ansprüche abzuwarten, oft genug aufgesucht, um sie mit Rath und That zu unterstützen. Ueberall, wo er seinen Wanderstab für einige Zeit niedersetzte, nahm er sich der Armen und Bedrängten an. Er ging in ihre Wohnungen; er brachte ihnen Trost und Beistand; er nährte und kleidete sie; er suchte sie zu schützen, wenn Gewalt sie bedrückte; er bot seinen etwaigen Einfluß auf, um ihre Lage zu verbessern. Freilich war die eigene nicht der Art, daß er viel hätte thun können. Meist kaum im Stande, für sich selbst das Nöthige zu beschaffen, war er gezwungen, seiner

Mildthätigkeit enge Grenzen zu setzen. Denn soweit ging die Theilnahme für Andere allerdings nicht, daß er geneigt gewesen wäre, sich ihretwegen zu vergessen. Er liebte den Nächsten nicht mehr als sich; wohl aber drängten ihn Herz und Gewissen, ihn nicht weniger zu lieben.

Daß er diesem Drange immer gerecht geworden, darf bezweifelt werden. Doch lebte derselbe stets mit größerer oder geringerer Macht in ihm fort. Zwar hat man viel von seiner Misanthropie gesprochen, aber nie genauer angegeben, worin dieselbe denn eigentlich bestand. Ob es überhaupt Menschen gibt, die ihres Gleichen in Bausch und Bogen hassen, mag dahingestellt bleiben. Gewiß ist, daß Rousseau nicht zu ihnen gehörte. Wenn er zu Zeiten die Menschen mied oder geradezu floh, so geschah es in jüngeren Jahren, weil sie ihm eine gewisse Scheu einflößten, solange er sie nicht näher kannte, in späteren Tagen, weil er sie fürchtete, nachdem er ihre Tücke und Bosheit vielfach an sich erfahren zu haben meinte. Er wich ihnen aus, aber er hegte keine feindlichen Gesinnungen gegen sie; sie wurden ihm oft widerwärtig, mitunter verächtlich, doch selten oder nie verhaßt. Er bedauerte sie mehr, als er sie anklagte; ihr liebloses, egoistisches Treiben erregte seine Antipathie, aber das unbehagliche, friedlose Dasein, welches sie einander bereiten, weckte sein Mitleid. Er sympathisirte nicht blos mit den Leiden der Einzelnen, die sich unglücklich fühlen; auch das Weh der Gesammtheit, welches auf Allen lastet, obgleich die Meisten sich seiner nie bewußt werden, ging ihm tief zu Herzen. Und diese Empfindung war nicht unwirksam. Sie trieb ihn an, die Quellen zu erforschen, aus welchen die Gebrechen der Menschheit entspringen, und auf Mittel zu sinnen, welche sie heilen können. Man mag die Ergebnisse seines Nachdenkens für unbefriedigend halten, wird aber zugeben müssen, daß, wer gleich ihm seine besten Kräfte daran setzt, den Menschen die Wege zu einem glücklichen Leben zu bahnen, sie nicht haßt.

Ebensowenig spricht seine Liebe zur Einsamkeit dafür, wenn sie auch von großen Geistern und kleinen Psychologen, wie Diderot, als ein vollgültiger Beweis angesehen wurde. Weit entfernt, eine Brutstätte menschenfeindlicher Grillen zu sein, bot ihm gerade die Zurückgezogenheit Zeit und Muße, sich mit dem Wohle der Menschheit denkend zu beschäftigen. Nicht als ob er sie lediglich zu diesem Zwecke aufgesucht hätte. Sie war ein Bedürfniß seiner Natur, das sich schon frühe geltend machte, und wenn es sich regte, nachdrücklich Befriedigung verlangte. Er mußte von Zeit zu Zeit allein, mußte in der Lage sein, sich

sammeln und concentriren zu können. Der schwache Körper bedurfte der Stärkung; der reizbare Sinn, das bewegte Herz forderten Ruhe. Es galt, der verwirrenden Eindrücke, welche die Außenwelt hinterlassen, Herr zu werden, die mannigfachen Anregungen, die der gesellschaftliche Verkehr geboten, ungestört wirken zu lassen. Es drängte ihn, aus der Selbstentfremdung, welche das Leben in und mit der großen Welt zur Folge hat, zu sich zurückzukehren. Es war nicht minder geboten, zeitweilig die Fesseln abzustreifen, welche die Gemeinschaft mit den Menschen der persönlichen Freiheit anlegt. Der Zwang, den sie mit sich bringt, wurde auf die Dauer unerträglich; die eignen Neigungen waren zu stark, zu lebhaft, um beständig hinter fremde Ansprüche zurückzutreten; sie durften und mußten zur vollen Geltung kommen, sich frei und ungestört entfalten können. Und das war nur in der Einsamkeit möglich. Sie allein gestattete, sich ohne Gene und Rücksicht gehen zu lassen, den wechselnden Wünschen und Antrieben zu folgen, nach Belieben thätig zu sein oder sich dem süßen Nichtsthun zu ergeben. Rousseau fand in ihr, was er nicht entbehren konnte: den vollen, ungestörten Genuß des eignen Selbst. Freilich gab sie ihm, wenn sie zu lange dauerte oder ihn gar zu strenge abschloß, auch wohl Anlaß, sich selbst zu quälen. Die körperlichen Leiden, in der Abgeschiedenheit fühlbarer, erregten leicht grundlose Besorgnisse; die Stimmung trübte, der Sinn umdüsterte sich; die enge Umgebung weckte kleinliche Sorgen, und die meist lächelnde Phantasie schuf doch auch zuweilen ängstigende Schreckbilder.

Diese unerfreulichen Wirkungen des zurückgezogenen Lebens traten indeß nur ausnahmsweise hervor; in der Regel befriedigte es vollkommen, zumal ihm die Zerstreuungen des geselligen Verkehres selten ganz fehlten. Rousseau pflegte in der Einsamkeit nicht grade wie ein Eremit zu leben; er hatte, auch wenn er sich in der Provinz oder auf dem Lande befand, fast immer einen engeren oder weiteren Kreis von Bekannten, mit welchen er einen mehr oder weniger cordialen Umgang unterhielt. Zum Theil waren es Leute von Rang und hoher Geburt, die den berühmten Mann und Sonderling zur Belebung ihrer Villeggiatur an sich zogen. Kamen sie ihm freundlich entgegen, so folgte er ihren Avancen zwar mit einigem Widerstreben, aber im Grunde doch nicht ungern. Trotz seiner demokratischen Grundsätze hatte das vornehme Wesen, wenn es ohne Prätensionen auftrat und mit einer humanen Denkweise verbunden war, für seinen aristokratischen Sinn großen Reiz. Anderswo schloß er sich an Personen aus dem gebildeten Mittelstande an; wir begegnen ihm oft in Gesell-

schaft von Aerzten und Advokaten, von Beamten, Geistlichen und Oekonomen. Doch beschränkte sich sein Umgang keineswegs auf diese höheren Kreise; er verkehrte auch nicht selten mit dem eigentlichen Volke. Zwar war er zu zartsinnig, zu feinfühlig, als daß er nicht jede Berührung mit der naturwüchsigen Rohheit der Masse hätte meiden sollen. Dagegen lag es ihm ferne, dem Einzelnen seines niederen Standes oder Geschäftes wegen auszuweichen. Freundlich und artig gegen Jedermann, trat er auch, waren sie anders redliche und verständige Menschen, mit schlichten Landleuten und einfachen Handwerkern in näheren und nicht blos vorübergehenden Verkehr. Es machte ihm Vergnügen, sie in ihren Wohnungen aufzusuchen, um gemüthlich mit ihnen zu plaudern und an den kleinen Vorgängen ihres häuslichen Lebens herzlichen Antheil zu nehmen. Er fühlte sich wohl in den schmucklosen Räumen, wo ihm die Natur in ihrer einfachen Wahrheit entgegentrat, wohler jedenfalls, als in den eleganten Salons, in welchen der raffinirte Esprit seine glänzende Rolle spielt.

Es fehlte ihm eben die Fähigkeit, sich an diesen Turnieren des Geistes mit Erfolg zu betheiligen. Stand das Herz jedem Eindrucke offen, der Kopf war nicht so leicht in Bewegung zu setzen; der großen Erregbarkeit des Gefühls ging eine auffallende Schwerfälligkeit des D e n k e n s zur Seite. Er begreift nur langsam und allmälig, wovon die Rede ist; es bedarf einer längeren ruhigen Ueberlegung, wenn er über eine Sache in's Klare kommen will. Er versteht es weder, eine treffende Bemerkung, ein piquantes Apperçu zu improvisiren, noch dem Gegenstande der Unterhaltung alsbald eine interessante Seite abzugewinnen. Es ist ihm unmöglich, dem raschen Gange einer lebhaften Wechselrede zu folgen oder gar selbstthätig in sie einzugreifen. Der bewegliche, überall gegenwärtige, aber nirgend verweilende Esprit ist ihm ebenso fremd, wie der behende, schnell zugreifende Witz. Kein Wunder, daß es ihm, wo diese das Wort führen, unbehaglich wird. Er fühlt, daß er nicht an seinem Platze ist, empfindet es auch wohl mit Mißbehagen, wenn er von Anderen in den Schatten gestellt wird. Dazu kommt, daß die rücksichtslose Weise, in welcher man mit Menschen und Dingen umzuspringen pflegt, ihn ärgert und verletzt. Persönliche Ausfälle sind ihm widerwärtig; es empört ihn, wenn Andere der geistreichen Medisance anheimfallen oder dem boshaften Witze zur Zielscheibe dienen. Er liebt es ebensowenig, daß man sich über Gegenstände ernsterer Art in oberflächlichen Räsonnements oder gar in frivolen Scherzen ergeht. S e i n e Weise, solche Fragen zu behandeln, ist eine andere. Er

spielt nicht mit ihnen, er unterwirft sie einer gründlichen Erörterung; es genügt ihm nicht, sie obenhin zu berühren, er sucht in ihre Tiefe zu dringen, um sich ihres ganzen, vollen Inhaltes zu versichern. Nicht zufrieden damit, sie in dieser oder jener Rücksicht aufzuhellen, beleuchtet er sie von allen Seiten, um die Gesammtheit ihrer Beziehungen in's Licht zu stellen.

Ein so eingehendes und umfassendes Denken, das sich nur in der vollständigen Erschöpfung seines Gegenstandes befriedigt, ist aber eine höchst mühevolle Arbeit. Rousseau empfand die Anstrengung, die es kostet, und war deshalb wenig geneigt, sich ihm hinzugeben. Es bedurfte starker Motive und nicht selten eines unwiderstehlichen Antriebes, wenn diese natürliche Antipathie überwunden werden sollte. Das träge Gehirn ist nicht so leicht in Bewegung zu bringen; es verharrt in seiner Ruhe, bis es von einem starken inneren Affekte an- und aufgeregt wird. Rousseau denkt nicht, weil er will, sondern wenn er muß, wenn er sich persönlich ergriffen, durch irgend ein Herzensinteresse gedrängt fühlt. Er denkt nicht blos mit dem Kopfe; kalt und nüchtern zu reflektiren, ist seine Sache nicht; das verdeckte Feuer des Geistes bricht nur hervor, wenn die Gluth des Herzens es anfacht. Einmal entbrannt, flammt und leuchtet es dann wohl geraume Zeit fort. Freilich nicht gar zu lange; es verzehrt doch schnell die vorhandene Kraft; die Erregung, in welche der ganze Organismus geräth, ist zu heftig, um nicht schon bald der Abspannung zu weichen. Ebendarum waren die Perioden, in welchen der Geist Rousseau's sich schöpferisch thätig erwies, stets von kurzer Dauer; seine bedeutendsten Werke wurden, wenn auch, was das Material angeht, langsam vorbereitet, verhältnißmäßig sehr rasch ausgeführt. Dennoch sind sie nicht ohne mannigfache Unterbrechungen zu Stande gekommen. Es war ihm unmöglich, sich mit ein und derselben Sache anhaltend und ausschließlich zu beschäftigen. Das Objekt der geistigen Thätigkeit mußte wechseln, sie selbst zeitweilig sistirt oder durch eine mechanische Arbeit ersetzt werden. Nur so wurde sie erträglich und der Ermüdung vorgebaut, die sie sonst leicht zur Folge hatte.

Rousseau hat ohne Zweifel viel und nicht selten scharf und tief gedacht. Sein Denken aber trägt ein entschieden subjektives Gepräge; es geht nicht von den Dingen aus, um sich ihren Inhalt anzueignen, sondern zu ihnen hin, um sie in seinen Inhalt aufzunehmen. Sein Verfahren ist wesentlich synthetischer Art; von allgemeinen Prinzipien geleitet, die von vornherein feststehen, sucht es die Gesammtheit der besonderen Erscheinungen auf sie zurückzuführen. Zu dem Ende läßt es sich

angelegen sein, einerseits die maßgebenden Prinzipien klar und vollständig zu entwickeln und bis in ihre äußersten Consequenzen zu verfolgen, andrerseits die Welt der Objekte, soweit sie in das Bereich derselben fällt, in ihrem ganzen Umfange heranzuziehen. Natürlich erscheint ihm diese nur in dem bestimmten eigenthümlichen Lichte, das von ihm selber ausstrahlt. Es ist ein helles, intensives Licht, welches die Dinge, die es trifft, scharf und deutlich hervortreten, aber auch tiefe und weite Schatten werfen läßt. Ja, diese Schatten fallen oft mehr in die Augen, als die beleuchteten Punkte. Das Denken Rousseau's, obgleich oder vielmehr weil von einem positiven Inhalte erfüllt, bethätigt sich der Außenwelt gegenüber in einer vorwiegend negativen Weise. Da sie nicht ist, wie sie seinen Voraussetzungen nach sein soll, so sieht es an ihr vor Allem, was sie nicht ist. Es sind ihre schwachen Seiten, ihre Mängel und Gebrechen, an welchen es haftet, die es mit besonderer Aufmerksamkeit fixirt und schonungslos bloslegt. Fähig und geneigt, schöpferisch zu gestalten, ist es doch mit Vorliebe bestrebt, zu zersetzen und aufzulösen. Es verneint mehr, als es bejaht; die Doktrin tritt vielfach hinter die Kritik zurück. Die Ueberzeugungen Rousseau's sind auch für ihn selbst nicht so über jeden Zweifel erhaben, daß er, unbekümmert um die widerstrebende Wirklichkeit, lediglich ihrer positiven Entwicklung obliegen könnte. Es geht durch sein Denken ein skeptischer Zug, der sich auch gegen den eignen Inhalt desselben richtet. Es ist zu gründlich, um seine Ergebnisse für hinlänglich motivirt, zu umfassend, um sie für vollständig zu halten. Vor Allem aber: es ist sich ihres subjektiven Ursprungs zu deutlich bewußt, um an ihre unbedingte objektive Wahrheit glauben zu können.

Diesen subjektiven Charakter verräth es auch durch seine praktische, dem Gebiete der Ethik zugewandte Richtung. Die wissenschaftliche Erkenntniß der Natur und ihrer Erscheinungen war Rousseau zwar nicht fremd oder gleichgültig; er hat von den Resultaten der exakten Forschung gelegentlich mit Interesse Notiz genommen. Sich aber persönlich an ihr zu betheiligen, kam ihm nicht in den Sinn. Er wußte oder fühlte doch, daß ihm die Fähigkeit zu jener Selbstentäußerung abging, ohne welche eine unbefangene und erfolgreiche Beobachtung der Naturobjekte unmöglich ist. Er liebt es, die physische Welt auf Sinn und Herz wirken zu lassen; das Wissen von ihr kümmert ihn wenig, weniger noch ihre philosophische Erklärung. Er kann diese um so leichter entbehren, da die Religion ihm die Metaphysik ersetzt; der Glaube macht das spekulative Denken überflüssig.

Die Räthsel des Weltlebens sind gelöst oder unlösbar, wenn es von dem unergründlichen Geiste eines persönlichen Gottes getragen und geleitet wird. Es fragt sich dann für den Menschen nicht mehr, was und wie die umgebenden Dinge sind, sondern, was er selber ist, und mehr noch, was er zu thun, wie er zu leben hat. Auch sind es diese Fragen, womit sich Rousseau vorzugsweise beschäftigt. Ihm gilt es die Erkenntniß der menschlichen Natur, und zwar nicht sowohl um ihrer selbst willen, als zu dem Zwecke, die Bestimmung des Menschen und die Wege zu ermitteln, auf welchen er sie im Einzel-, wie im Gesammtleben erreichen kann.

Den Stoff und die Norm für diese seine Forschungen gibt ihm das eigne Ich; sein Denken ist auch insofern ein subjektives, als es immer nur sich selber denkt. Wir fügen hinzu, daß es trotz des großen Werthes, den er dem reflektirenden Verstande und seinen auf die konkreten Verhältnisse und nächsten Zwecke beschränkten Operationen beilegt, stets auf die letzten Gründe oder Prinzipien zurückgeht und ideale Ziele anstrebt. Diese Idealität hat zur Folge, daß es außer Stande ist, der Wirklichkeit gerecht zu werden. Nicht als ob es sie ignorirte oder einfach zur Seite schöbe. Im Gegentheil, es erkennt sie im weitesten Umfange an und zieht sie beständig in seinen Kreis. Der Blick Rousseau's, obgleich vorzugsweise nach Innen gewandt, verschließt sich darum der Außenwelt nicht. Kann er auch von seinen subjektiven Ideen nicht abstrahiren, er ist in ihnen keineswegs so befangen, daß er für die reale Objektivität keinen Sinn hätte. Sie drängt sich fort und fort seiner Wahrnehmung auf und nöthigt ihn zu eingehender Betrachtung. Es hilft ihm wenig, daß ihre Erkenntniß ihm minder wichtig oder unmöglich erscheint, er hat doch das Bedürfniß, eine solche zu gewinnen. Freilich ist sie für ihn nicht das Letzte; interessirt es ihn, zu wissen, was ist, es liegt ihm doch mehr am Herzen, zu bestimmen, wie es sein soll. Indem sich so sein Denken, wenn auch nicht gleichmäßig und mit derselben Entschiedenheit, in zwei divergenten Richtungen bewegt, entbehrt es zuweilen der durchsichtigen Klarheit und Konsequenz. Die realen Anschauungen und die idealen Postulate wollen sich nicht immer decken. Es bleibt auf der einen oder der anderen Seite ein Rest, der in dem Gedanken nicht aufgeht und ihn unvollständig oder einseitig erscheinen läßt.

Wie und wieviel aber Rousseau dachte, man kann nicht sagen, daß er am Denken Vergnügen fand; er träumte lieber. Nur ausnahmsweise tritt bei ihm jene geistige Energie hervor, die in bewußter Selbstthätigkeit rastlos arbeitet und schafft. In der

Regel begnügt er sich damit, in passiver Haltung denkend zu genießen. Er produzirt die Gedanken nicht, er läßt sie an sich herankommen; er entwickelt sie auch nicht weiter, er führt sie, oder vielmehr, er läßt sich von ihnen spazierenführen. Daß sie jemals ausgehen, ist nicht so leicht zu besorgen. Er hat so Manches erlebt, so Vieles gesehen und gelesen, daß es an Vorstellungen und Ideen nie fehlt. Ueberdies bewahrt das empfängliche Herz eine Fülle von Eindrücken, und ist stets bereit, neue aufzunehmen. Die geschäftige Phantasie webt aus dem reichen Vorrathe von Motiven und Anschauungen, der ihr zu Gebote steht, beständig ihre idealen Gebilde. Es kommt nur darauf an, diese Kräfte ungehemmt walten zu lassen; sie erzeugen von selbst ein bewegtes inneres Leben, das Sinn und Geist gleichsehr befriedigt, ohne ihnen irgendwelche Anstrengung zuzumuthen. Sehr begreiflich, wenn Rousseau diesen mühelosen Genuß der harten Denkarbeit vorzieht. Begreiflich auch, daß er in ihm nicht selten die umgebende Welt vergißt und weder, was in ihr vorgeht, merkt und beachtet, noch sich gedrungen fühlt, selbstthätig auf sie einzuwirken.

Freilich ist er überhaupt kein Mann der That; sagt ihm das Denken nur wenig zu, zum Handeln ist er noch weniger geneigt. Von Natur träge und indolent, liebt er es nicht, sich den Anstrengungen zu unterziehen, die eine zweckgemäße und consequent verfolgte Thätigkeit erfordert. Es fehlt ihm an physischer Kraft, wie an moralischer Energie; er vermag weder fest bestimmte Zielpunkte scharf ins Auge zu fassen, noch ihre Erreichung mit beharrlicher Ausdauer anzustreben. Wohl regt sich oft genug der Drang, etwas zu unternehmen, doch gibt er dem Willen keine entschiedene Richtung; es bleibt in der Regel bei schwächlichen Velleitäten, die ebenso rasch verschwinden, wie sie auftauchen. Gewinnen sie hin und wieder die Stärke, die zu einem aktiven Vorgehen treibt, die begegnenden Hindernisse und Schwierigkeiten lähmen gar bald den anfänglichen Eifer. Warum auch sich weiter bemühen? Der Erfolg ist doch zweifelhaft und ein genügender Grund liegt nicht vor. Die Motive, welche die übrigen Menschen in reger Thätigkeit halten, sind Rousseau fremd oder doch nur in sehr beschränktem Grade eigen. Seine mäßigen Bedürfnisse sind leicht befriedigt; er braucht sich ihretwegen nicht sonderlich zu rühren. Was die Gegenwart erfordert, ist bald beschafft, und die ungewisse Zukunft macht ihm wenig Sorge. Jedenfalls schränkt er sich lieber ein, spart er lieber, als daß er auf eine Vermehrung seiner Habe hinarbeitete. Der Besitz als solcher reizt ihn ebensowenig, wie die übrigen Dinge, deren Er-

langung Anderen sosehr am Herzen liegt. Macht und Herrschaft, Rang und Würde, Ruhm und Ansehen haben für ihn nur geringen Werth. Ist er auch, namentlich in jüngeren Jahren, von Regungen des Ehrgeizes nicht immer frei gewesen, sie waren weder stark, noch nachhaltig genug, um seine Kräfte für irgend einen Plan oder Zweck dauernd in Bewegung zu setzen. Der Wunsch, sich über seine Mitmenschen zu erheben, hat nie bestimmenden Einfluß auf ihn geübt. Weniger noch die Neigung, sie unter sich herabzudrücken; er kennt jene bösen Leidenschaften kaum, welche, wie Neid, Eifersucht, Mißgunst, Haß ꝛc., die Menschen antreiben, sich zum Verderben ihres Nächsten rastlos abzumühen.

Allerdings haben auch die guten und edlen Antriebe, die zur Beförderung fremder Wohlfahrt führen, nicht die Macht über ihn, welche sie haben sollten. Nicht als ob sie ihm fremd wären oder sich unwirksam erwiesen. Die Neigung, Anderen Gutes zu thun, ist stets lebendig und bethätigt sich auch, wenn sich dazu Gelegenheit bietet. Aber sie hat nicht die Kraft, sich zum klar und deutlich erkannten Prinzip einer selbstlosen humanen Thätigkeit zu erheben. Rousseau handelt überhaupt nicht nach Grundsätzen; die einzige Maxime, die er sich, seiner natürlichen Disposition gemäß, bildete, ist die, in Beziehung auf Andere nichts oder doch möglichst wenig zu thun. Er handelt auch nicht aus Pflichtgefühl; der kategorische Imperativ ist für ihn keine maßgebende Instanz, seine Ge- und Verbote tangiren ihn wenig. Thut er etwas, weil er sich dazu verbunden glaubt, so geschieht es ungern und mit Widerstreben. Nur äußerer Zwang und innere Nöthigung bestimmen ihn, aus seinem Farniente herauszutreten. Und selbst diese Motive wirken nur langsam und allmälig; sein Beharrungsvermögen ist zu groß, als daß sie den passiven Widerstand, welchen es ihnen entgegenstellt, so schnell überwinden sollten. Befindet er sich in einer mißlichen Lage, es dauert lange, bis er sich anschickt, sie zu ändern. Wie drückend sie sein mag und wie schwer er sie empfindet, er harrt in ihr aus; sie muß erst ganz unleidlich, durchaus unhaltbar werden, bevor er ihr ein Ende macht. Ist es ihm auch keineswegs eigen, die Widerwärtigkeiten des Lebens gleichmüthig zu ertragen, er duldet doch lieber, als er handelt. Kommt es aber zur Aktion, so erfolgt sie rasch und plötzlich; gewaltsam rafft er sich auf, um in stürmischem Anlaufe die hemmenden Schranken zu durchbrechen. Nicht immer gelingt das sogleich; zuweilen erlahmt die angespannte Kraft. Doch sie sammelt sich wieder und der erneuerte Anstoß führt endlich zum Ziele.

Wie mit dem Menschen, so ist's auch mit dem Schriftsteller. Auch seine Thätigkeit ist weder eine freiwillige, noch

schreitet sie stetig und gleichmäßig fort. Rousseau schreibt, weil er muß, weil ihn — wenigstens gilt das von seinen bedeutenderen Werken — ein innerer Drang dazu nöthigt. Solange es thunlich ist, widerstrebt er der Gewalt, die ihm angethan wird. Muß er ihr schließlich weichen, reißt sie ihn mit sich fort, so geht er mit einem wahren Feuereifer an die Arbeit, und ist sie von nur mäßigem Umfange, so wird sie wohl in einem Zuge vollendet. Erfordert sie aber eine längere Anspannung, so läuft sie Gefahr, unausgeführt zu bleiben. Nicht selten tritt der Gedanke nahe, sie liegen zu lassen; jedenfalls schreitet sie, wiederholt unterbrochen, nur ruckweise vor. Ist sie dann zum Abschlusse gebracht, so kann Niemand zufriedener sein, als Rousseau; hocherfreut legt er die Feder weg, die er fast wider Willen geführt hat. Kann er sich doch nun wieder dem süßen Nichtsthun oder richtiger, seinem geschäftigen Müssiggange hingeben. Denn unthätig im strengen Sinne des Wortes ist er allerdings selten oder nie. Widerstrebt ihm auf die Dauer jede, wenn auch selbstgewählte planmäßige Thätigkeit, er bedarf doch stets irgendwelcher Beschäftigung. Dieselbe muß indeß, soll er sich ihr anders gerne widmen, seiner jedesmaligen Neigung entsprechen. Sie wird lästig, sobald sie als Zwang oder als eine Pflicht erscheint; sie wird aber mit Eifer und Vergnügen geübt, solange der unwillkürliche innere Antrieb, aus welchem sie hervorgeht, fortwirkt. Verliert dieser seine Kraft, so verliert sie auch ihren Reiz; ändert er die Richtung, so wechselt sie den Gegenstand. Reg- und arbeitsam, wie Rousseau es beständig ist, sagt ihm die Thätigkeit nur zu, wenn er sie beliebig unterbrechen und durch eine andere ersetzen kann.

Er ist eben nur da er selbst, wo er lediglich von den *Impulsen der eignen Natur* bestimmt wird. Auch folgt er diesen, wenn und solange es angeht. Nichts liegt ihm ferner, als der natürlichen Neigung hemmend entgegenzutreten oder sie gar unterdrücken zu wollen. Er ist kein Freund der Askese und wenig geeignet, die Tugend der Selbstüberwindung zu üben. Sie entspricht weder seiner persönlichen Anlage, noch hat ihn Erziehung und Lebensgang zu ihr angeleitet. War er hin und wieder genöthigt, sich zu fügen, er kam doch stets bald wieder in die Lage, sich gehen lassen zu dürfen. Daß er so, besonders in jüngeren Jahren, auf manche Irrwege gerieth, begreift sich. Namentlich hat ihn die sinnliche Gluth, die schon früh in ihm aufloderte, zu bedenklichen Ausschreitungen geführt. Im Ganzen aber gehen auch die Sünden und Thorheiten seiner Jugend nicht über das gewöhnliche Maß hinaus, sie bleiben eher noch hinter ihm zurück. Seine vorherrschenden Neigungen sind nicht der Art,

daß sie erhebliche Excesse veranlassen oder für die Umgebung verderblich werden können. Sie treten in der Regel leise und gemäßigt auf, und wenn sie zuweilen eine leidenschaftliche Heftigkeit verrathen, so ist dieselbe doch nicht von Dauer. Auch haben sie durchgängig einen positiven Charakter, wenigstens insofern, als sie nicht darauf ausgehen, zu zerstören oder zu vernichten, sondern zu erhalten und herzustellen. Dem Guten zugewandt, fehlt ihnen gar oft die Kraft, es zu erreichen. Dagegen gelingt es der inneren oder äußeren Versuchung nur selten, sie auf das Böse zu richten. Ebendarum sind sie für Andere, wenn nicht wohlthätig, so doch unschädlich.

Rousseau hat diese seine natürliche Disposition zum Prinzip, zur bewußten Richtschnur des Lebens erhoben. Er läßt seine angebornen Neigungen unbedenklich walten, vorausgesetzt, daß sie den Mitmenschen nicht zum Nachtheil gereichen. Ob sie das Wohl derselben fördern, kümmert ihn weniger. Er findet es in der Ordnung, daß man zunächst und vor Allem sich selber lebt, der Nächste erst in zweiter Linie in Betracht kommt. Er hat nicht den Drang, sich im Interesse Anderer aufzuopfern, und glaubt nicht an die Liebe, die das eigne Ich dem fremden nachsetzt. Er sagt wohl gradezu: Versichert Dir Jemand, daß er Dich mehr liebt, als sich selbst, so erwiedere ihm, er lüge. Der Mensch ist seinem Gefühle, wie seiner Ansicht nach, zu solcher Hingebung weder fähig, noch berufen. Es liegt ihm vielmehr vor Allem ob, sich selbst zu erhalten; die Natur drängt ihn dazu und er darf sich ihrem Gebote nicht entziehen. Wohl aber kann und soll er Sorge tragen, daß er es nicht auf Kosten seiner Mitmenschen erfülle. Der Egoismus, welcher die Erhaltung des Ich und die Beförderung seiner Wohlfart anstrebt, ist vollkommen berechtigt, die Selbstsucht dagegen, die sich allen Anderen vorzieht und kein Bedenken trägt, das fremde Wohl dem eigenen zu opfern, durchaus verwerflich. Rousseau hat diesem Grundsatze gemäß in jüngeren Jahren, weil er seiner Natur nach nicht anders konnte, in späterer Zeit mit vollem Bewußtsein gelebt oder doch zu leben sich bemüht. Wenig geneigt, sich mit Anderen zu vergleichen, hat er auch nicht das Bedürfniß, sich über sie zu erheben, noch den Wunsch, sie unter sich zu sehen. Er ist zufrieden, wenn er sein kann, was er ist, und die Wege gehen darf, die er grade einschlagen möchte. Die Pfade Anderer zu durchkreuzen, kommt ihm nicht in den Sinn. Begegnen sie dem seinigen, so kehrt er zwar nicht um, doch drängt er sich ebensowenig rücksichtslos vor; lieber noch weicht er, wenn es möglich ist, aus.

Bestrebt, jeder Collision vorzubeugen, meidet er auch die

Anlässe, welche zu solchen führen können. Er bringt sich in keine Lage, die ihn nöthigen würde, mit Andern in feindliche Conkurrenz zu treten. Gleichgültig gegen Erwerb und Besitz, verlangt er nicht nach fremdem Gut und Gewinn; nicht begierig nach Aemtern und Würden, sucht er Niemandem den Rang abzulaufen. Er hat keinen Grund, seinen Nächsten irgendwie zu beeinträchtigen, und kommt nicht in den Fall, ihm Schlimmes anzuthun oder auch nur zu wünschen. Er schädigt ihn weder, noch verletzt er ihn, selbst nicht in Worten oder Gedanken. Hat er Freunde, er beutet sie nicht in seinem Interesse aus; er fordert nichts von ihnen als eine aufrichtige Zuneigung. Patrone sucht er ebensowenig, wie Klienten; er geht nicht darauf aus, eine Partei zu bilden oder sich einen stützenden Anhang zu verschaffen. Hat er Feinde, so ist er zwar weit entfernt, ihrem Haß mit Liebe zu begegnen, doch andrerseits auch unfähig, ihn dauernd zu erwiedern. Er leistet Widerstand, wenn sie ihn angreifen, aber er verfolgt sie nicht länger und weiter, als die Abwehr es erfordert. Lassen sie ihn in Ruhe, so sind sie schnell vergessen; es ist ihm sehr erwünscht, wenn er sich nicht mehr mit ihnen zu beschäftigen braucht. Während des Kampfes aber beobachtet er möglichst die Rücksichten, auf welche sie Anspruch haben. Er weis't ihre Angriffe energisch zurück und bekämpft ihre Ansichten und Tendenzen mit aller Entschiedenheit. Doch hütet er sich, sie persönlich ohne Noth anzutasten, und ist immer bereit, sie nach dem Werthe zu schätzen, den sie ihm zu haben scheinen.

Die Rücksicht aber, die er im Verkehre mit den Menschen auf Andere nimmt, er fordert sie auch für sich selbst. Mag Jeder thun und treiben, was ihm beliebt; weit entfernt, ihn irgendwie zu hindern, wünscht er nicht einmal, davon zu wissen. Die Neigung, sich in fremde Angelegenheiten einzumischen, ist ihm ebenso fremd, wie die Begierde, sie kennen zu lernen. Ebendarum begreift er weder, noch mag er es dulden, daß Andere sich um die seinigen kümmern oder sie gar zu beeinflussen suchen. Die volle Freiheit, die er ihnen gerne gestattet, nimmt er auch seinerseits in Anspruch. Bemüht, Niemanden zu geniren, will er auch selbst nicht genirt werden. Jede Störung des gewohnten Lebensganges ist ihm unangenehm. Es verstimmt ihn gründlich, wenn er von außen her genöthigt wird, seine Beschäftigung zu unterbrechen oder mit einer anderen zu vertauschen. Er empfindet es als einen unleidlichen Zwang, wenn man ihm zumuthet, zu handeln, wo er nichts thun, müßig zu sein, wenn er arbeiten, zu sprechen, wo er schweigen, oder auch zu verstummen, wenn er reden möchte. Er hat nichts dagegen, daß Jedermann seine Meinung sagt; doch will er auch

die seinige, wenn und so oft es ihm passend scheint, rückhaltlos geltend machen. Es empört ihn, wenn man ihn daran zu hindern sucht; es bringt ihn schon auf, wenn er unterbrochen wird oder Widerspruch erfährt. Sehr geneigt, in jeder Kritik seiner Aeußerungen einen persönlichen Angriff zu erblicken, wird er durch sie leicht verletzt und zu scharfer Abwehr gereizt. Er drängt seine Ansichten Niemandem auf; man mag sie nach Belieben billigen oder verwerfen. Aber man soll sie nicht bestreiten, sich nicht vergreifen an dem, was ihm gehört. Geschieht es dennoch, so bietet er Alles auf, um sein geistiges Eigenthum zu wahren. Auch setzt er in solchem Falle wohl die schonenden Rücksichten bei Seite, die er in der Regel zu nehmen pflegt.

Außer Stande, eine abfällige Kritik mit Gleichmuth hinzunehmen, und zugleich bemüht, sich den Verdruß und die Aufregung, welche sie für ihn mit sich bringt, zu ersparen, kommt Rousseau bald zu dem Entschlusse, von den Urtheilen Anderer keine weitere Notiz zu nehmen. Gelingt es ihm auch nicht, immer diesem Vorsatze treu zu bleiben, im Allgemeinen führt er ihn doch consequent durch. Er liest weder, was über ihn und seine Werke geschrieben wird, noch gestattet er den Bekannten, ihm davon Mittheilung zu machen. Dieselbe Empfindlichkeit aber, die ihn so als Schriftsteller in eine isolirte, unnahbare Stellung versetzt, trägt wesentlich dazu bei, daß er sich auch als Mensch von Seinesgleichen absondert. Er ist zu reizbar, als daß ihm seine Umgebung nicht vielfach Anstoß geben sollte. Jede unsanfte Berührung regt ihn auf; ein hartes Wort, eine unfreundliche Miene genügt, ihn aus dem Gleichgewichte zu bringen. Er fühlt sich schon gekränkt, wenn man ihm nicht entgegenkommt oder sich gleichgültig verhält. Umsomehr schmerzt und verletzt es ihn, wenn er auf erklärte Abneigung oder thätigen Widerstand stößt. Und er glaubt leicht, daß man ihm etwas anhaben, ihn hemmen oder schädigen, beleidigen oder verspotten will. Geneigt, feindliche Gesinnungen und Absichten vorauszusetzen, führt er auch zufällige Hindernisse und selbstverschuldete Mißerfolge auf sie zurück. Wer sich nicht unbedingt für ihn erklärt, ist seiner Ansicht nach wider ihn; der laxe Freund gilt ihm als ein Gegner. Aber auch der Eifer wird leicht zu groß und macht dann verdächtig. Er scheint eine Maske zu sein, hinter welcher sich die Feindschaft verbirgt, um ihre Zwecke desto sicherer zu erreichen.

Gewiß legt, wer sich so, wie Rousseau in späterer Zeit, für den Gegenstand des allgemeinen Hasses hält, seiner Person eine zu große Bedeutung bei. Der Vorwurf des Hochmuthes, den man ihm von jeher gemacht hat, ist daher nicht so ganz grundlos. Dennoch wäre es ungerecht, ihn gar zu sehr zu betonen. Rousseau besitzt ohne Zweifel ein starkes Selbstgefühl, das sich, namentlich wenn seine Berechtigung in Frage gestellt wird, zuweilen über das richtige Maß hinaus steigert. Er kennt seinen Werth und ist sich der Kraft, die ihm zu Gebote steht, wie des Einflusses, welchen er zu üben vermag, wohl bewußt. Die Demuth, die sich selbst erniedrigt, ist ihm ebenso fremd, wie die Bescheidenheit, welche auf den Lohn der Arbeit verzichtet. Er schätzt seine Leistungen zu ihrem vollen Preise und fordert die ganze Anerkennung, die sie ihm zu verdienen scheinen. Wenn er aber, mit seinen Vorzügen wohl bekannt, ihnen die gebührende Geltung zu sichern sucht, so ist er andrerseits doch auch mit seinen Schwächen vertraut und stets bereit, sie offen und rückhaltlos zu bekennen. Er weiß und fühlt, was er *ist*, aber auch, was er *nicht* ist; er kennt die werthvollen Eigenschaften, die er besitzt, aber ebenso die, welche ihm fehlen. Glaubt er sich und Anderen sagen zu dürfen, daß er besser ist, als sein Ruf, er gesteht doch zugleich, daß er nicht so gut ist, wie er sein könnte und sollte.

Mit gleicher Unbefangenheit urtheilt er über die Ergebnisse seines Denkens. Wie sehr er, der Autodidakt, für seine Ansichten eingenommen ist, es fällt ihm nicht ein, sie für unbedingt richtig ausgeben zu wollen. Er macht sie zwar mit aller Entschiedenheit geltend und hält mit großer Zähigkeit an ihnen fest, aber er verlangt keineswegs, daß man sie ohne eigne Prüfung hinnehme, und er gibt sie auf, sobald er sie als falsch erkannt hat. Liebt er es nicht, daß man ihm opponirt, er läßt doch jeden Widerspruch gelten, den er für begründet hält. Und wenn es ihm schwer, ja meist unmöglich wird, auf eine abweichende Denk- und Anschauungsweise einzugehen, er gestattet ihr, falls sie ihm nicht etwa verderblich erscheint, gerne dieselbe Berechtigung, die er für die seinige in Anspruch nimmt. Ueberhaupt ist er immer bereit, die Ehre und Achtung, welche er von Anderen fordert, ihnen auch seinerseits zu erweisen. Ihre Fähigkeiten und Leistungen finden bei ihm selbst dann eine unbefangene und gerechte Würdigung, wenn er sie für seine persönlichen Feinde halten zu müssen glaubt.

Nicht als ob er sich stets von jeder Anwandlung der Eifersucht oder des Neides frei erhielte; Empfindungen dieser Art, welchen Schriftsteller bekanntlich noch zugänglicher zu sein pflegen, als andere Menschen, sind auch ihm keineswegs fremd. Er läßt

es sich aber, wenn solche Regungen in ihm auftauchen, angelegen sein, sie zu unterdrücken oder doch in Schranken zu halten. Kann er sich ihrer für den Augenblick nicht erwehren, er bemüht sich, zu hindern, daß sie ihn beherrschen. Sie mögen ihn öfters veranlassen, in Gedanken ungerecht zu werden, bestimmenden Einfluß auf seine ausgesprochenen Urtheile gewinnen sie selten oder nie. Er liebt die Gerechtigkeit zusehr, um sie irgendwem absichtlich zu versagen. Es geschieht wohl, daß persönliche Beziehungen seine Ansicht mehr oder weniger alteriren, aber er gibt Jedem, was ihm seiner Meinung nach gebührt. Auch ist er außer Stande, ruhig zuzusehen, wenn das Recht von Anderen verweigert oder gekränkt wird. Jede Unbill regt ihn auf, jede Gewaltthat empört ihn; die Unterdrückung des Schwachen erfüllt ihn mit schmerzlicher Theilnahme, die Willkür des Starken versetzt ihn in glühenden Zorn. Nur selten in der Lage, dem thatsächlichen Unrecht mit Erfolg zu wehren, bietet er die ganze Gewalt der ihm zu Gebote stehenden Redegewandtheit auf, dasselbe prinzipiell zu bekämpfen und die Herrschaft von Recht und Gerechtigkeit unter den Menschen zu begründen. Der furchtlose Muth, den er dabei an den Tag legt, zeugt für die Tiefe und Stärke des Gefühls, aus welchem er stammt. Daß er ihn so bewährt, ist aber kein besonderes Verdienst; seine eigenste Natur treibt ihn dazu.

Sie ist es auch, die ihn drängt und zwingt, unter allen Umständen für die Wahrheit, oder was ihm als solche erscheint, einzutreten. Zwar hat ihn, namentlich in jungen Jahren, die eine oder andere Rücksicht, vor Allem die Scheu, sich bloszustellen, hin und wieder zu unwahren Aeußerungen verleitet. Doch geschah das selbst damals nur höchst selten und nie, ohne daß dem Vergehen die Reue bald folgte. Lüge und Verstellung sind seinem Wesen zu fremd, als daß er sich des Widerspruchs, in welchen sie ihn mit sich selber bringen, nicht sofort bewußt werden sollte. Unfähig, anders zu scheinen, wie er ist, vermag er auch nicht zu verhehlen, was in ihm vorgeht. Jede innere Erregung spricht sich alsbald in Blick und Miene aus; sein Gesicht ist der treue Spiegel seiner Seele. Es würde ihn entschieden dementiren, wollte er versuchen, seine wahren Empfindungen zu verleugnen oder nicht vorhandene zu erkünsteln. Doch ist er davon weit entfernt; das Herz auf der Zunge, gibt er seinen Gefühlen und Stimmungen unverhüllten Ausdruck. Der etwaige Anstoß, den er damit erregt, kümmert ihn nicht. Er macht aus der Zuneigung, die er für Jemanden hegt, kein Hehl, aber ebenso wenig aus der Antipathie, welche man ihm einflößt. Offenherzig bis zur Unvorsichtigkeit, sagt er Jedem, was er von ihm hält, sagt er nicht minder, was

er an sich selbst zu loben oder zu tadeln findet. — Denselben rückhaltlosen Freimuth, den er in seinen persönlichen Beziehungen an den Tag legt, bewährt er auch, wenn es sich um Fragen und Verhältnisse allgemeiner Art handelt. Es kommt ihm nicht in den Sinn, mit seinen Ansichten hinter dem Berge zu halten. Er verhehlt sie weder, noch geht er darauf aus, sie dem Publikum oder den Trägern der Gewalt mundgerecht zu machen. Vielmehr spricht er, was und wie er es denkt, zu jeder Zeit ganz und ohne irgendwelche Rücksicht aus. Die Behauptung aber, daß er auch Manches sage, woran er selbst nicht glaube, entbehrt allen Grundes. Pflegt er, was er für richtig oder für falsch hält, mit aller Entschiedenheit als solches hinzustellen, so bekennt er es doch auch, wenn ihm etwas ungewiß oder zweifelhaft erscheint. Wohl kommt es vor, daß er, von seinem Gegenstande fortgerissen, ihn bis zu Consequenzen verfolgt, die er bei ruhiger Ueberlegung vielleicht nicht ziehen würde. Eine solche unfreiwillige Ueberstürzung ist aber sehr verschieden von der bewußten Absicht, einen erkannten Irrthum für Wahrheit auszugeben.

Die objektive Richtigkeit der Rousseau'schen Ansichten läßt sich vielfach bestreiten, ihre subjektive Wahrheit steht außer Frage. Er muß schon deshalb wahr sein, weil die Lüge unfrei macht und die Freiheit ein unabweisliches Bedürfniß seiner Natur ist. Ohne sie gibt es für ihn keinen rechten Genuß, kein wahres Glück; er kann sich seines Lebens nur freuen, wenn er seine persönliche Unabhängigkeit gesichert weiß. Ebendarum ist er bestrebt, dieselbe vor jeder Beeinträchtigung zu schützen und, falls sie dennoch für eine Weile verloren geht, möglichst bald wiederzugewinnen. Er duldet keine Fessel, wäre sie auch von Gold oder aus Blumen geflochten. Wird sie ihm in einem unbewachten Augenblicke angelegt, er rüttelt so lange an ihr, bis sie sich löst oder bricht. Die Bande, welche den Menschen an Seinesgleichen und die Gesellschaft ketten, er entzieht sich ihnen, solange es möglich ist, und wirft sie ab, sobald es geschehen kann. Er hat es im Laufe der Zeit mit manchem Berufe versucht, wiederholt einen Anlauf zu irgend einer Carriere genommen. Aber er ist nie in einer dieser Stellungen warm geworden, sondern meist, kaum in sie eingetreten, schon wieder aus ihnen geschieden. Thaten die jedesmaligen Umstände das Ihrige dazu, der eigentliche Grund lag doch in dem Zwange, den eine andauernde regelmäßige Thätigkeit auflegt, sowie in der Abhängigkeit, die jede bestimmte Position im sozialen Leben mit sich bringt. Rousseau vermochte weder den einen, noch die andere zu ertragen. Wie sehr ihm eine Beschäftigung zusagt, sie wird unbequem, wenn er sich durch sie gebunden

fühlt. Er gibt sich ihr mit allem Eifer hin, solange sie in sein Belieben gestellt zu sein scheint, aber er übt sie widerwillig, sobald sie ihm als eine selbständige Macht mit ihren zwingenden Ansprüchen entgegentritt. Fordert sie überdies Rücksichten auf Andere, Unterordnung, Fügsamkeit in die Entscheidungen eines fremden Urtheils oder Willens, so steigert sich seine Antipathie in einem Grade, daß er nicht umhin kann, sie aufzugeben.

Es ist ihm eben unmöglich, sich vor irgend einer menschlichen Autorität zu beugen. Mag sie noch so hoch gestellt, noch so sehr durch Alter und Gewohnheit geheiligt sein, er erkennt sie nur insoweit an, als die eigne Einsicht ihr zustimmt. Wo diese abweicht, hat sie unbedingt den Vorrang; sie ist in allen Dingen für ihn die letzte, maßgebende Instanz. Die Urtheile der Menge imponiren ihm ebenso wenig, wie die Aussprüche des hervorragenden Denkers. Es gibt kein System, keine Doktrin, kein Bekenntniß, das seinen Geist gefangen nähme; derselbe bewahrt sich vielmehr stets seine volle Freiheit. Es sind nicht immer neue Wege, die er einschlägt, aber er verfolgt sie durchaus selbständig. Und wenn mannigfache Einflüsse auf ihn wirken, bestimmend werden nur die, welche dem eignen Inhalte entsprechen. Auch ist es ihm zwar nicht gleichgültig, ob die Ergebnisse seines Denkens Zustimmung finden; doch geht er nicht darauf aus, sich diesen Beifall zu sichern; jedenfalls hat die Rücksicht auf ihn auf den Inhalt und die Formulirung seiner Ansichten keinen Einfluß. Ob Andere denken, wie er, kümmert ihn wenig; eher noch liegt ihm daran, daß *er* anders denkt, wie sie. Man geht zu weit, wenn man ihm vorwirft, er habe, lediglich bestrebt, neu und originell zu erscheinen, mit vollem Bewußtsein falsche Meinungen und Grundsätze vertreten. Richtig ist nur, daß der lebhafte Drang, seine persönliche Eigenheit nach allen Seiten zu wahren, ihn unwillkürlich zu einer gewissen Vorliebe für eigenthümliche Ansichten führt. Um die Unabhängigkeit seines Urtheils ängstlich besorgt, läßt er sich wohl verleiten, von der Denkweise seiner Umgebung mehr abzuweichen, als grade nothwendig ist.

Aehnlich wie auf dem geistigen Gebiete, verhält er sich auch im *Leben*. Auch hier bringt ihn die Neigung, nur sich selber zu folgen, mitunter dahin, der herrschenden Sitte selbst da zu widerstreben, wo er sich ihr unbedenklich hätte fügen mögen. Ohne Zweifel hat an dem Gegensatze, in welchen er sich vielfach zu ihr stellt, der Wunsch, den Sonderling zu spielen, einigen Antheil. Doch ist er weder der einzige, noch der letzte Grund desselben. Dieser liegt vielmehr in dem Bedürfnisse, sich wie von jeder geistigen Autorität, so auch von der Macht zu emancipiren, welche

das äußere Leben zu beherrschen pflegt. Rousseau ist kein prinzipieller Gegner der überlieferten Gebräuche; er läßt sie gelten und beobachtet sie, wenn sie seinen persönlichen Neigungen und Maximen nicht widersprechen. Ist dies aber der Fall, so ignorirt er sie, setzt sich, unbekümmert um den Anstoß, den er damit etwa gibt, rücksichtslos über sie hinaus. Die Gebote der Konvenienz haben dann für ihn keine Geltung; was Mode und guter Ton verlangen, ist ihm gleichgültig. Er wohnt und ißt, er kommt und geht, er kleidet und amusirt sich, kurz er lebt, nicht wie es üblich und hergebracht ist, sondern wie es ihm gut oder passend zu sein scheint.

Liebt und pflegt er den geselligen Verkehr, so darf ihm derselbe doch keinen Zwang, keine Gene auflegen. Selbst Beziehungen von intimerer Art werden lästig und am Ende unerträglich, wenn und weil sie der persönlichen Freiheit Schranken setzen. Rousseau hat die zahlreichen freundschaftlichen Verbindungen, welche er im Laufe der Zeit einging, fast ohne Ausnahme früher oder später abgebrochen. Gewiß hatte er oft guten Grund dazu; die vermeintlichen Freunde erwiesen sich meist als verkappte Feinde oder doch so verschieden in Charakter und Sinnesweise, daß die Gemeinschaft nicht von Dauer sein konnte. Indeß war es doch nicht immer und nicht blos *ihre* Schuld, wenn die Beziehungen zu ihnen sich lösten. Zu der großen, in der Regel fast unbegrenzten Hingebung, mit welcher er in diese eintritt, gesellt sich bald das Gefühl der Abhängigkeit, welche sie mit sich bringen. Er fürchtet, sich zu verlieren; die Sorge um die bedrohte Selbständigkeit erwacht und findet, einmal geweckt, leicht Anlaß, sich für berechtigt zu halten. Auch die begründeten Ansprüche der Freunde erscheinen ihm als Versuche, ihre Wünsche und Interessen aufzudrängen, und selbst ihre Bemühungen, *sein* Wohl zu fördern, als unbefugte Eingriffe in die persönliche Selbstbestimmung. Die Verbindung mit ihnen wird so allmälig für ihn zu einer drückenden Fessel, die früher oder später brechen muß. Er ist außer Stande, Verhältnisse dauernd zu goutiren, die Anforderungen an ihn stellen oder Verpflichtungen auflegen. Das Herz mag sich in ihnen befriedigen, der auf Freiheit gerichtete Sinn empfindet sie als eine Hemmung, gegen welche er ankämpft, bis er sie beseitigt hat.

Man hat ihm deshalb und nicht ganz ohne Grund die Anlage zur *Dankbarkeit* abgesprochen. Zwar ist er keineswegs unempfänglich für Wohlthaten, die ihm aus aufrichtiger Zuneigung erwiesen werden. Im Gegentheil, er freut sich ihrer von Herzen, behält sie in treuem Andenken und ist bereit, sie nach Kräften zu vergelten. Sie werden ihm aber unbequem, sobald es den Anschein gewinnt, als wolle man Ansprüche auf sie bauen oder Ver-

bindlichkeiten aus ihnen herleiten. Wer Dank fordert, hat nach seiner Ansicht den Lohn schon dahin, und jede Gabe, die in der Absicht geboten wird, den Empfänger zu verpflichten, ist in seinen Augen werthlos. Auch weist er sie zurück, wenn er solchen Zweck irgendwie vermuthen darf. Und er kommt leicht dahin, ihn vorauszusetzen. Stammen die Geschenke von fernerstehenden Personen, welchen keine persönliche Theilnahme zugeschrieben werden kann, so unterliegt derselbe keinem Zweifel. Aber auch die Freunde und näheren Bekannten mögen sich vorsehen; fallen ihre Spenden zu reichlich aus, wiederholen sie sich zu oft, so werden sie verdächtig. Sind sie vielleicht auch nicht darauf berechnet, sie haben doch die Wirkung, ihn zu fesseln. Er ist aber nicht gewillt, sich von irgendwem auf irgendwelche Weise fesseln zu lassen. Bewahrt er nur seine Freiheit, so mag man ihn immerhin für undankbar halten. In der That ist er es, wenn und sobald ihm die Dankbarkeit als eine bindende Pflicht auferlegt wird.

Jeder Verkehr mit den Menschen bedingt eine gewisse Abhängigkeit von ihnen; wer sich dieser nicht unterziehen will oder kann, wird auf ihn verzichten müssen. Auch Rousseau hat sich dazu genöthigt gesehen; die vollständige Isolirung, in welche er allmälig gedrängt wurde, ist vorzugsweise eine Folge seiner unbegrenzten Freiheitsliebe. Sie zwang ihn, den doch ein warmes Herz zu seinen Mitmenschen hinzog, in trauriger Abgeschiedenheit mehr und mehr zu vereinsamen. Sie gab auch seinem an sich milden, zugänglichen Wesen das rauhe, abstoßende Gepräge, welches zu der Ungunst, die er im Urtheile der Mit- und Nachwelt erfahren, nicht wenig beigetragen hat. Was aber dem Menschen bittere Verkennung und schmerzliches Leid eintrug, gab dem Schriftsteller Motiv und Richtung für eine fruchtbare Wirksamkeit. Selbst ein leidenschaftlicher Verehrer der Freiheit, bekämpft er rastlos ihre Feinde, wo immer sie ihm begegnen. Jede Gewalt, die der Mensch dem Menschen anthut, jede Herrschaft, welche der Einzelne über Seinesgleichen ausübt, findet an ihm einen erbitterten und stets schlagfertigen Gegner. Worauf sie ihre Ansprüche stützt, aus welchen Quellen sie ihre Befugnisse herleitet, kümmert ihn wenig. Weder Alter und Gewohnheit, noch irgendwelche Satzung und Autorität kann ihr die Berechtigung verleihen, deren sie ihrer Natur nach entbehrt. Er erhebt sich ebenso gegen den Glaubens- und Gewissenszwang, der im Namen Gottes auftritt, wie gegen die Gewaltübung der großen

und kleinen Despoten, die sich auf ihre legitimen wohlerworbenen Rechte berufen. Er weist die Anmaßung zurück, die im Gewande des Priesters oder im Mantel des Philosophen dem unabhängigen Denken Gesetze vorschreibt, und räumt die Schranken weg, durch welche Privilegien und Vorurtheile, Meinungen und Gebräuche das selbständige Handeln einengen. Unablässig fordert er Freiheit für Jedermann und auf allen Gebieten des äußeren, wie des inneren Lebens. Niemand darf die freie Entwicklung seines Nächsten hemmen, noch sie nach seinem Belieben und in seinem Interesse leiten wollen; Keiner soll den Andern hindern, der eignen Einsicht und dem eignen Willen zu folgen.

Seinem Willen, nicht aber der Willkür und Laune. Wenn Rousseau sich bemüht, den Menschen von der Herrschaft des fremden Beliebens zu emancipiren, so ist er darum doch nicht gemeint, ihn zum Spielballe seiner eignen zufälligen und grundlosen Velleitäten zu machen. Er sucht ihn aus den Banden zu lösen, die ihn von allen Seiten umschlingen, aber er will nicht, daß er haltlos in der Luft schwebe. Es ist freilich wahr: er lockert den Zusammenhang mit seiner Umgebung zu sehr, er achtet zu wenig die Verhältnisse und Beziehungen, welche die historische Tradition im Laufe der Zeit geschaffen hat. Wie seinem Jahrhundert überhaupt, so fehlt es auch ihm an Sinn und Verständniß für die geschichtliche Entwicklung. Die allerdings zahlreichen und starken Auswüchse, welche sie getrieben, lassen ihn den Werth ihrer gesunden Blüthen und Früchte verkennen. Sie imponiren ihm so, daß er in dem Prozeß des historischen Werdens nur einen Fortgang zum Schlimmeren sieht. Ebendarum ist er bestrebt, ihn möglichst zu hemmen, und wenn er seine Ergebnisse, wo es sich um die Praxis handelt, dennoch vielfach anerkennt, so geschieht es meist, weil er ihre Beseitigung für unthunlich oder bedenklich hält. Prinzipiell verwirft er sie, wie die Gesammtheit der sozialen Institutionen, welche sie in's Leben gerufen haben. Die Menschheit ist seiner Ansicht nach auf einem Irrwege, den sie im Interesse ihrer wahren Wohlfahrt verlassen muß. Sie muß ihre Geschichte verleugnen und zur Natur zurückkehren, die allein im Stande ist, dem Leben der Individuen, wie der Völker, eine feste Basis und Norm zu geben.

Ohne Zweifel geht Rousseau zu weit, wenn er über die gesammte Kulturentwicklung den Stab bricht; sein Appell an die N a t u r aber war der herrschenden Unnatur gegenüber durchaus am Orte. Auch ist derselbe nicht blos in seiner näheren Umgebung, sondern im ganzen civilisirten Europa von großer, nachhaltiger und vielfach wohlthätiger Wirkung gewesen. Er hat den

Blick der Menschen der natürlichen Schöpfung zugewandt, den Sinn für ihre Größe und Schönheit geweckt oder belebt, dem Herzen in der innigen Gemeinschaft mit ihr eine reiche Quelle des reinsten Genusses erschlossen. Er hat die Natur von dem künstlichen Schmucke befreit, durch welchen man sie zu verschönern meinte, in Wahrheit aber entstellte, und die Kunst, die sich in fantastischen Allegorien erging oder einer falschen Idealität huldigte, wieder mit einem natürlichen Inhalte erfüllt. Er hat auch, was wichtiger ist, die Natur in das Leben zurückgeführt, hat wesentlich dazu beigetragen, daß in Sitten und Gebräuchen, in der Erscheinung des Einzelnen, wie im geselligen Verkehre, an die Stelle der herrschenden Affektation und Verschrobenheit ein schlichtes, zwangloses Wesen getreten, die Lüge der Konvenienz durch naive Wahrheit, der raffinirte Luxus durch eine gesunde Einfachheit ersetzt worden ist. — Zugleich hat er mit der Natur zu Ehren gebracht, was ihr nahe steht und bis dahin von den Trägern der vorwiegend geistigen Bildung ignorirt oder mit souveräner Geringschätzung angesehen wurde. Er lehrte auch den uncivilisirten Theil der Menschheit kennen und schätzen. Die wilden Naturvölker, die er allerdings in ein zu günstiges Licht stellte, erregten doch grade deshalb eine lebhafte Sympathie, die ihrerseits allmälig zu einer unbefangenen Würdigung ihrer Eigenthümlichkeiten führte. Von größerer Bedeutung ist das Interesse, welches er auf dem Boden der Heimath für die weniger gebildeten arbeitenden Volkskreise zu wecken wußte. Sie haben es doch ihm vorzugsweise zu danken, wenn sie aus ihrer verachteten Pariastellung heraustreten und mit Erfolg ein menschenwürdigeres Dasein anstreben durften. In's Besondere ist dem Landbau und Allen, welche ihm dienen, durch seine beredte Empfehlung erhöhtes Ansehen und eine allgemeinere Geltung gesichert worden. Fügen wir hinzu, daß er auch den Frauen und Kindern eine größere und vor Allem eine fruchtbarere Aufmerksamkeit zugewandt, daß er nicht nur die herzliche Theilnahme für sie vermehrt, sondern auch das Verständniß ihres Wesens, die Einsicht in die Bedingungen und Bedürfnisse ihrer Natur und eine diesen entsprechende Gestaltung ihres Lebens erheblich gefördert hat.

Mit dem Bestreben Rousseau's, dem Menschen die umgebende Natur nahe zu bringen, verbindet sich das andere, ihn mit der ihm einwohnenden Natur in Uebereinstimmung zu setzen. Ueberzeugt, wie er ist, daß sie nichts enthält, was nicht an sich gut und heilsam wäre, dringt er auf ihre volle Entfaltung und ungehemmte Wirksamkeit. Nun ist zwar seine Voraussetzung, zumal sie vielfach mißverstanden wurde, für Manche ein Stein

des Anstoßes gewesen. Doch hat das nicht verhindert, daß ihre Richtigkeit in immer weiteren Kreisen anerkannt wird. Mehr noch sind die praktischen Folgerungen, die er aus ihr ableitet, zur Geltung gekommen. Wir haben diese Konsequenzen schon früher, namentlich in unseren Bemerkungen über den Emil, näher bezeichnet, und wollen sie hier nicht von Neuem vorführen. Erinnert sei nur an den Nachdruck, womit er die Pflege des Leibes und seiner Organe betont, sowie an den Grundsatz, daß alle Kräfte, welche die Natur in den Menschen gelegt hat, eine ihrer natürlichen Bestimmtheit entsprechende Ausbildung verdienen und fordern. Die Befolgung desselben hat den Einfluß jener einseitig spiritualistischen Denkweise, welche die Entwicklung der Naturseite des Menschen theils hemmt oder unterdrückt, theils in falsche Bahnen leitet, wenn nicht gebrochen, so doch wesentlich geschwächt. Sie hat auch den Bann gelöst, welcher unter der Herrschaft des reflektirenden Verstandes und einer engherzigen Konvenienz Geist und Gemüth gefangen hielt. Sie entband die starke, geheimnißvolle Kraft, die in der Tiefe der Seele ruht, und gestattete ihr, sich frei und fessellos zu bethätigen. Die Leidenschaft durfte ihre hinreißende Gewalt offenbaren, die Begeisterung sich in kühnem Aufschwunge erheben, der Genius seine mächtigen Schwingen entfalten. Die Emancipation der Natur involvirt die des Geistes, sofern derselbe als unmittelbar wirkende Naturkraft auftritt.

Uebrigens ist Rousseau weit entfernt, ihn nur als solche oder gar, wie manche seiner Zeitgenossen, als eine bloße Modifikation der Materie anzusehen. Man mag seine dualistische Anschauung von Welt und Leben für unzulänglich halten, sie hat es ihm jedenfalls ermöglicht, die Selbständigkeit und die Suprematie der geistigen Sphäre zu wahren. Nach seiner Ansicht geht der Geist ebensowenig aus der Materie hervor, wie diese aus ihm; vielmehr haben beide den Grund ihres Daseins in sich selbst. Die Materie aber bietet dem Geiste den Stoff, an und in welchem er sich wirksam erweist. Er schafft sie nicht, aber er formt und gestaltet sie; an sich passiv, erhält sie nur von ihm Leben und Bewegung. Doch wenn er sie belebt und beseelt, so geht er deshalb nicht in sie auf oder unter; seine Beziehung zu ihr thut seiner Selbständigkeit keinen Eintrag. Freilich behauptet sich auch die Materie ihm gegenüber in ihrer Eigenart. Die unleugbare Existenz des Uebels scheint wenigstens dafür zu sprechen, daß sie nicht ganz von ihm erfüllt und durchdrungen wird. Dieses Verhältniß der beiden Prinzipien, wie es zunächst im Universum begegnet, findet im Menschen sein Analogon. Auch er besteht aus zwei selbständigen Elementen; auch bei ihm gibt das eine, die

sinnliche Natur, den Stoff ab, an welchem das andere, die geistige Kraft, sich bethätigt. Rousseau will doch nicht, wie manche seiner Anhänger geglaubt haben, daß die natürlichen Triebe und Neigungen ziel- und zügellos walten. Er fordert vielmehr, daß sie sich dem Geiste unterordnen und seinen höheren Zwecken dienen. Von ihm sollen sie Form und Maß, Gesetz und Regel empfangen; ihm liegt es ob, sie einzeln so zu leiten, daß sie vereint ein wohlgeordnetes harmonisches Ganze bilden. Freilich gelingt ihm dies nur theilweise, erfüllt er seine Aufgabe nur annähernd; die Existenz des Bösen beweist, daß die sinnliche Natur sich seiner bestimmenden Einwirkung fort und fort entzieht. Soweit er sie aber beherrscht, bietet sie ihm die Basis, auf welcher er seine eigene sittlich-ideale Welt aufbaut. Er ist eben keineswegs blos ein formales Prinzip, das, ihr einwohnend, sie regelt und ordnet, sondern ein Wesen sui generis, welches selbständig über ihr steht und einen eigenthümlichen, ihm immanenten Inhalt zu verwirklichen hat. Ausfluß und Abbild der Gottheit, ist die irdische Natur für ihn nur der Boden, von welchem aus er sich zum Himmel, seiner wahren Heimath, erhebt oder doch erheben soll.

Man pflegt, wenn es sich um die Würdigung Rousseau's und seiner Leistungen handelt, seinen ethisch-religiösen Ansichten und Grundsätzen nur geringe Beachtung zu schenken. Mit Recht, sofern sie nichts wesentlich Neues enthalten und von der fortschreitenden Erkenntniß vielfach überholt worden sind. Indeß ist doch nicht zu vergessen, daß sie zu ihrer Zeit eine große und höchst wohlthätige Wirkung geübt haben. Es war ohne Zweifel ihr Verdienst, wenn, gegenüber der damals herrschenden Denkweise, die den Menschen, wie die Welt, zu einem geist- und willenlosen Mechanismus herabsetzte, ihm Gott, Freiheit und Gewissen nahm, und den nackten Egoismus zum alleinigen Prinzip seiner Handlungen erhob, der Glaube an seine ideale Natur und seine höhere Bestimmung, wie der Sinn für ein freies, sittliches Streben und Wirken, in weiten Kreisen bewahrt und belebt wurde. Man mag den Begriff der Tugend, welche bei Rousseau mit der antiken Manneskraft fast zusammenfällt, für unzureichend, und die eudämonistische Basis seiner Ethik, die unter dem Einflusse der allgemeinen Zeitströmung die Uebung des Guten vorzugsweise wegen ihrer beglückenden Wirkungen empfiehlt, für gebrechlich halten, die nachdrückliche Mahnung, die er fort und fort an den Menschen richtet, sich durch kräftige Selbstüberwindung die Herrschaft über die eigene Natur zu sichern und in der Bethätigung seines sittlichen Wesens seine wahre Befriedigung zu suchen, ist doch sehr heilsam und fruchtbar gewesen.

Von größerer Bedeutung war die Einsicht und Energie, womit er für den ethischen Charakter der Institutionen eintrat, an welche die soziale Gemeinschaft der Menschen geknüpft ist. Er ließ es sich angelegen sein, den Werth und die Berechtigung der Familie, des Eigenthums, des Staates in's Licht zu stellen. Er bemühte sich nicht minder, Normen und Anweisungen zu geben, deren Befolgung ihren Bestand, wie die Erreichung ihrer Zwecke, sicherstellen kann. Indem er die Ehe lediglich von der freien Einstimmung der Betheiligten abhängig macht, stellt er sie auf ihre allein wahre natürlich-sittliche Basis. Ihre Unverletzlichkeit findet an ihm einen beredten Anwalt; er wird nicht müde, die Erfüllung ihrer Pflichten einzuschärfen, und sucht auf alle Weise die Bande zu festigen, welche die Gatten miteinander, wie mit ihren Kindern verbinden. Die Familie ist ihm die nothwendige und unantastbare Grundlage der menschlichen Gesellschaft; er sieht in ihr die Gewähr der Gegenwart und die Hoffnung der Zukunft. Ihr liegt es seiner Ansicht nach ob, durch eine rationellere Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes den Boden zu bereiten, auf welchem die Menschen ein würdigeres und glücklicheres Dasein führen mögen. Daß und inwieweit die Anleitung, die er in seiner Pädagogik dazu gibt, ihren Zweck erfüllt, haben wir anderswo ausgeführt. Obgleich einseitig und darum mangelhaft, hat sie doch theils unmittelbar, durch ihre Prinzipien und speziellen Vorschriften, theils indirekt durch die starken und nachhaltigen Anregungen, die sie gegeben, auf die Entwicklung des Erziehungswesens einen höchst fruchtbaren und wohlthätigen Einfluß geübt. Es ist zu einem nicht geringen Theile ihr Verdienst, wenn dieselbe seit etwa hundert Jahren auf dem Wege zu einer allgemeinen natur- und vernunftgemäßen Menschenbildung erhebliche Fortschritte gemacht hat.

Aehnliches läßt sich von der Staatslehre Rousseau's sagen. Man darf ihr mit Recht vorwerfen, daß sie die geschichtliche Wirklichkeit dem abstrakten Gedanken mehr wie billig opfert, und mit Verkennung seiner objektiven Seite den Schwerpunkt des staatlichen Lebens einseitig in die Personen verlegt, welche an ihm Theil haben. Auch ist nicht zu leugnen, daß sie damit, freilich sehr gegen den Willen ihres Urhebers, einen revolutionären Charakter erhält und in Folge dessen manches schwere Unheil angerichtet hat. Doch bleibt es darum nicht weniger wahr, daß sie für die politische Entwicklung nicht nur ein mächtig treibendes Ferment, sondern auch ein überaus wirksames Förderungsmittel gewesen. Sie hat Freunden und Gegnern Anlaß geboten, das Wesen der staatlichen Gemeinschaft genauer zu erforschen; sie hat

diesen Untersuchungen auch eine bestimmte Richtung gegeben, sofern sie den sittlichen Grund und Zweck des Staates in den Vordergrund stellte. Ihrem Einflusse ist es zwar nicht ausschließlich, aber doch ganz besonders zuzuschreiben, wenn gegenwärtig der Grundsatz allgemein anerkannt wird, daß der Staat nicht die beliebig auszubeutende Domäne einer Familie oder Kaste, sondern ein im Interesse und zum Besten seiner Angehörigen zu verwaltendes Gemeingut derselben ist. Sie hat wesentlich dazu beigetragen, daß die einzelnen Volksgenossen aus rechtlosen Unterthanen vollberechtigte Bürger geworden, daß sie statt, wie vordem, den willkürlichen Machtgeboten ihrer Beherrscher, selbstgegebenen Gesetzen folgen, die, für Alle gleich bindend, jede privilegirte Sonderstellung einzelner Personen oder Klassen ausschließen. Durch sie ist die Ueberzeugung weithin verbreitet und befestigt worden, daß das öffentliche Wohl als das höchste Gesetz und das Gesetz als die bindende Norm für das staatliche Leben der Individuen, aber auch als die einzige Schranke zu gelten hat, welche der Freiheit ihrer Bewegung und Entwicklung gestellt ist. Sie hat so die Begründung der gesetzlichen Freiheit, wie der wahren, auf der Gemeinsamkeit der Rechte und Pflichten beruhenden bürgerlichen Gleichheit, erheblich gefördert. Sie hat auch, indem sie darauf drang, daß die Gesammtheit der Bürger an der Gesetzgebung thätigen Antheil nehme und Jedem der Zugang zu den öffentlichen Aemtern und Würden offen stehe, das lebendige Interesse am Staate über alle Volkskreise verbreitet, den Gemeinsinn erregt und genährt, den Patriotismus geweckt und belebt.

Das sind so einige der Beziehungen, in welchen die politischen Ideen Rousseau's sich fruchtbar erwiesen haben und, fügen wir hinzu, sich auch heute noch wirksam zeigen. Nicht zwar direkt und unmittelbar; seine Schriften haben längst aufgehört, als Lehrbücher benutzt oder gar als Orakel befragt zu werden. Wohl aber insofern, als seine Gedanken und Bestrebungen vielfach in das allgemeine Bewußtsein eingegangen sind und durch dasselbe fortwirken. Eben dies berechtigt uns, zumal es keineswegs blos von seinen politischen Ansichten gilt, ihm einen wahrhaft schöpferischen Geist zu vindiziren. Bekanntlich hatte die geistige Bewegung des 18ten Jahrhunderts eine vorwiegend negative Tendenz; sie war zunächst und vor Allem auf die Beseitigung der überlieferten Meinungen und Institutionen gerichtet. Rousseau hat sich an dieser destruktiven Thätigkeit eifrig und mit Erfolg betheiligt, aber er hat sich nicht, wie die große Mehrzahl seiner hervorragenden Zeitgenossen, auf sie beschränkt. Wenn er rücksichtslos die Schwächen bloslegte, wo immer er sie zu sehen meinte,

er gab doch zugleich an, wie sie seiner Ansicht nach geheilt werden könnten. Er bemühte sich, zu vernichten, was ihm verderblich zu sein schien, aber er war nicht minder bestrebt, Besseres an die Stelle zu setzen. Er dachte eben nicht blos mit dem Kopfe; übte sein scharfer Verstand eine zersetzende Kritik, das Herz trieb zu produktiver Thätigkeit. Es empfand die Irrungen und Leiden der Menschheit zu tief, als daß es ihn nicht hätte drängen sollen, auf ihre Beseitigung zu sinnen. Es schlug so warm für Freiheit, Recht und Menschenglück, daß er nicht umhin konnte, seine ganze Kraft zu ihrer Begründung aufzubieten. Ließ ihn auch die Reflektion auf die gegebenen Menschen und Zustände fort und fort an der Möglichkeit einer Besserung zweifeln, die Ueberzeugung von der ursprünglichen Güte der menschlichen Natur hielt den Glauben an sie aufrecht. Wie trost- und aussichtslos die Wirklichkeit erschien, der ideale Sinn war kräftig genug, eine durchgreifende Um- und Neubildung derselben zu versuchen.

Wenn er dabei von den Resultaten der bisherigen geschichtlichen Entwicklung mehr, als gut und nothwendig war, absah, so that er nur, was er seiner, wie der Natur der Verhältnisse nach thun mußte. Die ideale Denkweise ignorirt den Inhalt der Realität immer und überall, und sie mochte ihn vor hundert Jahren umsomehr ignoriren, da er kaum etwas bot, was der Beachtung und Erhaltung werth war. Die Verkommenheit der öffentlichen Zustände hatte damals einen Grad erreicht, das Leben in Staat und Kirche, in der Familie, wie in der Gesellschaft, sich so unwürdig gestaltet, daß eine Reform auf der Basis des Bestehenden keinen Erfolg versprach. Es blieb, wollte man anders zu gesunden Ansichten und haltbaren Institutionen gelangen, nur übrig, sich nach einer neuen Grundlage umzusehen. Rousseau suchte und fand diese in der Natur oder genauer in dem Menschen, wie er, unberührt von dem Einflusse der sozialen Gemeinschaft, aus der Hand der Natur hervorgeht. Und er konnte sie nicht füglich anderswo finden. Wer gleich ihm die Resultate des historischen Prozesses perhorreszirt, muß auf dessen Anfänge, wer den Werth des objektiv Gewordenen in Abrede stellt, auf seine Quelle und Voraussetzung, auf das menschliche Subjekt, zurückgreifen. Von ihm geht er denn auch aus; der Mensch als Einzelwesen, losgelöst von aller Verbindung mit Seinesgleichen, ist der nächste und vornehmste Gegenstand seiner Betrachtungen. Ihn läßt er sich nach Maßgabe seiner natürlichen Kräfte und Anlagen voll und frei entwickeln. Ist er dann geworden, was er in dieser seiner Isolirung werden kann, so setzt er ihn wieder in Beziehung zu seinen Mitmenschen. Die soziale Gemeinschaft, bis dahin

ignorirt oder verleugnet, wird in ihren mannigfachen Formen hergestellt; Familie, Staat, religiöser Verband, gesellschaftlicher Verkehr treten von Neuem hervor. Freilich in wesentlich anderer Gestalt; die neuen Träger und Glieder dieser Verbindungen geben ihnen auch einen neuen Inhalt und Charakter. Sie bestehen nicht mehr durch sich selbst, kraft eines ihnen einwohnenden allgemeinen oder objektiven Prinzips; ihr Grund und Zweck liegt vielmehr in den Individuen, welche in sie eingehen. Eben hierauf beruht ihre Schwäche, wie ihre Stärke. Abhängig von den wechselnden Stimmungen und Interessen ihrer Mitglieder, sind sie in einer rastlosen Bewegung begriffen, die sie zu keinem ruhigen Dasein, zu keiner festen Gestaltung kommen läßt. Andrerseits bewahrt sie diese Abhängigkeit vor jener tödtlichen Erstarrung, welcher sie nothwendig anheimfallen, wenn ihnen nicht fort und fort aus dem Borne der persönlichen Lebenskraft frische Nahrung zuströmt.

Wohl kann der unstete Drang, welcher gegenwärtig auf allen Gebieten des Lebens beständig zu Neuerungen führt, berechtigte Sorge wecken. Dieselbe darf indeß die Freude an dem frischen Zuge, der allerwärts durch die Geister geht, an der rasch und stetig fortschreitenden Entwicklung, die zwar manche Auswüchse treibt, aber auch reiche Blüthen und Früchte zeitigt, nicht verkümmern. Rousseau hat an dieser regen und fruchtbaren Bewegung großen Antheil, obgleich er sie persönlich weder gewünscht, noch erstrebt hat. Ihm galt es, das Leben des Individuums, wie der Gesammtheit, so zu gestalten, daß es den Menschen gestatte, in maßvoller Selbstbeschränkung und friedlicher Eintracht ein ruhiges, gleichförmiges, stetig beglückendes Dasein zu führen. Auch war er weit entfernt, die dazu erforderliche Umwandlung der Verhältnisse auf gewaltsamem Wege durchführen zu wollen. Vielmehr hielt er, sofern ihm die Verwirklichung seines Ideals überhaupt möglich erschien, stets daran fest, daß sie lediglich durch die Macht der vernünftigen Einsicht zu erfolgen habe. Der Gang der Geschichte hat sein bewußtes Denken und Streben entschieden dementirt; weder ist, was er wollte, erreicht, noch sind die Wege, die er empfahl, eingeschlagen worden. Man darf sogar behaupten, daß grade das eingetreten, was er zu verhindern wünschte: im Leben des Einzelnen ein maßloses Streben nach persönlicher Geltung, in dem der Staaten und Nationen ein endloser, in mehr oder minder gewaltthätigen inneren Unruhen und äußeren Kriegen verlaufender Kampf der Parteien und Völker. Und doch hat er diese Wendung der Dinge, wir sagen nicht allein und ausschließlich, wohl aber mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen, herbeigeführt. Mit Recht gilt der Freund des Friedens für den Urheber des

erbitterten Kampfes, und der Mann, welcher nicht müde wurde, auf eine ruhige und möglichst langsame Entwicklung zu dringen, als der vornehmste Begründer der revolutionären Aera.

Er selbst wußte sehr wohl und er hat es oft genug ausgesprochen, daß die Leidenschaft oder der unwillkürliche Naturdrang des Menschen stärker und wirksamer ist, als seine bewußte Ueberlegung. Auch bei ihm war dem so; wie thätig die umsichtige, wohlmeinende Reflektion sich erwies, das eigentliche Agens seines Lebens und Wirkens lag in der von Natur gegebenen und wie eine Naturgewalt sich unmittelbar äußernden Bestimmtheit seines persönlichen Wesens. Dieses aber erhält sein charakteristisches Gepräge von dem ihm einwohnenden Streben nach individueller Freiheit. Sein Grund und Kern ist die Subjektivität, welche nach der Beseitigung aller objektiven Schranken ringt, um ihren natürlich-geistigen Inhalt voll und ganz zu verwirklichen. Unbegrenzt wie dieser Inhalt und der Umkreis der widerstrebenden Realität ist, kann sie ihr Ziel nur anstreben, nicht erreichen. In steter Bewegung kommt sie nie zur Ruhe; was sie auch schafft und aus dem Wege räumt, es befriedigt sie nicht; wie von einer dämonischen Macht getrieben, schreitet sie unablässig zu neuen Angriffen und Gestaltungen fort. — Dieser ruhelose Geist der auf sich selbst gestellten Individualität hat Rousseau durch sein ganzes Leben begleitet und ihm den dauernden Genuß eines in sich befriedigten Daseins unmöglich gemacht. Er ist auch in seine Schriften und nicht minder auf die Personen und Verhältnisse übergegangen, die sich unter ihrem Einflusse gebildet haben. Von ihm, der übrigens nicht blos aus dieser einen Quelle stammt, beseelt und getragen, verfolgt die Entwicklung unseres modernen Lebens ihren vielleicht ziellosen, aber doch stetig weiter führenden Weg; sie hat an ihm eines der wirksamsten Fermente, dessen Triebkraft sie in beständigem Flusse erhält. Mag dieser Strom nun auch zu Zeiten übermäßig anschwellen und manches Werthvolle mit sich fortreißen, er schwemmt doch vorzugsweise die erstorbenen Reste einer ausgelebten Vergangenheit hinweg und wirkt zugleich befruchtend auf alle Gebiete, die er in seinem Laufe berührt. Wir verdanken ihm und darum auch dem Manne, der soviel dazu beigetragen, ihn in Bewegung zu setzen, nicht wenige der Güter, deren wir uns gegenwärtig rühmen und erfreuen dürfen, vor Allem das Recht der Persönlichkeit, sich naturgemäß zu entwickeln und ungehemmt zu bethätigen, dann auch unsere, auf diesem Rechte basirende geistesfreie, weitherzige, wahrhaft humane Bildung.

Anmerkungen.

I.

1) Corresp. 869 (vgl. mit der Variante bei Streckeisen, O. inéd. 46). — Zum Folg. Corr. 863, 868, 833. Musset-Pathay irrt, wenn er meint. der Marquis habe im Auftrage des Prinzen Conti gehandelt.

2) Corr. 870, 71; Dialogues II, p. 241, Note. — Ueber die Begegnung mit Gresset s. Musset-P. I, p. 1581.

3) Corr. 870—72.

4) Corr. 873, 75, 77, 80, 84, 86.

5) Vgl. Confess. V, p. 441.

6) Der junge Coindet aus Genf war Commis im Hause Thelusson u. Comp. Er hatte sich schon früher, bei der Herausgabe der Neuen Heloise, nützlich gemacht.

7) Corr. 876, 77, 81, 968. Lettr. inéd. (bei Streckeisen) 49, 51.

8) Corr. 884. Zum Folg. L. inéd. 53, Corr. 897, 900; L. inéd. 53—55, Corr. 888, 937.

9) S. Musset-Pathay I. in dem betr. Abschn., Streckeisen, O. inéd. p. 474, Note. — Zum Folg. Corr. 902, Lettr. inéd. 53, 54, Corr. 885.

10) Corr. 893, 900, 968. Lettr. inéd. 58.

11) Corr. 888, 894, 897, 898, 900, 902.

12) Lettre à Mad. de Chambrier (L. inéd. bei Streckeisen 59.)

13) Abgedruckt in Sayous Littér. franç. à l'Etranger I, Appendice.

14) Der letzte noch vorliegende Brief datirt vom Juli 1771 (Corr. 1063). Ob ihm noch andere gefolgt sind, steht dahin. Gewiß ist, daß die Beiden sich noch später in Paris sahen. Rousseau's Briefe und Papiere blieben, der früheren Abrede gemäß, in du Peyrou's Händen.

15) Corr. 913, 15, 16, 21, 28, 38.

16) Das Dictionnaire de Musique (O. cpl. IV, p. 564—663, V, p. 1—312) erschien 1767 im Verlage von Rey in Amsterdam, und noch in demselben Jahre in einer neuen Ausgabe bei der Wittwe Duchesne in Paris. Ueber die Composition und den Zweck des Werkes spricht sich Rousseau in der Préface näher aus. Begonnen wurde es schon in Paris, vollendet in Motiers. Vgl. Confess. 9 i. A., 12, p. 161.

17) Corr. 909, 912, 916, 918.

18) à d'Ivernois, Corr. 746.

19) S. Sayous a. a. O. I, p. 322 sqq. — Zum Folg. Corr. 757.

20) Ueber die in Rede stehende Beschuldigung äußert sich Rousseau in einem Briefe an du Peyrou (v. 29. April 1768).

21) Corr. 758, weiterhin Corr. 788, 792.

22) S. Gaberel, R. et les Genevois p. 51.

23) à Roustan, Corr. 814. Zum Folg. Corr. 834, 842, 862, 918—20, 934.

24) Corr. 923, 927.

25) Gaberel a. a. O. p. 53 sqq.

26) Corr. 924 (Februar 1768). Vgl. Corr. 935.

27) Es ist die Stelle im Contrat social III, 6. Note. — Den Brief an Choiseul gibt die Corr. 936.

28) S. Note commémorative sur la maladie et la mort de M. Deschamps (abgedruckt bei Sayous a. a. O. I, p. 462). Vgl. Corr. 965, 968.

29) Corr. 942. — Der folgende Brief (943) erwähnt die Rückkehr zwar nicht ausdrücklich, setzt sie aber voraus.

II.

1) Corr. 943, 44.

2) Il fut on ne peut pas mieux traité, sagt Servan in s. Réflexions sur les Confessions (Lausanne 1783). Freilich ist das Zeugniß dieses späteren Gegners nicht ganz unverdächtig.

3) S. Rêveries d'un promeneur solitaire VII. g. d. Schl.

4) Vgl. Morin, Vie et Caractère de R., p. 281. — Zum Folg. Musset-Pathay, Oeuvr. inéd. de R. I, p. 442.

5) Corr. 945, 48.

6) Corr. 955.

7) Corr. 949, 50, 52.

8) Zum Folg. Corr. 954, 56, 57, vgl. mit 969.

9) Corr. 958—60, 62, 66, 71.

10) Wir sagten schon im Texte, daß er den Gouverneur anfangs für einen Betrogenen hielt. Erst später, als derselbe erklärte, nichts mehr thun zu können, erschien auch er als ein Betrüger — ein Verdacht, der dann allmälig bestimmteren Ausdruck erhielt. Vgl. Corr. 1052.

11) Corr. 975.

12) S. den Brief an du Peyrou bei Morin a. a. O. p. 277.

13) Corr. 951, 55.

14) d'Escherny, Oeuvres philosophiques et littéraires III, p. 166. Vgl. Corr. 951, 60, 63; Morin p. 283.

15) S. den Bericht eines Zeitgenossen bei Musset-Pathay, Vie de R. I, p. 171, dessen Angaben unserer Darstellung im Folg. zu Grunde liegen. Petitain (in seiner Notiz zur Correspondenz St. Germain's mit R.) und Dussaulx (in Mes Rélations avec J. J. R.) weichen zwar ab; doch sind bei ihnen die Thatsachen ebenso entstellt, wie die sehr natürlichen Motive Rousseau's.

16) Corr. 970, 73. — Dussaulx, Mes rél. p. 233 sqq.

17) Corr. vom Oktober—Dezember 1768, besonders 962, 65.

18) Corr. 967, 68, 69 rc., auch 1052 (vom November 1770).

19) Corr. 963, 68, 69, 74, 79, 81, 82.

20) Corr. 974, 76.

21) Corr. 982, 83, 85, 86, 89.

III.

1) Corr. 989, 90, 91. — Zum Folg. erinnere man sich der Muses galantes, in welchen Tasso den Gegenstand des ersten Aktes abgeben sollte (Confess. II, 7). — Der im Texte citirte Brief Corr. 976.

2) S. Oeuvres compl. IV, p. 27—33. — Musset-Pathay setzt die Abfassung in das Jahr 1774; mit Unrecht, denn die Arbeit war schon vollendet, als Rousseau 1770 nach Paris übersiedelte. — Ueber Lebrun vgl. Dialog. I. (O. c. VI, p. 318).

3) Corr. 1079. Es sind wohl dieselben Schwalben, von welchen er Dussaulx erzählte; s. dessen Rélat. p. 63.

4) Corr. 999, 1000, 1005.

5) Corr. 1006 (vom 12. August).

6) Corr. 1009, vgl. mit 1007, 1010. — Zum Folg. Corr. 1013.

7) Corr. 993.

8) Corr. 1020, 27, 31.

9) Corr. 1018, 19, 21, 32, 41—42.

10) Corr. 1023, 24, 30.

11) Corr. 1014, 16, 29. Zum Folg. Corr. 1036, St. Germain bei Morin p. 289.

12) Ende März 1770. Vgl. St. Germain bei Musset-Pathay I, p. 175, Dussaulx p. 331.

13) Corr. 1039. Den Brief St. Germain's findet man bei Morin p. 287.

14) S. d. Correspondenz vom Januar und Februar 1770.

15) Pauvres aveugles que nous sommes!
Ciel, démasque les imposteurs,
Et force leurs barbares coeurs
A s'ouvrir aux regards des hommes.

Auffallend, daß der erste Brief, welcher diese Aufschrift trägt (Corr. 1020, vom 9. Februar 1770), auch zuerst die neue Weise zu datiren zeigt, deren er sich seit dieser Zeit in der Regel bediente: 17 $^{9}/_{2}$ 70. — Uebrigens begegnet vor späteren Briefen statt des obigen das kürzere und hoffnungsreichere Motto: Post tenebras lux.

16) Musset-Pathay I, p. 173. — Zum Folg. vgl. die Corr. vom März und April, besonders die Briefe an Moulton, auch Dialogues II, p. 370.

17) Corr. 1026. — Man merkt diesem eigenthümlichen Schriftstück den „tiefen Unwillen", die „Angst" und die „Beklemmungen" an, in welchen es verfaßt wurde. Die innere Aufregung spiegelt sich in der verwirrten Darstellung, die ohne festbestimmten Plan sich in mannigfachen Sprüngen und Wiederholungen bewegt. Doch ungeordnet und weitschweifig wie sie ist, entfaltet sie in manchen Parthien eine seltene Beredtsamkeit, die bald zürnt und grollt, bald rührt und ergreift, immer aber hinreißt. — Was den Inhalt des Briefes angeht, so schildert Rousseau in ihm die traurige und schmachvolle Lage, in welcher er sich zu befinden glaubt, zeigt dann, wie wenig er die unwürdige Behandlung, die ihm von allen Seiten zu Theil wird, verdient, und sucht endlich nachzuweisen, daß und wie sein Mißgeschick die Wirkung eines geheimen Complotes ist, welches, ursprünglich von Grimm und Diderot angezettelt, zunächst seine persönlichen Feinde, d'Alembert, Hume, die Gräfin Boufflers, die Marschallin von Luxembourg, den Herzog von Choiseul u. s. w., in seinen Kreis gezogen, dann allmälig alle Welt umstrickt und schon eine Reihe von Jahren hindurch, seit der Flucht von Montmorency, den Gang seines Lebens bestimmt und geleitet hat. — Auf das Detail wollen wir um so weniger eingehen, da wir alles Wesentliche schon im Texte gelegentlich mitgetheilt haben und später auf die in Rede stehenden Hallucinationen Rousseau's noch werden zurückkommen müssen. — Zum Folg. vgl. Dussaulx, Rél. p. 324, Corr. 1033—37.

18) Dialogues II, p. 367. Zum Folg. s. Lettres botaniques à Mr. de la Tourette V. (Oeuvres compl. IV, p. 330), Musset-Pathay I, p. 176.

IV.

1) Corresp. 1043, 45, 47, 63.

2) S. Estienne, Essai sur les Confessions de J. J. R., p. 204 note 38.

3) S. Musset-Pathay I, p. 221 sqq., wo auch alles Andere, was wir im weiteren Verlaufe unserer Darstellung von Bernardin de St. Pierre anführen werden, zu finden ist.

4) Dialogues II, p. 323. — Ein Kapital von 1000 écus, welches er früher in Lyon deponirt hatte, war in Folge der mannigfachen Reisen und Wohnungswechsel allmälig sehr zusammengeschmolzen. Den Rest zog er ein, um die Kosten der Uebersiedelung in die Hauptstadt zu bestreiten.

5) Corr. 1050, 65, 68. Vgl. Corancez im Eingange seiner Notice und was im ersten Bande u. W. über die Copie bemerkt wurde.

6) Corr. 1043.

7) S. die Aeußerungen des Prince de Ligne bei Estienne a. a. O. p. 211: Dans la société intime de M. le prince de Conti, dont j'étais avec l'archevêque de Toulouse, le président d'Aligre et autres prélats et parlementaires, j'appris que ces deux classes de gens corrompus voulaient inquiéter l'homme qui l'était le moins. Der Prinz erbot sich deshalb, dem Bedrohten auf seinen Besitzungen im „Reich" ein sicheres Asyl zu gewähren, Rousseau aber lehnte seine Anträge ab; er meinte in ihm einen Agenten seiner Feinde zu sehen. Ohne Zweifel täuschte er sich in dieser Annahme. Dennoch glauben wir, daß er gut daran that, einer näheren Verbindung mit ihm aus dem Wege zu gehen. Schon der, übrigens höchst interessante Bericht, welchen der Prinz über seine „beiden Unterredungen mit Jean-Jacques" veröffentlicht hat, scheint uns zu beweisen, daß dieser geistvolle, aber sehr vornehme und etwas blasirte Herr nicht geeignet war, sein Freund zu werden oder auch nur seinen Protektor abzugeben.

8) Grétry bei Musset-Pathay I, p. 273. Vgl. Bernardin de St. P. bei dems. a. a. O.

9) Es waren besonders zwei, die er mit seinem Besuch beehrte, das Café de la Régence und ein anderes, welches gegenwärtig seinen Namen trägt. — Zum Folg. s. Grimm, Corresp. vom Juli 1770.

10) So empfahl der bekannte Abbé Galiani seinem Freunde Raynal, d'aller rue Plâtrière voir la jolie mercière qui tient lieu de tout sur la terre à J. J. Rousseau, n'en déplaise à sa gouvernante. S. Musset-Pathay I, p. 1801, der hinzufügt, daß die gute Dame n'était plus ni jeune ni jolie.

11) Lettres botaniques à M. de la Tourette V.

12) Uebrigens zeichnete sich diese „Königin der Pariser Oper" ebensosehr durch treffenden Witz und geistreiche Einfälle, wie durch Weichheit des Gefühls und Liebenswürdigkeit im Umgange aus. Ihre gelegentlichen Epigramme wurden unter dem Titel „Arnoldiana" gesammelt; in ihren Cirkeln drängten sich Vornehme und Gelehrte; d'Alembert, Diderot, Helvetius rc. erschienen nicht selten. Man verglich sie mit Aspasia und Ninon de l'Enklos; auch wurde sie von Dorat, Marmontel und anderen Dichterlingen besungen.

13) S. Musset-Pathay I, p. 181.

14) Richtiger 24 Jahre, denn sie war 1746 geboren. Man darf es mit den thatsächlichen Angaben der prätentiösen Dame überhaupt nicht zu genau nehmen. Ihre Reflektionen sind freilich noch weniger stichhaltig. — Sie erzählt übrigens die in Rede stehende Begegnung mit Rousseau in ihren Souvenirs de Félicie I. (s. Musset-P. I, p. 192 sqq.).

15) Nach Dussaulx in Mes Rélations avec R. Zum Folg. vergl. Denselben S. 65 fgg. (der deutschen, in Berlin 1799 erschienenen Uebersetzung).

16) S. Dussaulx a. a. O. S. 215 sqq. — Ueber die im Texte erwähnte Komödie spricht Bernardin de St. Pierre (Musset-P. I, p. 239) mit gerechter Entrüstung.

17) Vgl. Dussaulx S. 34, 37, 80, 83.

18) Derselbe S. 89 sqq. — Wir lassen die gehässigen Deutungen und Randglossen, welche der Verfasser hier wie anderwärts seinen Berichten hinzufügt, bei Seite. Sie verrathen den tiefen Groll, welchen sein späteres Zerwürfniß mit Rousseau in ihm erregt hatte.

V.

1) Sie wurde neuerlich unter den hinterlassenen Papieren Rousseau's aufgefunden und ist abgedruckt in Streckeisen-Moulton's Oeuvr. et Corr. inéd. p. 323 sqq.

2) S. die Confessions am Schlusse.

3) Dussaulx a. a. O. S. 70 sqq. — Es scheint nicht, daß Duss. von der vorausgegangenen Vorlesung etwas wußte. Aus seinem Berichte geht hervor, daß er die, welche er selbst vermittelte, für die erste hielt.

4) S. Musset-Pathay I, p. 209 sqq. Rousseau war, wie wir wissen, der Meinung, daß die Furcht vor seinen Memoiren eines der vornehmsten Motive zu den Verfolgungen sei, die er von seinen Feinden erfahre. Das Benehmen der Mad. d'Epinay beweis't, daß er nicht so ganz Unrecht hatte. Es läßt wenigstens keinen Zweifel darüber, daß die Angst wirklich vorhanden war und zur Anwendung verzweifelter Gegenmittel trieb.

5) Ohne Zweifel hat Voltaire in diesem Genre das Größte geleistet. Doch stehen den maßlosen und zum Theil pöbelhaft gemeinen Schmähungen, die er unermüdlich in Prosa und Versen zu Tage gefördert, die Invektiven Diderot's, Grimm's u. A. würdig zur Seite.

6) Vgl. Band I. u. W. S. 79 sqq.

7) Dialogues 2, p. 291, Corr. 1071, 72, auch zum Folg.

8) In seinem „Briefe über die franz. Musik“ (s. Band I. u. W. S. 367 sqq). — Zum Folg. vgl. Grimm, Corr. VIII, p. 322, Garat, Mém. histor. sur M. Suard II, p. 238, Corancez bei Schmid im Leben Gluck's.

9) Fragmens d'observations sur l'Alkeste italienne de M. le chevalier Gluck (O. compl. IV, p. 463—75). Dazu der launige Extrait d'une réponse du petit-faiseur à son prête-nom sur un morceau de l'Orphée de M. Gluck (ib. 475—78).

10) Das Detail über diese Kämpfe findet sich in den Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution opérée dans la musique par M. le chevalier Gluck (Naples et Paris 1781 und zum größten Theil übersetzt bei Singmayer. Gluck und seine Werke (Berlin 1823).

11) Dialogues I, p. 217: „Wissen Sie, durch wen und zu welchem Zwecke er (Gluck) nach Frankreich gerufen worden, welche Motive ihn bestimmt haben, plötzlich nur französische Musik zu machen und sich in Paris niederzulassen?“ — Vielleicht ist es nicht ganz unmöglich, zu errathen, wie es kam, daß Gluck verdächtig wurde. Rousseau bemerkt an der eben citirten Stelle, daß, wenn er, wie seine Feinde behaupteten, vom Componiren nichts verstehe, auch seine theoretischen Schriften über Musik nicht von ihm verfaßt sein könnten. Er läßt darauf sein Gegenüber erwiedern: „In diesem Punkte bin ich ebensowenig Ihrer Meinung, wie das Publikum, und wir haben zum Ueberfluß die Ansicht eines hervorragenden Musikers für uns, der vor Kurzem in unser Land gekommen!“ — Sollte Gluck sich etwa zweifelnd oder ungünstig über das Compositionstalent Rousseau's ausgesprochen

haben? Oder hatte er nur die Ansicht vertreten, daß man sehr gründlich über Musik sprechen und schreiben könne, ohne daß man deshalb im Stande sei, sie praktisch zu üben? Auch das konnte genügen, wenn es mit Beziehung auf Rousseau gesagt wurde. Denn dieser war überzeugt, daß namentlich sein „Musikalisches Wörterbuch" für seine Befähigung zur Composition einen vollgültigen Beweis abgebe, der Jedem einleuchten müsse und, falls er ihn nicht verkennen wolle, auch einleuchten werde.

12) Grétry, Mémoires I, p. 270; II, p. 330.

13) Corresp. vom Oktober 1770.

14) Considérations sur le Gouvernement de la Pologne et sa Réformation projetée en avril 1772. (Oevr. cpl. III, p. 1—66.) — Ueber Wielhorski s. den Eingang und den Schluß der Consid. — Vgl. auch Dialogues 2, p. 322.

VII.

1) So urtheilt Lally-Tolendal, das bekannte liberal-conservative Mitglied der späteren Constituante.

2) Dialogues 3, p. 410 mit der Note.

3) Sie hat den Titel Rousseau, juge de Jean-Jacques. Dialogues (Oevr. cpl. p. 206—420).

4) Zum Folg. vgl. die den Dialogen angehängte Histoire du précédent écrit (Oevr. cpl. VI, p. 420—29).

5) Er hieß Brooke Boothby. Das ihm von Rousseau übergebene Manuscript (des ersten Dialogs) hat er später abdrucken lassen und dann im Britischen Museum deponirt. — Das im Folg. erwähnte Billet ist abgedruckt Oevr. cpl. VI, p. 505.

VIII.

1) S. Dussaulx a. a. O. S. 219 sqq.

2) Corancez im „Anhang" zu der schon mehrfach citirten Berliner Uebersetzung der Dussaulx'schen Schrift S. 395. — Vgl. Dialogues I, p. 219.

3) Dialogues 2, p. 309. — Zum Folg. Corancez a. a. O. S. 396 sqq.

4) S. besonders Dial. p. 319.

5) In den Dialogen p. 346 sqq. — Zum Folg. Corancez a. a. O. S. 378 sqq.

6) Sie wurde 1781 von Bénoist unter dem Titel: Consolations des misères de ma vie ou Recueil d'airs, de romances et duo herausgegeben. — Sechs neue Arien zum Devin de village waren schon 1779 erschienen. Im Uebrigen vgl. man Musset-Pathay II, p. 458.

7) Musset-Pathay I, p. 231 sqq

8) Lettres élémentaires sur la Botanique à Mad. Delessert, aus den Jahren 1771—73. S. Oevr. cpl. IV, p. 272 sqq.

9) Diese Botanique mise à la portée de tout le monde erschien 1774. Rousseau schrieb seine Noten zu einem Exemplar der Schrift, welches dem Abbé de Bremont gehörte. Das alphabetisch geordnete Verzeichniß der Termini technici fügte er bei, weil er mit Recht der Meinung war, daß ohne die vorgängige Kenntniß derselben die botanischen Studien der nothwendigen Grundlage entbehren.

10) Dialogues 2, p. 292, 320. Vgl. Rêveries d'un promeneur solitaire 7.

11) à M. Dutens (Februar 1767; Corr. 835). — S. auch Con-

fessions 12, p. 176. — Zur Geschichte der Botanik vgl. die Einleitung zur obenerwähnten Nomenclatur.

12) S. Corr. 1066.

13) Rêveries d'un promeneur solitaire 2.

14) Musset-Pathay I, p. 183. — Zum Folg. Corancez a. a. O. S. 376.

15) Es soll zu heftigen Zänkereien und selbst zu Thätlichkeiten gekommen sein, weil Therese der Magd das abgetragene Kleid, welches ihr Rousseau ohne ihr Vorwissen geschenkt, nicht gegönnt habe. Man darf solchem Gerede indeß nicht so leicht glauben. — Zum Folg. vgl. Prévost bei Musset-P. II. s. v.

16) Man findet es Oevr. cpl. VI, p. 507.

17) S. Musset-P. II, s. v. Duprat. Vgl. Corresp. 1078, 80, 81. Es sind die letzten Briefe, welche in diese umfassende Sammlung aufgenommen, vielleicht auch die letzten, die von Rousseau geschrieben wurden.

18) Seine im Jahre 1777 veröffentlichte Schrift De la composition des paysages wurde in fast alle europäischen Sprachen übersetzt.

19) Corancez ist der Einzige, der über die Umstände, unter welchen die Uebersiedelung Rousseau's nach Ermenonville stattfand, Näheres erzählt. Sein Bericht verdient indeß keineswegs unbedingten Glauben. Man merkt ihm nur zusehr den Verdruß an, welchen der Verfasser darüber empfand, daß seine Landwohnung von Rousseau nicht acceptirt, vielmehr Herrn von Girardin unter der Hand der Vorzug gegeben wurde.

IX.

1) Memoiren der Mad. Roland I, p. 293 (Brief vom 7. Juni 1784).

2) Ein zehnjähriger Knabe und ein etwas älteres Mädchen. — Der spätere Graf Stanislas von Girardin hat sich seines berühmten Mentors stets würdig gezeigt. Ein Mann von entschieden, aber gemäßigt liberaler Denkweise, wußte er sich in den mannigfach wechselnden Stellungen, die er im Laufe seines vielbewegten Lebens in der Armee und Verwaltung, wie als Vertreter des Volkes einnahm, immer und überall die allgemeinste Achtung zu sichern.

3) Magelhaes bei Estienne, Essai sur les Confessions p. 214 sqq. Der Besuch fällt auf den 21. Juni.

4) Letourneur, Voyage à Ermenonville (1788). — Zum Folg. der „Reisende" 2ter Theil (Berlin 1797).

5) Corancez a. a. O. S. 415, Therese in einem Briefe vom J. 1798.

5a) In seinen Memoiren, bei Elsner, Max. Robespierre S. 38 sqq.

5b) Lettre 3 à Malesherbes (vom Jahre 1762).

6) Seine Notice, in Form eines Briefes vom Juli 1788, findet sich in der Broschüre, welche Musset-Pathay im J. 1825 über den Tod Rousseau's veröffentlichte.

7) Mit dem Berichte stimmen im Wesentlichen die Mittheilungen überein, welche im Anhange zur Uebersetzung der Dussaulx'schen Schrift (S. 431 sqq.) gegeben werden. Dieselben stammen freilich von einem Mitgliede der Girardin'schen Familie. — Vgl. auch den Brief des Marquis an Rey in Amsterdam, den bekannten Verleger Rousseau's (bei Gaberel, R. et les Genevois p. 145 sqq.). Die letzten Worte des Verstorbenen lauten hier: „Du weinst? Weinst Du denn über mein Glück? ein ewiges Glück, das die Menschen nicht mehr stören werden? Ich sterbe ruhig, ich habe nie Jemandem Böses gewollt und ich darf auf die Barmherzigkeit Gottes hoffen."

8) Der Brief trägt das Datum des 27 prairial an VI und wurde von Corancez veröffentlicht.

9) Auch wünschte er vermuthlich constatiren zu lassen, daß die körperlichen Gebrechen, die er nach der Versicherung seiner Feinde als Folgen seiner geheimen Sünden und schmutzigen Leidenschaften mit sich herumtrage, nicht vorhanden seien. — Den im Folg. citirten Bericht der ärztlichen Experten findet man bei Musset-Pathay I.

10) S. Morin (Vie et Caractère de R.) p. 443 sqq., wo die Frage gründlich erörtert wird. Der Verfasser, selbst Arzt, hält die Ansicht der Experten aufrecht. — Wir bemerken hier beiläufig, daß seine Widerlegung der für den Selbstmord angeführten Gründe und Zeugnisse ebenso scharf und schlagend, wie vollständig ist. Er geht nur, wie gewöhnlich, insofern zu weit, als er die Annahme eines solchen lediglich den boshaften Umtrieben der Gegner Rousseau's zur Last legt.

11) A. a. O. S. 420 sqq., eine wunderliche, geschraubte Darstellung, die um jeden Preis beweisen soll, was der Verfasser sich die Miene gibt nicht gern zu glauben.

12) Ueberhaupt muß man gestehen, daß der Marquis, wenn es ihm darum zu thun war, die Wahrheit zu verbergen, sich recht ungeschickt benahm. Er läßt die Bekannten Rousseau's ohne Noth herüberkommen und fordert diese unbequemen Zeugen aus eignem Antriebe zur Besichtigung der Leiche auf. Er gestattet ferner, daß das Corpus delicti mehrere Tage zu Jedermanns Ansicht offen daliegt, ruft fünf oder sechs Aerzte herzu, um die Leiche zu obduciren, und ordnet an, daß sie einbalsamirt und von dem Kopfe ein Abguß genommen wird. Lag wirklich ein Selbstmord vor, so mußte die Zuziehung so vieler Zeugen nothwendig dahin führen, daß er nicht verborgen blieb.

13) Möglich auch, daß ihm nur das vorgängige Protokoll bekannt war, welches am Tage nach dem Tode Rousseau's in Folge einer Aufforderung der Staatsprokuratur von zwei Chirurgen aufgenommen wurde und, ohne daß eine Besichtigung des Leichnams stattfand, lediglich auf die Aussagen der Anwesenden hin als Ursache des Todes einen Schlagfluß angab. Freilich sieht man nicht ab, wie er in diesem Falle von einer vollständigen Untersuchung der Leiche sprechen konnte.

14) Vgl. Corresp. 475, 77.

15) S. z. B. Corr. 1053 (vom Jahre 1770). — Der im Folg. angezogene Brief an Therese (Corr. 1006) datirt vom August 1769.

16) „Ergeben in den Willen der Vorsehung, überzeugt von der Unsterblichkeit der Seele, war es seit lange sein Grundsatz, nichts zu thun, was das Ende seiner Tage beschleunigen konnte," sagt Le Begue de Presles in seiner Relation des derniers jours de Rousseau (p. 15). Sein Zeugniß hat um so größeres Gewicht, da er Rousseau in seinen letzten Lebensjahren nicht nur als Arzt, sondern auch als Freund und Berather zur Seite stand. Uebrigens tritt dieselbe still-fromme Ergebung, auf welche die obigen Worte hinweisen, auch in der letzten Schrift Rousseau's, den Rêveries d'un promeneur solitaire, so bestimmt und deutlich heraus, daß man nur diesen seinen reizenden „Schwanengesang" zu lesen braucht, um sich davon zu überzeugen, wieweit er grade in den Tagen, die seinem Tode fast unmittelbar vorausgingen, von jedem Gedanken an Selbstmord entfernt war. Auf den Inhalt der interessanten Schrift, die sich bald in Erinnerungen an die Vergangenheit, bald in Schilderungen der gegenwärtigen Lage und in Reflektionen über den Charakter ihres Verfassers bewegt, wollen wir nicht näher eingehen, zumal wir schon an geeigneter Stelle mehrfach auf ihn Bezug genommen haben.

17) Die Mémoires secrets von Bachaumont melden unter dem 27. No-

vember 1779, daß sich die Wittwe Rousseau's mit Nikolas Montretout, Bedienten des Herrn von Girardin, verehlicht habe. Dasselbe Journal wiederholt die Neuigkeit am 17. Dezember mit dem Zusatze, Therese sei vom Marquis aus dem Hause gejagt worden. Bei der Bestimmtheit, mit welcher die Nachricht hier auftritt, darf man, scheint es, nicht zweifeln, daß die Heirath zu der angegebenen Zeit wirklich stattfand. Indeß schreibt Grimm, der über diese Verhältnisse gewiß sehr genau unterrichtet war, noch ein Jahr nachher (im Oktober 1780): „Die Wittwe J. J. Rousseau's hat, wie man sagt, die Absicht, trotz ihres Schmerzes und ihrer sechszig Jahre mit dem Gärtner des Herrn von Girardin eine zweite Ehe einzugehen." Natürlich konnte, was damals erst beabsichtigt wurde, nicht schon ein Jahr früher Thatsache sein. Daß die Verbindung aber auch nicht später geschlossen wurde, beweis't die Rede, durch welche Barère im Dezember 1790 das Gesuch Theresen's um Bewilligung einer Pension bei der Nationalversammlung befürwortete. „Diese achtungswerthe Frau," heißt es da, „wird beschuldigt, den Namen Rousseau's in den Armen eines zweiten Mannes entehrt zu haben. Im Heiligthum der Gesetze muß man die Wittwe des Gesetzgebers der Welt rächen. Nein, sie hat das Andenken Rousseau's stets in Ehren gehalten und sie würde den Titel seiner Wittwe nicht gegen eine Krone vertauschen. Das sind ihre eignen Worte, die ich vernommen und nicht ohne Rührung habe vernehmen können. Ich habe für sie authentische Zeugnisse in der Hand, die mir von den Pfarrern von Ermenonville und Plessis-Belleville, in deren Kirchspielen sie seit dem Tode Rousseau's gelebt hat, zugestellt worden sind."

18) Man erzählt, sie habe „mit ihrem Stallknecht John die mehr als 100,000 Franken verzehrt," welche du Peyrou ihr als den Ertrag der von ihm veranstalteten Ausgabe der Rousseau'schen Werke auszahlen ließ. So groß war der in Rede stehende Gewinn nun nicht; du Peyrou selbst sagt, daß er 24,000 Franken betrug. Doch reichte auch diese Summe immerhin aus, um ihr in Verbindung mit den kleinen Jahrgeldern, welche sie vom Buchhändler Rey und aus dem Legate des Marschalls Keith bezog, eine behagliche Existenz zu sichern. Gerieth sie trotzdem später in solche Noth, daß sie, wenn auch nicht grade, wie d'Escherny behauptet (Mém. III. p. 166), an den Thüren des Théâtre français bettelte, doch um eine Pension nachsuchen mußte, so waren daran wohl nicht ihre eignen stets mäßigen Bedürfnisse, sondern die Parasiten schuld, deren Beute sie wurde. Indeß sind wir über diese finanziellen Verhältnisse nicht genau genug unterrichtet, um ein sicheres Urtheil abgeben zu können.

19) Wir dürfen doch nicht unerwähnt lassen, daß Therese sich auch ihrerseits berechtigt glaubte, über Herrn von Girardin Beschwerde zu führen. Sie sagt in ihrem mehrfach angezogenen Briefe: „Nach dem Tode meines Gatten habe ich mich, Alles vergessend, was er mir gesagt hatte, diesem Manne rückhaltlos in die Arme geworfen. Ich übergab ihm alles baare Geld, welches sich im Hause befand; ich ließ zu, daß er sich der Manuscripte, des Herbariums, der Musikalien, kurz aller Gegenstände bemächtigte, die unsere Habe ausmachten. — Rasch wie der Adler auf seinem Fluge, hat er sich dann nach Genf begeben und ohne mich zu befragen, ohne mir Zeit zur Ueberlegung zu lassen, alle meine Sachen verkauft gegen Wechsel, die nie bezahlt worden sind und mir schließlich nur eine Leibrente, die ich in Folge einer Uebereinkunft annahm, eintrugen. Ich darf auch nicht vergessen, hinzuzufügen, daß er mir alles Geld, welches ich ihm gegeben, um für mich Sorge zu tragen, in Assignaten zurückbezahlt hat." — Wir wissen nicht, ob und inwieweit diese Vorwürfe begründet waren. Herr von Girardin hat von ihnen keine Notiz genommen, vielleicht weil er die an sich un-

verfänglichen Thatsachen nicht leugnen konnte, die egoistischen Motive aber, welche ihnen erkennbar genug untergelegt wurden, nicht zurückweisen wollte. Er mochte mit Recht denken, daß ihn Niemand für fähig halten werde, die Wittwe seines Freundes an ihrem Eigenthum zu verkürzen. Ob indeß sein Benehmen in jeder Rücksicht tadellos war, steht dahin; Morin führt doch Manches an, was Bedenken erregt. Jedenfalls ist es rathsam, Theresen nicht so ohne Weiteres als den allein schuldigen Theil anzusehen. Der schlechte Ruf, in welchem sie stand und steht, macht nur zu geneigt, ihr auch das Schlimmste zuzutrauen. Man darf aber nicht vergessen, daß derselbe das Werk eben der Leute ist, welche auch Rousseau selbst um Ehre und Ansehen zu bringen strebten. Von ihnen gingen meist die üblen Nachreden aus, welche über sie in Umlauf kamen; sie suchten Alles auf, was ihren Charakter, wie ihr sittliches Verhalten in ein schlimmes Licht stellen konnte, und wurden nicht müde, sie mit den heftigsten, oft gradezu gemeinen und pöbelhaften Schmähungen zu verfolgen. (Vgl. Ginguéné, Lettres sur les Confessions p. 137.) Wußten sie doch, daß jeder auf sie gerichtete Angriff zugleich den verhaßten Gegner traf, und die Schmach, womit die Gefährtin seines Lebens überhäuft wurde, schließlich auf ihn zurückfiel. Die Lügen und Entstellungen der Feinde Rousseau's wurden dann später von manchen seiner Freunde und Verehrer — so namentlich von Musset-Pathay — bereitwillig als baare Münze genommen, auch wohl durch Zusätze und Erweiterungen vermehrt. Ernstlich bemüht und doch außer Stande, ihren Liebling von jedem Flecken rein zu waschen, war Therese für sie der Sündenbock, der alle sonstwie nicht zu beseitigenden Schwächen und Irrungen auf sich nehmen mußte. Wie grundlos und ungerecht ein solches Verfahren ist, haben wir im Verlaufe unserer Erzählung wiederholt hervorgehoben. Hier wollen wir nur nochmals bemerken, daß die in Rede stehenden Vorwürfe und Anklagen keineswegs auf erwiesenen Thatsachen, sondern durchgängig auf willkürlichen Voraussetzungen beruhen. Der Einfluß, welchen Therese auf Rousseau ausübte, war nicht so groß, wie man vielfach annimmt. Ob er hin und wieder nachtheilig eingewirkt hat, muß dahingestellt bleiben. Beweise dafür liegen nicht vor und haben wir keinen Grund, die Versicherung Rousseau's, daß ihre Rath- und Vorschläge stets gut und verständig gewesen, in Zweifel zu ziehen. Ebenso günstig, wie über ihre praktische Einsicht, spricht er sich, wo immer er dazu Gelegenheit hat, über ihre Denk- und Sinnesweise aus. Man darf dieses Zeugniß nicht darum ablehnen, weil es das seinige ist; die rücksichtslose Offenheit, womit er die eigenen, wie die Schwächen Anderer, welche ihm nahe standen, ans Licht zieht, bürgt dafür, daß er auch sie nicht geschont haben würde, wenn ihr Charakter oder ihr Leben ihm Anlaß zu ernsten Ausstellungen geboten hätte. Ließen sich freilich zweifellose Thatsachen nachweisen, die seinem günstigen Urtheile widersprächen, so wäre dasselbe ziemlich irrelevant. Da solche aber durchaus fehlen, so muß es wenigstens für die Zeit, in welcher er mit ihr zusammen lebte, maßgebend sein. Natürlich ist damit nicht ausgeschlossen, daß sie, nach seinem Tode sich selbst überlassen, auf bedenkliche Irrwege gerathen mochte. Indeß sagten wir schon, daß auch die Beschuldigungen, welche damals gegen sie erhoben wurden, in der Luft schweben. Wären sie ausreichend begründet gewesen, so hätte sie es schwerlich wagen dürfen, als die nothleidende „Wittwe Rousseau's" eine Nationalunterstützung in Anspruch zu nehmen. Auch würde ein Mann, wie Mirabeau, an den sie sich zunächst wandte, ihr nicht in so achtungsvollen Ausdrücken geantwortet haben, wie er das wirklich that. (S. seinen Brief bei Musset-Pathay I, p. 284.) Ebensowenig hätte der Referent der Kommission, welche von der Nationalversammlung mit der Prüfung ihres Gesuches beauftragt worden, mit solcher Entschiedenheit für sie

eintreten, das „Geschrei der Verleumdung“ zurückweisen, ihre „Wohlthätigkeit“, wie ihr „sittliches Verhalten“ rühmend hervorheben können. Wir haben aus seiner Rede schon oben eine Stelle mitgetheilt, und bemerken hier noch, daß sie, weit entfernt, irgend welchem Widerspruche zu begegnen, mit lautem Beifall aufgenommen wurde, obgleich die vom Geiste Voltaire's beherrschte Versammlung unter ihren Mitgliedern gewiß mehr Gegner als Freunde Rousseau's zählte. Auch begnügte man sich nicht damit, das beantragte Jahrgeld (von 600 Franken) zu bewilligen; vielmehr wurde die Summe sofort auf das Doppelte erhöht. Einige Jahre später (1794) setzte dann der Konvent „in Erwägung, daß die Pensionärin durch starke Kontributionen in Anspruch genommen worden“, ihr noch weitere 800 Franken zu. Doch reichte, scheint es, auch das so gesteigerte Einkommen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nicht aus. Wenigstens klagt sie in ihrem Briefe an Corancez, daß sie „in ihrer Hütte an Allem Mangel leide“. Ob dem wirklich so war, steht dahin; das Alter ist selten zufrieden und liebt es, seine etwaigen Verlegenheiten zu übertreiben. Doch ist es immer möglich, daß sie bei der enormen Preissteigerung aller Lebensbedürfnisse, welche die damaligen Zeit- und Geldverhältnisse mit sich brachten, Mühe hatte, durchzukommen, zumal ihre gutmüthige Schwäche wohl vor wie nach von der Umgebung ausgebeutet wurde. Begreiflicher noch würde ihre ökonomische Bedrängniß sein, wenn die Angabe, daß sie dem Trunke ergeben gewesen, hinlänglich beglaubigt wäre. Indeß ist das unseres Erachtens nicht der Fall. Musset-Pathay erzählt zwar (II. p. 199), einer seiner Bekannten, der, ein enthusiastischer Verehrer Rousseau's, dessen Wittwe aufgesucht, habe sie in einem Zustande bewußtloser Trunkenheit angetroffen. Doch davon abgesehen, daß die Glaubwürdigkeit seines Gewährsmannes fraglich ist, würde aus dem einen, nicht genauer präcisirten Falle noch nicht auf eine habituelle Gewohnheit zu schließen sein. Weniger noch will es bedeuten, wenn Rousseau einst, befragt, warum er selbst den Wein aus dem Keller hole, geantwortet haben soll: „Was wollen Sie? Wenn meine Frau hingeht, bleibt sie da.“ Es liegt auf der Hand, daß diese Aeußerung, wenn sie anders ächt ist, nichts als ein harmloser Scherz war. Uebrigens fehlt es an Nachrichten über die spätere Lebenszeit Theresen's so gut wie ganz. Fest steht im Grunde nur, daß sie am 17. Juli 1801, im Alter von achtzig Jahren, zu Plessis-Belleville, einem unfern von Ermenonville gelegenen Dorfe, gestorben ist.

20) Vorausgesetzt freilich, daß nicht F. A. Raspail im Rechte ist, der neuerlich (in der Réforme vom 8—11. September 1869) die Ansicht aufgestellt hat, „Rousseau sei mit Hülfe seiner Therese von dem unwürdigen Liebhaber derselben *ermordet* worden“. Leider sind wir, da uns das genannte Journal nicht zur Hand ist, außer Stande, die Gründe, auf welche er seine wunderliche, aber jedenfalls originelle Hypothese stützt, genauer zu prüfen. Th. Vogt (Rousseau's Leben S. 108, Anm.), dem wir die obige Notiz entnehmen, sagt, der Aufsatz sei „reich an kühnen Combinationen, aber arm an Beweisen“.

X.

1) Daß man ihn nach Paris, nicht nach Senlis citirte und es bei *einer* Vernehmung nicht bewenden ließ, ist ebenso auffallend, wie der gleichzeitige Tod des Namensvetters. Vielleicht lebte und starb dieser erst *nach* dem Gebete.

2) Corresp. vom August 1780.

3) d'Escherny (Mélanges III, p. 163); der „Reisende“ (Berlin 1797, 2ter Theil.) — Zum Folg. s. Letourneur, Voyage à Ermen. (1788).

4) Rêveries d'un prom. sol. 2 a. Schlusse.

5) Vgl. Band 2 u. W. S. 221 sqq.

6) Musset-Pathay II. s. v., Morin p. 470 sqq.

7) Als d'Alembert seinen Eloge de Milord Maréchal veröffentlichte, schrieb sie den Procès de l'esprit et du coeur de M. d'Al. (Vgl. Morin p. 456 sqq.) Auch gegen den Generalpächter De la Borde, der in seinem Essai sur la musique moderne (1779) Rousseau mehrfach angriff, u. A. ihn beschuldigte, die Musik zu seinem Devin „gestohlen" zu haben, trat sie in die Schranken — In den Repliken, die man gegen sie losließ, wurde sie als eine ehemalige Mätresse Rousseau's, als die Heldin seines schlechten Romans bezeichnet, ein verrücktes Frauenzimmr, alte Plaudertasche u. s. w. genannt. — Ueber Roucher s. Musset-Pathay II. s. v.

8) Die Schrift von Barère erschien 1787, die der Frau von Staël (Essai sur le caractère et les ouvrages de R.) im folgenden Jahre.

9) Ihre Errichtung wurde auf den Antrag Eymar's in derselben Sitzung beschlossen, in welcher man Theresen die früher erwähnte Pension bewilligte.

10) S. Lamartine, Hist. des Girondins 57, 20—22. Die Daten dieses Gewährsmannes sind leider ebenso unzuverlässig, wie seine sonstigen Angaben. So läßt er Robespierre die im Text erwähnte Rede am 20sten Prairial (8. Juni), d. h. an dem Tage halten, an welchem einige Wochen später das Fest des höchsten Wesens gefeiert wurde. — Zum Folg. vgl. Gaberel (R. et les Gen.) p. 147.

11) Eymar bei Morin p. 474, Gaberel p. 149 sqq., wo aus einer dieser gutgemeinten, aber höchst faden Hymnen eine Strophe mitgetheilt wird.

12) Eymar in Oeuvres inédites de Rousseau II, p. 222.

13) In diese Zeit fallen zunächst die Berichte, welche Dussaulx und Corancez über ihre Beziehungen zu Rousseau veröffentlichten. Obgleich anscheinend in einem unbefangenen und selbst wohlwollenden Sinne abgefaßt, verrathen sie doch eine starke Animosität, die sich sichtlich darin gefällt, die schwachen Seiten des ehemaligen Freundes hervorzukehren und seine Denkweise, wie sein Benehmen, in ein ungünstiges Licht zu stellen. — Bald nachher erschienen dann die Memoiren von Marmontel (1800), der, als getreuer Eckart Voltaire's, Diderot's und ihrer Genossen, sich zum Echo all' der Schmähungen und Verleumdungen machte, die von diesem Kreise gegen den ihm auch persönlich verhaßten Rousseau ausgingen. — Ferner gehören die heftigen, ja brutalen Invektiven hierhin, mit welchen damals Laharpe, der im Gefängniß aus einem Paulus der Revolution zu ihrem Saulus geworden, allerdings nicht blos Rousseau, sondern die Gesammtheit der politischen und religiösen Freidenker verfolgte.

14) Morin p. 475.

15) Wir fanden die Notiz bei Wachsmuth (Europ. Sittengesch. 3, p. 462). Daß sie unrichtig ist, ergibt sich aus dem, was im Texte weiterhin mitgetheilt wird. Wir fügen noch hinzu, daß die Leiche Rousseau's, falls man sie wirklich damals nicht länger im Pantheon hätte dulden wollen, ohne Zweifel des angegebenen Vorwandes wegen nach Ermenonville gebracht worden wäre. Dies geschah aber nicht, wie schon die Thatsache beweis't, daß Herr. von Girardin sie noch im Jahre 1822 reklamirte (Morin p. 594, XXII.). — Zum Folg. s. Gaberel p. 151.

16) Bis zum Jahre 1864. S. das Magazin für die Litteratur des Auslandes 1864, Nr. 12, wo die Mittheilungen des Bibliophilen Jakob in seinem Journal L'Intermédiaire wiederholt werden. — Zum Folg. vgl. Guérard, la France littéraire, art. Rousseau.

17) S. den Moniteur vom 26. März 1822, bei Morin p. 594.

18) Vgl. Morin p. 474 sqq. Musset-Pathay Oevr. inéd. de R. II, wo Einzelnes angeführt und widerlegt wird.

19) S. die Préface zur Hist. de la vie et des ouvrages de Rousseau (1821, 2 vols.). Später veröffentlichte Musset noch Oevr. inéd. de R. in 2 Bänden (1825).

20) La France littéraire, art. Rousseau. — S. auch Gottschall in „Unsere Zeit", 1870, 2tes Oktoberheft.

21) Vgl. Gaberel p. 153 sqq.

22) S. Emile I. a. Schl., V (des voyages); Nouv. Hél. II, 14, 15, 17, 19; IV, 10; VI, 5; Confess. I, 4, 5 u. s. w.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.







